



<36604484920013

Conversations-Lexikon.

Siebente Originalauflage.

Fünfter Band.

H bis Jod.

Zur Nachricht.

Von der siebenten Originalauflage dieses Werks sind drei verschiedene Ausgaben veranstaltet worden, die zu folgenden Preisen sowol durch den Verleger als durch alle andre Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können.

Nr. 1, auf weißem Druckpapier, Pränumerationspreis für das ganze Werk, 15 Thlr., oder 27 Fl. Rhein.

Nr. 2, auf gutem Schreibpapier, 20 Thlr., oder 36 Fl. Rhein.

Nr. 3, auf extrafeinem Velinpapier, 36 Thlr., oder 64 Fl. 48 Kr. Rhein.

Sammler, die sich in portofreien Briefen an den Verleger wenden und den Betrag ihrer Bestellung gleich beifügen, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frei oder können, wenn sie verschiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigstens 105 Thalern Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexikon.)

In zwölf Bänden.

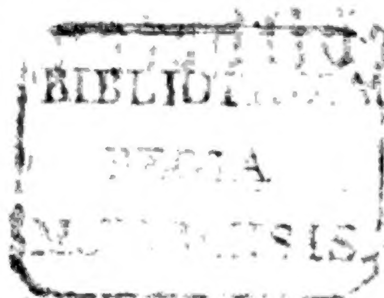
Fünfter Band.

H bis Jod.

Siebente Originalauflage.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1827.



H.

H, der achte Buchstabe im deutschen Abc, wird gebraucht: 1) Als hörbarer Buchstabe, als starker Hauch am Anfange der Wörter. Weniger hört man diesen Buchstaben in der Mitte der Wörter nach einem Selbstlaut. In einigen harten Sprecharten wird er fast so hart wie ch ausgesprochen. In der ältern fränkischen Mundart wurde h oft vor Wörtern, die mit l, r, und w anfangen, gesetzt, wo es später in ch oder k überging. 2) Als Zeichen der Dehnung eines Grundlautes, besonders am Ende der Wörter. Häufiger steht es in dieser Absicht in der Mitte vieler Wörter vor den Buchstaben l, m, n, r. Er wird weggelassen hinter Doppellauten, deren Dehnung sich von selbst versteht, wie in verlieren ꝛc. In andern Wörtern wird der Selbstlaut verdoppelt. 3) Als Milderungszeichen einiger hartlautenden Buchstaben, als des c, wenn es wie ein k lauten soll, des p und t in ch, ph, th, wo es indeß mit diesen Buchstaben vielmehr eigne Laute bezeichnet, für welche wir keine besondern Zeichen haben. In wenigen Fällen setzt man das h noch hinter r. — Im neuern Tonsystem bezeichnet H die siebente diatonische Klangstufe, oder die zwölfte und letzte Saite der diatonisch-chromatischen Tonleiter, welche früher B hieß. (S. Ton, Tonleiter.)

Haag, vormals die beständige Residenz des Erbstatthalters der vereinigten Niederlande, jetzt die gewöhnliche Winterresidenz des Königs der Niederl., eine offene Stadt in Holland unter 52° 4′ 45″ N. B. und 21° 58′ 25″ Ö. L., fast 7 Meilen südwestlich von Amsterdam, 2½ M. von Leiden, und eine gute halbe M. vom Strande der Nordsee entfernt. Sie hat in 6200 Häusern über 44,000 Einw. Die Stadt liegt höher und trockner, als die meisten in Holland, daher die Luft auch rein und gesund ist. Die Umgebungen sind wegen der herrlichen Gärten ungemein reizend. Die Straßen sind breit und mit hohen Baumgängen eingefaßt. Gepflastert sind sie mit hellfarbigen Ziegelsteinen, die äußerst dicht zusammengefügt sind. An einer Seite der Stadt ist ein breiter Canal, beständig mit Fahrzeugen bedeckt, an der andern ein trefflicher Wald, ungefähr eine halbe M. im Durchschnitt; die übrigen Seiten der Stadt sind von schönen Wiesen und trefflichen Landsitzen umgeben. In der Stadt selbst ist die sogenannte Veiver-Burg die schönste Abtheilung. Das königl. Schloß, der ehemalige Statthalterpalast, stellt einen unregelmäßigen Haufen alter Gebäude dar. Der Haag war nämlich früher eine Domaine der Grafen von Holland, daher man sonst auch Grafenhaag zu sagen pflegte. Das treffliche Museum der Prinzen von Oranien wurde von den Franzosen weggeführt, seit dem Frieden aber wieder an Ort und Stelle gebracht. In der Nähe liegt das Haus im Busch, k. Lustschloß, m. e. Gemäldesammi.

Haare, die dünnen, kegelförmigen, mehr oder minder biegsamen und elastischen Fäden, welche dem Körper der mehrsten Säugthiere zur Bedeckung und zum Schutz gegen Nässe, Kälte und Verletzung dienen. Das Haar gleicht einem Zwiebelgewächs, und ist vermöge einer zwiebelartigen Wurzel in der Fetthaut befestigt. Der Nahrungssaft wird in demselben durch unendlich kleine, hohle Canäle emporgeleitet; denn untersuchen wir das Haar unter dem Mikroskop, so finden wir, daß es aus drei besondern Theilen zusammengesetzt ist: aus dem äußern Überzuge, der innern Röhre und dem in derselben enthaltenen Marke. Der äußere ölichtgallertartige Überzug ist, wenigstens bei den Menschen, immer durchsichtig

und ungefärbt, und gibt dem Haare die große Dauer gegen die Einwirkung der Luft und Witterung, sodaß es der Verwesung Jahrhunderte lang trotzt. Unter diesem Überzuge liegen mehre äußerst feine Röhren dicht neben einander, welche nicht nur unter sich, sondern auch mit diesem in Verbindung stehen, und ein aus einer flüssigen und einer weichen festen Substanz bestehendes Mark enthalten. Jene ist zähe und gibt dem Haare seine Farbe; diese ist ein unendlich feines Gewebe von glänzenden Fasern, das aus der Zwiebel seinen Ursprung nimmt. Zwischen den Haaren der einzelnen Thiere findet eine außerordentliche Verschiedenheit statt, sowol in der Länge, der Feinheit, der Farbe, der Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, als auch in dem Bau. Bei den Pflanzen, besonders an dem Stengel, auf den Blättern, den Kelchen, den Blumenblättern und der Frucht finden wir gewisse, dem Haar ähnliche Fasern, an denen wir eine ebenso große Verschiedenheit, wie an den Thierhaaren wahrnehmen. Einige verhärten sich zu Stacheln und gleichen den Borsten, andre sind glatt, fein und weich, noch andre gleichen der Wolle u. s. w. Auch sie sollen vermuthlich die zarte Oberfläche der Pflanze schützen, haben aber, wenigstens in vielen Fällen, noch die Bestimmung, die in der Luft enthaltnen und die Gewächse nährenden Feuchtigkeiten einzusaugen.

Haargefäße, Haargefäßsystem. Die letzten Endungen der Schlagadern, welche ihrer außerordentlichen Feinheit wegen mit einem Haare verglichen werden und aus welchen, auf eine noch nicht gehörig bekannte Weise, die Anfänge der Venen entspringen. Der Charakter der Arterie und der Vene ist daher in diesem Haargefäßsystem erloschen, aber die Ernährung der festen und die Bildung der flüssigen Theile geht in ihm vorzugsweise vor sich.

Haarröhren sind gläserne Röhren, deren Höhlung etwa den Durchmesser eines Pferdehaars oder wenig darüber hat, und die an beiden Seiten offen sind (welches eine unerlaßliche Bedingung ist, weil, wenn das Röhrchen oben nicht offen wäre, die eingeschlossene Luft sich dem Versuche widersetzen würde). Stellt man eine solche Röhre mit der untern Öffnung in eine Flüssigkeit, die auf Glas zerfließt, so steigt diese Flüssigkeit darin auf, und erhebt sich über das Niveau der äußern Flüssigkeit zu einer größern oder geringern Höhe, nach Maßgabe der Enge des Röhrchens und der Natur der Flüssigkeit. Solche Flüssigkeiten dagegen, welche auf dem Glase nicht zerfließen, steigen auch in der Röhre nicht auf; und Quecksilber z. B., welches unter sich stärker, als mit dem Glase zusammenhängt, steht in der Röhre sogar niedriger, als außer derselben. Den Grund dieser merkwürdigen Erscheinung, welche in der Natur unzählig oft, namentlich bei dem Aufsteigen der Säfte in den Röhren der Pflanzen vorkommt, wird von den Physikern in dem Gegenzuge zwischen den denkbar kleinsten Theilchen der Materie, unter Voraussetzung einer gewissen Verwandtschaft der betreffenden Stoffe gesucht, deren Abneigung hingegen den umgekehrten Erfolg bedingt. Analytische Untersuchungen darüber hat angestellt Laplace in s. „**Théorie de l'action capillaire**" (Paris 1806, 4.) und „**Supplément**" dazu (ebend. 1807, 4.), auch als Anhang zum 3. Bde. s. „**Mécanique céleste.**" (Vergl. **Adhäsion.**)

Habakuk, ein jüdischer Prophet im letzten Jahrh. des Reichs Juda, um 600 v. Chr., hat ein Gedicht von hohem lyrischen Schwunge hinterlassen. Klagen über die schrecklichen Verwüstungen der Chaldäer in Judäa und über den nahen Untergang dieses Reichs, Tröstungen und frohe Aussichten auf künftige Demüthigung der Sieger und neues Glück der Juden sind der Inhalt desselben. Der Genius dieses Dichters erregt die Bewunderung Aller, die seine Schönheiten zu fassen vermögen. Bei aller Kühnheit, Glut und Fülle seiner Einbildungskraft hat doch seine Sprache eine seltene Reinheit und sein Versbau einen Wohllaut, der auch denen, die nicht an das hebräische Idiom gewöhnt sind, fühlbar wird. Alle seine Worte sind Charakter und Leben, es gibt nichts Furchtbareres, wo er schrecken,

nichts Beißenderes, wo er spotten, nichts Erquickenderes, wo er trösten will. Vergl. Eichhorn's „Einleitung in das Alte Testament." Eine gelungene Übersetzung seines Gedichts liest man im 4. Th. der Übers. des A. T. von Augusti und de Wette. E.

Habeas=Corpus=Acte. Habeas corpus heißt in der englischen Justizverfassung eine gerichtliche Verordnung, Gefangene zum Zweck der Rechtspflege von einem Gerichtshofe zu einem andern zu bringen. Der bestimmte Zweck wird durch den Zusatz ausgedrückt, z. B. habeas corpus ad respondendum, wenn er auf eine Klage antworten, satisfaciendum, wenn das Executionsverfahren in Civilsachen gegen ihn eingeleitet werden soll, prosequendum, testificandum, deliberandum u. s. w. Durch die Verordnung ad faciendum et recipiendum, gewöhnlich habeas corpus cum causa genannt, wird eine Civilklage auf Antrag des Beklagten von den Untergerichten an die Obergerichte in Westminster gebracht, indem befohlen wird, die Person des Beklagten, nebst einer Angabe des Tages und der Ursache seiner Verhaftung auszuliefern, um zu thun und zu empfangen, was der königl. Gerichtshof für nöthig erkennen wird. Die wichtigste Verordnung dieser Art, und die wirksamste zur Behauptung der persönlichen Freiheit in allen Fällen ungesetzlicher Einkerkerung ist die habeas corpus ad subiiciendum benannte. Diese kann nur von dem Gerichtshofe der Kingsbench erlassen werden, selbst während der Ferien vermittelst eines Fiat von dem Oberrichter oder einem andern Richter, und zwar in alle Theile des Königreichs. Gleich allen Prärogativverordnungen darf sie nur auf ausdrückliche Anregung und nicht von freien Stücken erlassen werden, auch nicht ohne Angabe der Ursache, warum die außerordentliche Gewalt der Krone aufgerufen worden ist. Die Magna charta bestimmt, daß kein freier Mann verhaftet oder eingekerkert werden soll, außer durch ein gesetzliches Urtheil seines Gleichen (aequalium) oder durch ein Landesgesetz; und manche alte Statuten haben später verordnet, daß Niemand verhaftet oder eingekerkert werden darf, als in Folge einer legalen Anklage und eines rechtlichen Processes. Allein in den ersten Jahren der Regierung Karls I. erklärte der Gerichtshof der Kingsbench, daß auf ein habeas corpus für keinen Gefangenen gebürgt oder derselbe ausgeliefert werden könne, wenn er, obgleich ohne angegebene Ursache, auf besondern Befehl des Königs oder durch die Lords des geheimen Raths verhaftet worden wäre. Daher wurde in der Erklärung des Parlaments vom 7. März 1627 über die allgemeinen Freiheiten der Engländer (der Petition of rights) unter Anderm ausgesprochen, daß kein freier Mann verhaftet oder gefangen gehalten werden sollte, ohne Angabe einer Ursache, wogegen er sich dem Gesetz gemäß vertheidigen könne. Karls II. launische und willkürliche Regierung machte nähere Bestimmungen nöthig und veranlaßte zuerst eine Acte von 1664, dann aber 1679, die vorzugsweise so berühmte Habeas-Corpus-Acte, welche von den Engländern als eine zweite Magna charta des Reichs betrachtet wird, und worin die Art und Weise, wie man ein habeas corpus erhalten kann, so klar bestimmt und fest begründet ist, daß, so lange dieses Gesetz besteht, kein englischer Unterthan lange im Gefängniß gehalten werden kann, außer in den Fällen, wo es das Gesetz rechtfertigt. Gegen Richter, Gefängnißaufseher und andre Beamte, welche der Acte zuwiderhandeln, sind nachdrückliche Strafen festgesetzt, wogegen kein höherer Befehl und der König selbst nicht schützen kann. Bisweilen kann zwar, wenn der Staat in Gefahr ist, die Habeas-Corpus-Acte eine Zeit lang außer Kraft gesetzt werden; aber nur die gesetzgebende Gewalt oder das Parlament kann die Krone dazu ermächtigen, um verdächtige Personen zu verhaften, ohne einen Grund deßhalb anzugeben. Jedoch wird zu diesem Mittel nur in Fällen der dringendsten Noth geschritten. Ein solcher Fall trat 1817 ein, auf Veranlassung der in mehren Theilen des Reichs ausgebrochenen Unruhen, und hatte schon 1793 und

1794 stattgefunden. Und dann noch müssen die Minister sich, wenn die Suspension des **Habeas corpus** wieder aufhört, wegen der inzwischen stattgefundenen Verhaftungen eine **Bill of indemnity** (Niederschlagung der Entschädigungsansprüche) geben lassen, weil sonst von den Verhafteten sehr lästige Processe im Civilwege gegen sie angefangen werden können.

Häberlin (Karl Friedr.), geh. Justizrath und Professor der Rechte zu Helmstädt, geb. daselbst 1756, der Sohn des berühmten deutschen Staatsrechtslehrers Franz Dominicus Häberlin. Er studirte die Rechte, und bildete sich ferner aus in der Justizkanzlei zu Wolfenbüttel. Von Wolfenbüttel ging er als Professor des deutschen Staatsrechts nach Erlangen, wo er die Materialien zu seinem Repertorium für deutsches Staats- und Lehnrecht sammelte, und mit einer Literatur dieser Wissenschaft seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete. Bald darauf erhielt er eine juristische Professur in Helmstädt. In seinem „Handbuch des deutschen Staatsrechts" vereinigte er gründliche Forschung und Gelehrsamkeit mit edler freimüthiger Kühnheit, und trat fest in Schlözer's Fußstapfen. Er wurde zu öffentlichen Geschäften gebraucht, oft in wichtigen Streitpunkten, welche in sein Hauptfach schlugen, zum Schiedsrichter aufgefodert. Am berühmtesten machte ihn die Berlepsch'sche Streitsache, denn der seines Amts als Hofrichter durch einen Machtspruch entsetzte Mann wählte Häberlin zu seinem Sachwalter, und dieser führte das anvertraute Amt, so lange Berlepsch seinen kühlern Rathschlägen folgte, mit edler Freimüthigkeit und thätigem Eifer. Durch seine „Staatsanzeigen", worin der Geist der Zeit mit Beziehung auf Thatsachen trefflich dargestellt war, erhob sich Häberlin's Ruhm noch mehr, und der Herzog von Braunschweig sandte ihn als seinen Geschäftsträger zu der Reichsdeputation in Rastadt. Häberlin rechtfertigte dieses Vertrauen, und hatte scharf beobachtend den wahren Gang der deutschen Angelegenheiten so richtig gefaßt, daß er den unvermeidlichen Wiederausbruch des Kriegs und Deutschlands nahes Schicksal seinem Fürsten mit Bestimmtheit voraussagte. Nach Errichtung des Königreichs Westfalen ward Häberlin zum Reichsstand und Mitglied der Gesetzcommission ernannt; aber von heftiger Krankheit ergriffen, mußte der treffliche Mann sich von Kassel nach Helmstädt zurückbegeben, und starb wenige Tage nach seiner Ankunft (1808) in der Mitte seiner Familie. zz.

Habesch oder Habessinien, auch Abyssinien, sonst Äthiopien oder das Mohrenland (9—16° N. B.), 15,300 □M. groß, im N. von Nubien, im O. vom rothen Meer, im S. und W. von Adel, Ajan und Nigritien begrenzt, ist voll hoher Gebirge, auf denen der Nil entspringt. Eine Bevölkerung von 4 bis 5 Mill., größtentheils arabischen Bluts, mit Juden, Türken und Negern vermischt, ein kriegerischer Geist und Reichthum an Gold, Eisen, Bergsalz, Getreide und edlen Früchten geben diesem alten Reiche im Mittelstriche von Afrika ein bedeutendes Gewicht. Der Handel ist in den Händen der Juden, Armenier und Türken. Die herrschende Religion ist die christliche, nach den Begriffen des arabischen Hauptstammes der Einwohner eigenthümlich modificirt. Sie haben mehr als irgend eine andre vom Judenthume beibehalten, Knaben und Mädchen werden beschnitten, die Mosaischen Verbote in Rücksicht der Speisen und Reinigungen beobachtet, der Sabbath wird gefeiert und die Altäre haben die Gestalt der jüdischen Bundeslade. Im Glauben folgen die Habessinier dem monophysitischen Lehrbegriff (s. Monophysiten); beim Gottesdienst brauchen sie die Bibel und auch die apokryphischen Bücher in der Tigre- oder Gheessprache, welches ihre Bücher- und Urkundensprache ist; Taufe und Abendmahl verrichten sie nach Art der griechischen Kirche, mit der sie auch Fasten und Festtage gemein haben, und bedienen sich nur am Grünendonnerstage des ungesäuerten Brotes. Eigen ist es ihnen, daß die Vornehmen größere Stücken Brot beim Abendmahl erhalten, und

Niemand vor dem 25. Jahre zu diesem Sacramente zugelassen wird, weil sie behaupten, daß Niemand vor diesem Alter eine eigentliche Sünde begehen könne, und daher selig werde, wer früher stirbt. Die Todten halten sie für unrein und eilen mit ihrer Beerdigung. Ihre kleinen, runden, mit kegelförmigen Strohdächern bedeckten Kirchen stehen auf Hügeln von Cedern umgeben in der Nähe fließenden Wassers; inwendig hängen sie voll schlechter Gemälde. In diesen Kirchen muß, wie in den griechischen, Jedermann stehen, die Schuhe müssen vor der Thür abgelegt und jede Unreinigkeit muß vermieden werden; auch wer vorbeireitet, muß absteigen und eine Strecke zu Fuß gehen. Der Gottesdienst besteht nur im Vorlesen biblischer Stellen und Austheilen des Abendmahls, von Predigt und Kirchengesang weiß man nichts. Die meist sehr unwissenden Geistlichen sind verheirathet, und werden an dem Kreuze erkannt, das sie beim Ausgehen in der Hand tragen und zum Küssen darbieten. Das Oberhaupt der habessinischen Kirche heißt Abuna (Unser Vater), und wird gewöhnlich aus koptischen Priestern gewählt, da Habesch mit den Kopten in Kahira Gemeinschaft hält. Der Abuna ordinirt durch Anblasen und Kreuzmachen, und lebt von den Gebühren für diese Ordination und dem Ertrage einiger Ländereien. Unter ihm stehen die Kamosats oder Oberpriester der Weltgeistlichen, die Schriftgelehrten und die Mönche. Diese geben vor, vom Orden des heil. Antonius zu sein, und gehören zwei verschiednen Brüderschaften an. Die von der Stiftung des Abts Terla Haimonat, der das Mönchsleben um 620 in Habesch ordnete, ist die ansehnlichste und hat mehre, von unverheiratheten Mönchen bewohnte, wohlbegabte Klöster, die ein gemeinschaftlicher Superior regiert. Die Klöster von der Stiftung des Abts Eustasius bestehen aus Hütten um eine Kirche her, in denen die Mönche meist mit Weib und Kind wohnen und sich von Ackerbau und Handel nähren. Diese Brüderschaft hat zwar Äbte, doch kein gemeinschaftliches Oberhaupt. Beide Arten von Mönchen, sowie die weniger zahlreichen Nonnen, die sich an keine Clausur binden, ziehen umher, handeln auf Märkten, und scheinen das Gelübde der Keuschheit wenig zu achten. Im Ganzen hat die habessinische Geistlichkeit weder ausgezeichnete Kleidung, noch besondere Vorrechte. Der Kaiser (Negus) übt auch in kirchlichen Angelegenheiten eine unumschränkte Gewalt aus. Er hatte, obwol die Habessinier streng auf Monogamie halten, allein das Vorrecht der Vielweiberei, und konnte 48,000 Mann ins Feld stellen. Er vererbte die Krone auf seine Söhne, doch so, daß unter diesen die Wahl entschied. Jetzt ist Habesch in drei besondre Staaten getheilt: Tigre, Amhara und Efat. Der Negus lebt, als Schattenkaiser, zu Gondar in Amhara, unter der Obhut des dasigen Herrschers. Der Papst versuchte mehrmals Habesch zu gewinnen. Die Gelegenheit zu Unionsversuchen gab ein Krieg der Habessinier mit den Türken, indem die Regentin Helena im Namen des minderjährigen Negus, David II., 1516 Hülfe bei den Portugiesen suchte. 1520 kam eine portug. Flotte mit Soldaten und Geistlichen nach Habesch, und da die Türken und Gallas (ein kriegerisches Bergvolk in Süden und Westen von Habesch) gegen Ende des 16. Jahrh. durch Beistand der Portugiesen zurückgeschlagen worden waren, erhielten diese eifrigen Katholiken ein Gewicht in Habesch, welches der Papst zu benutzen wußte. Er sandte Jesuiten, um Habesch zur römischen Kirche zu bekehren, und eine portug. Colonie, welche daselbst Fuß gefaßt hatte, unterstützte sie; der römische Cultus wurde auch wirklich im Anfange des 17. Jahrh. eingeführt, der Jesuit Alfons Mendez 1626 zum Patriarchen von Habesch eingesetzt, die Sabbathsfeier verboten und die ganze Kirchenverfassung katholisirt. Allein diese Union war, wie der portug. Einfluß in Habesch, vorübergehend; der Negus Basilides trat 1632 seine Regierung damit an, daß er den Wünschen der größern, dem Katholicismus abgeneigten, Masse des Volks nachgebend, die portug. Mönche und alle Katholiken sammt dem Patriarchen verjagte, die zurückgebliebenen Jesui-

ten aufknüpfen ließ, und die alte habessinische Religionsverfassung herstellte. Seitdem haben die Missionaire der Katholiken in Habesch ihren Eifer meist mit dem Leben büßen müssen, und die bis ans Ende des vorigen Jahrh. fortgesetzten Versuche der römischen Propaganda, die Habessinier zu bekehren, sind fruchtlos geblieben. Dagegen hat sich ein abhängiger Staat der Juden im Westen von Habesch auf der rauhen Bergkette von Samen am Smaragdengebirge seit den ältesten Zeiten behauptet. Sie nennen sich Falaschas, d. h. Exulanten, ihren Staat Falasjan, und haben ihre besondre Regierungsform, bei der sie vom Negus gegen gewisse Abgaben geschützt werden; aber nicht mehr eigne Könige. Bruce fand daselbst einen jüdischen König Gideon und eine Königin Judith; die Bevölkerung an streitbaren jüdischen Männern gibt er auf 100,000 an. S. Henry Salt, „Voyage to Abyssinia in the years 1800 and 1810" (Lond. 1814, 4.). Salt begleitete den Lord Valentia. E.

Habsburg. An dem rechten Ufer der Aar, im jetzigen Kanton Aargau, erbaute Werner, Bischof von Strasburg im 11. Jahrh., mitten unter steilen Felsen eine starke Veste, und nannte sie Habsburg (Habichtsburg). Werner war ein Enkel von Guntram dem Reichen, Grafen von Elsaß und Breisgau, der ein Sprößling von Ethico I., Herzog von Alemannien und Elsaß, aus dem 7. Jahrh. gewesen sein soll. Kanzelin, Graf von Altenburg, Guntrams muthmaßlicher Sohn, war Werner's Vater und residirte im Mittelpunkte seiner Güter, unweit Windisch, dem Hauptorte der ehemaligen römischen Colonie Vindonissa. Radbot, Werner's Bruder, besaß die Grafschaft Klettgau, und hatte Ida, die Tochter Gerhard III., Grafen von Elsaß und Lothringen, zur Gemahlin; sein Sohn Otto starb 1046 ohne Erben; so ward Werner alleiniger Besitzer der sämmtlichen Familiengüter. Er zuerst hieß Graf von Habsburg und nannte sich „Gründer des Schlosses Habsburg", wie dies die Eingangsworte der Stiftungsurkunde über die Abtei Mury beweisen, welche von ihm herrührt. Heirathen, kaiserliche Schenkungen vergrößerten dies Besitzthum; dadurch, daß die Grafen von Habsburg Anwalte, Beschützer der Abteien, Vogteien und benachbarten Cantone waren, gewannen sie einen mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Albrecht III., Werners Urenkel, besaß große Güter in Schwaben, Elsaß, im Aargau, und erhielt die fürstliche Würde, als er den Titel eines Landgrafen von Oberelsaß annahm. (Diesen Titel führten alle Nachkommen Albrechts III. von der habsburgischen und östr. Linie. Elsaß war damals in die obere und niedere Landgrafschaft getheilt; jene hieß zuweilen Sundgau, die letztere Nordgau.) Sein Sohn, Rudolf, erwarb hiezu noch die Reichsstadt Lauffenburg am Rhein und andre Strecken, denn er war Vogt von Uri, Schwytz und Unterwalden; doch wurde ihm dies Vogtthum zweimal, theils gänzlich, theils bis auf Unterwalden entrissen, aber Kaiser Friedrich II., der ihn bestimmte, jenem Vogtthum zu entsagen, gab ihm dafür die Grafschaft Rheinfelden zur Entschädigung. Seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf, theilten nach ihres Vaters Tode (1232) seine Güter; auf Albrechts Antheil fielen das Schloß Habsburg und Güter im Aargau und Elsaß; Rudolf erhielt Ländereien im Breisgau und die Grafschaften Klettgau, Rheinfelden und Lauffenburg; er war das Haupt der habsburg-lauffenburgischen Linie. Beide führten den Titel Landgrafen von Elsaß; als Rudolf starb, ward dieser Titel ausschließliches Erbe der Nachkommen Albrechts IV. Durch seine Gemahlin, Hedwig, Tochter Ulrichs, Grafen von Kyburg, Lenzburg und Baden, der von den Herzogen von Zähringen abstammte, war Albrecht IV. auch mit Kaiser Friedrich II. verwandt. Unter diesem Kaiser focht er in Italien, und zog als Kreuzfahrer gen Palästina. Seinen Bruder Rudolf setzte er zum Vormund über seine Kinder, schloß Frieden mit seinen Nachbarn, und schiffte sich, von dreißig Baronen begleitet, zu Marseille ein. „Be-

denkt immer", sprach er beim Abschiede zu seinen Söhnen, „daß die Grafen von Habsburg ihren hohen Ruhm nicht durch Betrug, Übermuth und Selbstsucht erworben haben, sondern durch Muth und Aufopferung für das gemeine Beste. Folgt ihr diesem Beispiele, so werdet ihr die Güter und Würden eurer erlauchten Ahnen erhalten, ja noch mehren!" Als er zu Akkon (St.-Jean d'Acre) landete, war schon Waffenstillstand mit den Saracenen geschlossen; bald nachher starb er, ein Opfer des Klima (1240) zu Askalon. Er hinterließ drei Söhne: Rudolf, Albrecht und Hartmann. Albrecht, der Kanonicus zu Basel war, und Hartmann wurden von Rudolf überlebt. Dieser **Rudolf von Habsburg** (s. d.) ward der Stifter des östr. Hauses, das jetzt noch in der Linie von Habsburg-Lothringen auf Östreichs Kaiser- und Ungarns und Böhmens Königsthrone blüht. Die Veste Habsburg blieb fast 150 Jahre nach Rudolfs Erhebung zum römischen Könige ein Besitzthum des Hauses Östreich. Als aber Herzog Friedrich von Östreich wegen seiner Anhänglichkeit an den Papst Johann XXIII. in Acht und Bann gethan wurde und einen großen Theil seiner Besitzungen verlor, da fiel die Veste Habsburg an den Kanton Bern. Noch sieht man ihre Trümmer auf dem Wülpelsberge.

Habsucht ist die unersättliche Begierde, das in seinen Besitz zu bringen, was Genuß verspricht. Sie ist also eine Leidenschaft, welche die Gegenstände des Eigenthums betrifft, der Genuß aber, welchen dieselbe im Auge hat, ist nicht die bloße Vorstellung des Eigenthums, wie beim Geiz; er liegt vielmehr in der Thätigkeit des Erlangens selbst, in der Benutzung und Anwendung, und es kann der Habsüchtige daher sogar Verschwender sein. Hieraus leuchtet die große Verschiedenheit zwischen Habsucht und Geiz ein; und wenn man daher im allgemeinen und unbestimmten Sinne Geiz überhaupt das leidenschaftliche Streben nennt, mehr zu haben, als man bedarf, so ist doch der Geiz im engen Sinne, welchen Einige mit Kargheit gleichbedeutend setzen, mehr passiver, die Habsucht mehr activer Natur; jener will zunächst erhalten, sich im Besitz behaupten, und wenn er mehr wünscht, als er besitzt, es nur besitzen, ohne es auch anzuwenden; diese will zunächst ihren Wirkungskreis erweitern, um ihre Kraft, Gewalt zu üben, oder den Besitz auf irgend eine Weise anzuwenden. Der Geiz gibt nicht gern; die Habsucht nimmt sich gern. Der Geiz ist immer mit Furchtsamkeit, Ängstlichkeit verbunden, die Habsucht ist kühn, gewaltsam, öffentlich, vornehmlich wenn sie sich mit Herrschsucht verbindet, und fremdes Eigenthum an sich reißt, um damit die Diener ihrer Macht geneigt zu machen. Der Jüngling pflegt mehr habsüchtig zu sein als der Greis; dieser aber ist mehr als jener zum Geiz geneigt. Da die Thätigkeit des Erlangens verschieden sein kann bei der Habsucht, so kann man auch die **Erwerbsucht**, welche sich der rechtlichen Mittel bedient, etwas im Besitz zu bringen, und die **Gewinnsucht**, welche auch unerlaubte anwendet, nnd vorzüglich vom Glück ihr Heil erwartet, ja sogar die **Bettelsucht**, welche durch den Schein der Bedürftigkeit etwas zu erlangen sucht, als Arten der Habsucht ansehen.

Hackbord, der äußerste oder oberste Theil am Hintertheile eines Schiffes, der gemeiniglich aus Bildhauerarbeit oder Schnitzwerk besteht, und die sinnbildliche Figur trägt, von der das Schiff den Namen führt. Auf dem Hackbord fahren, heißt, dicht hinter einem andern Schiffe fahren.

Hackert (Philipp), geb. zu Prenzlau in der Ukermark 1737, gest. 1806 zu Florenz, Landschaftmaler, Sohn und Enkel eines Malers. Auch seine jüngern Brüder, Johann (gest. zu Bath in England 1779), Wilhelm, Schüler von Mengs (gest. 1780 in Rußland), Karl (gest. zu Lausanne um 1800), und Georg, Kupferstecher (gest. 1805 zu Florenz), zeigten nicht gemeine Talente, wenn sie gleich nicht an unsern Philipp reichten. Philipps Liebe zur Kunst ward durch die Umstände sehr begünstigt. Nachdem er als Knabe bei seinem Vater Blu-

menstücke nach der Natur gemalt, und demselben bei kleinen Arbeiten geholfen, alsdann bei seinem Oheim in Berlin die technische Fertigkeit geübt hatte, entdeckte der Bildhauer Glume in ihm die Spuren höhern Talents, und drang in ihn, seinen Fleiß edlern Gegenständen zu widmen. Le Sueur, damaliger Director der Akademie in Berlin, bewog ihn, nach einigen Proben, sich der Landschaftmalerei zu widmen, in welcher er sich nachher so auszeichnete. Er verfertigte hierauf Studien nach Claude Lorrain, Swaneveld, Moucheron, Berghem u. A., bis er, geleitet vom eignen Genius, mit vollkommen geübter Hand nach der Natur zu zeichnen anfing. Eine durch Fleiß erworbene kleine Summe setzte ihn in den Stand, seine Hülfsstudien bequemer zu betreiben, und Sulzer war ihm förderlich, seine Kunst in einer dem Landschaftmaler günstigern Gegend fortzusetzen, indem er ihn dem Baron Olthof in Stralsund empfahl, durch welchen er, nachdem er die Insel Rügen und Kopenhagen kennen gelernt hatte, auch nach Paris kam, wo er sich bereits im zweiten Jahre ein bequemes Leben verschaffte. Nachdem er, hauptsächlich durch seine Gouache-Landschaften, seine Umstände hinlänglich verbessert hatte, trat er mit seinem Bruder Johann, 1768 seine Reise nach Italien an, um sich in Rom und in Neapel (1770) völlig auszubilden. Bei Philipps Rückkehr nach Rom ließ ihm die Kaiserin Katharina sechs Gemälde, die zwei Treffen bei Tschesme vorstellend, auftragen, wodurch der Grund zu seinem Ruhm und seinem Vermögen gelegt wurde. Damit der Künstler in den Stand gesetzt würde, die Wirkung eines in die Luft auffliegenden Schiffes in der Nachbildung zu erreichen, entschloß sich Graf Orlow, ihm die wirkliche Vorstellung einer solchen Begebenheit durch ein ähnliches Auffliegen einer russischen Fregatte zu geben. Das Aufsehen, welches das sonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europas angekündigte, kostbare Modell verursachte, trug nicht wenig dazu bei, den Ruhm des Bildes zu verbreiten. Von 1775 an durchreiste Hackert einen großen Theil von Italien und der Schweiz. 1782 ward er durch den russischen Gesandten, Grafen Rasumowsky, dem Könige von Neapel vorgestellt, und gewann bald die Neigung des Königs in einem so hohen Grade, daß dieser ihn nicht mehr entbehren mochte. 1786 wurde er nebst seinem Bruder in Neapel angestellt, erhielt seine Wohnung im königlichen Palast, und genoß vielfache Auszeichnung. So lebten beide Brüder, bis der Revolutionskrieg Neapel ergriff. Die königl. Familie flüchtete sich nach Sicilien; Hackert, von den Franzosen für einen Royalisten, von den königlich Gesinnten für einen Republikaner gehalten, rettete sich, nach manchem Verlust, nach Florenz, wo er 1803 eine Villa kaufte, aber nur noch ein Jahr in völliger Thätigkeit verlebte, denn gegen Ende von 1805 ward er vom Schlagfluß befallen. Seit den siebenziger Jahren des vorigen Jahrh. galt Ph. H. für den ersten Landschaftmaler seiner Zeit. Die Prospectmalerei hatte er auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, daß es, nach eines Kenners Ausspruch, unmöglich scheint, den realistischen Foderungen mit geringerm Nachtheil für die wahre Kunst besser Genüge zu leisten, als in seinen Bildern geschieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit, sagt Meyer, stellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. s. w. vor Augen; der Beschauer erhält Rechenschaft vom geringsten Detail, und doch ist Alles ohne ängstliche, kleinliche Mühe, meisterhaft, sicher, ja sogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Freilich sind seine Gemälde nicht alle, hinsichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Bestellung nachbildete; aber man wird schwerlich ein Beispiel finden, daß er den Standpunkt ungünstig gewählt, oder den darzustellenden Gegenständen eine solche Lage und Beleuchtung gegeben hätte, daß die malerische Wirkung wesentlich dadurch gefährdet würde. Auf Erfindung machen seine Werke keinen Anspruch; das Verdienst der Anordnung beweisen sie durch die Wahl der Standpunkte; in Nachbildung der Gestalt und des Verhältnisses der Gegen-

stände ist Hackert der vollkommenste Meister, und in Andeutung des Charakters der verschiednen in einem Gemälde befindlichen Gegenstände durch Gestalt und Umrisse steht er keinem nach. Seine Lüfte sind leicht, der Baumschlag mannigfaltig, die verschiednen Arten der Blätter und Stämme gut ausgedrückt, an den Felsen oft die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes sind mit Bestimmtheit und Sorgfalt dargestellt, die ganze Kunst aber an nicht sehr entfernten Bergen gezeigt, an denen sich die verschiednen Partien noch deutlich unterscheiden. Was sein Colorit betrifft, so haben Wenige harmonischer, Keiner hat kräftiger gemalt. In Hinsicht auf Licht und Schatten geben seine Gemälde zwar zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit, haben aber auch von dieser Seite kein vorzügliches Verdienst. In der Kraft und Abstufung der Farben weichen die Gründe meistens richtig hinter einander zurück. Übrigens beobachtete er im Anlegen und Vollenden eine so zweckmäßige Methode, daß es ihm möglich ward, nicht nur eine so große Anzahl Ölgemälde, sondern auch viele Gouachen und unzählige Sepiazeichnungen zu verfertigen, welche man in größern und in kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Auch im Restauriren der Bilder hatte er besondre Einsicht; davon zeugt sein Sendschreiben an den Ritter Hamilton: „Sull' uso della vernice nella pittura", 1788, übers. von dem Galerieinspector Riedel in Dresden 1801. Der Aufbewahrung würdig waren seine von Göthe mitgetheilten theoretischen Bruchstücke über Landschaftmalerei. S. „Ph. Hackert's biographische Skizze, meist nach dessen eignen Aufsätzen entworfen von Göthe (Tübingen 1811)." dd.

Hades, s. Pluto.

Hadrian (P. Aelius), Trajan's Nachfolger in der römischen Kaiserwürde, zeigte früh große Talente, erwarb sich in Künsten und Wissenschaften Fertigkeiten, und sprach schon in seinem 15ten Jahre die griechische Sprache so vollkommen, daß man ihn den jungen Griechen nannte. Sein Gedächtniß soll so außerordentlich gewesen sein, daß er ein Buch nur einmal zu lesen brauchte, um es auswendig zu wissen, und daß er alle seine Soldaten namentlich kannte. Dabei war er Redner, Dichter, Grammatiker, Philosoph, Mathematiker, Arzt, Maler, Musiker und sogar Astrolog. Aber diese großen Eigenschaften waren mit gleich großen Fehlern vereinigt, sodaß Trajan, unter dessen Vormundschaft er stand, ihn nie lieb gewann. Seine Erhebung auf den Thron verdankte er der Gemahlin Trajan's, Plotina, welche den Tod des Kaisers so lange verheimlichte, bis sie ein erdichtetes Testament untergeschoben, in welchem Hadrian vom Trajan adoptirt und zum Nachfolger ernannt wurde, und bis sie durch Bestechungen die Truppen für ihn gewonnen hatte. Erst als dies gelungen war, meldete Hadrian von Antiochien aus den Tod des Kaisers nach Rom, gab vor, daß ihm die Krone aufgedrungen worden, und versprach dem Senat eine gute Regierung, den Prätorianern aber ein doppeltes Geschenk. Nachdem er so 117 nach Chr. den Kaiserthron bestiegen hatte, erschien er in Rom und fing an, durch milde Verfügungen die Liebe des Volks zu gewinnen. Bald aber zeigte er seinen feigen, wollüstigen und mißtrauischen Charakter. Unter Anderm kaufte er den in Illyrien eingefallenen Sarmaten und Roxolanern durch einen Tribut den Frieden ab. Von 120—131 machte er die berühmte Reise durch alle Provinzen des römischen Reichs, und zwar, wie erzählt wird, wahrscheinlich aus einer philosophischen Sonderbarkeit, zu Fuß und mit bloßem Kopfe. In Ägypten verlor er seinen geliebten Antinous (s. d.), über dessen Tod er lange untröstlich war. Während seines zweijährigen Aufenthalts zu Athen hatte er auf der Stelle des zerstörten Jerusalems eine Colonie von römischen Soldaten angelegt, auf der Stelle des Salomonischen Tempels aber einen Tempel des Jupiter Capitolinus erbaut, worüber unter den Juden eine fürchterliche Empörung ausbrach, welche dritthalb Jahr dauerte. Athen verschönerte er ebenfalls mit Gebäuden, und baute den, 560 Jahr vorher angefangenen Tempel des olympischen

Jupiter völlig aus. Hadrian starb zu Bajä 138, im 62. Jahre s. Alters und 21. seiner Regierung. Er beförderte Literatur und Kunst, stiftete auf seinen Reisen manches Gute, veranlaßte das Edictum perpetuum, gab Gesetze gegen die Verschwendung und die Härte des Sklavenhandels, verbot Menschenopfer und die für Männer und Weiber gemeinschaftlichen Bäder u. s. w. Ihm folgte Antonin der Fromme.

Hadschi, bei den Türken, die allen freien Moslemin beiderlei Geschlechts im Koran zur heiligsten Pflicht gemachte Wallfahrt nach Mekka. Sie soll wenigstens einmal von ihnen vollbracht werden. Dann heißt Hadschi auch Derjenige, der eine solche Wallfahrt nach Mekka gemacht hat, oder sie gegen Bezahlung für Andre macht, welche sie selbst nicht unternehmen mögen. Wegen der auf diesen Reisen gewöhnlichen Ausschweifungen stehen diese Hadschi in keinem guten Rufe.

Hafen, ein Ort, wo ein Schiff am Meeres- oder Flußufer in Sicherheit liegen kann, in Folge der Lage des Orts, der Dämme, welche den Hafen einschließen, sowie des Leuchtthurms und der Ketten, womit er versehen ist. In den Häfen müssen Krahne und Hebezeuge zur Aus- und Einschaffung der Waaren bei der Hand sein und jedes Schiff einen bequemen Landungsplatz haben, zum Zugang für die Mannschaft. Daher hat ein Hafen hin und wieder Brücken und Dämme. Ist der Hafen nicht überall von gleicher Tiefe, so legt der Hafenmeister die tiefgehenden Schiffe dahin, wo der Hafen am tiefsten ist. Ein Hafen bedarf Werfte, Docken und Zimmerplätze zu Bauten und Reparaturen der Schiffe, Speicher und Packhöfe für Waaren, Werkstätten und Wirthshäuser zur Annahme der Seeleute.

Haff, ein veraltetes Wort, welches das Meer, wie auch einen ansehnlichen Theil desselben bedeutet, und nur noch als Eigenname einiger großen Buchten der Ostsee vorkommt. 1. Das frische oder stettiner Haff in Pommern, welches in das große und keine Haff zerfällt, und die Oder rc. aufnimmt; 2. das frische Haff bei Pillau, in welches sich die Nogat (ein östlicher Arm der Weichsel) und der Pregel ergießen; 3. das kurische Haff, in welches der Memel, auch Niemen genannt, mit zwei Armen (der Gilge und Russe) mündet.

Hafiz (Mohammed Schems-eddin), einer der berühmtesten und anmuthigsten Dichter Persiens, geb. im Anfang des 14. Jahrh. zu Schiras, widmete sich der Theologie und der Rechtskunde, welche Wissenschaften bei den Mohammedanern eng verbunden sind. Der Zuname Hafiz wurde ihm beigelegt, weil er den Koran auswendig wußte. Er zog eine unabhängige Armuth als Derwisch dem Hofleben, zu dem man ihn oft einlud, vor, wurde in der Folge selbst Scheich, oder Vorsteher einer Brüderschaft von religiösen Asceten und starb 1389. Sein Grabmal befindet sich bei Schiras, und wird gegenwärtig auch von frommen Moslemin mit einer Art von Verehrung besucht. Seinen lyrischen Gedichten, in denen er mit Anmuth und Feuer, aber auch nicht selten mit kühner Ausgelassenheit von Wein, Liebe und Wollust singt, wird nach fast übereinstimmender Meinung ein mystischer Sinn beigelegt. Feridun, Sururi, Sudi u. A. haben sich bemüht, ihren geheimen Sinn zu erörtern. Erst nach Hafiz's Tode wurden seine Oden und Elegien in einen Divan gesammelt, welcher vollständig in Calcutta 1791 persisch gedruckt und von J. von Hammer ins Deutsche übersetzt worden ist (2 Thle., Stuttg. 1812 — 15).

Hagedorn (Friedr. von). Dieser liebenswürdige Dichter war d. 23. Apr. 1708 zu Hamburg geboren. Er las auf dem Hamburgischen Gymnasium die Alten, aber auch die Neuern, und gewann besonders die Ausländer lieb. Von 1726 bis 1729 studirte er in Jena die Rechte, gab auch schon 1729 die erste Sammlung s. Gedichte heraus, und ging dann nach London, wo er bei dem dänischen Gesandten Privatsecretair ward. 1731 kehrte er durch Brabant und Holland nach Hamburg zurück, und wurde 1733 als Secretair bei dem englischen Court in Hamburg an-

gestellt. Diese Stelle ließ ihm hinlängliche Muße. Er verheirathete sich, lebte der Literatur, der Dichtkunst, der Freundschaft und dem geselligen Vergnügen, und starb d. 28. Oct. 1754 im noch nicht vollendeten 47. Jahre an der Wassersucht. Hagedorn versuchte sich mit Glück in der Fabel, Erzählung, dem heitern Liede, und in manchen poetischen Tändeleien, die bis dahin gewöhnlich nur mit großer Unbeholfenheit unternommen worden waren. Es fehlt ihm zwar an schöpferischer Kraft, dagegen aber weiß er das Fremde sich mit Geschick anzueignen. Eine Ode, selbst eine längere Erzählung gelingen ihm nicht, denn seine Begeisterung ist dafür nicht hinreichend, und einen bedeutenden Stoff vermag er nicht zu beherrschen. Die Reinheit und Gewandtheit seiner Sprache sind sehr zu loben, und sein heiterer Sinn erzeugt ein angenehmes Gefühl. Die beste Ausgabe seiner poetischen Werke hat Eschenburg, Hamburg 1800, in 5 Thln. herausgegeben. Sein Bruder, **Christian Ludwig v. Hagedorn**, geb. 1712 zu Hamburg, war 1764 kursächs. Legationssecretair, hernach geh. Legationsrath und Generaldirector der Kunstakademien zu Dresden und Leipzig und starb 1780 in Dresden. Sein Versuch von charakteristischen Köpfen und Landschaften, die er theils aus eigner Erfindung, theils nach andern Meistern in Kupfer geätzt hat, beweist, daß er auch glücklicher Ausüber der schönen Künste war. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch s. „Betrachtungen über die Malerei" (Leipz. 1762, 2 Bde.), ein classisches Werk von unerschöpflichem Reichthum, voll Unterricht und Kritik und mannigfaltiger Wissenschaft.

Hagel oder Schloßen sind gefrorne Wassertheilchen, welche in Eisklumpen zusammengedrückt aus der Luft niederfallen. Die Größe der Hagelkörner ist sehr verschieden; man will sie von der Schwere eines Pfundes gesehen haben. Bekanntlich hagelt es sehr selten im Winter, dagegen am häufigsten in den Monaten Mai, Juni, Juli und August. Zuweilen ist der Hagel mit Regen vermischt. Bei schwerem Hagelwetter finden fast immer auch starke Gewitter statt, woraus man die nicht unwahrscheinliche Vermuthung gezogen hat, daß bei der Entstehung des Hagels die Elektricität mitwirke. Über die Art und Weise aber sind wir im Dunkeln, und können nur sagen, daß der Hagel wahrscheinlich aus Regentropfen entstehe, denen auf irgend eine Weise, unter Mitwirkung der Elektricität, beim Herabfallen aus der Luft der Wärmestoff entzogen worden. In der letzten Zeit hat man, unter Voraussetzung von Mitwirkung der Elektricität bei der Hagelbildung, nach Analogie der Blitzableiter, auch auf **Hagelableiter** gedacht. Lichtenberg, nach ihm ein gewisser Seifenheld zu Schwäbisch-Hall und Andre haben dazu Vorschläge gethan. An mehren Orten befinden sich Hagelversicherungsanstalten, namentlich in Leipzig und Halberstadt.

Hagen (Friedr. Heinr. von der), D. d. Philos., Prof. auf der Universität zu Berlin, geb. am 19. Febr. 1780 zu Schmiedeberg in der Ukermark, kam früh zu Verwandten nach Prenzlau, dessen Lyceum er besuchte. Im 18. Jahre bezog er die Universität Halle, um die Rechte zu studiren. Aber Wolf's geniale Vorträge gewannen ihn für die humanistischen Studien, und die neue Wendung der schönen Wissenschaften und Kunst durch Göthe, Schiller und später durch Tieck, Novalis, und die beiden Schlegel, zog ihn unwiderstehlich mit fort. Zugleich begeisterten ihn Winckelmann und Jean Paul, welcher schon auf der Schule bei ihm die Stelle der sonst gewöhnlichen Ossian'schen Periode eingenommen hatte. Die dauerndste und erfreulichste Wirkung aber hatte für ihn der rückhaltlose Umgang mit einigen Universitätsfreunden, welche seitdem auch der gelehrten Welt bekannt worden sind, als: Solger, Krause, Friedr. v. Raumer, Sotzmann u. A. Die dreijährige akademische Laufbahn beschloß er durch eine halbjährige Fußreise durch Süddeutschland, die Schweiz, über den Gotthardt bis Isola bella und zurück über den Simplom, den Rhein ab. Die folgenden Jahre arbeitete H. zu Berlin

im Stadtgericht und dann bei der Kammer ohne sonderliche Lust. Aber die Wiedervereinigung mit Universitätsfreunden, zu denen Gleichgesinnte, wie Abeken, Keßler, Büsching, sich gesellten, die königliche Bibliothek und andre Verhältnisse machten den zehnjährigen Aufenthalt in der Residenz sehr angenehm. Unterdessen war im Kriege 1806 Alles ungewiß geworden. H. verließ die Kammer und privatisirte in Berlin, wo er schon 1805 sich mit Marie Jos. Reynackr aus Brüssel verheirathet hatte. Hier gab er mit Büsching 1807 eine Sammlung alter deutscher Volkslieder heraus. Diese Liedersammlung war Hagen's erstes, seine Richtung auf die altdeutsche Literatur bekundendes Werk; älter aber und länger vorbereitet war die im selben Jahre herausgegebene Erneuung des Nibelungenliedes. Schon auf der Schule war die Neigung zur altdeutschen Literatur erwacht. Durch Bodmer's Balladen wurde Hagen in Halle mit dem Inhalte der Nibelungen bekannt. Endlich fand er in Berlin das lange gesuchte Nationalepos, und die erste Lesung desselben gehört zu dem Ergreifendsten, das er bisher erfahren hatte. Die Übertragung der hintern Hälfte, nach Bodmer's Ausgabe, fand den Beifall der Freunde und die Billigung Johannes von Müller, der um diese Zeit nach Berlin kam und dessen Freundschaft und Belehrung für Hagen höchst erfreulich war. Durch Müller's Bürgschaft erhielt Hagen die noch unbenutzte münchner Handschrift der Nibelungen und erkannte daraus die eigentliche, strophische Form des Gedichts; hierauf erschien das Ganze, sammt der Klage, Anhang und Wörterbuch, 1807, bald nach der Schlacht von Jena. Eine Reise durch Norddeutschland und Holland nach Brüssel hatte 1807 Hagen's Sammlungen mit niederländischen Volksbüchern aller Art bereichert. Eschenburg's Bekanntschaft und freigebige Mittheilung, sowie die Eröffnung der dresdner Schätze durch Daßdorf, die Nähe von Koch's antiquarischem Verkehr und ein weitläufiger Briefwechsel erweiterten die Sammlungen der altdeutschen, meist noch ungedruckten Literatur, welche Hagen mit Büsching, wetteifernd mit andern Bearbeitern desselben Feldes, anlegte. Früchte derselben waren: 1) die 1808 mit Büsching herausgegeb. „Deutschen Gedichte des Mittelalters", 1. Bd., 4.; 2) „Das Buch der Liebe" (Sammlung und Erneuung altdeutscher Volksromane in Prosa), 1. Bd. 1809; 3) das in Verbindung mit Büsching, Docen und Hundeshagen herausgeg. „Museum für altdeutsche Literatur und Kunst", 1809—11, 3 Hefte, wozu 1812 in Breslau noch ein 4. kam. Hierauf bei der 1810 zu Berlin errichteten Universität als außerordentl. Prof. der deutschen Sprache und Literatur angestellt, las Hagen über die Geschichte der altdeutschen Literatur. In Folge derselben gab er mit Büsching 1812 den literarischen Grundriß zur Geschichte der altdeutschen Dichtkunst heraus. Dann hielt er Vorlesungen über die Nibelungen, die ersten über ein altdeutsches Werk. Zum Behufe derselben wurde, mit Zuziehung eines Theils der noch unbenutzten St.-galler Handschrift, 1810 eine Handausgabe des Nibelungenliedes sammt der Klage und einer Lesartensammlung in den Druck gegeben. Im Herbste 1811 nahm Hagen eine vortheilhafte Versetzung zu der in Breslau errichteten Universität, und zugleich bei der dort aus den Klosterschätzen zu errichtenden Bibliothek willig an. Hier fand er außer alten Freunden, wie v. Raumer und Büsching, neue, besonders unter den Collegen (bei der Bibliothek namentlich Heinze und Bernd). Um in der Nähe der Werkstätte gleichsam der letzten großen Umwälzung und Herstellung nicht ganz müßig zuzuschauen, wurden Freimund Reimar's (Rückert's) geharnischte Sonnette in der breslauer Zeitschrift Irminsäule verkündigt und in Gemeinschaft mit Büsching, eine Erneuung des tapfern Lebens des Götz von Berlichingen, zum Besten der Freiwilligen gedruckt. Als in der Folge Barth (s. d.) sein Prachtwerk, das „Monumentum pacis", unternahm, besorgte Hagen ihm meist den germanischen Theil, sowie die lateinische Übersetzung und Redaction. Unterdeß wurden Hagen die Bibliothekarbeiten, durch Mißver-

hältnisse mit dem Oberbibliothekar Schneider, verleidet und er ließ sich auf seine Professur beschränken. Nun erweiterte er den Kreis seiner Vorlesungen, durch Vorträge über altdeutsche und altnordische Mythologie. Dadurch wurde die Untersuchung über den Irmin (1816) veranlaßt. Die Hauptarbeit blieb aber die Herausgabe des Heldenbuchs, — sowol in der Ursprache, als in Erneuung. Von der letzten war schon in Berlin 1811 der erste Band dieses Heldenbuchs erschienen. Mehre Jahre betrieb er das Studium der nordischen Sprache und Literatur, zunächst auch zur Ausgabe, Verdeutschung und Erklärung der altnordischen Darstellungen der Nibelungen und des Heldenbuchs. Auf den ersten Abdruck der Edda-Lieder (Berlin 1812) folgte eine Sammlung altnordischer Sagas dieses Kreises (1812), dann eine Übersetzung der vormals aus dem Deutschen entnommenen Wilkina- und Niflunga-Saga und der eigentlich altnordischen Wolsunga-Saga (1814—15, 4 Bde.). — Eine mit königl. Unterstützung in Gesellschaft Fr. v. Raumer's unternommene 15monatliche Reise durch Süddeutschland, die Schweiz und Italien (1816—17), sowie später (1819) eine Reise nach Wien und die Donau herauf, führte überall an die Quellen dieser literarischen Unternehmungen und besonders zu fast allen damals bekannten Handschriften der Nibelungen. Von diesem Gedichte war schon 1816 eine neue Ausgabe nöthig geworden, bei welcher der St.-galler Text zum Grunde lag, mit Einleitung und Wörterbuch vermehrt, aber ohne die Lesarten. Die dritte große Ausgabe 1820 lieferte Alles vermehrt und berichtigt, mit den Lesarten sämmtlicher Handschriften unter dem Text. Mittheilungen über diese Reise an die Behörde und für das Haus wurden zu den „Briefen in die Heimath aus Deutschland, der Schweiz und Italien" (1818—20, 4 Bde.) verarbeitet. Um diese Zeit machten Kanne's etymologische und mythologische Schriften mit ihrer religiösen Wendung eine starke Wirkung auf Hagen. Beide verständigten sich zu Nürnberg, und die weite Reise diente hauptsächlich auch dazu, den Umirrenden in die wahre Heimath zurückzuweisen. — Nebenarbeiten Hagens waren: die erste Ausgabe niederländ. Psalmen aus der Karolinger Zeit (1816, 4.); eine zum Theil mythologische Schrift über die Bedeutung der Nibelungen (1819) gegen E. Schubart's Aufsätze darüber und mehre Beiträge zu Zeitschriften. Eine Reise im Sommer desselben Jahrs nach Prag und Dresden und über das Riesengebirge stärkte seine Gesundheit. Doch rückte darum die Ausgabe des Heldenbuchs in der Ursprache, bei der Entfernung des Mitherausgebers, Al. Primisser, nicht schneller fort (1. Theil 1820; 2. Bd. 1824, 4.). Mehre Jahre währte auch die schon 1817 in Florenz vorbereitete Handausgabe der Werke Gottfrieds von Strasburg, besonders des Tristan. Der erste, größtentheils fertige Druck mit einem Theile der Handschrift verbrannte mit der Druckerei in Öls (21. März 1822) bis auf das Exemplar der Aushängebogen; die neue, durch tiefere Begründung der altdeutschen Philologie (besonders durch J. Grimm's Grammatik) verbesserte, mit Einleitung und Wörterbuch, erschien zu Breslau 1823 in 2 B. In dems. Jahre erschien zu Frankf. a. M. die Ausg. der Erneuung der Nibelungen, welche noch mehr auf das Alte zurückgeht, mit ausführl. Sprach- und Sacherläuterungen in einem besondern Bande. — Nun begann Hagen die Bearbeitung einer vollständ. Ausg. der Manessischen Sammlung der 140 altdeutschen Dichter. Im Sommer 1823 reiste H. mit königl. Unterstützung nach Paris, um dort die Handschrift dieses Liederschatzes zu benutzen und erreichte seinen Zweck auf das vollständigste. Über die Niederlande zurückgekehrt, wurde er 1824 an die Universität Berlin versetzt, wo ihn zunächst die Herausgabe der Manessischen Sammlung beschäftigt. Einige seiner Mußestunden hat er an die Übersetzung eines Theils der von Max in Breslau herausgegeb. „Tausend und eine Nacht" gewandt.

Hager (Joseph), Orientalist, geb. um 1750 zu Mailand in einer deut-

schen Familie. Er studirte zu Wien und trat darauf in die Congregation der Propaganda zu Rom, wo er sich mit den orientalischen und neuern europäischen Sprachen beschäftigte. In den neunziger Jahren ging er auf Reisen, und entdeckte in Sicilien den literarischen Betrug Vella's (s. d.), wovon er in einer Schrift Nachricht gab. 1800 war er in Berlin, wo er anfing, sich mit dem Chinesischen zu beschäftigen. Dann ging er nach England, wo er eine Abhandlung über die neuentdeckten babylonischen Inschriften und eine andre über die chinesischen Charaktere herausgab; jene mit einer Masse von gelehrten Citaten ausgestattet, diese ohne besondern Werth. Dennoch wagte er es, ein chinesisches Wörterbuch zu unternehmen. Da die pariser Bibliothek reich an Vorarbeiten zu einem solchen Unternehmen ist, so berief die französ. Regierung 1802 Hager nach Paris, ertheilte ihm einen Jahrgehalt von 6000 Fr., und beauftragte ihn, aus den vorhandenen und seinen eignen Materialien ein Wörterbuch der chinesischen Sprache auszuarbeiten. Hager gab nun außer dem Prospectus zu jenem Wörterbuche, mehre Schriften über chinesische Sitten und Alterthümer heraus, z. B. „**Monument de Yu**"; „**Panthéon chinois**"; „**Description des médailles chinoises du cabinet impérial de France**" (1805). Allein diese Werke waren nicht geeignet, den Kenner von seinen Kenntnissen des Chinesischen zu überzeugen, und da eine Untersuchung seiner Arbeiten für das Wörterbuch den Erwartungen nicht entsprach, erhielt er seine Entlassung. Er ging nach Italien, wo er 1809 als Professor der orientalischen Sprachen zu Pavia, und nach Aufhebung dieser Universität als Conservatore bei der großen Bibliothek zu Mailand angestellt wurde. Indeß setzte er seine chinesischen Studien fort; 1806 waren zu London s. „**Elements of the chinese language**" erschienen; 1810 folgte s. „**Memoria sulla bussula orientale**" (Pavia), worin er die Erfindung des Compasses den Chinesen beilegt, und 1811 s. „**Illustrazione di un zodiaco orientale**" (Mailand). In s. „**Miniere**" (Mailand 1816) zeigte er, daß die Türken ursprünglich mit den Chinesen in Verbindung gestanden und viele Gebräuche von ihnen angenommen haben. In demselben Jahre gab er eine Erklärung chinesischer Inschriften an den öffentlichen Gebäuden in Kanton heraus. Diese Schriften enthalten viel Brauchbares, neben zum Theil sehr groben Fehlern, vor denen den Verfasser weder sein rühmlicher Fleiß, noch seine gewiß ausgebreiteten, aber nicht immer gründlichen Kenntnisse haben bewahren können, wie namentlich Julius Klaproth gezeigt hat. Hager's „**Observations sur la ressemblance que l'on découvre entre la langue des Russes et celle des Romains**" (Mailand 1817) ist reich an Hypothesen.

Hagestolziat, das sonst sehr verhaßte und sogar mit gewissen Nachtheilen verbundene ehelose Leben einer Mannsperson, welches über die in den Landesgesetzen zur Verheirathung bestimmte Zeit hinaus bis an den Tod dauerte. Haga hieß in der alten deutschen Sprache ein mit einem Zaune umgebener Hof, Stolze aber so viel als ein Sitz, eine Wohnung. Nach der Verfassung der alten Deutschen erbte jedesmal der älteste Sohn den Hof seines Vaters, und die übrigen Kinder erhielten nur einen geringen Theil des Nachlasses. Weil aber die Familien gern beisammen blieben, so erbauten sich die Brüder an dem Hofe ihres Vaters kleine Wohnungen, und erhielten deßwegen den Namen Hagestolze. Da sie wegen Mangels an Gütern meistentheils im ehelosen Stande lebten, so gab man nach und nach allen ehelos bleibenden Männern diesen Namen. Schon bei den Römern, zur Zeit der Republik, war das ehelose Leben der Männer verhaßt, und die Censoren pflegten von alten Hagestolzen als Strafe ein Weibergeld (**aes uxorium**) einzufodern, da hingegen Verheirathete gewisse Vorzüge und Ehrenbezeigungen genossen. Als durch bürgerliche Kriege die Bevölkerung Roms sehr gelitten hatte, dachte Augustus auf Mittel, die Ehen zu befördern, zumal da die Römer, theils aus Liebe zu einem ausschweifenden Leben, theils wegen des Aufwandes

und der Verschwendung der Weiber, theils aber auch wegen der Geschenke und Schmeicheleien, die ihnen von Erblustigen zu Theil wurden, gern ehelos blieben. Er gab deßhalb 9 nach Chr. die **Lex Papia Poppaea**, durch welches Gesetz den Ehemännern und besonders den Vätern von drei bis fünf Kindern (je nachdem sie in Rom, Italien oder den römischen Provinzen lebten) besondre Vortheile (das **jus trium liberorum**) zugestanden, den ehelosen Männern aber Strafen angedroht wurden; dieses Gesetz galt, mit einigen Zusätzen vermehrt, bis auf die Zeiten Constantins des Großen. Bei den Deutschen, welche die Ehe liebten, bedurfte es keiner Strafen gegen das ehelose Leben. Dennoch bestand vormals in der Unterpfalz und am Ober- und Niederrhein das Hagestolzenrecht, nach welchem ein Theil von dem Vermögen eines Hagestolzen dem Landesherrn oder der Obrigkeit anheimfiel. Es mußte jedoch ein eheloser Mann erst gewisse Jahre (z. B. in Niedersachsen 50 Jahre 3 Monate und 3 Tage) zurückgelegt haben, ehe er für einen Hagestolzen angesehen werden konnte. Auch erstreckte sich das Erbrecht des Fürsten oder der Obrigkeit nur auf das Allodialvermögen und dasjenige, was der Hagestolz wirklich erworben, nicht aber auf dasjenige, was er ererbt hatte, indem man dies den übrigen Verwandten nicht entzog. An einigen Orten bestand das Hagestolzenrecht bloß in dem Rechte, von einem Manne, der erst in gewissen Jahren sich verheirathete, ein bestimmtes Geld zu fodern.

Hahn (Philipp Matthäus), Pfarrer zu Echterdingen im Würtembergischen, ein seltenes mechanisches Genie, geb. 1739 zu Scharnhausen im Oberamt Stuttgart, beobachtete schon als achtjähriger Knabe den Schatten der Sonne, und machte Versuche mit einer Cylinder-Sonnenuhr, ohne daß er sie jedoch verstehen lernte. In der Folge fand er in der Bibliothek seines Vaters eine Himmelskarte nebst der Beschreibung, und lernte daraus einige Sternbilder, den Lauf der Sonne durch die Himmelszeichen kennen, und die ungefähre Zeit des Aufgangs der Fixsterne finden. Im 13. J. fiel ihm eine Anweisung, Sonnenuhren zu machen, in die Hände, und er fing an, dergleichen zu verfertigen. Dabei malte er fleißig, und bereitete sich selbst Farben und Firnisse. 17 Jahr alt ging er auf die Universität Tübingen. Hier beschäftigte er sich in seinen Mußestunden mit der Verfertigung von Sonnenuhren, Sprachröhren, mit dem Glasschleifen und der Zusammensetzung von Tuben. Ein gleichgesinnter Jugendfreund, Schaudt, wetteiferte mit ihm. Da ihm seine Armuth nicht erlaubte, Unterricht in der Mathematik zu nehmen, oder sich mathematische Bücher zu kaufen, so copirte er die Wolf'schen lateinischen und deutschen Lehrbücher über die Mathematik nebst den dazu gehörigen Figuren. Um den Bau einer Taschenuhr kennen zu lernen, begnügte er sich so lange mit Brot und Wasser, bis er die zum Ankauf einer Uhr erfoderliche Summe erspart hatte. Er zerlegte sie und setzte sie wieder zusammen, bis er ihre Theile verstand. Auf diesem Wege brachte er mit fast beispielloser Beharrlichkeit Arbeiten zu Stande, die seinem Scharfsinn und seiner Geschicklichkeit zur größten Ehre gereichen. Dahin gehört die große astronomische Pendeluhr, welche den Lauf der Erde und der übrigen Planeten, sowie des Mondes und der übrigen Trabanten mit ihren Excentricitäten darstellt; die kleine astronomische Setzuhr, welche die Phasen und Knoten des Mondes anzeigt, die allgemeine Äquinoctial-Sonnenuhr, welche die Minuten mit der Sonnen-Declination anzeigt; eine Rechnungsmaschine, eine Wage für Flüssigkeiten u. s. w. Als Theolog war er minder ausgezeichnet. Nachdem er 1764 Pfarrer zu Onstmettingen und 1770 zu Kornwestheim bei Ludwigsburg gewesen, kam er 1781 in gleicher Eigenschaft nach Echterdingen, wo er 1790 starb. Seine theologischen mystischen Schriften sind werthlos.

Hahn (Heinr. Wilh.), der Ältere, königl. hanövr. Hofbuchhändler, Stifter seiner Buchhandlung in Hanover und Besitzer der Hahn'schen (vormals Casp. Fritsch'schen) Verlagshandlung in Leipzig, geb. d. 30. Oct. 1760 in Lemgo, und

ein Zögling des dasigen Gymnasiums, bildete sich, seit 1774 in der Meyer'schen Buchhandlung, dann seit 1783 bis 1791 in der Helwing'schen Hofbuchhandlung zu Hanover, unter beschränkten Verhältnissen, durch angestrengte Thätigkeit zu einem ausgezeichneten Buchhändler. Von dem Geh. Rath von Reden, jetzigem hanövr. Gesandten in Rom und von dem Ritter von Zimmermann unterstützt, gelang es ihm, seine 1792 errichtete Handlung allmälig zu erweitern. Ein damals noch nicht bekannter systematischer Katalog der neuen Bücher bewies die Umsicht des Unternehmers, welcher bald darauf seinen jüngern Bruder, Bernh. Dietr. Hahn, zur Theilnahme an dem Geschäft einlud. In dieser bis zum Tode des Letztern 1818 (worauf der älteste Bruder die hanövr. Buchhandlung wieder allein übernahm) durch nichts gestörten Verbindung gedieh, bei Fleiß und Sparsamkeit, dies durch den Ankauf der Ritscher'schen Buchhandlung (1800) vergrößerte Geschäft so glücklich, daß es die Periode der franz. Besetzung des Landes (1803 — 13) überstand, obgleich schwere Kriegslasten und der ganz gestörte literarische Verkehr, indem für das geringste deutsche Buch die Erlaubniß zur Einführung in die nächsten deutsch-französischen Provinzen erst in Paris (oft vergeblich) nachgesucht werden mußte, alle Thätigkeit lähmten. Aller dadurch entstandenen Verluste ungeachtet, befestigte die Pünktlichkeit, womit die Hahn'sche Buchhandlung ihre Verpflichtungen erfüllte, den Credit derselben, und der Unternehmungsgeist des ältern Bruders fand neue Hülfsquellen in dem Ankauf der Trampe'schen Handlung zu Halle 1806, und mehrer Junius'schen Verlagsartikel. Auch übertrug Fritsch seine über 100 Jahre schon bestehende Verlagshandlung dem ältern Hahn 1810. Seitdem wurden die Hahn'schen Buchhandlungen, bei ihrem umfassenden Verlag und ausgebreiteten Sortimentshandel, ein wichtiger Mittelpunkt des literarischen Verkehrs in Norddeutschland. Außer einer großen Anzahl wohlfeiler Unterrichts- und Erbauungsbücher verlegte Hahn die wichtigsten Werke über die Gesetzgebung Hanovers, Schriften von Ammon, v. Berg, v. Bülow, Benj. Constant, Eichhorn, Fiorillo, Haubold, Köppen, Mannert, Meyer, Osiander, Plank, Rehberg, Schlegel, Spittler, Stäudlin, Stolz, Thaer und vielen andern berühmten Gelehrten, ferner neue Ausgaben des Virgil von Heyne, des Xenophon von Schneider, des Viger von Hermann rc., Editionen der Classiker von Ahlwardt, Bothe, Creuzer, Döring, Ruhkopf, Seebode, Wunderlich rc. und drei große Wörterbücher: das latein. von Lünemann nach Scheller, das große griechische von Schneider, und das deutsche von Heinsius. Letzteres wurde auf seine Anregung verfaßt, und sein Werth für die Geschäftswelt ist allgemein anerkannt. Auch eine Bibelausgabe mit stehenden Schriften war ein würdiges Unternehmen. Insbesondre zeichneten sich die leipziger philologischen Verlagsartikel durch correcten und saubern Druck (größtentheils in der Teubner'schen Officin), sowie durch mäßige Preise aus. Mit gleichem Eifer nahm Hahn Antheil an den Hülfsvereinen während des Befreiungskrieges, für Sachsen, Harburg, Lauenburg rc.; er ward daher von dem Könige von Sachsen durch die goldne Civil-Verdienstmedaille ausgezeichnet. Hahn's ältester Sohn, Heinrich Wilhelm, hat sich dem hanöverschen, der zweite, Bernhard Heinrich, dem leipziger Geschäft gewidmet.

Hahnemann (Samuel Christian Friedrich), D. d. Arzneikunst und herzogl. anhalt-köthenscher Hofrath, geb. d. 10. April 1755 zu Meißen, erhielt von seinem Vater, einem Maler, der sich auf Reisen selbst gebildet hatte, eine sorgfältige Erziehung, indem ihn dieser im Selbstdenken übte und ihn so leitete, daß der Knabe nichts für wahr annehmen konnte, was er nicht geprüft hatte; er mußte daher auch Zeichnen und Geometrie lernen, um die Verhältnisse der Dinge, selbst im Psychischen, klar und bestimmt beurtheilen zu lernen. Seine Studien in alten Sprachen leitete Müller, zuletzt Rector der Fürstenschule zu Meißen. Eine abzehrende Krankheit, die er sich durch allzu eifriges Studiren zugezogen hatte,

bestimmte ihn für die Heilkunst. Ohne Unterstützung von seinen Ältern, mußte er auf der Hochschule zu Leipzig, wo er zwei Jahre Medicin studirte, sich durch Nebenarbeiten ernähren. Durch Übersetzung englischer medicinischen Schriften erwarb er sich das zur Besuchung der Universität zu Wien Nöthige sehr mühsam. Nach einem fast einjährigen Studium daselbst, wo er besonders der Leitung Quarin's in dessen Spitale sich überlassen hatte, ward er vom Statthalter Siebenbürgens, Baron von Brückenthal, als Hausarzt, Bibliothekar und Ordner seines Cabinets antiker Münzen, in Herrmannstadt erwählt, wo er sich zugleich der ärztlichen Stadtpraxis widmete. Nach einigen Jahren kehrte er nach Deutschland zurück, hörte noch ein Jahr die medicinischen Lehrer in Erlangen, und vertheidigte seine Doctordissertation („Conspectus affectuum spasmodicorum", Erlangen 1779) ohne Vorsitz, worauf er als praktischer Arzt im Mannsfeldischen, dann in Dessau lebte, und sich mit der Tochter des Apothekers Büchler verehlichte. Nach einiger Zeit nahm er das Physikat zu Gommern bei Magdeburg an. Hier war es, wo er die Mängel der bisherigen Arzneikunst und ihre Unzuverlässigkeit tief empfand und von Gewissenhaftigkeit gedrungen, der Praxis fast gänzlich entsagte und sich der Chemie und der Schriftstellerei widmete. Endlich, während seines nachmaligen praxislosen Aufenthalts in Leipzig, eröffnete sich seinem Forschen ein tröstlicher Blick in die Natur. Bei Übersetzung von Cullen's „Materia medica" (Lpz. 1790, II, S. 108, 109) ward er unwillig über dieses damals hochgefeierten Arzneilehrers geschraubte Erklärung der antipyretischen Principe in der Chinarinde, und beschloß auf dem Erfahrungswege auszumitteln, worauf die Wechselfieber tilgende Kraft der China beruhe. Da er sie als Gesunder in ziemlicher Dosis selbst einnahm, fand er, daß sie bei Gesunden ein kaltes Fieber, ähnlich dem Sumpfwechselfieber, hervorbringe. Diesen Wink der Natur benutzte er bei seiner nun erneuerten medicinischen Praxis, theils in Georgenthal, in dem, durch den Herzog Ernst von Gotha errichteten Heilinstitute für Wahnsinnige, wo er den über Kotzebue's Pasquill: „Bahrdt mit der eisernen Stirn", wahnsinnig gewordenen Klockenbring herstellte, theils in seiner praktischen Laufbahn zu Braunschweig (1794), und besonders in Königslutter, wo er durch viele Versuche mit einfachen Arzneien an sich und an den Seinigen sich so viel Kenntniß von den eigenthümlichen Wirkungen derselben erwarb, daß er mittelst homöopathischer Anwendung derselben, vorzüglich an letzterm Orte, Heilungen mit so entschiedenem Erfolge ausführen konnte, daß schon hier Verfolgungen seiner von Ärzten und Apothekern begannen, die, von der Behörde durch Verbot des Selbstgebens der Arzneien unterstützt, ihn nöthigten, dieses Land zu verlassen. In Hamburg ehrte man zwar diese (natürliche) Freiheit; aber seine Fremdheit daselbst vermochte ihn nach einigen Jahren in sein Vaterland Sachsen zurückzukehren, um erst in Eilenburg, dann in Torgau zu prakticiren. Hier gab er seine Heillehre („Organon der rationellen Heilkunde", Dresden 1810), heraus. Nun erschienen Streitschriften zwölf Jahre hindurch gegen die Lehre und ihren Urheber. Auch in Leipzig, wo er (eindisputirt durch Vertheidigung s. Dissert. „De Helleborismo veterum", 1812) elf Jahre seine Heilkunst mit Erfolg lehrte und übte, wurden gegen dieselbe mannigfache Leidenschaften rege, sodaß die Regierung dem Gesuche der Apotheker, die durch Hahnemann in ihren Privilegien sich gekränkt glaubten, nachzugeben und ihm das Geben selbstbereiteter Arzneien an seine Kranken und selbst an Auswärtige, durch ein Rescript (Dec. 1820), zu verbieten sich veranlaßt fand, was, da die neue Heilkunst in ihrer Vollkommenheit ohne Selbstgeben der Arzneien nicht denkbar ist, ihn unfähig machte, die Kunst in seinem Vaterlande auszuüben. Dies bewog den Herzog Ferdinand zu Anhalt-Köthen, ihm eine Freistätte für seine Heilkunst in seiner Residenz zu gewähren. D. Hahnemann wandte sich daher im Sommer 1821 nach Köthen, wo er noch gegenwärtig lebt. Das Ziel, selbst die

langwierigsten Krankheiten gründlich zu heilen, hat er in den letzten fünf Jahren durch Entdeckung einer neuen Anwendungsart der Homöopathie zu erreichen gesucht, doch aus Mangel eines eignen Krankenhauses nicht vor Augen legen können. Hahnemann's Selbstbiographie bis 1791 befindet sich in Elwert's „Nachrichten von dem Leben und den Schriften deutscher Ärzte", Hildesh. 1799. Unter H.'s Schriften nennen wir: „Die Kennzeichen der Güte und Verfälschung der Arzneimittel", Dresden 1787; „Der Caffee in seinen Wirkungen", Lpz. 1803; von s. „Organon d. rationellen Heilkunde", Dresd. 1810, erschien daselbst 1819 eine verb. Ausg. unter d Tit. „Organon der Heilkunst", und 1824 die 3. Aufl. (franz. von v. Brunnow, Dresd. 1824, seitdem auch ins Engl. und Ital. übers.); „Reine Arzneimittellehre", 6 Th., 1811 bis 1821, die 2. verm. Ausg. Dresd. 1822 fg. Über die von ihm begründete Heilmethode s. Homöopathie.

Hahnengefecht, eine Volksbelustigung, indem man zwei abgerichtete, an den Füßen mit Sporen bewaffnete und wohlgefütterte Hahnen zum Kampfe zusammenläßt, von dem sie oft nicht eher ablassen, bis einer von beiden getödtet ist. Die Hahnenkämpfe sind zu Athen zuerst als öffentliche oder festliche Spiele auf Veranlassung des Themistokles angeordnet worden. Aelian erzählt, Themistokles habe, als er die Griechen wider die Perser angeführt, und diese zufällig dem Kampfe von einem Paar Hahnen zugesehen, ihnen gesagt, wie viel mehr sie Ursach hätten, tapfer zu sein, da diese Thiere, die weder für Vaterland noch für Freiheit kämpften, sich bis aufs Blut vertheidigten. Nach erfochtenem Siege habe er, zum Andenken daran, verordnet, daß jährlich öffentliche Hahnenkämpfe gehalten werden sollten. Unter den neuern Nationen lieben besonders die Engländer die Hahnenkämpfe.

Haimonskinder, die vier Söhne Haimons (Heymon, Aymont, Aymon), Herzogs von Dordogne, Adelhart, Ritsart, Writsart und Reinold (Alard, Richard, Guichard, Regnault), die in der romantischen Poesie des Mittelalters eine Rolle spielen. Froissart (Vol. 3, ch. 18, p. 67) belehrt über das Historische von ihnen; wir halten uns bloß an ihr poetisches Dasein. Sie gehören in den Fabelkreis Karls des Großen und seiner Pairs. Ihre Geschichte ist auf dem Titel der großen Folioausgabe von 1535 (gedruckt zu Simmern durch Hieronymus Rodler) so angegeben: „Ein schön lustig Geschicht, wie Keyser Carle der groß, vier Gebrüder, Herzog Aymont von Dordens Süne, und das der eltest undter jenen Reynhard genant, dem Keyser seiner Neuen eynen, mit eynem Schachbret erschlug, sechszehn jarlangk bekrieget, Sie uber vilfaltigs erbieten, zu keynen Gnaden annehmen wollt, sonder ganz Frankreichs verjagt, zu letzt sie dannocht durch Krieg den Keyser bedrangten, mit inen eynen friden anzunehmen, darum viel lustiger Hendel sich in der Zeit von beiden theylen beneben, vermeldet werden, kürzlich aus Französischer sprach ins Teutsch transferirt." Das franz. Original „Les quatre fils Aymon" ward zuerst gedr. 1493. (Einen Auszug davon hat die Romanen-Bibliothek, Bd. 7, S. 7 fg.) Es ist indeß keineswegs ausgemacht, ob das franz. Original dieser Übersetzung die einzige Quelle sei, woraus alle andre Bearbeitungen dieses Stoffs geflossen sind. Wenigstens scheint unser deutsches Volksbuch: „Schön und lustige Historie von den vier Heymons-Kindern, samt ihrem Roß Beyart, was sie für ritterliche Thaten gegen die Heiden, zu Zeiten Caroli Magni begangen haben" (eine Bearbeitung von Tieck in „Pet. Lebrecht's Volksmärchen", Berlin, Bd. 2), aus einer andern Quelle geflossen und stimmt weit mehr mit dem auch noch gangbaren niederländischen Volksbuch „von den vier Hems-Kindern (Antwerpen 1619) überein. So wurde auch dieser Gegenstand in französischen und deutschen Gedichten unabhängig bearbeitet, und durch Auflösungen jener Dichtungen in Prosa gingen die Volksbücher hervor. Unter-

suchungen sind hier um so anziehender, da dieser Stoff auch zum Theil in die romantisch-epische Poesie der Italiener übergegangen ist. dd.

Haiti, sonst **St.-Domingo**, eine der größten Inseln und zugleich die reichste unter den großen Antillen in Westindien, enthält mit den kleinern dazu gehörigen Inseln 1385 □M. oder 3846 franz. □L. u. zählte 1824 über 980,000 Bewohner, darunter etwa 10,000 Weiße und 300,000 Farbige. Auf den vormaligen spanischen Antheil kommen 61,500 Bewohner. — Colombo, durch einige Bewohner der lucayischen Inseln auf das Gold dieser Insel aufmerksam gemacht, landete hier am 6. Dec. 1492, nannte die Insel **Hispaniola**, und erbaute ein kleines Fort, die erste Niederlassung der Spanier in diesem Welttheile. Vor der Ankunft der Europäer hieß die Insel Haiti, in der Folge erhielt sie von der Hauptstadt den Namen San-Domingo. Sie ist, vornehmlich in der Mitte, sehr gebirgig, aber diese bis 6000 F. hohen Berge sind fruchtbare Höhen, die sich sanft abwärts senken und in große angenehme Ebenen auslaufen, an den Küsten viele Vorgebirge bilden und einer Menge von Flüssen den Ursprung geben, worunter einige schiffbare sind. Die Küsten, von vielen Buchten zerschnitten, sind meistens ziemlich angebaut; an der Nord- und Westküste erheben sich schroffe Kalkfelsen. Das Klima ist heiß, wird aber durch kühle Winde gemäßigt, und ist ziemlich gesund, selbst für die Europäer, wenn sie sich vor Übermaß im Genusse der Nahrungsmittel, besonders der starken Getränke, und vor Ausschweifungen in der Liebe hüten. Während der nassen Jahrszeit dieses Tropenlandes ist die Luft beständig feucht, und kühle Nächte sind nicht selten. Auch Stürme und Erdbeben thun bisweilen großen Schaden. Der Boden, zumal in den Ebenen, ist außerordentlich fruchtbar. Noch immer blüht der Caffeebau mit der jährlichen Ausfuhr von mehr als 30 Mill. Pfund; dann folgen Baumwolle, Zucker und Indigo. Das erste canarische Zuckerrohr pflanzte hier Pietro Atenca 1506. Ferner erzeugt die Insel Palmen, Cedern, Eichen, Farbehölzer, Kokospalmen, Pisang, die schönsten Südfrüchte, Tabak, Medicinalkräuter, Reis, Hirse, Mais, Wein, Melonen ꝛc.; Pferde- und Rindviehzucht ist vortrefflich; das Meer ist reich an Fischen. Gold findet man in Gebirgen und in Flüssen; ferner Silber, Kupfer, Eisen, Quecksilber, Salz, Marmor, Alabaster und mineralische Wasser. — Nachdem die Spanier die friedlichen und gutmüthigen Urbewohner der Insel, deren Anzahl man bei Colombo's Ankunft auf eine Million schätzte, um 1533 fast ganz vertilgt hatten, vernachlässigten sie diese Besitzung fast gänzlich, weil sie auf dem festen Lande von Amerika mit leichterer Mühe Schätze gewinnen konnten. Französische Abenteurer ließen sich (1630) im westl. Theile der Insel nieder. Seit 1660 nahm sich die franz. Regierung dieser Niederlassungen ernstlicher an, und erhielt 1697 von Spanien die Abtretung jenes westl. Theils. Im Frieden zu Basel (1795) trat Spanien auch die östl. Hälfte der Insel an Frankreich ab. Die franz. Colonie auf St.-Domingo hatte seit 1722 außerordentliche Fortschritte gemacht. Kurz vor der Revolution wurden jährlich 30,000 Neger aus Afrika in das franz. Domingo eingeführt. Die Bevölkerung besteht 1) aus **Mulatten** (**gens de couleurs**, oder farbige Leute), die aus dem Umgange der weißen Herren mit ihren Negerinnen geboren wurden; 2) **Negern**. Viele Mulatten waren von ihren Vätern anerkannt, als Christen erzogen und traten in ihre Erbschaften ein. Ein großer Theil der Pflanzungen war daher in den Händen solcher Mulatten, unter denen es Leute von Talenten und von mehr Sittlichkeit gab, als ihre weißen Beherrscher besaßen. Es war daher natürlich, daß sie ihre Überlegenheit fühlten, als die durch die Revolution in Frankreich erweckten Ideen von der Gleichheit der Menschenrechte sich auf die westindischen Inseln verpflanzten. Sie wollten diese Rechte in ihrem Vaterlande geltend machen, fehlten aber darin, daß sie die Neger, die an sie, wegen ihrer Ähnlichkeit in Bildung und Farbe, mehr An-

hänglichkeit als an die Weißen hatten, zu voreilig Antheil daran nehmen ließen. Das schwankende Benehmen des Nationalconvents, der über die innern Angelegenheiten die auswärtigen Besitzungen zu vernachlässigen schien, beschleunigte das Unglück dieser schönen Colonie. Ein Decret des Nationalconvents (vom 15. Mai 1792) gab den Mulatten das Recht, an den ordentlichen Colonialversammlungen Theil zu nehmen; ein andres Decret, vom 24. Sept., hob diese Begünstigung wieder auf. Allein die Mulatten widersetzten sich, von den Negern unterstützt, mit Gewalt, und so begann ein Krieg, der mit allen Gräueln der Grausamkeit fortgesetzt wurde. Am 13. Juni 1793 wurde Cap François, eine der vorzüglichsten Städte der Insel, von den Mulatten und Negern überwältigt; die dem Gemetzel entronnenen Weißen flüchteten sich nach Nordamerika. Von Frankreich wurde eine unbedeutende Truppenzahl nach St.-Domingo geschickt, von den Weißen aber, die noch die übrigen Häfen und Forts in Besitz und sich für die königl. Partei erklärt hatten, nicht ans Land gelassen. Die Engländer eroberten im Sept. 1793 zwei Häfen und Festungen; nachdem aber der Nationalconvent am 4. Febr. 1794 den Negern in den franz. Colonien völlige Freiheit und gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern ertheilt hatte, brach der Krieg mit größerer Wuth aus; fast alle Weiße wurden ermordet und die Engländer verloren ihre Eroberungen wieder. An der Spitze der Neger stand Toussaint l'Ouverture (s. d.), der am 9. Mai 1801 der Insel eine eigne Verfassung gab, durch welche er zum lebenslänglichen Statthalter ernannt und alle Sklaverei auf ewig abgeschafft wurde. Zum Befehlshaber der Capstadt, ehemals Cap François, im nordwestlichen Theile der Insel, ernannte er Henri Christoph, geb. 1767 auf der britischen Antilleninsel Grenada. Seine Ältern waren Negersklaven. Mit Ruhm focht der geist- und kraftvolle Christoph im nordamerik. Unabhängigkeitskriege und ward Oberster, seit 1790 aber auf St.-Domingo (wo er in der Zwischenzeit als freier Neger verschiedne Anstellungen gehabt haben soll). Hier dämpfte er den Aufruhr der Neger, welche alle Weiße ermorden wollten. Als der franz. Generalcapitain Leclerc mit einer Flotte und 25,000 M. im Febr. landete, wies er die Anträge des ersten Consuls zurück, verbrannte die Stadt, setzte nebst Dessalines und Petion, unter dem Statthalter Touss. l'Ouverture, den Krieg im Gebirge fort, unterhandelte dann in l'Ouverture's Namen mit dem franz. General Hardy den Unterwerfungsvertrag (1. März 1802) und trat, als die Pflanzer, nach l'Ouverture's ungerechter Verhaftung, die Sklaverei der Schwarzen wiederherstellen wollten, unter Dessalines's Fahne des Aufstandes. Die Sache der Unabhängigkeit siegte. Die franz. Truppen waren sehr zusammengeschmolzen, ihr Anführer Leclerc wurde durch Krankheit weggerafft; sein Nachfolger Rochambeau fand sich so gedrängt, daß er sich am 30. Nov. 1803 in Cap François, dem einzigen noch übrigen Platze, an die denselben blokirenden Engländer ergab. Von diesem Augenblick an war St.-Domingo für Frankreich verloren. Dessalines, ein Tyrann, der weder lesen noch schreiben konnte und die Franzosen ohne Unterschied hinrichten ließ, behauptete nun die Oberherrschaft über die Insel, die ihren ursprünglichen Namen Haiti wieder erhielt, und wurde am 8. Oct. 1804 als Kaiser, unter dem Namen Jakob I., ausgerufen, aber zwei Jahre darauf (17. Oct. 1806) in einer neuen Revolution ermordet. Ohne daß General Christoph an dieser von Petion u. A. geleiteten Verschwörung Theil genommen hatte, ward er von ihnen, dem Heere und dem Volke im Oct. 1806 an die Spitze des Staats gestellt. Gleichwol ermordeten die Mulatten mehre schwarze Officiere, und Petion selbst strebte nach der höchsten Gewalt, worauf ein zweijähriger Krieg den Süden von dem Norden trennte. Dort entstand die Republik unter dem Präsidenten Alex. Petion (27. Dec. 1806), hier der Staat von Haiti (durch die Constitution von 1807) unter Christoph, als Präsidenten und Oberbefehlshaber der Land- und

Seemacht. Allein Factionen zerrütteten die Republik, während Ordnung und Gesetze in dem Staate von Haiti galten. Um diese Ruhe zu befestigen, ward der Staat 1811 in eine Erbmonarchie verwandelt und Christoph unter dem Namen **Heinrich I.**, nebst seiner Gemahlin Marie Louise, den 2. Juni 1811 gesalbt und gekrönt. Zugleich erschien ein neues Staatsgrundgesetz, sowie ein von Titeln, Hof- und Staatsämtern strotzender Staatskalender. Darauf ließ der König ein Gesetzbuch entwerfen. Eine Verschwörung, die der Republik die königl. haitischen Schiffe überlieferte, hatte 1813 einen neuen Krieg mit Petion zur Folge, den aber die gemeinsame Gefahr 1814, von Frankreich angegriffen zu werden, bald endigte. Heinrich wies die Anträge der franz. Regierung, sich zu unterwerfen, nachdem er sich darüber mit einer im Oct. 1814 berufenen Versammlung von Nationalabgeordneten berathen hatte, zurück und erklärte im Nov. 1816, daß weder *ein* Franzose, noch die franz. Flagge in Haiti zugelassen werden solle, bevor dessen Unabhängigkeit von Frankreich nicht anerkannt sei. Nach Petion's Tode, 29. März 1813, versuchte Heinrich vergeblich, die Republik Haiti (welche der zum Nachfolger vorgeschlagene General Jean Pierre **Boyer** als Präsident regierte) mit dem Königreiche zu vereinigen. Er war als Tyrann gehaßt, denn Abfall und Aufruhr der republikanisch gesinnten Mulatten hatten ihn seit 1813 zu strengen Maßregeln gereizt, welche seine Befehlshaber mit Grausamkeit vollzogen. Indeß regierte er mit Verstand, Thätigkeit und Kraft. Die Stadt Sanssouci, ein Palast, eine Kathedrale und das Fort Henri wurden gebaut, die Zahl der Grundeigenthümer vermehrt, Schulen angelegt, Gewerbe und Handel befördert, die Fremden, darunter viele Deutsche, belohnt, aber auch streng bewacht. Endlich raubte die Empörung der Armee dem Könige das Leben. Er hatte im Sept. 1820 einen Obersten in Fesseln legen lassen, dessen Soldaten zu den Waffen griffen und sich der Stadt St.-Marc bemächtigten. Nun empörte sich auch die Besatzung zu Cap Henri, und am 6. Oct. riefen General Richard und General Paul Romain, Großmarschall von Haiti und Kriegsminister, der gleich anfangs mit seinen Truppen auf die Seite der Aufrührer getreten war, das ganze Land auf, um Heinrich I. abzusetzen. Vergebens sandte der in Sanssouci kranke, von einem Schlagfluß gelähmte König seine Leibwache gegen die Empörer; sie weigerte sich zu fechten. Auf diese Nachricht schoß sich Christoph eine Kugel durch das Herz (8. Oct. 1820). Das Fort Henri ergab sich den 18. Oct., wo die Soldaten den Kronprinzen nebst einigen Officieren und Ministern ermordeten und den Palast plünderten. Endlich stellte des Präsidenten Boyer's Ankunft die Ruhe wieder her. Christophs Witwe begab sich mit ihren Töchtern nach England. Der franz. Generallieut. Baron Pamph. La Croix (Divisionschef bei der Expeditionsarmee unter Leclerc) entwirft in s. „Mém. p. servir à l'hist. de la révolut. de St.-Domingue" (2 Ausg., Paris 1820, 2 Bde.) von Christoph ein günstiges Bild, das diesen Schwarzen als einen Freund geistiger Bildung und guter Sitten und als einen Beschützer der Weißen darstellt. So auch Baron de Vastey, Christophs Kanzler, der zu Sanssouci 1819 einen „Essai sur les causes de la révolution et des guerres civiles d'Haiti" herausgab. Die Strenge, mit welcher Christoph auf gute Sitten hielt, von denen er selbst das Beispiel gab, soll ihn den zuchtlosen, durch die Revolution verwilderten Schwarzen und Mulatten verhaßt gemacht, Petion dagegen soll alle sittliche Unordnung nachsichtig geduldet haben, um den Pöbel für sich zu gewinnen. — 6000 Mann von Heinrichs Heer unterwarfen sich dem Präsidenten **Boyer**, der hierauf (26. Nov. 1820) die Vereinigung beider Theile des ehemals franz. St.-Domingo öffentlich erklärte und die von Christoph geschaffenen Titel aufhob. **Port au Prince** wurde die Hauptstadt des neuen Staats. General Richard, Herzog von Marmelade, verschwor sich zwar mit mehren Officieren, in der Absicht, die Militairherrschaft auf dem Cap an sich zu

reißen; allein er ward im Febr. 1821 verhaftet und mit drei seiner Mitschuldigen hingerichtet. Bald nachher vereinigte Boyer auch den von den Spaniern seit 1808 wieder eroberten östlichen Theil der Insel mit der Republik Haiti. Als sich nämlich die Einwohner des span. Domingo am 1. Dec. 1821 von Spanien lossagten, um sich mit der Republik Colombia zu vereinigen, besetzte Boyer diesen Theil der Insel, und die Stadt Domingo ergab sich ihm ohne Widerstand d. 2. Febr. 1822. Eine Landung, welche franz. Truppen unter dem Contreadmiral Jacob (ohne Befehl der franz. Regierung) auf der Halbinsel Samana, im ehemaligen span. Antheil, versuchten, um das Eigenthum der Pflanzer an Bord zu nehmen, ward im März durch Boyer's Truppen zurückgeschlagen. Seitdem blieb der unmittelbare Handelsverkehr unter franz. Flagge mit Haiti unterbrochen. Im März 1823 verbot der Präsident Boyer sogar allen Handel zwischen Haiti und den westindischen Inseln, wodurch der Verkehr der Schwarzen mit den Verein. Staaten sich sehr erweiterte. Endlich entschloß sich Frankreich, durch die königl. Verordnung vom 17. April 1825, die volle Unabhängigkeit der Regierung von St.-Domingo anzuerkennen, wogegen Haiti 1) an Frankreich 150 Mill. Fr. als Entschädigung der ehemaligen, jetzt in Frankreich lebenden Plantagenbesitzer bezahlte, 2) seine Häfen dem Handel aller Nationen öffnete, mit gleichen Abgaben für jede Flagge, für die franz. aber auf die Hälfte herabgesetzt. Der darauf von Frankreich vorgeschlagene Handelsvertrag ward jedoch von dem Präsidenten Boyer nicht genehmigt. Der Papst hatte die Republik schon am 24. Juli 1824 anerkannt; seitdem haben dies alle Regierungen gethan, mit Ausnahme der spanischen. Am 1. April 1826 (dem 23. J. der Unabhängigkeit) erklärte der Präsident, daß die Haitier auf allen Meeren und nach allen Häfen Handel treiben dürfen, nur nicht nach den engl., franz., span. und holländ. Colonien, sowie nach Carolina, um nicht Argwohn wegen Anreizung der Negersklaven zum Aufstande zu veranlassen. Haiti hat 12 Häfen dem auswärtigen Handel eröffnet. — Boyer regiert als lebenslänglicher Präsident ganz Haiti, nach der Verfassung vom 2. Juni 1816, deren Grundlagen persönliche und Preßfreiheit, Verantwortlichkeit aller Beamten rc. sind. Kein Weißer kann Grundbesitz erwerben. Die katholische Religion ist die des Staats, jede andre erlaubt. Jeder Gesetzentwurf wird von der vollziehenden Gewalt vorgeschlagen, von der Kammer der Repräsentanten (Grundeigenthümer auf 5 Jahre gewählt) berathen und angenommen, und von dem Senat decretirt. Die 24 Mitglieder des Senats werden aus einer vom Präsidenten entworfnen, dreifachen Liste von der Kammer gewählt auf 9 Jahre. Der Senat allein hat das Recht, den Präsidenten zu ernennen. Er genehmigt oder verwirft die vom Präsidenten beschlossenen Verträge mit andern Staaten. Der Präsident Boyer (s. d.) befördert den Anbau der Insel und die Bildung der Einwohner. Auf dem Cap und in allen Gemeinden sind Lancasterschulen eingeführt; in der Capstadt ward eine medicinisch-chirurgische Schule und zu Port au Prince eine Akademie für Medicin, Rechtswissenschaft, Literatur, Mathematik und Astronomie errichtet. Franz. und engl. Gelehrte leiten diese Anstalten. In Haiti erscheinen mehre Journale: der „Telegraph", der „Propagateur" u. a. 1824 zählte das Heer 45,520 M., ohne 113,328 Nationalgarden; die Seemacht 6 kleine Kriegsschiffe. Die Staatseinnahme betrug 37 Mill. Fr., die Aus- und Eingangszölle betrugen 12 Proc. England allein zahlte 7 Proc. Auch der deutsche Einfuhrhandel (vorzüglich Leinwand) findet Schutz. Die Politik des stets zum Kriege gerüsteten Präsidenten Boyer ist friedlich. Über den gegenwärtigen Zustand der in 15 Provinzen eingetheilten Insel wird die naturhistorische Reise nach Haiti von Karl Ritter die neuesten Nachrichten enthalten. — Die Hptst. Port au Prince hat 15,000 Einw. und einen Hafen, der 500 Schiffe faßt. Die Stadt Cap Henri, früher Cap François oder Cap, jetzt Haiti, hat 12,000 Einw.; die Stadt San-Domingo, mit Colom-

bo's und seines Bruders Ludovico Denkmal, 10,000 Einw. (S. „Histoire polit. et statist. de l'isle d'Haïti, écrite sur des docum. officiels et des notes communiquées par Sir James Barskett — Agenten der brit. Regierung in den Antillen — par M. Placide Justin" (Paris 1826). Über Heinrich I. s. m. die „Zeitgenossen", Heft XI und XXXIX. 20.

Hakim, ein türkischer Arzt; **Hakimbaschi**, der kaiserliche Leibarzt.

Halberstadt, preuß. Fabrikstadt in der Prov. Sachsen, im Regierungsbezirk Magdeburg, im halberstädt. Kreise, 4. Militairabtheil. und Sitz des Oberlandesgerichts, mit etwa 14,700 Einw., liegt, alt und unregelmäßig gebaut, am Flüßchen Holzemme. Die Fabriken liefern gute Mitteltücher, Leder, Leinwand, Handschuhe &c. Über die 1780 Wohngebäude und 10 Kirchen der Stadt ragt die dem heil. Stephan gewidmete Domkirche hervor. Aus den Zeiten des reichen Klostersegens schreiben sich noch her die Dom-, die Martins- und Johannisschule. Auch hat Halberstadt ein Schullehrerseminar, eine Synagoge und eine Hagelversicherungsanstalt. Die Spiegelberge bei der Stadt sind eine schöne Gartenanlage des Domherrn von Spiegel. — In Halberstadts älteste Geschichte gehören die Fehden seiner Bischöfe mit Herzog Heinrich dem Löwen, welcher die Stadt 1179 einäscherte. Doch erstand sie bald aus ihrem Schutte, wurde mit Mauern und Graben umgeben und erhielt wegen zunehmender Bevölkerung drei Vorstädte. Im siebenjähr. Kriege ließen die Franzosen ihre Thore und einen Theil ihrer Mauern niederreißen. — Am 30. Juli 1809 erstürmte Wilhelm, Herzog von Braunschweig (Oels), auf seinem berühmten Zuge mit der schwarzen Legion, das vom 5. westfäl. Linienregimente unter dem Grafen Wellingerode vertheidigte Halberstadt, und machte, nach wüthendem Gemetzel in den Gassen der Stadt, mit geringerer Mannszahl, das ganze Regiment nebst dessen Obersten zu Gefangenen. — Das Fürstenth. Halberstadt, ehemaliges Bisthum, gewann das Kurhaus Brandenburg im westfäl. Frieden: ein an Getreide und Flachs fruchtbares, vortreffl. Vieh- u. Schafzucht treibendes Ländchen. Es hat unbedeutende Flüsse. Berühmt ist die Felspartie der Roßtrappe und die alpinische Thalschlucht der Bode oberhalb des Eisenhüttenwerks bei Thale. Ein Denkmal alter Größe sind die Ruinen des Regensteins.

Halber Ton, auf der Tonleiter unsers Tonsystems das kleinste Intervall; es ist ein Ton in seinem Abstande von dem andern zunächst liegenden unserer Tonleiter. Die halben Töne sind zwar in ihren Schwebungen, d. h. in Absicht auf Höhe und Tiefe, oder die Anzahl der in ihnen enthaltenen Kommas verschieden; allein sie werden ohne Rücksicht auf enharmonische Verhältnisse als gleichgeltend in diesem und jenem Intervall genommen, nachdem die Beschaffenheit des Tons ist, aus welchem gespielt wird, und so gelten z. B. e und f, welche Töne auf zwei verschiednen Stufen unsers Notensystems, und c und cis, die nur auf einer stehen, für halbe Töne.

Halbgötter, s. Heroen.

Halbkugel. Jeder größte, um eine Kugel gezogene Kreis theilt dieselbe nach ihrem körperlichen Inhalt und nach ihrer Oberfläche in zwei gleiche Theile oder Halbkugeln. Die Astronomen und Geographen denken sich mehre größte Kreise um den Himmel und die Erdkugel, namentlich den Äquator, die Meridiane und den Horizont. Hiedurch nun entstehen sowol am Himmel als auf der Erde (in der Voraussetzung, daß letztere als Kugel betrachtet werde) mehre Halbkugeln. Der Äquator theilt die Erd- und Himmelskugel in die nördliche und südliche; der Meridian oder Mittagskreis jedes Orts in die östliche und westliche, und der Horizont in die obere und untere Halbkugel. Alle dunkele Himmelskörper unsers Sonnensystems, d. i. alle dazu gehörige Planeten mit ihren Nebenplaneten und die Kometen, werden durch den größten Kreis, dessen Ebene auf der nach dem Mittelpunkte der Sonne gezogenen Linie senkrecht steht, in die erleuchtete und unerleuch-

tete Halbkugel getheilt. Da jedoch die Sonne einen größern Durchmesser hat, als jeder dieser dunkeln Himmelskörper, so erleuchtet sie von jedem derselben auch mehr als die Hälfte, und der erleuchtete Theil erstreckt sich rings um die kuglichten Körper über seine eigentliche Grenze noch um die Größe des scheinbaren Halbmessers der Sonne. Für die Erdkugel beträgt dies ungefähr 15 Minuten eines größten Kreises.

Halbkugeln (magdeburgische), zwei aus Kupfer und Messing verfertigte ziemlich große Halbkugeln, deren Ränder an den Öffnungen so gearbeitet sein müssen, daß sie dicht auf einander passen, worauf die zwischen beiden eingeschlossene Luft mittelst der Luftpumpe herausgezogen werden kann. Otto von **Guerike** in Magdeburg (s. d.) erfand diese Vorkehrung um die Mitte des 17. Jahrh. und bewies damit die Gewalt des Luftdrucks. Die größten seiner Halbkugeln maßen eine Elle im Durchmesser; an der einen war ein Hahn befindlich, durch welchen die Luft ausgepumpt und hernach wieder eingelassen werden konnte. An beiden waren starke Ringe befestigt, um Seile hindurchzustecken, an welchen vorgespannte Pferde ziehen konnten. Zwischen die Ränder der offenen Halbkugeln legte Guerike einen in Wachs und Terpentin getränkten Ring, um alles Eindringen der Luft zu verhüten. An die beiden Halbkugeln spannte er, nachdem die Luft ausgepumpt war, 14 bis 30 Pferde, welche sich vergebens bemühten, sie auseinanderzuziehen. Noch mehr Pferde trennten sie endlich mit einem starken Knall. Ließ er dagegen die Luft hineintreten, so konnte sie ein Jeder leicht trennen. Die Kraft eines Pferdes im horizontalen Zuge berechnet man gewöhnlich zu 175 Pfund.

Halbmesser (Radius), s. **Diameter**.

Halbmetalle, diejenigen Metalle, welche die Eigenschaft der Dehnbarkeit, Zähigkeit und Biegsamkeit in einem nur geringern Grade haben, z. B. Spießglasmetall, Nickel, Arsenik ꝛc. Da die Grade dieser Eigenschaften so unmerklich in einander fließen, daß sich eine bestimmte Grenzlinie nicht ziehen läßt, so hat man diese Eintheilung verworfen.

Haldenwang (Christian), geb. den 14. Mai 1770 in Durlach, wo sein Vater Wundarzt war, einer der ausgezeichnetsten deutschen Kupferstecher, mußte in seiner Jugend außer den Schulstunden auf dem Acker und im Weinberge mitarbeiten. Im 14. J. besuchte er aus eignem Antrieb die Zeichnungsschule seiner Vaterstadt, und der Lehrer entdeckte bald die trefflichen Anlagen des Schülers; der Vater ließ ihm daher noch besondern Unterricht durch einen Porzellanmaler ertheilen. Zwei Jahre darauf kam er in die Mechel'sche Anstalt nach Basel, um das Kupferstechen zu erlernen. Hier zeichnete H. nach Venloo und Boucher, dann stach er einige Studien nach Spranger und ein Blättchen nach Wille. Mechel legte ihm nun zwei in Farben gedruckte Ansichten vom Grindelwald vor, um sie in Linienmanier zu stechen: eine schwere Aufgabe für den Jüngling, der sich noch nie in landschaftlichen Studien versucht hatte. Auch wußte Niemand ihn über Perspective und andre nothwendige Dinge zu belehren. Er studirte daher Middiman's Ansichten von England, Schottland und Irland. Darauf rieth ihm Wocher, nach der Natur zu zeichnen, und H. widmete alle Freistunden dieser Beschäftigung. Er sollte nun die Brücke St.-Maurice nach einem Gouachebilde von Bacler d'Albe (als Gegenstück zu dem Rheinfalle von Gmelin) stechen. Um diese Zeit lernte er die Blätter von Woollet kennen, und man erlaubte ihm, sie (als Musterblätter) in dem Attelier aufzuhängen. Endlich gab man ihm den Rheinfall in Graubündten, nach einem Gemälde von Heß, zu stechen. Während dieser Arbeit näherte sich seine Lehrzeit ihrem Ende. Es war ihm gelungen, die Aquatintamanier zu erforschen, welche damals noch als Geheimniß behandelt wurde; einige wohlgerathene Arbeiten dieser Art verschafften ihm 1796 den Ruf nach Dessau, wo die chalkographische Gesellschaft entstanden war. Während der acht Jahre, die er in Dessau zubrachte,

verfertigte er die schönen Aquatintablätter: die Mühle bei Ragatz und die Jungfrau nach Wocher; das Oberhaßlithal, Unterseen, Tells Kapelle und Maria Stein nach Birmann, mehre landschaftliche Studien nach Wehle, eine große Landschaft, der Sturm, von eigner Erfindung u. a. m. Endlich berief ihn sein Landesherr Karl Friedrich als Hofkupferstecher nach Karlsruhe. Seitdem hat H. der Aquatinta entsagt, und arbeitet nur noch mit dem Grabstichel und der Radirnadel. In den Jahren der französischen Herrschaft stach er meist für Buchhändler. So enthält u. a. das „Rheinische Taschenbuch" eine Menge schöner Ansichten von seiner Hand, und zwei Blätter in der Reise des Prinzen von Neuwied, stürmische Seefahrt und Schifffahrt über die Felsen bei Ilheos, können als Meisterstücke gelten. Die Graimberg'schen Ansichten von Heidelberg hat er nicht bloß gestochen, sondern auch die geschmacklosen Zeichnungen umgearbeitet. Im Musée Napoléon finden sich von ihm zwei Landschaften nach Ruisdael und Poussin, eine Landschaft nach Claude Lorrain und eine nach Elsheimer. Hierauf stach er die zwei Tageszeiten, nach Claude. Dieser geist- und gemüthvolle Künstler hat das Studium Woollet's mit dem Studium der Natur glücklich verbunden, und der Kenner wird ihm — in Absicht auf Harmonie und Mäßigung, den Vorrang vor dem Briten gern zugestehen. 76.

Halem (G. A., L. W. C. und B. J. F. von), Söhne des 1772 verst. k. dän. Kanzleiraths Ant. Wilh. v. Halem zu Oldenburg. Sein ältester Sohn, Gerhard Anton v. Halem, geb. 1752, zeigte früh Talente für die Wissenschaften. Unter der Leitung des Vaters zum Rechtsstudium vorbereitet, bezog er im 17. J. die Universität Frankfurt a. d. O. Dann besuchte er die Akademien zu Strasburg und zu Kopenhagen, wo er D. der Rechte wurde. Nach dem Tode seines Vaters und der Übertragung seines Geburtslandes an das Haus Holstein-Gottorp (jetzt Holstein-Oldenburg), ward er zum ersten Assessor des Landgerichts zu Oldenburg und nach wenigen Jahren zum Kanzlei- und Regierungsrath ernannt, wo er in der Entwerfung der neuen Proceßordnung, der Armeneinrichtungen und eines neuen Gesangbuchs, ausgezeichnete Thätigkeit bewies. Früh entwickelte sich sein Dichtertalent in fleißigen Beiträgen zu den Voß'schen und a. Musenalmanachen, dem deutschen Museum und ähnlichen Zeitschriften. Er stiftete 1783 die noch bestehende literarische Gesellschaft in Oldenburg, und gab eine gemeinnützige, vorzugsweise dem Herzogthum Oldenburg gewidmete Zeitschrift, gemeinschaftlich mit dem als Dichter geschätzten Gramberg heraus. Von ihm redigirt und größtentheils verfaßt, erschien 1801—5 die Monatsschrift „Irene." Unter s. historischen Schriften läßt seine „Geschichte Oldenburgs" nichts zu wünschen übrig, als daß die Zeitumstände ihm verstattet haben möchten, solche weiter (als bis 1666) fortzuführen. S. „Leben Peters des Großen" (3 Thle.), sowie das des Grafen Münnich, eines gebornen Oldenburgers, sind musterhafte Biographien. Die Beschreibung einer halbjährigen Reise im J. 1790: „Blicke auf einen Theil Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs" (2 Bde., 1791), ist ein anziehendes ethnographisches Werk. Unter Halem's poetischen Werken nimmt s. „Jesus, der Stifter des Gottesreichs" (2 Thle., Hanover), die erste Stelle ein. Die Umgestaltung Europas veranlaßte ihn, gemeinschaftlich mit dem Regierungsrath C. L. Runde eine „Sammlung der wichtigsten Actenstücke zur neuesten Zeitgeschichte, nebst chronolog. Übersicht der merkwürdigsten Begebenheiten" (Oldenb. 1806 u. 7) herauszugeben, ein Werk, welches mit diplomatischer Genauigkeit zweckmäßige Auswahl der Urkunden verbindet. Kurz vor der Vereinigung Oldenburgs mit dem franz. Kaiserreiche war Halem Dirigent der herz. Regierung geworden. Als jene Katastrophe am Ende 1810 eintrat, entband der Herzog und Landesadministrator sämmtliche Staatsbeamte und Vorgesetzte der Unterbehörden von ihrem Amtseide. Ungern verließ Halem, schon ein Sechziger und Vater von sechs uner-

wachsenen Kindern, seine Geburtsstadt, und folgte dem Rufe als Rath im kaiserl. Appellationshofe zu Hamburg, wo er bei weit kostspieligerm Haushalt eine verringerte Besoldung bezog. Als die franz. Zwingherrschaft über das nordwestliche Deutschland gebrochen ward, hatte Halem das Glück, noch vor der Einschließung Hamburgs nach Eutin, dem Hauptorte des Fürstenthums Lübeck, dessen Besitz dem Herzog von Oldenburg geblieben war, zu entkommen, wo er dem Genusse häuslicher Freuden und den Wissenschaften lebte. Bei der Rückkehr des Landesfürsten aus Rußland ward er als erster Rath und Dirigent der eutinischen Landesregierung angestellt. Dieser kleinere Geschäftsumfang sagte dem schon alternden Manne vollkommen zu, und gab ihm Muße zu literarischen Arbeiten, deren Hauptgegenstand die Geschichte von Wagrien war. Insbesondre machte ihm die Anordnung seiner beträchtlichen Bibliothek, die er im Schlosse zu Eutin aufstellen ließ, viele Freude. Der Herzog hatte sie gekauft, ihm aber den Gebrauch derselben auf Lebenszeit gestattet. Noch an seinem Todestage (4. Jan. 1819) hatte er die zu der Bibliothek führenden 84 Stufen erstiegen; als er aber Abends an einem Freundescirkel Theil nahm, fühlte er sich unwohl und ging nach Hause, wo er seiner Gattin und dem Arzte mit aller Fassung seinen Tod verkündigte, und bald mit dem Ausrufe: „Es ist vorbei!" ohne alle Zuckung todt in die Arme der geliebten Gattin sank. Er starb an einer Anhäufung von Wasser am Herzen. — Halem war dreimal verheirathet: im 25. Jahre s. Alters mit der Stiefschwester seiner Mutter. Nach anderthalb Jahren trennte der Tod diesen Bund. Im 48. Jahre heirathete Halem seine zweite Gattin, die ihm zehn Kinder gab; nach ihrem Tode wurde ihre Schwester die Gefährtin seiner letzten Lebensjahre.

Halem (L. W. C. von), geb. zu Oldenburg 1759, ward auf dem dortigen Gymnasium für die philologischen Studien gebildet, denen er sich auf Akademien vorzugsweise widmete. Nach mehrjährigem Aufenthalte im Auslande ernannte ihn der Herzog 1784 zu seinem Cabinetssecretair und übertrug ihm, nach dem Ankauf der Brandes'schen Büchersammlung aus Hanover, die Stelle eines Bibliothekars. Nach der Rückkehr des Herzogs aus Rußland, 1814, trat Halem mit dem Hofrathstitel in seine Stelle wieder ein, und ward mit der Herausgabe eines administrativen Amtsblatts, sowie auch einer politischen Zeitung beauftragt. Schon früher hatten seine „Bibliographischen Unterhaltungen" (2 Bdchn.) Beifall gefunden. Geschäftsdrang hielt ihn von der Fortsetzung ab. Seine tiefe Kunde der Geschichte und des Geistes der Maurerei vereinigte ihn aufs innigste mit Schröder in Hamburg. Noch jetzt ist er eins der thätigsten Mitglieder der von seinem Bruder gestifteten oldenburg. literar. Gesellschaft. Auch war er einer der ersten Stifter und ist jetzt erster Secretair der am 1. Mai 1818 errichteten oldenburgischen Landwirthschaftsgesellschaft, von deren Verhandlungen die von ihm herausg. „Oldenburgischen Blätter" regelmäßig Nachricht geben.

Halem (B. J. F. von), geb. 1768, verlor, kaum vier Jahre alt, seinen Vater, und verdankte seine frühere Bildung großentheils seinem ältesten Bruder, der ihn zum akademischen Rechtsstudium vorbereitete. Nach seiner Rückkehr von den Universitäten Jena und Göttingen ging er nach Berlin, wo er als Kriegsrath in einer administrativen Behörde angestellt ward. Nach dreijährigem Dienste nahm er seine Entlassung, weil ihn Privatangelegenheiten in die Heimath zurückriefen. Hierauf bereiste er Holland, die Niederlande und einen großen Theil von Deutschland und Frankreich. Die Epoche des Friedens von Amiens veranlaßte ihn zu einem längern Aufenthalte in Paris, wo er durch den preuß. Gesandten, Marchese Lucchesini, dem ersten Consul vorgestellt ward. Nach dreijährigem Privatleben folgte Halem dem Rufe als herzogl. oldenb. Landgerichtsassessor, welchen Posten er zu Neuenburg und zu Delmenhorst dreizehn Jahre lang bekleidete. Nach

der franz. Besitznahme des Landes ernannte ihn das Generalgouvernement in Hamburg zu einem der elf Abgeordneten der hanseatischen Departements an den Kaiser Napoleon; allein seine nach wenig Tagen erfolgte Anstellung als Generalsecretair des Depart. der Wesermündungen befreite ihn von der Sendung nach Paris, welche nun sein ältester Bruder übernahm. Graf Arberg, ein gewandter und feingebildeter Hofmann, Präfect des Depart. der Wesermündungen, war in Verwaltungsgeschäften ungeübt, der deutschen Sprache wenig kundig und mit den Örtlichkeiten seines Amtsbereichs gänzlich unbekannt; daher schenkte er Halem großes Vertrauen. Durch Amtspflicht, sowie durch persönliche Achtung für den Grafen, fand Halem sich bewogen, nach der im Oct. 1813 erfolgten Capitulation von Bremen, seinen Vorgesetzten, dessen dringendem Wunsche gemäß, nach Frankreich zu begleiten. In Paris hatte Halem den Kummer, den Tod des ihm bis ans Ende wohlwollenden Grafen Arberg zu erleben, und kehrte nach dem pariser Frieden 1814 in sein Vaterland zurück. Während ihm in Paris durch die kämpfenden Heere länger als sechs Monate alle Gemeinschaft mit seiner Heimath abgeschnitten war, hatte entweder Unkunde, oder übler Wille, dem ehemaligen Generalsecretair eine Theilnahme an manchen offenbar tyrannischen Maßregeln der Militairgewalt beigemessen. Obwol Halem keiner Rechtfertigung bedurfte, so ließ er dennoch gegen einige in Druckschriften eingeflossene Äußerungen eine Berichtigung ins Publicum gelangen, welche jene Gerüchte widerlegte. — Nach fast zweijährigem Aufenthalt in Westfalen privatisirte Halem in Sachsen, und arbeitete in Leipzig an den gelesensten deutschen Zeitschriften; auch übersetzte er aus dem Engl., Ital. und Franz. historische, ethnographische und belletristische Schriften. Frei bearbeitet hat er: Hallam's „Geschichte des Mittelalters" (2 Bde., Lpz. 1820); Moore's „Geschichte der britischen Revolution von 1688", m. Anmerk. (Leipz. 1821); Lucchesini's „Geschichte des Rheinbundes" (3 Bde., Lpz. 1821 fg.); „Florentina Macarthy", von Lady Morgan, mit Anmerk. (3 Bde., Lpz. 1821); „Nigel's Schicksale" und andere Romane von Walter Scott. — Halem starb zu Leipzig 1823.

Halifax, Marktfl. in Yorkshire in England, am Flusse Calder, mit mehr als 9000 Einw., hat Manufacturen in Wolle und Baumwolle, und ist der Hauptmarkt für dünne wollene Zeuge, die in den umliegenden Dörfern verfertigt werden. Zum Verkauf derselben stehen Sonnabends zwei Hallen offen. Auch werden hier Cylinderkratzen mittelst Maschinerie verfertigt, sowie die besten Wollkämme. — **Halifax**, Hauptst. in Neuschottland, an der Bai Chebucto, mit 1200 Häusern und 15,000 Einw., ist ein wichtiger Platz für den britischen Handel in Nordamerika. Der Freihafen kann 1000 der größten Schiffe fassen. Die Einfuhr beträgt den Werth von 600,000 Pf. St. Die Ausfuhr besteht vorzüglich in Fischen, die meistens nach Westindien gehen.

Halikarnaß, Haupt- und Residenzst. der Könige von Karien, berühmt durch das von der Königin Artemisia (s. d.) ihrem Gemahl zu Ehren erbaute Grabmal (Mausoleum), von dem nur ungewisse Spuren übrig sind. Sie war auch der Geburtsort des Herodot und des Dionysius (von Halikarnaß).

Halle, in Sachsen oder a. d. Saale (2152 H., 23,873 Einw. mit Einschluß der Vorstädte Glaucha und Neumarkt), gehört zur preuß. Provinz Sachsen (Regierungsbezirk Merseburg, Stadtkreis Halle, 4. Militairabth.), liegt am rechten Ufer der Saale, ist der Sitz einer berühmten, von Friedrich I., König von Preußen, gestift. und 1694 eingeweihten Universität (daher Friedrichsuniversität genannt). Halle *) wird zuerst 806 erwähnt, wo Karl der Große hier ein Schloß gegen die Wenden anlegte; Otto der Große schenkte diese Burg der Kirche von Magdeburg, und Otto II. gab ihr Stadtrecht. Zur Zeit der Reformation gehorchte

*) In Schwaben, Tirol, Brabant gibt es gleichnamige Orte mit „Halle" oder Salzwerken. Noch jetzt heißt das hallische Salzwerk vorzugsweise die Halle.

Halle dem berüchtigten Cardinal Albrecht V., welcher daselbst zur Bestreitung des neuen Glaubens eine katholische Universität anlegen wollte, und war Zeuge der Demüthigungen, welche Philipp der Großmüthige nach der Schlacht bei Mühlberg von Karl V. dulden mußte. 1681 huldigte die Stadt dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, welcher 1688 eine Ritterakademie (im Local der jetzigen Reitbahn) anlegte, die 1694 zur Universität umgeschaffen wurde. Die nächste Veranlassung hiezu gab die Auswanderung des Rechtsgelehrten Thomasius aus Leipzig, dem eine Menge von Studirenden folgte. Phil. Jak. Spener, und von Seckendorf, Thomasius's Freunde, hatten großen Einfluß auf die Berufung der ersten Professoren: ein Umstand, welcher der neuen Universität, und namentlich der theologischen Facultät derselben, sogleich einen sehr bestimmten Charakter aufdrückte, und ihr eine Stelle in der Geschichte der protestantischen Kriege anwies. Man berief nämlich fast ausschließlich Theologen der sogenannten pietistischen Partei, wodurch die neue Universität nebst den gleichzeitig entstandenen Franke'schen Stiftungen (s. A. H. Franke) ein Hauptsitz dieser theologischen Partei wurde, welche bei allen ihren Einseitigkeiten und Sonderbarkeiten einen wohlthätigen Einfluß auf das praktische Christenthum gehabt hat. Diese Richtung blieb die herrschende, bis der berühmte Christ. v. Wolff die Gemüther der Jugend für strengere mathematisch-philosophische Wissenschaften zu gewinnen wußte, und obgleich auf Veranstaltung der pietistischen Theologen eine Zeitlang aus den preußischen Staaten entfernt, dennoch zuletzt mit seiner ganzen Schule das Feld behauptete und mittelbar einem Semler den Weg bahnte, der eine gelehrte historisch-philologisch-kritische Behandlung der gesammten Theologie in Halle, ja in einem großen Theile der protestantischen Kirche einführte, welcher die Gegenwirkungen des preuß. Religionsedikts nicht schaden konnte. Theils durch reiche Unterstützung von Seiten des jetzt regierenden Königs, theils durch eine Reihe ausgezeichneter Lehrer, als Meckel, Reil, F. A. Wolff, J. A. Eberhard und andre noch lebende, war die Universität im Anfang dieses Jahrh. auf den höchsten Gipfel ihres Flors gelangt, als sie durch Napoleon, der nach der Schlacht von Jena das Zusammenleben einer so zahlreichen ihm nicht wohlwollenden Jugend fürchtete, plötzlich aufgelöst wurde. Eins ihrer Mitglieder, der Oberconsistorialrath D. Niemeyer, wurde nebst mehren andern Geißeln nach Frankreich deportirt. Zwar wurde sie nach dem tilsiter Frieden, insbesondre durch die Thätigkeit des zum Kanzler ernannten D. Niemeyer, von der westfälischen Regierung wiederhergestellt, nach der Auflösung von Helmstädt und Rinteln, mit achtbaren Mitgliedern bereichert (von Helmstädt wurde Pfaff, Schmelzer, Bruns; von Rinteln Wegscheider nach Halle versetzt), und von dem damaligen Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts, Staatsrath von Leist (früher Professor in Göttingen, jetzt Hofrath und Amtmann in Ilfeld), mit Sorgfalt und Einsicht verwaltet; allein die Zahl der Studirenden hob sich nicht wieder über 300—400. 1813 ward sie zum zweiten Male auf Befehl Napoleon's, dem der Übergang vieler Studirenden zu den preuß. Heeren mißfallen mußte, aufgehoben, und die Lehrer auf halbe Besoldung gesetzt, mit dem Versprechen, auf andre westfälische Universitäten versetzt zu werden, wofern nicht polizeiliche Anklagen gegen dieselben einliefen. Schon wurden Anstalten zur Zerstreuung ihrer Lehrer gemacht, als die leipziger Schlacht dem Schicksal der Universität eine andre Wendung gab, und der edle König, wiewol er indessen die neue Universität Berlin zum Ersatz für Halle gegründet hatte, nicht allein für ihre Erhaltung entschied, sondern auch durch Cabinetsordre vom 12. April 1815 die Universität Wittenberg, welche sich in den Kriegsjahren von selbst aufgelöst hatte, und deren Wiederherstellung an Ort und Stelle weder räthlich noch thunlich war, mit derselben verband. Die Vereinigung wurde in der Form bewerkstelligt, daß die noch übrigen 6 wittenbergischen Professoren (unter welchen Gruber und Pfotenhauer —

viele waren in sächs. Dienste gegangen, andre blieben als Directoren des theol. Seminariums zu Wittenberg) unter den Namen „Professoren der wittenberger Stiftung" in den Senat nach ihrer Anciennität einrückten, die bedeutenden Fonds größtentheils zu Freitischen und Stipendien verwendet und nach Halle verlegt wurden, und die Universität den Namen Vereinigte Friedrichsuniversität Halle-Wittenberg erhielt, indem auch Wittenberg einen Friedrich (Friedrich den Weisen) zu ihrem Stifter gehabt hatte. Seitdem hat sich die Anstalt mit schnellen Schritten gehoben, sodaß die Anzahl der Studirenden (im Wintersemester 18$\frac{2}{2}\frac{3}{4}$ 1180) der vor der Katastrophe von 1806 gleich kommt, und in Ansehung der Gesammtzahl wol nur von Göttingen, in Ansehung der Theologiestudirenden (760) von keiner deutschen Universität übertroffen wird. Wie Halle von jeher vorzugsweise als Bildungsschule junger Theologen berühmt gewesen, so dürfte auch noch jetzt die theol. Facultät derselben von vorzüglicher Bedeutung sein, worin 6 ordentl. und 4 außerord. Professoren, namentlich Kanzler Niemeyer für Moral, praktische Theologie und Pädagogik, Wegscheider für dogmatische Wissenschaften, Gesenius für Exegese des A. T., orient. Sprachen und Kirchengeschichte, wirken, und manche Privatvorlesung mit 400 und mehr Studirenden besetzt ist. Wenn auch zu dieser Frequenz der (jetzt ungegründete) Ruf von Wohlfeilheit und von der Leichtigkeit, ein Unterkommen durch Unterricht und Stipendien zu finden, etwas beitragen mag, so verdankt die Facultät, besonders in Ansehung der zahlreichen Ausländer, dieselbe doch noch mehr dem Ruf ihrer Lehrer, dem bei aller Verschiedenheit der Ansichten friedlichen Zusammenwirken derselben, und der durchgängigen Freiheit von der unklaren Mystik und neumodischen Theosophie, die jetzt von manchen Lehrstühlen ertönt. Diese durch treffliche philosophische Docenten (Gruber, Gerlach) unterstützte, klare, kritische, philologisch- und historisch-gelehrte Behandlung der Theologie, wozu schon Semler den Grund legte, kann als Hauptcharakter der theologischen Vorträge in Halle betrachtet werden. Nächstdem wirken für die Bildung der jungen Theologen auch ein theologisches und pädagogisches Seminarium, mehre wissenschaftliche Privatinstitute, als eine theologische Gesellschaft unter Wegscheider, eine exegetische und orientalische unter Gesenius, eine homiletische unter Marks, von welchem Letztern auch der von den Studirenden sehr besuchte akademische Gottesdienst gehalten wird, und halbjährig bekannt gemachte Preisaufgaben. In der medicinischen Facultät leuchten die Namen Meckel als Anatom, und Sprengel als Botaniker und Geschichtsschreiber der Medicin hervor. Letzterer ist Aufseher des trefflichen botanischen Gartens, Ersterer Besitzer eines in seiner Art fast einzigen anatomischen Cabinets. Außerdem sind noch ein medicinisches und zwei chirurgische Kliniken (die eine königlich, die andre Privatinstitut des Prof. Dzondi), und ein Entbindungsinstitut in Thätigkeit. Der Frequenz von Studirenden hat jedoch die Concurrenz mit Berlin und der dort zu bestehenden Staatsprüfung Eintrag gethan. Die juristische Facultät hat thätige Lehrer an Mühlenbruch für römisches Recht, Salchow für Criminalrecht, Pfotenhauer für praktische Jurisprudenz; die philosophische, außer den obengenannten eigentlichen Philosophen, an Reisig für Philologie, Nitzsch für Naturgeschichte, v. Jakob für Cameralwissenschaften. Außer dem philologischen Seminario bestehen gelehrte Privatgesellschaften, z. B. die philosophische unter Gerlach. Der Fürsorge der Regierung verdankt die Universität in der neuesten Zeit eine bedeutende Erweiterung des Bibliothekgebäudes (welches gegen 50,000 Bände faßt), mit einem Münzcabinet und einer Kupferstichsammlung; die Wiedereinführung vieler in der westfälischen Zeit untergegangenen alt-akademischen Einrichtungen, als regelmäßiges Programmenschreiben, Disputationen und Reden der Stipendiaten, feierliche Übergabe des Prorectorats; und die Errichtung einer wissenschaftlichen Prüfungscommission für die neuangekommenen Landeskinder und für Candidaten des

gelehrten Schulamts. Noch gehört der Bau eines akademischen Gebäudes zu den dringendsten Bedürfnissen der Akademiker. Als Förderungsmittel des wissenschaftlichen Treibens können außer den akademischen Instituten die Marienbibliothek, die Bibliothek der Frank. Stiftungen, die naturforschende Gesellschaft *), die (ehemals jenaische, seit 1804 nach Halle verpflanzte) Literaturzeitung genannt werden. — Überdies hat die Stadt zwei Gymnasien und ein reformirtes Fräuleinstift. Auch ist daselbst der Sitz eines Oberbergamts. Das hiesige Salzwerk, eins der ältesten und ergiebigsten in Deutschland, welches jährlich 7—8000 Lasten Salz liefert, nöthigenfalls aber halb Deutschland versorgen könnte, ist theils Privateigenthum einer Gesellschaft, welche die Pfännerschaft heißt und ihre Siedehäuser in der Stadt hat, theils königlich, und hat die besondern Siedehäuser vor der Stadt. Die Arbeiter bei denselben sind die Halloren, welche zu den wendischen Ureinwohnern gehören, auch noch jetzt durch Physiognomie, Nationaltracht und Gebräuche sich unterscheiden, und nächst ihrem Hauptgeschäft, der Salzsiederei, sich mit Schwimmunterricht, Fisch- und Lerchenfang beschäftigen. Beim Regierungsantritt jedes Landesherrn empfangen sie ein weißes Pferd, eine Fahne und einen silbernen Becher. Ehemals hatte die Halle ihre eigne, von der Stadt unabhängige Gerichtsbarkeit und eine Menge andrer Vorrechte. Außer den Franke'schen Stiftungen und den Salinen sind in der Stadt selbst noch die Reil'sche Badeanstalt, wozu das zur westfälischen Zeit aus der alten Universitätskirche gebaute Theater gehört, die Moritzburg (im dreißigj. Kriege zerstört), das Irrenhaus, außer denselben vorzüglich das Schloß und Dorf Gibichenstein (s. d.) zu bemerken. Auf dem Wege aus der Stadt dorthin und in der Nähe von Gibichenstein erinnern Lafontaine's und Eberhard's Landhäuser, Reichard's Landgut, Reil's Berg und Badeanstalten, und Hölty's Bank, an mehre theils noch lebende, theils verstorbene, als Schriftsteller und Künstler geschätzte Namen. Vgl. Dreihaupt's „Chronik des Saalkreises"; Hoffbauer's „Gesch. der Univ. Halle"; Niemeyer, „Die Univ. Halle in ihrem ersten Jahrhundert"; Hesekiel's „Beschr. von Halle" (Halle 1824).

Hallein, östreich. Stadt im Herzogth. Salzburg (mit 600 H. u. 6000 Einw.) an der Salzach und am Fuße des Dürren- (Thürn-) Berges, in welchem, sowie im Salzberge des benachbarten Berchtesgaden (s. d.) das Salz als Soole in den sogenannten Sinkwerken (deren es hier 35 gibt) gewonnen, durch Röhren nach dem Siedhause geleitet und dort versotten wird. Die jährl. Salzproduction beläuft sich auf 400 bis 450,000 Ctnr. Die Stecknadelfabrik zu Hallein liefert jährlich über 11,100 Bünde. Die Baumwollenfabrik, welche weit umher 12,000 Menschen beschäftigt, hat einen jährl. Verkehr von 225,000 Gulden. Ein Dörfchen am Abhange des Thürnberges ist größtentheils von Bergleuten bewohnt, und hat eine ganz aus spiegelglattem rothen Marmor erbaute Kirche.

Halleluja: Lobet den Herrn! Man glaubte in dieser volltönenden hebräischen Formel etwas Feierliches zu finden, und behielt sie bei den Übersetzungen der Bibel in die Landessprachen bei. Das Halleluja wurde seit dem 15. Jahrh. an allen Sonn- und Festtagen beim Gottesdienste gesungen, von der römischen Kirche aber späterhin an den Sonntagen in der Fasten, um die heilige Trauer nicht zu unterbrechen, weggelassen und erst Ostern als ein Gesang der Freude wieder angestimmt. In einigen Gegenden Deutschlands wird der Buchampfer oder Kuckucksklee, **Oxalis acetoselle L.**, auch Halleluja genannt, weil er um Ostern blüht, wo das Halleluja wieder in den Kirchen gesungen wird. Die Juden nennen den 113.

*) Des königsberger Prof. Schweigger trauriger Tod in Sicilien, 1821, gab Gelegenheit zur Erweiterung des in Halle gestifteten, vom Könige bestätigten und über ganz Deutschland sich verbreitenden „Vereins zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit." Auch hat hier der thüring. sächs. Verein für Erforschung der vaterländ. Alterthümer seinen Sitz.

bis 117. Psalm das große Halleluja, weil in diesen Psalmen besondere Wohlthaten Gottes gegen das jüdische Volk gepriesen werden, und singen diesen Lobgesang am Pascha= und Lauberhüttenfeste. E.

Haller (Albrecht von), der Große genannt, wegen seiner Verdienste als Anatom, Physiolog, Botaniker, Literator und Dichter, geb. zu Bern den 16. Oct. 1708, war aus einem alten patricischen Geschlechte und von vier Brüdern der jüngste. Als Knabe war er schwächlich und trübsinnig, aber nur desto mehr zum Lernen geneigt. Im 6. J. fing er das Lateinische an, im 8. und 9. das Griechische und Hebräische. Schon damals pflegte er Alles, was ihm merkwürdig war, niederzuschreiben und zu sammeln. Aus Bayle's und Moreri's Wörterbüchern zog er als Kind mehr als 2000 Lebensbeschreibungen aus. Die lateinischen Dichter weckten früh sein poetisches Talent. Nach dem Tode seines Vaters setzte er auf dem Gymnasium zu Bern seine Studien auf die ihm eigenthümliche Weise fort, und ging in seinem 14. J. nach Biel, wo er von einem Arzt in die Cartesianische Philosophie eingeweiht ward. Nach einem Jahre wählte er, wenig schulgerecht vorbereitet, Tübingen, um sich hier der Arzneikunde zu widmen, und ging von da 1725 nach Leiden, wo Boerhave und Albinus seine Lehrer wurden, promovirte daselbst 1727 und besuchte dann England und Frankreich. Das Jahr darauf begab er sich nach Basel und ward hier von Joh. Bernoulli in die höhere Analysis eingeweiht. Da seine Gesundheit bei den anhaltenden Studien litt, entschloß er sich, die Alpen zu bereisen. Joh. Gesner, sein Begleiter, weckte in ihm die Liebe zur Pflanzenkunde. Haller sammelte dafür mit großem Fleiße, machte neue Entdeckungen und legte so den Grund zu seiner meisterhaften Beschreibung der Schweizerpflanzen. Auf dieser Reise entstand auch sein berühmtes Lehrgedicht: „Die Alpen." Nach seiner Rückkehr blieb er noch ein Jahr in Basel, arbeitete an einem großen Lehrgedicht: „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben", und hielt in der letzten Zeit anatomische Vorlesungen, bei welcher Gelegenheit er Manches für seine künftigen Arbeiten sammelte. 1729 ließ er sich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder und verheirathete sich mit Mariane Wyß, die ihm ein schönes, aber kurzes eheliches Glück bereitete. Obwol er in Ruf kam, so ward ihm doch die Stelle eines Arztes an dem Inselspitale hauptsächlich darum abgeschlagen, weil er ein Dichter sei. In der That beschäftigten ihn Poesie und Botanik ungemein. Im Sommer bereiste er jährlich die Alpen und sammelte eine Menge Pflanzen, sodaß er den Entschluß faßte, ein vollständiges Werk über die Gewächse Helvetiens herauszugeben. Im Winter wandte er seine Muße auf die Anatomie, über die er 1734 unentgeltlich Vorlesungen zu halten anfing. Er brachte es dahin, daß ein anatomisches Theater angelegt wurde. Die in seiner Vaterstadt erledigte Professur der Beredtsamkeit, um welche er sich bewarb, erhielt er ebenfalls nicht; dafür ward er 1735 zum Aufseher der Bibliothek ernannt. 1736 folgte er einem Rufe als Professor der Anatomie und Botanik nach Göttingen, wo er siebzehn Jahre wirkte und 86, mehrentheils anatomische, medicinische und botanische Schriften herausgab. Die wichtigsten sind s. „Flora der Schweiz" (2 Bde., Fol.), in deren 2. Aufl. er 2486 Pflanzen nach seinem eignen Systeme beschrieb; s. „Boerhave'schen Vorlesungen", s. „Anatomischen Tafeln" und s. „Physiologie". Auch nahm er 1745 an der Herausgabe der „Göttingischen gelehrten Anzeigen" Theil und wurde zwei Jahre darauf Director derselben. Der Ruf von Haller's Verdiensten war jetzt durch ganz Europa verbreitet. Die angesehensten Akademien ernannten ihn zu ihrem Mitglied; 1749 erhob ihn der Kaiser Franz I. mit seiner Nachkommenschaft in den Reichsadelstand, und der König von England zu seinem Staatsrath. Auch seine Vaterstadt nahm ihn, als er sie 1745 besuchte, als Mitglied in den großen Rath auf, und diese Auszeichnung war ihm zwiefach angenehm, da ihn der Gedanke beschäftigte, sich in seine Heimath zurückzubegeben. Die Ränke seiner Collegen ver=

bitterten ihm den Aufenthalt in Göttingen. Nachdem er noch, 1751, an der Stiftung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften den thätigsten Antheil genommen und zum beständigen Präsidenten derselben ernannt worden, nahm er 1753 seine Entlassung. In Bern wurde er zum Amman erwählt. Er behielt seine akademische Pension, seine Titel, die Präsidentenstelle bei der königl. Gesellsch. der Wissensch. und arbeitete fortwährend an den „Göttingischen gelehrten Anzeigen", die ihm über 12,000 Recensionen verdanken. Dabei verbesserte er die Einrichtung der Salzwerke zu Bex und Aigle, deren Vorsteher er war, die Anstalten der Akademie zu Lausanne und die medicinische Polizeiverfassung; er beförderte den Ackerbau, entwarf den Plan zu einem Waisenhause und vermittelte die Grenzstreitigkeiten zwischen Bern und Wallis. Es erschien jetzt seine botanische, chirurgische, anatomische, und der Anfang seiner medicinisch-praktischen Bibliothek. Außerdem entwarf er drei politische Romane, über die despotische, monarchische und republikanische Regierungsform (Usong, Alfred, Fabius und Cato), und correspondirte in deutsch., latein., engl., italien. und französ. Sprache nach allen Ländern von Europa. 1777 beehrte ihn Kaiser Joseph II. mit einem Besuche; bald darauf überfiel ihn eine Kränklichkeit, die am 12. Dec. 1777 seinem thätigen Leben im 70. Jahre ein Ende machte. Haller's Verdienste um Naturlehre, Botanik, Physiologie und Medicin sind unvergänglich. Seine Lehre von der Reizbarkeit ist noch jetzt als die Grundlage der dynamischen Theorien neuerer Zeiten anzusehen. Ferner suchte er die Theorie der Erzeugung durch die sorgfältigsten Beobachtungen zu gründen. Er entdeckte die erste Spur des Herzens im bebrüteten Ei in der 38. Stunde, und in der 41. die erste Spur des Bluts. Auf gleiche Weise beobachtete er die Säugthiere. Als Dichter ragt er glänzend unter seinen Zeitgenossen hervor. Seine frühern Versuche verbrannte er mit rühmlicher Strenge gegen sich selbst. Zwar ist auch in seinem Gedicht „Die Alpen", die Sprache hart und rauh, wie die Gebirgsmassen, die er schildert, doch sind die Ideen kühn und feurig, und zeigen ein mit der Natur befreundetes Gemüth. Am höchsten und reinsten stehen seine elegischen Gedichte, unter denen wir die Elegie auf den Tod Marianens auszeichnen. Die didaktische Richtung ist bei ihm vorherrschend. Die erste Sammlung seiner „Schweizerischen Gedichte" erschien (Bern 1732) ohne s. Namen (11. Ausg. Bern 1776). Finden sich in seinen letzten Lebensjahren Spuren von trübem Stolz und schwermüthiger Verzagtheit, so erinnere man sich, daß die höhere Kraft, so oft der Schwäche gegenüber, sich sehr natürlich zuletzt in Unzufriedenheit selbst verwundet, bis sie endlich in jene Schwermuth versinkt, die wir bei Haller bemerken. Davon zeugt sein Tagebuch (Bern 1787, 2 Bde.)

Haller (Karl Ludwig von), ehemals Professor in Bern, Mitglied des souverainen Raths daselbst, Suppléant im Appellationsgericht und der Stadtverwaltung, geb. zu Bern 1768 den 7. Aug. Sein Vater, Gottl. Eman. v. Haller (Mitgl. des großen oder souverainen Raths zu Bern, auch Amtmann zu Nyon, bekannt als Verf. d. „Bibl. d. Schweizergeschichte"), starb 1786. In der „Lettre de M. Ch. L. de Haller à sa famille, pour lui déclarer son retour à l'église catholique, apostolique et romaine" (Paris, d. 28. April 1821, 46 S., auch franz. und deutsch, mit beleuchtenden Anmerk. vom Geh. Kirchenrathe D. Paulus, Stuttg. 1821, ferner deutsch, mit Anmerk. vom Prof. Studer in Bern, zu Bern 1821) nennt sich Hr. v. H. peu instruit, dont l'éducation fut assez négligée. Noch 1800, versichert er keine andre Religion gehabt zu haben, als die natürliche, oder „welche ich mir selbst erdacht hatte!" Nach Umänderung der Aristokratie Berns in eine republikanische Verfassung wanderte Hr. v. H. aus und faßte, um den nach Barruel's grundlosen Angaben überall verbreiteten, geheimen revolutionairen Gesellschaften entgegenzuwirken, „die gleichsam fixe Idee", daß eine geistige Gegenverbrüderung unentbehrlich sei. Bald dachte er sich diese nur als eine

geistliche. Zugleich kam er auf den „fast von Gott, wie er glaubte, ihm eingegebenen“ Gedanken, daß der Herr vor den Knechten, der Fürst vor den Unterthanen sein müsse (Begriffe, wovon keiner vor, sondern jeder, als correlativ, nur mit dem andern zugleich in die Wirklichkeit eintritt). Daraus entstand sein „zur Wiederherstellung von Europa, von Gott, wie er hofft, bestimmtes“ Werk: „Restauration der Staatswissenschaft, oder Theorie des natürlichen (?) - geselligen Zustandes, der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesetzt“ (Winterthur 1816—1820, 4 Bde.). Wie die Salmasius und Mackenzie der Vorzeit vertheidigte er darin das göttliche Recht der Regenten und der Optimaten, indem er die Lehre vom bürgerlichen Grundvertrage verwarf und, aus der natürlichen Überlegenheit und Unabhängigkeit den Grund aller Herrschaft in der Welt, die absolute Gewalt und den unbedingten Gehorsam ableitend, nur drei ursprünglich verschiedene Arten der Fürstenthümer und Monarchien annahm: die erb- und grundherrlichen, die militairischen und die theokratischen oder geistlichen. Haller's System beruhte auf der Fiction, daß kräftige, kluge Männer, als Gottes Erdboden noch für Alle frei gewesen, durch die Besitznahme gewisser Landstriche sich ein ewiges, ausschließendes Eigenthum daran rechtlich erworben hätten. Wollten sich Andre, minder Kluge auch von diesem Boden nähren, so müßten sie sich die Bedingungen gefallen lassen, welche ihnen jene geistig Überlegenen, als frühere Besitznehmer, dabei machen würden. Die geistliche Macht müsse ebenfalls absolut und, weil Gewissen und Religion überall eins wären, auch universell sein, zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit aber Territorialbesitzungen erwerben. Diese Restaurationstheorie, welche der Verf. nicht ohne Scharfsinn, auch nicht ohne manche treffende Rüge wirklicher Verirrungen vorgetragen hat, fand bei einer einflußreichen Partei fast unbedingten Beifall; sie erregte aber durch ihre Sophismen und Paradoxien (z. B. dem Staate liege gar kein Zweck zum Grunde) lebhaften Widerspruch. Dies that D. Troxler (s. d.) in s. Schrift: „Fürst und Volk, nach Buchanan's und Milton's Lehre“ (Aarau 1821). — Hr. v. Haller fand den von ihm aufgestellten geistlichen Gegensatz gegen das französische Revolutioniren in der kathol. Kirche. Was nun in der gesammten Menschengeschichte mit seiner Theorie übereinkam, das hatte, nach ihm, die Vorsehung gewollt, bewirkt. Es war gültig und göttlich. Was jener Theorie sich nicht fügte, wie vornehmlich der consequente Protestantismus, oder der Grundsatz, daß Gewalt und Stimmenmehrheit das an sich Wahre nicht entscheiden, das war ihm „gottlos!“ Mit dieser Ansicht blieb Hr. v. H., so gefährlich dieselbe für seine, der geistlichen Universalsouverainetät gegenüberstehende, einzelne Regierung consequenter Weise werden mußte, unbedenklich Professor der Geschichte an der protestant. Universitätsanstalt der protestant. Stadt Bern. Doch habe, bekennt er selbst, die Schönheit katholischer Kirchen seine Seele immer zu religiösen Gegenständen emporgehoben, die Nacktheit der reformirten Kirchengebäude aber, besonders der Mangel an Kreuzesbildern und die Trockenheit des Gottesdienstes, ihn davon entfremdet. „Seit 1808 sei er im Herzen katholisch und nur dem Namen nach protestantisch gewesen.“ Im Herbste 1818 machte er in besondern Geschäften eine Reise über Rom nach Neapel, wo ein franz. Abbé ihn stark drängte, in die Kirche, die er als die rechtmäßige erkenne, zu treten. Allein Hr. v. H. wollte das Bekennen der Glaubensänderung verschieben, indem er hoffte, daß vielleicht auch der damals von ihm verfaßte vierte Band seiner Restauration mehr Wirkung machen werde, wenn er „dem Scheine nach aus der Feder eines Protestanten käme.“ Erst im Herbste 1819, versichert er, sei er durch den (indeß verstorbenen) Prinzen Adolf von Mecklenburg-Schwerin, einen Convertiten, belehrt worden, daß „er Katholik insgeheim sein und Dispens von allen äußerlichen Handlungen erhalten könnte, ja, daß eine Menge (?) von Protestanten sich in demselben Falle befänden.“ Hierauf wendete sich v. H. an

den Bischof von Freiburg, der ihm dies bestätigte. Damals (1820) gab v. H. noch als öffentlicher Protestant seine Schrift über die Constitution der spanischen Cortes heraus, worin er die Inquisition, die Tortur u. s. w. empfahl, und jede Constitution als ein Gift der Monarchieen verwarf, jedoch in der spanischen den Artikel billigte, welcher die Ausübung jeder andern Religion, als der römisch-katholischen, verbot. Nachdem nun auch zu Ende Aug. 1820 der 4. Bd. der Restaurationstheorie, worin er den Katholicismus nachdrücklich empfiehlt, erschienen war, wählte man „mit aller Umsicht Ort und Tag" des Übertritts. Der Bischof verfügte sich, unter dem Vorwand, der Familie einen Besuch zu machen, den 17. Oct. 1820 in das Landhaus des Herrn von Boccard zu Irtschwyl. Hr. v. H. legte sein Glaubensbekenntniß ab und trat insgeheim zu der kathol. Kirche über. Dabei blieb er Mitglied des Raths der Zweihundert und Professor, ob er sich gleich, nach seiner Amtspflicht, zu der reformirten Kirche bekennen mußte. Als er nun wegen einiger Gerüchte von Verwandten befragt wurde, so berief er sich darauf, daß er die kathol. Gebräuche nicht beobachte. Während seiner Reise nach Paris aber machten einige schweizerische Zeitungen Ort und Zeit der Thatsache bekannt. Nun erklärte er sich über seinen Schritt öffentlich in dem oben angeführten Sendschreiben und legte seine Stellen nieder, die er ohnehin als Katholik nicht bekleiden konnte. Aber schon am 7. Mai 1821 hatte ihn der große Rath von Bern, auf Antrag des kleinen Raths, wegen seines Übertritts zur römisch-katholischen Kirche in seinen Ämtern suspendirt, und den 11. Juni ward er aus den Mitgliedern des großen Raths ausgestrichen und zu künftiger Wahl in diese souveraine Behörde für unfähig erklärt (s. „Allgem. Zeit.", 1821, Beil. 105), weil er gegen seinen Amtseid gehandelt habe. Nachdem Hr. v. H. nämlich seinen Convertiteneid nach der Glaubenserklärung des Papstes Pius IV., welche zu möglichster Verbreitung des römischen Katholicismus vereidet, heimlich geschworen hatte, wiederholte er dennoch im Dec. 1820 als Protestant seinen Amtseid, ohne der Regierung von seiner Veränderung Kenntniß zu geben, obgleich der Amtseid die Verpflichtung enthielt, „dem Staate ohne Gefährde Treue und Wahrheit zu leisten," und er nach demselben für die Aufrechthaltung der reformirten Lehre wachen sollte. Zum Beweis, daß nicht der Übertritt, sondern die Art desselben, wodurch er den 2. Artikel des eidgenössischen Concordats verletzte, dieses staatsrechtliche Erkenntniß bewirkt hat, führen wir an, daß seit der Vereinigung des Bisthums Basel mit dem Canton Bern 15 kathol. Mitglieder, aber solche, die dafür bekannt sind und also sich nicht zu Verhandlungen, die einen Protestanten erfodern, beauftragen lassen, in den großen Rath gewählt sind. Der Bruder des Hrn. v. H. trat in Folge dieses Ereignisses aus dem kleinen Rath aus. K. L. v. Haller aber lebt seitdem in Paris, wo er anfangs neben seinem Gönner, von Bonald, an dem „**Journal des débats**" mitgearbeitet haben soll. Im Sommer 1824 wurde er bei dem franz. Departement der auswärtigen Angelegenheiten als Publicist angestellt, was vor ihm H. Rosenstiel gewesen war. Am 4. Nov. 1824 erhielt er vom König Karl X. die Erlaubniß, sich in Frankreich niederzulassen und die bürgerlichen Rechte genießen zu dürfen. Seitdem erschien der sechste und letzte Theil s. „Restauration der Staatswissenschaft" (Winterthur 1825); der fünfte Band soll bald nachfolgen und damit das ganze Werk vollendet sein. Dieses System der Restauration absoluter geistlich-universeller, weltlich-particulairer Regierungsarten hat übrigens das Merkwürdige, daß Hr. v. H. nach seiner Theorie auch dem Unterthan Rechte gegen die Regierung und zu deren Beschützung ein Zwangsrecht zuschreibt (Th. II, Cap. 41); daß er Eigenmächtigkeit in der Besteurung für Regierungsbedürfnisse, auch das Conscriptionsrecht unumwunden abspricht; ja den Unterthanen Selbsthülfe (Th. I, S. 406), Anwerbung Bewaffneter (Th. II, Cap. 28, S. 93) zugestehen will, und sich gegen Einmischung in

den Hausstand (Th. II, Cap. 32) laut erklärt. Als Prüfung schrieb der Oberamtmann Heinrich Escher: „Über die Philosophie des Staatsrechts, mit besonderer Beziehung auf die Haller'sche Restauration und ein Vorwort über Hrn. K. L. v. H.'s Übertritt und dessen Ausschließung v. den öffentl. Ämtern der Stadt u. Rep. Bern" (Zürich 1821). Weil Hr. v. H. in seinem Sendschreiben die protestant. Kirche angegriffen hatte, indem er unter Anderm behauptete, der Protestantismus führe nothwendig zu Revolutionen, so erschienen mehre Prüfungen desselben, z. B. von Krug die „Apologie der protestant. Kirche ꝛc." (2. Aufl., Leipz. 1821), von Tzschirner „Der Übertritt des Hrn. v. Haller zur kathol. Kirche" (Leipz. 1821). Auch ward von dem verst. General Marquis de Langalerie, der 1811 zu Frankfurt a. d. O. von der kathol. zur reform. Kirche übergetreten war, eine „Antwort auf das Schreiben des Hrn. v. H. ꝛc." aus d. Franz. (Lpz. 1821) bekannt gemacht.

Halley (Edmund), geb. zu London 1656, widmete sich anfangs der Literatur und den Sprachen, nachher gänzlich der Astronomie, für welche die Natur ihn bestimmt hatte. Nachdem er in einem Alter von 19 J. eine sehr schwierige Aufgabe, die Abstände der Planeten von der Sonne und ihre Excentricität betreffend, aufgelöst hatte, schickte ihn die Regierung 1676 nach der Insel St.-Helena, um die südliche Hemisphäre zu beobachten. Die Frucht dieser Reise war sein vortrefflicher „Catal. stell. austral." (Lond. 1678, 4.). Nach seiner Rückkehr nahmen die königl. Gesellschaft zu London und die Akad. der Wissenschaften zu Paris den jungen Astronomen von 22 J. zu ihrem Mitgliede auf, und erstere machte ihn sogar zu ihrem Secretair. Er ging in Aufträgen der Gesellschaft zu Hevelius nach Danzig und von da 1680 nach Frankreich und Italien. Zwischen Calais und Paris nahm er den berühmten Kometen wahr, der zum zweiten Male in jenem Jahr (auf seinem Rückwege von der Sonne) sichtbar wurde. Er beobachtete ihn auf der neu eingerichteten königl. Sternwarte. 1698 unternahm er eine Seereise, um die Theorie von der Veränderung in den Richtungen der Magnetnadel zu begründen, deren Hauptzüge er schon 1683 in den „Philos. transact." bekannt gemacht hatte, indem er Curven auf der Erdoberfläche angab, wo die Nadel für einerlei Zeit einerlei Abweichung unterworfen gewesen war. Er passirte viermal die Linie und kam 1702 zurück. 1703 ward er Professor der Geometrie zu Oxford, und 1720 königl. Astronom zu Greenwich, an Flamstead's Stelle. Nun bearbeitete er die Theorie des Mondes, um sie wo möglich bis zur Anwendung der Längenbestimmungen auf dem Meere zu vervollkommnen. Er machte im Voraus auf den Durchgang der Venus durch die Sonne, welcher sich 1761 ereignete, die Astronomen aufmerksam, und lehrte sie aus deren Beobachtung an verschiedenen Orten der Erde die Parallaxe der Sonne bestimmen. Die vorzüglichste Frucht seiner gelehrten Arbeiten sind s. „Astronom. Tafeln", die jedoch erst 1749 erschienen, nachdem er schon 1742 gestorben war (verb. Aufl. mit Zus. von Lalande, Paris 1759); die Verbesserungen der Taucherglocke und die Erfindung des Spiegeloctanten, eines zu astronom. Beobachtungen auf dem Meere besonders brauchbaren Instruments (vgl. Bode's „Sternkunde", 3. Aufl., Berlin 1808, Bd. 2, S. 387). Um die Lehre von den Kometen machte er sich durch s. „Synopsis astronomiae Cometarum" verdient. Er sagte die Wiederkunft des Kometen von 1682 auf das J. 1759 richtig voraus. Er führte die Aufsicht über die Herausg. von Newton's, dessen vertrauter Freund er war, „Philos. natur. princip. math." Ein Verzeichniß der vielen Schriften dieses Mannes, den Lalande „le plus grand astronome de l'Angleterre" nennt, befindet sich vor der erwähnten n. Ausg. s. Astronom. Tafeln. Sein „éloge" hat Mairan („Hist. de l'Acad. pour 1742") gegeben, und seine besonders großen Verdienste um die Theorie der Magnetnadel hat auch Hansteen in s. „Untersuch. über den Magnetismus der Erde" (mit Kpf. und Atlas, Christiania 1819, 4.) anerkannt. N.

Halljahr oder Jubeljahr, im alten Testamente jedes 50. Jahr, in welchem nach der Mosaischen Verfassung (s. 3. Mos. 25, 10—13) bei den alten Juden die Sklaven freigelassen, die Schulden gelöscht, die verpfändeten und verkauften Ländereien an die Familie, zu der sie gehörten, zurückgegeben wurden, daher es auch Erlaßjahr hieß. In einem solchen Jahre ruhte alle Feldarbeit, man aß, was der Boden von selbst trug, und spendete davon den Armen. Feinde mußten sich versöhnen, und um das Volk, dessen Sünden als Abfall von Gott betrachtet wurden, auch mit Gott zu versöhnen, ging der Hohepriester in das Allerheiligste des Tempels und wirkte dem Volke durch sein Gebet und Opfer Vergebung aus; dann herrschte überall im jüdischen Lande Friede und Freude. Der Anfang dieses glücklichen Jahres wurde mit Hallposaunen oder Hörnern im Lande ausgeblasen und verkündigt, daher der Name Halljahr (vgl. Jubeljahr). E.

Halloren, s. Halle.

Halsbandproceß, s. Rohan.

Halsgerichtsordnung, ein nicht ganz genauer Ausdruck für eine Gerichtsordnung in Strafsachen, Criminalordnung. Karl V. nannte sein berühmtes Reichsgesetz von 1532 selbst eine peinliche Gerichtsordnung. Nach seinem Namen ist sie später Carolina (nämlich constitutio criminalis Carolina) genannt worden. Die Veranlassung dazu gab die fürchterliche Willkür, Unordnung und Grausamkeit, welche in den Gerichten Deutschlands herrschend geworden war, wo man auf die leichtsinnigste Weise den ganzen Proceß mit der Folter anfing und beendigte, oder auch ohne alle Proceßform unschuldige Menschen hinrichten ließ. Vom ewigen Landfrieden an sah man die Nothwendigkeit ein, diese Gräuel abzustellen, allein es hielt schwer, die Reichsstände zu gemeinschaftlichen Maßregeln zu bringen. Ein tüchtiger Mann, welcher, ohne selbst Gelehrter zu sein, doch die Wissenschaft förderte (auch durch eigne kleine Schriften und Übersetzungen), der Freiherr Johann von Schwarzenberg (aus der Familie der jetzigen Fürsten von Schwarzenberg), wirkte am meisten dazu, daß endlich die Sache zu Stande kam. Er war geboren 1463, wurde Landhofmeister (Minister) des Fürstbischofs von Bamberg und bewirkte hier die Abfassung und Publication der bambergischen Hals- oder peinlichen Gerichtsordnung 1507. Sie wurde 1510 auch von den Markgrafen von Brandenburg und Franken als Landesgesetz angenommen, und endlich kam auf dem Reichstage zu Regensburg 1532 eine allgemeine Reichscriminalordnung zu Stande, die für ihre Zeit ein Meisterstück genannt werden kann und außerordentlich wohlthätig gewirkt hat. Mehre deutsche Fürsten, Kursachsen, Kurbrandenburg, Pfalz, legten Protestationen dagegen ein, um ihre eignen Landesrechte und Gesetze gegen die gesetzgebende Gewalt des Kaisers und Reichs zu behaupten; endlich aber bekam die Carolina dennoch ein fast allgemeines Ansehen. (Vergl. Malblank's „Geschichte der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls V.", 1783.) 37.

Haltung, diejenige Eigenschaft eines Gemäldes oder einer Zeichnung, vermöge welcher jeder Theil des Werkes durch Hell und Dunkel in derjenigen scheinbaren Nähe oder Ferne gehalten wird, in welcher sich uns derselbe Gegenstand in der Natur darstellen würde. Ein Gegenstand hält den andern näher oder weiter von dem Auge entfernt; jeder steht zu dem andern, in malerischer Rücksicht, in dem genauesten Verhältniß. Die Haltung, von welcher vorzüglich das Leben und die Wahrheit eines Gemäldes abhängt, leistet das durch Hell und Dunkel, was die Perspective durch den Umriß zeigt. — **Haltung**, in der Schauspielkunst, bezeichnet das Verhältniß zwischen den einzelnen Theilen der Darstellung einer Rede, Rolle oder einzelner Theile derselben, vermöge dessen sie gerade dieses und kein anderes Ganze bilden, oft auch die Consequenz, Festhaltung eines Charakters in den einzelnen Theilen der Darstellung. Declamation und Mimik haben kein ange-

legentlicheres Geschäft, als durch zweckmäßige Vertheilung der Stärke und Schwäche ihrer Züge in ihre Darstellungen diese Haltung zu bringen, und sie bewirken dies theils durch das Allgemeine ihres Tons, theils durch den Wechsel desselben in besondern Fällen. Jeder Stand, jeder Charakter, jedes Alter rc. hat im Allgemeinen seine Eigenthümlichkeit, welche wieder durch die verschiedenen Lagen, in welche sie kommen, abgestuft werden, und sich in den Bewegungen des Körpers, in den Mienen, in der Stimme rc. ausdrücken. Sie aufzufassen bedarf eines scharfsinnigen Beobachters, aber sie darzustellen des Genies, daher auch die echte individuelle Charakteristik, für die besonders komische Charaktere sich eignen, selten auf den Bühnen gesehen wird.

Halurgie, Salzwerkskunde, s. Salz.

Hamadryaden, Waldnymphen, deren jede einen eignen Baum bewohnte, mit dem sie geboren ward und starb. Wer einen solchen Baum pflegte und erhielt, dem dankte die Nymphe ihr Leben, und erzeigte ihm Wohlthaten dafür; wer ihn verletzte, den strafte sie. (Vgl. Erysichthon.)

Hamann (Joh. Georg). Dieser Philosoph, der sich den Magus aus Norden nannte, wurde d. 27. Aug. 1730 zu Königsberg in Preußen geboren, besuchte die dortige Kneiphof'sche Schule, und bezog 1746 die Universität, um sich der Theologie zu widmen, die er nachher mit den Rechten vertauschte, ohne weder in dieser, noch in jener Wissenschaft ernstliche Fortschritte zu machen. Nachdem er fünf Jahre auf der Universität zugebracht, ging er 1752 nach Kurland als Lehrer in das Haus einer Baronin von Buttberg, mußte sich aber, Mißverständnisse wegen, vor dem Ablauf eines halben Jahres aus demselben wegbegeben. Er ging zu einigen Freunden in Riga und blieb daselbst bis 1753, wo er eine Hofmeisterstelle bei dem General von Witten fand. 1755 verließ er dieselbe wieder und ging nach Riga zurück, fand hier bei einigen Kaufleuten Aufnahme, und studirte die Theorie der politischen und Handlungswissenschaften. Unterdeß folgte er einer Einladung, in das Buttberg'sche Haus zurückzukehren, blieb aber nicht lange daselbst, denn schon 1756 eilte er nach seiner Vaterstadt, um den Segen seiner sterbenden Mutter zu empfangen. In demselben Jahre besuchte er Berlin, Lübeck, Holland und England. In London blieb er über ein Jahr, und würde sein übriges Leben dort zugebracht haben, wenn ihm nicht die Mittel gefehlt hätten. Schicksale, die stark auf sein Gemüth einwirkten, bestimmten ihn, sich 1758 nach Riga zurückzubegeben, wo er bis 1759 blieb. Dann lebte er zu Königsberg bis 1762 im väterlichen Hause in einer glücklichen Muße, die er der alten Literatur und den orientalischen Sprachen widmete, und nur durch eine Reise nach Kur- und Liefland unterbrach. Um sich für die Zukunft seinen Unterhalt zu sichern, trat er als unbesoldeter Schreiber bei dem Stadtmagistrat und als Kanzellist bei der Kriegs- und Domainenkammer in Dienste, entsagte aber 1764 diesen mechanischen Geschäften, die ihm den Verlust seiner Gesundheit und seines Kopfs drohten, und machte eine Reise nach Deutschland, dem Elsaß und Basel. 1765 ging er abermals als Hofmeister nach Mitau, begleitete seinen Principal auf einer Reise nach Warschau, und kam 1767 wieder nach seiner Heimath, wo er als Secretair und Übersetzer der neueingerichteten Provincialaccise- und Zolldirection angestellt wurde. 1777 ward er Packhofverwalter bei dem königl. Licent. Jetzt würde er mehr Muße für geistige Beschäftigungen gefunden haben, wäre nicht sein Körper durch Sorgen und Anstrengungen bereits sehr geschwächt gewesen. 1784 ward er durch das Wohlwollen eines ihm bisher Unbekannten auf die unerwartetste Weise in eine sorgenfreie Lage gesetzt. Er wünschte nun durch eine Reise nach Deutschland seine Gesundheit wiederherzustellen. Drei Jahre hielt er vergebens um Urlaub an; endlich erhielt er 1787 bei einer Accisereform seinen Abschied mit einer anständigen Pension. Nun trat er seine Reise an, lebte abwechselnd zu Münster und Düsseldorf bei Jacobi,

unter beständigen Leiden eines schwächlichen Körpers, und starb zu Münster 1788. Als Schriftsteller wurde Hamann von seinen Zeitgenossen wenig beachtet. Man fand seine Schriften, die größtentheils als fliegende Blätter ausgegangen und sich daher zerstreuten, dunkel und unverständlich. Der einzige Herder, dessen Bildung von ihm bedeutend angeregt worden, sagte von ihm in seinen Fragmenten über deutsche Literatur: „Der Kern von Hamann's Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und eine merkwürdige Belesenheit; die Schale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen" rc. Man überhörte Herder's geistvolles Wort; ein tiefsinnig edler Geist wandelte unbeachtet unter den Deutschen, und lange Zeit ruhte über seinem Grabe dasselbe Schweigen. Da vernahm man endlich von neuem Herder's Lob, Jean Paul's freudiges Anerkennen und Jacobi's häufiges Hindeuten auf ihn. Man wollte jetzt selbst prüfen; aber seine Schriften waren fast verschwunden, und harrten lange ihrer Auferstehung in einer neuen Ausgabe. Göthe, der im 3. Bde. seiner Biographie eine treffende Schilderung Hamann's entworfen hat, regte ebenfalls zu diesem Unternehmen auf, welches durch Friedr. Roth seitdem ausgeführt worden ist: „Hamann's Schriften" (Berlin 1821—25), 8 Thle. Fragmente aus s. Schriften erschienen zu Leipzig 1819: „Sibyllinische Blätter des Magus in Norden, herausg. von D. Friedr. Cramer", mit Hamann's Portrait.

Hamburg, die wichtigste der deutschen freien Städte, liegt 18 Meilen vom Ausflusse der Elbe, an dem nördlichen Ufer dieses Flusses, welcher bis hieher für Seeschiffe tief genug ist. Der Umfang der Stadt beträgt etwa 22,000 Fuß. Von Norden tritt in denselben ein durch das Alsterflüßchen gebildeter Landsee, dessen Abfluß quer durch die Stadt der Elbe zugeleitet ist, und mehre Mühlen treibt. Ein Nebenarm der Elbe tritt von Osten in die Stadt und theilt sich innerhalb derselben in mannigfaltig verschlungene Canäle, die am südlichen Ende sich unter einander und mit dem Alstercanale vereinigen und zu einem tiefen Hafen für Seeschiffe ausdehnen, der sich in den Hauptarm mündet. In diesem ist hier ein weiter Raum durch mächtiges Pfahlwerk zu einem sichern Aufenthalt für Seeschiffe eingerichtet; dieser Raum heißt der Rummelhafen. Die Canäle (hier Flethen genannt) durchschneiden den niedern Theil der Stadt nach allen Richtungen, an denselben stehen fast alle Lagerhäuser. Dieser untere Theil der Stadt, sowie derjenige, welcher der Alster östlich liegt, besteht aus engen und meistentheils krummen Straßen; breiter und gerader sind viele im westlichen Theile (der Neustadt). Die Stadt hat fünf Haupt- und drei Nebenkirchen für den lutherischen Gottesdienst, außerdem eine katholische und zwei reformirte Kirchen, sowie einige Synagogen für 8000 Juden; in der Vorstadt St.-Georg, mit 1200 Feuerstellen, ist auch eine luth. Kirche. Die St.-Michaeliskirche mit ihrem 456 Fuß hohen, von **Sonnin** (s. d.) erbauten und zu physikalischen Versuchen und astronomischen Beobachtungen eingerichteten Thurm, wurde 1786 vollendet und hat 1,600,000 Mark Cour. gekostet. Sie und einige Privathäuser zeichnen sich durch Bauart aus. Das Äußere der Börse und des Rathhauses ist verschönert worden. Merkwürdig sind die Bank (eine Girobank), deren Baarschaft unter dem Rathhause aufbewahrt wird, das Admiralitätsgebäude, das Waisenhaus, das neue allgemeine Krankenhaus, die Schauspielhäuser, die Börsenhalle, das Baumhaus, das Einbeck'sche Haus, die Stadt- und die Commerzbibliothek, Röding's Museum u. A. Treffliche Bildungsanstalten sind das Gymnasium und das Johanneum. Das Gebäude der 1826 eröffneten Navigationsschule ist mit einer Sternwarte versehen; auch ist ein botanischer Garten angelegt. An zweckmäßigen Anstalten für Dürftige, Kranke und die Erziehung armer Kinder, steht Hamburg keiner andern deutschen Stadt nach. Die meisten derselben werden durch Privatpersonen verwaltet, und größten-

theils durch freiwillige Beiträge unterhalten. Die Staatsverfassung Hamburgs ist jetzt wieder ganz dieselbe, wie vor 1810. An der Spitze des Staats steht der Senat (4 Bürgermeister und 24 Rathsherren), welcher sich durch eine künstliche Verbindung von Wahl und Loos selbst ergänzt. 3 Bürgermeister und 11 Rathsherren sind graduirte Juristen, die übrigen Kaufleute. Als Gehülfen sind dem Senate 4 Syndici und 4 Secretarien zugeordnet. Die gewöhnlichen innern und auswärtigen Staatsgeschäfte besorgt der Senat allein, wichtigere mit der erbgesessenen Bürgerschaft gemeinschaftlich. Diese ist in 5 Kirchspiele getheilt, deren jedes 36 Bürger zu dem großen Ausschusse oder Collegium der Hundertachtziger hergibt. Aus diesem wird das Collegium der Sechziger, und aus diesem wiederum das der 15 Oberalten gezogen. Jedes dieser Collegien hat seine besondern Gerechtsame. Nur der Senat und die Oberalten werden besoldet. Die Justiz wird von verschiedenen Gerichtshöfen verwaltet; in letzter Instanz spricht das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht der freien Städte zu Lübeck. Die öffentlichen Einkünfte waren sehr bedeutend, doch die Abgaben nicht drückend; durch die schweren Schulden, welche besonders die letzten Zeiten über die Stadt gebracht haben, sind die Abgaben sehr erhöht. Das Contingent für das deutsche Bundesheer wird besoldet; die Bürgerschaft hat sich vortrefflich bewaffnet und in den Waffen geübt, sodaß sie ein gegen 10,000 M. starkes, gleichmäßig gekleidetes Corps von Fußvolk, Reiterei und Artillerie bildet. 1804 fing man an, die alten Festungswerke abzutragen, und jetzt sind auch die großen franz. Befestigungen zerstört. Der Wall ist eine parkartige Anlage geworden. Das hamburgische Gebiet (5½ □M.) ist nach W. und N. vom Holsteinischen begrenzt; die holstein. Stadt Altona liegt kaum ¼ Meile von Hamburgs Thoren entfernt. Nach O. stößt es an das Lauenburgische, nach S. wird es durch die Elbe vom hanöver. Lande getrennt; doch gehören einige Elbinseln, ganz oder zum Theil, so wie das auf dem linken Ufer liegende Dorf Moorburg, der Stadt. Außer diesem besitzt sie noch das Amt Ritzebüttel nebst dem wichtigen Kuxhaven am Ausflusse der Elbe, und mit Lübeck gemeinschaftlich das Amt Bergedorf mit dem Städtchen gl. N. und den sogenannten Vierlanden, und einige Örter im Lauenburgischen. Dieses gemeinschaftliche Gebiet hatte 1810 etwa 9300, das rein hamburgische 31,800 Einw. — Ihren Ursprung verdankt die Stadt Hamburg Karl dem Großen, welcher zu Anfang des 9. Jahrh. auf der Höhe zwischen der Elbe und dem östlichen Ufer der Alster eine Burg und eine Kirche erbaute; beide als Vormauer gegen die benachbarten Heiden. Die Bequemlichkeit der Orts zum Handel und zur Fischerei zog viele Anbauer hin. Obgleich die wilden Nachbarn diese Anlagen mehrmals zerstörten, so wurden sie doch jedesmal schnell wiederhergestellt und die Stadt durch neue Anbaue erweitert. Als Handelsort begann sie im 12. Jahrh. wichtig zu werden, im 13. Jahrh. wurde sie Mitstifterin der Hansa (s. d.). Auch nach dem Verfall derselben wußte sie sich frei und ihren Betrieb blühend zu erhalten. Die hanseatischen Verbindungen mit Lübeck und Bremen haben bis 1810 ununterbrochen bestanden, und sind seit 1813 und 1814 wieder angeknüpft. Bis 1500 war die Stadt auf den Winkel zwischen der Elbe und dem östlichen Ufer der Alster beschränkt. Nach und nach wurde auch das westliche Ufer bebaut, zum Theil durch geflüchtete Niederländer. So entstand die Neustadt, welche in den ersten Jahren des 30jähr. Krieges schon so bedeutend war, daß man sie in die Festungswerke einschloß, und also der Stadt ihre jetzige Ausdehnung gab. 1618 wurde sie förmlich als freie Reichsstadt anerkannt, obgleich die Erzbischöfe von Bremen den Besitz des Doms fortdauernd behaupteten, welcher im westfälischen Frieden der Krone Schweden zufiel, und späterhin mit dem Herzogthum Bremen an Hanover kam. Der 30jährige Krieg, von dessen Verwüstungen sie verschont blieb, führte ihr eine Menge neuer Bewohner zu, eben so die Unruhen und Kriege unserer Zeit, da Viele vom Rheine, aus den Niederlanden

und aus Frankreich einwanderten. In demselben Verhältnisse wuchs ihr Handel, und ersetzte vielfach, was ihre Fabriken durch die allenthalben erwachte Gewerbthätigkeit und die Einfuhrverbote fremder Mächte verloren. Indessen sind die Zuckersiedereien, Thranbrennereien, Schiffswerfte, Kattundruckereien u. a. noch immer wichtig. Besonders gewann Hamburgs Handel durch den unmittelbaren Verkehr mit den amerikanischen Freistaaten, sowie durch die Kriege in den Niederlanden und am Rheine, wodurch sich ein bedeutender Theil des dortigen Handels nach Hamburg zog. 1802 wurde ihr der Dom nebst Zubehör, zufolge des Reichsdeputationsschlusses, abgetreten, und ihre Selbständigkeit, die sie besonders gegen Dänemark behauptet hatte, von neuem versichert. So war Hamburg zu Anfang des jetzigen Jahrh. einer der reichsten und glücklichsten Freistaaten. Aber mit dem Einrücken der Franzosen in das Hanöverische 1803, begannen Hamburgs widrige Schicksale. Sie bemächtigten sich des Amtes Ritzebüttel und sperrten den Engländern die Elbe; diese verfügten dagegen eine strenge Blokade dieses Flusses. Hamburg mußte nun seinen Seehandel über Tönningen und Husum treiben, und was durch das Hanöverische und die Elbe aufwärts verschickt werden sollte, mußte von Versicherungen seines nicht britischen Ursprungs, welche franz. Behörden nur um theure Preise verkauften, begleitet sein. Den hanöv. Ständen mußte Hamburg 2,125,000 Mark Banco vorschießen. Nach der Schlacht bei Lübeck rückte Mortier (19. Nov. 1806) in Hamburg ein, und obgleich die Stadt nach dem Frieden von Tilsit wieder von den franz. Truppen geräumt ward, und noch auf einige Jahre den Schatten ihrer vorigen Unabhängigkeit wieder erhielt, so ward sie doch während dieser Zeit von franz. Gewalthabern aller Art auf mancherlei Weise ausgesogen, und mußte, nebst den übrigen Hansestädten, ihre Postgerechtsame dem Prinzen Murat überlassen. In diese Zeit fallen die Decrete Napoleons, durch welche, soweit sie reichten, alles Leben der Gewerbe und des Handels gelähmt wurde. Also mußte man auch in Hamburg seine Waaren unter der Hand loskaufen, oder sah sie öffentlich weggenommen und zerstört. Zuletzt wurde Hamburg, wie das ganze nordwestliche Deutschland, dem franz. Reiche förmlich einverleibt (13. Dec. 1810), und ward der Hauptort des neugeschaffenen Depart. der Elbmündungen. Aber zu Anfang 1813 nöthigte Tettenborn's Annäherung die franz. Behörden zur Flucht (13. März). Dieser foderte Hamburg auf, die unterdrückte freie Verfassung wieder in Thätigkeit zu setzen und sich zur Theilnahme an dem großen Kampfe zu rüsten. Beides geschah. Zum Felddienst ließen sich mehr als 2000 einschreiben, sie sollten mit den schon gebildeten Kriegsscharen der Lübecker und den noch zu hoffenden der Bremer eine hanseatische Legion bilden. Überdies wurde noch eine Bürgergarde errichtet, anfangs durch Freiwillige, dann nach einem förmlichen Raths- und Bürgerschluß; gegen 7000 ließen sich zu derselben einschreiben. Schon im April konnte ein Theil der Hanseaten zu Felde ziehen, die Reiterei derselben zeichnete sich am 22. April bei Ottersberg sehr aus. Aber bald drückten die verstärkten Franzosen die schwächern Scharen der Verbündeten zurück. Sie bemächtigten sich des linken Ufers der Niederelbe, nahmen am 12. Mai die Wilhelmsburg (das harburger Schloß hatte man ihnen freiwillig überlassen), und begannen in der Nacht auf den 20., nachdem Tags vorher die wenigen dänischen Hülfstruppen abgezogen waren, die Stadt mit Haubitzgranaten zu beschießen. Die durch das Einrücken zweier schwedischen Bataillone, am 21., geweckte Hoffnung auf Befreiung schwand schon am 25., da die Schweden sich wieder entfernten. Mißverständnisse entstanden zwischen den Militairpersonen und dem Senat, welcher letztere auf den Nothfall die dänische Vermittelung nachsuchte. Dieser trat schon am 29. ein, wo Tettenborn die Stadt räumte, und Herr von Heß, der Befehlshaber der Bürgergarde, diese sofort auflöste. Ehe noch eine Capitulation zu Stande gebracht werden konnte, rückten die Dänen als franz. Bundesgenossen ein,

und am 31. Abends erschienen Eckmühl und Vandamme mit zahlreichen franz. Truppen. Theils um die Stadt zu befestigen, theils um sie für ihren Widerstand zu züchtigen, wurden die härtesten Maßregeln schonungslos ins Werk gesetzt. Es wurde den Hamburgern eine Geldbuße von 48,000,000 Fr. auferlegt, und ein Theil eingetrieben. Vom 5. Nov. an wurde die Bank (7,489,343 Mk. Banco) ausgeleert. Am Ende des Jahrs wurden nach und nach mehr als 40,000 Menschen jedes Geschlechts und Alters aus der Stadt getrieben und der Strenge des Winters preisgegeben. Um dieselbe Zeit wurden die Wohnungen von etwa 8000 Menschen in den nächsten Umgebungen der Stadt mit einer solchen Schnelle verbrannt, daß diese Menschen nichts als ihr Leben retten konnten. Weil die Schaaren, welche unter Wallmoden, dann unter Bennigsen gegen Hamburg standen, zu einer Belagerung derselben zu schwach waren, so konnte Hamburg nicht eher, als nach der Beendigung des Krieges in Frankreich, von seinen Peinigern befreit werden. Erst in den letzten Tagen des Mais 1814 zogen die königl. franz. Truppen aus der Stadt, und nahmen die Beute des Requisitionssystems mit. Klein war die Entschädigung, die Frankreich für die ungeheure Zerstörung in und außer der Stadt leistete, nämlich eine Rente von einer halben Million Franken. Statt der Franzosen zogen die Russen unter Bennigsen ein und blieben bis zu Ende des Jahres. Da erst wurde Hamburg sich selbst und dem deutschen Vaterlande wiedergegeben. (S. Zimmermann's „Neue Chronik von Hamburg", 1820.)

C — e.

Hamilton (Antony, Graf von), aus dem alten schottischen Geschlechte dieses Namens, war gegen 1646 in Irland geboren, und folgte Karl II. nach Frankreich. Nachdem dieser Fürst den Thron seiner Vorfahren wieder bestiegen, kehrte Hamilton nach England zurück. Damals lernte Graf Grammont seine Schwester kennen, eine Dame von den liebenswürdigsten Eigenschaften. Er gestand ihr seine Liebe und versprach sie zu heirathen. Dennoch, entweder aus Unbeständigkeit oder aus sonst einer Ursache, reiste er von London ab, ohne sein Versprechen zu erfüllen. Hamilton, entrüstet über diese Beleidigung, folgte ihm, entschlossen, ihn zum Zweikampf zu fodern, wenn er die Erfüllung seiner Verpflichtung verweigerte. Er erreichte Grammont einige Meilen von London. Nach den ersten Begrüßungen fragte er ihn kalt: ob er nichts in der Hauptstadt vergessen habe? „Ja", antwortete der Graf, der seine Absicht durchschaute, „ich habe vergessen, Ihre Schwester zu heirathen", und kehrte um, die Heirath zu vollziehen. Darauf führte er seine Gemahlin nach Frankreich, und Graf Hamilton kam oft herüber, sie zu besuchen. Als Jakob II. nach dem Verlust seiner Staaten sich in Frankreich niederließ, blieb auch er dort, und starb zu St.-Germain-en-Laye 1720, im 74. J. seines Alters. Hamilton hatte viele Gewandtheit des Geistes, eine lebhafte Phantasie, ein sicheres Urtheil und viel Geschmack. Wir besitzen von ihm verschiedene, in franz. Sprache geistreich und angenehm geschriebene Werke, unter denen sich die „Memoiren des Grafen von Grammont" durch einen lebhaften und anziehenden Styl, zugleich aber durch Unsittlichkeit auszeichnen. Seine „Feenmärchen" gehören zu den vorzüglichsten dieser Art. S. sämmtlichen Werke sind zu Paris 1812 in 4 Bdn. und 1813 in 5 Bdn. 18. erschienen.

Hamilton (Sir William), Natur- und Alterthumsforscher, geb. 1730, ging 1764 als englischer Gesandter nach Neapel. Er bildete daselbst seinen Geschmack für die Wissenschaften aus und erweiterte seine Kenntnisse in Kunstsachen. Seine Ankunft in Neapel fiel mit der Entdeckung der versunkenen Städte Herculanum und Pompeji zusammen, zu deren zweckmäßiger Ausgrabung er viel beitrug. Besonders zog ihn die Aufrollung der verkohlten Papyrusrollen an; er besoldete zu diesem Geschäfte den Pater Antonio Piaggi. Ursprünglich hatte Hamilton nur ein mäßiges Vermögen; aber er wußte mit seiner Kunstliebe eine ge-

wisse Industrie zu verbinden, wodurch er es ansehnlich vermehrte. Er war einer der eifrigsten Sammler von Alterthümern und Kunstsachen, und machte dabei oft großen Gewinn. Dies war der Fall bei dem Verkauf seiner ersten Vasensammlung an das britische Museum und bei dem Absatz seiner prachtvollen „Campi Phlegraei". Sein Haus bildete eine Reihe von Jahren hindurch in Neapel den Vereinigungspunkt aller gebildeten Reisenden aus dem nördlichen Europa. Man fand daselbst köstliche archäologische und naturhistorische Sammlungen. H. bereiste den Vesuv und Ätna, und stellte die genauesten Forschungen über diese Berge an, sodaß ihm die Lehre von den Vulkanen wichtige Erweiterungen verdankt. Seine beiden Werke: „Observations on mount Vesuvius" und die „Campi Phlegraei" sind rühmliche Denkmäler seines Forschungsgeistes. Die Kunde der alten Vasengemälde ist gleichsam von ihm geschaffen worden. Auch seinem Gesandtschaftsposten stand er mit Eifer vor. Bei dem Einrücken der Franzosen in Neapel kehrte er in sein Vaterland zurück. Er nahm seine sämmtlichen Kunstschätze mit sich, hatte aber das Unglück, einen Theil derselben an den Küsten Britanniens durch Schiffbruch zu verlieren. Jetzt beschäftigte er sich mit seinen Handschriften, deren Herausgabe, nach seinem im April 1803 erfolgten Tode, durch seinen Freund Charles Townley zu erwarten ist.

Hamilton (Emma Lyon oder Harte, nachmals Lady), mimische Künstlerin; — ein Flecken in Nelson's Leben! Nach den unter ihrem Namen erschienenen Memoiren ist ihre Mutter ein armes Dienstmädchen gewesen, das, ihr Kind auf dem Arm, 1761 aus der Grafschaft Chester nach ihrer Heimath Wales wanderte. Sie selbst behauptete, Lord Halifax habe für ihre Erziehung väterlich gesorgt. Nach jenen Memoiren trat sie mit 13 Jahren als Kindermädchen in Dienste, ging in ihrem 16. Jahre nach London, diente hier bei einem Krämer, und ward bald darauf Kammermädchen bei einer Dame von gutem Ton. Die Muße, welche sie hier hatte, verwandte sie auf Romanenlecture. Bald fand sie auch Geschmack am Schauspiel; sie studirte das Geberdenspiel der Schauspieler und übte sich in der Darstellung der verschiedenen Gemüthszustände. Dadurch legte sie den Grund zu ihrer Meisterschaft in pantomimischen Darstellungen. Indeß verlor sie über diesen Studien ihren Dienst; sie vermiethete sich als Magd in einer Taverne, wo Schauspieler, Musiker, Maler u. dgl. zusammenkamen. Zufolge ihrer Memoiren bewahrte sie in dieser Schule der Zügellosigkeit ihre Tugend. Die Aufopferung derselben macht sie zugleich zu einer Handlung der Großmuth. Ein Landsmann und Verwandter von ihr war auf der Themse gepreßt worden. Um ihn loszubitten, eilt sie zu dem Capitain (nachmals Admiral) John Willet Payne; sie gefällt und erlangt die Gewährung ihrer Bitte. Der Capitain überhäufte sie mit Geschenken und ließ ihre natürlichen Anlagen durch Unterricht ausbilden. Sie fand einen neuen Verehrer in dem Chevalier Featherstonhaugh, der sie mit Bewilligung ihres ersten Liebhabers auf seinen Landsitz führte, nach Verlauf des Sommers aber, aus Familienrücksichten und ihres anmaßenden Betragens wegen, mit ihr brach. Aufs neue hülflos, durchirrte sie die Straßen von London, und sank bis zur tiefsten Entwürdigung ihres Geschlechts hinab. Da fiel sie einem Charlatan, dem Doctor Graham, in die Augen, der sie zu seiner Göttin Hygiea machte, und als solche, in einen leichten Schleier gehüllt, zeigte. Maler, Bildhauer und Andre zollten den Tribut der Bewunderung an dem Altar dieser neuen Göttin; unter diesen auch der berühmte Maler Romney, der sich in sie verliebte. Sie spielte indeß die Zurückhaltende und Tugendhafte gegen ihn. Dagegen zog sie Charles Greville aus der Familie Warwick in ihre Netze, der drei Kinder mit ihr zeugte und im Begriff war, sie zu heirathen, als er sich 1789 plötzlich zu Grunde gerichtet und aller seiner Ämter beraubt sah. Außer Stande, sie ferner zu unterstützen, ließ er sie nach Neapel reisen, wo sein Oheim, Sir William Hamilton, Gesandter

war. Dieser ward in kurzem so mächtig von ihr angezogen, daß er mit Greville einen Vergleich schloß, nach welchem er, gegen Abtretung der Geliebten, dessen Schulden zu bezahlen übernahm. Sie nahm jetzt ein anständiges Betragen an, füllte die in ihrer Bildung gebliebenen Lücken möglichst aus, und eignete sich bald die gesellschaftlichen Talente an. Künstler aller Art, die in Sir Hamilton's Hause Zutritt hatten, fingen an, ihr den Hof zu machen; sie dagegen entwickelte vor ihnen ihre Kunst der Attituden. Sie bedurfte nur eines Stücks Zeug, um sich zu einer Tochter Levi, oder einer römischen Matrone, zu einer Helena oder Aspasia zu drapiren. Sie war es, die den verführerischen Shawltanz erfand. Sir Hamilton, der sich täglich mehr an diese reizende Schönheit gewöhnte, beschloß sie zu heirathen, und feierte 1791 zu London seine Vermählung mit ihr. Gleich nach seiner Rückkehr in Neapel stellte er sie bei Hofe vor, und bald nahm Lady Hamilton den thätigsten Antheil an den Festen der Königin. Sie war die einzige Zeugin bei den geheimen Soupers der Königin und Acton's, und schlief oft in dem Zimmer ihrer königlichen Freundin. Diese Gunst, sowie ihr Hochmuth, empörte die Damen vom Hofe, welche ihren Unwillen nicht verbergen konnten; einige wurden dafür als Staatsverbrecherinnen behandelt. Damals begann ihre Bekanntschaft mit Nelson. Der Gesandte, seine Gemahlin und dieser Held schienen von einer sympathetischen Begeisterung für einander beseelt. Durch diese Verbindung erfuhr die englische Regierung, daß der König von Spanien entschlossen sei, England den Krieg zu erklären. Nach dem Siege bei Abukir ward Nelson in Neapel mit trunkener Freude empfangen. Lady Hamilton ward die Heldin der Menge, der Nelson als rettender Gott erschien. Mehre Monate vergingen unter Festen, bis das Vordringen der Franzosen die königl. Familie nöthigte, im Dec. 1798, mit Nelson's Hülfe, nach Sicilien zu flüchten. Aber nach einigen Monaten befreiten die Siege der Östreicher und Russen Italien, und Nelson's Flotte kehrte in den Hafen von Neapel zurück. Lady Hamilton begleitete den Sklaven ihrer Reize, und man behauptet, daß die capitulationswidrige Strenge, welche damals geübt wurde, zum Theil ihr zur Rache an ihren persönlichen Feinden dienen mußte. Als der Hof 1800 wieder nach Neapel kam, kehrten überall die alten Verhältnisse zurück; sie währten, bis das englische Cabinet Sir Hamilton abrief. Da zugleich auch Nelson sein Commando niederlegte, erschien sie, von Beiden begleitet, in London. Allein hier äußerte sich über die Verbindung zwischen Nelson und Lady Hamilton allgemeine Mißbilligung und Verachtung. Sie ward von einer Tochter entbunden, welche Nelson's Namen erhielt. Bald darauf starb Sir Hamilton, und die Witwe zog sich nach Merton-Place zurück, einem Landhause, das Nelson für sie gekauft hatte. Nach dem Tode dieses Helden, 1805, sich selbst überlassen, folgte sie aufs neue ihren verdorbenen Neigungen und sah sich bald von Allem entblößt. Auf eine kleine Pension beschränkt, verließ sie England, nahm Miß Nelson mit sich und bezog ein Landhaus bei Calais, wo sie im Januar 1815 starb. Lady Hamilton war ohne Bildung, aber voll Intrigue. Ihrer Schönheit und ihrem Studium der Kunst, die natürlichen Grazien durch die wollüstigen Stellungen einer Theatertänzerin zu erhöhen, verdankte sie ihren Ruhm und ihr Glück. Ein Schandfleck für sie bleibt es, daß sie, mit Verletzung aller Sittlichkeit und Achtung, die vertraulichen Briefe Nelson's an sie verkaufte oder bekannt machte, und dadurch das Andenken dieses Helden, ihres Freundes und Wohlthäters, gerechtem Tadel preisgab.

Hammer (Joseph von), einer der ersten jetzt lebenden Orientalisten, k. k. Hofdolmetscher der morgenländ. Sprachen, Rath bei der geh. Hof- und Staatskanzlei in auswärt. Geschäften, Mitglied der Akademie der Wissensch. in Göttingen u. a. m., Ritter des St.-Annenordens, geb. 1774 zu Grätz in Steiermark, wo sein Vater Gubernialrath, früher Staatsgüter-Administrator, und ein vom

Kaiser Joseph geschätzter Geschäftsmann war. Durch Fähigkeiten ausgezeichnet, wurde H. 1787 ins Barbarastift nach Wien und 1788 in die orientalische Akademie gebracht, welche Fürst Kaunitz gegründet hatte. Der nachherige Minister Freih. von Thugut zeichnete ihn aus; auch wählte ihn der Referent der Section des Orients im Ministerium der auswärt. Geschäfte, Freih. von Jenisch, bei der Herausg. des unter Meninsky's Namen bekannten arabisch-persisch-türkischen Lexikons zum Mitarbeiter. 1796 trat er in wirkliche Dienstleistung als Secretair des Freiherrn von Jenisch. Um diese Zeit übersetzte er zuerst ein türkisches Gedicht über die letzten Dinge, und dichtete Mehres, was in Wieland's „Deutschem Merkur" erschien. Studien, Reisen und die Freundschaft des großen Geschichtschreibers Johannes Müller füllten das J. 1798. Müller's Briefe sind ein Denkmal dieses schönen Bundes. 1799 kam Hammer als Sprachknabe nach Konstantinopel zu dem gelehrten Internuncius Freihrn. von Herbert. Dieser sollte Östreich einen Weg nach Persien und Ostindien bahnen; als aber die Convention von El-Arisch wegen des Abzuges des franz. Heers aus Ägypten geschlossen wurde, sandte er Hammer nach Ägypten mit einem die k. k. Consulate betreffenden Auftrage. Eine Ausbeute dieser Reise sind die Ibismumien, die Sammlung arabischer Briefe, der selbst im Morgenlande seltene bändereiche arabische Ritterroman Antar, der Hieroglyphenstein aus den Katakomben von Sakara und andre Seltenheiten mehr in der kaiserl. Bibliothek. Nachdem jene Convention aufgehoben worden war, machte Hammer, als Dolmetscher und Secretair, den Feldzug unter Hutchinson, Sidney Smith und Jussuf Pascha gegen Menou mit, ging nach dessen Endigung über Malta und Gibraltar im Spätjahr 1801 nach England, im April 1802 von London nach Wien, im Aug. wieder als Legationssecretair mit dem östr. Internuncius Baron von Stürmer nach Konstantinopel, 1806 als Consularagent in die Moldau, in dem wichtigen Augenblicke des französisch-russisch-preußischen Kriegs, welchen auch Duckworth's Unternehmungen gegen die Dardanellen bezeichnete. Der franz. Minister Reinhardt, selbst Gelehrter, damals Abgesandter bei dem Hospodar der Moldau und Walachei, zeichnete den gelehrten Hammer sehr aus. Dieser blieb nun seit dem Sommer 1807 in Wien angestellt. Bekannt ist sein Verdienst um die Rettung eines guten Theils der 1809, während der Besetzung Wiens durch die Franzosen, von Denon nach Paris entführten Schätze der kaiserl. Hofbibliothek und orientalischen Handschriften. 1811 wurde er zum wirkl. kaiserl. Rath und Hofdolmetscher bei der geh. Hof- und Staatskanzlei, und im Oct. 1815 zum ersten Custos der kaiserl. Hofbibliothek ernannt, welche letztere Stelle er aber nicht annahm. Auch empfing er vom Kaiser von Rußland den St.-Annenorden zweiter Classe und vom Könige v. Dänemark den Danebrogorden. 1816 verheirathete er sich mit der ältesten Tochter des Ritters von Hennickstein, 1817 wurde er zum kaiserl. Hofrath und 1819 zum Ritter des Leopoldordens ernannt. Man hat von ihm: „Zeichnungen auf e. Reise von Wien über Triest nach Venedig u. durch Tirol nach Salzburg zurück" (1798); „Encyklopäd. Übersicht der Wissensch. des Orients (1804), nach der großen Bibliographie des Hadschi Khalfa;" „Ancient alphabets and hieroglyphical characters explained; with an account of the egyptian priests, their classes, initiation and sacrifices, in the arabic language by Ahmed Ben Abubekr Ben Washie, and in english by Joseph Hammer, Secretary to the Imperial legation at Constantinople" (Lond. 1805); „Die Posaune des heil. Kriegs" (herausgeg. von Joh. Müller 1806); „Resmi Ahmed Effendi's Gesandtschaftsberichte bei seinen Gesandtschaften in Wien (1757) und in Berlin" (1763, 1809); „Topograph. Ansichten auf einer Reise in die Levante" (1811); „Staatsverfassung des osmanischen Reichs" (1816); „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" (1818); „Umblick auf einer Reise (1804) von Constantinopel nach Brussa

und dem Olympos, und von da zurück über Nicäa und Nikomedien" (1818); „Geschichte der Assassinen, aus morgenländ. Quellen" (1818); „Morgenländ. Kleeblatt" (1819). Die drei größten Lyriker der vorderasiatischen Völker: den „Divan des Hafiz" hat er 1813 a. d. Pers., den „Motenebbi" 1823 a. d. Arab., und den „Baki" 1825 a. d. Türk. übersetzt. Seine Dichtung: „Memnon's Dreiklang" (Wien 1823) enthält ein indisches Schäfer-, ein persisches Sing- und ein türkisches Lustspiel. Noch schrieb er Gedichte und Aufsätze für mehre Zeitschriften. Auch hat er das treffliche Journal: „Die Fundgruben des Orients" mit der Unterstützung des Grafen Wenzel Rzewusky gegründet: ein Vereinigungspunkt für die Orientalisten des gesammten Europa. Neben andern Abhandl. Hammer's findet sich hier die 1806 vom franz. Nationalinstitut mit dem Accessit gekrönte Preisschrift: „Über den Einfluß des Mohammedanismus." Wir übergehen den Streit des Herrn von Diez mit Hammer und verweisen wegen eines andern Streits über die Tempelherren auf diesen Art. Rmr.

Hammerwerk, eine Fabrik oder Werkstätte, wo Metalle mittelst starken Feuers und großer, vom Wasser getriebener Hämmer nach der Verschiedenheit der Metalle verschieden geschmiedet oder geschlagen werden. Man hat Eisen-, Kupfer-, Messinghämmer, und die Hämmer selbst sind entweder Zain- (Stabhämmer) oder Blechhämmer, je nachdem das Metall zu Stangen und Stäben, oder zu Blechen und Platten geschmiedet wird.

Hämorrhoiden, goldene Ader, eine Krankheit, die sich durch Blutabgang bei dem Stuhlgang äußert, wenn sie vollkommen ausgebildet erscheint, oder durch Anschwellung der Blutadern an dem Ausgang des dicken Darmes, wenn sie noch nicht regelmäßig und vollkommen ist. Erstere heißen fließende, letztere blinde Hämorrhoiden. Die Knoten der aufgeschwollenen Adern bilden zuweilen durch die starke Ausdehnung Säckchen, die vom Blute strotzen, sich entzünden und einen brennenden Schmerz verursachen; sie werden dann schmerzhafte Hämorrhoiden (h. furentes) genannt. Ist die Krankheit unvollkommen, so erscheinen bloß innerliche Schmerzen, Stiche und Schneiden im Unterleibe und Abgang von Schleim; dies sind dann die sogenannten Schleimhämorrhoiden. Hämorrhoidalbeschwerden nennt man einzelne von der Krankheit herrührende Zufälle. Unregelmäßig nennt man diese Krankheit, wenn man das Leiden anderer Theile des Unterleibes einem Andrang von Blut beimißt, das eigentlich durch die Venen der Pfortader nach der Leber geführt werden sollte. Veranlassung dazu sind vorzüglich der zu häufige Genuß des Caffees und mancher rothen Weine, welche das Blut nach dem Unterleibe treiben, und sitzende Lebensart, welche die Thätigkeit der Verdauungswerkzeuge schwächt. Doch kann auch erbliche Anlage zur Entstehung der Krankheit beförderlich sein.

Hämus, bei den Türken Balkan, ein bis 9000 F. hohes Gebirge zwischen Thracien u. Mösien, das bis ans schwarze Meer sich erstreckt (s. Osman. Reich).

Hanaken, ein Volk, das von dem Hana, einem Flusse in Mähren, an dessen Ufern es seinen Sitz hat, den Namen führen soll. Sie werden für die ältesten Bewohner Mährens gehalten und unterscheiden sich von den übrigen Einw. dieses Landes durch die Kleidung, durch ihre Trägheit, durch die Sprache, welche mit der böhmischen Mundart übereinkommt, und durch ihre eignen Sitten, welche sie unverändert erhalten, da sie unvermischt bleiben und ihr Vaterland nur in Kriegsdiensten verlassen.

Hanau, eine kurhessische Provinz in der Wetterau, mit der Hauptst. gl. N. Von 1809 bis 1813 war sie ein Bestandtheil des Großherzogth. Frankfurt; dann fiel sie an ihren vorigen Besitzer, den Kurfürsten von Hessen, zurück. Sie liegt in der Nähe des Mains, des Spessarts und an der Kinzig, und ist ein wohl angebautes fruchtbares Land von 27 □M. mit 88,100 Einw., meistens Prote-

stanten, die sich 1818 zu einem Cultus vereinigt haben. Die Hauptst. liegt in einer sandigen Gegend, die durch den fleißigen Anbau eine Menge Gemüse und Obst zur Ausfuhr hervorbringt. An der Nord= und Westseite der Stadt fließt die Kinzig, welche in der hiesigen Gegend sich in den Main ergießt, aus welchem Flusse ein tiefer Canal bis zur Stadt geführt worden ist. Hanau (1479 Häuser, 9700 Einw., worunter Abkömmlinge von Wallonen und Niederländern und 540 Juden) besteht aus der nach alter Art gebauten Altstadt, und der Neustadt, welche schnurgerade, breite und sehr reinliche Straßen hat, von welchen sechs gerade durchlaufen und von acht andern durchschnitten werden. In der Mitte ist der, ein längliches Viereck bildende, regelmäßige Marktplatz mit dem Rathhause. Am Ende der Stadt, gegen Nordosten, liegt das kurfürstl. Schloß, worin jetzt die wetterauische Gesellschaft für die Naturkunde ihren Versammlungsort, ihr Naturaliencabinet und ihre Bibliothek hat. Hanau hat unter allen Städten der kurhess. Lande die meisten Fabriken. Die Seiden=, Kamelott=, Leder=, Handschuh=, Strumpf= und Bijouteriefabriken sind bedeutend. Die letztern liefern Waaren aller Art in Gold, die zu einem sehr hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden sind. Auch hat Hanau eine bedeutende Kutschenfabrik, Tabaks=, Spielkartenfabriken ꝛc. Mit diesen Fabrikaten, mit Holz und Wein treiben die Einwohner einen beträchtlichen Handel. Aus den obern Maingegenden, vorzüglich von Kronach, kommen große Flöße an, mit Dielen und geschnittenem Holze aller Art und einer Menge hölzerner Waare. Die hanauischen Holzhändler kaufen diese und verhandeln sie weiter. Die Festungswerke der Stadt sind geschleift. Zu den nahen Vergnügungsorten gehören das Schloß Philippsburg und das Wilhelmsbad, wohin eine mit Bäumen besetzte Kunststraße führt.

Hanau (Schlacht bei), den 30. Oct. 1813, die letzte, welche Napoleon in Deutschland geschlagen hat. Baiern war den 8. Oct. durch den Vertrag zu Ried mit Östreich gegen Napoleon verbunden; daher zog Wrede den 16. Oct. an der Spitze eines baierisch=östr. Heers von Braunau über Landshut, Neuburg an der Donau, Nördlingen und Anspach nach Würzburg, welche Stadt General Turreau mit 5000 M. besetzt hielt. Wrede sollte dem nach der leipziger Schlacht mit 80,000 M. Mainz und dem Rheine zufliehenden Napoleon den Weg verlegen. Würzburg hielt ihn auf. Nach einem Bombardement, in welchem 500 Gebäude beschädigt wurden, mußte Wrede, um nicht mehr Zeit zu verlieren, die Übergabe der Stadt am 26. Oct. ohne die Citadelle Marienberg annehmen. Hierauf zog er über Aschaffenburg, wo der König von Würtemberg zwei Infanterieregimenter, ein Cavalerieregiment und einige Artillerie zu ihm stoßen ließ, auf Hanau. Dieser Paß beherrscht die Straße von Frankfurt; daher suchte ihn Napoleon zu erreichen; aber zu gleicher Zeit mit den Franzosen kamen die Baiern und Östreicher, zu welchen am 29. Oct. noch russ. Truppen unter Platow, Orlow-Denissow und Czernitscheff stießen, daselbst an. Hanau fiel mit 1200 M. franz. Besatzung in die Gewalt der Verbündeten. Beide Theile kämpften hierauf den 28. Oct. um den Besitz der Kinzigbrücke, nördlich vor Hanaus Thoren. Wrede nahm hier eine feste Stellung und besetzte die Ausgänge der beiden Straßen im Walde, welcher sich um die Stadt herzieht. Allein der wertheimer Engpaß zwischen Schlüchtern und Gelnhausen, wo im tiefen schroffen Thale die Kinzig strömt, blieb unbesetzt, und dieser Umstand rettete Napoleon. Als nun am 29. Oct. 4000 Franzosen aus dem Walde hervorbrachen, wurde eine vorgerückte baierische Truppenschar, welche die Straßen sperren sollte, von der Übermacht auf Rücklingen zurückgeworfen. Hier ließ Napoleon sie den 30. früh angreifen. So begann die Schlacht, in der das franz. Heer seinen Untergang finden konnte. Allein Wrede, durch die nach Frankfurt gesandten Truppen geschwächt, hatte nur 40,000 M., gegen welche der Feind mit 48,000 M. Fußvolk und 12,000 Reitern losbrach;

doch bot die Stellung der Verbündeten große Vortheile dar, nur war ihr rechter Flügel mit dem Mitteltreffen durch eine hölzerne Brücke über die Kinzig schwach verbunden. Von 10 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags griffen die franz. Heersäulen wiederholt Wrede's Mitteltreffen an; endlich warfen sich Napoleons Reitergarden in drei Linien zugleich auf die Reiterei und auf das Fußvolk der Verbündeten, während letzteres im Rücken von einer franz. Zwölfpfünderbatterie beschossen wurde. So gerieth das Fußvolk in Unordnung, und im Sturmangriff rannte die Reitergarde Napoleons die Reiterei der Verbündeten im Mittelpunkte nieder. Sie wich, nun floh auch das Fußvolk der Verbündeten, von dem feindlichen Fußvolk angegriffen, auf dem linken Flügel über die Kinzigbrücke nach Hanau. Der Feind folgte auf dem Fuß und beschoß die Stadt mit Haubitzen. Das Mitteltreffen ward auf den rechten Flügel geworfen; da brach das schwache Geländer der hölzernen Brücke und viele Deutsche ertranken in der Kinzig; ein Bataillon des östr. Regiments Jordis ward abgeschnitten und gefangen. Nun zog sich der rechte Flügel, durch Czernitscheff's Reiter gedeckt, auf die aschaffenburger Straße zurück. Die Franzosen waren im Besitz der Straße nördlich von Hanau und gewannen nach Wegnahme der Lamboybrücke auch die andre. Den 31. früh räumten die Verbündeten Hanau, das die Nacht hindurch beschossen worden war. Die Franzosen rückten ein. Jene nahmen eine Stellung südlich von der Stadt zu beiden Seiten der aschaffenburger Straße. Der franz. Kaiser griff hier mit Tagesanbruch den rechten Flügel an, um seinen Rückzug zu decken, der dadurch ungestört am rechten Ufer der Kinzig nach Frankfurt ausgeführt werden konnte, wo Napoleon um 3 Uhr Nachmittags ankam. Zwar nahmen die Verbündeten das noch von zwei Regimentern besetzte Hanau mit Sturm; allein es gelang ihnen nicht, sich der von einer Batterie vertheidigten Kinzigbrücke zu bemächtigen und dadurch den franz. Nachtrab abzuschneiden. Endlich stellte sich Wrede selbst an die Spitze der stürmenden Haufen, da fiel er, von einer Flintenkugel gefährlich in den Leib verwundet. An seiner Stelle übernahm den Oberbefehl der östr. F. M. L. von Fresnel. Nun stürmten die Baiern mit doppelter Wuth, östr. Husaren setzten durch den Fluß und kamen den Franzosen in die Flanke. Diese zündeten daher die Brücke an und beschossen Hanau noch heftiger mit Haubitzgranaten. So führte endlich Mortier, von Platow und Haddick verfolgt, den franz. Nachtrab, 14,000 M., über die Lamboybrücke in der Nacht nach Frankfurt, von wo Napoleon am 1. Nov. aufbrach und Mainz erreichte. Die Verbündeten schrieben sich den Sieg zu, weil sie den Rückzug des Feindes sehr erschwert hatten. Ihr Heer rückte aber erst den 2. Nov. in Frankfurt ein. Sie gaben ihren Verlust auf 9000 M. an. Der Feind soll in den Gefechten in und bei Hanau 15,000 Todte und Verwundete und 10,000 Gefangene, worunter 200 Officiere, verloren haben. Zwei badische Cavalerieregimenter waren zu den Verbündeten übergegangen. Der Verf. des „Umrisses der Begebenheiten auf dem festen Lande in den J. 1813 u. 1814" (Weimar 1814) wirft (S. 224) die Fragen auf: „Warum setzte Wrede sich nicht vor dem wertheimer Engpaß zwischen Schlüchtern und Gelnhausen? Warum entsandte er Truppen nach Frankfurt? Warum concentrirte er sich nicht am linken Ufer des Mains und machte den Übergang streitig durch Vor- und Seitenmärsche, Überfälle u. s. w.?"

Handel, dasjenige Gewerbe, welches beschäftigt ist Waaren einzukaufen, um sie wieder zu verkaufen; er sucht diejenigen Örter auf, wo es überflüssige Waaren gibt, kauft sie daselbst auf und verkauft sie dahin, wo dergleichen begehrt werden. Dieses bewirkt er dadurch, daß er denen, welche Überfluß an einer gewissen Waare haben, den Werth derselben durch andre Güter, die sie dafür wünschen, ersetzt. Wer das Gewerbe des Handels treibt, heißt ein Kaufmann. Er dient dem Producenten, indem er ihm die Mühe erspart, die Liebhaber und Käufer seiner Vorräthe

aufzusuchen und selbst zu verhandeln. Er kann daher sein Geschäft ununterbrochen fortsetzen; auch erstattet er ihm auf der Stelle das Capital, welches er auf die Erzeugung seiner Producte verwandt hat, und verschafft ihm dadurch die Mittel, die Kosten der neuen Erzeugung zu bestreiten. Aber auch dem Consumenten leistet der Kaufmann einen Dienst, indem er diesem die Mühe erspart, die Waaren, welche er begehrt und bedarf, selbst an den Orten auszusuchen, wo sie verfertigt werden, und ihre Herbeischaffung an den Ort, wo er sie bedarf, zu bewirken. Alle diese Geschäfte verrichtet der Kaufmann in der Regel viel wohlfeiler, besser und schneller, als der Producent und Consument thun würden, wenn sie selbst den Einkauf oder Verkauf besorgen müßten. Wenn sie daher auch dem Kaufmann bezahlt werden, und er dadurch Gewinn von der Führung seines Handels hat, so beträgt doch dieser Gewinn viel weniger, als was es gewöhnlich dem Producenten und Consumenten kosten würde, wenn sie diese Geschäfte selbst übernehmen wollten. Um aber den Handel zu treiben, dazu gehören Capitale, denn 1) muß der Kaufmann ein so großes Capital haben, um den Producenten, Fabrikanten oder sonstigen Besitzern der Vorräthe diese Vorräthe zu bezahlen; 2) muß er so viel Capital besitzen, daß er den Transport und die nöthigen Kosten dabei bestreiten kann; 3) muß er davon die Kosten der Magazinirung, Aufbewahrung und Aufsicht dieser Waaren bis zu der Zeit, wo er sie wieder verkauft, bezahlen können; endlich 4) muß er auch wol seinen Abkäufern der Waaren eine Zeitlang Credit geben und daher noch so viel Capital haben, daß er unterdessen leben und neue Ankäufe machen kann. Offenbar trägt der Handel dazu bei, den Reichthum des Landes zu vermehren. Denn er gewährt unmittelbar den Handelsleuten und den dabei Beschäftigten eine Einnahme, wovon sie sich nähren und Vermögen sammeln können. Nicht bloß die Kaufleute selbst ziehen ihren Gewinn für ihr Geschäft und für die Capitale, welche sie dazu hergeben, sondern auch viele Arbeiter, Fuhrleute, Schiffer, Magazinvermiether, Banquiers, Gastwirthe u. s. w. ziehen ihr Einkommen davon; da nun um Alles, was diese beziehen, der Werth und Preis der Waaren erhöht wird, so gibt die Nation das, was sie den beim Handel Beschäftigten gibt, auch nicht etwa umsonst weg, sondern sie erhält den Werth davon in den Gütern, die ihr der Handel zuführt, wieder, und die Vermehrung und Vervielfachung ihrer Genüsse wird dadurch möglich. Hierin aber besteht die Vermehrung des Reichthums. Noch mehr hat der Handel diese Wirkung mittelbarer Weise. Denn 1) nimmt er den Ländern und Provinzen ihren Überfluß ab und führt ihnen dafür einen gleichen Werth von dem zu, was sie bedürfen und selbst nicht besitzen. Jener Überfluß aber würde gar nicht entstanden sein, wenn nicht die Hoffnung, daß der Handel ihn wegführen und etwas, was sie begehren, dafür bringen würde, ihn erzeugt hätte. Der Handel ist daher die wahre Ursache der Production von Vorräthen, die man nicht selbst verbrauchen will. 2) Versieht er die Unternehmer der Gewerbe mit neuem Capital, sobald ihre Waare vollendet ist, oder streckt ihnen dergleichen wol gar noch vor Vollendung ihrer Producte vor. Dadurch aber setzt er sie in den Stand, ihr Gewerbe ununterbrochen fortzusetzen und ferner Arbeit zu bezahlen. Er erhält daher die bürgerliche Thätigkeit im Gange und verschafft den mit der Erzeugung und Verfertigung der Waaren Beschäftigten ununterbrochen die Fortsetzung ihres Einkommens. 3) Den Verbrauchern aber führt er Alles zu den möglichst wohlfeilen Preisen zu und erspart ihnen eine Menge Kosten. Der Nutzen des Handels würde nur dann vermindert werden oder ganz verloren gehen, wenn a) seine Profite durch Monopole oder andre künstliche und unerlaubte Mittel erhöht würden, denn dann würden die Dienste, welche er leistet, ohne Noth höher bezahlt, als sie ohne dies zu haben wären; b) wenn die Handelswege ohne Noth verlängert, erschwert, und der Aufenthalt und die Geschäfte dabei noch verlängert oder vervielfältigt und dadurch die Kosten des Handels erhöht werden; c) wenn er Objecte zum Gegenstande hat, die entweder

ohne Nutzen sind oder die bloß der einen beim Handel interessirten Partei Gewinn gewähren, der andern aber keinen Nutzen oder wol gar Schaden bringen.

Man kann den Handel eintheilen: 1) Nach den Quantitäten von Waaren, die gekauft oder verkauft werden. Danach ist er entweder Groß= oder Kleinhandel. Jener erstattet den Landbauern oder andern Gewerbsunternehmern ihr Capital für ihre Vorräthe, und setzt sie dadurch in den Stand, ihr Gewerbe fortzusetzen. Die Klein= oder Detailhändler nehmen den Großhändlern ihre Waaren in kleinern Portionen wieder ab, und erstatten diesen ihr Capital zur Fortsetzung ihres Gewerbes; sie selbst aber ziehen das ihrige von den Verbrauchern, die ihre Bedürfnisse bei ihnen kaufen, wieder ein, um wieder aufs neue Waaren von den Großhändlern zu kaufen. 2) Nach den Ländern, wo gekauft oder verkauft wird, theilt man denselben in den inländischen und ausländischen Handel. Der inländische wird bloß zwischen Inländern geführt, und besteht daher in einem wechselseitigen Umsatz der Producte der Städte und Dörfer, oder der verschiedenen Städte, Kreise und Provinzen gegen einander. Bei demselben gewinnen beide mit einander handelnde Parteien. Die eine gibt einen Überfluß weg, den sie nicht gebrauchen kann, und der ihr bloß insofern werth ist, als sie etwas Nützliches, das ihr fehlt, dafür erhalten kann. Indem nun die eine Provinz der andern die von ihr begehrten Sachen für ihren Überfluß liefert, gibt sie ihr Etwas, das ihr viel lieber ist, als ihre eignen Producte; die eine Provinz gewinnt also dabei. Dasselbe ist aber auch der Fall mit der andern Provinz. Denn die Producte, welche sie dafür weggibt, waren ihr überflüssig, und die Producte, welche sie von einer andern Provinz dafür erhält, stillen ihre Bedürfnisse. Es profitiren also beide Provinzen bei diesem Handel. Beide würden keinen Überfluß ihrer Producte erzeugen, wenn sie nicht des Absatzes desselben gewiß wären; keine würde die Producte der andern genießen können, wenn sie nicht dieselben gegen einander austauschten, und wenn nicht die Kaufleute jeder Provinz die zur Erzeugung ihres Überflusses nöthigen Capitale vorschössen. Dieser innere Handel macht daher, daß sich beide Provinzen oder alle Provinzen, die mit einander Handel treiben, wechselseitig nähren können. Die Provinzen, die mit einander Handel treiben, erstatten einander den Werth ihrer Productionen und machen dadurch einander die stete Fortsetzung derselben möglich. Der ausländische Handel ist entweder ein Consumtions= oder ein Durchfuhr= (Transito=) oder ein bloßer Fuhrhandel (Frachthandel) für fremde Länder. Der erstere besteht darin, daß unser Land andern Ländern seine Waaren und Producte zuführt und von ihnen ausländische Waaren holt oder empfängt; der andere darin, daß unsere Kaufleute in andern Ländern deren Producte oder sonst fremde Waaren kaufen und sie durch unser Land in fremde Länder führen, um sie daselbst wieder zu verkaufen; endlich besteht der bloße Fuhr= oder Frachthandel darin, daß unsere Kaufleute in fremden Ländern Waaren kaufen und sie andern fremden Ländern zuführen, ohne dabei unser Land zu berühren. (S. Durchfuhrhandel u. Fuhrhandel.) Werden die Capitale auf den ausländischen Consumtionshandel gewandt, so hat unser Land nur die Hälfte des Vortheils davon, den es haben würde, wenn sie ganz auf den inländischen Handel gewandt würden. Denn nur das eine Capital beschäftigt inländische Arbeiter, nämlich dasjenige, welches inländische Producte für die Ausfuhr aufkauft, das andre beschäftigt ausländische Arbeiter, indem es ihnen ihre Producte abkauft. Indessen würden vielleicht unsere Waaren keinen Absatz finden, wenn wir nicht die ausländischen Producte dafür annähmen, und in diesem Falle würden jene Producte gar nicht verfertigt werden, und dann ist der ausländische Handel die Ursache und das Mittel dieses Theils der innern Production. Es ist unmöglich, alle Profite im Lande zu erhalten, so lange das Land solcher Producte bedarf, die entweder bloß im Auslande wachsen oder die auch nur von dort zu wohlfeilern Preisen zu haben sind, als sie in unserm

Lande erzeugt werden können. Denn im ersten Falle müßte es die ausländischen Producte ganz entbehren, im zweiten würde es den Inländern ein größeres Capital dafür als den Ausländern bezahlen. Wenn nun die Inländer mit geringerm Capital den Werth in ihren Waaren hervorbrächten, womit sie die ausländischen Waaren bezahlten, so behielten sie von dem Capitale, welches sie für die Production der Waaren im Lande bezahlen müßten, noch Etwas übrig, dafür könnten sie sich mehr Genüsse verschaffen. Also ist es immer vortheilhafter, die Waaren im Auslande zu kaufen, wenn sie daselbst wohlfeiler sind, und statt derselben solche Waaren im Lande zu verfertigen, die uns wohlfeiler als den Ausländern zu stehen kommen, um sie damit zu bezahlen. — Der Durchfuhr- oder Transitohandel bringt 1) den Kaufleuten Gewinn, die ihr Capital darauf anlegen; 2) den Personen, welche im Lande mit der Durchfuhr beschäftigt sind, als Spediteuren, Frachtfuhrleuten, Gastwirthen, Schiffern und Handwerkern allerlei Art. Das Capital aber, welches in den Waaren selbst liegt, nützt dem Lande nichts weiter. Der bloße Fuhr- oder Frachthandel bringt bloß den Kaufleuten Gewinn, die ihr Capital darauf verwenden, und den Rhedereien und Handwerkern, welche die Fahrzeuge dazu liefern. Weitere inländische Waarenproductionen kann das in den Waaren steckende Capital nicht fördern. Wenn die Capitale sonst in den inländischen Gewerben vortheilhaft beschäftigt sind, so ist es eher vortheilhaft als schädlich, wenn der Fuhr- und Frachthandel durch ausländische Capitale und fremde Kaufleute betrieben wird. Denn die innern Gewerbe werden in diesem Falle nur dabei leiden, wenn ihnen diese Arten von Handel die Capitale entziehen. Und da die Anwendung der Capitale viel vortheilhafter ist, wenn dadurch bloß inländische Gewerbe unterhalten werden, als wenn sie ausländischen Gewerben zufließen, so müssen alle Maßregeln, welche sie den inländischen Gewerben entziehen, verderblich für das Volkswohl sein. (S. **Handelsfreiheit** u. **Handelspolitik**.) 51.

Händel (Georg Friedr.), geb. zu Halle an der Saale 1684, erlangte ohne besondere Anweisung schon in seinem siebenten Jahre eine große Fertigkeit auf dem Clavier. Sein Vater, ein Arzt, bestimmte ihn zum Rechtsgelehrten. Auf einer Reise desselben nach Weißenfels an das herzogl. Hoflager zog der Knabe durch sein Orgelspiel die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich, der hierauf den Vater vermochte, ihn ganz der Musik zu widmen. Zachau, Organist an der Domkirche zu Halle, wurde H.'s Lehrer. Im neunten Jahre componirte er eine Kirchenmusik mit Stimmen und Instrumenten. Da man fand, daß er seinen Meister bereits übertroffen, ward er 1698 nach Berlin gesandt, wo besonders Attilio sein Lehrer war. Händel erregte Aufsehen, nahm aber die Anerbietungen des Kurfürsten (nachmaligen Königs) nicht an, und kehrte nach Halle zurück. Als sein Vater gestorben war, ging er nach Hamburg, trat ins dortige Orchester und wurde bald Director desselben, ungeachtet der Gegenwirkung eines Nebenbuhlers. Der kaum 15 Jahr alte H. trat jetzt auch als Operncomponist auf. Seine erste Oper, „Almeria", wurde mehre Abende hintereinander gegeben. Zwei andre Opern, „Florinde" und „Nero", machten ebenfalls Glück. Nach 5 Jahren verließ er Hamburg, um seine Studien in Italien zu vollenden, zu welchem Zweck er 200 Dukaten erspart hatte. Er ging (1703) nach Florenz, wo er für den Großherzog die Oper „Rodrigo" componirte. Darauf begab er sich nach Venedig. Hier ließ er sich, da er eine Maskerade besuchte, auf einem Flügel hören. Scarlatti, der zufällig dabei stand, gerieth über sein Spiel in Begeisterung und rief aus: „Entweder ist das der Sachse oder der Teufel." In Venedig componirte H. binnen 3 Wochen seine „Agrippina", welche 27 Abende hintereinander gegeben wurde. In Rom wetteiferten die Großen, ihm ihre Gunst zu bezeigen, besonders die Cardinäle Ottoboni, Colonna und Pamfili. Er setzte dort ein Oratorium, „La resurrezione", und

viele Cantaten und Sonaten. Von Rom nach Neapel eingeladen, verfertigte er seine berühmte Serenade „Alcido e Galatea". Darauf kehrte er in sein Vaterland zurück, und der Kurf. von Hanover ernannte ihn 1703 zu seinem Capellmeister. Ende 1710 ging H. nach England und componirte hier seine Oper „Rinaldo", die lange ein Lieblingsstück der englischen Nation war. Nach Verlauf eines Jahres kam er nach Hanover zurück. 1712 ging er von neuem nach England, übernahm hier, uneingedenk seiner frühern Verpflichtungen, die Composition eines Te Deum auf den Frieden von Utrecht, und dann die Aufsicht über die Oper auf dem Haymarket-Theater mit einem Jahrgehalt von 200 Pf., und gab ihr einen Schwung in der Neigung des Publicums und eine Gediegenheit in der innern Zusammensetzung, wie Beides in England vorher unerhört gewesen. Unterdeß starb 1714 die Königin Anna, und der bisherige Kurf. von Hanover, der über Händel's Vernachlässigung seiner Dienstverhältnisse höchst unzufrieden war, bestieg als Georg I. den britischen Thron. Auf Vermittelung seines Gönners, des Barons von Kielmansegg, ward ihm jedoch von dem Könige verziehen, und seine Pension sogar auf 600 Pf. erhöht, wobei er den Auftrag erhielt, die Prinzessinnen in der Musik zu unterrichten. Er lebte nun in der Gesellschaft der vornehmsten und geistreichsten Männer Englands. In dem Hause des Grafen Burlington componirte er von 1715—20 die Opern „Amadis", „Theseus" und „Il pastor fido". Darauf übernahm er die Direction der Capelle des Herzogs von Chandos zu Cannons, für welche er eine Menge Antheme componirte. Nachher wurde die unter dem Namen „Königl. Akademie der Musik" bekannte Unternehmung auf dem Haymarket-Theater errichtet, um stets eine Auswahl vorzüglicher Opern möglichst vollkommen darzustellen. Händel trat an die Spitze dieser Anstalt, reiste, um Sänger anzuwerben, auf das feste Land, und führte dann (1720) seine Oper „Radamisto" auf, die einen unglaublichen Beifall erhielt. Dieser glänzende Erfolg reizte seine Nebenbuhler, an deren Spitze Buononcini mit seinem Anhange stand. Man kam überein, Beide sollten an derselben Oper arbeiten, Jeder einen Act; wer den Sieg davon trüge, solle im Besitz des Hauses bleiben. Die Oper hieß „Muzio Scävola". Händel setzte die Ouverture und den letzten Act und gewann den Preis. Die Akademie ward nun auf einen festen Fuß gesetzt, und Händel zeigte neun Jahre hindurch, was ein großes Talent mit Beharrlichkeit auszuführen vermag. Leider entzweite er sich nach diesem Zeitraume mit seinem ersten Sänger Venesino, dem Liebling des Publicums. Händel, zu stolz, um nachzugeben, entließ ihn und verscherzte dadurch die Gunst des Hofes und der Menge. Er verband sich mit Heidegger, reiste nach Italien, um neue Sänger zu holen, mußte aber nach drei Jahren das Haymarket-Theater den Italienern überlassen, unter denen Porpora als Componist und Farinelli als Sänger bewundert wurden. Händel nahm hierauf das Theater zu Lincolns-Infields ein, verband sich dann mit Rich für das Theater zu Coventgarden und gab hier 1733 seine Oper „Ariadne" zu derselben Zeit, als die Ariadne Porpora's zu Haymarket gegeben wurde. Wiewol er diesem als Künstler und Componist überlegen war, so siegte doch Farinelli's bewunderte Stimme, und Händel suchte umsonst die öffentliche Gunst wieder zu gewinnen. Er belastete sich mit Schulden und ward endlich durch die Noth zur Nachgiebigkeit gezwungen. Aber sein stets gereizter Zustand hatte so nachtheilig auf ihn gewirkt, daß nicht nur sein Körper, sondern selbst sein Geist sich in Zerrüttung befand. Der Gebrauch der aachner Bäder stellte ihn her. Er kam 1736 nach London zurück und führte sein „Alexandersfest" mit großem Beifall auf dem Coventgarden-Theater auf. Das Glück kehrte zu ihm zurück. Lord Middlesex übernahm die Direction der gesunkenen italienischen Oper und stellte Händel als Componisten an, der für die beiden Opern „Faramond" und „Alexander Severus" tausend Pfund erhielt. Andere Opern, die er noch im Coventgarden-Theater gab, fanden weniger

Beifall. Um unabhängig zu leben, fiel er auf die Erfindung oder vielmehr weitere Ausbildung der Oratorien, die jedoch nicht als Opern — denn man hielt das für eine Entweihung des heiligen Stoffs — sondern als Concerte gegeben wurden. Aber dieser Umstand machte, daß selbst sein im höchsten und vollendetsten Kirchenstyl geschriebener „Messias", den Herder eine christliche Epopöe in Tönen nannte, als er 1741 zuerst erschien, anfänglich nur kaltsinnig aufgenommen wurde. Größern Beifall fand er in Dublin, und als H. nach London zurückkehrte, ward der Messias auch hier das Lieblingsstück des Publicums. Händel gab ihn jährlich einmal zum Besten des damals noch schlecht fundirten Findlingshospitals. Das nächste war „Samson". 1742 reiste er wieder in die Bäder nach Aachen, darauf componirte er einige seiner größten Oratorien, „Judas Makkabäus", „Josua", „Jephtha" u. s. w. 1751 befiel ihn eine Augenkrankheit. Er unterwarf sich den schmerzhaftesten Operationen; das Übel war unheilbar. Aber der Verlust des Gesichts hemmte seine Thätigkeit nicht; er setzte seine Oratorien und sein Orgelspiel zwischen den Aufführungen derselben bis acht Tage vor seinem Tode fort, welcher den 14. Aug. 1759 erfolgte. Sein Leichnam liegt in der Westminsterabtei, wo ein schönes Denkmal das Gedächtniß eines der originellsten, tiefsten und gedankenreichsten musikalischen Dichter verewigt.

Handelsbilanz, das Ergebniß der Vergleichung des Gesammtwerths der Ausfuhr mit dem der Einfuhr eines Landes; dieselbe wird günstig oder vortheilhaft genannt, wenn der Werth jener den Werth dieser übertrifft; ungünstig oder nachtheilig im umgekehrten Falle. Auf die Lehre von den Handelsbilanzen war lange Zeit in der Staatswirthschaft das **Mercantilsystem** (s. d.) gegründet. Es sind aber die Mittel, welche zur Ergründung der Handelsbilanz eines Landes angewandt werden, ebenso unsicher als die daraus gezogenen Folgerungen falsch sind. Zu diesen Mitteln gehören vorzugsweise: 1) Die **Zollregister**; es läßt sich aber dadurch der beabsichtigte Zweck nicht erreichen, denn a) Alles, was durch den Schleichhandel aus- oder eingeht, fehlt darin; b) es werden darin bloß die aus- oder eingehenden Genußmittel aufgeführt, aber der oft sehr bedeutende Lohn, welchen die Nationen sich wechselsweise durch Arbeit abverdienen, bleibt unberechnet, die großen Summen z. B., welche die Einwohner Westfalens während der Sommermonate in Holland verdienen, sind ebenso gut Ausfuhr für Holland und Einfuhr für Westfalen, als die wirklichen Handelsartikel; c) der Werth der meisten Waaren wird in den Zollregistern nicht nach ihrem wirklichen Preise, sondern nach den Tarifsätzen, die von jenem Preise sehr abweichen können, aufgeführt; d) bei der Ausfuhr wird der Verkaufspreis an Ort und Stelle der Versendung der Waare angesetzt, bei der Einfuhr hingegen der Einkaufspreis mit Einschluß der Handelskosten; hieraus folgt natürlich, daß die Nation A nie den Betrag dessen gewinnt, was die Nation B verliert. Nehmen wir z. B. an, der östreichische Staat führe Großbritannien für 100,000 Thlr. Quecksilber zu und empfange dagegen für 100,000 Thlr. Caffee, so werden sich zwar die Kaufleute ausgleichen, der östreichische Kaufmann wird für sein Quecksilber nicht weniger Caffee annehmen, als dieser mit Einschluß der Handelskosten ihm in seinem Waarenlager werth ist; aber der britische Kaufmann wird doch nicht für 100,000 Thlr. Caffee hergegeben haben, so wenig er für 100,000 Thlr. Quecksilber empfangen hat; unter beiden Summen werden vielleicht 10,000 Thlr. Handelskosten stecken, welche zum Theil fremde Nationen, zum Theil die östreichische mittelst des Transports gewonnen haben. e) Die Zollregister enthalten selten eine genaue Angabe, inwiefern die Waaren bestimmt für ein gewisses fremdes Land geladen sind oder von ihm kommen. In den englischen Zollregistern steht z. B. die Einfuhr der Waaren aus Deutschland tief unter der Ausfuhr der Waaren nach Deutschland; die Angaben sind aber falsch, denn auf Deutschland sind die Waaren gerechnet, die gar nicht in

diesem Lande bleiben, sondern auf den leipziger Messen nach Polen, Rußland, Ungarn und der Türkei, sowie auf den frankfurter Messen nach Italien, Frankreich und der Schweiz verkauft werden, dahingegen stehen die deutschen Waaren, welche den Rhein hinab durch Holland nach England gebracht werden, in den englischen Ein- und Ausfuhrlisten als Einfuhr von Holland und nicht von Deutschland. f) Nur in einem Inselstaate können die Zollregister über Aus- und Einfuhr einigermaßen richtige Angaben liefern; in Festlandsstaaten hingegen muß der Verkehr der Grenzbewohner alle Berechnungen in dieser Hinsicht unsicher machen. 2) Der Wechselcours; auch dies Mittel ist unfähig zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks; denn a) der Wechselcours kann allenfalls die Zahlungsbilanz oder das Verhältniß des Debet und Credit zwischen zwei Plätzen anzeigen, aber daraus folgt nicht, daß er auch die Handelsbilanz anzeige; denn die Bilanz der Zahlungen zwischen zwei Plätzen richtet sich nicht lediglich nach dem Handel, den beide mit einander führen, sondern oft auch zugleich nach dem Verkehr, den jeder dieser Plätze mit andern Plätzen treibt. So bezahlten z. B. anfangs die Engländer vor der letzten Kriegsepoche ihre Schulden in Deutschland, besonders in den Hansestädten, vorzüglich mit Wechseln auf Holland, nachher hingegen bezahlten sie dieselben größtentheils mit Wechseln auf Hamburg. b) Wechselbriefe sind der Gegenstand eines besondern Handels geworden, der darin besteht, daß man dergleichen Briefe an Plätzen, wo sie wohlfeil sind, aufkauft und nach Plätzen, wo sie theuer sind, zum Verkaufe hinschickt, um an dem Unterschiede des Courses zu gewinnen. Wegen dieses Wechselhandels, der seiner Natur nach die Course an allen Handelsplätzen in ein Gleichgewicht zu stellen strebt, kann der Cours zwischen zwei gegebenen Plätzen nicht mehr das Verhältniß ihrer gegenseitigen Aus- und Einfuhr anzeigen. — Bei dieser Unzulänglichkeit der Mittel zur Ergründung der Handelsbilanz eines Landes müssen alle Folgerungen, welche in staatswirthschaftlicher Hinsicht daraus gezogen werden, höchst schwankend und trüglich sein. Wirklich hat auch eine genauere Entwickelung der Natur des Handels überzeugend gelehrt, daß alle Handelsbilanz nichts weiter als politisches Gaukelspiel, eitler Trug ist, und daß es ebenso thöricht wäre, vor einem solchen Traumgebilde sich zu fürchten, als wohlthätige Folgen von ihm zu erwarten. Hauptsächlich ist es wol einer Verwechselung mit der Nationalwirthschaftsbilanz zuzuschreiben, daß die Lehre von den Handelsbilanzen zu so großem Ansehen gelangt ist; jene aber, die Nationalwirthschaftsbilanz, steht in der Bilanz zwischen Erzeugung und Verbrauch und ist in der That von hoher Wichtigkeit. Je mehr nämlich in einem Staate die Hervorbringung von Werthen die Vernichtung derselben übersteigt, einen desto größern Zuwachs erhält das Nationalvermögen; eine vortheilhafte Bilanz dieser Art aber kann selbst bei einem Volke stattfinden, welches, getrennt von allen übrigen Völkern, den auswärtigen Handel kaum dem Namen nach kennt, bei dem also von einer Handelsbilanz gar nicht einmal die Rede sein kann. KM.

Handelsfreiheit. Über wenige Dinge hört man einander so widersprechende Urtheile fällen, als über die Frage: ob Handelsfreiheit dem Nationalwohlstande zuträglich oder nachtheilig sei? Am meisten muß es auffallen, wenn unzählige Stimmen, welche vor wenigen Jahren das wegen Beschränkung des Handelsverkehrs so verrufene Continentalsystem (s. d.) für die schrecklichste Ausgeburt eines despotischen Übermuths erklärten, die Vorschriften und Satzungen desselben jetzt als ein Palladium deutscher Freiheit uns anpreisen, dessen gläubige Verehrung uns den Wohlstand der alten guten Zeit zurückbringen soll. Ausgemacht ist es, daß alle Nationen am glücklichsten sein würden, wenn jede, ohne die andre in dem Anbau ihres Landes, in ihrem Gewerbfleiß und Handel einzuschränken, den größten Fleiß und Scharfsinn auf ihre eignen Arbeiten verwendete, und wenn dabei der Tausch unter allen uneingeschränkt wäre. Noch hat es näm-

lich kein Land gegeben, das Capital genug besaß, um alle Gewerbszweige bis zum höchstmöglichen Grad der Vollkommenheit zu treiben, um nicht nur alle Erzeugnisse, die sein Boden tragen konnte, hervorzubringen, sondern auch zugleich diese gehörig zu verarbeiten und damit nach entfernten Gegenden zu handeln. Einzelne Völker haben in gewissen Gewerbszweigen Vorzüge vor andern erhalten; wenden sie ihren Fleiß und ihr Capital vorzüglich darauf, so werden sie unfehlbar den möglich größten Werth erzwecken. Sind daher gewisse Waaren vom Auslande wohlfeiler zu erhalten, als wir sie zu verfertigen im Stande sind, so ist es besser, daß wir dieselben mit einem Theile der Erzeugnisse unsers Fleißes, den wir in einer Gattung, worin wir Vorzüge vor dem Auslande besitzen, angewandt hatten, einkaufen, als daß wir sie selbst verfertigen. Ganze Staaten verhalten sich in dieser Hinsicht wie einzelne Privatleute. So wenig es der Schneider angemessen findet, seine Schuhe selbst zu verfertigen, sondern sie lieber mit einem Theile vom Erzeugniß seines Fleißes dem Schuhmacher abkauft, von dem er sie besser und wohlfeiler erhält, als wenn er selbst seine Zeit darauf verwandt hätte, ebenso wenig können ganze Staaten ohne eignen Nachtheil mit Hervorbringung von Erzeugnissen sich beschäftigen, die vom Auslande wohlfeiler zu erhalten sind; denn die durch das hierauf verwandte inländische Capital erzeugten Producte konnten ja schon mit einem Theile der Producte angeschafft werden, welche der mit einem gleich starken Capital beschäftigte Gewerbfleiß im Lande selbst hätte hervorbringen können, wenn man ihn seinem natürlichen Gange überlassen hätte. Doch kann ein Staat den Grundsatz der unbeschränkten Handelsfreiheit nicht annehmen, wenn alle andre den entgegengesetzten befolgen, obgleich selbst dann die Fälle öfters eintreten, daß der die Freiheit beschränkende Staat dadurch mehr verliert und der der Freiheit ergebene Staat mehr gewinnt, wenn er die Freiheit bestehen läßt, als wenn er Repressalien gebraucht; denn oft schaden ihm diese ebenso viel als die Sperre der fremden Staaten. Die Fälle, wo Repressalien rathsam sind, müssen vorher von allen Seiten wohl überlegt werden. Die Handelsfreiheit kann nicht von Seiten des Rechts als unverletzbar vertheidigt werden. Die Frage: ob und wann der Handel einzuschränken? ist bloß politisch zu entscheiden, und dies hat keinen andern Sinn, als: hat die Nationalindustrie durch die Beschränkung Vortheile zu erwarten, und zwar nicht bloß unmittelbare, sondern auch mittelbare, und sind nicht vielmehr die Schäden und Verluste, welche das Volk in andern Theilen und in der Ferne befürchten muß, viel größer, als die davon zu erwartenden Vortheile? Die Handelsfreiheit muß von allen Regierungen zum Verwaltungsgrundsatz erhoben werden, dem sie sich möglichst nähern müssen, und von welchem sie nur in höchst dringenden Fällen abweichen dürfen. Insbesondere muß dieser Grundsatz im Binnenverkehre streng befolgt werden; hier muß stets, soll anders der Handel überhaupt gedeihen, jeder Gattung des Tausches, dem Großhandel wie dem Kleinhandel, ein möglichst freier Spielraum offen stehen. (S. Handelspolitik und Prohibitivsystem.)

Handelsgerichte, besondere, von den gewöhnlichen Civilgerichten verschiedene Tribunale, die alle in einer Handelsstadt oder in einem bestimmten Sprengel vorfallende Streitigkeiten über Rechte und Verbindlichkeiten des Kaufmannsstandes, über Handelsangelegenheiten und mit dem Handel verwandte Gegenstände, mit Zuziehung erfahrener Kaufleute, durch ein abgekürztes Verfahren, wo möglich ohne processualische Weiterungen, schnell und nach Billigkeit entscheiden. Ob einige Handelsvölker des Alterthums Handelsgerichte in diesem Sinne gehabt haben, ist zweifelhaft. Die allgemeine Einführung der Handelsgerichte gehört dem Mittelalter an. Vermuthlich wurde in Pisa im 11. Jahrh. der erste Gerichtshof dieser Art eingeführt, und das vom Papst Gregor VII. 1075 bestätigte pisanische Seerecht, aus welchem das „Consolato del mare“ zum Theil entlehnt sein mag,

war die Grundlage seiner Entscheidungen. Anfangs waren die Handelsgerichte nicht sowol öffentliche vom Staat angeordnete Behörden, als vielmehr von der Kaufmannschaft freigewählte und von der Staatsgewalt bestätigte Schiedsrichter. Dies sieht man aus dem ersten Capitel des „Consolato del mare": „Die guten Seemänner, Schiffer und Schiffsvolk", heißt es daselbst (nach Westorverus's Übersetzung), „pflegen jährlich am Weihnachtstage um die Vesperzeit sich entweder alle oder größtentheils an einem von ihnen bestimmten Ort zu versammeln, und wenn sie daselbst sämmtlich, oder der größte Theil von ihnen beisammen sind, ernennen sie, nicht durchs Loos, sondern durch eine Wahl, zwei gute Männer, die in der Schifffahrtskunst wohl erfahren sind, zu ihren Consuln, und einen andern von demselben Gewerbe zum Appellationsrichter. An diesen appelliren sie von den Urtheilen besagter Consuln." Unter dem Namen Handelsconsuln wurden nun in den wichtigsten Handelsstädten Europas solche schiedsrichterliche Behörden errichtet, die sich nach und nach in wirkliche Gerichtshöfe verwandelten, auch, wenigstens zum Theil, mit Rechtsgelehrten besetzt wurden. Papst Paul III. bestätigte die Handelsconsuln zu Rom; Franz II. gestattete den pariser Kaufleuten 1560 Schiedsrichter in Handelssachen, und 1563 wurde das pariser Handelsgericht, welches aus einem Richter und vier Consuln bestand, errichtet. Bald erfolgte in allen wichtigen Handelsstädten Frankreichs ein Gleiches. In London stellte Heinrich VII. ebenfalls besondere Richter in Handelssachen an. Der Vorsitzer des schon 1447 errichteten Handelsgerichts der Hansestädte führte den Namen Aldermann. Zu Nürnberg setzte man 1621, unter dem Namen der verordneten Marktvorsteher, ebenfalls ein eignes Handelsgericht ein, deßgleichen in Botzen 1630. Selbst die Reichsgesetzgebung foderte die deutschen Fürsten und Handelsstädte zu Errichtung von Handelsgerichten auf, z. B. die Reichsabschiede von 1654, von 1668 und das kaiserl. Commissionsdecret vom 10. Oct. 1668. In vielen Handelsstädten waren jedoch die sogenannten Handelsgerichte nicht sowol ganz für sich bestehende Behörden, als vielmehr Abgeordnete des Stadtraths, z. B. in Frankfurt am Main und in Leipzig. Wenn sich Handelsgerichte vornehmlich oder allein mit Seestreitigkeiten beschäftigen, werden sie Admiralitätsgerichte genannt. Ein solches erhielt z. B. Hamburg 1623. — Beispiele neuerrichteter Handelsgerichte sind die französischen, nach Vorschrift des „Code de commerce" 1808 errichteten, und das neue hamburger diesen sehr ähnliche Handelsgericht von 1816. Die innere Einrichtung der Handelsgerichte ist gewöhnlich die, daß ein Theil ihrer Besitzer, oder doch ihre Präsidenten, Rechtsgelehrte sind, der andre aus erfahrenen Kaufleuten besteht, wovon letztere oft mehr die Eigenschaft gutachtlicher Rathgeber über Eigenheiten des Handels und Kunstverständiger, als eigentlicher Richter haben. Actuarien, Registratoren, Copisten und Boten besorgen die Geschäfte der Expedition. Die Gerichtsbarkeit erstreckt sich gewöhnlich über alle in- und außerhalb der Messen vorfallende, auf Handelsangelegenheiten, Wechsel, Assecuranzen, Schifffahrt, Bodmerei, Haverei rc. sich beziehende Rechtsstreitigkeiten, ferner über Concurse der Kaufleute, über Miethen von kaufmännischen Gewölben und Kramladen, Dienstverhältnisse der Commis und Lehrburschen, Waarenschulden derer, die zu Betreibung ihres Gewerbes bei Kaufleuten Waaren auf Credit genommen haben, und es sind sowol Einheimische als Fremde, die an dem Ort handeln und daselbst getroffen werden, Handelsfrauen, Schiffer oder Fuhrleute, welche Kaufmannsgüter abzuliefern haben, Mäkler, Güterbestäter und Handelsjuden vor ihnen Recht zu leiden schuldig. Das Verfahren ist gewöhnlich mündlich und (wenigstens der Absicht der Gesetzgeber nach) gegen das Verfahren der gewöhnlichen Processe sehr abgekürzt. Wo jedoch die Schwierigkeit und Verworrenheit der Sachen ein schriftliches Verfahren fodert, findet dieses ebenfalls statt. Die Abkürzung besteht gewöhnlich darin, daß der Beklagte mündlich (ein- oder einigemal) unter Einräumung einer kurzen Frist

vorgeladen und, wenn er sich zweimal nicht stellt, mit Gewalt vors Gericht geholt (realiter citirt), daß die Klage mündlich angebracht, und daß nach erfolgtem Verhör der Parteien wo möglich sofort eine Entscheidung gegeben wird. Da diese aber selten möglich ist und die meisten Sachen zum schriftlichen Verfahren verwiesen werden müssen, so ist dann für die Antwort auf die Klage, sowie für den Beweis und Gegenbeweis eine viel kürzere Frist, die entweder gar nicht oder nur sehr selten verlängert werden darf, geordnet; das Hauptverfahren fällt ganz weg. Rechtsmittel gegen Urtheil, welche von demselben Richter eine verbesserte Entscheidung verlangen (Leuterung, Revision, Restitution, s. Hamburger Handelsgerichtsordnung vom 15. Dec. 1815), werden nicht so leicht, Appellationen nur bei bedeutendem Gegenstande des Rechtsstreits, oder gegen Erlegung einer Unterliegungssumme angenommen, das Endurtheil und die Hülfe ohne Umschweife vollzogen, auch wol der Beklagte vor Eintritt der Rechtskraft eines Urtheils zur gerichtlichen Niederlegung der eingeklagten Summe oder Cautionsbestellung angehalten &c. Die Hauptzüge dieses Verfahrens finden sich schon im „Consolato del mare" (s. Cap. 8—31), und liegen den meisten Handelsgerichtsordnungen zum Grunde. — Nach dem franz. Handelsgesetzbuch soll jedes Handelsgericht aus einem Gerichtspräsidenten, mehren Richtern, deren Zahl nicht unter 2 und nicht über 8 betragen darf, so wie einigen, mit der Menge der Geschäfte im Verhältniß stehenden Stellvertretern der Richter (Vicerichtern, suppléans), einem Gerichtsschreiber (greffier) und einigen Gerichtsbedienten (huissieurs) bestehen („Code de commerce", liv. 3, tit. 1, §. 615—24). Die Mitglieder eines Handelsgerichts werden aus den angesehensten Kaufleuten gewählt. Jeder Kaufmann, der 30 Jahre alt ist und seit 5 Jahren mit Ehren gehandelt hat, kann zum Richter oder Vicerichter ernannt werden. Der Präsident muß 40 Jahre alt sein und schon vorher ein richterliches Amt bekleidet haben. Die Wahl geschieht durch geheime Abstimmung. Die Gewählten werden vor Antritt ihrer Ämter vereidet, dürfen diese nur 2 Jahre lang, und müssen sie unentgeltlich verwalten, können auch nur nach Verfluß eines Jahres, nach Niederlegung ihrer Stellen, von neuem gewählt werden. Das handelsgerichtliche Verfahren ist im 25. Titel des 2. Buchs der Civilgerichtsordnung vorgeschrieben, und den Vorschriften des „Consolato del mare" sehr ähnlich. Von den Urtheilen des Handelsgerichts wird an das Appellationsgericht, in dessen Sprengel es sich befindet, appellirt. **Gkr.**

Handelsgesellschaften, Handelscompagnien. Man theilt diese Gesellschaften in regulirte, und in solche mit vereinten Fonds (Actiengesellschaften). Die ersten bilden eine Kaufmannsgilde, wobei zwar jedes Glied für sich, mit seinem eignen Capital und auf eigne Gefahr, handelt, zu der aber jede dazu geeignete Person nur gegen Entrichtung eines gewissen Eintrittsgeldes und gegen das Versprechen, sich den Anordnungen der Gesellschaft zu unterwerfen, zugelassen wird. Die zweiten hingegen stellen eine moralische Person vor, welche mit dem von den einzelnen Gliedern zusammengeschossenen Fonds nur einen Handel treibt, an dessen Gewinn oder Verlust Alle Theil nehmen. Die ersten gehören mit Zünften und Innungen in eine und dieselbe Kategorie, denn sie treiben wie diese ein Monopol, nur in erweitertem Umfange. Der Alleinhandel, welchen solche Gesellschaften sich zueignen, ist um so drückender, je härter die Bedingungen sind, auf welchen die Eintrittsfähigkeit ihrer Mitglieder beruht; daher ist man in England mehrmals genöthigt gewesen, durch Parlamentsacten dem monopolistischen Drucke derselben Einhalt zu thun, und die Bedingungen zu erleichtern, durch welche sie den nicht zur Gesellschaft gehörigen Kaufleuten den Zutritt zu erschweren suchten. Auf jeden Fall geben dergleichen Handelsgesellschaften dem Nationalcapitale eine gezwungene, dem Ganzen nachtheilige Richtung. (S. Ostindische Compagnie und Seehandlungssocietät.) **KM.**

Handelskammern, Handelscollegien, Commerzkammern, Commerzcollegien, öffentliche Anstalten, bestimmt zur Beförderung und Belebung der commerciellen Erzeugung, Vereinigungen einsichtsvoller Kaufleute und Geschäftsmänner, um den Gang des Handels zu beobachten, die Mittel zu dessen Ausbreitung durch die Kenntniß der Erzeugnisse aller Nationen und ihrer Bedürfnisse, sowie auch die Mittel zu Hebung aller dem Tausche entgegenstehenden Hindernisse zu ergründen, sind an sich höchst wohlthätig. Leider sind aber diese Anstalten häufig als Mittel gemißbraucht worden, den auswärtigen Verkehr auf Kosten des inländischen, sowie den letztern auf Kosten der allgemeinen Gewerbsfreiheit und des freiern Lebensgenusses zu begünstigen, und durch Einschränkungen, Verbote und Zwangsgesetze zum Nachtheil aller andern Staatsbürger auszudehnen. Eine falsche Ansicht vom Geldwesen und Unkunde der wahren Elemente des Nationalreichthums waren es, welche so manche Handelskammer bewogen, den Einflüsterungen der Kaufleute Gehör zu geben, die, nicht achtend die Wohlfahrt des Volks, nur ihren eignen Vortheil berücksichtigen und jene Behörden überreden konnten, ihr Privatvortheil sei zugleich der Vortheil der Nation, ebendadurch aber Gesetze veranlaßten, wodurch entweder das Handelscapital des Landes einem für das allgemeine Beste vortheilhaftern Handelszweige entzogen und einem minder vortheilhaften zugewandt wurde, oder die Fonds der Nation der Ur= und industriellen Erzeugung gleichsam mit Gewalt entrissen und in die weniger nützlichen Canäle des Handels geleitet wurden. KM.

Handelsliteratur. Aus der wissenschaftlichen Verbindung alter Erfahrungen entstand die Handelstheorie. Die Literatur des Handels ist daher viel jünger, als der Handel selbst. Die Literatur der Hülfswissenschaften des Handels können wir hier nicht aufnehmen, bemerken jedoch, daß die Geschichte desselben zahlreichere Bearbeiter fand, als man nach den Schwierigkeiten, mit welchen sie zu kämpfen hatten, vermuthen sollte. Zwar hat sich noch Keiner an eine vollständige Geschichte des Handels gewagt, denn Anderson, so gründlich auch seine Arbeit ist, bezieht sich vorzüglich auf England, Raynal und Fischer aber umfassen nur, und zwar nicht immer mit historischer Richtigkeit, einzelne Theile der Handelsgeschichte; aber doch ist schon viel gewonnen, daß wir über mehre bedeutendere Handelsstaaten und Städte kritische, historische Werke besitzen. So hat Fischer den deutschen, Scherer den russischen, Lüder den holländischen, Büsch den hamburgischen und Roth den nürnbergischen Handel geschichtlich dargestellt; auch hatte unser Schlözer 1760 den „Versuch einer allgemeinen Geschichte der Handlung" in Umlauf gebracht; seitdem aber hat nur ein Werk eines Deutschen als wahrhaft classisch sowol die Engländer, wie die Franzosen und Italiener, in Verbreitung des Lichts über die ältere Handelsgeschichte übertroffen: Heeren's „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt" (3. Aufl.). In Hinsicht der neuern Zeit ist Bohn's „Wohlerfahrner Kaufmann" ein Werk, das den Zustand des Handels der vorzüglichsten Städte vor dreißig Jahren beschreibt, noch jetzt brauchbar. — Für die Handelsgeographie hat außer Bruns in s. schätzbaren, von Vielen geplünderten „Geographischen Handbuche", der zu früh verstorb. Nemnich zu Hamburg das Vorzüglichste geleistet. Seine der Cultur und Industrie gewidmeten Reisen durch die Niederlande, Holland, Italien, die Schweiz, Frankreich und Deutschland (7 Bde.), enthalten die wichtigsten Nachrichten über Handel, Gewerbe, Producte und Fabrication. Auch Crome's Werk: „Europens Producte", behauptet hier eine ehrenvolle Stelle. Indeß gibt es noch kein Werk, in welchem wir den Zustand des Handels aller Länder, ihrer Verbindungen mit einander, und die innern und äußern Hülfsmittel dazu übersehen könnten. — Unter den Zweigen, die mit der Handlungswissenschaft in enger Verbindung stehen, ist keiner ebenso sehr theoretisch bearbeitet als praktisch von aller Einheit entfernt,

wie die Geld-, Münz-, Maß- und Gewichtskunde. Büsse, Nelkenbrecher, Kelly, ein Engländer *), Eytelwein, Heldmann und Darier haben zwar viel geleistet; doch würden wir für den Geschäftsmann des verdienten Leuchs „Neueste Geld-, Münz-, Maß- und Gewichtskunde", wegen ihrer Reichhaltigkeit allen vorziehen, da die neuesten franz., italien. und engl. Werke, sowie die neuen Veränderungen in mehren Staaten, von ihm mit größter Sorgfalt benutzt worden sind. — Die Waarenlehre, welche dem Kaufmann alle Gattungen der Waaren nach ihrer Abstammung, Anwendung, Gewinnung oder Zubereitung, sowie die verschiedenen Arten, ihre Kennzeichen und die Grade ihrer Güte angeben soll, hat mehre Bearbeiter gefunden, unter denen wir Schedel's und Reinhard's „Waarenlexikon", Bohn's „Waarenlager", vorzüglich aber Schumann's leider nicht fortgesetzten „Versuch einer vollständ. systemat. geordneten Waarenkunde", und in Hinsicht der in Böhmen erzeugten Waarenartikel, Schreyer's „Waarencabinet" auszeichnen. Indessen sind in allen diesen Werken die Waaren etwa nur nach der Abstammung geordnet, und dürftig durch äußere Kennzeichen, Farbe, Gestalt, Geruch, Geschmack rc. beschrieben. Ein Werk aber, das sie nach ihrem Gebrauche classificirt und nach den Eigenschaften, die sie haben, oder nach den Bestandtheilen, welche die erfoderlichen Wirkungen hervorbringen, das dabei auf die erfoderlichen Quantitäten und Qualitäten derselben Rücksicht nimmt, fehlt uns noch gänzlich. Über die Erhaltung der Waaren in unverdorbenem Zustande ist Leuch's „Lehre der Aufbewahrung und Erhaltung aller Körper" (Nürnb. 1820) das erste und einzige Werk, welches eine vollständige, wissenschaftliche Einsicht gewährt, indem es, mit einer für jetzt möglichen Reichhaltigkeit, sich durchaus auf Chemie und Physik stützt, alle bekannte Regeln und Methoden kritisch anführt, und alle hieher gehörige Erscheinungen, die im gemeinen Leben täglich vorkommen, auf einfache Gesetze und wissenschaftliche Gründe zurückführt. — Das Verdienst, die Handelswissenschaft in einem eignen Lehrbuche zuerst systematisch vorgetragen zu haben, müssen wir einem Franzosen zugestehen. Savary's Werk: „Le parfait négociant" (1712), war lange die Quelle deutschen Wissens. Neunzig Jahre später brach ein Deutscher, der unvergeßliche Büsch, die Bahn für die höhere Handelswissenschaft. Jung, Beckmann und Busse folgten mehr oder minder glücklich diesen Fußstapfen. — Die Staatshandelswissenschaft, als einen Theil der Staatswissenschaften überhaupt, haben zwar alle Schriftsteller über Nationalökonomie im Allgemeinen abgehandelt; näher und mit tiefern Blicken sind aber in dieselbe eingedrungen der Engländer Smith und die Deutschen Nutzmann, Büsch, v. Jakob, Graf Soden und Benzenberg. Auch Say's „Darstellung der Nationalökonomie" und Colquhoun's Werke über den Wohlstand, die Macht und Hülfsquellen des britischen Reichs, wird jeder Kenner wenigstens in den Hauptgrundsätzen Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Für die Handelspolitik sind Reimarus's „Handlungsgrundsätze"; Wichmann, „Über Freiheit und Einschränkung der Handelsgeschäfte"; Niemeyer, „Über den Einfluß des Handels auf Nationalglück"; Antibarbaro, „Über die Handelspolitik von Großbritannien", und Vital-Roux, „Der Einfluß der Regierungen auf den Wohlstand der Handlung", von besonderm Interesse. Vor Allem darf aber für die Gegenwart Stark's wichtige Schrift: „Über das Verhältniß der freien Hansestädte zum Handel Deutschlands", nicht übersehen werden. — Die vorzüglichsten Wörterbücher über die

*) Das auf Kosten der brit. Regierung von Kelly verfaßte und nach der 2. Ausg. des Originals für den Handelsstand in Frankreich bearbeitete Werk: „Le cambiste universel, ou traité complet des changes, monnaies, poids et mesures de toutes les nations commerçantes et de leurs colonies; avec un exposé de leurs banques, fonds publics et papiers-monnaies" (Paris 1823, 2 Bde., 4.) hat eine Lücke in der bisherigen Handelsliteratur gut ausgefüllt.

Handelswissenschaft sind: Savary's „Dictionnaire universel de commerce"; Ludovici, „Eröffnete Akademie der Kaufleute"; Schumann's „Compendiöses Handbuch für Kaufleute"; das „Universallexikon der Handlungswissenschaften" von Israel Heusinger und Ihling, welches aber zu unserm Bedauern nur die Art. des Buchst. A lieferte, sowie Postlethwayt's „Universal dictionary of trade and commerce", wobei natürlich auf die Zeitpunkte, in welchen diese Schriftsteller, nach dem Grade der Cultur der Handelswissenschaft, ihre alphabetischen Werke bearbeiteten, Rücksicht genommen werden muß. Kaufleuten, welchen ohne Ausnahme die Comtoirwissenschaft unentbehrlich ist, bleibt durch die, 1820 erschienene Theorie und Praxis des einfachen, des italienischen und nürnberger Buchhaltens in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig. — Der Umfang der Handelsliteratur schließt sich mit den Werken über die Rechte im Handel. Das eigentliche Handelsrecht hat seine vorzüglichsten Bearbeiter an Beillodter, der mit Fleiß, Scharfsinn und Sachkenntniß Alles zusammenstellt, was Recht ist, werden könnte oder sollte, sowie an Boucher 1799 und 1801 gefunden. Auch sind des D. Bender „Grundsätze des deutschen Handlungsrechts" (Darmst. 1824) zu empfehlen. Als classisch für das Wechselrecht muß man die Werke von Scheerer, Püttmann, Hauschild und Martens anerkennen. Zimmerl's „Vollständ. Sammlung der Wechselgesetze aller Länder und Handelsplätze in Europa" ist einzig in seiner Art, und dem Kaufmann wie dem Rechtsgelehrten unentbehrlich. Minder zahlreich ist die Literatur im Frachtfahrer-, Concurs- und Seerechte. Doch sind in Hinsicht des erstern Münter's „Frachtfahrerrecht" (wichtig für Rechtsgelehrte) und Mayer's „Frachtbuch für Kaufleute" von großem praktischen Werthe. Dabelow's „Ausführliche Entwickelung der Lehre vom Concurs der Gläubiger" und Canerius's „Seerecht" erfüllen rücksichtlich des zweiten und dritten jede billige Foderung. — Unter den literarischen Zeitblättern für den Handel befriedigt die seit dreißig Jahren bestehende vortreffliche „Allgemeine Handelszeitung" alle Wünsche der Deutschen, sowie das früher zu Schneeberg, jetzt in Leipzig erscheinende „Elbeblatt", neben welchen das „Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung und Mode" wol hätte fortdauern können. Der deutsche Kaufmann im höhern Sinne übersieht auch nicht Kastner's „Deutschen Gewerbsfreund". Die Franzosen greifen nach ihren „Annales des arts et manufactures" und nach ihrem „Journal du commerce", den Engländern werden die wichtigern Handelsnotizen in ihren politischen Blättern geliefert, und die Italiener beschränken sich auf ihr Giornale von Brugnatelli. — Überblicken wir die Geschichte des Handels und der Handelsliteratur im Ganzen, so drängt sich uns die Beobachtung auf, daß unter den Völkern, welche den größten Handel trieben, die wenigsten Schriftsteller auftraten, und daß diese immer unter ihnen zahlreicher wurden, je tiefer ihr Handel herabsank. Zur Zeit, als die deutsche Hanse die größte Herrschaft des Handels ausübte, gab es keinen deutschen Schriftsteller über den Handel, und jetzt, da er bei ihnen zur Nullität herabgesunken ist, sind die Deutschen Meister in der Handelsliteratur geworden. Die Franzosen leisteten in literarischer Hinsicht immer weniger, jemehr ihr Handel zunahm, und die Herren des Handels — die Engländer, sind verhältnißmäßig am ärmsten an Handelsschriftstellern. 73.

Handelspolitik, Handelspolizei, die Lehre von den Grundsätzen, welche eine Regierung hinsichtlich des Handelsverkehrs ihrer Unterthanen zu befolgen hat. Die Hauptgrundlage einer vernünftigen Handelspolitik muß immer die Freiheit sein; Alles, was diese begünstigt, hilft dem Handel auf, und Alles, was sie beschränkt, ist demselben nachtheilig. Insbesondere muß die Regierung aller Störung und aller Einmischung in die Unternehmungen des Kaufmanns entsagen. Daß der Handel überhaupt statthabe, und daß er dem Ganzen nicht nachtheilig werde, begreift Alles in sich, was die Regierung beim Nationalverkehre zu

berücksichtigen hat. Darum ertheilten die Kaufleute eines bedeutenden britischen Handelsplatzes dem Minister auf die Frage: was er nach ihrer Meinung am besten für sie thun könne? die sinnige Antwort: „Se. Herrlichkeit möchten nur die Gnade haben, ihrer weder im Guten noch im Bösen zu gedenken." Kommen unsere Regierungen nicht bald von dem Grundsatze zurück, daß eine Nation beim Handel nicht gewinnen könne, ohne daß die andre verliere; dreht sich, wie bisher, ihre Handelspolitik nur um diese Achse, und leitet sie ferner bei ihren Anstalten zur Beförderung des Handels der unselige Geist des Neides und der Eifersucht: so kann das goldene Zeitalter des Handels nicht erscheinen. Nur die möglichste Unbeschränktheit des in- und ausländischen Verkehrs ist im Stande, jenes schon so lange ersehnte Zeitalter herbeizuführen. Möchten doch sämmtliche Regierungen endlich einmal die unwürdige Nationaleifersucht ablegen, deren Streben dahin geht, alle Bedürfnisse durch inländische Erzeugungskräfte zu befriedigen, unbekümmert um die Schranken, welche Natur und Umstände in den Weg legen; jene Nationaleifersucht, welche die Gesetze vorschrieb, wonach alle Staatsbürger nur das genießen, nur damit sich kleiden sollen, was vaterländischer Gewerbfleiß hervorbringt; möchten sie an die Stelle der unzähligen Verordnungen, wodurch der Verkehr der Staaten unter einander gehemmt wird, andre treten lassen, die sie verbinden und alle wie ein gemeinschaftliches Vaterland behandeln. Damit würde der Überfluß des einen Staats den Mangel des andern ersetzen, jeder würde die Gewerbzweige treiben, worin ihm Natur und Verhältnisse die größten Vortheile verliehen, alle würden gewinnen und mit raschen Schritten dem Nationalreichthum sich nähern. (S. Handelsfreiheit.) KM.

Handelsprämien, Belohnungen, welche zur Beförderung der Aus- oder Einfuhr gewisser Waaren aus der Staatskasse gezahlt werden; der Zweck derselben ist Belebung des Handels und Gewerbfleißes der Nation; aber sie wirken in der Regel gerade das Gegentheil: sie sind entweder unnütz, oder noch öfter schädlich. Fehlt es nämlich in einem Lande an irgend einer Waare, und kann der Ausländer wegen des durch den Mangel derselben erzeugten hohen Preises für seinen Überfluß einen vortheilhaften Absatz auf unsern Märkten finden, so besucht er sie von selbst, ohne daß wir nöthig haben, ihn durch Prämien herbeizulocken. Fehlt es aber auf unsern Märkten an der Waare nicht, sind die Preise nicht hoch genug, um dem Ausländer einen vortheilhaften Absatz seiner Waare bei uns zu versprechen, so wird er sich auch nicht durch die Prämie reizen lassen, seine Vorräthe uns zuzuführen, denn was er an der Prämie gewinnt, muß er wieder am Preise verlieren. Der einzige Fall, wo sich solche Prämien etwa rechtfertigen lassen, mag der sein, wenn durch sie einer Hungersnoth abgeholfen und die Zufuhr von Lebensmitteln beschleunigt werden soll. Noch unnützer sind die Ausfuhrprämien, welche ertheilt werden, um die zu niedrigen Preise inländischer Erzeugnisse zu steigern. Sind die Preise der Waaren, deren Ausfuhr man begünstigen will, wirklich zu niedrig, kann also der Ausländer bei uns mit Vortheil kaufen, so bedarf es keiner Prämie, um denselben herbeizulocken; stehen aber die Preise unserer Waaren dem Preise derselben im Auslande gleich oder gar noch höher, so ist es thöricht, von der Prämienertheilung irgend einen Gewinn hoffen zu wollen. Den Gewinn aus dem Handelsverkehre, welcher durch die Prämie erzeugt wird, bezieht nicht der Inländer, sondern der Ausländer. Wie alle übrige Hülfsmittel, durch welche das Mercantilsystem (s. d.) den inländischen Gewerbfleiß und den auswärtigen Handel eines Landes zu befördern sucht, so kann auch die Prämie nur soviel bewirken, daß die Betriebsamkeit und der Handel eines Landes in einen minder vortheilhaften Canal geleitet werden, als der ist, wohin sie fließen würden, wären sie sich selbst überlassen. Der Staat kann es ruhig dem Kaufmannsgeiste überlassen,

für den Tausch der wechselseitigen Bedürfnisse, Erzeugnisse und Genußmittel allenthalben ohne Prämien den vortheilhaftesten Markt aufzusuchen. KM.

Handelsrecht. Dieses Wort bezeichnet entweder diejenigen Ausnahmen vom Civilrecht, welche zum Vortheil oder Nachtheil des Kaufmannsstandes durch die Gesetze oder das Gewohnheitsrecht eines Staats bestimmt sind, oder man versteht den ganzen Inbegriff der durch Gesetze oder Gewohnheit (Usancen) über den Handel und alle mit ihm nothwendig oder gewöhnlich verbundene Geschäfte (Wechsel, Assecuranzen, Bodmerei, Haverei, Fuhrwesen, Spedition, Mäkler) festgesetzten Rechtsgrundsätze darunter. Dann pflegt man es wol auch wieder nach seinen Hauptgegenständen zu zerstückeln, und von einem Wechsel-, Assecuranz-, Bodmerei-, Speditions-, Mäkler-, Fuhrmannsrecht, gleichsam als besondern Theilen jenes Ganzen, zu sprechen. Durch das Handelsrecht in der ersten Bedeutung (welches man auch Kaufmannsrecht nennen könnte) wird gewöhnlich bestimmt, wer in einem Staat zum Handel überhaupt oder zu einer besondern Art desselben, z. B. dem Groß- oder Kleinhandel, ausschließlich befugt, in welchem Alter man zu den kaufmännischen Verpflichtungen fähig sein, welche Schranken das Handelsrecht der Juden haben, was für eine Art Handel den Handwerkern oder auf den Dörfern gestattet, ob und wann das Hausiren geduldet werden soll, welche Beweiskraft den Handelsbüchern zuzuschreiben sei, welche Befugnisse die Meß- und Marktfreiheit in sich fasse und wie lange sie dauern, welche Rechte das Stapel- und Kranrecht (Stadteinlagerrecht, jus emporii, genarii) einer Handelsstadt gebe, wer und welche Rechtssachen der Gerichtsbarkeit der Handelsgerichte unterworfen seien, auf welche Vorzüge bei entstehenden Banquerotten der Commissionair wegen seiner auf die in Commission genommene Waare verwandten Kosten, oder der, welcher kurz vor Ausbruch des Banquerotts Waaren creditirte, in Betreff der Rückfoderungen dieser Waaren haben; wer zum Mäklergeschäft befugt, und wozu der Mäkler berechtigt und verpflichtet sein soll; wie gegen böse Banquerotteurs und überhaupt in den Concursen der Kaufleute zu verfahren sei ꝛc. Anlangend nämlich das ausschließliche Recht des Kaufmannsstandes auf Handelsgeschäfte, so werden in großen Handelsstädten gewöhnlich Kaufleute, Krämer und Höken als drei Classen von Handelsleuten unterschieden. Wo der Handel überhaupt, oder eine Art desselben insbesondere, zunftmäßig betrieben wird, ist es, um Handel zu treiben, nicht hinreichend, das Bürgerrecht erlangt zu haben, man muß auch Mitglied der Kaufmannsgilde, der Krämerinnung oder des Hökenamtes geworden sein. (S. v. Heß's „Beschreibung Hamburgs", Th. 2, S. 211 fg.) In einigen Handelsstädten, z. B. in Frankfurt am Main, findet für keine Art des Handels die Zunftverfassung statt. In Leipzig haben nicht nur die Krämer, sondern auch die Tuchhändler eine besondere Innung. Kaufleute und Buchhändler hingegen sind in Leipzig ohne Innungsverfassung. Das franz. Handelsgesetzbuch vom 26. Dec. 1807 umfaßt das Handelsrecht in beiden Bedeutungen und nach seinen wichtigsten Gegenständen, obgleich es in Betreff der meisten bedeutende Lücken hat. Es bestimmt jedoch nicht bloß die Vorrechte oder strengere Behandlung des Kaufmannsstandes, als Ausnahmen vom Civilgesetzbuch, sondern umfaßt zugleich das Ganze des Handels und alle mit ihm nothwendig zusammenhängende Gegenstände, oder — strebt wenigstens danach.

Das Handelsrecht hat sich erst im Mittelalter, vornehmlich seit den Kreuzzügen, durch den hanseatischen Bund, durch die Entdeckung Amerikas, sowie des Weges nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung, ausgebildet, und verdankt sein Dasein größtentheils den Handelsgewohnheiten (usances) und gutachtlichen oder richterlichen, meistentheils auf dergleichen Usancen oder auf die Natur der Geschäfte gegründeten Entscheidungen merkwürdiger Rechtsfälle, weniger ausdrücklichen Gesetzen. Vielmehr waren und sind die letztern größtentheils nur

geordnete und mehr ausgebildete Darstellungen jener. Die weltherrschenden Römer verachteten den Stand der Kaufleute und den Handel zu sehr, als daß sie in ihren Gesetzen und in ihrer Gerichtsverfassung zum Vortheil des letztern hätten Regeln bestimmen sollen. Streitigkeiten über Handelssachen wurden daher bei ihnen vor den gewöhnlichen Gerichten und nach den für Kauf-, Mieth-, Niederlage- und andre Vertragsgattungen gültigen Rechtsgrundsätzen entschieden. Bloß die vielseitige Anwendung und Erläuterung des bekannten Bruchstücks des Rhodischen Gesetzes vom Wurf (Lex Rhodia de jactu), die Rechtsgrundsätze vom Bodmereivertrag, vom Schiffsrheder (exercitor) und Setzschiffer (magister navis) und die Bewilligung einer Art von Meßfreiheit (Codex, Buch 4, T. 60) verriethen bei ihnen die dunkele Ahnung eines Handelsrechts. Daß die bedeutendsten Handelsvölker der alten Welt, die Phönicier, Ägypter, Carthaginenser, Rhodier, besondere Handelsgesetze als Ausnahmen vom Civilrecht gehabt haben mögen, ist höchst wahrscheinlich, allein sie sind (das erwähnte Bruchstück des rhodischen Gesetzes vom Wurf ausgenommen) nicht auf uns gekommen. Die bekannte Sammlung rhodischer Seegesetze ist unecht, und vermuthlich im 7. Jahrh. gefertigt. Bei den Römern war die Ausreichung mit dem gewöhnlichen Civilrecht in Handelssachen allenfalls möglich, da die Erfindung der wichtigsten Hülfsmittel des Handels, der Wechsel, Assecuranzen, Banken, der Handelsconsuln rc., erst das Erzeugniß späterer Zeiten ist. Die wichtigste Quelle des Seehandelsrechts ist das (vermuthlich zum Theil aus dem vom Papste Gregor VII. 1075 bestätigten pisanischen Seerecht entlehnte) so berühmte „Consolato del mare" — größtentheils eine Sammlung von Seegebräuchen und rechtlichen Entscheidungen von Handelsstreitigkeiten durch Schiedsrichter und Handelsconsuln — welches 1599 in italienischer Sprache gedruckt erschien. Auf dasselbe gründen sich die beiden alten Hauptgesetze des franz. Handelsrechts: die Ordonnance de commerce von 1673 und die Ordonnance de la marine von 1687, woraus das franz. Handelsgesetzbuch („Code de commerce"), sowie der vom Seerecht handelnde Theil des „Preuß. Landrechts" größtentheils geschöpft sind. Vergleicht man den Theil des franz. Handelsgesetzbuchs, welcher vom Seerecht handelt, mit dem „Consolato del mare", so erscheint es nur als ein besser geordneter kurzer Auszug aus demselben. England hat für das Handelsrecht weniger ausdrückliche Gesetze, als Gewohnheitsrechte und Gebräuche, zu welchen das „Consolato del mare" und die übrigen alten Seerechte, das wisbyer Waterrecht, die brüsseler, amsterdamer, antwerpner und lübischen Seerechte, die Jugements d'Oleron rc. die Grundlagen enthalten. (S. Beneke's vorzügl. Werk: „System des Assecuranz- und Bodmereiwesens", Hamb. 1805, 1. Bd., S. 14.) In Deutschland richtet man sich in Betreff der Streitigkeiten über Assecuranzen, im Mangel besondrer Landesgesetze, nach der antwerpner Assecuranzordnung Philipps II. und der ihr sehr ähnlichen von Amsterdam. In Betreff des Wechselrechts hat beinah jeder bedeutende deutsche Staat seine eignen Gesetze, unter welchen die leipziger Wechselordnung von 1682 eins der vorzüglichsten, und bei weitem vollständiger als das franz. Handelsgesetzbuch ist. Bei andern Handelsstreitigkeiten, ja selbst in Wechselsachen, helfen sich die deutschen Gerichtshöfe, im Mangel an Landesgesetzen und deutlichen Verträgen, mit der Natur der Handelsgeschäfte und den aus ihr hervorgehenden Grundsätzen, oder mit analogischer Anwendung des römischen Rechts. (Vgl. Martens's „Grundriß des Handelsrechts", Gött. 1820, 3. A.) Gkr.

Handelsstraßen, welche zur Beförderung des Transports der Waaren dienen, sind entweder Land- oder Wasserstraßen, auf Flüssen und auf Canälen (s. d.) Von den Handelswasserstraßen handeln wir unter den Rubriken der verschiedenen Ströme, daher wir uns hier auf die Landhandelsstraßen beschränken. — Jede gut angelegte Kunststraße (Chaussée) kann zwar schon an sich als Handels-

straße gelten, wenn sowol bei ihrer Anlage als Unterhaltung Alles berücksichtigt wird, was im Fall der Concurrenz mehrer Straßen das mercantilische Publicum veranlassen muß, sich derselben vorzüglich zu bedienen. Allein Haupthandelsstraßen müssen, wegen ihres beständigen Gebrauchs und des Zusammentreffens vieler Fuhren, eine ungleich stärkere Höhe, Breite und Festigkeit als die gewöhnlichen Landstraßen haben. Die billigen Foderungen der Waarenversender bestehen darin, daß auf einer Handelsstraße in der kürzesten Zeit, mit der kleinsten Kraft und der größten Sicherheit, eine bestimmte Last Waaren von einem Orte zum andern fortgebracht werden könne. Jede Regierung muß also bei Anlage derselben Bedacht nehmen, daß sie sich von einem Haupthandelsorte zum andern in möglichst gerader Linie, als der kürzesten, und zwar dahin ziehen, wo die stärksten Auf- und Abladungen in- und ausländischer Waaren zu geschehen pflegen. Die Handelsstraßen müssen eben und zugleich fest sein, auch bei Tag oder Nacht, offen oder mit Schnee bedeckt, leicht aufgefunden und nicht verfehlt werden können, wozu die Meilenzeiger und Wegweiser mit den Ortsbenennungen, von woher und wohin sich die Straßen ziehen, unentbehrlich sind. Die Bepflanzung derselben mit Bäumen gewährt nicht nur den Vortheil, daß sie dem Frachtfuhrmann und seinem Zugvieh Schatten gibt, sondern daß sie auch bei Nacht oder tiefgefallenem Schnee Unglücksfälle verhütet, welche durch das Verfehlen des Weges entstehen können. Außerdem darf es auf solchen Straßen nicht an guten, billigen und unter zweckmäßiger Polizeiaufsicht stehenden Wirthshäusern, sowie an den nöthigen Handwerkern (Riemern, Wagnern, Schmieden) fehlen, endlich muß durch fleißige Patrouillen des zur Handhabung der öffentlichen Sicherheit bestehenden Corps (Gendarmerie, Landdragoner &c.) jede Unsicherheit für den Waarentransport vermieden werden, da oft kleine Ereignisse einer Handelsstraße einen bösen Ruf zuziehen können. — In Hinsicht der Unterhaltung derselben muß nach Beschaffenheit der Witterung und Jahreszeit auf deren Trockenhaltung, Festigkeit und Beseitigung aller Löcher durch ununterbrochene Aufsicht und Arbeiten möglichst Bedacht genommen werden. Wichtig ist, daß die Fahrzeuge zu Fortbringung der Landtransporte eine Last mit der kleinsten Kraft und der größten Geschwindigkeit von einem Orte zum andern bringen, daß also die Hindernisse, welche sich hauptsächlich auf Unebenheiten, Anziehung und Reibung beziehen, beseitigt werden. Überall sollten daher die breiten Felgen mit ihrer platten, geraden und nicht gebogenen Form und mit angemessener Größe der Räder eingeführt werden. Je breiter die Felge eines Rades ist, auf desto mehren Punkten ruht es, und desto weniger drückt es sich in den Boden ein. Je größer der Umkreis des Rades ist, desto mehr nähern sich die kleinen Abtheilungen desselben der geraden Fläche, und desto minder wird das Eindrücken. Zu Verminderung der Reibung müssen die Achsen so kurz und so dünn als möglich sein. Die Anziehung aber wird dadurch vermindert, daß da, wo die Reibung vorgeht, zwei Stoffe gewählt werden, welche dieselbe am geringsten gegen einander äußern, z. B. Eisen und Messing (die Achse von jenem, die Nabe von diesem). Einen großen Vortheil würden in gebirgigen Gegenden Wagen gewähren, deren hintere und vordere Räder von ungleichem Durchmesser, wie unsere Kutschen, wären. Solche Verbesserungen für den anhaltend guten Zustand der Handelsstraßen mittelst angemessener Fahrzeuge werden die Regierungen durch Belohnungen der Fuhrleute, welche die Verbesserungen anwenden, z. B. durch Zahlung eines mindern Straßengeldes, sicherer erreichen, als wenn sie Strafverbote erlassen, welche die Frachtfahrer zum Gebrauche andrer Straßen bestimmen. Dagegen muß aber überall vorgeschrieben werden, wie stark ein Frachtwagen, nach Verhältniß der Straßen und Brücken, die er zu passiren hat, beladen und mit wie vielen Pferden er bespannt werden darf. — Vorzüglich wichtig für Emporhebung oder Erhaltung der Lebhaftigkeit einer Handelsstraße ist es, daß keine oder nur sehr billige Wegegelder, keine

oder nur geringe Durchgangszölle erhoben, und daß die Frachtfuhrleute nicht durch Mauthvisitationen aufgehalten werden; vielmehr ist Alles zu entfernen, was den Gebrauch der Handelsstraßen für Ausländer lästig und kostbar machen kann, damit diese nicht entweder andre Handelsstraßen suchen oder, wenn dies nicht thunlich ist, ihren Transithandel vermindern. Zölle, Mauthen und Douanen sind durch die ihnen meist anhängenden lästigen Formen weit nachtheiliger, als die höchsten Straßengelder, wovon Frankreich in seinen Grenzdepartements auf dem linken Rheinufer den augenscheinlichsten Beweis liefert, indem dessen vortreffliche Handelsstraßen, obwol man sie ganz unentgeltlich befährt, von den Ausländern unbesucht, und die gegenüberliegenden badischen Handelsstraßen, ungeachtet der dortigen nicht unbedeutenden Straßengelder und Transitzölle, vorgezogen werden. Endlich kommt bei einer Handelslandstraße auch darauf viel an, daß es längs derselben in den geeigneten Orten nicht an zweckmäßigen Niederlagen, öffentlichen Wagen, an geschickten und soliden Frachtfahrern, am Wechsel mit Vorspannpferden in nicht zu weit von einander entfernten Orten, an billig regulirten Frachten durch zureichende Concurrenz, sowie an Güterbestattern oder Schaffnern fehle. — Fast jeder Staat hat Haupthandelsstraßen, welche lebhafter als alle andre besucht werden. Diesen muß er zwar seine vorzüglichste Aufmerksamkeit widmen; er darf aber dabei die Straßen, welche zu Handelsstädten führen, die auf der Seite liegen, nicht vernachlässigen. — In Deutschland, vorzüglich in dessen südlichem Theile, ist der Zustand der Handelsstraßen besser als der des Handels. Vieles ist dafür in Baiern seit der Regierung des Königs Maximilian geschehen. Die große Handelsstraße aus Franken über Nürnberg und Regensburg, sowie die über Augsburg und München an die östreichische Grenze, sodann die über Memmingen und Kaufbeuern nach der Schweiz, lassen (mit Ausnahme der vielen ebenso lästigen als theuern Mauth- und Zollanstalten) für Baierns bedeutenden Zwischenhandel nichts zu wünschen übrig. — Norddeutschland, in welchem besonders Preußen für die Verbesserung der Landhandelsstraßen sehr thätig ist, hat diejenigen, welche zu den Haupthandelsstädten, Hamburg, Leipzig, Bremen, Lübeck u. s. w. führen, stets in gutem Zustande gehabt, da schon in der Vorzeit, wo noch die Hanse ihre große Handelsrolle spielte, den damaligen Verhältnissen gemäß für dieses Bedürfniß gesorgt wurde. Süddeutschland gebührt aber der Vorzug, daß in demselben weit mehr gute Verbindungsstraßen der Haupthandelsplätze mit den kleinern Handelsstädten, ja selbst treffliche Vicinalwege vorhanden sind. Diese Erleichterung des Landhandels in seinen verschiedenen Richtungen und Abstufungen würde ihn zu einer bedeutenden Größe führen können, wenn nicht, wie ein französischer Publicist gesagt hat, die Deutschen unter sich wie Gefangene durch Gitter, oder wie man jetzt hinzusetzen kann, über Mauern, mit einander verkehren müßten. — In den kaiserl. östreichischen Staaten ziehen sich von Triest und Insbruck nach allen Haupthandelsplätzen treffliche Handelsstraßen, welche das Publicum Kaiserstraßen zu nennen pflegt. — Frankreich, das schon längst von Strasburg, sowie über Metz nach Paris und von da in die Seehäfen, besonders Bordeaux und Marseille, vorzügliche Handelsstraßen besaß, hat unter Napoleons Regierung noch mehr in dieser Hinsicht gewonnen. Es haben selbst in dessen damals neuerworbenen Provinzen große und kühne Unternehmungen von Handels- und Militairstraßen, wie z. B. von Mainz nach Koblenz auf der Spitze einer Gebirgskette, sich als merkwürdige Denkmale erhalten. — England behauptet auf einem Theil seiner Haupthandelsstraßen einen eignen Vorzug durch die Anlage seiner Eisenbahnen, und so sehr auch Rußland mit Schwierigkeiten des Bodens und Klimas zu kämpfen hat, so kann doch seine Haupthandelsstraße von Petersburg nach Moskau mit jeder andern in großen Handelsstaaten verglichen werden. Am meisten entsprechen aber allen Foderungen, die wir aufgestellt haben, die Haupthandelsstraßen in der Schweiz,

unter welchen die über das Juragebirge die vorzüglichste ist; denn es tritt der Vorzug ein, daß auf den schweizer Handelsstraßen Freiheit des Handels herrscht, und in der Regel kein Aufenthalt, keine Kosten durch Mauth- oder Zollsysteme die Frachtfahrer hindern, gegen billige Fracht nach den Handelsplätzen zu eilen. — Noch müssen wir aber einer Handelsstraße gedenken, wie die Geschichte keine ähnliche aufzuweisen hat, selbst nicht zur Zeit der römischen Herrschaft. Es ist die Handelsstraße über den Simplon — ein Denkmal Napoleons, welche den französischen mit dem italienischen und schweizerischen Handel verbindet. (S. Alpenstraßen.) 73.

Handelstractate, Handelsverträge, Commerztractate, Übereinkünfte einzelner Staaten mit einander hinsichtlich des wechselseitigen Verkehrs ihrer Natur- und Kunsterzeugnisse. Insofern dergleichen Verträge den Zweck haben, die gestörte wechselseitige freie Einfuhr der Erzeugnisse herzustellen, sind dieselben den Grundsätzen der Staatswirthschaft angemessen. Jeder Handelsvertrag aber, welcher mit dieser freien Einfuhr zugleich die Ausschließung andrer Nationen verbinden will, ist jenen Grundsätzen entgegen, denn er versetzt die Staaten, welche denselben abgeschlossen, in einen feindlichen Zustand mit allen übrigen Staaten. Mittelst solcher Verträge machen sich gewöhnlich zwei Länder verbindlich, ihren gegenseitigen Verkehr durch Alleinhandel zu begünstigen. Die natürliche Folge eines solchen Vertrags ist, daß das Handelscapital beider Länder in einen Canal gedrängt wird, dem es außerdem nicht zugeströmt wäre, und daß beide Nationen die begünstigten Waaren theurer und schlechter erhalten, als bei freiem Handel der Fall gewesen wäre; die höhern Gewinnste, welche der Alleinhandel den Kaufleuten und Producenten jener Waaren verschafft, werden durch diese Nachtheile bei weitem überwogen. Nicht minder schädlich wirken dergleichen Handelsverträge, wenn die gegenseitige Vergünstigung der Waareneinfuhr mittelst Auflagen geschieht. Die Nationalökonomie, sagt der Graf v. Soden mit Recht, erkennt keine Übereinkunft über die Auflagen des Handels, denn bei einem unabhängigen Volke sind das Vermögen desselben und der Bedarf seines Aufwandes die einzigen Regulatoren der Auflagen; jeder Handelstractat, welcher in dieser Hinsicht Vorschriften enthält, ist also eine Entsagung jener Unabhängigkeit und stört die Regierung in dem freien Spielraume der Gesetzgebung nach richtigen national-ökonomistischen Grundsätzen; der Tractat mag übrigens die Größe dieser Auflagen betreffen oder die Art ihrer Vertheilung. Eben darum ist die Geschichte der Handelsverträge so dürftig, eben darum liefert sie uns nur das grämliche Gemälde des Mißbrauchs physischer und moralischer Macht, der Stärke und Überlistung, eben darum haben alle solche Verträge von ihrer Geburt an gekrankt, ihr ephemeres Dasein hat nur gedient, die Cabinette und die Diplomatie mit Klagen über Verletzung und Treulosigkeit zu erfüllen und den Vorwand zur Störung der allgemeinen Ruhe zu liefern. Die Geschichte der Handelsverträge aller Nationen beurkundet, daß alle Versuche der Politik, den Nationalwohlstand durch sie zu erhöhen, verunglückt sind; nicht ein Handelsvertrag, der nicht von einer, oft von beiden Nationen, als nachtheilig betrachtet worden wäre, so durchdacht ihn auch die Staatsmänner der Regenten glaubten; der Grund lag darin, weil alle Handelstractate nur die Bestimmung wechselseitiger Beschränkungen des Handels enthielten, indeß sein Flor einzig in der Freiheit besteht und bestehen kann. Allgemeines Anerkenntniß des Grundsatzes: daß nur aus dem gegenseitigen freien Tausche der Erzeugnisse und Kräfte Wohlstand hervorgehen kann, ist der einzige rechtliche und festbegründete Handelsvertrag, und daher der Friede von Nimwegen (10. April 1678) der einzige philosophische Tractat dieser Art. KM.

Handelsvereine können den Zweck haben, auf gemeinschaftliche Rech-

nung Producte und Fabrikate eines Staates in das Ausland zu bringen, und zum Theil oder ganz mittelst Tauschhandels von diesem Verkehre den möglichsten Gewinn zu ziehen. Vereine dieser Art, wenn sie sich nur auf den Continent beschränken, sind in ihren Folgen auf das Ganze zu unbedeutend, um hier erörtert zu werden. Dagegen haben wir lange schon in Europa große und in ihren Folgen wichtige Seehandelsvereine (s. d.) — Es können aber auch Verbindungen zwischen Kaufleuten und Fabrikanten entstehen, die nicht einen unmittelbaren Waarenverkauf oder Tausch beabsichtigen, sondern deren Zweck einzig dahin geht, mit gemeinschaftlichen Kräften solche Maßregeln zu bewirken, welche die Freiheit des innern und äußern Handels befördern, dessen Hindernisse beseitigen und ihn wenigstens im Innern mit der Einfuhr und dem Handel fremder Waaren in ein billiges Gleichgewicht zu setzen vermögen. Nie hat ein Verband der Art, obwol Justus Möser ihn schon vor funfzig Jahren in Anregung brachte, in und außer Deutschland existirt, welcher höhere Zwecke mit ausdauernderem Eifer, sowie mit einer größern Masse von Geisteskräften, nicht etwa aus bloßem mercantilischen Privatinteresse, sondern zum unmittelbaren Vortheil der betreffenden Staaten verfolgte, als der seit 1819 bestehende deutsche Handels- und Gewerbsverein. — Die erste Anregung zu demselben gab der Kaufmann und Fabrikant Ellch von Kaufbeuern durch ein Circular, das er zu Frankfurt am 3. April 1819 an alle in der Ostermesse anwesende deutsche Fabrikanten mit dem Antrage erließ, ihre allgemeinen Klagen vor die Throne der deutschen Fürsten zu bringen. Von mehren Hunderten unterzeichneten aber nur 70, und diese mit manchen Bedenklichkeiten, weil sie den Schritt für zwecklos hielten. Die rheinpreußischen Kaufleute schlossen sich ganz aus. Schon gab Ellch alle Hoffnung auf, als er veranlaßt ward, sich an Kaufmann Schnell von Nürnberg zu wenden, an welchem er ganz den Mann fand, wie er zur Ausführung der Idee nothwendig war. Schnell beschäftigte sich eben mit dem Entwurfe einer Vorstellung an den deutschen Bundestag, als ihn Prof. List aus Tübingen besuchte. Diesem leuchtete sogleich die Gemeinnützigkeit des Schrittes ein. Er entwarf die Vorstellung und wurde in einer Generalzusammenkunft, wo sich der Verein constituirte, zum Consulenten desselben, Schnell aber zum Vorstand ernannt. Als bei der Verhandlung am deutschen Bundestage das Votum des hanöverschen Gesandten v. Martens bekannt wurde, erhielt der provisorische Vorstand von allen Seiten Auffoderungen, weiter geeignete Schritte zu thun. In einer außerordentlichen Versammlung zu Nürnberg, am 12. Juni 1819, ward die Constitution des Vereins mehr ausgebildet, dem Vorsteher Schnell ein engerer Ausschuß zur Berathung und Mitwirkung beigegeben, Nürnberg als dessen Sitz erklärt, der Senat zu Frankfurt, unter Anschluß der Statuten, um die Beschützung des Vereines ersucht, und eine Zeitschrift: „Organ für den deutschen Handels- und Fabrikantenstand", begonnen, welche indessen erst in der Folge von Bedeutung ward, da Prof. List ohne gehörige Auswahl compilirte und selbst aus den parteiischen rheinischen Blättern manches Falsche entlehnte. Vorstand und Ausschuß beschlossen auch, daß, weil von den deutschen Bundestagsverhandlungen keine so durchgreifende und schleunige Maßregeln erzweckt wurden, als sie die Lage der Sache erfoderte, sämmtliche Höfe in Deutschland durch eine Deputation des Handelsstandes dahin zu bewegen, daß durch eine Separatübereinkunft der Fürsten Deutschlands das Vaterland vor gänzlicher Nahrungslosigkeit bewahrt werden möge. Diese Deputation, bestehend aus Schnell als Vorsteher, Professor List als Consulenten des Vereins, und Ernst Weber aus Gera, welcher schon Jahre lang in dieser Angelegenheit vorgearbeitet hatte, trat ihre Reise nach München am 20. Juni 1819 an. — In Hinsicht des Ökonomischen des Vereins ward beschlossen, daß die Beiträge zu den Kosten desselben stets in den freien Willen der Mitglieder gestellt werden sollen: ein Beschluß, der für die Folge einen nachtheiligen Einfluß

auf die Wirkungskraft des Vereins haben mußte. — In München fand die Vereinsdeputation bei dem Könige und den Staatsministern großes Interesse für die Sache und erhielt die Versicherung, daß die baiersche Regierung, obwol sie die Schwierigkeit der Ausführung sich nicht verhehlen könne, doch bereit sein werde, die erbetenen Maßregeln zu ergreifen. Besonders sprachen der Kronprinz und der Herzog von Leuchtenberg für die Handelsfreiheit im Innern von Deutschland und die Nothwendigkeit der Retorsion gegen fremde Staaten. Die damals versammelte Kammer der Abgeordneten legte ein Vorwort bei dem Könige ein, daß nicht nur der Gesandte am deutschen Bundestage angewiesen werde, die Sache der deutschen Handelsfreiheit zu unterstützen, sondern daß auch die Einleitung zu einer deßfallsigen Separatübereinkunft unter den Fürsten Deutschlands getroffen werden möge. Gleiche günstige Aufnahme fand die Deputation an den würtembergischen, badischen, großh. hessischen, kurhessischen, herzogl. sächsischen Höfen. Der König von Würtemberg insbesondere, der mit der größten Gründlichkeit über die deutschen Handelsangelegenheiten sprach, erklärte sich bereit zu jeder Maßregel, welche seine Bundesgenossen ergreifen würden, um der unverkennbaren Noth des deutschen Handelsstandes abzuhelfen und das gemeinsame Band der deutschen Völkerstämme fester zu knüpfen. — Eine zweite Deputation des Handelsvereins wurde an die Höfe zu Berlin und Wien gesendet. An ersterm Orte sprachen der Fürst Staatskanzler und die Minister viele freundliche Worte über die Wünsche einer allgemeinen Handelsfreiheit Deutschlands, und selbst der Minister der Finanzen glaubte, daß finanzielle Rücksichten bei einer so wichtigen Angelegenheit gar nicht in Anschlag gebracht werden dürften. Auch in Wien war die Deputation nicht unglücklich in ihren Versuchen; doch kannte sie (mit Ausnahme des Deputirten Weber von Gera) das Terrain, auf dem sie wirken sollte, zu wenig, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Hiezu kam noch der Umstand, daß der feurige List, aus Mangel an Weltkenntniß oft zu wenig vorsichtig, sich in Wien nicht am rechten Orte befand, und daß mit seinen Ansichten der Vorstand Schnell sehr oft nicht einstimmig war. Inzwischen hatte die Thätigkeit der drei Männer, welche den Verein in das eigentliche Leben trieben (List, Schnell und Weber), einen nicht unbedeutenden Einfluß auf das merkwürdige Ereigniß, daß am Schlusse der Ministerialconferenzen zu Wien sich mehre süddeutsche Staaten zu Erringung des Grundsatzes der Verkehrsfreiheit mit einander verbanden und einen Zusammentritt von Bevollmächtigten zu Darmstadt beschlossen. (S. Darmstädter Handelscongreß.) Auch ist sein wohlthätiger Einfluß auf den Geist in den badischen, würtembergischen und andern Ständeversammlungen nicht zu verkennen. Dennoch traten manche feindselige Elemente seinem Wirken entgegen. Dahin zählen wir im Innern die Spaltung unter den Vereinsgliedern, indem zwar Alle mit der Bitte um Aufhebung der Binnenzölle, Viele aber, ihres Handelsinteresses wegen und durch die englische Partei aufgeregt, nicht mit der Bitte um Aufstellung des Retorsionsgrundsatzes einverstanden waren. Auch äußere nachtheilige Einwirkungen waren unverkennbar, so z. B. die Furcht vor geheimen Umtrieben, der Zufall, daß Prof. List an der Spitze stand (wobei man andere Zwecke vermuthete), die kleine Formverletzung, daß sich der Verein zuerst an den Bundestag wendete u. s. w. Indessen erfolgten doch fast in den meisten Staaten eigne Anerkennungsurkunden von Seiten der Regierungen für die Mitglieder des Vereins. — In dieser Stellung befand er sich, als die Verhandlungen zu Darmstadt eröffnet wurden. Man nahm zwar da nicht eine förmliche Deputation eines nicht officiell anerkannten Vereins an, doch behielt sich der Congreß durch Beschluß in der dritten Sitzung vor, ihre Privatansichten zu hören. Professor List konnte bei der Abneigung und dem Mißtrauen, das manche Bevollmächtigte äußerten, nur augenblicklich seine Stelle behaupten. Sein Abgang hob manchen Stein des Anstoßes, und seine Wahl in die

Ständeversammlung des Königreichs Würtemberg war als sein Austritt aus dem Vereine zu betrachten. — Vom Sept. 1820 bis Ende April 1821 befanden sich Schnell und Miller von Innenstatt als Deputirte des Handelsvereins zu Darmstadt. In der frankfurter Ostermesse 1821 fand es der große Ausschuß des Vereins, der sich immer dort zur Meßzeit versammelt, zweckmäßig, Schnell abzurufen und Miller von Innenstatt ganz allein zu Darmstadt wirken zu lassen. Diesem ebenso sehr durch gründliche Kenntnisse als durch Klugheit und Geschäftstakt ausgezeichneten Manne hat der Verein Alles zu danken, was von da an bis jetzt (1826) durch indirecte unermüdete Einwirkungen für seine Wünsche geschehen konnte. Seine Aufgabe war: mit der größten Vorsicht, Klugheit und Bescheidenheit zu wirken. Niemand konnte sie besser lösen als Miller, der schon durch eine gründliche Abhandlung über die Verhandlungen zu Darmstadt (1821) die öffentliche Meinung für sich hatte. Es gelang ihm, bei den Bevollmächtigten Zutrauen zu gewinnen und seine Masse von Erfahrungen geltend zu machen. Er wußte auch mit rastloser Thätigkeit bei den Ministerien der verschiedenen Staaten und den Ständeversammlungen durch die überzeugendsten Entwickelungen die gute Sache zu heben. Bald zeigten sich die Folgen seiner Operationen, indem einige landständische Versammlungen, und zwar zuerst die baierische, dafür sorgten, daß die Finanzministerien die finanziellen Rücksichten dem staatswirthschaftlichen Zwecke unterordnen konnten. Bedauernswerth war es, daß bei so herrlichen Fortschritten des Vereins einzelne Männer, das Ganze vergessend, Zwiespalt erregten und ihren persönlichen Leidenschaften fröhnten. Der vormalige Vorstand Schnell, der sich durch seine Abberufung von Darmstadt beleidigt fand, erließ ein wegen Verunglimpfungen tadelnswürdiges Circular, das eine gleichfalls übereilte Antwort des Commerzienraths Hoffmann zu Darmstadt zur Folge hatte. Es ward Alles gethan, um ein öffentliches Scandal zu verhindern. Schnell trat jedoch wieder mit einer gedruckten Denkschrift, Deutschlands weitere Handelsverhältnisse betreffend, im Sept. 1822 in angeblichem Auftrag des deutschen Fabrik- und Handelsstandes auf. Der Deputirte des Handelsvereins erklärte dagegen öffentlich, daß die Denkschrift weder mit Wissen noch mit Willen, vielweniger aus Auftrag desselben erschienen sei, da der Verein nur in der gesetzlichen Ordnung der Bitten und Vorstellungen zu wirken suche. Je mehr Schnell die Publicität suchte, desto stiller verhielt sich dagegen der Deputirte Miller zu Darmstadt. Er erwärmte durch seine Vorträge in den Messen zu Frankfurt und durch seine Schreiben an die Correspondenten den kälter gewordenen Geist des Vereins, und was seitdem für die Sache im Stillen geschehen ist, hat man vorzüglich ihm zu danken. Unermüdet wirkt er noch fortdauernd mit Thätigkeit und großer Einsicht, obwol er außer den dringendsten Bedürfnissen wenig bezieht; denn auch der schlimme Finanzzustand der Vereinscasse, die nur auf freiwillige Beiträge begründet wurde, und die um so geringer flossen, je mehr sich Hoffnung und Glauben an die darmstädter Verhandlungen minderten, hatte seine nachtheiligen Folgen. Inzwischen geht Alles seinen regelmäßigen Gang, und man kann, aller widrigen Einflüsse ungeachtet, nicht sagen, daß dieser trefflichen Verbindung der lebendige Geist fehle. In jeder frankfurter Messe ist Generalversammlung des Vereins, in welcher der Deputirte zu Darmstadt über alle inzwischen vorgekommene Ereignisse Bericht erstattet, und von welcher die erfoderlichen Beschlüsse gefaßt werden. 73.

Handlung, im philosophischen Sinne, die von dem Willen ausgehende Wirkung eines freien Wesens. Wird die Gesinnung, welche dieser Willensbestimmung zum Grunde liegt, berücksichtigt, so ist von dem Moralischen der Handlung die Rede; wird aber von dem äußern Verhältniß derselben zu der Freiheit Andrer gesprochen, vom Juridischen. In Beziehung auf Werke schöner Kunst, nennt man **Handlung** im weitern Sinne (richtiger Bewegung) eine überra-

schende, abwechselnde Mannigfaltigkeit von Vorstellungen, ein besonders lebhaftes Spiel der Seelenkräfte, welches sich in einem Kunstwerk ausdrückt, und legt sie selbst einer Ode, einer Elegie und ähnlichen Werken bei; im engern Sinne aber wird sie nur Werken zugeschrieben, welche Handlungen in erzählender oder dramatischer Form darstellen, wie die Fabel, das Epos, der Roman, das Drama, und man versteht darunter im Allgemeinen ein größeres oder kleineres Ganzes von Wirkungen eines oder mehrer handelnder oder als handelnd vorgestellter Wesen. (Vgl. Drama.) Um aber den Stoff eines Kunstwerks abgeben zu können, muß die Handlung Einheit haben, d. h. alle ihre Veränderungen müssen aus einem gewissen Anfangspunkte bis zu einem gewissen Ziele in steter und deutlicher Folge entwickelt sein; sie muß wahr sein, d. h. mit den Gesetzen des Denkens und der Natur der dargestellten Wesen übereinstimmen, und endlich ein geistiges, sittliches und ästhetisches Interesse haben, d. h. dem Verstande, dem sittlichen Gefühl und dem Kunstsinne genügen. — Über Handlung, als gleichbedeutend mit Handel, s. Handel.

Handwerk, diejenige Beschäftigung, durch welche Naturerzeugnisse nach gewissen Regeln, entweder um Lohn oder für den Verkauf, zu Sachen verarbeitet werden, die zur Befriedigung der Bedürfnisse, der Nothdurft, der Bequemlichkeit und des Wohllebens gehören. Allein das Wort Handwerk bedeutet auch oft die gemeinschaftliche Verbindung der Verarbeiter jener Naturerzeugnisse, welche den allgemeinen Namen Handwerker erhalten haben. In den ältesten Zeiten gab es keine Handwerke und Handwerker, sondern die Frauenspersonen, insbesondere die Weiber, machten, nebst den Knechten die unentbehrlichsten Sachen. Als man zu einem höhern Grade von Bildung gekommen war, bildeten sich die Handwerke aus, und bis zum 10. Jahrh. beschäftigten, außer Frauenspersonen und Sklaven, sich mit Betreibung der Handwerke selbst noch freigeborene Herren und Frauen, dann aber fast ausschließlich nur Freigelassene, die förmlich um Lohn arbeiteten, sowie Mönche und Nonnen in Klöstern, die für sich und zum Verkauf Sachen verfertigten. Mit der Entstehung und Vermehrung der Städte endlich bildete sich das heutige Verhältniß der Handwerke nach und nach aus. In Rücksicht auf Zunftwesen (s. Gilde) theilt man die Handwerke ein in zünftige, die in Innungen eingeschlossen sind, und unzünftige; ferner in gesperrte oder geschworene, die keinen Fremden ihr Handwerk lehren, z. B. in Nürnberg die Ahlenschmiede, Bleistiftmacher, Schellenmacher rc., und ungesperrte oder freie; in geschlossene, wo die Meisterzahl festgesetzt ist, und ungeschlossene; in geschenkte, deren wandernde Gesellen ein Geschenk als Reisegeld erhalten, und ungeschenkte. — Handwerkspolizei ist die Sorgfalt der Regierung, solche Anordnungen zu machen, daß es im Staate nicht an hinreichenden Handwerkern fehle, und Niemandem die Erlernung eines Handwerks versagt werden dürfe, daß das Meisterwerden, als Beweis ihrer Geschicklichkeit, nicht kostspielig sei, daß sie als Meister keine schlechte Waare verfertigen und verkaufen dürfen, und daß zur Verhütung schlechter Waare in jedem Handwerke Schaumeister angestellt werden. — Handwerksrecht ist der Begriff rechtlicher Bestimmungen, welche die Handwerker und die sie angehenden Rechtsstreitigkeiten betreffen. Die Quellen zur Erlernung desselben sind die Landesgesetze, Handwerksartikel oder Handwerksordnungen, Handwerksgebräuche, richtige Begriffe und Ansichten der Handwerksgeschäfte, und die besondern, einzelnen Handwerkern ertheilten Privilegien. — Handwerker (Krankheiten der). Es ist begreiflich, daß eine anhaltende Beschäftigung von einer bestimmten Art sowol auf den Körper, als auch auf den Geist und das Gemüth des Menschen Einfluß gewinnen muß; in beider Hinsicht beobachtet man daher eine gewisse Physiognomie, welche den verschiedenen Handwerkern zukommt. Als Beispiel erinnern wir an den schnellfüßigen Schneider, den ein Hauch umweht, an den kräfti-

gern und mehr in sich gekehrten hypochondrischen Schuster, an den rüstigen Zimmermann, Lastträger ꝛc. Ob sich nun gleich der Mensch bei jeder Beschäftigung eine lange Zeit wohl befinden und alt werden kann, obgleich die Gewohnheit die Wirkung vieler der Gesundheit nachtheiligen Einflüsse abstumpft, und die Kräfte am meisten wachsen, welche geübt werden, so erzeugt sich doch auch zugleich unter denselben Umständen eine höhere Anlage zu manchen Krankheiten; die nähern Veranlassungen aber, welche eine solche Anlage begünstigen, bestehen theils in der Muskelthätigkeit, welche bei den verschiedenen Handwerken so sehr verschieden ist, theils in dem Medium, in welchem es geübt wird. Mäßige Anstrengung der Muskelthätigkeit kräftigt und stärkt bekanntlich den Körper, übermäßige gibt zu Verletzungen, Brüchen, Verrenkungen, Zerreißungen ꝛc. Veranlassung, ungewohnte heftige Anstrengung verursacht Fieber und Entzündungen; ist die Muskelthätigkeit im Verhältniß zu gering, so entstehen Stockungen des Blutes, der Körper erschlafft, wird schwächlich und am Ende auch schlecht genährt. Endlich bringen auch die Stellungen, in welchen die Handwerker eine lange Zeit hindurch bleiben müssen, oft besondern Nachtheil, z. B. das gebückte Sitzen mit übereinandergeschlagenen Füßen der Schneider verursacht die Schwäche der Füße, wodurch die Schneider sich auszeichnen, das anhaltende Stehen der Buchdrucker verursacht Fußgeschwülste und Geschwüre. Die Atmosphäre, in welcher Handwerker leben müssen, schadet vorzüglich dann, wenn eine Menge Menschen in einem kleinen Raum vereinigt sind; die Ausdünstungsstoffe veranlassen theils bösartige Fieber, theils chronische Krankheiten. Noch schädlicher wird der Aufenthaltsort, wenn er sonst schlecht beschaffen, z. B. unter der Erde, oder feucht, oder sehr heiß, oder verschiedenen und plötzlich wechselnden Temperaturgraden ausgesetzt ist. Diejenigen Handwerker, welche unter freiem Himmel arbeiten müssen, leiden zwar bisweilen von den Einflüssen der Witterung, dann aber gewöhnen sie sich daran und befinden sich am besten. Endlich verbreiten sich auch viele von den Substanzen, welche die Handwerker gebrauchen, in die Luft und werden von den Körpern aufgenommen, welche sich lange in solcher unreinen Atmosphäre aufhalten. Am häufigsten beobachtet man dies vom Blei, welches die Bleikolik erzeugt; Arsenikdämpfe vergiften eben so gut, wie es der Arsenik thut, wenn er in den Magen kommt. Staub und Mehl, welche eingeathmet werden, erzeugen Lungenkrankheiten, u. s. w.

Hanf (Cannabis sativa). Diese Pflanze, die einzige ihres Geschlechts, stammt aus Ostindien, wo sie, wie auch in andern Theilen Asiens, wild wächst, und eine Höhe von 3 — 10 Fuß erlangt. Die Geschlechter sind völlig getrennt, und eigentlich ist **Hanf** die männliche, **Fimmel** aber die weibliche Pflanze. Die Landleute kehren jedoch die Namen gerade um. Jetzt wird der Hanf in vielen europäischen Ländern, besonders in Polen und Rußland, sehr stark gebaut. Er verlangt einen fetten und etwas feuchten Boden. Die Behandlung des Hanfes ist folgende. Wenn die Blüthe vorbei ist und an den männlichen Pflanzen die Büschel zu vertrocknen anfangen, so rauft man sie aus; ungefähr 6 Wochen später werden die weiblichen Pflanzen reif, welche den Samen tragen, den man zuvörderst ausklopft. Dann werden die getrockneten Hanfstengel männlichen und weiblichen Geschlechts wie der Flachs bearbeitet. Es wird jährlich, besonders für das Schiffswesen, zu Segeln, Tauen, Seilen, Stricken, Netzen, Sack- und Packtüchern u. dgl., eine ungeheure Menge Hanf verarbeitet. Die nordischen Reiche, Preußen, Polen und Rußland, versehen fast ganz Europa damit. Das Werrig wird zum Kalfatern der Schiffe gebraucht. Den Samen genießen viele Vögelgattungen, und in Polen und Rußland auch Menschen. Das daraus gepreßte Öl dient zum Brennen, auch wol an Speisen. Die Morgenländer bereiten aus dem Kraut ein berauschendes einschläferndes Mittel, das sie Bangue oder Maslach nennen.

Hang, s. Neigung.

Hangematte, auf den Seeschiffen, eine an beiden Enden oder an den vier Zipfeln aufgehängte grobe Leinwand, oder ein Segeltuch, rund herum mit Segeldraht benäht, welches den Menschen zur Bettstelle dient, und dem darin Liegenden das unangenehme Schwanken des Schiffes durch sein sich immer herstellendes Gleichgewicht weniger fühlbar macht, und am Tage, wo es zusammengerollt und beseitigt wird, viel Raum erspart. In warmen Ländern, namentlich in Ostindien und Amerika, hat man auch auf dem Lande Hangematten, welche bequemer eingerichtet sind. Man bedient sich ihrer sowol zu Hause als auf Reisen; dort werden sie an eigne in den Zimmern dazu eingerichtete Pfeiler, und hier an ein paar Baumäste aufgehängt und befestigt. Sie gewähren den Vortheil, daß man in ihnen vor dem lästigen kriechenden Ungeziefer gesichert ist. Auch lassen sich die Vornehmen in Ostindien in dergleichen Hangematten tragen.

Hangewerk, in der Baukunst, eine Verbindung von Balken, Streben, Säulen, Riegeln rc., welche bei Dächern, Brücken, Böden, Säulen angebracht wird, wo der untere Raum frei bleiben soll, also keine Säulen angebracht werden dürfen, die Last zu tragen, welche von obenher gehalten werden muß und also gleichsam hängt. Werden dabei Strebebänder unter den Balken angebracht, so heißt es ein Sprengewerk; ein Hange= und Sprengewerk aber, wenn beide Arten vereinigt sind.

Haenke (Thaddeus), D. der Philos., Naturforscher und Reisender, ein Böhme, gebürtig aus dem leutmeritzer Kreise, ward von der spanischen Regierung erbeten, Malaspina auf dessen Reise um die Welt 1789 als Naturforscher zu begleiten. Er kam in Cadiz an, nachdem die Expedition vor 24 Stunden unter Segel gegangen war. Mit dem nächsten segelfertigen Schiffe folgte er dem Capitain nach dem Platastrome; allein sein Schiff scheiterte an der Küste von Montevideo. Schwimmend, seinen Linné und seine Papiere unter der Mütze rettend, erreichte H. den Strand, und beschloß, als er auch hier die Expedition bereits abgereist fand, quer durch das Land, über die Andes, den Cap. Malaspina in St.=Jago aufzusuchen. Ohne Kenntniß der Sprache, ohne Hülfsmittel, überwand er, ein kühner Vorgänger Humboldt's, alle Hindernisse und vereinigte sich mit Malaspina. Haenke ist nicht nach Europa zurückgekehrt. Vielleicht absichtlich gehindert, blieb und verscholl er in Amerika. Das königl. böhmische Nationalmuseum besitzt naturhistorische Sammlungen von ihm, und der Präsident Graf Kaspar von **Sternberg** (s. d.) hat in der 3. öffentl. Sitzung des Museums 1825 dieses muthigen Naturforschers Leben erzählt. Das böhm. Museum gab 1825 zu Prag in einer Lieferung mit 12 Kpf. Fol. heraus: „**Reliquiae Haenkeanae, s. descriptiones et icones plantarum, quae in America merid. et boreali, in insulis Philippinis et Marianis collegit Thaddeus Haenke.**"

Hannibal, ein Sohn des Hamilkar Barkas, geb. 247 vor Chr., war 9 Jahre alt, als sein Vater, dem er in den Krieg nach Spanien zu folgen begehrte, ihn am Altar schwören ließ, stets ein Feind der Römer zu sein. Hannibal war in Spanien Zeuge der Eroberungen seines Vaters. Als derselbe 9 Jahre nachher in einer Schlacht in Lusitanien geblieben, und sein Eidam Hasdrubal zu seinem Nachfolger ernannt worden war, kehrte Hannibal in sein Vaterland zurück, bis er, 22 Jahre alt, auf Hasdrubal's Wunsch wieder beim Heere erschien. Die Krieger erblickten in ihm den ihnen einst so theuern Hamilkar; er machte 3 Feldzüge, und gab so große Proben seiner Talente und seiner Tapferkeit, daß ihm das Heer, nach Hasdrubal's Ermordung, 221 den Oberbefehl unter dem lebhaftesten Zuruf übertrug. Treu seinem ersten Eide, ließ der 26jähr. Feldherr bald merken, daß er die mit Rom geschlossenen Verträge zu brechen geneigt sei, sobald sich eine Gelegenheit dazu fände. Dies geschah durch die Eroberung Sagunts, die Hannibal, mit Genehmi=

gung des carthagischen Senats, nach einer 8monatlichen Belagerung vollbrachte. Die Römer erschraken über das Schicksal Sagunts, und schickten Gesandte nach Carthago, um die Auslieferung Hannibal's zu verlangen. Man zögerte, und sie erklärten den Krieg. Hannibal versammelte sogleich ein mächtiges Heer, und entwarf den kühnen Plan, die Römer mitten in Italien anzugreifen. Nachdem er für die Sicherheit Afrikas gesorgt und seinen Bruder Hasdrubal mit einem Heere in Spanien zurückgelassen, brach er mit 90,000 M. Fußvolk, 40 Elefanten und 12,000 Reitern auf, durchzog mit bewundernswürdiger Schnelligkeit mitten im Winter ganz Gallien, und langte am Fuße der Alpen an. In 9 Tagen hatte er das Gebirge, namentlich den kleinen St.-Bernhard, überstiegen. Nach des Schottländers General Melville genauer Untersuchung ging Hannibal's Zug über den kleinen Bernhard, nach Reichard aber über den Genevre. Aber von dem Heere, mit welchem er ausgezogen war, hatte er nur noch 20,000 M. zu Fuß und 6000 Reiter übrig, die mehr Gerippen, als Menschen glichen. Dennoch verlor er den Muth nicht; nur zwischen Sieg und Tod war zu wählen. Er nahm Turin, wodurch er sich die Lebensmittel sicherte und den cisalpinischen Galliern Muth machte, sich mit ihm zu vereinigen. Auch würden diese sich noch zahlreicher unter seine Fahnen gestellt haben, wäre nicht Publius Scipio mit einem römischen Heere, das er bei Pisa gelandet, in Eilmärschen herangerückt. Am Flusse Ticinus traf man auf einander. Ein Angriff der numidischen Reiterei entschied den Sieg für Hannibal. Scipio vermied ein neues Gefecht, und zog sich bis über die Trebia zurück, ohne die Festung Clastidium retten zu können. Unterdeß war Sempronius mit einem zweiten Heere angelangt. Anfangs durch dasselbe in Schranken gehalten, wußte Hannibal den jähzornigen Gegner bald zum Kampfe zu reizen, legte einen Hinterhalt bei der Trebia, umging das römische Heer und vernichtete es. Die Römer verloren ihr Lager und 26,000 M. Hannibal nahm jetzt Winterquartiere bei den cisalpinischen Galliern, die seine Bundesgenossen wurden. Bei Eröffnung des folgenden Feldzugs sah er sich an den Ausgängen der Apenninen von 2 neuen Heeren erwartet. Er beschloß, sie einzeln zu schlagen und Flaminius vor der Ankunft seines Mitconsuls aufzureiben; er täuschte ihn durch falsche Märsche, rückte hinter den Apenninen vor, und drang durch die Moräste von Clusium. Vier Tage und vier Nächte zogen die Carthager durch Sümpfe. Hannibal selbst, der den letzten noch übrigen Elefanten bestiegen hatte, rettete sich nur mit Mühe, und verlor ein Auge durch eine Entzündung, die er nicht hatte schonen können. Kaum hatte er das trockene Feld wieder gewonnen, als er alle Mittel anwendete, Flaminius zu einer Schlacht zu zwingen. Er verheerte Alles mit Feuer und Schwert, nahm den Schein an, als wolle er auf Rom losgehen, wandte sich aber plötzlich in einen von fast unzugänglichen Felsen geschlossenen Engpaß. Flaminius folgte ihm unbesonnen nach, und wurde sogleich angegriffen. Da erfolgte, nahe am Trasimen, jene blutige Schlacht, in welcher List und Talent über römische Tapferkeit siegten. Auf allen Seiten angegriffen, wurden die Legionen der Römer niedergeschlagen, ohne sich entfalten zu können. Bereichert durch die Beute des überwundenen Feindes, bewaffnete Hannibal jetzt seine Krieger nach Art der Römer, und drang in Apulien ein, allenthalben Schrecken verbreitend. Das beängstigte Rom hatte sein Heil einem Dictator (Fabius Maximus) anvertraut, der es versuchte, durch Zaudern die Kraft der Carthager zu erschöpfen. Er bekämpfte Hannibal mit Hannibal's Waffen, folgte ihm allenthalben, ohne ihn erreichen zu wollen, überzeugt, daß die Carthager ein verwüstetes Land nicht lange behaupten könnten. Diese wurden indeß von ihrem Feldherrn in die Ebenen von Capua geführt, welcher dadurch die erschrockenen Städte dem Bunde der Römer untreu zu machen und Fabius von den Berghöhen herabzuziehen hoffte. Aber plötzlich befand er sich in derselben Schlinge, in welcher Flaminius untergegangen war. Eingeschlossen zwi-

schen den Felsen von Formiä, dem Sande von Lecsternum und den dort befindlichen Seen, konnte er nur durch eine List sich retten. Er ließ tausend Rinder zusammenbringen, ihnen Feuerbrände an den Hörnern befestigen, und so diese wüthenden Thiere mitten in der Nacht gegen die von den Römern bewachten Engpässe treiben. Erschrocken über die Wundererscheinung verließen diese die Anhöhen, und Hannibal erzwang den Durchgang. Die Römer, unzufrieden mit Fabius und seiner Zögerung, theilten jetzt die Dictatur zwischen ihm und Minutius Felix, seinem Befehlshaber der Reiterei. Dieser, voll Begierde zu schlagen, fiel bei Gerunium in einen Hinterhalt, und wäre ohne des Fabius großmüthigen Beistand verloren gewesen. Als dieser Feldzug beendigt war, schienen auch die andern römischen Feldherren nichts dem Zufall überlassen zu wollen, und zögerten nach des Fabius Beispiel. Hannibal sah mit Kummer sein Heer sich langsam aufreiben, als Terentius Varro, der neue Consul, ein unwissender und eingebildeter Mann, den Befehl der Legionen übernahm. Hannibal hatte Cannä (s. d.) eingenommen, und die Römer in die Nothwendigkeit versetzt, eine Schlacht zu liefern. Beide Heere standen einander gegenüber; Paulus Ämilius, des Varro Mitconsul, wollte der nachtheiligen Stellung wegen die Schlacht aufschieben, Varro dagegen wählte den Tag seines Oberbefehls, gab das Zeichen zum Angriff, und erlitt eine gänzliche Niederlage. Das vor Schrecken betäubte Rom würde, wie es scheint, dem Sieger nicht haben widerstehen können, wenn er vor seinen Thoren erschienen wäre. Statt dessen ging Hannibal nach Capua, welches ihm die Thore öffnete. Der Aufenthalt in dieser üppigen Stadt verweichlichte seine Soldaten, doch wagte seit der Schlacht bei Cannä kein römischer Feldherr, sich in der Ebene zu zeigen. Aber auch Hannibal war außer Stande, weitere Fortschritte zu machen; sein Heer war geschwächt, und ungeachtet seiner glänzenden Siege und des hohen Ansehens seiner Partei in Carthago, hatten seine dortigen Feinde einen solchen Einfluß gewonnen, daß sein Bruder nur mit Mühe es dahin brachte, ihm ein geringes Hülfsheer von 12,000 M. zu Fuß und 2500 Reitern zuführen zu dürfen, womit er überdies noch den weiten Weg durch Spanien nehmen mußte. Dadurch ward Hannibal auf die Defensive beschränkt. Capua wurde von zwei consularischen Heeren belagert und war der Übergabe nahe. Hannibal hoffte es durch eine kühne Unternehmung zu retten, drang gegen Rom vor, und lagerte sich im Angesicht des Capitols (211 v. Chr.); aber die Römer ließen sich nicht schrecken. Capua fiel. Dieser glückliche Erfolg gab ihnen die entschiedenste Überlegenheit, denn fast alle Völker Italiens erklärten sich jetzt für sie. Von dem Consul Claudius Nero in sein Lager zurückgeworfen, konnte Hannibal nichts thun, um sich mit seinem Bruder zu vereinigen. Schon hatte dieser die Apenninen überstiegen, als er von demselben Nero 207 angegriffen und getödtet wurde, welcher das blutige Haupt in Hannibal's Lager werfen ließ. Dieser zog sich in das Land der Bruttier zurück, wo er, von Hindernissen umringt, noch mit ungleichen Kräften gegen die siegreichen Heere kämpfte und sich glücklich behauptete. Aber jetzt trug Scipio die römischen Waffen nach Afrika und setzte Carthago in Schrecken, welches Hannibal zu seinem Schutze zurückrief. „Nicht Rom, sondern Carthagos Senat hat den Hannibal besiegt", rief er im tiefsten Schmerz aus, als er den Befehl las, Italien zu verlassen. Er schiffte seine Truppen ein, ließ die Bundesgenossen, die ihm zu folgen sich weigerten, umbringen, und verließ 205 das Land, das er 16 Jahre lang gegen Roms ganze Macht behauptet hatte. Er landete in dem Hafen von Leptis, zog einen Theil der Numidier an sich, und nahm sein Lager bei Adrumet. Scipio bemächtigte sich indeß mehrer Städte, und machte die Einwohner zu Sklaven. Hannibal, von seinen Landsleuten zu einer entscheidenden Schlacht genöthigt, rückte ihm entgegen, und lagerte sich bei Zama, 5 Tagereisen von Carthago. Eine Unterredung zwischen beiden Feldherren, in welcher Hannibal Friedensvorschläge that, blieb frucht-

los. Die Waffen entschieden zu Hannibal's Nachtheil. 20,000 Carthager blieben auf dem Platze, und eben so viele wurden gefangen. Hannibal floh nach Adrumet, sammelte die Flüchtlinge, und brachte in wenigen Tagen wieder ein Heer zusammen, mit dem er sich den Fortschritten des Siegers entgegenstellen konnte. Darauf ging er nach Carthago und erklärte dem Senat, daß die einzige Rettung im Frieden sei, und bewog ihn, sich dafür geneigt zu erklären. So endigte sich nach 18 Jahren dieser blutige Kampf doppelt verderblich für Carthago, das sich nicht nur seiner alten Eroberungen beraubt sah, sondern mit seiner Flotte auch die Hoffnung verlor, je diesen Verlust ersetzen zu können. Hannibal blieb dessenungeachtet in vollem Ansehen, und erhielt den Oberbefehl über ein Heer im Innern von Afrika. Aber die Partei des Hanno, seines Hauptfeindes, ließ nicht ab, ihn zu verfolgen, und klagte ihn bei den Römern an, daß er geheime Verbindung mit König Antiochus von Syrien unterhalte, um den Krieg aufs neue zu entzünden. Römische Abgeordnete erschienen in Carthago, um seine Auslieferung zu verlangen. Er rettete sich durch die Flucht, ging nach Cercina, und von da nach Tyrus, wo er mit großen Ehren empfangen wurde, und begab sich in der Folge nach Ephesus, wo Antiochus seinen Hof hielt. Er bewog diesen Fürsten, den Römern den Krieg zu erklären, und zeigte ihm, daß Italien der Schauplatz desselben sein müsse. Antiochus genehmigte die Plane Hannibal's; als aber dieser seinem Vaterland ein Bündniß anbieten ließ, siegten seine Feinde abermals im Senat, und vereitelten den glücklichen Erfolg des Unternehmens. Hannibal erhielt zwar den Oberbefehl über die syrische Flotte, und griff mit derselben die Rhodier, Roms Bundesgenossen, an, sah sich aber durch die Treulosigkeit eines ihm untergeordneten Befehlshabers zum Rückzug gezwungen; Antiochus selbst wurde durch eine Reihe von Fehlern und Unglücksfällen bewogen, einen schimpflichen Frieden zu unterhandeln; Hannibal entging der Auslieferung an die Römer durch abermalige Flucht und folgte der Einladung des Königs Prusias von Bithynien, der gegen die Römer Krieg und Rache athmete. Er ward die Seele eines mächtigen Bündnisses zwischen Prusias und verschiedenen benachbarten Fürsten gegen Eumenes, König von Pergamus, einen Bundesgenossen von Rom, trat an die Spitze der Kriegsmacht, und erfocht mehre Siege zu Land und zur See. Aber dieser Vortheile ungeachtet zitterte Asien vor dem Namen Roms; und Prusias, an den der Senat Abgeordnete geschickt hatte, um die Auslieferung Hannibal's zu fodern, war bereit, dem Befehl zu gehorchen. Der Held kam dieser Schmach durch Gift zuvor, das er stets in seinem Ringe bei sich trug. So starb er 183 v. Chr., 64 Jahre alt. In der Schrift: „Hannibal's Heerzug über die Alpen", von C. L. E. Zander (Hamb. 1823, 4.), sind die bisherigen Untersuchungen über Hannibal's Alpenzug zusammengestellt. Der Verf. folgt Deluc.

Hanno, ein carthagischer Feldherr, der eine Reise an der westlichen Küste von Afrika machte, und davon eine Beschreibung hinterließ. Die Absicht der Reise waren Entdeckungen für den Handel und Stiftung von Colonien, deren er an der Küste von Marocco sechs anlegte. Die äußerste von ihnen war die Insel Cerne an der Südgrenze von Marocco, von woaus er seine Entdeckungsreise weiter fortsetzte. Seiner Beschreibung nach kam er wahrscheinlich bis an die Küste von Guinea; denn seine Schilderung von den wilden Bewohnern paßt auf die dortigen Negervölker, sowie die zwei großen Flüsse, in denen er Krokodille und Hippopotamos fand, auf den Senegal und Gambia passen. Hanno lebte wahrscheinlich 550 v. Chr., und verdient unter den Seefahrern der alten Welt einen ausgezeichneten Platz. Der „Periplus" des Hanno ist die griechische Übersetzung seines Reiseberichts. — Zwei carthagische Feldherren, welche Hanno hießen, befehligten in dem ersten punischen Kriege nach einander in Sicilien. — Ein andrer Hanno war

einer der Unterbefehlshaber des Hannibal in Italien, und zeichnete sich durch verschiedene glückliche Unternehmungen aus.

Hanover (Königreich), die unter der Herrschaft des braunschweig-lüneburgischen Fürstenhauses (welches zugleich den großbritannischen Thron besitzt) 1814 vereinigten deutschen Länder: das Herzogth. Bremen, mit dem Lande Hadeln, das Fürstenth. Lüneburg, ein Theil des Herzogth. Lauenburg, das Herzogth. Verden, die Fürstenth. Kalenberg und Hildesheim, die Grafschaften Hoya und Diepholz. Diese Länder machen ein geographisch wohl zusammenhängendes Ganzes aus. Durch einen kaum 2 Meilen breiten Strich hängen mit ihnen im Südwesten von Diepholz das Fürstenth. Osnabrück, die niedere Grafsch. Lingen, die Grafsch. Bentheim, die Kreise Meppen und Emsbühren, welche ehemals zum niedern Stift Münster gehörten, zusammen; ferner nördlich von diesem das Fürstenth. Ostfriesland nebst dem harlinger Lande. Getrennt von dieser Ländermasse durch einen schmalen Strich des braunschweigischen Gebiets liegen im S. von Hildesheim und Kalenberg die Fürstenth. Grubenhagen und Göttingen, womit noch einige vom Eichsfelde und von dem Hessischen abgetretene Bezirke verbunden sind. Endlich liegt östlich von diesem getrennt das zu der Grafsch. Hohenstein gehörige Amt Ilefeld. Das ganze Königreich zählte auf 700¼ □M. im J. 1823, 1,434,126 Einw. in 73 Städten, 121 Marktfl., 960 größern und 4135 kleinern Dörfern und Weilern. — Die Grenzen sind: in N. die Nordsee, dänisches, hamburgisches und mecklenburgisches Gebiet; in O. preußisches und braunschweigisches Gebiet; in S. hessisches, preußisches, lippisches und waldeckisches Gebiet. Die Provinzen zwischen der Weser und Ems sind in S. von preußischen, in W. von holländischen Provinzen begrenzt. Grubenhagen und Göttingen sind sehr bergig; in ersterm ist der Harz, in dem andern der Solling; eine Menge niederer Bergketten verbinden diese Gebirge und streichen durch den größten Theil des Hildesheimischen und Kalenbergischen; aber von den Städten Hildesheim, Hanover und Osnabrück an läuft das Land flach und nur hin und wieder hügelig bis an die Meeresküsten fort. Die Gebirge sind metallreich und mit herrlichen Wäldern bedeckt; zwischen ihnen liegen fruchtbare Thäler; da, wo sich das Land von den Gebirgen gegen die Ebene senkt, findet man den trefflichsten Ackerboden. Hierauf folgt ein 10—15 Meilen breiter Sandstrich, welcher quer von O. nach W. durch das Königreich streicht, und, sich selbst überlassen, mit Haide und zwischendurch mit Föhren bedeckt ist, größtentheils eine ebene Höhe, die aber nach N. zu hügeliger wird. In den Tiefen liegen große Moore, und nur an den Bächen und Flüssen findet man fruchtbaren Wiesengrund, welcher sich an der Elbe, Oste, Weser, Aller und Ems zu den trefflichsten Marschgegenden ausdehnt. Unter den Flüssen nennen wir die Elbe, Weser, Aller, Leine und Ems; als Meerbusen den Dollart, und unter den Seen: das Steinhudermeer, den fischreichen Dümersee und den unterirdischen See Jordan in Ostfriesland, dessen Oberfläche so stark überwachsen ist, daß mit Wagen darüber gefahren werden kann.

In den alten Erblanden des Königreichs Hanover waren vom 10. Jahrh. her vier Fürstenfamilien mächtig: die braunschweigische, nordheimische, billungische und süplingburgische. Am Ende des 11. Jahrh. wurde die Erbtochter des billungischen Hauses mit Heinrich dem Schwarzen aus dem mächtigen estisch-baierischen Hause der Guelfen oder Welfen verheirathet, und der aus dieser Ehe entsprossene Heinrich der Stolze verheirathete sich zu Anfang des 12. Jahrh. mit der Erbin der braunschweigischen, nordheimischen und süplingburgischen Besitzungen, sodaß beider Sohn, **Heinrich der Löwe** (s. d.), der mächtigste Fürst seiner Zeit in Deutschland war. Aber schon unter ihm ward die Macht seines Hauses gebrochen; sein Enkel, Otto das Kind, sah sich auf den Besitz von Lüneburg, Braunschweig, Kalenberg, Grubenhagen und Göttingen beschränkt, mit

welchen er unter dem Namen: „Herzogthum Braunschweig", vom Kaiser sich belehnen ließ. Nachfolgende Theilungen unter mehre Söhne schwächten das Fürstenhaus noch mehr. Endlich fing man zu Anfang des 17. Jahrh. an, die Rechte der Erstgeburt geltend zu machen. Zufälliger Weise starben damals mehre Linien des braunschweigischen Hauses aus, und alle Besitzungen desselben fielen den Nachkommen, theils Heinrichs, theils Wilhelms Söhnen (Ernst von Celle, st. 1546) zu, sodaß von Ersterm die braunschweigisch-wolfenbüttelsche, von dem Andern die braunschweigisch-lüneburgische Linie gestiftet wurde. Die von Wilhelm (st. 1592) gestiftete jüngere Linie besaß anfangs nur den südlichen Theil des Fürstenth. Lüneburg (das Fürstenth. Celle); aber 1572 fiel ihm der größere Theil von Hoya, und 1586 Diepholz zu. Seine Söhne erhielten 1617 Grubenhagen, 1634 Kalenberg und Göttingen, und 1642 den nordwestl. Theil von Lüneburg (die Ämter Harburg und Moisburg), seine Großsöhne 1670 auch den Rest des Fürstenth. Lüneburg, und 1689 das Herzogth. Lauenburg. Freilich hatten sie wieder getheilt, aber durch eine Heirath zwischen Georg, Sohn Herzogs Ernst August von Kalenberg-Göttingen und Sophia Dorothea (die als Gefangene, seit 1694, im Schlosse zu Ahlen 1726 starb), Tochter Herzogs Georg Wilhelm von Lüneburg-Grubenhagen, wurden 1698 und 1705 die bisher genannten Landschaften alle unter Georg vereinigt. Sein Vater war 1692, unter dem Namen Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg, mit der Kurwürde belehnt; er selbst folgte 1714, als Ältergroßsohn König Jakobs I. und nächster protestantischer Verwandter, der Königin Anna von England unter dem Namen Georg I., und seit jener Zeit besitzt dieses Haus zugleich die Herrschaft über Großbritannien und die über das Kurfürstenthum, welches letztere noch 1715 durch Bremen und Verden, 1802 durch Osnabrück, und 1814 u. 15 durch Hildesheim und Ostfriesland, die Reichsstadt Goslar, einen Theil des Eichsfeldes, die Kreise Emsbühren und Meppen, die niedere Grafsch. Lingen, und die seit 1753 pfandweise besessene Grafsch. Bentheim vergrößert wurde; dagegen ward Lauenburg, bis auf den auf dem linken Elbufer gelegenen Theil desselben, und das vom Mecklenburgischen und Lauenburgischen eingeschlossene Amt Neuhaus, an Dänemark, das Amt Klötze und einige andre kleine Bezirke aber an Preußen und an Oldenburg, etwa 5000 Seelen des Hoyaischen (früher Stadt und Amt Wildeshausen), abgetreten. Zum Andenken der Gründung des Königr. Hanover stiftete der jetzige König Georg IV. den Guelfenorden (12. Aug. 1815), welcher für Civil- und Militairpersonen bestimmt ist, und 3 Classen, Großkreuze, Commandeurs und Ritter, hat.

Die genannten Gegenden waren von sächsischen Stämmen bewohnt, als Karl der Große hier zuerst das Christenthum und einige Bildung verbreitete. Späterhin verfiel nach und nach die gemeine Freiheit zugleich mit der kaiserlichen Macht, und es kamen auch hier, wie überall in Deutschland, mächtige Herren geistlichen und weltlichen Standes auf. Aber auch bürgerliches Gewerbe kam auf; die Bergwerke des Harzes und die lüneburgischen Salzquellen wurden entdeckt, ein bedeutender Waarenzug begann, wobei Bardowiek und Gandersheim vorzüglich gewannen; Heinrich der Löwe begünstigte diese Betriebsamkeit, so hart er auch widerspenstige Städte bestrafte (Zerstörung von Bardowiek 1189); er rief niederländische Anbauer in das Land, die fruchtbaren Marschgegenden an der Weser einzudeichen. Die fast hundertjährigen Streitigkeiten nach seinem Tode ließen die Vortheile und den Schutz, welche das gemeinsame Leben in befestigten Orten gewährt, doppelt lebhaft empfinden, und schnell entstand eine große Menge bürgerlicher Gemeinwesen, und manche derselben blüheten zu angesehenen Städten empor. So fand die in der Nachbarschaft entstandene Hansa hier willkommene Aufnahme; von den 85 Städten, welche die Verbindung bildeten, lagen 13 im jetzigen Königr. Hanover, 2 im jetzigen Herzogth. Braunschweig. Der Reichthum und die

Macht, welche die Städte in diesen Zeiten gewannen, hatten auch auf die ständischen Verhältnisse großen Einfluß. Wenn die Fürsten sich bis dahin nur mit geistlichen und weltlichen Freiherren auf sogenannten Landtagen berathen hatten, so sahen sie jetzt sich genöthigt, städtische Abgeordnete gleichfalls zu denselben zu ziehen. So galten z. B. gegen Ende des 14. Jahrh. auf den lüneburgischen Landtagen die Abgeordneten der 3 großen Städte eben so viel als die gesammten Freiherren. Aber die Hansa verfiel; durch die Entdeckung von Amerika und des Seeweges nach Ostindien bekam nun der Welthandel eine andre Gestalt, und die Fürsten suchten, zum Nachtheil der mächtigen freien Städte, den Verkehr und Betrieb der ihnen unterworfenen Landstädte empor zu bringen. Die Reformation fand bei dem Bürgerstande und dem Landvolke fast allgemeinen Beifall; unter den Magistraten der Städte, den adeligen Geschlechtern und Fürsten waren dagegen viele, die sich ihr widersetzten, sodaß lebhafte Bewegungen, zuletzt förmliche Kriege entstanden. Doch wurde der Reformation, durch die Bemühungen Erichs des Bekenners von Lüneburg, und besonders Julius Karl von Braunschweig-Kalenberg (des Stifters der Universität Helmstädt), Festigkeit und Bestand gegeben. Die neuen Verhältnisse zwischen Fürsten, Ständen und Volk, welche nach und nach eingetreten waren, entwickelten sich vollkommen durch den 30jährigen Krieg, dessen Geißel diese Länder mehr als einmal in vollem Maße fühlten. Indessen begann mit dem Anfange des 18. Jahrh. für den braunschweig-lüneburgischen (hanöv.) Staat eine Zeit bis dahin noch nicht erlebter Blüthe. Kammer- oder Privatschulden der Fürsten sind seit jener Zeit durchaus nicht gemacht und auf das Land gewälzt worden; vielmehr wurde der größere Theil dessen, was die von der Kammer verwalteten reichen Domainen aufbrachten, zur Unterhaltung der Kriegsmacht und andrer Landesanstalten verwendet. Steuern wurden nie anders, als nach Berathung und Bewilligung der Stände ausgeschrieben, mit denen sich der Fürst überhaupt über alle wichtige Gegenstände der innern Verwaltung berieth. Sowie man einen großen Theil der zur Reformationszeit eingezogenen geistlichen Güter zu Unterrichtsanstalten verwendet hatte, so wurde auf diese auch jetzt fortdauernd viel verwendet. Mehre Schulanstalten wurden neu errichtet oder vervollkommnet, z. B. das Pädagogium zu Ilefeld und die Ritterakademie zu Lüneburg. Die 1737 eröffnete Universität Göttingen fand bald nicht mehr ihres Gleichen unter allen Lehranstalten ähnlicher Art, und erwarb sich das Verdienst, die Wissenschaften mit Besonnenheit und Vernunft zu pflegen. Wohlthätig in ihren Wirkungen waren die Verbesserungen der niedern Schulen, zu denen das 1750 zu Hanover, anfangs von einem Privatmann gestiftete, dann aber von der Regierung zweckmäßig unterstützte Seminar für Lehrer niederer Schulen, und die zuerst in Deutschland, von Sextro und Wagemann zu Göttingen errichteten Industrieschulen ein Großes beitrugen. Für die Dotation der Elementarschulen geschah bisher wenig. Viel Unglück brachte über Hanover der 7jährige Krieg. Für die Blüthe des Meierwesens geschah viel, weniger für die Verbesserung des Schicksals der Meier, jedoch Einiges für die Domainenbauern. Die Ruhe, welche Norddeutschland 30 Jahre hindurch genoß, der, besonders durch die Zunahme des engl. und nordamerik. Handels, um mehr als das Doppelte vergrößerte Verkehr der Städte Hamburg, Bremen und Altona mit dem innern Deutschlande, welcher zum größten Theil durch das Hanöverische betrieben wurde, und von 1792 bis 1803, durch die Zerstörung des Handels von Frankreich, Holland, den Rheingegenden rc., zu einer unerhörten Höhe stieg; der Anbau wüster Stellen (im Bremischen wurde 1760 die Urbarmachung des Teufelsmoors begonnen, und auf demselben, wo sonst keine menschliche Wohnung war, leben jetzt 10—12,000 Menschen, — im Lüneburgischen wurde seit den letzten 25—30 Jahren der tragbare Boden fast um ein Dritttheil vermehrt) von der Regierung theils durch unmittelbare Unterstützung der Anbauer, theils durch Begünstigung

der Gemeinheitstheilungen befördert. Die Gemeinheitstheilung ging aber dort sehr langsam. Seit dem Frühjahr 1793 hatte Hanover an dem Kriege gegen Frankreich thätigen Antheil genommen. Durch den Umstand, daß England die Truppen besoldete, wurde diese Anstrengung der Landeskräfte nicht wenig erleichtert. Erfreulich war es den Bewohnern, als die Regierung sich in die Maßregeln des preuß. Hofes fügte, welcher mit den Franzosen Frieden geschlossen, und versprochen hatte, die Neutralität des nördlichen Deutschlands mit gewaffneter Hand zu schützen (17. Mai 1795). Ganz Norddeutschland, und also auch Hanover, hat durch den verstärkten Zug des Welthandels, welcher hinter der Schutzwehr jener Neutralitätslinie getrieben wurde, bedeutend gewonnen. Man versäumte aber, die freilich ansehnlichen Cordonskosten (über 3 Mill.) sofort durch neue Abgaben zu decken. Als im Frühjahr 1801 zwischen England und den nordischen Mächten Streitigkeiten entstanden waren, wollte Preußen den hanöverischen Landen nicht einmal Neutralität zugestehen, sondern besetzte dieselben als feindliches Gebiet. Der Tod Pauls von Rußland und die Friedenspräliminarien zwischen England und Frankreich (23. März und 1. Oct. 1801) veränderten die Lage der Dinge; die preuß. Truppen verließen Hanover wieder. Indessen hatte Bonaparte's Umsichgreifen einen Bruch zwischen England und Frankreich herbeigeführt. Er gab ihm eine bequeme Gelegenheit, seine Plane zunächst über Hanover, dann über ganz Norddeutschland auszudehnen. Unter Mortier näherte sich ein franz. Heer. Zum Widerstande zu schwach, schloß man mit dem feindlichen General die Convention zu Suhlingen (3. Juni 1803), von welcher die Convention auf der Elbe bei Artlenburg (5. Juli 1803) eine fast unausbleibliche Folge war. Vermöge derselben mußte das hanöv. Heer gänzlich auseinandergehen, nachdem es Festungen, Waffen, Kriegsgeräth und Pferde dem Feinde überliefert hatte; das Land mußte die franz. Truppen besolden, unterhalten und beritten machen, mußte sich zu unbestimmten Kriegssteuern verpflichten 2c. Eine Deputation aller Landstände trat zusammen, um das Land gegen den feindlichen Befehlshaber zu vertreten, und eine vollziehende Commission wurde von ihm ernannt, um seine Befehle im Lande zu vollziehen. 1805 zeigte sich einige Hoffnung der Erlösung. Zwischen Östreich, Rußland, Schweden und England wurde ein mächtiges Bündniß verabredet, und man hoffte auch Preußen zum Beitritt zu bewegen. Statt dessen erklärte Preußen (1. April 1806): Hanover sei von Frankreich gegen Anspach, Kleve und Neufchatel an Preußen abgetreten und auf immer mit diesem vereinigt, damit es in dieser Verbindung die Sicherheit fände, welche seine bisherigen Fürsten ihm nicht gewähren könnten. Indeß fiel Hanover schon im nächsten Jahre wieder in Napoleons Hände. Dieser löste jetzt seine innere Verfassung auf, gab einen Theil desselben zu dem neugeschaffenen Königreiche Westfalen, und ließ das Übrige durch einen Generalgouverneur verwalten. Die feindliche Besetzung hatte von 1803 bis zu diesem Zeitpunkte (1808) die Schulden des Landes um 5 Mill. Thaler vergrößert. Nun wurden freilich keine neuen Landesschulden gemacht, das Land aber auf andre Weise mehr noch wie bisher gedrückt und ausgesogen. Anfangs 1810 ward plötzlich das ganze Kurfürstenthum, mit Vorbehalt des Lauenburgischen, Westfalen zugeschrieben, und kaum hatte man angefangen, es zu diesem Zwecke einzurichten, da zog Napoleon (Ende 1810) eben so unerwartet, Lauenburg gegenüber, von der Elbe ab, einen Strich in südwestlicher Richtung quer durch das Königreich Westfalen, und Alles, was nördlich derselben lag, wurde mit den Hansestädten, dem Oldenburgischen 2c. unter dem Titel „der hanseatischen Departements" dem großen Kaiserreiche einverleibt. Die Unzufriedenheit stieg nun von Tage zu Tage, und als im Frühjahr 1813 die Russen in Norddeutschland erschienen, war Alles zum Aufstande reif. In den nördlichen Theilen brach dieser sogleich aus und half die Franzosen verscheuchen, aber als sie verstärkt wiederkehrten und ungeachtet der

Niederlage bei Lüneburg (2. April 1813) sich wieder festgesetzt hatten, da mußte das Land ihre schwere Hand doppelt fühlen. Die Schlacht an der Görde (16. Sept.) befreite den nördlichen, Czernitscheff's Zug nach Kassel und die Folgen der Schlacht bei Leipzig auch den südlichen Theil. Am 4. Nov. 1813 übernahm das Staats- und Cabinetsministerium zu Hanover wieder die Regierung des Landes, und der Herzog Adolf von Cambridge wurde Generalgouverneur des Königreichs.

Das Königreich hat eine ständische Verfassung nach der Constitution vom 7. Dec. 1819. (S. Hanöversche Landstände.) Die Landesverwaltung erhielt durch das Edict vom 12. Oct. 1822 eine neue Einrichtung. An der Spitze steht das Staats- und Cabinetsministerium zu Hanover. Es berichtet an den König, und empfängt von demselben veranlaßte oder unveranlaßte Befehle zur weitern Ausführung; in geringern Dingen verfährt es nach eignem Ermessen. Indeß ist es Jedermann erlaubt, sich in andern, als in Justizsachen, unmittelbar an den König zu wenden. Unter dieser Oberregierung stehen die 1823 angeordneten 6 Landdrosteien und eine Berghauptmannschaft, unter diesen die Ämter. Die Justiz wird in erster Instanz theils von königl. Ämtern, Gerichtsschulzen, Gogräfen, Garnisonsgerichten rc., theils von Patronatgerichten verwaltet, welche letztere theils von geistlichen und weltlichen Gutsbesitzern, theils von den Städten ernannt werden. In den größern Städten hat man noch besondere Ober- und Untergerichte. In zweiter Instanz sprechen das Generalkriegsgericht in Militairsachen, und in den übrigen verschiedene Justizkanzleien, welchen letztern auch die eines privilegirten Gerichtsstandes Genießenden unmittelbar unterworfen sind. Endlich ist ein Oberappellationsgericht zu Celle, welches in letzter Instanz spricht. — Die Staatseinkünfte, die meistens im Lande verwendet werden, belaufen sich auf 10—12 Mill. Thaler, halb aus Domainen, halb aus Steuern. Die Befreiung von der Grundsteuer hörte 1822 auf; die vormals steuerfreien Güter werden für ¼ der Steuer entschädigt. Die Staatsschuld beläuft sich auf 30 Mill. Gulden. 1823 wurde eine Landesschuldentilgungskasse errichtet. — Die Armee zählt 12,940 M. und 4676 Pferde. Die Landwehr beträgt etwa 18,000 M. Alle waffenfähige Landeseinwohner von 17—50 Jahren sind landsturmpflichtig, so auch der Adel. Überhaupt sind die Vorrechte dieses Standes nicht mehr so streng ausschließend wie ehemals. Mehre Männer unadeliger Geburt haben bedeutende Staatsämter erhalten, Einige solche, mit denen das Prädicat Excellenz verbunden ist; Einer ist Chef des Justizdepartements in der obersten Landesregierung geworden; Mehre sind zu Commandeurs des neuerrichteten Guelfenordens ernannt, Viele zu Rittern desselben, welches Alles vormals unerhört gewesen wäre. — In den meisten Provinzen ist die lutherische Kirche am ausgebreitetsten (860,000); Katholiken zählt man 160,000, Reformirte 90,000, Juden 6400. Durch die königl. Verordnung vom 28. Sept. 1824 ward der 16. Art. der deutschen Bundesacte so erklärt, daß in Gemäßheit desselben der Begriff von herrschender und bloß geduldeter Kirche, sowie jede Art eines gegenseitigen Pfarrzwanges unter den christlichen Confessionen, aufgehoben ist. — Hanover hat im engern Rathe des deutschen Bundes die 5. Stelle, im Plenum 4 Stimmen, stellt zum Bundesheere 13,054 M., die mit Braunschweig, Holstein, Mecklenburg, Oldenburg, Lippe, Waldeck und den Hansestädten das 10. Armeecorps bilden. — Ackerbau ist die Hauptnahrungsquelle der Einwohner; durch die Leichtigkeit der Ausfuhr bei guten Ernten, sowie durch den durchgehenden Handel und den Verbrauch der naheliegenden Seestädte, wird derselbe sehr belebt. Die kornreichsten Provinzen sind Hildesheim, Göttingen, das südliche Kalenberg, die niedrig gelegenen Theile von Grubenhagen, die Marschgegenden an der Elbe, Jeetze, Oste, Weser, Aller und Leine, ein Theil von Osnabrück und Ostfriesland; in den Marschgegenden überhaupt ist die Viehzucht vielleicht noch bedeutender als der Ackerbau. Hin und

wieder gibt es sehr gute Pferde, und nirgends wird mehr Bienenzucht getrieben, als in den Haidegegenden von Lüneburg, Bremen und Verden. An Bau- und Brennholz mangelt es auch nicht, da der Harz, Solling, Deister ꝛc. und selbst einige Gegenden des ebenen Landes mit herrlichen Wäldern bedeckt sind, und sich hin und wieder Steinkohlen, sehr reichlich aber Torf findet, mit welchem (vorzüglich aus dem Bremischen) Hamburg, Altona und Bremen zum Theil versorgt werden. Auch Salz ist reichlich vorhanden. Auf dem Harze finden sich alle Arten von Metallen, und obgleich der Gewinn der edlen Metalle wenig oder gar keine Ausbeute mehr gewährt, so ernähren sich doch damit 15,000 bis 20,000 Menschen. Die natürlichen Erzeugnisse des Landes werden freilich überall verarbeitet, auch manche derselben verarbeitet ausgeführt (besonders Garn und Leinwand), ja hin und wieder findet man auch eigentliche Fabriken; allein glücklicher Weise nirgends Gegenden, die hauptsächlich von Fabriken und Manufacturen leben: also auch nirgends das Elend, welches, bei der geringsten Veränderung in den Preisen, diese Erwerbsarten so unglückbringend macht. Eine eigentliche Handelsstadt besitzt Hanover seit kurzem in Emden. Embens Entfernung von den reichern Provinzen und der Mangel einer Schifffahrt aus der Niederems in die Niederweser durch einen Canal ist aber Schuld daran, daß sie niemals das für Hanover werden kann, was es für Preußen war. Auch war in keinem andern Lande die preuß. Regierung so ausnehmend populair, als in Ostfriesland, wo sie fast nur schützte und kaum regierte. Überdies findet sich größtentheils nur durchgehender und Zwischenhandel, der aber großen und mannigfaltigen Gewinn von der einen Seite abwirft, von der andern aber der Hauptgrund war, warum Kurhanovers Erblande die unbevölkertsten Provinzen in Deutschland, außer Mecklenburg, geblieben sind. Das Volk ist das wahrhaft reichste, das sich vom eignen Boden und dessen Productenveredlung ernährt. Die Frachtfuhre durch ein Land verdirbt den Landmann als Landmann, und noch mehr die aus Hanover so häufigen Auswanderungen der Tagelöhnerclasse nach den Niederlanden im Sommer, wegen Arbeitsmangel aus einem Staate, der so viele Haiden und Moore nutzlos zur schlechten Schafweide liegen ließ und nicht einmal, wie in Mecklenburg und Brandenburg, mit Waldung besamte. Es fehlt in den nördlichen Provinzen an guten Landstraßen. Die Charte der Länder zwischen der Elbe und Weser, Trave und Hunte (von Hogrewe und Heiliger), 6 große Bl., 1812, ist das Beste, was man bis jetzt über das Königreich hat. Die neue Charte von W. Müller, Generalquartiermeisterhauptmann, welche einen Maßstab von $1\frac{1}{10}$ Zoll auf die Meile erhalten wird, verspricht sehr viel. Die hanöv. Geschichte ist noch am besten in Pfeffinger's „Historie des braunschw.-lüneburgischen Hauses" (3 Thle., Hamb. 1731 fg.), und in Steffens's „Geschichte des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg" vorgetragen, doch zu sehr nur Geschichte der Fürsten. K. Venturini's „Vaterländische Geschichte" (4 Thle., Braunschweig 1805—9) ist ohne historische Würde und größtentheils ohne Benutzung der Quellen; die neuesten Zeiten der hanöv. Geschichte sind darin ohne Kenntniß der innern Verfassung, und einzig nach den zwischen 1803—6 erschienenen Flug- und Streitschriften bearbeitet. Vortrefflich ist Spittler's „Gesch. des Fürstenth. Hanover seit der Reformation bis zu Ende des 17. Jahrh." (2 Thle., Han. 1798). Von Hüne's „Gesch. des Königr. Hanover u. des Herzogth. Braunschweig" erschien (Hanov. 1825) der 1. Th. — Über die Statistik des Königr. Hanover s. m. Ubbelohde's „Statist. Repertor." (1823); Jansen's „Statist. Handb." (Hanov. 1824), und Rudloff's „Staats- und Adreßkalender für das Königr. Hanover." — Über Bremen und Verden s. man Pet. v. Kobbe's „Gesch. u. Landesbeschr. der Herzogth. Bremen und Verden" (2 Thle., Gött. 1824). Derselbe gab zu Göttingen 1823 den „Abriß einer Gesch. des Königr. Hanover und des Herzogth. Braunschweig" heraus.

Hanover, Hauptstadt des Königreichs H. an der Leine, die hier schiffbar wird, in einer ebenen, wohlangebauten Gegend, mit 2100 H. und 27,500 E. Sie war im Mittelalter Mitglied der Hansa. Die Altstadt, der ein besonderer Magistrat vorsteht, hat größtentheils krumme und enge Straßen, ohne schöne öffentliche Plätze. Nach und nach sind die Neustadt und die Ägidienneustadt angebaut, von denen die erstere einen besondern Magistrat hat; beide sind viel schöner und regelmäßiger gebaut. Ihren jetzigen Flor hat die Stadt ihrem Verhältnisse zu dem Lande zu verdanken, als Sitz der höchsten Behörden. Das Schloß war während der Zwischenregierung in eine Caserne verwandelt worden. Merkwürdig sind die Münze, das Zeughaus, die Marställe, das Rathhaus mit einer guten Bibliothek, die große königl. Bibliothek mit dem Archive, beide an der Esplanade, auf welcher Leibnitz's Büste von Marmor unter einer Kuppel von antiker Form aufgestellt ist, die kleine, aber geschmackvolle katholische Kirche u. s. w. Einige Fabriken und Manufacturen sind vorhanden; bedeutender ist der Handel, theils eigner, vorzüglich mit Landeserzeugnissen, theils durchgehender, besonders von und nach Bremen. Unweit der Stadt liegen die königl. Lustschlösser Montbrillant und Herrenhausen, das letztere mit einem steifen Lustgarten, aber sehenswürdigen Wasserkünsten und einem merkwürdigen botanischen Garten, ferner der gräfl. Walmoden'sche Garten mit schönen Kunstsammlungen. C—e.

Hanöversche Landstände. Das Kurfürstenthum Hanover mit den dazu gekommenen Provinzen hatte keine allgemeinen Stände, sondern jede Provinz hatte ihre besondere Verfassung, welche meistens nach den drei Ständen, der Prälaten, der adeligen Ritterschaft und der Städte bestand. In den Herzogthümern Bremen und Verden und der Grafschaft Hoya und Diepholz war der Prälatenstand eingegangen; in den übrigen gehörte er zum Theil wirklich noch der Geistlichkeit an, zum Theil dem Adel. Die Ritterschaft bestand in den Fürstenthümern Kalenberg, Grubenhagen, Lüneburg, Bremen und Verden, und der Grafschaft Diepholz zusammen aus 459 landtagsfähigen Rittergütern. Der Städte waren im Ganzen nur 35. Nur im Lande Hadeln gab es weder Prälaten noch Ritterschaft, sondern die Stadt Otterndorf und die 7 Kirchspiele des Hochlandes, die 5 des Sieth= (Nieder=) landes übten in alter Gemeindeverfassung alle landständische Rechte. Ostfriesland, Osnabrück, Hildesheim hatten ebenfalls ihre besondere landschaftliche Verfassung. Die wichtigsten Organe der althanöv. Landschaften waren die Schatzcollegien, zum größten Theil aus adeligen Rittergutsbesitzern, einem oder zwei gelehrten Räthen (von den Städten) bestehend. Eine Folge dieser Absonderungen war, daß jede Provinz auch ihr eignes Steuersystem, Schuldenwesen u. s. w. hatte, welche sehr große Verschiedenheiten darboten und einer allgemeinen Verwaltung des Staats fast unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg legten. Ihre Aufhebung und Verschmelzung mit den Einrichtungen des Königreichs Westfalen, und der nördlichen Theile mit Frankreich selbst, war nur vorübergehend; die alte Verfassung war schon 1813 überall wiederhergestellt worden. Aber nachdem die ganze Ländermasse des Hauses Braunschweig=Lüneburg 1814 in ein staatsrechtliches Ganzes als Königreich Hanover vereinigt worden war, wurde auch die landschaftliche Verfassung der einzelnen Bestandtheile zwar nicht aufgehoben, aber neben ihnen eine allgemeine Ständeversammlung, bestehend aus den Deputirten der einzelnen Provinzialstände, durch eine Proclamation vom 12. Aug. 1814, nach Hanover berufen. Dazu stellten, nach Provinzen eingetheilt, Kalenberg=Grubenhagen 23, Lüneburg 19, Bremen=Verden 12, Hoya=Diepholz 9, Lauenburg 3, Hadeln 1, der Harz 1, Osnabrück 9, und Hildesheim 8 Deputirte, zusammen also 85 Mitglieder, und wenn man nach Ständen sondern will, so waren darunter 10 Deputirte ehemaliger geistlicher Stiftungen, 43 ritterschaftliche, 29 städtische und 3 von den freien nicht adeligen Grundbesitzern der

bremischen Marschländer, der Grafschaft Hoya und des Landes Habeln. Man hatte den Stiftern und Städten vergönnt, auch außer ihrer Mitte Abgeordnete zu wählen, und die Wahl war meistens auf Staatsbeamte gefallen. Unter allen waren 50 von adeliger, 35 von unadeliger Geburt. Dieser erste Landtag trat am 5. Dec. 1814 zusammen und wurde mit einer Rede des Prinzen Adolf von England, Herzogs von Cambridge eröffnet, worin die Bestimmung der Stände dahin angegeben wurde, daß in ihr die Stimme des Volks sich mit Freiheit, aber mit Ordnung erheben könne, um dem Regenten die Mittel anzuzeigen, wodurch er seinen Zweck, das Wohl des Landes, zu befördern vermöge. In der ersten Audienz aber sagte er den Ständen: „Sie sind berufen, dem Regenten das zu sein, was in dem mit uns verschwisterten Großbritannien das Parlament ist, ein hoher Rath der Nation." Die Verhandlungen dieses Landtags waren nicht öffentlich, doch entschied gegen die Öffentlichkeit der Sitzungen nur eine kleine Mehrheit der Stimmen. Zwar wurde eine „Kurze Übersicht der Verhandlungen des ersten Landtags im Königr. Hanover" (vom Hofr. Meyer, 1. u. 2. Absch., Han. 1816) gedruckt, aber nur für die Mitglieder der Ständeversammlung selbst, und ohne in den Buchhandel zu kommen. Indessen gibt die Schrift: „Das Königreich Hanover nach seinen öffentlichen Verhältnissen, besonders die Verhandlungen der allgemeinen Ständeversammlung in den J. 1814, 1815 und 1816", herausgeg. von Hnr. Luden (Nordh. 1818), darüber auch für das größere Publicum eine belehrende Auskunft. Einer der wichtigsten Gegenstände, welcher aber damals nicht erledigt werden konnte, war die Aufstellung eines wenigstens gemeinschaftlichen, wenn auch nicht vollkommen gleichförmigen Steuersystems, worüber Sartorius („Über die gleiche Besteuerung im Königr. Hanover", 1815, Nachtrag 1817) und A. v. Wersebe („Bemerkungen über die gleiche Besteuerung u. s. w.", 1815) interessante Schriften gewechselt haben. Jene erste allgemeine Ständeversammlung war jedoch nur die Vorbereitung zu einer neuen Einrichtung, welche im Einverständniß mit den Ständen entworfen und durch das Patent des Prinzenregenten vom 7. Dec. 1819 eingeführt wurde (s. „Constitutionen der europäischen Staaten", III, 337). Auch durch diese Organisation der Stände sind die Provinzialstände nicht aufgehoben, sondern dauern für die besondern Angelegenheiten der einzelnen Landestheile noch fort. Es sind aber nicht nur die Standesherren, welche ehemals in den handöv. Landen nicht vorhanden waren, hinzugekommen, sondern auch die Repräsentation der Städte und gemeinfreien Grundeigenthümer verstärkt, und statt der alten Abtheilung in die Stände der Prälaten, Ritterschaft, Städte und freien Gutsbesitzer, sowie statt der einen Kammer, in welche die allgemeinen Stände 1814 vereinigt waren, zwei Kammern geschaffen worden. In der ersten sitzen: 1) die mediatisirten Fürsten von Aremberg, von Looz-Corswarem und von Bentheim; 2) der Erblandmarschall Graf Münster; 3) der Graf Stolberg, wegen Hohenstein; 4) der Graf Platen-Hallermünde, als Erb-Generalpostmeister; 5) der Abt zu Loccum (protestantischer Geistlicher); 6) der Abt zu St.-Michael in Lüneburg (weltlich-adelige Stelle); 7) der Klosterdirector zu Neuenwalde (desgl.); 8) der katholische Landesbischof oder mehre; 9) ein protestantischer Geistlicher; 10) die Majoratsherren mit erblichem Stimmrecht nach Verleihung des Königs; 11) der Präsident und die lebenslänglichen adeligen Mitglieder des Generalsteuercollegiums; 12) 35 (41) ritterschaftliche Deputirte, auf die Dauer eines Landtags von der Ritterschaft der verschiedenen Provinzen gewählt. In der zweiten Kammer sitzen: 1) die lebenslänglichen nicht-adeligen Mitglieder des Generalsteuercollegiums; 2) die Deputirten von 6 Stiftern; 3) ein Deputirter der Universität Göttingen; 4) zwei Deputirte der Consistorien; 5) 31 städtische Deputirte, wobei die kleinern Städte mit einander wechseln oder verbunden sind, und 6) 22 Deputirte der unadeligen Freisassen, worunter Ost-

friesland fünf, Bremen=Verden sechs, das Land Hadeln zwei sendet. Die Mitglieder beider Kammern müssen 25 Jahr alt, christlicher Religion sein und ein reines Einkommen, die Majoratsherren von jährlich 6000 Thlr., die Deputirten der Ritterschaft von 600 Thlr., die übrigen von 300 Thlr. haben. Die Stifter, die Universität, die Consistorien, die Städte sind nicht auf ihre Mitglieder und Bürger beschränkt. In den Städten wählen der von der Staatsregierung ernannte Magistrat und die Repräsentanten der Bürgerschaft gemeinschaftlich. Die beiden Kammern sind einander an Rechten ganz gleich. Eine besondere Verordnung sollte den Geschäftsgang, die Wahl der lebenslänglich anzustellenden Generalsyndicen und Generalsecretarien bestimmen. Diese neu organisirte Ständeversammlung wurde am 28. Dec. 1819 eröffnet mit einer Rede des Herzogs von Cambridge („Europ. Constitut.", III, 345), worin beide Kammern erinnert wurden, daß der Zweck der Trennung nur sei, die Angelegenheiten des Landes einer desto gründlichern Untersuchung zu unterwerfen, nicht aber einen verschiedenen Zweck der Berathungen anzuerkennen. Von Öffentlichkeit der Verhandlungen war weiter nicht die Rede. Der Landtag ist seitdem jährlich (zuletzt 1826) versammelt gewesen, und die Protokolle sind zwar gedruckt worden, aber nicht in den Buchhandel gekommen. Die Aufstellung des gemeinschaftlichen Steuersystems ist einer der Gegenstände gewesen, welche die Stände am meisten beschäftigt haben. 1822 konnten beide Kammern sich über die Grundsteuer nicht vereinigen, indem die zweite Kammer sie auf 1,450,000 Thlr. erhöhen, die erste aber nur 1,300,000 Thlr. dadurch aufbringen und das Übrige durch eine Häusersteuer decken wollte. Es ist bei der alten Grundsteuer geblieben, aber 1823 eine neue Vermessung und Abschätzung alles steuerbaren Landes beschlossen worden, wozu die Stände 500,000 Thlr. verwilligt haben. Ein großes Hinderniß einer allgemeinen und gerechten Besteuerung, sowie eine große Ursache der Zwietracht zwischen den verschiedenen Classen der Unterthanen, ist mit Aufhebung aller ehemaligen Steuerfreiheiten verschwunden, welche zuerst durch die franz.=westfälischen Einrichtungen bewirkt, aber 1813 beibehalten worden ist. Dagegen machten 1823 die Stände den Antrag, daß, wenn eine Grundsteuer nach allgemeinen Principien angeordnet werde, diejenigen Abgaben aufgehoben werden möchten, welche von ähnlicher Beschaffenheit seien, aber nicht für die Landessteuercasse, sondern für die Kammer erhoben würden. Dieser Antrag ist von der Regierung abgelehnt worden. Mit der Organisation der allgemeinen Ständeversammlung steht die neue Einrichtung der Landesverwaltung (vom 12. Oct. 1822) in genauem Zusammenhange. In dem Staats= und Cabinetsministerium führt der älteste Minister ein förmliches Directorialpräsidium. Die Departements sind nicht mehr nach Provinzen, sondern nach den Gegenständen getheilt. Unter dem Ministerium bestehen als allgemeine Landesbehörden: 1) das Geheimerathscollegium als höchste Berathungsbehörde (Staatsrath), bestehend aus den Ministern, den Departementschefs und Assessoren; 2) die Domainenkammer, welche lediglich mit der Verwaltung des Domanialguts beauftragt ist; 3) Kriegskanzlei; 4) das Generalsteuer= und Schatzcollegium, eine landschaftliche Behörde und Cassencuratel, und 5) das Oberappellationsgericht zu Celle. Mittel= oder Provinzialbehörden sind: 1) für die Rechtspflege die Justizkanzleien zu Hanover, Celle, Göttingen, Stade, Osnabrück und Hildesheim, das Hofgericht zu Stade, das Obergericht im Lande Hadeln und das Tribunal zu Bentheim; 2) für die Landesregierung und Polizei, Zollsachen, die sechs Landdrosteien zu Hanover, Hildesheim, Lüneburg, Stade, Osnabrück und Aurich (und für den Harz die Berghauptmannschaft), jede bestehend aus einem Landdrosten nebst drei Regierungsräthen; 3) die protestantischen Consistorien zu Hanover, Stade, Osnabrück und Aurich; 4) für die Domainensachen, die Domainendeputationen bei den Landdrosteien, die Oberforstämter u. s. w.; 5) für das Steuerwesen die Provinzial=

landstände und Steuerdirectionen. Bei den Ämtern ist die Rechtspflege mit den Regierungssachen noch vereinigt, doch soll ihr Umfang gleichförmiger abgetheilt und sodann in jedem Amte zwei Beamte, einer für die Justiz, der andre für die Landesverwaltung angestellt werden (s. Malchus's „Politik der innern Staatsverwaltung", 1823, I, 415, III, 235, 394, 427). 37.

Hans Folz, s. Folz.

Hans Rosenblüt, s. Rosenblüt.

Hans Sachs, s. Sachs.

Hansa oder Hanseatischer Bund. Gegen die Mitte des 13. Jahrh. waren Meer und festes Land mit Räubern bedeckt. Der deutsche Handel, ungeachtet der überall verbreiteten Factoreien Italiens, blühte zwar selbst während des Faustrechts; allein er war allen äußern Anfällen preisgegeben, als die Kaufleute das Recht verloren, mit bewaffnetem Gefolge reisen zu dürfen, und das königliche Geleit sich bloß in eine Geldabgabe ohne wirklichen Schutz verwandelte. Hamburg und Lübeck, die, nebst Bremen, schon seit den Ottonen in großem Ansehen standen, hatten damals zugleich einen großen Feind an Waldemar, dem Könige der Dänen, dem sie sich aber kräftig entgegensetzten. Dieser Umstand und die Sicherstellung der den Seeräubern stets mehr ausgesetzten Elbfahrt, sowie die zunehmende Unsicherheit der Landstraßen, veranlaßten zuerst 1239 zwischen Hamburg, den damals freien Ditmarsen und den Hadelern einen Vertrag, und 1241 zwischen Hamburg und Lübeck die Errichtung eines Bündnisses, wodurch sie sich gegenseitig zum Beistande gegen alle Angriffe, besonders auch gegen die der Adeligen, verpflichteten. Diesem Vereine trat 1247 Braunschweig bei, welches von jenen beiden Städten als Niederlage benutzt wurde; denn während Italien im Besitze des levantischen und indischen Handels war, hatte sich von da eine Handelsstraße über Deutschland, durch die Oberpfalz, Franken, ostwärts am Harz weg über Braunschweig nach Hamburg gebildet, indem zugleich für einen Theil jener Waaren der Rhein benutzt wurde. So gehörte denn Braunschweig vorzugsweise in das Interesse der verbündeten Handelsstädte, denen sich bald eine große Anzahl andrer Städte beigesellte. Dieser Verein erhielt vorzugsweise den Namen „Hansa", denn dieses Wort bedeutete in der altdeutschen Sprache an und für sich einen zur wechselseitigen Beihülfe geschlossenen Bund. Die Hansa zählte in kurzer Zeit so viele Mitglieder, daß schon 1260 der erste Bundestag zu Lübeck gehalten wurde, welche Stadt das Haupt des ganzen Bundes war, denn in ihr wurden die regelmäßigen Versammlungen aller vereinigten Städte von drei zu drei Jahren, jedesmal um Pfingsten, wie auch die außerordentlichen Zusammenkünfte gehalten; dort war das allgemeine Archiv des Bundes. Die Zahl der Hansestädte war nicht immer dieselbe; ihre höchste Zahl belief sich auf folgende 85: Anklam; Andernach; Aschersleben; Berlin; Bergen, in Norwegen; Bielefeld; Boldwardt, in Friesland; Brandenburg; Braunsberg; Braunschweig; Bremen; Buxtehude, im Stifte Bremen; Campen, in Oberyssel; Danzig; Demmin, in Pommern; Deventer; Dorpat; Dortmund; Duisburg; Einbeck, am Harz; Elbing; Elburg, in Geldern; Emmerich, in Kleve; Frankfurt a. d. Oder; Golnow, in Pommern; Goslar; Göttingen; Greifswald; Gröningen; Halle, in Sachsen; Halberstadt; Hamburg; Hameln; Hamm, in Westfalen; Hannover; Harderwyk, in Geldern; Helmstädt; Hervorden, in Westfalen; Hildesheim; Kiel; Koesfeld, in Münster; Kolberg; Köln am Rhein; Königsberg, in Preußen; Krakau, in Polen; Kulm, in Preußen; Lemgo, in Westfalen; Lixheim im Lothringischen, an der Grenze vom Elsaß; Lübeck; Lüneburg; Magdeburg; Minden, im Hanöverschen; Münster; Nimwegen, in Geldern; Nordheim; Osnabrück; Osterburg, in der Altmark; Paderborn; Quedlinburg; Reval; Riga; Rostock; Rügenwalde; Rüremonde, in Geldern; Salzwedel; Seehausen, in der Mark Bran-

denburg; Soest, in Westfalen; Stade, in Bremen; Stargard; Stavern, in Friesland; Stendal; Stettin; Stolpe; Stralsund; Thorn; Venlo, in Geldern; Uelzen, im Lüneburgischen; Unna, in Westfalen; Warberg, in Schweden; Werben, in der Altmark; Wesel; Wisby, auf Gothland; Wismar; Zütphen; Zwoll, in Geldern. Diese Städte wurden in vier Classen eingetheilt, von denen jede eine Haupt- oder Quartierstadt hatte. Zu der ersten Classe gehörten die wendischen und überwendischen Städte, deren Quartierstadt Lübeck war; zu der zweiten die klevischen, märkischen, westfälischen und die vier, in den östlichen, der burgundischen Regierung nicht unterworfenen, Niederlanden gelegenen Städte, mit der Quartierstadt Köln; zu der dritten Classe die sächsischen und markbrandenburgischen Städte, deren Quartierstadt Braunschweig war; zu der vierten endlich gehörten die preußischen und liefländischen Städte, die Danzig zur Quartierstadt hatten. (Zu andern Zeiten theilten sie sich auch in drei Drittel.) Zugleich wurde die Errichtung vier großer Comptoire oder Niederlagen im Auslande beschlossen, und sie kamen auch zu London 1250, zu Brügge 1252, zu Nowogorod 1272, und zu Bergen 1278 zu Stande. Königl. und fürstl. Freibriefe gaben dem Ganzen seine eigentliche Festigkeit, und 1364 wurde eine schriftliche Bundesacte zu Köln abgefaßt. Überhaupt erlangte der Bund im 14. Jahrh. eine hohe politische Wichtigkeit, denn aus und in ihm entwickelte sich zuerst die in alle Verhältnisse eingreifende Handelspolitik, von der kein Fürst damals eine Ahnung hatte. In seiner Einrichtung sprach der Zweck des Vereins sich nun bestimmter aus: sich selbst, Gewerbe und Handel gegen Räubereien zu schützen, den Handel der Verbündeten im Auslande zu schirmen, auszudehnen, wo möglich allen auswärtigen Handel ausschließlich an sich zu bringen, die Rechtsordnung in den einzelnen Bundesstädten zu handhaben, dem Unrecht durch Tagsatzungen, Bundestage und Schiedsrichteramt zu steuern, und endlich die von den Fürsten erhaltenen Rechte und Freiheiten zu behaupten und wo möglich zu mehren und zu erweitern. Zu der innern Einrichtung des Bundes gehörte auch, daß nach einem Matricularanschlag gewaffnete Mannschaft und Schiffe, oder statt dessen in gewissen Fällen baares Geld, sodann der Pfundzoll und Geldbußen entrichtet werden mußten; der Bund übte besondere Justizgewalt, er belegte mit dem größern und kleinern Bann; verfiel ein Ort in denselben, so nannte man das verhanset; auf den auswärtigen Comptoiren herrschte eine fast klösterliche Zucht, die selbst bis zur Ehelosigkeit der Factore, Kaufgildenmeister und Gesellen stieg. Die Gesetze für die Pelzhändler-Agenten im Innern Nordamerikas, für die engl. West- und Hudsonsgesellschaften haben noch jetzt manche Ähnlichkeiten mit den hanseatischen Comptoirgesetzen. Durch ein strenges Festhalten dieser in jene vier Hauptzwecke sich spaltenden Richtung und ihrer innern Ordnung erlangte die Hansa, ungeachtet sie von Kaiser und Reich nie förmlich anerkannt worden, ein großes Ansehen, und man kann wol sagen, daß Könige und Fürsten mehr von dem Bunde abhängig waren, als er von ihnen. So genossen die Städte der Hansa in England freie Ausfuhr, und in Dänemark, Schweden und Rußland freie Einfuhr; kein Bürger dieser Staaten erlangte je ein solches Vorrecht. Der große Zwischenhandel der Hansa war eine Hauptquelle ihres wachsenden Reichthums; es gab endlich keinen Handelspunkt in Europa mehr, der nicht in ihren Wirkungskreis nach und nach gezogen worden wäre, und so ward sie bald Herrscherin durch die Gewalt ihrer Schätze und ihrer Waffen über Kronen, Länder und Meere. Gegen die Könige Erich und Hakon in Norwegen, Waldemar III. von Dänemark war die Hansa siegreich; sie setzte den König von Schweden ab und verlieh seine Krone dem Herzog Albrecht v. Mecklenburg; sie rüstete 1428 eine Flotte von 248 Schiffen mit 12,000 Streitern gegen Kopenhagen aus; ein Bürgermeister in Danzig, Namens Niederhoff, durfte dem Könige Christian von Dänemark den Krieg erklären; England, Dänemark

und Flandern schlossen mit dem Bunde Verträge zum bessern Gedeihen ihres Seehandels; sie übernahm die Handhabung der Polizei auf der Ost- und Nordsee, wobei sie vorzüglich die Ausrottung der berüchtigten Victualienbrüder oder Vitalianer auf jenen Meeren bezweckte, wie auch dem Strand- und Grundruhrecht vorbaute; ihr verdankte man die Anlegung schöner Wasserstraßen und Canäle, und die Einführung gleichen Maßes und Gewichtes im Gebiet ihrer unmittelbaren Wirksamkeit. Der blühende Zustand der Hansa war aber natürlich von der Fortdauer der Umstände abhängig, welche ihre Errichtung veranlaßt hatten; er mußte verfallen, als nach und nach jene Umstände verschwanden. Als daher die Land- und Seestraßen nicht mehr unsicher waren, die Errichtung des Landfriedens hinlängliche Bürgschaft für die öffentliche Sicherheit gewährte; als die Fürsten die Wichtigkeit der Handelsvortheile ihrer eignen Staaten begreifen lernten und auf die Herstellung einer auf eigne Schifffahrt gegründeten Seemacht ihre Sorgfalt zu verwenden anfingen; als die zum Bunde gehörigen Landstädte einsahen, daß die herrschenden Seestädte eigentlich ein von ihnen abgesondertes Interesse erhalten hatten und sie von diesen mehr als Mittel benutzt wurden; als die Seestädte aufhörten, die alleinigen Meister der Ostsee zu sein und die deutschen Fürsten auf den Gedanken kamen, die einzelnen Landstädte sich gänzlich zu unterwerfen, um von ihrem Handel den möglichsten Vortheil für sich selbst zu ziehen, wozu sie vorzüglich von Kaiser Karl V., der die Handlung seiner Niederlande zu heben trachtete und daher dem Bunde nicht wohlwollte, auch die Macht der Senate, die wenige Mitglieder aus dem Handelsstande zählten und dessen Interesse weniger als das der Bürgerschaft beherzigten, immer mehr gereizt wurden; als die Entdeckung von Amerika eine gänzliche Umwälzung im Handel verursachte: da nahte sich stufenweise der Augenblick des Verfalls und der Auflösung des Bundes. 1630 wurde der letzte Hansetag zu Lübeck ausgeschrieben, an welchem die feierliche Lossagung der einzelnen Städte vom Bunde erfolgte. Nur Hamburg, Lübeck und Bremen verbanden sich aufs neue, und in einzelnen Fällen trat auch Danzig ihnen bei, ohne jedoch unter dem Namen der Hansestädte ferner mit begriffen zu werden. Großbritannien hat 1826, nach den Grundsätzen wechselseitiger Gleichheit der Schifffahrt, dieselben Verträge mit den Hansestädten (wie mit Schweden, Dänemark u. a.) abgeschlossen. Der Minister Huskisson nannte im brit. Unterhause am 12. Mai 1826 diese kleinen Freistaaten „eine Schule der Grundsätze des Handels, der Europa seine äußere und innere Civilisation zu einer Zeit verdankte, als das Lehnssystem vorherrschte und dergleichen Grundsätze zurückwies." „Die gesunde Staatskunst Großbritanniens", setzte der Minister hinzu, „erheischte, die Hansestädte ebenso unabhängig in ihrem Handel zu erhalten als die größten Mächte der Welt." (Vergl. Bremen, Hamburg, Lübeck und Freie Städte.)

Hänseln bezeichnet die bisher vornehmlich unter den Gesellen mehrer Handwerke üblich gewesenen Neckereien und Scherze, welchen Derjenige unterworfen war, der einen Ort, wo dieser Hänselgebrauch herrschte, zum ersten Male besuchte. Sie bestanden in manchen Possen, welche, sowie der Name, sich von der Hansa herschreiben, in deren auswärtige Comptoire man in alten Zeiten unter ähnlichen Kasteiungen aufgenommen wurde. Die bei dem Lossprechen der Lehrbursche üblichen Gebräuche rühren ebenfalls daher.

Hanswurst, die Benennung eines ehemals stehenden grotesk-komischen Charakters der deutschen Bühne. „Es gibt", sagt Addison, „eine Art von Lustigmachern, die der Pöbel in allen Ländern bewundert und so sehr zu lieben scheint, daß er sie, nach der gemeinen Art zu reden, aufessen möchte. Ich meine jene herumziehenden Possenreißer, welche jedes Volk nach demjenigen Gericht benennt, das ihm am liebsten ist. In Holland nennt man sie Pickelheringe, in Frankreich Jean Potage, in Italien Maccaroni, von einer Art sehr beliebter Nudeln, in Eng-

land Jack Pudding." Man sieht leicht, wie sich Hanswurst in Deutschland an jene Sippschaft anreiht. Die älteste Erwähnung desselben ist in einem Werke Luther's von 1541 gegen den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, welches den Titel führt: „Wider Hannswurst." Er sagt darin: „Dies Wort ist nicht mein, noch von mir erfunden, sondern von andern Leuten gebraucht wider die groben Tölpel, so klug sein wollen, doch ungereimt und ungeschickt zur Sache reden und thun. Also hab ichs auch oft gebraucht, sonderlich und allermeist in der Predigt." Hieraus erhellt, daß der Name über Luther's Zeit hinausreicht, und daß auch sein Charakter schon damals bestimmt gewesen. Aus folgender Stelle: „Wohl meinen etliche, ihr haltet meinen gnädigen Herrn darum für Hanswurst, daß er von Gottes Gaben stark, fett und völliges Leibes ist", kann man schließen, daß man ihn gern mit einem wohlgemästeten Körper gewählt habe. Bei seiner Tölpelei also auch ein Fresser, dem es bekommt. Harlekin ist auch ein Fresser, aber dem es nicht so ansetzt, damit er schlank, leicht und geschmeidig bleibt (Lessing's „Theatr. Nachlaß", Th. I, S. 47). Aus diesem Umstande dürfte man vielleicht einen Schluß auf die Verschiedenheit des Witzes und ganzen Benehmens beider grotesker Charaktere ziehen. Indeß auch so wie er war, blieb Hanswurst Jahrhunderte lang ein Liebling des schaulustigen deutschen Volks. Anfangs sprach er wol bloß aus dem Stegreif, wie in der **Commedia dell' arte** der Italiener, und kam erst späterhin in geschriebene Stücke. Die älteste Komödie, worin er vorkommt, ist ein Fastnachtsspiel vom „kranken Bauer und einem Doctor", von 1553, dessen Verfasser Peter Probst, ein Zeitgenosse und Nacheiferer Hans Sachs's, war. In Georg Roll's Komödie vom „Fall Adams" (1573) steht er und Hans Han neben Gott dem Vater und dem Sohne; in einem Stücke, „Der verlorne Sohn", von 1692, prügelt er sich mit einem Heiligen und zwei Teufeln wacker herum. Erst aber vom Anfang des vor. Jahrh. an finden wir Spuren von Schauspielern, welche diesen Charakter auch mimisch auszubilden beflissen waren. Joseph Anton Stranitzky, geb. zu Schweidnitz in Schlesien, trat 1708 zu Wien als Nebenbuhler der italienischen Komiker auf, nationalisirte ihre Buffonerien und stellte den Hanswurst als das Zerrbild Harlekins in eigner Person mit großem Beifall dar. Er wählte sich den Charakter und die Tracht eines salzburgischen Bauern und verwandelte damit den dicken, plumpen, gefräßigen Tölpel in einen zwar einfältigen, aber dabei possirlichen Bauer. Um sich von der Art seiner Darstellungen zu überzeugen, sehe man seine „**Olla potrida** des durchtriebenen Fuchsmundi" (Wien 1722) nach (vgl. Nicolai's „Beschreib. einer Reise durch Deutschland", Bd. 4, S. 566 fg.). Nächst ihm war Gottfried Prehauser aus Wien berühmt, welcher 1720 zuerst die Pritsche nahm, die er, ein Mann von nicht gemeinen komischen Talenten, nachher mit vielem Ruhme führte, bis 1759 mit ihm der Hanswurst in Wien ausstarb. Unter den übrigen Schauspielern Deutschlands, die noch in dieser Rolle auftraten, verdienen ausgezeichnet zu werden Schönemann und Franz Schuch. Durch Letztern reicht Hanswurst in die zweite Hälfte des vorigen Jahrh. herein, wo ihm von mehren Seiten her der Krieg angekündigt wurde. In Wien verdrängte ihn der neue Theaterunternehmer, Freiherr von Pendel, in Berlin Schönemann selbst, in Leipzig die Neuberin, vornehmlich durch Gottsched's Bemühungen, und nun verschwand er gänzlich von der Bühne. Lessing, welcher die Geschmacksreinigung des Hanswurstes vom Theater für die größte Hanswurstiade erklärte, und Andre nahmen sich des Vertriebenen an. Man vergesse bei dieser Untersuchung nicht, daß man von dem Gesichtspunkte ausgehen müsse, Hanswurst gehöre einer eignen Gattung des Komischen, der Groteske, an, ebensowie Harlekin und dessen Verwandte. dd.

Hanway (Jonas), ein thätiger Kaufmann, Gelehrter und wahrer Menschenfreund, geb. zu Portsmouth 1712, woselbst sein Vater Seeofficier war. Die

Handlung lernte er als Waise in Lissabon von 1729, setzte sich in London als Kaufmann und wurde endlich Compagnon eines engl. Hauses in St. = Petersburg. Hier interessirte ihn besonders der russ. Handel über das kaspische Meer nach Persien, weßwegen ihn die engl. Factorei nach Persien mit einer Waarenkaravane absandte. 1750 kam er von dieser Reise über das europäische Festland nach England zurück. Er bereicherte die Geschichte, Geographie und Handelswissenschaft durch seine Reisebeschreibung (4 Bde., 4., mit Kupfern), die, ins Deutsche und Holländ. übersetzt, viele Aufl. erlebte. Von nun an wirkte er zur Verminderung des Menschenelends. In Verbindung mit John Spranger verschaffte er London schönere und gesunde Straßen, gründete eine Marinegesellschaft zur Bildung junger Seeleute, sorgte für die Erziehung armer Jugend, wurde 1758 Vorstand des londoner Findelhauses, und brachte es dahin, daß jedes Kirchspiel die Kinder seiner Armen selbst ernähren mußte. 1761 bewirkte er durch seine Briefe an Lord Newcastle die Verminderung der Gesindetrinkgelder. Er wirkte viel zur Verbesserung des Magdalenenhospitals und andrer gemeinnützigen Anstalten. 1762 wurde er aus gemeinnützigen Absichten Proviantcommissair der Flotte, gründete Sonntagsschulen für dürftige Kinder und milderte die Sklaverei der Schornsteinfegerjungen, bis er seinen irdischen Wandel voll menschenfreundlicher Anstrengungen 1786 beschloß.

Harald I., Haarfager, König der Norweger, Sohn Hafdan des Schwarzen, war einer der tüchtigsten Regenten dieses Landes. Harald hielt sich zur Zeit, als sein Vater starb (863), in den Bergen von Dovrefield auf und hatte bereits in mehren Schlachten körperliche Stärke und große Geisteskraft bewiesen. Die Liebe machte ihn zum Eroberer. Er hatte seine Hand Gida, der Tochter eines benachbarten Königs, angeboten; allein die stolze Schöne antwortete Haralds Gesandten, daß sie nur dann seine Gattin werden wolle, wenn er ganz Norwegen sich unterworfen hätte. Harald schwur, sein Haar nicht eher schneiden zu lassen, als bis er Gidas Wünsche erfüllt hätte, und nach zehn Jahren war er einziger Herr von ganz Norwegen. Seine Haare waren inzwischen sehr lang und schön geworden, daher der Beiname Haarfager, d. h. mit dem schönen Haare. Indem er die kleinen Könige mediatisirte, ließ er ihnen mit dem Titel Jarl die Verwaltung ihres Landes und den dritten Theil ihrer Einkünfte; allein viele wanderten aus und gründeten norwegische Niederlassungen. Hrolf oder Rolle setzte sich in Neustrien (Frankreich) fest. Durch Andre und ihr Gefolge wurden die bisher wüsten Inseln Island, Schetland, Faroe und die Orkaden bevölkert. Als Harald sah, daß die ausgewanderten Norweger ihre Streifereien oft bis in sein Gebiet ausdehnten, ging er zu Schiffe, um sie zu unterwerfen. Nach einem blutigen Kriege eroberte er Schottland, die Orkaden u. s. w. und kehrte wieder in sein Reich zurück. Er hatte seinen Wohnsitz in Drontheim aufgeschlagen und starb dort 980, nachdem er sein Reich durch kluge Gesetze und Handel blühend gemacht hatte.

Harald III., Haardraade (oder der Strenge), war ein Sohn Sigurds, Königs von Stingarige, der von Harald I. abstammte, und ein Halbbruder des heil. Olaus. 1033 befehligte er, erst 16 Jahr alt, 600 Schiffe in der Schlacht bei Stickelstad, an Olaus's Seite, der hier blieb, und floh schwer verwundet nach Schweden und dann nach Rußland. Der Großfürst Jaroslaw vertraute ihm die Bewachung der Küsten von Esthland. Darauf ging Harald unter dem Namen Nordbricht nach Konstantinopel und nahm als Barenger am Hofe der Zoe Dienste. Die Leibwache der griech. Kaiser bestand damals gewöhnlich aus Norwegern, Dänen und Schweden, die den skandinavischen Namen Barenger, d. i. Vertheidiger, führten. Harald machte in diesem Corps den Seekrieg gegen die afrikanischen Seeräuber mit, welche Sicilien verwüsteten. 1035 besuchte er Jerusalem und 1038 schlug er die Sarazenen unter Anführung des Georg Maniak. Sowie er

Anführer der Barenger geworden war, trug er darauf an, daß sie keinen andern Chef als den Kaiser erkennen dürften, trennte sich also von Georg Maniak und eroberte mehre Städte Siciliens. Sein Waffenglück zog ein Heer von Lateinern oder Italienern, Normannen und Lombarden unter seine Fahnen. An ihrer Spitze versetzte er den Kriegsschauplatz nach Afrika, besiegte die Sarazenen in 18 Schlachten, eroberte viele Städte und machte eine ungeheuere Beute, die er dem Jaroslaw zur Aufbewahrung schickte. 1042 kam er nach Konstantinopel zurück und verkündigte der Kaiserin, daß er ihre Dienste verlassen wolle, weil er erfuhr, daß sein Neffe Magnus die beiden Reiche geerbt habe. Zoe, die diesen jungen Helden nicht mit Gleichgültigkeit sehen konnte, wollte ihn zurückhalten, und machte ihm glänzende Anerbietungen; aber erzürnt über seine Weigerung, beschuldigte sie ihn, den dem Kaiser gehörigen Theil der Beute für sich behalten zu haben, und ließ ihn in den Kerker werfen. Durch eine Frau gerettet, floh er über das schwarze Meer, vermählte sich in Nowogorod mit Elisabeth, der Tochter des Jaroslaw, und langte 1045 beim Könige von Schweden, einem Verwandten seiner Gemahlin, an. 1047 bestieg er den Thron von Norwegen, auf welchem sein männlicher Stamm mit Hakon VII. 1319 erlosch.

Hardenberg (Karl Aug. Freiherr, dann Fürst von), preuß. Staatskanzler. Geb. in Hanover den 31. Mai 1750, trat er, nach Beendigung seiner Studien in Leipzig und Göttingen, 1770 als Kammerrath in vaterländische Dienste. Sein Vermögen erlaubte ihm, durch Reisen und den Umgang mit der großen Welt seine Kenntnisse zu erweitern und den Talenten, mit welchen ihn die Natur ausgerüstet, eine lebendige Bildung zu verleihen. So brachte er mehre Jahre theils in Wetzlar, Regensburg, Wien und Berlin, theils in Frankreich, Holland und vorzüglich in England zu. 1778 ward er geh. Kammerrath; doch ein Privatzwist mit einem engl. Prinzen bewog ihn 1782, seine Stelle niederzulegen, worauf ihn der Herzog von Braunschweig als wirkl. Geh. Rath und Großvoigt in seinem Ministerium anstellte. Dieser Fürst sandte ihn 1786 mit dem bei ihm niedergelegten Testament Friedrichs II. nach Berlin, wo er durch sein Benehmen und seine Talente eine so günstige Aufnahme fand, daß der Herzog sich seiner oft bediente, um seine Angelegenheiten am berliner Hofe zu betreiben. 1787 wurde er Präsident des Kammercollegiums. Indeß hatte er die Aufmerksamkeit des preuß. Hofes auf sich gezogen, und als 1790 der letzte Markgraf von Anspach und Baireuth von dem Könige von Preußen einen Minister für seine Fürstenthümer verlangte, empfahl dieser den Baron von Hardenberg zu dieser Stelle. Bekanntlich legte 1791 der Markgraf die Regierung nieder, worauf seine Länder mit den preuß. Staaten vereinigt wurden. Hardenberg ward nicht allein von der preuß. Regierung in der bisherigen Würde bestätigt, sondern auch zum Geh. Staats- und dirigirenden Minister ernannt, und nahm 1792, als der König von Preußen die Regierung daselbst antrat, die Huldigung im Namen desselben an. In der Folge machte die Verwaltung dieser Provinzen, wegen der auswärtigen Beziehungen, Verabredungen mit dem Cabinetsministerium nöthig, daher ernannte ihn der König zum Cabinetsminister. Als hierauf der Krieg gegen Frankreich begonnen hatte, berief ihn der König ins Hauptquartier nach Frankfurt a. M., wo er den Winter hindurch für die Bedürfnisse des Heers sorgen half. Dann wurde er zum königl. Commissair in politischen Angelegenheiten ernannt, und blieb in dieser Eigenschaft das Jahr hindurch am Rhein. Im Anfange 1795 sandte ihn der König nach Basel, wo er nach dem Tode des Grafen von Golz die Friedensunterhandlungen betrieb und am 5. April den Frieden zwischen Preußen und der franz. Republik abschloß, wofür er den schwarzen Adlerorden erhielt. Hierauf kehrte Hardenberg nach Franken zurück. Er vereinfachte nicht allein die innere Einrichtung, sondern bemühte sich auch, vielfache Grenzstreitigkeiten mit den benachbarten deutschen

Reichsständen auszugleichen. Nach dem Regierungsantritte Friedr. Wilhelms III. wurden das Justiz= und geistliche Fach der fränkischen Provinzen dem preuß. Justizministerium und dem Oberconsistorium untergeordnet, und das Finanzdepartement mit dem Generaldirectorium vereinigt. Der Minister blieb zwar Chef dieser Provinzen, ward aber nach Berlin versetzt, wo man ihm beim Cabinetsministerium die Leitung aller fränkischen, auswärtigen, Hoheits= und öffentlichen Angelegenheiten, sowie der Lehnssachen übertrug. Außerdem wurde er nach dem Tode des Ministers v. Werder (1800) Chef des magdeburg=halberstädtischen, und nach dem Ableben des Ministers von Heinitz Chef des westfälischen Departements, nebst dem von Neufchatel, und endlich für immer Curator der Kunst= und Bauakademie. Der berliner Hof war um diese Zeit fast der Mittelpunkt aller Verhandlungen der europ. Mächte unter des Grafen von Haugwitz Leitung geworden, der bekanntlich für Frankreich gestimmt war. Als aber dieser Minister die Erlaubniß erhielt, sich auf seine Güter zurückzuziehen, bewirkte Hardenberg, daß das preuß. Cabinet eine überwiegende Neigung für England annahm. Dies bewog den Grafen Haugwitz, seinen Abschied zu nehmen, worauf im Aug. 1804 Hardenberg völlig an dessen Stelle trat. Das Bestreben des Ministers war damals, Preußen die Neutralität zu erhalten; erst als die franz. Truppen das anspachische Gebiet verletzten, änderte er sein System. In einer Note vom 14. Oct. 1805 an den Marschall Duroc erklärte er sich über jenen Eingriff in das Völkerrecht ebenso bündig als kräftig. Darauf ward die Convention von Potsdam zwischen Rußland und Preußen (3. Nov. 1805) geschlossen, und man traf Rüstungen zum Kriege, dessen Ausbruch jedoch durch den Waffenstillstand von Austerlitz verhindert wurde. Auch versprach er dem engl. Minister am preuß. Hofe, Lord Harrowby (22. Dec.), daß die engl. Truppen völlig sicher in Hanover stehen bleiben könnten, die dem Könige von Preußen, auf den Fall, daß er von Frankreich angegriffen würde, Beistand leisten sollten. Unterdessen hatte Preußen den 15. Dec. 1805 durch Haugwitz in Wien eine Convention mit Napoleon geschlossen, vermöge welcher seine Neutralität durch die vorläufige Besitznahme Hanovers eine festere Grundlage erhalten sollte. Eine Folge dieser Übereinkunft war, daß Hardenberg seine Stelle wieder an Haugwitz überließ und, entfernt vom Cabinet, durch anhaltende Thätigkeit in dem übrigen Theile seines Wirkungskreises (als Chef des magdeburgisch=halberstädtischen Departements) zu wirken fortfuhr. Allein unerwartete Ereignisse führten Preußen 1806 dennoch zum Kriege. Hardenberg wurde zu den Verhandlungen gezogen, die vor dem Ausbruche desselben zu Charlottenburg stattfanden, und machte einige Reisen in Aufträgen des Hofes; doch hatte er keinen Antheil an dem Ausbruche des Krieges, sondern lebte auf seinem Gute Tempelhof bei Berlin. Nach dem 14. Oct. begab er sich zum Könige und übernahm, da der General von Zastrow, der an Haugwitz Stelle den auswärt. Angelegenheiten vorstand, 1807 seine Entlassung begehrte, auf Kaiser Alexanders Wunsch das Portefeuille. Nach dem Frieden von Tilsit bat er um seine Entlassung, blieb eine Zeitlang an den Grenzen von Rußland und kehrte dann nach Tempelhof zurück, von wo ihn der König (6. Juni 1810) zur Würde eines Staatskanzlers berief. Die Verdienste, die er sich als solcher um den Staat erwarb, wird die Nachwelt unparteiisch würdigen. In seinen äußern Verhältnissen suchte er Preußen seitdem möglichst eng mit Frankreich zu verbinden; allein er ergriff die entgegengesetzte Partei, als nach dem Rückzuge des franz. Heers aus Rußland (1813) ihm ein günstiger Zeitpunkt dazu gekommen zu sein schien. Welche glückliche Folgen daraus für Preußen erwachsen sind, ist allgemein bekannt. Hardenberg unterzeichnete den pariser Frieden. Darauf erhob ihn sein König (zu Paris d. 3. Juni 1814) in den Fürstenstand. Er begleitete die verbündeten Monarchen nach London, nahm an dem Congreß in Wien einen wesentlichen Antheil und wirkte mit zu den Verträgen

in Paris (1815). Hardenberg war ein Staatsmann von glänzenden Talenten und großen Eigenschaften, der eine hohe Idee zu fassen und auszuführen wußte, und ohne Privatrücksichten das Beste des Monarchen redlich wollte, der ihn seines Vertrauens gewürdigt hatte. Seine Ernennung zum Präsidenten des neuerrichteten Staatsraths, seine Sendung in das Großherzogthum Niederrhein 1817, seine Theilnahme an dem Congreß in Aachen 1818, in Karlsbad 1819, in Wien 1820, sowie die Feststellung des neuen preuß. Abgabensystems vom 30. Mai 1820 und die Organisation des Staatsarchivwesens, gehören ebenfalls in die Geschichte seiner Staatsverwaltung. Die Entwerfung einer ständischen Verfassung für die preuß. Monarchie konnte er nicht vollenden. In den letzten Jahren nahm er, nebst dem Staatsminister Grafen Bernstorff, an den Congressen zu Troppau, Laibach und Verona Theil. Von Verona aus machte er eine Reise durch Norditalien, wurde in Pavia krank und starb in Genua den 27. Nov. 1822 an einer Lungenentzündung. Die Verdienste Hardenberg's um die Monarchie anerkennend, ließ der König an dessen Sterbetage (1824) die Büste desselben in dem Versammlungssaale des Staatsraths aufstellen. Als Dotation hatte er ihm schon im Nov. 1814 die ehemalige Commenthurei Lietzen und das Amt Quilitz, mit dem Namen Neuhardenberg, verliehen. Von Hardenberg's Kindern erster Ehe leben ein Sohn und eine Tochter. Der Sohn, Christian Heinrich August, Graf von Hardenberg-Reventlow, ist dän. geh. Conferenzrath und Besitzer der im Jan. 1816 v. Kön. v. Dänemark zur Grafschaft Hardenberg erhobenen Stammgüter des Hauses in Dänemark. Die Tochter, Lucie, wurde 1817 mit dem jetzigen Fürsten von Pückler-Muskau vermählt. — Eine mit Urkunden begleitete „Geschichte des Geschlechts von Hardenberg" hat der 1826 verst. Kanonikus zu Norten, Joh. Wolf (Göttingen 1823, 2 Thle.), herausgegeben. Der Verf. findet den Stammvater der Hardenberg unter den Dynasten des 12. Jahrh. und zeigt deren Abstammung von den Herren von Rosdorf (Roßtorf). Fürst Hardenberg hatte von 1807 bis 1810 Memoiren über seine Zeit, von 1801 bis zum Frieden von Tilsit, geschrieben und das Manuscript vor seinem Tode dem Staatsrath Schöll anvertraut. Der König hat dasselbe, mit dem königl. Wappen versiegelt, in dem Staatsarchive niedergelegt und verboten, es vor 1850 zu eröffnen. 1824 errichtete Graf de la Rivallière aus Paris dem Fürsten in der Dorotheenkirche zu Berlin ein Denkmal mit der Büste Hardenberg's von Wichmann.

Hardenberg (Friedrich von), als Schriftsteller Novalis, kurf. sächs. Salinenassessor und designirter Amtshauptmann in Thüringen, geb. auf seinem Familiengute in der Grafschaft Mannsfeld d. 2. Mai 1772, gest. zu Weißenfels d. 25. März 1801. Im häuslichen Kreise ward er von vortrefflichen Ältern zu allem Schönen und Guten erzogen. Dann verlebte er ein Jahr bei einem Oheim in Lucklum bei Braunschweig und besuchte hierauf das Gymnasium in Eisleben. In Jena studirte er Philosophie, in Leipzig und Wittenberg die Rechte. Von hier kam er nach Tennstädt, wo er zu einem juristischen Geschäftsmanne gebildet werden sollte. 1797, als er sich dem Salinenwesen gewidmet hatte, starb seine erste Geliebte; doch erholte er sich von diesem Schmerze und widmete sich mit neuer Kraft den Wissenschaften. Im Dec. d. J. ging er nach Freiberg, wo er die Bergwerksakademie besuchte. Hier war es, wo Julie von Charpentier seine Liebe gewann; er hoffte, sich mit ihr durch heilige Bande zu vereinigen. Im Sommer 1799 kehrte er nach Weißenfels zurück und wurde dem Directorium der Salinen als Assessor beigesellt. In diesem Zeitraume gewann er die beiden Brüder Schlegel und L. Tieck zu Freunden und Geistesgenossen. Als er eben die Stelle eines Amtshauptmanns in Thüringen erhalten sollte, starb er, im väterlichen Hause, in den Armen seines Freundes F. Schlegel. Gewiß war H. Dichter im heiligen Sinne des Worts. Er hatte sich die mannigfaltigsten Kenntnisse erworben, in der

Rechtskunde, in der Naturwissenschaft, in der höhern Mathematik und in der Philosophie; doch herrschte bei ihm stets die Poesie vor. Phantasie und Gemüth spiegelten sich in allen seinen Werken, die leider meist nur Fragmente, nur Andeutungen dessen sind, was er gewollt hat. Alle sind von der heiligen Schönheit der christlichen Religion innig durchdrungen; dabei ist er im Geiste dieser Religion mild und tolerant, und bei der Tiefe der Gedanken zeigt sich immer eine hohe Einfachheit der Form. Es ist ein Verlust für unsere Literatur, daß sein Roman „Heinrich von Ofterdingen", dessen originellen Werth sein Freund L. Tieck uns angedeutet hat, unvollendet geblieben ist. H. wollte nach Vollendung des Ofterdingen noch sechs Romane schreiben und darin seine Ansichten der Physik, von denen die „Lehrlinge zu Sais" (im 2. Bde. s. Schriften) den Anfang bilden, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geschichte, der Politik und der Liebe niederlegen. Am herrlichsten offenbarte sich sein Gemüth in den „Hymnen an die Nacht", mit denen er auch in Hinsicht auf die Ausführung am meisten zufrieden war. Wessen Herz haben nicht seine geistlichen Lieder in manchen trüben Stunden angesprochen! Diese Lieder waren der Anfang eines christlichen Gesangbuchs, zu welchem der Dichter ebenfalls Predigten über die wichtigsten Ansichten des Christenthums schreiben wollte. Die größte Hälfte des 2. Theils s. Schriften (Berlin 1814, 2 Thle., 3. Aufl. ebend. 1816) besteht aus Fragmenten, in welchen sich sein vielseitiger und tiefer Geist mit der gemüthlichsten Liebe ausspricht. Auch hatte er den Plan zu einem encyklopädischen Werke entworfen, in welchem Erfahrungen und Ideen aus den verschiedenen Wissenschaften sich gegenseitig erklären, unterstützen und beleben sollten. Über ihn s. Schlichtegroll's „Nekrolog der Deutschen", 4. Bd. bb.

Hardouin (Jean), einer der gelehrtesten und zugleich paradoxesten Männer, geb. 1646 zu Quimper in Bretagne, trat in den Jesuiterorden und studirte außer der Theologie Geschichte, Münzkunde und gelehrte Sprachen. Diesen Wissenschaften widmete er sein Leben. Er starb zu Paris 1729. Um die Aufklärung der alten Münzkunde hat er große Verdienste; s. Ausg. der Reden des Themistius, noch mehr s. für die damalige Zeit vortrefflich ausgestattete Ausg. des Plinius (Hauptausg. Paris 1685, 5 Bde., 4., u. 1723, 2 Bde., Fol.) stehen noch jetzt in hohem Ansehen. Das merkwürdigste Paradoxon, das er mit großem Scharfsinn in s. „Chronologia ex nummis antiquis restituta" und in s. „Prolegomenis ad censuram veterum scriptorum" auszuführen wußte, war die Behauptung, daß nicht nur die meisten der für alt gehaltenen Münzen neuern Ursprungs, sondern auch die Schriften sämmtlicher alten Kirchen- und Profanscribenten, mit Ausnahme der Werke des Cicero, der Naturgeschichte des Plinius, der Georgica Virgil's und der Satyren und Episteln des Horaz, von Mönchen des 13. Jahrh. verfaßt und untergeschoben seien. Nach ihm ist die Äneide das Machwerk eines Benedictiners jener Zeit, der allegorisch die Reise St.-Peters nach Rom hat beschreiben wollen, wohin übrigens nach seiner Meinung dieser Apostel nie gekommen sei. Die eingeflochtene Erzählung von dem trojanischen Brande bezieht sich auf die Zerstörung Jerusalems und auf den Sieg des Christenthums über das Judenthum. Diese Behauptungen mußten ihn in große Streitigkeiten verwickeln; aber alle Widerlegungen waren nicht vermögend, ihn von der Unstatthaftigkeit seiner Sätze zu überzeugen.

Harem nennen die Mohammedaner den Theil des Hauses, wo die Frauen abgesondert von den Männern wohnen. Jeder Muselmann darf vier rechtmäßige Frauen und eine willkürliche Anzahl Beischläferinnen halten, die, im Hintergebäude wohnend und von hochummauerten Gärten eingeschlossen, unter Aufsicht schwarzer Verschnittenen und alter Hofmeisterinnen stehen. Diese Einrichtung ist jedoch nur den Reichen und Vornehmen möglich; der Geringere begnügt sich in der

Regel mit einer Frau, da er mehre nicht ernähren kann, läßt sich von ihr bei seinem Gewerbe helfen und lebt in näherer Verbindung mit ihr. (S. Serail.)

Häresie, ein kirchliches Verbrechen und als solches zuvörderst von verwandten Begriffen zu scheiden. — Ungläubige (Infideles) sind solche, die keine Christen sind: Heiden, Mohammedaner, Juden. Da sie nicht durch die Taufe der Kirche einverleibt worden, so maßt sich die Kirche keine Gewalt über sie an. Sie werden geduldet. Durch die Kirchengesetze ist aber bei Strafe des Kirchenbannes verboten, den Feinden des christlichen Namens Waffen zuzuführen oder sonst Vorschub zu leisten; eine Bestimmung, die zwar sehr alt und legitim, aber nichts destoweniger in neuerer Zeit wenig beachtet worden ist. — Apostasie hat zweierlei Bedeutungen. Erstlich nennt man Apostaten die, welche von dem einmal bekannten christlichen Glauben abfallen, also Heiden, oder Mohammedaner, oder Juden werden; dann heißt Apostasie das eigenmächtige Verlassen des Priester= (apost. irregularitatis) oder Mönchsstandes (apost. obedientiae). — Schismatiker sind Diejenigen, welche sich von der Einheit der Kirche absondern, also einen Riß (scissura, schisma) in das Kirchengebäude zu bringen suchen. Häresie kann mit einem Schisma verbunden sein, es ist aber nicht nothwendig. — Häresie ist die hartnäckige Vertheidigung eines von der allgemeinen Kirche verdammten oder dem Symbol derselben widersprechenden Dogma. Es ist also zuerst zum Begriff des Häretikers erfoderlich eine hartnäckige Vertheidigung; denn es heißt ausdrücklich in einer kanonischen Rechtsstelle von 398 (can. 29, c. 24, qu. 3): „Keineswegs sind unter die Häretiker zu rechnen Diejenigen, welche ihre, wenn gleich falsche und verkehrte, Meinung nicht mit hartnäckiger Heftigkeit vertheidigen, besonders wenn sie diese Meinung nicht aus eigner Kühnheit aufgestellt, sondern von verführten, in Irrthum gefallenen Ältern erhalten haben, und die Wahrheit mit behutsamer Sorgfalt suchen, bereit, wenn sie dieselbe gefunden, sie anzuerkennen." Zweitens gehört zum Begriff der Häresie, daß sie ein falsches Dogma aufstelle; Meinungsverschiedenheit in Disciplinarsachen (s. Kanon) macht noch keine Häresie aus. Es wird drittens zum Begriff der Häresie erfodert, daß die irrige Meinung schon von der Kirche als solche erklärt worden; solange dies nicht geschehen, sind die Meinungen frei, und man kann mehr als einen verehrten Kirchenvater aufweisen, der später von der Kirche verworfene Meinungen vertheidigt. Die allgemeine kirchliche Strafe der Häresie ist Ausschluß aus der Kirchengemeinschaft, also auch vom Begräbniß, Verlust von und Unfähigkeit zu Kirchenwürden; die bürgerlichen Strafen sind verschieden, je nachdem die Staaten sich mehr oder weniger an die Kirche angeschlossen, oder auch, wie in Spanien durch die Inquisition, die Kirche zur Erreichung freiheitswidriger Zwecke mißbraucht haben. In den eben angeführten kirchlichen Strafen der Häresie wird gewiß keine Ungerechtigkeit erkannt werden, sobald man der Kirche überhaupt das Recht zugesteht, sich als Anstalt zu setzen, einen Lehrbegriff zu haben, denn alsdann muß sie ja auch das Fremdartige ausscheiden können. Es ist gar nicht zu berechnen, was aus der Kirche, was aus der Welt geworden wäre, wenn die Kirche ein müßiger Zuschauer der vielen hundert entstehenden Häresien geblieben wäre und sich nicht vielmehr sie zu unterdrücken bemüht hätte. Die Kirche kann nicht zugleich das Eine als wahr setzen, ohne das Entgegengesetzte als unwahr zu erklären; sie ist ja keine Versammlung von Skeptikern. Wie ungegründet der der katholischen Kirche gemachte Vorwurf, daß sie in ihrem Bekenntnisse entgegengesetzte Meinungen als Häresie brandmarkt, sei, ist sonach von selbst klar. Vielleicht ist es nicht unpassend, hier die Worte Möser's, der die Sache von der politischen Seite nahm, anzuführen, eine Stelle nämlich aus s. Briefe an den Vicar in Savoyen („Vermischte Schriften", Thl. I, S. 131 u. 132): „Was dächten Sie weiter, wenn ich gegen Sie den Satz wage, die Ökonomie einer jeden Religion erfodere,

öffentlich zu behaupten, daß außer ihr kein Heil sei? Mir scheint es, als könne eine Religion ihre bürgerliche Wirkung ohne diesen Grundsatz nicht haben. Wenigstens bilde ich mir ein, wenn in einem öffentlichen Katechismus mit großen Buchstaben die Kinderlehre stände: Man kann in allen Religionen selig werden, daß dieses den nöthigen Enthusiasmus ungemein schwächen würde; ich, als ein fauler Knabe, würde sicher geträumt haben: Laß die Seele gebären, bringt sie keine Wahrheiten, so bringt sie Phantasien; und jede Religion ist Gott angenehm. So hätte ich gewiß geschlossen, oder mein Vater hätte mir die große Lehre von der Gleichgültigkeit aller Religionen eine Zeitlang verbergen und mich wider Ihre Meinung erst mit einem Vorurtheil auferziehen müssen. Als ein Mann wäre ich vielleicht so billig geworden, mich hierdurch nicht irren zu lassen. Allein der große Haufe der Kinder, welche niemals zu einem männlichen Verstande kommen, würde mich allemal gedauert haben. Eine solche Gleichgültigkeit hätte, meiner Meinung nach, jede Religion um ihre Kraft gebracht, die Gewissen zu binden, welches doch nothwendig ist, um den bürgerlichen Endzweck des Eides, dieses unentbehrlichen, obgleich traurigen Mittels, zu erhalten. Und dies bewegt mich zu glauben, daß jede Religion in ihrer öffentlichen Lehre alle andern ausschließen und den Philosophen nichts mehr als die heilsame Ungewißheit zur weitern Betrachtung lassen müsse." — Bekanntlich hat es auch für die evangelische Kirche Häretiker gegeben und zwar verbrannte, z. B. Servet (s. d.), so inconsequent dies auch immer sein mochte. In neuerer Zeit, wo die Autorität der symbolischen Bücher und der vier ersten Concilien aufgehört, scheint die Consequenz zur Annahme führen zu müssen, daß alle Häresien ein fortgehender Protestantismus gewesen, denn die Häretiker legten ja die Resultate ihres Forschens in den heiligen Schriften dar. v. e. K.

Häresis (griech.), Ketzerei; davon Häretiker, s. Ketzer.

Harfe, eines der ältesten Saiteninstrumente, das wahrscheinlich anfangs statt der Saiten mit Thierhaaren bezogen war. Ob sie die Sambuca oder das Trigonon der Alten sei, ist schwer zu bestimmen; ihr hohes Alter aber wird u. A. auch durch den hinter den Ruinen des ägyptischen Thebens in den vermeinten Gräbern der thebanischen Könige entdeckten Harfenspieler in einem Frescogemälde außer Zweifel gesetzt. In den ersten Jahrh. unserer Zeitrechnung bediente man sich der Harfe auch zur Begleitung in den gottesdienstlichen Versammlungen der Christen. Es gibt verschiedene Gattungen von Harfen: 1) die ehedem sehr gewöhnl. Spitzharfe, auch italienische Harfe genannt. Sie ist mit zwei Reihen Drahtsaiten (welche durch einen doppelten Resonanzboden getrennt sind) bezogen. Die linke Seite, welche den Baß ausmacht, pflegt gelbe, die rechte, oder die Discantseite, weiße Saiten zu haben. Dieses unvollkommene Instrument ist jetzt wenig im Gebrauch. Gewöhnlicher ist 2) die Doppel- oder Davidsharfe, in Form eines Triangels, mit Darmsaiten bezogen und mit einem Resonanzboden versehen. Ihr Umfang ist meistens von dem großen C bis zum dreigestrichenen c oder d. Die Unbequemlichkeit, daß dieses Instrument jedesmal nach dem Haupttone, aus welchem das vorzutragende Stück geht, eingestimmt, bei vorkommenden fremdartigen Tönen aber während des Spiels der Wirbel, womit die Saite am Ende befestigt ist, gedreht oder diese durch den Druck des Daumens verändert werden muß (wodurch manche Passagen durchaus unausführbar bleiben), hat zu einer eignen sinnreichen Erfindung Anlaß gegeben, nämlich 3) der Pedalharfe. Das Pedal besteht gewöhnlich aus sechs oder sieben Tritten; durch jeden derselben ist man im Stande, alle Octaven eines Tons um einen halben Ton zu erhöhen, braucht folglich beim Bezug auf keine andern Töne, als die der gewöhnlichen Tonleiter, Rücksicht zu nehmen, und kann aus jedem Tone mit gleicher Leichtigkeit spielen, ohne zum Daumen seine Zuflucht zu nehmen und dadurch gute Lagen zu verlieren. Sie muß aber in Es-dur gestimmt werden, um die B-Töne hervorzubringen. Die

Tonstücke für dieses Instrument werden, wie für das Clavier, im Baß-, oder Discant-, oder Violinschlüssel geschrieben. Sein Umfang ist von Contra-F bis zum viergestrichenen d. Einige schreiben diese glückliche Veränderung einem Deutschen, Namens Hochbrucker, zu, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrh. zu Donauwerth, Andre einem Anspacher, Joh. Paul Velter, der 1730 zu Nürnberg lebte. Später sind von Cousineau und Krumpholz in Paris Verbesserungen daran gemacht worden, besonders in Ansehung des Forte und Piano. Auch haben die Gebrüder Erard daselbst eine neue Art Pedalharfe erfunden. (S. auch Äolsharfe.) Lehrbücher für die Harfe haben Backofen und Bochsa geschrieben. Die vorzüglichsten neuesten Componisten für die Harfe sind, außer Nadermann, Demar, Steibelt 2c. Auch hat Spohr einige treffliche Stücke für seine Frau geschrieben, namentlich Potpourris mit Begleitung der Violine.

Harlekin. In Hinsicht dieses dramatischen Zerrbildes ist vielleicht nichts schwerer zu erklären, als sein Name. Batteux leitet es geradezu von den Satyrn des griech. Satyrspiels ab. Riccoboni vermuthet („Geschichte der ital. Schaubühne"), daß die Kleidung Harlekins keine andre sei, als jene der alten Mimen, welche mit geschorenem Kopfe gingen, und die man Planipedes (Barfüßler) nannte. Zu den Gründen, welche Riccoboni anführt, kann man noch das lächerliche Schwert der alten Mimen hinzufügen, welches sich bei Harlekin in eine Pritsche verwandelt hat. Auch heißen Harlekin und Scapin bei den besten toscanischen Schriftstellern Zanni, welches Wort wahrscheinlich von dem lat. Sannio abstammt, von welchem Cicero („De Oratore", I, 2) eine Beschreibung gibt, die so vollkommen auf den Charakter Harlekins paßt, daß auch der übereinstimmende Charakter beider die Abstammung Harlekins von jenen alten Planipeden verbürgt. „Der Charakter des alten Harlekin", sagt Flögel („Geschichte des Grotesk-komischen", S. 38 fg.), „war ein Gewebe von außerordentlichem Spiel, heftigen Bewegungen und übertriebener Possenreißerei, womit eine gewisse körperliche Behendigkeit verknüpft war, daß er fast immer in der Luft zu schweben schien und fast den Springer spielte. Er war unverschämt, spöttisch, ein Schalksnarr, niedrig, und besonders sehr schmutzig in seinen Ausdrücken. Ungefähr seit 1560 veränderte sich der Charakter dieser Maske. Der neue Harlekin legte Alles ab, was ihm aus dem vorigen Jahrh. noch anklebte. Es ist ein unwissender, im Grunde einfältiger Bediente, der sein Möglichstes thut, um witzig zu sein, und der diese Sucht bis zum Boshaften treibt. Er ist ein Schmarotzer, feig, treu, thätig, läßt sich aber aus Furcht oder Eigennutz in alle Arten von Schelmerei und Betrügerei ein. Er ist ein Chamäleon, das alle Farben annimmt, und wird in den Händen eines geistreichen Mannes die Hauptrolle der Bühne. Die Rede aus dem Stegreif ist sein Probirstein. Der neue Harlekin beobachtet gewisse komische Geberdenspiele und Possen, die viele Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn in dieser Rolle sich fortgepflanzt haben." Hier ist vornehmlich von dem italienischen Harlekin (Arlechino) die Rede, denn in Italien, und zwar in der sogenannten Commedia dell' arte, ist er heimisch. Man kann ihn daher nur mit Genauigkeit kennen lernen, wenn man diese Art von Schauspiel kennt und die übrigen Seitenverwandten Harlekins von ihm gehörig unterscheidet. Ob er zu dulden sei oder nicht, ist eine nicht unwichtige Frage. Er hat in Möser („Harlekin oder Vertheidigung des Grotesk-komischen") einen geistreichen Anwalt gefunden (vgl. Masken, italienische). Der galante, geschmeidige französische Harlekin ist eine ganz nationell modificirte Maske. Sie wird im Vaudevilletheater, stumm, mit einer schwarzen Halbmaske gegeben, und erinnert durch ihre Gewandtheit und Grazie an die Katzennatur. (S. Carlin.)

Harlem, Haarlem, eine Stadt im Gouvern. Nordholland im Königreich der Niederlande, der Hauptort eines Bezirks, unweit des Harlemer Meers, am Flusse Sparen, der durch dieselbe hindurchfließt, steht durch Canäle mit Amster-

dam und Leiden in Verbindung, hat 7963 H. und 21,200 Einw. Die sehr reinlichen Straßen sind mit Bäumen besetzt und von Canälen durchschnitten. Auf dem Markte befindet sich die marmorne Statue des Lorenz Janszoon Koster, dem die Holländer die Erfindung der Buchdruckerkunst zuschreiben. Das Säcularfest seiner angeblichen Erfindung vom J. 1424 ward den 10. Juli 1824 in Harlem feierlich begangen. Unter den 15 Kirchen der Stadt zeichnet sich die Hauptkirche durch ihre Größe, zierlichen Thurm und berühmte Orgel aus, welche 8000 Pfeifen und 60 Stimmen hat. Merkwürdig sind das Teyler'sche Museum und das Naturaliencabinet der hiesigen Societät der Wissenschaften; deßgleichen die Enscheider'sche Schriftgießerei. Die Blumencultur war sonst hier in einem außerordentlichen Flor, hat sich jedoch vermindert (vgl. Blumenhandel), ist indessen noch immer von Bedeutung. 1800 verkaufte ein Blumenhändler nur allein nach Lissabon mehr als 18,000 Stück türkische Ranunkelstöcke. Noch sind hier 13 große Blumenhändler, welche mit Tulpen- und Hyazinthenzwiebeln die entferntesten Gegenden versorgen. Sonst war Harlem durch seine Industrie sehr blühend. An Seidenstühlen sind kaum noch 60 vorhanden. Am berühmtesten sind die 18 harlemer Garn- und Leinwandbleichen; auch verfertigt man vielen Zwirn, Band von Leinwand, Wolle, Floret und Seide, seidenes Beuteltuch (das beste in Europa) und unterhält Seesalzsiedereien. In der Nähe ist der Harlemer Busch, einer der anmuthigsten Haine, mit Bäumen von einer ungewöhnlichen Stärke und einem schlanken, üppigen Wuchse. Schöne Landhäuser, umgeben von reizenden Gärten, liegen im Gehölze zerstreut. Vor allen zeichnet sich das mit fürstlicher Pracht erbaute Landhaus (Welgelegen) des Banquier Hope aus, dessen Inneres kostbar verziert ist. Die Treppen, Thüren und Parquets sind von Mahagoniholz, die Fenster von röthlichem venetianischen Spiegelglase, die Kamine von Verde Gallo und Verde Antico. Vorzüglich ist eine Treppe, die nebst dem Geländer aus weißem carraischen Marmor besteht, durch ihre höchst zierliche Arbeit bemerkenswerth. Über die Austrocknung des harlemer Meers, wodurch man 20,000 Morgen Land dem Anbau geben würde, hat Baron van Lynden van Hemmen (Amsterdam 1821) eine interessante Untersuchung angestellt.

Harmattan, ein besonderer, im Anfange scharfer, schneidend kalter Wind, welcher periodisch von dem Innern Afrikas nach dem atlantischen Ocean zu weht. Er herrscht besonders im Dec., Jan. und Febr., also in der dortigen trockenen Jahreszeit, und ist gewöhnlich von einem dichten Dampfe und Nebel begleitet, der die Sonne oft ganze Tage verbirgt. Äußerste Hitze und Trockenheit ist sein Charakter, sodaß die Gewächse von seinem Hauch verdorren und selbst der Mensch von ihm gefährdet werden kann, der bis zu Ende an Dürre im Gaumen zu leiden pflegt; bei langer Dauer schält sich im Gesicht und an den Händen die Haut ab und das Athemholen wird erschwert. Dagegen heilt er alte Geschwüre und Hautausschläge, sowie Wechselfieber und Durchfälle, nur nicht wenn er über Sümpfe mit faulenden Ausdünstungen streicht. Solange dieser Wind weht, bemerkt man keinen Thau und zeigt sich keine feuchte Luft. Alles Land wird welk und dürre, alle Früchte werden frühreif, alles Holzwerk reißt, alle Gefäße mit Feuchtigkeiten müssen begossen werden, oder sie laufen aus. Nach dem Harmattan tritt jedesmal schneidende Kälte ein.

Harmonia oder **Hermione**, eine Tochter des Mars und der Venus, die sie in ehebrecherischer Liebe erzeugten, wobei Vulcan sie ertappte. Nach ihrem Namen bezeichnete man in den ersten Zeiten den Inbegriff der ganzen Musik. Sie war mit ihrem Gemahl, dem Phönicier Kadmus, nach Griechenland gekommen, und hatte daselbst der Sage nach die Musik eingeführt.

Harmonica, ein musikalisches Instrument, aus einer ungefähr $\frac{3}{4}$ Zoll dicken Walze bestehend, die auf einem Fußgestelle ruht, auf welcher etliche 40

halbe gläserne Hohlkugeln von regelmäßig abgestufter Größe befestigt und so in einander geschoben sind, daß der Rand der einen immer unter dem Rand der andern etwas hervorragt, ohne sich jedoch zu berühren. Die Walze wird in einem auf dem Gestell angebrachten Gehäuse durch ein Schwungrad, vermittelst eines unten befindlichen Fußtritts, in Bewegung gesetzt. Ehe man spielt, werden die Glocken mit einem in Wasser getauchten Schwamm überstrichen und alsdann, durch Anlegung der Finger an die Ränder, aus den sich um ihre Achse drehenden Glocken die Töne gleichsam herausgezogen. Der Umfang des Instruments beträgt 3 bis 4 volle Octaven. Mit Unrecht wird Franklin als der Erfinder der Harmonica angesehen; ihm gehört wahrscheinlich nur das große und allerdings der Erfindung gleichzusetzende Verdienst einer neuen Einrichtung derselben. Man hatte nämlich vorher ein Glasspiel, Verrillon genannt, welches in einer Anzahl Gläser bestand, die nach ihrer Größe die Töne angaben, zu welchem Ende sie auf ein mit Tuch überzogenes Bret gestellt und mit zwei an der Spitze mit Seide oder Tuch umwundenen Stäbchen gelind angeschlagen wurden: eine allerdings sehr ärmliche Einrichtung. Ein Engländer, Puckeridge, soll die erste Idee dazu angegeben und Delaval sie verfolgt haben. Um den möglichen Einfluß auf das Nervensystem des Spielenden zu beseitigen, ist man auf Versuche gefallen, die Glasglocken nicht unmittelbar mit den Fingern zu berühren, sondern, wie beim Clavier, vermittelst der Tasten zu behandeln. Eine solche Tastatur soll Röllig in Berlin oder ein Hoforgelbauer Wagner in Dresden erfunden haben; auch Nicolai zu Görlitz hat eine solche gefertigt. Man nennt sie Clavierharmonica. Allein diese Versuche entsprechen den Foderungen keineswegs, und es ist unmöglich, die Feinheit, das Anschwellen und Aushalten des Tons in der Vollkommenheit wie bei der erstgedachten Art hervorzubringen. Übrigens ist wol nicht zu leugnen, daß die Harmonica, so sehr sie sich auch durch die Feinheit und das Anhaltende ihres Tons vor allen übrigen Instrumenten auszeichnet, doch nur ein auf sanfte, trübe Empfindungen und langsame, mehr feierliche Bewegung eingeschränktes Instrument bleibt, das eine Verbindung mit andern Instrumenten wenig oder gar nicht zuläßt. Als begleitend verdunkelt sie die Singstimme, als concertirend verlieren die sie begleitenden Instrumente, da sie ihr im Tone so weit nachstehen. Sie wird daher am füglichsten allein genossen und kann unter gewissen romantischen Verhältnissen von zauberischer Wirkung sein. Als die vorzüglichsten Harmonicaspieler sind Neumann, Schmittbauer und die blinde Kirchgeßner bekannt. Mit der eigentlichen Harmonica hat die **Stift-** oder **Nagelharmonica**, deren stählerne, in einen Halbkreis gestellte Stifte mit einem Saitenbogen gestrichen werden, nur eine Ähnlichkeit des Tons gemein.

Harmonichord, s. **Kaufmann**.

Harmonie bedeutet bei den Neuern die den Gesetzen des Klanges angemessene gleichzeitige Verbindung der Töne zu einem Ganzen; sie ist daher jedem größern Tonstücke wesentlich. Hat die Musik zunächst die Bestimmung, Gefühle auszudrücken, so hat die Harmonie insbesondere den Zweck, die Gefühle zu vervielfachen oder zu verstärken. Das Erstere ist dann der Fall, wenn gleichzeitig und abwechselnd mehre Gefühle ausgesprochen werden sollen und folglich jede der gleichzeitigen Tonreihen eine bedeutende Melodie hat; das Andre, wenn die Harmonie bloß begleitend ist. Die Vereinigung der Tonreihen zu einem gleichzeitigen Ganzen beruht auf den Gesetzen der Intervallen und Accorde, und die **Harmonik** oder die Harmonielehre hat die Gesetze dieser Vereinigung, nebst dem, was sich auf dieselbe wesentlich bezieht, aufzustellen. Sie setzt daher die Lehre von den Tönen, Intervallen, Tonarten und Klanggeschlechtern voraus, und hat es zunächst mit den Accorden, den Dissonanzen und Consonanzen und ihren verschiedenen Gestalten, ferner mit den Gesetzen der Accordenfolge, mithin folglich mit den Übergängen und Ausweichungen (s. **Modulation**) zu thun. Es ist gestritten

worden, ob die Griechen Harmonie gekannt haben; da aber die Begleitung einer Stimme durch die andre so natürlich ist und an Saiteninstrumenten sich das Zusammenstimmende der Töne von selbst darbietet, so läßt sich wol nur an der kunstmäßigen Ausbildung der Harmonie, welche von der Vervollkommnung der Instrumente abhängt, nicht an ihrem Vorhandensein bei den Griechen überhaupt, zweifeln. Übrigens verstanden sie auch unter Harmonie überhaupt die Übereinstimmung der musikalischen Töne miteinander, besonders in Hinsicht ihrer Aufeinanderfolge, und unter **Harmonik** die mathematische Wissenschaft der Tonverhältnisse. Sowie sich die Melodie mehr durch den Gesang, so hat sich die Harmonie mehr durch Instrumente entwickelt. Sie ist neuerdings durch Ausbildung der Instrumentalmusik vorherrschend geworden. Anfangs bestand die Harmonie nur aus Consonanzen, späterhin kamen immer mehr Dissonanzen hinzu, die man aufzulösen lernte; in der neuesten Zeit hat man dieselben bis zur Gewaltthätigkeit gehäuft. (S. **Musik**.) In einer ganz engen Bedeutung nennt man neuerdings Harmonien oder **Harmoniemusik** Tonstücke für bloße Blasinstrumente. — Von der Musik hat man das Wort **Harmonie** auf jede Übereinstimmung übergetragen, welche mit Vergnügen wahrgenommen wird, insbesondere auf die Übereinstimmung der Theile in den Werken der bildenden Kunst, Harmonie der Anordnung, Harmonie des Ausdrucks in der Malerei, Harmonie des Hellen und Dunkeln oder Harmonie des Helldunkels und Harmonie der Farben, die in der Übereinstimmung der Farben eines Gemäldes unter einander zu einer wohlthuenden Wirkung bestehen. T.

Harmonie, prästabilirte, s. **Leibnitz**.

Harmoniten, religiöse Schwärmer, welche ein Würtemberger, Rapp, in die Vereinigten Staaten eingeführt und daselbst zu einer Colonie ohne Ehe und Eigenthum vereinigt hat, die er mehre Jahre als geistliches und weltliches Oberhaupt am Ohio regierte; 1819 verlegte er diese Colonie (Harmony) an den Wabasch in dem Staate Indiana. — Einen andern Colonieort, Harmony genannt, in Pensylvanien, kaufte 1824 der engl. Philanthrop **Owen** (s. d.), um seinen sittlich-gewerbfleißigen Colonisationsplan auszuführen.

Harms (Klaus), Archidiakonus in Kiel, als Prediger und Schriftsteller bekannt, geb. am 25. Mai 1778 zu Fahrstedt, einem Dorfe in Süder-Dithmarschen (in Holstein), ist der Sohn eines Windmüllers. Bis in sein 12. Jahr genoß er den Dorfschulenunterricht; wie er denselben zu benutzen wußte, sagt er selbst in W. Schröter's und F. A. Klein's Oppositionsschrift: „Für Christenthum und Gottesgelahrtheit" (2. Bd. 2. Heft, Jena 1819). Hierauf erlernte er bei dem Prediger des Dorfs die Elemente der latein. und griech. Sprache. Dann mußte er in dem väterlichen Hause auf der Mühle und in der Landwirthschaft mit Hand anlegen; doch ward dabei durch heimliches Lesen eines geliehenen, auch wol eines gekauften Buches der in ihm unaufhörlich wirkende Trieb zur Wissenschaft rege erhalten. Von seinem 17. J. an stand er, da sein Vater gestorben war, dem älterlichen Haushalte gewissermaßen ganz vor. Immer reger aber ward nun der vor Jahren mühsam unterdrückte Gedanke ans Studiren in ihm, bis er, da seine Mutter die Mühle verkaufte (1797), in seinem 19. J. die Gelehrtenschule zu Meldorf im Dithmarscherlande beziehen konnte. Darauf studirte er seit 1799 in Kiel, bestand 1802 das Oberconsistorialexamen zu Glückstadt, und wurde Hauslehrer. 1806 wählte ihn die Gemeinde zu Lunden (Flecken in Norder-Dithmarschen) zu ihrem Diakonus, welchem Amte er zehn Jahre hindurch vorstand, bis er 1816 das Archidiakonat in Kiel erhielt. Zum geistlichen Redner scheint er wie geboren; die Rede fließt ihm mild und sanft, oft kräftig und feurig, wie in einem Guß, und dabei immer auf eine ganz eigenthümliche, einfache, klare, fast naive Weise von den Lippen. Sein ungekünstelter, faßlicher Vortrag ist vorzüglich auf das Herz

gerichtet. Alle Classen von Zuhörern, der gelehrte Stand, wie der des Landmanns, hören mit Erbauung seiner Rede zu. Auch durch seine in mehren Aufl. verbreitete „Sommer- und Winterpostille" hat er in weiten Kreisen gewirkt. Nicht weniger bekannt machte er sich 1817, bei der Feier des dritten Reformationsfestes, durch s. Schrift: „Das sind die 95 Theses D. Martin Luther's, mit andern 95 Sätzen begleitet rc.", von Kl. Harms (Kiel 1817). H. wollte darin die Gebrechen der protestant. Kirche zur Sprache bringen, indem er kurz und kräftig, oft scharf und mit sarkastischem Witze, manche einzelne Erscheinung als allgemein aufstellte und die conventionellen Rücksichten wenig schonte. Es entstand darüber ein ärgerlicher Streit; für die Wahrheit indessen und für ein regeres Leben in der protestant. Kirche ist gewiß Vieles dadurch gewonnen worden. (S. Ammon.) — Außerdem hat er, durch Zeitbedürfnisse veranlaßt, Mehres geschrieben und in seinem Kreise immer kräftig für das Gute gewirkt, Manchem vielleicht als ein zu rüstiger Kämpfer für das, was ihm Recht schien; z. B. in seiner von Krug gewürdigten Schrift: „Daß es mit der Vernunftreligion nichts ist" (1819); dann in seiner gegen den Senator Witthöfft in Kiel gerichteten Schrift (vgl. „Sophronizon", II. Bd., 2. Heft). Sein Charakter ist zwar lebhaft und rasch, aber dabei gutmüthig, offenherzig, naiv, einfach und milde. Er ist ein heiterer Gesellschafter, ein guter Hausvater. Seinem Berufe lebt er ganz mit Treue und Eifer, ohne Eigennutz, er ist ein Freund der Armen, sein öffentlicher und sein Privatwandel sind rein; er wird allgemein geliebt und verehrt. Als er vor einigen Jahren den Ruf zu der evangelischen Bischofswürde für alle evangelische Gemeinden in Rußland ablehnte (was um so uneigennütziger war, da ihn bloß die Zuneigung zu seiner Gemeinde und Vaterlandsliebe bestimmten, ohne alle Verbesserung seiner äußern, nicht so gar glänzenden Lage), sprach sich die Freude seiner Gemeinde über sein Bleiben laut aus, insbesondere durch die (vermittelst freiwilliger Unterzeichnung von vielen Gemeindemitgliedern bewirkte) Schenkung eines bequem eingerichteten Wohnhauses. — Sein Bild hat Bollinger in Berlin, nach einem Gemälde von Hansen in Kiel, 1821 in Kupfer gestochen.

Harnisch (Panzer, Panzerhemd) ist für das kleine Gewehr, für Pfeile und für alles Hieb- und Stoßgewehr eine schützende metallene Bekleidung, womit sich die alten Krieger, bis zur Erfindung des Pulvers, bedeckten. Die Rüstung bestand aus dem Helm oder der Kopfbedeckung, aus der Rücken- und Brustbedeckung, welche letztere beide noch jetzt unter der Benennung Kürasse gebräuchlich sind, und aus der Arm- und Beinbedeckung (den Arm- und Beinschienen). Solche vollständige Harnische wogen gewöhnlich mehre hundert Pfund. Die Unterlage des Brustharnisches war entweder von Leder, oder Leinwand, oder von wollenem Filz, und die äußere Bedeckung von Metall bestand gewöhnlich aus kleinen, wie die Fischschuppen übereinandergelegten Schilderchen, und zuweilen auch aus ineinandergeflochtenen Kettchen; allein die Brustharnische der alten Perser, sowie der Ritter im Mittelalter, waren immer, gleich den jetzigen Kürassen, nur aus einem einzigen Stücke Eisen geschmiedet, wie der Rückenharnisch. Indessen verfertigte man den Harnisch nicht immer aus Metall, sondern man machte die Rüstung auch aus flächsenem und hanfenem Garne, indem man dasselbe entweder webte oder aus mehren Garnfäden kleine Strickchen flocht und diese dann mit einander mehrfach verband, oder auch die gewebte Leinwand in einer aus essigsaurem Wein und Salz bestehenden Flüssigkeit beizte, und dann aus der Leinwand einen Filz bereitete, der oft zehnmal dicker ward, als die einfache Leinwand gewesen war. Die Erfindung des Harnisches fällt in das hohe Alterthum. — Im Bergbau heißt Harnisch ein festes Saalband, oder die Ablösung des Ganges vom Gestein mit einer festen Oberfläche, und den Überzug von Kies oder metallischen Körpern, welche sich auf die Flächen des Gesteins legen, daß die Flächen das Ansehen haben, als

wenn sie mit metallenen Plättchen belegt wären, sowie auch den Überzug jener Materialien auf Holz beim Bauwesen, nennt man ebenfalls Harnisch. — In der Weberei, wo alle großblumige oder gezogene Zeuge auf einem Stuhle gewirkt werden, der neben seinen gewöhnlichen Theilen eine Menge schwebender Schnüre hat, wovon der eine Theil mitten in dem Stuhle an dem Rahmkorden meistentheils senkrecht herunterhängt, heißen diese Schnüre Harnisch. X.

Harpe (Jean François de la), s. Laharpe (J. Fr. de).

Harpe (Friedrich Cäsar la), s. Laharpe (Fr. Cäsar).

Harpeggio (Arpeggio), eine gewisse Art der Ausführung der Accorde, nach welcher die in selbigen vorkommenden Intervalle nicht zugleich, sondern schnell nach einander, sowol von der Tiefe nach der Höhe zu, als umgekehrt vorgetragen werden. Die nächste Veranlassung zu dieser Art von musikalischer Figur oder Setzmanier gab wahrscheinlich die Harfe, von der sie auch den Namen führt, und zwar wegen des baldigen Schwindens ihrer Töne bei nothwendigem langen Verweilen in einerlei Accorden. In gleicher Hinsicht ist die Anwendung des Harpeggio auf dem Clavier zu betrachten, dessen Ausführung entweder der Tonsetzer (durch das Wort arpeggiando oder mittelst eines eignen Zeichens) vorschreibt, oder der Willkür des Spielenden überläßt. Bei Begleitung der Recitative ist es zuweilen nothwendig, ohne besondere Vorschrift den Accord zu harpeggiren, theils um kleine Pausen zu füllen, theils um die richtige Intonation des Sängers zu befördern.

Harpokrates, der Gott des Schweigens bei den Ägyptern, ein Sohn der Isis und des Osiris. Seine Bildsäule, die ihn mit auf den Mund gelegtem Finger darstellt, befindet sich am Eingange der meisten ägyptischen, auch römischen Tempel.

Harpyien, die Raubenden, Wegreißenden, daher Sturmgöttinnen, deren Ältern, Namen, Anzahl und Bildung von den Dichtern so verschieden angegeben werden, daß sich schwer mit einiger Gewißheit Etwas darüber bestimmen läßt. Bei Homer wohnen sie, nebst den Erinnyen, am Oceanus vor dem Schlunde des Schattenreichs, und sind Gottheiten der Stürme. War Jemand so lange von seiner Heimath weg, daß man nicht wußte, was aus ihm geworden, und ihn für todt halten mußte, so sagte man: „Die Harpyien haben ihn geraubt". Noch bei Hesiodus sind sie Jungfrauen von schöner menschlicher Bildung. Die spätern Dichter und Bildner wetteiferten in gräßlicher Mißgestaltung der Harpyien. Einige schenkten ihnen ein Hühnerhaupt, einen gefiederten Leib und Flügel, menschliche Arme mit Krallen, eine weiße Brust und menschliche Schenkel, die in Hühnerfüße ausliefen; Andre ein jungfräuliches Gesicht mit Bärenohren. Drei Abbildungen der Harpyien auf Münzen und Kunstwerken hat Spanheim, wo sie auf kralligen Vogelrümpfen, die erste ein rauhohriges Mädchengesicht, die zweite ein ganz weibliches Haupt und zwei Brüste, die dritte ein mit Haube und Kranz geschmücktes Antlitz darbieten. Ähnliche Darstellungen finden sich auch anderwärts.

Harrington (James), ein berühmter politischer Schriftsteller, geb. zu Upton 1611, studirte zu Oxford und bereiste in der Folge Frankreich, Holland, Dänemark, Deutschland und Italien. Karl I. machte ihn zu seinem Geh. Kammerjunker, und in dieser Eigenschaft begleitete er den König auf seiner ersten Unternehmung nach Schottland. Nach dem Tode Karls schrieb er in der von ihm erwählten Zurückgezogenheit sein berühmtes politisches Werk „Oceana" (London 1650, späterhin mit s. andern Werken 1700 u. fg.), welches er Cromwell zueignete. Es erregte großes Aufsehen und wirkte mächtig ein auf die politische Denkart der Engländer. H. stellte darin in einer Allegorie das Ideal seiner Republik auf, deren Güte und Dauer nach seinem Urtheile hauptsächlich von dem Gleichgewichte des Vermögens der Bürger abhing. Aber seine Grundsätze waren nicht

nach dem Sinne Cromwell's und der Anhänger desselben; es erhoben sich eine Menge von Kritiken; H.'s Antworten findet man dem Werke angehängt. Seine folgenden Schriften und Verhandlungen verursachten, daß er unter der Regierung Karls II. 1661 in den Tower gesetzt, und ob er gleich des Verbrechens des Hochverraths unschuldig befunden wurde, doch in der Gefangenschaft blieb und harte Mißhandlungen erfuhr, worüber er in Wahnsinn fiel und 1677 starb.

Harris (James), geb. 1709 in Salisbury, erhielt daselbst den ersten Unterricht und studirte zu Oxford, hierauf die Rechtswissenschaften in Lincoln-Inn, dem berühmten Rechtscollegium zu London. Nach dem Tode seines Vaters vertauschte er die juristischen Studien mit der griechischen und römischen Literatur. 1744 erschien die erste Frucht seines Fleißes: „Three treatises, the first concerning art, the second concerning music, painting and poetry, the third concerning happiness", zwar dialogisirt, jedoch mehr Abhandlung als Dialog. 1751 folgte eine philosophische Sprachlehre, das erste Werk dieser Art: „Hermes, or a philosophical inquiry concerning universal grammar". H. gestand, daß ihn zuerst die Minerva des Sanctius zu der so tiefen und genauen Erforschung der Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre gebracht habe. Neben den ernsten Wissenschaften beschäftigte er sich mit Musik, einer Kunst, in der er es selbst sehr weit brachte, und zu deren Aufnahme in seiner Vaterstadt er viel that. 1761 ward er zum Parlamentsgliede für den Flecken Christ-Church gewählt und behielt diese Stelle bis an seinen Tod. 1762 erhielt er den Posten eines Lords der Admiralität, und 1763 ernannte ihn der König zu einem Lord der Schatzkammer, welche letztere Stelle er bis 1765 behielt. Nun lebte er ohne öffentliches Amt bis 1774, wo er Secretair und Controlleur der Königin wurde. Neben den mit dieser Stelle verbundenen Geschäften fand er Muße, s. „Philosophical arrangements" auszuarbeiten, welche ein Bruchstück eines größern Werks über die peripatetische Logik sind, das er nicht beendigte. Zuletzt erschienen s. „Philosophical inquiries", die eine Geschichte der Kritik und Betrachtungen über die Prosodie und Ästhetik enthalten. Er starb 1780. Sein Sohn, Lord Malmesbury, gab 1802 die Werke seines Vaters heraus.

Harrison (John), der Erfinder und Verfertiger der genauen Uhren, deren man sich zu den Längenbestimmungen bedient. Er war 1703 zu Foulby in der Grafschaft York geboren und wählte anfänglich das Gewerbe seines Vaters, der ein Zimmermann war. 1726 machte er die Erfindung seines pendule à gril und wandte es bei zwei fast ganz aus Holz verfertigten Uhren an, welche dadurch einen Grad von Vollkommenheit erhielten, daß sie in einem ganzen Monat kaum um eine Secunde abwichen. 1736 brachte er eine Seeuhr (d. h. eine vermittelst ihres sehr genauen Ganges zur Bestimmung der geographischen Länge auf dem Meere brauchbare Uhr) zu Stande, die er Zeithalter (time keeper) nannte, und die auf einer Reise nach Lissabon so gute Dienste leistete, daß man dem Künstler die auf die nützlichste Erfindung ausgesetzte Copley'sche Medaille gab. Seitdem arbeitete er unermüdet an der Verbesserung seiner Erfindung, und im Nov. 1761 trat sein Sohn William mit einer neuen Seeuhr eine Reise nach Jamaika an, die 81 Tage dauerte, während welcher die Uhr auf dem Hinwege nur 5 Secunden, und auf dem Rückwege noch nicht volle 2 Minuten in Zeit, d. h. also in Bogen keinen halben Grad abwich. Harrison machte nunmehr Anspruch auf den Preis von 20,000 Pf. St., der durch eine Parlamentsacte von 1714 für Bestimmung der Meereslänge bis auf einen halben Grad ausgesetzt worden war; die Commissarien bewilligten ihm aber nach einer zweiten Prüfung vorerst nur die Hälfte; und da der k. Astronom Maskelyne (s. d.) den Gang der Uhr nachher ungleicher fand, so mußte sich H. damit begnügen. Vgl. „An account of the going of Mr. Harrison's watch at the royal observatory" (Lond. 1767, 4.).

In seinen letzten Jahren verfertigte H. noch einen neuen Zeitmesser, der auf der Sternwarte von Richmond geprüft ward und binnen sechs Wochen nur um 4½ Secunde abwich. Er starb 1776. Ein Jahr zuvor hatte er ein Werk: „Description containing such mechanism as will afford a true mensuration of time", herausgegeben, das man jedoch mit Rücksicht auf des Verf. hohes Alter und gänzliche Unbekanntschaft mit literarischen Gegenständen beurtheilen muß. Man findet darin die kurze Berechnung seiner neuen Tonleiter oder mechanischen Eintheilung der Octave. H. hatte ein sehr feines Ohr und war in seiner Jugend ein Meister in der Musik gewesen. S. über s. Leben „Monthly review" (1775, Bd. 53.).

Harsdörfer (Georg Philipp), ein hochgepriesener Gelehrter und Dichter des 17. Jahrh., lebte von 1607 bis 1658. Er stammte aus einer vornehmen Patricierfamilie in Nürnberg, war lange auf Reisen in Holland, England, Frankreich und Italien, und erwarb sich dadurch viele Sprachkenntnisse, die er in seinem Vaterlande geltend machte, wo man ihm den Beinamen „des Gelehrten" gab. Auch wurde er Mitglied des hohen Raths zu Nürnberg. H.'s deutsche und lateinische Schriften, geschichtl. und schönwissenschaftl. Inhalts, füllen 47 Bde. Er war indessen weder ein gründlicher Gelehrter noch ein dichterischer Geist. Fleiß und Belesenheit zeichnen ihn als Literator, sinnreicher Witz, der aber oft in witzelnde Spielerei ausartet, als Dichter aus. Seine meisten und besten Lieder finden sich in s. „Frauenzimmergesprächen" (Nürnberg 1642 fg., 8 Bde.). — Mit seinem Freunde und poetischen Genossen Johann Klai (Clajus), geb. zu Meißen 1616, gest. als Prediger zu Kitzingen in Franken 1656, stiftete er 1644 zu Nürnberg den gekrönten Blumenorden oder die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz, welche der Form und dem Namen nach noch jetzt besteht. Die Reinheit der deutschen Sprache und Dichtkunst aufrecht zu erhalten, war der Zweck dieses Ordens, welcher Fürsten und Gelehrte des ersten Ranges zu Mitgliedern zählte. Klai's Gedichte stehen zum Theil in den Sammlungen, welche die Pegnitzschäfer herausgaben, zum Theil sind sie einzeln gedruckt. Dieser jüngere Klai ist nicht zu verwechseln mit dem ältern Johann Klai, einem gelehrten Schulmann, st. 1592.

Härte, diejenige Eigenschaft der Körper, nach welcher sie einer beträchtlichen auf sie einwirkenden Kraft Widerstand leisten, bevor ihre Theile von einander getrennt werden. Absolut hart ist kein Körper; er kann jedesmal nur in Beziehung auf einen andern hart heißen, dessen Theile sich leichter als die seinigen trennen lassen, da er in Rücksicht auf andre weich sein kann. Hiemit stimmt die dynamische Lehrart überein, nach welcher Härte, der Erfahrung gemäß, bloß auf Graden beruht, über und unter welchen andre Grade bis ins Unendliche möglich sind. Nach den atomistischen Grundsätzen kommt den Grundkörpern oder Atomen eine absolute Härte zu, wovon die Erfahrung nichts lehrt.

Hartleben (Theodor), großherz. badischer Geh. Regierungsrath, geb. zu Mainz 1770, Sohn des dasigen Prof. der Rechte (Franz Jos. H., gest. 1808 zu Wien), studirte, nachdem er bereits D. der Rechte und Assessor der mainzer Juristenfacultät war, die Reichspraxis in Wetzlar, Wien und Regensburg. In Wien machte er sich mit den Einrichtungen und dem Geschäftsgange der Polizei genau bekannt; zugleich schrieb er über staatsrechtliche Gegenstände. Damals trug ihm der sogenannte mainzer Nationalconvent, unter Androhung des Verlusts seiner vaterländischen Rechte, ein einträgliches Staatsamt an; allein er schlug es aus. Hierauf wollte ihn der zu Aschaffenburg residirende Kurfürst von Mainz als Hofgerichtsrath anstellen; allein H. zog es vor, sich ganz dem publicistischen Fache zu widmen. Dies bewog ihn, als Hofrath und Oberamtmann in die Dienste des Fürstbischofs von Speier zu treten, der ihn wegen s. Schrift: „Über Einquartierungsfreiheit reichsständischer Residenzen", sehr schätzte. Hier bildete er sich zum

juridischen und polizeilichen Geschäftsmann. 1795 ward H. als wirkl. Hofrath und Lehrer des Staatsrechts an der Universität Salzburg angestellt, wo er 10 Jahre lang mit Beifall Vorlesungen hielt, selbst vor Staatsbeamten, auch durch staatsrechtliche und polizeiliche Referate im Hofrathscollegium sich Vertrauen erwarb. Als 1800 franz. Truppen Salzburg besetzten, gab es hier keine Polizeibehörde für Einquartierung, Verpflegung &c. H. ward beauftragt, der daraus entstandenen Verwirrung abzuhelfen, und er richtete mehre Anstalten nicht nur ein, sondern brachte sie auch bald in Thätigkeit, sodaß ihn die Regierung zum Polizeidirector ernannte. H. handelte mit der größten Publicität, dadurch ward überall das Zweckmäßigste gefunden und allgemeines Vertrauen erweckt. Mit 1802 begann H. s. für die Polizeipraxis von ganz Deutschland so wichtig gewordene, noch 1826 fortdauernde „Allgemeine deutsche Justiz- und Polizeifama.“ 1803 bewog ihn Manfredini's Verwaltungssystem, den Ruf als kurpfalz-baierischer wirkl. Landesdirectionsrath und Professor der Polizei, sowie des Territorialstaatsrechts zu Würzburg, anzunehmen. Hier wurde von ihm die Stadtpolizei neu geordnet und verbessert; auch gelang es ihm, die alten Religionsstreitigkeiten zu Buchbronn und Kitzingen beizulegen. Vielfach thätig als Rechtslehrer an der Hochschule, als Beisitzer des Spruchcollegiums und als Senior in der Section der Staatswissenschaften, gab er noch das „Archiv für die Sicherheits- und Armenpflege“ gemeinschaftlich mit dem berliner Polizeidirector v. Gruner heraus. Bei der Abtretung Würzburgs an den bisherigen Kurf. von Salzburg legte H. seine Stellen aus dem Grunde nieder, weil er einer Regierung, die er zu Salzburg verlassen hatte, nicht wieder angehören wollte, und ging als Landesregierungsrath in herzogl. sachsen-koburgische Dienste. Hier machte er sich, während der franz. Verwaltung 1806 fg., um Stadt und Land so verdient, daß ihn der Herzog zum Geh.-Regierungsrath und 1807 zum Dirigenten des neuen Revisionsgerichtshofs ernannte. Als aber unter der neuen Regierung der verdienstvolle Minister seine Entlassung nahm, ging auch H. ab, weil er der Gegenpartei nicht angehören wollte. Hierauf zog er einen Ruf in großherz. badische Dienste einem andern weit vortheilhaftern aus dem Grunde vor, weil Karl Friedrich in diesem Staate regierte. Als Rath bei der Regierung des Oberrheins und als Rechtslehrer an der Universität zu Freiburg, dann bei 3 Kreisdirectorien binnen 8 Jahren mit Geschäften überhäuft, war er unermüdet thätig, erhielt aber nicht die erwartete Beförderung, doch ward auswärts sein wissenschaftliches Verdienst bei der Herausgabe des franz. Strafgesetzbuches, und seines statist. Gemäldes von Karlsruhe, sowie sein praktisches Verdienst in den Einrichtungen des Feldlazareths der alliirten Armeen, von der Oberbehörde anerkannt. Später ernannte ihn die vorige badische Regierung zu ihrem Commissair bei der Rheinschifffahrtscommission in Mainz. Ende 1820 aber ward er abberufen, weil er durch die Unterschrift eines Vertragsentwurfs über die Schifffahrtsverhältnisse zwischen Baden und Frankreich gegen seine Instruction gehandelt haben sollte. Allein nach den Erklärungen darüber im 8. Heft v. Murhard's „Polit. Annalen“ haben andre Ursachen dabei mitgewirkt. 1819 ward H. zum Geh. Regierungsrath ernannt; später wegen Kränklichkeit in Ruhestand versetzt, lebt er jetzt den Wissenschaften. Er hat in s. „Geschäftslexikon für die deutschen Landstände, Staats- und Gemeindebeamten“ (1. Th., Lpz. 1824.), dessen 2. und letzter Th. bald erscheinen wird, die Ergebnisse s. reichen Erfahrung im publicist.-jurid.-polizeil. Fache niedergelegt. Er ist Mitglied der Akademien der Wissenschaften zu Berlin, München, Hanover u. a. m. Auch haben die Könige von Preußen, Baiern und Sachsen und andre Regenten ihm ihre goldene Verdienstmedaille ertheilt.

Hartley (David). Dieser als materialistischer Psycholog bekannte Arzt, geb. 1704 zu Illingworth, practicirte einige Zeit in London und starb 1757 zu Bath. Er hat mehre medicinische Werke geschrieben. Bekannter sind s. philo-

sophischen Betrachtungen über den Menschen („**Observations on man, his frame, his duty and his expectations**", 2 Thle., Lond. 1749, übersetzt mit Anmerk. von Pistorius, Rostock u. Leipz. 1772., 2 Bde., und „**Theory of human mind with essays by Joh. Priestley**", Lond. 1775). In diesen Untersuchungen leitet er alle geistige Thätigkeit auf die Vergesellschaftung der Vorstellungen und diese von den Schwingungen der Nerven und eines ätherischen Gehirnfluidums ab. Doch nahm er eine psychologische Einheit und immaterielle Substanzen zur Erklärung der Materie an. Nach ihm ist der Zweck des Ganzen Glückseligkeit, und die Sittlichkeit und Unsittlichkeit der Handlungen besteht in ihrem Verhältniß zur Glückseligkeit oder Unglückseligkeit. Seine Ansichten wurden von seinem Nachfolger Priestley noch mehr entwickelt.

Hartmann (Johann Georg August von), k. würtemb. Geh. Rath, Präsident des Wohlthätigkeits-, Landwirthschafts-, Handels- und Gewerbsvereins, Comthur des Ord. der würt. Krone, geb. den 5. Oct. 1764, studirte von 1784—87 in Tübingen die Rechte und in Heidelberg die Cameralwissenschaften, machte eine Reise durch Deutschland, Holland und die Schweiz, und ward 1788 als Prof. der Cameralwissenschaften bei der hohen Karlsschule in Stuttgart angestellt. Nach deren Aufhebung ward er 1794 Hof- und Domainenrath bei der Rentkammer und 1796 Mitglied des Kirchenraths (welcher das bedeutende würt. Kirchengut zu verwalten hatte), wobei er durch seine gründlichen Forstkenntnisse wohlthätig auf die Forstverwaltung als Referent einwirkte. Nach Auflösung der Landesverfassung ward er 1806 bei dem Oberlandesökonomiecollegium und zugleich bei der Forstdirection als Rath angestellt, 1808 zum Chef der letztern und zum Geh. Oberfinanzrath, dabei noch 1811 zum Chef der Stiftungssection, 1812 zum Staatsrath, 1816 zum Mitglied des Generalfinanzcollegiums, und nach dem Regierungsantritt des jetzigen Königs zum Wirkl. Geh. Rath und zugleich zum Präsidenten der Oberrechenkammer ernannt. Aus unbekannten Ursachen ward er Ende 1818 beider Stellen enthoben. Bald aber eröffnete sich für seinen Charakter und Patriotismus, sowie für seinen, durch Kenntnisse gebildeten und durch lange Erfahrung gereiften Geist ein schöner Wirkungskreis. Die verew. Königin Katharina, welche noch in den von ihr gegründeten Stiftungen fortwirkt, hatte sich bei deren Einrichtung vornehmlich seines Raths bedient. Als nun diese Institute durch den Tod der allgemein verehrten Landesmutter verwaiset schienen, übertrug der König ihm das Präsidium der Centralstelle sowol des Wohlthätigkeits- als des landwirthschaftlichen Vereins, nebst der Oberaufsicht über sämmtliche, mit diesen das ganze Land umfassenden Instituten in Verbindung stehende, von der Verewigten gestiftete oder vervollkommnete Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten. — Als Schriftsteller war er der Erste, welcher die Hauswirthschaft in ein System brachte, in s. „Versuch einer geordneten Anleitung zur Hauswirthschaft" (Stuttg. 1792). Zehn Jahre später erschien die von ihm in Laurop's Gesellschaft herausg. „Zeitschr. für Forstwissenschaft" (2 Bde., Kopenh. 1812). Die Vermehrung seiner Staatsgeschäfte nöthigte ihn, den wissenschaftlichen Beschäftigungen zu entsagen, obwol er stets mit der Literatur fortzuschreiten suchte, und nicht selten Beiträge in öffentliche Blätter lieferte. Mehre ökonomische und naturforschende Gesellschaften nebst andern gemeinnützigen Vereinen nahmen ihn in ihre Mitte auf.

Haruspex, s. Aruspex.

Harvey (William), ein berühmter engl. Arzt, geb. am 1. April 1578 zu Folkstone in Kent, studirte zu Cambridge und Padua, wurde Mitglied des medicinischen Collegiums zu London, dann öffentl. Lehrer der Anatomie und Chirurgie an eben diesem Collegium, und starb am 3. Juni 1658 als Leibarzt Karls I. Er war ein großer Praktiker und scharfsinniger Beobachter. Was ihn unsterblich macht, ist seine Lehre vom Kreislaufe des Bluts, wozu ihm die fleißigen Zergliederungen der

Thiere Gelegenheit gaben. Er war der Erste, welcher 1619 in s. Vorlesungen den Kreislauf des Blutes in systematischem Zusammenhange bewies. 1628 erschien s. System: „Exercitatio anat. de motu cordis et sanguinis" zu Frankfurt (neuere Aufl. Leiden 1737). Auch schrieb er späterhin: „De circulatione sanguinis" (Rotterd. 1649). Die Handschrift s. Vorlesungen befindet sich in dem britischen Museum. Diese Entdeckung vollendete den Sturz des Galen'schen Systems, und gab, verbunden mit Descartes's und Newton's Philosophemen, Veranlassung zum Entstehen des bald wieder aufgegebenen iatromathematischen Systems, dessen Urheber Borelli war, welcher dadurch der Medicin die möglichste Gewißheit zu verschaffen gedachte. Harvey zog sich durch seine Entdeckungen unter den Ärzten viele Feinde zu, welche seine Lehre, die Keiner mehr bezweifelt, zu verkleinern suchten. So gelang es ihnen, Harvey um den größten Theil seiner Praxis zu bringen. Dennoch wurde er von Jakob I. und dessen Nachfolger, Karl I., deren Leibarzt er war, mit ausgezeichneter Gunst beehrt. Nicht minder wichtig, als jene Entdeckung, ist seine Lehre von der Erzeugung organischer Körper. Harvey's Ausspruch, daß Alles, was lebt, aus Eiern entsteht, wird jetzt als völlig ausgemacht angesehen, und somit die sogenannte Generatio aequivoca widerlegt, zufolge der die letzten Glieder der organischen Kette (wie z. B. Pilze, Schimmelarten rc.) noch täglich ohne Eier, bloß durch den zufälligen Zusammenfluß gewisser Stoffe entstehen sollen. Harvey stützte sich bei dieser Behauptung, sowie bei der vorigen, ganz auf reine, geprüfte Erfahrung. Er schrieb über diesen Gegenstand: „De generatione animalium" (Lond. 1651) und „De ovo". S. Schriften gab mit Harvey's Lebensbeschreib. 1766, 2 Thle., 4., D. Lawrence in London heraus. Seine Schreibart ist lebhaft und edel, wie sein Charakter es war. Er erwiderte die hämischen Anfeindungen seiner Gegner mit Schonung und Gelassenheit.

Harwich, an der Mündung des Stour, Haupthafen der engl. Provinz Essex, eine geräumige, sichere und tiefe Bai, worin man wol 100 Kriegsschiffe nebst vielen andern Fahrzeugen zu gleicher Zeit gesehen hat. Der Eingang ist von der Seite von Suffolk durch Languardfort vertheidigt. Nahe bei der Stadt, die gegen 3000 Einw. zählt, und auch wegen ihrer Bäder besucht wird, auf Beacon-Hill, ist wegen der gefährlichen Küste ein schöner Leuchtthurm. Ferner ist hier ein königl. Werft für Kriegsschiffe. In Friedenszeiten ist Harwich die Station der Packetboote für Helvoetsluis und Hamburg.

Harz, Deutschlands nördlichstes Hauptgebirge, von wo sich gegen N. nach der Ost- und Nordsee eine, nur von unbedeutenden Hügeln unterbrochene, große Ebene erstreckt. Der Harz ist ein freistehendes, aber von niedrigen Hügelketten umgebenes Gebirge, das 16 Meilen lang und 4—6 M. breit ist. Die wahren Harzgebirge fangen östlich im Mansfeldischen an, gehen durch das Anhalt-Bernburgische, die Grafschaften Stolberg, Hohenstein und Wernigerode, einen Theil von Halberstadt und Blankenburg, Braunschweig-Wolfenbüttel und Grubenhagen, wo sie sich gegen W. bei der braunschw. Stadt Seesen endigen. Ihr Flächeninhalt beträgt 64 □M. mit 56,000 Einw. in 40 Städten, Fl. und vielen Dörfern, wovon Hanover den größten Theil besitzt. Man theilt den Harz in den Ober- und Unterharz, und zwar in zweifachem Sinne. In der Bergmannssprache werden die 7 Bergstädte, das Amt Elbingerode, Lauterberg, die Königshütte und die Hütte bei Gittelde zum Oberharz gerechnet; der Unterharz begreift nach dieser Eintheilung bloß den Rammelsberg bei Goslar mit seinen Hütten, und das Salzwerk bei Harzburg. Im weitern Sinne hingegen scheidet der Brocken, der höchste Berg der ganzen Kette, welcher den Kern des Gebirges bildet, den Harz in den Ober- und Unterharz. Was nämlich im W. des Brocken liegt, heißt der Oberharz, und ist der höhere, erzreichste und größere Theil; was ostwärts vom Brocken liegt, bildet den Unterharz, welcher den Oberharz an Naturschönheiten übertrifft. Der Brocken theilt

die Gewässer: alle östliche, als die Zorge, Wipper, Eine, Selke, Bode und Holzemme, gehen in die Elbe; alle westliche, als die Oder, Sieber, Söse, Nette, Innerste, Ocker, Radau, Ecker und Ilse, fallen der Weser zu. Weit höher als der Harz sind in Deutschland die deutschen Alpen, das Riesengebirge und der Schwarzwald. Der Brocken, die höchste Kuppe des Harzes, ist 3489, nach Andern 3435 Fuß hoch; diesem folgen der Bruchberg (2755 F.), der Wormberg (2667 F.) und die Ackermannshöhe (2605 F.). Der Theil des Harzes, den der Brocken mit dem ihm zunächst liegenden Hauptstocke des Gebirges einnimmt, besteht allein aus Granit; dann kommen die Berge der zweiten Ordnung, deren charakteristisches Kennzeichen die Grauwacke ist; am Fuße dieses Grauwackengebirges, in welchem vorzüglich der Erzreichthum sich befindet, sind rund um den Harz Flötzgebirge gebildet, die man unter dem Namen des Vorharzes begreift. Das Klima, besonders des Oberharzes, ist kalt. Erst zu Ende Mais läßt in der Regel der Frost nach, und schon zu Ende Septembers stellt sich derselbe wieder mit Schneegestöber ein, und selbst im Junius sind Nachtfröste keine Seltenheit. Die eigentlich warme Witterung dauert kaum 6 Wochen, und selten schmilzt auf den höchsten Kuppen der Schnee vor dem Junius; das Ofenfeuer verlischt auch im hohen Sommer nicht. Die Oberfläche des Harzes ist bis auf die Spitze des Brocken durchaus bewaldet (allein der hanöv. Antheil hat 286,363 Morgen Waldung). Auf dem Brocken selbst steht die Fichte zu einem Zwergbaum zusammengeschrumpft; auf den niedrigern Bergen vermischen sich mehre Arten von Laubholz mit den Nadelhölzern, und die Flötzgebirge sind mit den schönsten Eichen, Buchen, Birken ꝛc. bedeckt. Auch hat das Gebirge einen Überfluß an Waldbeeren, an Trüffeln und Morcheln, an officinellen Pflanzen, an isländischem Moose und dem schönsten Graswuchs; im Sommer nähren sich große Heerden von Rindvieh, Schafen, Ziegen und Pferden von seinen aromatischen Kräutern. Der Getreidebau auf dem Oberharze beschränkt sich höchstens auf Hafer; der Unterharz treibt schon hin und wieder Feldbau. In den Waldungen gibt es vieles Wild, als Hirsche, Rehe, wilde Schweine, Füchse, wilde Katzen ꝛc. Der Reichthum des Harzes besteht, außer den beträchtlichen Waldungen, in Gewinnung von mancherlei Mineralien. Diese bestehen in wenigem Golde (seiner Seltenheit wegen schlug man daraus ehemals Ducaten mit der Inschrift: **Ex auro hercyniae**) aus dem Rammelsberge, vielem Silber, Eisen, Blei, Kupfer, Zink, Arsenik, Braunstein, Vitriol, Granit, Porphyr, Schiefer, Marmor, Alabaster ꝛc. Man schätzt den Ertrag der hanöv. Bergwerke auf 1 Mill. Thaler, wovon aber wenig reiner Überschuß bleibt. Doch lebt davon der größte Theil der Bewohner des Harzes. Die Städte des Oberharzes sind sämmtlich offen. In den gewöhnlichen Häusern ist bloß der 1—3 Fuß hohe Grund, der Heerd und die Brandmauer von Stein, alles Übrige von Holz; die Kirchen selbst sind so gebaut. Die Häuser sind gewöhnlich mit Schindeln gedeckt. Zu den Sehenswürdigkeiten des Harzes gehören, außer den zum Bergbau nöthigen kunstvollen Einrichtungen, der Brocken mit seiner Aussicht, jetzt auf seiner Spitze mit einem 130 Fuß langen, von Granitblöcken erbauten Wirthshause, nach seinem Erbauer, dem Grafen Stolberg-Wernigerode, die Friedrichshöhe genannt; ferner die Roßtrappe, die wildeste Gebirgsgegend und schönste Partie des Harzes bei dem halberstädtischen Dorfe Thale; die verschiedenen Höhlen, als die Baumanns-, Biels-, Schwarzfelderhöhle; das romantische Selkenthal mit dem Mädchensprunge und dem Alexisbade; das wilde Ockerthal ꝛc. S. das „Taschenbuch für Reisende in den Harz" von Gottschalk (2. Aufl. Magdeb. 1817).

Harz. Diesen Pflanzenstoff verwechselt man häufig mit den Gummiarten, mit denen er zwar oft verbunden (Gummiharz), darum aber nicht einerlei ist. Harze nennt man solche Stoffe, die aus den Pflanzen hervorquillen, an der Luft erharten, aber nicht, wie die Gummiarten, im Wasser, sondern nur im Weingeist

sich auflösen, in der Wärme zergehen und flüssig werden, an der Flamme sich leicht entzünden, und mehr oder weniger Geruch und Geschmack haben. Sie sind besonders in der Wurzel, dem Holze und den Knospen der Pflanzen enthalten, und lassen sich aus diesen Theilen durch die Kunst ziehen. Technisch wichtig sind z. B. das Harz aus den Nadelbäumen, der Terpentin, der Mastix ꝛc.

Hase (Karl Benedict), Professor der morgenländ. Sprachen zu Paris und seit 1824 Mitgl. der Akademie der Inschriften, geb. den 11. Mai 1780 zu Stadt Sulza bei Naumburg, wo sein Vater Oberpfarrer war, legte in Weimar unter Böttiger den Grund zu seiner Bildung. Durch dieses Lehrers Darstellungsgabe und Gelehrsamkeit für die philologischen Studien gewonnen, entschied er sich bei seinem Aufenthalte zu Jena und zu Helmstädt für Philologie. 1801 ging H. nach Paris, dessen Gelehrte, namentlich Millin und Villoison, den jungen deutschen Hellenisten in die gelehrte Welt ihres Kreises einführten. Durch Villoison ward H. dem Grafen Choiseul-Gouffier bekannt, der ihm nach Villoison's Tode (1805) dessen Herausgabe des Laur. Lydus „De magistratibus Romanorum" auftrug. Diese Ausgabe, für welche H. bloß die Einleitung, Fuß aber die latein. Übers. verfaßte, erschien als Antrittsprogramm zu der Stelle eines Adjoint auf der königl. Bibliothek im Departement der Handschriften, die H. damals neben einem Theil der Erziehung des jungen Herzogs von Berg, des Sohns Louis Napoleons, übertragen worden war. Gleichzeitig bearbeitete er einen Katalog der classischen Handschriften, die in jener Zeit der Siege von allen Seiten her in Paris eintrafen; allein spätere Ereignisse störten die Erscheinung dieses Werks. Solche Beschäftigungen führten ihn in die byzantinische Literatur ein. Als Probe erschienen die „Notices du Traité de Dracon de Stratonicée sur la métrique des anciens", sowie die „De l'histoire de Léon-le-Diacre" und die „Entretiens de l'empereur Manuel Paléologue avec un professeur mahometan", im 8. Bde. der „Notices et extraits de la Bibl. I. R." Beständiger Verkehr mit Neugriechen in Paris verschaffte ihm eine so gründliche Kenntniß des Neugriechischen, daß ihm 1816 die Professur dieser Sprache an der Specialschule der lebenden östlichen Sprachen übertragen wurde. Das Studium dieser Sprache führt unwillkürlich den Zeiten zu, wo man ihre ersten Spuren findet, Zeiten, die den classischen nicht zu fern abliegen. Der Styl der Kirchenväter und der Byzantiner förderte seine Einsicht in das Wesen eines Idioms, das von den meisten Gelehrten vernachlässigt wird. Rückwirkend fand H. in ihm Aufklärung für das Studium der byzantinischen Schriftsteller. Die Fortsetz. des „Corpus hist. Byz." wurde der Mittelpunkt s. Forschungen. Durch den russ. Reichskanzler Grafen Romanzoff unterstützt, war H. im Stande, den „Leo Diaconus" u. einige jener Periode angehörende Schriftsteller in einer Ausg. erscheinen zu lassen, die sich an die pariser Ausg. der Byzantiner anschließt (Paris 1819). Die dem Texte beigegebene kritische und erklärende Ausstattung fand den lautesten Beifall. Ein ähnlicher Band, Psellus, und einige Chronographen umfassend, wurde seitdem von H. durch Benutzung der Hülfsmittel, welche Frankreichs und Oberitaliens Bibliotheken darboten, bis zum Drucke vorbereitet. Außerdem hat er alle Fragmente gesammelt, welche auf die religiösen Meinungen des römischen Volks Bezug haben und verspricht sie bekannt zu machen. Auf zwei Reisen, die er, unterstützt von der franz. Regierung, nach Italien 1820 u. 1821 unternahm, lernte er Italiens Bibliotheken durch eigne Anschauung benutzen. Sein letztes Werk: „Laur. Lydus de ostentis, quae supersunt", erschien Paris 1823, mit Einleit., Commentaren u. lat. Übersetz. 19.

Hasenclever (Peter), einer der scharfsinnigsten Männer seines Standes, der seine kaufmännischen Geschäfte mit einem umfassenden, in die großen Welthändel eingreifenden Geiste führte. Er war zu Remscheid im Bergischen 1716 geboren, widmete sich von Jugend auf Fabrik- und Handelsgeschäften, be-

reiste wiederholt die meisten europäischen Länder, und trieb lange sehr bedeutende Geschäfte, vorzüglich in Frankreich, Lissabon, Cadix, London und Nordamerika. Ein bedeutendes Vermögen, das sein redlicher Fleiß erworben hatte, ging ihm hier durch Betrug und Ungerechtigkeit verloren, und er verließ England, für dessen amerikanischen Eisenhandel er vortheilhaft zu wirken angefangen hatte, ohne die Früchte seiner Anstrengungen geerntet zu haben. Darauf ließ er sich zu Landshut in Schlesien nieder, machte sich um den schles. Leinwandhandel vielfältig verdient, begründete noch in seinem Alter ein ansehnliches Etablissement, bei dessen Verwaltung er allenthalben eben so viel Einsicht als Rechtschaffenheit zeigte, und starb, allgemein geachtet, 1792. Er hat mehre Schriften hinterlassen, die Beweise seiner ausgebreiteten Kenntnisse sind.

Hasenscharte (labium leporinum), die Trennung der Lippe in zwei oder mehre Theile, deßhalb so genannt, weil eine ähnliche Bildung bei dem Hasen natürlich ist. Dies Übel entsteht entweder durch zufällige Verletzungen, welche nicht gehörig geheilt worden, oder durch fehlerhafte ursprüngliche Bildung, und ist in dem letztern Falle angeboren. Dann erstreckt sich die Trennung bisweilen auch auf den Gaumen und heißt Wolfsrachen. Schädlich wird die Hasenscharte dadurch, daß sie das Sprechen und Kauen behindert und den Speichel in zu großer Menge ausfließen läßt. Bei der Hasenscharte, welche als Bildungsfehler erscheint, kann man nicht an eine Trennung des früher Vereinigten denken, sondern es ist eben die Vereinigung nicht so, wie es geschehen sollte, zu Stande gekommen. Darum bringt Meckel diesen Bildungsfehler mit andern ähnlichen in eine Reihe und rechnet ihn zu den Hemmungsbildungen. Das Übel ist durch die Operation zu entfernen, und es bleibt bloß eine Narbe an der Stelle der Trennung zurück.

Häser (Charlotte Henriette), eine berühmte Sängerin, geb. 1789 zu Leipzig, war unter 5 Kindern die einzige Tochter des damal. Musikdirectors der leipziger Universität, J. G. Häser. Die frühere Bildung ihres Talents verdankt sie ihrem Vater und dem trefflichen Musikdirector Schicht in Leipzig. Im Concert in Leipzig trat sie nur in untergeordneten Solopartien auf. Aber überraschende Fortschritte machte sie, als sie unter der Leitung des Musikdirectors Gestewitz und des Sopranisten Ceccarelli ihre Studien fortsetzte. 1804 wurde sie bei der italien. Oper in Dresden angestellt und konnte in einigen Jahren mit der Signora Pär wetteifern. 1807 reiste sie, begleitet von ihrem Bruder Aug. Ferd., gegenwärtig Chordirector in Weimar, über Prag und Wien nach Italien. Ihre schöne Stimme, ihre Kunstfertigkeit und ihr anhaltendes Studium, die Vortheile der ital. Gesangsmethode mit deutscher Gründlichkeit zu verbinden, erwarben ihr auch dort allgemeinen Beifall. Im bürgerlichen Leben erhöhte sie ihren Ruf durch strenge Sittlichkeit und eine seltene Bescheidenheit. Man erwies ihr in Bologna die Ehre, welche ihr auch später von mehren Kunstanstalten Italiens zu Theil wurde, ihr das Decret als Mitglied der Accademia filarmonica zu überreichen. Die ausgezeichnetsten Bühnen Italiens wetteiferten um ihren Besitz. Sie ward zu wiederholten Malen nach Rom berufen, wo sie einen seltenen Triumph errang; auch war sie die erste Sängerin, die in Italien in Männerrollen auftrat, und es wagen konnte, mit den gefeierten Künstlern Crescentini, Veluti u. A. m. zu wetteifern. In Neapel wurde die junge Künstlerin am großen Theater S.-Carlo für ein ganzes Jahr angestellt, und hier, wie in mehren großen Städten Italiens, wurde sie gewöhnlich nur la divina Tedesca genannt. 1812 reiste sie nach Deutschland, sang in München, ging von da wieder zurück nach Rom, entsagte den Kränzen des öffentlichen Beifalls und wurde die Gattin des wohlhabenden und geachteten Advocaten Vera. Als solche und als Mutter lebt sie glücklich und geachtet, und widmet ihr herrliches Talent nur den Ihrigen und einem ausgewählten Kreise von Kunstfreunden. Man bewundert an ihrem Gesange vornehmlich die Einfachheit und Innigkeit

des Ausdrucks bei vollkommener Ausbildung und Fertigkeit einer glockenreinen Stimme.

Haß, die entschiedene Abneigung eines freien Wesens von andern. Er ist daher der **Liebe** entgegengesetzt, und doch mit der Liebe auch wiederum verbunden. Denn die starke Liebe zu einem Gegenstande entladet sich auch in Haß gegen das Entgegengesetzte, oder das, was der Verbindung mit dem Geliebten entgegensteht; und wer Einiges für liebenswürdig hält, muß das Gegentheil hassenswerth finden. Haß und Liebe im weitern Sinne sind die Hebel aller Bewegung in dem Gebiete freier Neigungen, und gleichen so der anziehenden und abstoßenden Kraft der Naturkörper, was schon die Mythen u. Philosopheme der Alten mannigfaltig aussprachen. Im engern und eigentlichen Sinne aber versteht man unter Haß die leidenschaftliche Abneigung gegen andre Personen, durch welche man sich nicht bloß der Gemeinschaft mit ihnen entzieht, sondern auch ihren Einfluß auf uns aufzuheben, ja wo möglich zu schaden sucht. Der Hassende gesteht den Gegenständen seiner Abneigung eine gewisse Wichtigkeit zu, aber er sucht dieselbe gern zu vermindern, und dadurch unterscheidet er sich von der Verachtung. Die Täuschung dieser Leidenschaft beruht gewöhnlich darin, daß man nur das Laster und die Unwürdigkeit zu hassen glaubt, während die Leidenschaftlichkeit an einer richtigen Würdigung des Andern verhindert. Häufig entspringt der Haß aus Stolz, Eigenliebe und Eigennutz, und äußert sich in Neid, Zorn und Rache.

Hasse (Johann Adolf), k. poln. und kurf. sächs. Obercapellmeister, einer der berühmtesten Componisten Deutschlands des 18. Jahrh., geb. zu Bergedorf bei Hamburg 1699, erlernte die Elemente der Musik in s. Geburtsorte und brachte die Schuljahre in Hamburg zu. Seine außerordentlichen Talente wurden von Joh. Ulr. König bemerkt. Dieser große Musikfreund, der später vom König von Polen zum Hofpoeten ernannt wurde, empfahl ihn als Tenoristen für das hamburger Operntheater. Der berühmte Kaiser war damals Componist an demselben, und seine Meisterwerke dienten Hasse zu Mustern, der sich binnen 4 Jahren als Sänger und Cembalist so trefflich ausbildete, daß ihn der Herzog von Braunschweig 1722 als Hof- und Theatersänger zu sich berief. 1723 trat H. mit seiner ersten Oper, „Antigonus", unter vielem Beifall auf. Ungeachtet dieses Erfolgs fühlte H., der sich bisher bloß seinem Genie überlassen hatte, den Mangel gründlicher Studien des Contrapunkts, und beschloß daher, die Kunst des Satzes in einer der berühmten Schulen Italiens zu erlernen. Er reiste 1724 nach Italien und studirte unter Porpora in Neapel. Scarlatti lernte ihn zufällig in Gesellschaft kennen, und gewann ihn wegen seiner Talente und Bescheidenheit so lieb, daß er ihm seinen Unterricht selbst anbot, und ihn nicht anders als seinen Sohn nannte. 1725 bekam H. die erste Gelegenheit, sich als Componist zu zeigen, indem ein Banquier ihm die Verfertigung einer Serenate auftrug. Sie wurde Ursache, daß er den ehrenvollen Auftrag bekam, für das königl. Theater eine Oper in Musik zu setzen. Diese Arbeit gründete seinen Ruf und gewann ihm bei den Italienern den Namen il caro Sassone. Von jetzt an stritten alle große Theater Italiens um die Ehre, H. als Capellmeister an der Spitze ihres Orchesters zu haben. 1727 ging er nach Venedig, wo seine nachherige Gattin, Faustina Bordoni, damals in ihrer schönsten Blüthe und der Gegenstand allgemeiner Verehrung, als sie ihn einst auf dem Flügel spielen hörte, ihm ihre Gunst schenkte. Es wurde ihm hier die Capellmeisterstelle am Conservatorio degli incurabili übertragen. Sein Ruhm, der sich jetzt auch nach Deutschland ausbreitete, verschaffte ihm den Ruf als Obercapellmeister nach Dresden mit einem Jahrgehalte von 12,000 Thlr. für sich und seine Gattin. H. nahm dieses ehrenvolle Anerbieten an; aber da man ihn gleich dringend nach Italien einlud, hielt er sich bis 1740 wechselsweise dort und in Deutschland auf. Früher hatte man ihm die Direction der londner Oper angetragen, um bei den

Zwistigkeiten mit Händel diesem einen würdigen Componisten entgegenzustellen. Nach wiederholten Auffoderungen ging er 1733 nach England, wo er zwar mit großen Ehren empfangen wurde und seine Oper „Artaxerxes" unter allgemeinem Beifall aufführte, dessenungeachtet aber nicht lange verweilte. Er kehrte nach Dresden zurück, und da sein Nebenbuhler Porpora diese Stadt verlassen hatte, so bestimmte ihn dieser Umstand, verbunden mit der günstigen Aufnahme, die er am Hofe fand, 1740 daselbst einen festen Sitz zu wählen. In dem Feldzuge von 1745 kam nach der Schlacht von Kesselsdorf Friedrich der Große nach Dresden. Dieser kunstliebende Fürst, der Hasse's Talente selbst kennen zu lernen wünschte, befahl ihm, eine seiner Opern auf dem großen Theater in seiner Gegenwart aufzuführen. H. wählte den „Arminio" und ward von dem König mit 1000 Thlr. und einem Diamantring dafür beschenkt. Der Verlust seiner Tenorstimme, 1755, kränkte ihn bei weitem weniger als der Verlust seiner sämmtl. Bücher und Handschriften, welche eben zur vollständ. Ausgabe aller s. Werke geordnet waren, und die er 1760 durch das Bombardement von Dresden einbüßte. Bei den nachherigen Veränderungen des Hofes in Pension gesetzt, begab er sich 1763 nach Wien, wo er außer verschiedenen andern seine letzte Oper „Ruggiero" componirte, und endlich um 1770 mit seiner ganzen Familie nach Venedig ging, woselbst er seine Thätigkeit an verschiedenen Arbeiten bewährte und 1783 sein Leben beschloß. Noch wenige Jahre vorher hatte er für seine Beerdigung ein Requiem gesetzt, welches von der Kraft seines Geistes auch im hohen Alter zeugt. Man erkennt H. mit Recht für den natürlichsten, elegantesten und einsichtsvollsten Tonsetzer seiner Zeit an, der besonders die Stimme als Hauptgegenstand betrachtete, und die Instrumentalbegleitung, ohne daß ihm darum Kenntniß der Harmonie gemangelt hätte, so einfach als möglich anbrachte. Als einem Schüler von Leo, Vinci, Porpora und Pergolese, genügte ihm das Einfache und Natürliche. Geschrieben hat er so viel, daß er selbst gestand, er würde manches seiner Stücke nicht wieder erkennen, wenn er es zu Ohren oder zu Gesicht bekäme. Von Metastasio hat er, außer dem „Themistokles", alle Opern, und die meisten zwei- und mehrmals componirt. Seine großen geistlichen Compositionen (Missen, Te Deum ꝛc.) werden noch gegenwärtig mit großem Antheil in Dresden, wo sich die größte Sammlung derselben befindet, gehört. Sein Äußeres war angenehm und sein Herz eben so vortrefflich, als sein Talent ausgezeichnet. — Seine Gattin, Faustina Bordoni, geb. zu Venedig 1700, verdient als eine der größten und schönsten Sängerinnen des 18. Jahrh. besondere Erwähnung. In ihrem 16. J. betrat sie zuerst in ihrer Vaterstadt das Theater; überall, wo sie sich hören ließ, ward sie als eine neue Sirene vergöttert. Zu Florenz wurden ihr zu Ehren Denkmünzen geprägt, und ihr Ruf, durch ihre blühende Schönheit noch vermehrt, war außerordentlich. 1726 ging sie mit 15,000 Gulden Gehalt nach Wien, und 1724 wurde sie unter noch vortheilhafteren Bedingungen nach London berufen (s. Händel). In Dresden, wo sie sich mit H. verband, sang sie 1731 zum ersten Mal und war seitdem die treue Gefährtin ihres Gatten. Eine vortreffliche Schilderung dieser seltenen Frau hat Rochlitz geliefert in s. „Denkmalen glückl. Stunden", Bd. I.

Hasselquist (Friedrich), schwedischer Naturforscher und Schüler Linné's, war 1722 zu Toernwalla in Ostgothland geboren. Bei dem Tode seines Vaters, der hier Pfarrvicarius gewesen, war er mittellos; allein er rang muthig mit dem Glücke und erwarb sich Freunde, die seine Studien unterstützten. In Upsala, wohin er 1741 gekommen war, beschäftigte ihn vorzüglich das Studium der Naturgeschichte, und er machte darin unter Linné große Fortschritte. Als sein geistvoller Lehrer erwähnte, daß die Naturgeschichte von Palästina bei weitem nicht so erläutert sei, wie die der meisten Gegenden Asiens, fühlte Hasselquist das heißeste Verlangen, dieses Land zu untersuchen. Er besiegte alle Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg legten, und schiffte sich 1749 nach Smyrna ein. Von da ging er nach

Kahira, untersuchte die Pyramiden, die Mumien, das Steigen des Nils, und sammelte Naturerzeugnisse. 1751 ging er über Damiette und Jaffa nach Palästina. Hier besuchte er von Jerusalem aus die Ufer des Jordans, den Berg Tabor, Jericho, Bethlehem, Tyrus und Sidon. Mit unermüdlichem Eifer forschte er in allen Reichen der Natur, und brachte eine reiche Sammlung von Pflanzen, Mineralien, Insecten, Fischen ꝛc. zusammen, ja auch auf arabische Handschriften, auf Mumien und Münzen erstreckte sich seine Aufmerksamkeit. Eben im Begriff, nach Schweden zurückzukehren, wurde er von einer Krankheit befallen, die ihn 1752 in dem blühendsten Alter wegraffte. S. Sammlungen wurden nach Schweden gebracht, und aus s. Papieren das an trefflichen Bemerkungen so reiche Werk: „Iter Palaestinum", 1757, herausgegeben.

Häßler (Johann Wilhelm), bedeutender Clavier- und Orgelspieler seiner Zeit, aus Erfurt, ein Schüler des ausgezeichneten Organisten Kittel. Berühmt als Tonkünstler, anspruchlos, bescheiden, gutmüthig als Mensch, ward Häßler überall, wohin er auf seinen vielen Reisen kam, bewundert. 1790 ging er nach Rußland, wo er die Großfürsten und Großfürstinnen auf dem Clavier unterrichtete; dann gab er Concerte und Unterricht in Moskau. Bei dem Brande 1812 flüchtete er sich, lebte auf dem Landgute einer gräfl. Familie und kehrte mit dieser 1819 nach Moskau zurück. Seine Sonaten fürs Clavier und Fortepiano sind dem Musikfreunde bekannt. Sein Leben und seine Reisen hat er mit vieler Laune selbst erzählt im 2. Th. s. „Leichten Sonaten fürs Clavier", Erfurt 1787. Er starb zu Moskau am 25. März 1822, im 75. Jahre s. Alters.

Hastings (Warren), berühmt durch einen der kostspieligsten Processe, geb. 1732, war der Sohn des Pfarrers von Churchill, einem Dorfe bei Daylesford in Worcestershire. Sein Oheim, Howard Hastings, ließ ihn nach des unbemittelten Vaters Tode auf der Schule zu Westminster erziehen; als auch dieser starb, blieb er gänzlich fremder Hülfe überlassen. D. Nichols, Rector der Westminster Schule, unterhielt ihn auf der Universität zu Oxford, und H. Creswick, einer von den Directoren der ostind. Compagnie, Testamentsvollstrecker des Oheims, verschaffte dem jungen Warren die Stelle eines Schreibers in Indien, wohin er 1749 sich begab. Hier studirte er Persisch und Alles, was auf die britischen Angelegenheiten in Indien Bezug hatte. In der Folge diente er als Freiwilliger in der Armee des Obersten Clive, als dieser Calcutta wiedereroberte. 1761 ward er Mitglied der Regierung von Bengalen. Vier Jahre nachher ging er nach England zurück, wo er sich den Wissenschaften widmete, und eben hatte er um die Professur der persischen Sprache in Oxford angehalten, als seine Talente die Aufmerksamkeit des Parlaments erregten, und die Regierung ihn zum Regierungsrath in Madras ernannte. 1771 ward er Gouverneur von Bengalen, und 1773 erhob ihn Lord North zu der wichtigen Stelle eines Generalgouverneurs im britischen Ostindien. Er behielt diesen Posten 13 Jahre lang, verwaltete sein Amt unter schwierigen Umständen, vergrößerte und befestigte die Macht der Compagnie auf Kosten der ostind. Fürsten, was allerdings nicht ohne Bedrückungen und Ungerechtigkeiten geschehen konnte, und zeigte sich zugleich als einen Beförderer der Künste und Wissenschaften. Die Einkünfte der Compagnie brachte er von 3 Mill. bis auf 5 Mill. Pf. St. Da jedoch Lord North schon 1782 aus dem Ministerium verdrängt worden, waren dessen Gegner bemüht, auch seine Schützlinge zu stürzen. Hastings ward auf Dundas's Antrag 1785 zurückberufen und in ein fast unübersehbares Gewirr von Anklagen verwickelt. Die vorzüglichsten Redner der Opposition, Fox, Burke, Sheridan u. A. traten wider ihn auf. Er ward beschuldigt, in Ostindien mit tyrannischer Willkür gehandelt, unmäßige Geldsummen erpreßt, den Untergang mehrer Fürsten befördert und Bedrückungen aller Art ausgeübt zu haben. Am 17. Febr. 1786 brachte Burke die Anklagen gegen ihn vor das Unterhaus, ward damit im Mai 1787 an

das Oberhaus verwiesen, und der Staatsproceß nahm den 13. Febr. 1788 in der Westminsterhalle seinen Anfang. Der persönlichen Haft entging Hastings durch Leistung einer Caution und durch Stellung von Bürgen. Die Feierlichkeiten, welche die Verhandlung einer Rechtssache vor dem Oberhause erfodert, und die Langsamkeit, welcher ein jeder Proceß vor dem Parlament um deßwillen unterworfen ist, weil er nur unter beständigen Unterbrechungen fortgeführt werden kann, verzögerten das Endurtheil. Manche Anklagepunkte erfoderten eine genaue Untersuchung der ostindischen Angelegenheiten; es mußten Zeugen abgehört werden, die zu dem Ende von Ostindien nach London berufen wurden. Die Reden der Ankläger dauerten oft mehre Tage, und am 15. April 1794 hielt man die 120. Sitzung im Oberhause, ohne zu Ende gekommen zu sein. Die öffentliche Meinung, so sehr die großen Talente der Ankläger dieselbe anfangs gewannen, hatte sich indeß einstimmig für Hastings erklärt, und die Rückkehr des Lords Cornwallis aus Ostindien entschied für ihn. Dieser Mann, der im Lande selbst die genauesten Untersuchungen angestellt hatte, sprach durchaus günstig für den Angeklagten, und machte auf das große Verdienst desselben aufmerksam, Ostindien durch seine Maßregeln zu einer Zeit erhalten zu haben, wo der Abfall der amerikanischen Provinzen für alle übrige Colonien ein gefährliches Beispiel war. Auch das unparteiische Zeugniß des franz. Obristen Gentil, den Hastings aus Indien verbannt hatte, sprach zu seinem Vortheil. Lord Thurlow machte endlich zu Anfang 1795 den Vorschlag, daß jedes Mitglied des Oberhauses namentlich aufgerufen und auf Pflicht und Gewissen sein Schuldig oder Unschuldig aussprechen solle. Dies geschah, und so ward Hastings, der das Urtheil knieend anhörte, am 13. April 1795 durch die Mehrheit von allen Anklagepunkten freigesprochen und bloß zu den Proceßkosten (71,080 Pf. St.) verurtheilt; dem Staate selbst hatte der Proceß überdies noch einen Aufwand von 100,000 Pf. verursacht. Hastings hatte indeß in ländlicher Einsamkeit gelebt und seine Vertheidigung geschickten Sachwaltern überlassen. Die ostind. Compagnie entschädigte ihn durch ein Jahrgeld von 4000 Pf. auf 28 Jahre, zahlte davon 42,000 Pf. voraus, und bewilligte ihm ein Darlehn von 50,000 Pf. Das Jahrgeld ward 1813 auf Lebenszeit verwilligt. Hastings hatte eine Menge Kostbarkeiten aus Indien mitgebracht, welche bei dem Umsturz des Landes in seine Hände gekommen waren. Die auserlesensten wurden dem Könige dargebracht. So sah man in Buckinghamhouse den Thron des bengalischen Herrschers ganz mit Juwelen bedeckt, und in Frogmore, dem Landsitze der kürzlich verstorb. Königin, in der Nähe von Windsor, ein Bettgestell und ein Dutzend Armstühle ganz von Elfenbein, trefflich gearbeitet. Diese Geschenke erregten den Glauben, daß der Gouverneur außerordentlich reich sein müsse, welches sich jedoch nicht bestätigte. Er starb am 22. Sept. 1818 auf s. Landgute Daylesfordhouse im 68. J. seines Alters, ohne s. Witwe, einer geb. Deutschen, die er in Indien geheirathet hatte, Kinder zu hinterlassen. Feine Sitten, eine edle Haltung, schöne Bildung, verträgliche Sinnesart und ein stets anständiges Betragen erwarben ihm die Achtung und Liebe Aller, die ihn kannten; und wenn er von dem Vorwurf der Härte gegen die unglücklichen Bewohner Indiens nicht ganz freigesprochen werden kann, so ist man dagegen jetzt in England der festen Überzeugung, daß dieser durch eine politische Partei so grausam verfolgte Mann der Retter des britischen Ostindiens gewesen sei. Auch als guter Architekt und Ingenieur, selbst als Dichter, ist Hastings bekannt. Unter s. Schriften nennt man s. „Bericht von d. Aufstande in Benares", 1782; s. „Bericht von dem Zustande Bengalens im J. 1785"; s. „Memoiren über den Zustand von Indien", die er 1786 herausgab; mehre Schreiben an die Directoren der ostind. Compagnie von 1786 u. 1788, und s. Vertheidigungsrede von 1791.

Hastings (Francis Rawdon), Ritter des Hosenbandordens, seit 1815 Marquis von, vorher Lord Moira, aus einer alten englischen Familie, geb. in Ir=

land den 7. Dec. 1754, vortrefflich erzogen und durch Reisen in Europa gebildet, diente im Kriege gegen die Amerikaner mit solcher Auszeichnung, daß er, 23 Jahre alt, Obristlieutenant, und bald nachher Generaladjutant des brit. Heerführers Clinton wurde. Er hieß damals Lord Rawdon. 1782 kehrte er nach England zurück wurde Pair von Großbritannien und Adjutant des Königs, beerbte seinen Oheim, den Grafen Huntingdon, und führte dessen Namen bis zu dem Tode (1793) seines Vaters, des Grafen Moira. Er nahm dann an mehren Expeditionen zu Gunsten der franz. Emigranten Theil, widersetzte sich 1799 der Vereinigung Irlands mit Großbritannien und gehörte stets zur Opposition, erwarb sich das Vertrauen, ja die Freundschaft des Prinzen von Wales (Georg IV.), versöhnte denselben 1805 mit dem König, seinem Vater, und wurde zum Lordlieutenant von Irland ernannt. Unter Fox's Ministerium, 1807, stimmte er für die Abschaffung des Negersklavenhandels und für die Emancipation der Katholiken. 1814 ward er zum Generalgouverneur des brit. Ostindiens ernannt. Hier führte er 1816 fg. den Krieg mit den Pindarees (s. d.) und mit dem Marattenfürsten Scindiah, indem er ebenso staatsklug Bündnisse mit dem Nizam und dem Peischwa gegen die Maratten abschloß, als geschickt die Feldzüge leitete. Nach Besiegung der Pindarees und der Marattenfürsten unterwarf er Nepaul (s. d.). 1823 kehrte er aus Indien, wo (statt Cannings) Lord Amherst sein Nachfolger wurde, nach England zurück. Hier waren seine Freunde sehr thätig, um die Anerkennung seiner Verdienste zu bewirken. Nach langer Verhandlung legte die ostind. Compagnie die gedruckten Berichte über des Marquis Verwaltung (sie füllten 3000 Seiten) den Theilnehmern vor; allein der Vorwurf, daß er aus Nachsicht oder Nachlässigkeit einigen Geschäftsführern der Compagnie gestattet habe, mit einem der eingeborenen indischen Fürsten Geldgeschäfte zu machen, was gegen die Grundgesetze der Compagnie sei, erregte großes Aufsehen. Die Regierung war jedoch mit den Resultaten der Verwaltung des Marquis v. H. zufrieden und ernannte ihn 1824 zum Gouverneur von Malta, wo er sich seit dem Juni 1824 befindet. Man schätzt den Marquis allgemein als einen ebenso aufgeklärten als rechtlich gesinnten und großmüthigen Staatsmann. Auch hat er im Oberhause früher Beweise von Beredtsamkeit gegeben, und einige Reden über den Zustand Irlands rc. drucken lassen.

Hatscherif, Hattischerif, ein Befehl, der unmittelbar vom türkischen Kaiser kommt, und den dieser eigenhändig gewöhnlich mit den Worten: „Mein Befehl soll nach seiner Form und nach seinem Inhalt vollzogen werden!" unterschreibt, welche Worte mit goldener Einfassung oder sonst ausgezeichnet werden. Ein also ertheilter Befehl ist unwiderruflich.

Haubitze, ein Geschütz, welches das Mittelding zwischen Kanone und Mörser macht. Wie jene ruht sie auf einer Laffette, und wirft ihre Granaten in einem der Horizontallinie nahe kommenden Bogen (höchstens 16°), ist dagegen in der innern Einrichtung mit der Kammer und dem weiten Fluge den Mörsern ähnlich. Die Länge des Rohrs beträgt 5 — 7 Caliber. Man wirft aus der Haubitze Granaten (s. d.), Kartätschen und zuweilen auch Leuchtkugeln. Immer bleibt jedoch das Werfen der Granaten der Hauptzweck, indem man dadurch im freien Felde Truppen, besonders wenn sie gegen Kanonenfeuer gedeckt stehen, durch den Wurf zu erreichen und ihnen durch das Crepiren der Granaten zu schaden, außerdem aber Dörfer und Städte in Brand zu schießen, und durch sie Besatzungen aus Schanzen zu vertreiben und hinter Brustwehr und Wall zu ängstigen sucht. Sie sind deutscher Erfindung und hießen anfangs Haufenitz, weil man sie bis zur Mündung mit alten Nägeln, gehacktem Blei u. dgl. als Kartätschen ausfüllte. Hievon kam das franz. Obusier, das engl. Howitzer, indem sie beide Nationen von uns annahmen. P.

Haubold (Christian Gottlieb), Dr., ordentl. Prof. des vaterländ. Rechts

zu Leipzig, Ritter des k. sächs. Civilverdienstordens (seit 1816), k. sächs. Oberhofgerichtsrath rc., einer der berühmtesten Rechtsgelehrten unserer Zeit, war geb. zu Dresden am 4. Nov. 1766, wo sein 1771 als ordentl. Prof. der Physik nach Leipzig berufener Vater damals die Stelle eines Inspectors über den kurf. mathematischen Salon bekleidete, und starb an den Folgen zu angestrengter Thätigkeit am 14. März 1824. Durch Privatunterricht, wie durch den Besuch der Nikolaischule zu Leipzig, wohl vorbereitet, fing er 1781 an, die Rechtswissenschaft unter Biener, Kind, Hebenstreit, Chr. Gottl. Richter, Sammet, Püttmann und Stockmann zu studiren, und betrieb sie mit so großem Eifer, daß er schon am 30. Dec. 1784 s. Abhandlung „De differentiis inter testamentum nullum et inofficiosum" vertheidigen konnte. Nachdem er sich 1786 habilitirt hatte, hielt er im Winter dess. J. seine ersten Vorlesungen über die Geschichte des römischen Rechts, wurde 1788 D. der Rechte, 1789 außerord. Prof. der Rechtsalterthümer, 1791 Assessor des Oberhofgerichts, 1797 ordentl. Prof. des sächs. Rechts, 1802 Beisitzer der Juristenfacultät, 1809 fünfter ord. Prof. alter Stiftung; und rückte seitdem (mit Beibehaltung der Professur des sächs. Rechts) immer höher, bis er 1821 zweiter Professor, und dadurch zugleich Decemvir der Universität und Domherr zu Merseburg wurde. Tiefe Kenntniß des class. Alterthums und der Besitz gründlicher Sprachkenntnisse führten ihn dem römischen Rechte zu, welches er in allen seinen Verzweigungen und späterhin in Verbindung mit dem sächs. Rechte gründlich bearbeitete, und dem er bis an das Ende seines Lebens alle Kräfte seines Geistes widmete, obgleich kein Theil der Rechtswissenschaft ihm fremd blieb. Glänzend als Rechtsgelehrter durch eine bewundernswürdige Fülle wahrer Gelehrsamkeit, die ihm stets zu Gebote stand, durch seltenen Scharfsinn und Geschmack, sicherte er sich auch bleibenden Nachruhm, vorzüglich durch s. weit verbreiteten Institutionen, „Institutionum juris Rom. priv. historico-dogmaticarum denuo recognitarum epitome etc.", 1821, und „Lineamenta", a. d. Handschriften nach dem Tode des Vf. von D. Otto (Lpz. 1825), und durch s. Pandectensystem, „Doctrinae Pandectarum lineamenta cum locis classicis etc.", 1820, durch die „Institutiones juris Romani literariae", 1809, durch die neue Ausg. des „Rogerius Beneventanus", 1821, und der „Rechtsantiquitäten des Heineccius", 1822, durch das „Manuale Basilicorum", 1819, 4., und durch s. „Lehrb. des k. sächs. Privatrechts", 1820. Auch in s. vielen Dissertationen zeigt er sich als einen der gründlichsten Literatoren der Rechtswissenschaft, wozu er sich durch die mühsamsten Forschungen, einen eisernen Fleiß, eine fast ängstliche Genauigkeit und durch die mit vielen Aufopferungen verbundene Anlegung einer der ausgesuchtesten Bibliotheken den Weg bahnte. Haubold's „Opuscula academica" hat der Oberhofgerichtsrath und Prof. D. Wenck (Lpz. 1825) herausgegeben. Im fortwährenden geistigen Verkehre mit Hugo und v. Savigny, und fast mit allen ausgezeichneten Rechtslehrern unserer Zeit, leistete er für die bessere Gestaltung des Rechtsstudiums und dessen Zurückführung auf die Quellen unglaublich viel, und war ein Hauptbeförderer des neu erwachten und an wichtigen Erzeugnissen so fruchtbaren Eifers für Quellenkunde. Als akademischer Lehrer erwarb er sich so großen Beifall, daß sein Hörsaal die Menge der Jünglinge, die, um ihn zu hören, aus allen Gegenden Deutschlands, selbst aus dem Auslande, herbeieilten, kaum zu fassen vermochte. Unablässig war er auch auf die Bildung künftiger akademischer Lehrer bedacht, und auf mehren Universitäten lehren seine Schüler mit Ruhm. Als Staatsbürger zeichnete er sich in den ihm anvertrauten Ämtern durch die pünktlichste und redlichste Erfüllung seiner Berufspflichten, wie durch die reinste Vaterlandsliebe so aus, daß ihm viele Beweise ehrenvoller Anerkennung seiner Verdienste durch die ersten Staatsbeamten Sachsens zu Theil wurden. Dabei besaß H. eine seltene Herzensgüte, die sich als die liebenswürdigste Humanität, und als eine bei seinem hohen

Werthe fast herablassende Bescheidenheit in jeder seiner Handlungen darstellte. Um Andern gefällig zu sein, Noth zu lindern und überhaupt das Gute zu fördern, war ihm kein Opfer zu schwer. Nur durch die größte Ordnungsliebe und den angestrengtesten Fleiß wurde es ihm möglich, nicht nur seinen überhäuften Berufsarbeiten vollkommen zu genügen, sondern auch so viele Schriften zu seines Namens unvergänglichem Denkmale zu hinterlassen. Seinen Freunden war er mit inniger Anhänglichkeit ergeben; gegen seine Collegen bewies er sich höchst verträglich und gefällig; in seinem häuslichen Kreise war er der liebevollste Gatte und der zärtlichste Vater. Riedel in Leipzig hat H.'s Bildniß gestochen. Seine ausgewählte Bibliothek, fast 10,000 Bücher über griech. und röm. Recht, hat der Kaiser Alexander für die Universität Åbo erkauft.

Haug (Johann Christoph Friedrich), Lieder- und Epigrammendichter, geb. 1761 zu Niederstozingen im würt. Oberamte Alpeck, erhielt von s. Vater, der Pfarrer in Magstatt war, den ersten Unterricht, besuchte später die latein. Classen in Ludwigsburg, dann das stuttgarter Gymnasium und studirte auf der hohen Karlsschule die Rechte. Bei den jährl. Prüfungen erhielt er in der philos. Geschichte, der Optik, der Experimentalphysik, den römischen Alterthümern rc., nach und nach 13 Preismedaillen, und zuletzt den akademischen Orden. Hier lebte er in vertrauter Bekanntschaft mit Hoven, Petersen, Schiller u. A., und entschied sich für Poesie. Da ihm zunächst Epigrammendichter zur Hand kamen und dadurch eine reiche Ader epigrammatischen Witzes in ihm angeregt wurde, so bearbeitete er hauptsächlich diese Gattung und erwarb sich den Ruhm eines der vorzüglichsten deutschen Epigrammatiker. Aber auch in der ernsthaften und gemüthlichern Ode versuchte er sich mit Erfolg. Überdies besitzt er ein seltenes Talent im Improvisiren. Nach achthalbjährigem Aufenthalt auf der Universität ward er 1783 Secretair bei dem herzogl. geh. Cabinet, stieg 1794 zum Geh. Secretair, und wurde 1817 zum k. Hofrath und Bibliothekar ernannt. In diesen Ämtern lebt er glücklich im Kreise seiner Familie und seiner Freunde und erfreut sich auch der Verbindung mit trefflichen Männern des Auslandes. Er arbeitet an mehren gelehrten Zeitungen, Journalen und Taschenbüchern, nahm längere Zeit an der Herausgabe des „Morgenblatts" Theil und hat mehre, theils größere, theils kleinere Gedichtsammlungen herausgegeben, worüber wir auf Meusel verweisen.

Haugwitz (Christian Heinrich Karl, Graf von), k. preuß. erster Staats- und Cabinetsminister, geb. 1758 in Schlesien auf einem seiner väterlichen Güter. Zu allen Mitteln, seine Kräfte auszubilden, verlieh ihm die Natur eine mit einem gewissen Grad von Idealität ausgestattete Gemüthsart. Die stille Betriebsamkeit und die schlichte Denkart der Brüdergemeinde in dem benachbarten Herrnhut machte auf ihn einen tiefen Eindruck; das patriarchalische Leben der ehrwürdigen Vorzeit stand vor seinem Auge und ließ ihn in der Alltagswelt nur Zerstreuungen finden, welche den Menschen hindern, sich seiner bewußt, mit sich selbst vertraut zu werden. Daher die Spuren von stiller, einfacher, kein Aufsehen erregender Thätigkeit; daher der Hang zum unabhängigen Leben, und die Beweise von Uneigennützigkeit, von welchen Haugwitz's Leben ein Muster aufstellt. Er studirte in Göttingen mehre Jahre, und war nicht lange in seine Heimath zurückgekehrt, als er sich mit der Tochter des Generals Tauenzien verband und mit ihr eine Reise nach Italien antrat. Mehre Jahre lang fesselten ihn Venedig und Toscana. Zu Florenz trat er in ein freundschaftliches Verhältniß mit Leopold II. Familienverhältnisse riefen ihn nach Schlesien zurück, wo er sich in der Verschönerung seiner Besitzungen gefiel, und durch seinen Eifer, nützlich zu sein, sich Liebe und Achtung erwarb. Die schlesischen Stände wählten ihn daher zum Generallandschaftsdirector. Indeß hatte Leopold II. den Kaiserthron bestiegen. Dieser wünschte, im Einverständnisse mit Preußen, gewisse weitumfassende Plane auszuführen; aber seine durch den preuß.

Gesandten, Jacobi-Klöst, gemachten Anträge fanden in Berlin, wo Herzberg noch an der Spitze des Cabinets stand, keinen Eingang. Der Kaiser schrieb die Schuld dem Gesandten zu, und erbat sich von Friedrich Wilhelm II. den Grafen Haugwitz zum Gesandten an seinem Hofe. Der König gab diesem Wunsche um so leichter nach, da die zahlreichen Widersacher Herzberg's diese Gelegenheit ergriffen, Haugwitz in dem günstigsten Lichte zu zeigen. So bekam dieser unerwartet den Antrag, sich als Gesandter nach Wien zu begeben. Er wandte seine Ungeübtheit in diplomatischen Geschäften vor; da er indeß einsah, daß er durch ausharrende Weigerung zwei mächtigen Fürsten mißfallen müsse, nahm er den Gesandtschaftsposten an, verbat sich jedoch jede Besoldung. Mit Haugwitz's Ankunft am wiener Hofe schien Leopold einen Vermittler zwischen sich und dem preuß. Hofe gefunden zu haben. Man hält es für wahrscheinlich, daß Haugwitz, noch zu wenig vertraut mit seinem Wirkungskreise, an Unterhandlungen Theil nahm, über deren Folgen er nicht zu entscheiden vermochte und welche Preußens wahrem Wohl zuwider waren. Die reichenbacher Convention von 1790 und der pilnitzer Vertrag werden als solche angesehen. Darauf folgte der zwecklose Kampf am Rhein und in Polen. Unterdessen war Herzberg von der öffentlichen Laufbahn abgetreten, und Friedrich Wilhelm, der ein großes Vertrauen zu Haugwitz gefaßt hatte, übergab diesem, an des Grafen von Schulenburg Stelle, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten und die oberste Leitung aller Cabinetsverhandlungen. In diesem Posten wußte Haugwitz, trotz mancher Verwickelungen, Preußen gleichsam zum Mittelpunkt aller politischen Verhandlungen zu machen. Friedrich Wilhelm II. belohnte die Verdienste seines Ministers mit dem schwarzen Adlerorden, auch hatte er ihm Güter in Südpreußen geschenkt. Als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg, behielt Haugwitz seinen Wirkungskreis. Unter ihm arbeitete der Cabinetssecretair Lombard. Man bemerkte in der Art, wie er die politischen Angelegenheiten leitete, ein entschiedenes Bestreben, Preußen und Frankreich einander zu nähern, und sein System gewährte dem preuß. Hause beträchtliche Erwerbungen. Als aber 1803 die franz. Truppen Hanover besetzten, erschien dieser Schritt als gefährlich für die Neutralität des nördlichen Deutschlands, welche Preußen bisher zu behaupten suchte, und der König erhielt eine andre Ansicht seiner politischen Lage. Haugwitz wollte seine Grundsätze ebenso wenig aufgeben, als sein friedlicher Charakter ihm Widerstand erlaubte. Kränklichkeit vorwendend, nahm er Urlaub, auf seine Güter zu gehen, und räumte Hardenberg seinen Platz, der seines Vorgängers System dahin abänderte, daß Preußen durchaus neutral blieb. Indeß führte der Durchmarsch der Franzosen durch Anspach 1805 eine Irrung herbei, die sogleich den Krieg zur Folge gehabt haben würde, wäre nicht der friedliebende König um so geneigter zur Unterhandlung gewesen, als bereits während seiner Rüstungen die Ereignisse von Ulm eingetreten waren. Napoleon wollte jedoch nur mit einem Mann unterhandeln, dessen Anhänglichkeit an seinen Ideengang er schon kannte; deßwegen verließ Haugwitz die Ruhe des Landlebens, erschien in Wien, wo Napoleon sich eben zur Schlacht von Austerlitz anschickte, und brachte nach der Schlacht jene Convention zu Stande, durch welche Frankreich Hanover an Preußen überließ und die Neutralität Norddeutschlands anerkannte. Haugwitz erlangte das vorige Vertrauen wieder, und nahm aufs neue aus Hardenberg's Händen das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Allein sein politisches System fand lauten Tadel, und während die Besitznahme Hanovers Preußen mit England entzweite, dem sich Frankreich um dieselbe Zeit näherte, trübten sich die Verhältnisse zwischen Frankreich und Preußen mehr als je; Haugwitz begab sich als Vermittler nach Paris, kehrte aber unverrichteter Sache wieder zurück. Er war Zeuge der jenaer Schlacht, zog sich nach derselben auf seine Güter in Schlesien zurück und ging später, um dem feindl. Heere auszuweichen, nach Wien. Im Oct. 1811 ward er zum Curator der Universität Breslau ernannt.

Hauptbuch, s. Buchhalterei.

Hauptsatz, s. Thema.

Hauptton oder **Grundton**, derjenige Ton, dessen diatonische Tonleiter bei Anordnung eines Tonstücks zum Grunde gelegt und herrschend ist, welcher daher die Art der Ausweichung in andre Töne, die hier Nebentöne heißen, bestimmt, und dessen Dreiklang sowol am Anfang als am Ende des Tonstücks gehört werden muß, um dem Tonstück Einheit zu verschaffen. Es kann jeder Ton unsers jetzigen Tonsystems zum Grundton oder zur Tonica gemacht werden: nur müssen alsdann die Nebentöne hienach geordnet und durch Vorzeichnung in die ihnen zukommenden Verhältnisse gesetzt werden. Die Intervallen der Tonleiter des Grundtons entscheiden, ob man die Tonart der Nebentöne, oder der vom ersten und zweiten Grade der Verwandtschaft hart oder weich zu nehmen habe. Kommt in jener Tonleiter die Terz derselben groß vor, so nimmt man die Tonart hart, kommt sie als klein vor, so nimmt man sie weich. (S. **Ton**, **Tonart**.) In einem andern Sinne heißt derjenige Ton **Haupt-** oder **Grundton**, welcher in einem Accorde der tiefste ist, weil gleichsam die ganze Harmonie auf ihn gegründet ist und aus ihm sich entwickelt. Bisweilen heißt auch **Hauptton** derjenige, der als beziffert in Tonstücken vorkommt, zum Unterschied derjenigen Töne oder Noten, welche man **durchgehend** nennt; ferner die Noten, welche accentuirt sind.

Haus (Jakob Joseph von), seit 1797 k. sicilian. Kammerherr und Marchese, geb. den 29. Nov. 1749 zu Würzburg, wo s. Vater Professor und Regierungsrath war, studirte daselbst die Rechte, dann in Göttingen vorzüglich Alterthumskunde, und wurde zu Würzburg Professor des Staatsrechts. Er verband mit gründlichem Wissen im eignen Fache eine seltene Kenntniß der griech. und röm. Sprache, reinen Kunstgeschmack und eine ausgezeichnete Bildung für den Umgang. Daher wurde er dem damal. Grafen Metternich empfohlen, welcher von der Königin von Neapel für den Kronprinzen (den jetzigen König Franz I.) einen deutschen Gelehrten als Erzieher und Instructor zu suchen beauftragt war. Auf Zureden des Fürstbischofs Franz Ludwig entschloß sich Haus, die Stelle anzunehmen, behielt sich jedoch sein Lehreramt in Würzburg offen, im Fall er binnen zwei Jahren zurückkehrte. Er lebte in Neapel ganz seinem Berufe und gewann dadurch das volle Zutrauen der Königin. Nach vollendetem Erziehungsgeschäfte, wobei ihm sein jüngerer Bruder als Lehrer beigestanden hatte, ernannte der König ihn zum Marchese und Kammerherrn, gab ihm die Aufsicht über die königl. Kunstsammlungen und die vollkommenste Muße, sich dem Studium der alten Kunst zu widmen *). Haus besaß selbst einen Schatz von Gemälden und andern Kunstsachen. Bei dem Einrücken der Franzosen folgte er dem Hofe nach Palermo und lebt seitdem noch daselbst. Er machte von Zeit zu Zeit archäologische Abhandlungen bekannt, z. B. über die Nachgrabungen in den Trümmern des Tempels von Girgenti, über die altgriechischen Vasen, von denen er an 500 in Sicilien fand. Auch hat er die Poetik des Aristoteles, ins Latein. übersetzt, für den Druck vorbereitet. Eine Samml. s. Auff. erschien zu Palermo 1823: „Opuscoli del Marchese Haus, spettanti alle belli arti". Sein jüngerer Bruder wurde zum Baron und Commandeur des königl. Ordens erhoben.

Hausehre nannte der Ritter und der gewerbsame Bürger des Mittelalters seine Gattin. Jene waren thätig für die Ehre ihrer Familie, ihrer Corporation und zugleich für den Erwerb. Dem Vergnügen hingen beide an, aber der Bürger weniger als der Ritter. Andre Pflichten trafen die Hausfrau in der innern Verwaltung. In allen wichtigen Angelegenheiten hatte sie wenigstens eine

*) Außer Haus hatte der jetzige König noch einen Neapolitaner zum Erzieher, den Commandeur Poli, welcher als Präsident der königl. Aufmunterungsanstalt und Mitgl. der Akad. der Wissensch. am 7. April 1825 zu Neapel starb.

berathende Stimme. Sie gab dem Kinde, Sohn oder Tochter, die erste Bildung, sie hielt Ordnung in dem Haushalt, sie sparte insgeheim, indeß der Eheherr öffentlich prunkte. Je mehr der Eheherr aus Pflicht oder Wahl aushausig war, je einhausiger war die Hausehre. Sie war die Anordnerin der Feste und der Schmuck der Turniere, sie leitete die Bewirthung der Gastfreunde. Sie war geliebt und geehrt vom Gatten, geschätzt und verehrt von der Familie und von den Gastfreunden. Groß war die Ehrerbietung der Kinder und der Familie, aus der sie getreten war oder in welche sie heirathete, vor der Matrone. Als Hausfrau wirkte sie auf die Lebensverhältnisse der Kinder, und ergraute der Gatte, so war sie seine Pflegerin, und dann mehr als in der Jugend seine Lebensgefährtin bis zum Grabe.

Hausen (russisch Beluga), ein zum Störgeschlechte gehöriger Fisch, der sich im mittelländ., schwarzen und kaspischen Meer aufhält, zur Laichzeit aber in die Donau, Wolga und a. große Flüsse kommt. Das Fleisch wird theils gesalzen, theils getrocknet genossen, der Rogen liefert den Caviar, und aus der Schwimmblase wird der als **Hausenblase** bekannte Fischleim bereitet. Die Hausenblase wird in der Sonne ausgebreitet und halb getrocknet, dann mit angenetzten Fingern etwas aus einander gestrichen, bis sie eine feine, helle Klarheit bekommt, dünn und durchsichtig wird. Je heller die Blasen sind, desto theurer ist ihr Preis. Nachdem sie klar aus einander gezogen worden, werden sie dicht auf einander gewickelt, sodaß sie in der Mitte etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll dick sind. An den Enden sind sie etwas schmäler. Sie werden zusammengerollt, mit Bast gebunden, in die Luft gehängt, getrocknet und dann verhandelt. Die Haut gebrauchen die ärmern Russen statt der Fensterscheiben.

Häusersteuer, die auf die Hausrente gelegte Abgabe. Sie theilt sich in die Bau- und in die Grundrente; jene ist der Zins des auf die Errichtung des Gebäudes verwandten Capitals, diese das reine Einkommen, das dem Eigenthümer des Bodens, worauf das Gebäude steht, als **Landrente** (s. d.) zu Theil wird. Die Grundrente des Hauses besteht in dem, was von der gesammten Hausrente übrig bleibt, nachdem die Baurente abgezogen worden, und ist nach der verschiedenen Lage der Häuser verschieden. Unbedeutend ist dieselbe von Landhäusern, welche von großen Städten entfernt liegen; dort ist sie oft nicht höher, als die Rente sein würde, die man von dem Boden, worauf das Haus steht, ziehen würde, läge er unter dem Pfluge. Stärker ist die Grundrente von Landhäusern in der Nähe großer Städte, am größten aber in den Hauptstädten selbst, und hier besonders in den Gegenden, wo die stärkste Nachfrage nach Häusern ist. Eine auf die gesammte Hausrente gelegte Steuer ist zum Theil als **Grundsteuer** (s. d.), zum Theil als **Capitalsteuer** (s. d.) zu betrachten, die endliche Bezahlung derselben aber geschieht, je nachdem die Umstände wechseln, bald vom Eigenthümer, bald vom Bewohner des Hauses. In manchen Ländern kommt die Häusersteuer unter der Benennung von Giebelschoß, Herdgeld, Fenstersteuer, Rauchfangsteuer u. s. w. vor.

Haut, das mit feinen Poren versehene Organ, welches die Oberfläche des Körpers bekleidet und, außer dem Nutzen, als Decke zu dienen, auch die Ausdünstung des Körpers und die Resorption wässeriger Flüssigkeiten gleichmäßig erhält. Man betrachtet die Haut als eine Zusammensetzung zweier wesentlichen Organe, deren eines die Oberhaut (epidermis), und das andre die eigentliche Haut (cutis) genannt wird; zwischen beiden liegt das Malpighi'sche Schleimnetz. Die Oberhaut kann man von der eigentlichen Haut durch Einweichung im Wasser trennen. Sie hebt sich beim Gebrauch von Vesicatorien in die Höhe und blättert bei den Hautkrankheiten von selbst ab. Bei den Negern ist sie schwarz, in Folge einer Absonderung des Kohlenstoffs. Bei starken Frictionen bildet sie große Schwielen, die ihre Absonderung ungemein vermehren. Das Fett erhält die Epidermis weich, und vermindert sich dessen Menge in den Krankheiten, in welchen Haut, Nägel

u. s. w. spröde werden. Die Epidermis beschützt die Nervenspitzen, welche sonst bald abgestumpft werden würden. Die Unebenheiten der Oberfläche sind sehr regelmäßig geordnet; zwischen parallel laufenden Furchen laufen die Poren (Schweißlöcher) gegen einander über, welche in Dampfgestalt die feinsten Flüssigkeiten ausführen. Die eigentliche Haut bildet eine dichte, dicke, gleichsam aus Faserstoff zusammengefilzte Membran, welche das Muskelfleisch und das Fett umkleidet. Sie liefert durch Kochen mit Wasser eine größere oder geringere Masse Gallerte, die als Leim benutzt wird. Je zäher die Haut ist, desto schwieriger ist die Absonderung des Leims. Seine Güte nimmt mit der Zähigkeit der Haut zu. — **Haut** nennt man ferner die Schiffsbekleidung mit Bretern oder Planken.

Hautbois, s. Oboe.

Hautelisse-Tapeten, gewirkte Tapeten von mannigfaltiger Art. Man unterscheidet Hautelisse- und Basselisse-Arbeiten. Erstere sind von senkrecht aufgebäumter Kette, die andern aber haben eine wagrecht liegende Kette. Letztere werden in neuerer Zeit vorgezogen, weil sie leichter und doch in nicht geringerer Schönheit zu verfertigen sind. In den Niederlanden liefern Brüssel und Doornik die schönsten Waaren dieser Art; in Frankreich die Manufactur der Gobelins.

Hautkrankheiten, Abweichungen der Haut von ihrem gesunden Zustande, die sich durch eine sichtbare Veränderung in ihrer Form, Farbe und Structur, als das einzige oder doch hauptsächlichste Zeichen äußern. Man rechnet daher nicht nur die fieberhaften Ausschläge, z. B. die Blattern, Masern, den Scharlach u. s. w., sondern auch die chronischen Ausschläge, wie Krätze, Flechten u. s. w., hieher. Will man die Ursachen aller Hautkrankheiten in Krankheiten der Säfte suchen und diese zur Hauptsache machen, so ist dies theils bei den meisten noch unerwiesen und unerweislich, theils widerspricht diesem die Erfahrung, daß manche Hautkrankheiten, wie z. B. die Krätze, bloß durch äußere Ansteckung schnell entstehen und im Anfange durch bloß äußerliche Mittel geheilt werden können. Da jedoch der organische Körper ein Ganzes bildet, und das Leiden des einen Systems sich auf das andre fortpflanzen kann, so ist nicht zu leugnen, daß die Ursache mancher Hautkrankheit in dem Leiden eines andern Systems liegen kann. Die Eintheilung der Hautkrankheiten könnte am füglichsten nach den verschiedenen Theilen geschehen, aus welchen das Hauptorgan besteht, also in Krankheiten der Lederhaut, des Malpighi'schen Schleimnetzes und des Oberhäutchens; allein da die Bearbeitung dieser Krankheiten noch nicht weit genug gediehen ist, um einer jeden mit Bestimmtheit ihren Platz anzuweisen, so hat man sich noch andrer Eintheilungen bedient. Die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Hautkrankheiten und ihrer äußern Erscheinungen ist sehr groß, ihre Unterscheidung, zumal bei dem Mangel an getreuen Abbildungen und bei der Schwierigkeit einer genauen und deutlichen Beschreibung daher sehr schwer. Einige äußern sich durch bloße Ausschwitzung einer Feuchtigkeit mit einigen Blätterchen, die sich kaum von der natürlichen Hautfarbe unterscheiden, und von unausstehlichem Jucken dieser Theile begleitet: das Hautjucken (prurigo, Willan.); andre erscheinen als kleine Bläschen der Oberhaut und enthalten etwas klare Feuchtigkeit in sich, z. B. die verschiedenen Arten Friesel; andre stellen kleine entzündete Pusteln dar, welche ihren Sitz tiefer in der Lederhaut zu haben scheinen und bis auf die Oberfläche hervorbrechen, z. B. die Krätze, das eiternde Friesel, manche Flechtenarten (lichen); andre erscheinten als ein sich weit verbreitender Ausbruch von Blätterchen, die gewöhnlich in einen kleinen Schorf übergehen, sich abschuppen und beständig erneuern, wohin gleichfalls mehre Arten der Flechten gehören; andre zeigen sich als schuppenartige Ausartung der Oberhaut, als trockene Schwinden; andre als bloße Ausschwitzung einer dicken Feuchtigkeit, die einen erhabenen Schorf bildet, z. B. der Milchgrind u. s. w. H.

Hautrelief, s. Basrelief.

Hauy (René Just), Abbé, Mineralog, der Sohn eines armen Webers, geb. 1743 zu St.-Just im Depart. der Oise, war anfangs Chorknabe, studirte dann Theologie und verwaltete 21 Jahre die Stelle eines Lehrers am Collegium von Navarra, hierauf an dem des Cardinals le Moine. Zu seiner Erholung trieb er Botanik; als er aber eines Tags Daubenton's Vorlesungen besuchte, erwachte sein Genie für die Mineralogie. Ein Zufall leitete ihn auf die Entdeckung seiner Krystallographie. Er besah nämlich die Mineraliensammlung eines Herrn Defrance und ließ eine schöne Stufe prismatisch krystallisirten Kalkspaths fallen. Sie zerbrach, und Hauy bemerkte mit Erstaunen, daß die Bruchstücke eine glatte, regelmäßige Krystallform wie die Rhomboid-Krystalle des isländischen Spaths hatten. „Nun habe ich Alles gefunden!" rief er aus, denn in diesem Augenblicke erkannte er die Grundidee seines neuen Systems. Er nahm die Stücke nach Hause und fand das geometrische Gesetz der Krystallbildung. Er studirte daher Geometrie und erfand sich Mittel, um die verschiedenen Krystallformen zu messen und zu beschreiben. Nun erst wagte er es, seinem Lehrer Daubenton die gemachte Entdeckung mitzutheilen. Dieser und Laplace konnten den bescheidenen Hauy nur mit Mühe bewegen, seine Entdeckung der Akademie vorzutragen, die ihn 1783 als Adjunct in die Classe der Botanik aufnahm. Er lebte nun ganz seinen Studien, sodaß ihm die Revolution mit allen ihren Erschütterungen unbekannt blieb; als er sich jedoch weigerte, den Verfassungseid der Priester zu schwören, verlor er seine Stelle und war so arm wie zuvor. Mitten in seinen Berechnungen ward er als eidscheuer Priester verhaftet; ruhig setzte er in der Zelle des Gefängnisses seine Studien fort. Unterdessen verwandte sich ein Schüler von ihm, Geoffroi-de-St.-Hilaire, jetzt Mitglied der Akad., für Hauy, und die Bemerkung eines schlichten Handelsmannes, des Polizeicommissars des Viertels, in welchem der Mineralog wohnte, „es sei besser, einen die Constitution nicht beschwörenden Priester zu schonen, als einen ruhigen Gelehrten zu morden", rettete Hauy das Leben. Geoffroi eilte mit dem Befehl der Freilassung zu ihm; es war schon spät, und H., nur mit seinen Forschungen beschäftigt, wünschte noch bis zum nächsten Tage in seinem Gefängnisse zu bleiben. Es geschah; am folgenden Tage mußte man ihn fast mit Gewalt fortführen; den Tag darauf (2. Sept.) begann die Ermordung der Gefangenen! — H. setzte seine Studien und als unbeeidigter Priester seine geistlichen Amtsverrichtungen fort, ja er wagte sogar zu Gunsten des verhafteten Lavoisier und für die abgesetzten Gelehrten Borda und Delambre zu schreiben. Nach Daubenton's Tode wollte die Akademie den bescheidenen H. zu dessen Nachfolger ernennen; allein H. empfahl den in Sicilien gegen alles Völkerrecht eingekerkerten Dolomieu; da aber dieser bald nach seiner Befreiung starb, erhielt H. vom ersten Consul Daubenton's Stelle. Der Convent hatte ihn bereits zum Oberaufseher der mineralogischen Sammlungen der École des mines ernannt, und das Directorium als Professor bei der Normalschule und als Secretair bei der Commission zur Bestimmung der Maße und Gewichte angestellt, welche das neue Decimalsystem bearbeitete; auch wurde er schon damals Mitglied des Nationalinstituts. Bonaparte ernannte ihn zum Professor am naturhistor. Museum und an der kaiserl. Universität. Durch H. erhielt das Studium der Mineralogie neues Leben, die Sammlungen wurden um das Vierfache vermehrt und trefflich geordnet. Gegen seine Schüler und die Fremden war H. der gefälligste, der lehrreichste Aufseher dieser Sammlungen. 1803 arbeitete er auf Napoleons Befehl ein Lehrbuch der Physik aus. Er sollte sich eine Gnade erbitten. Hauy bat um eine Anstellung für den Gatten seiner Nichte, deren Kinder ihn im Alter pflegen sollten; Napoleon bewilligte das Gesuch und gab dem bescheidenen Gelehrten außerdem eine jährliche Pension von 6000 Fr. — Die Achtung, welche der Kaiser diesem Gelehrten bezeigte, ehrte ihn wie H. selbst um so mehr, da Letzterer nie durch Schmeicheleien

sich entwürdigt, und sogar durch ein offenes Nein! der Erhebung Bonaparte's zum Kaiser bei der allgemeinen Abstimmung widersprochen hatte. Als der Kaiser nach seiner Rückkehr von Elba das Museum besuchte, sagte er zu H.: „Ich habe Ihre Physik in Elba noch ein Mal mit dem größten Interesse gelesen"; darauf zu seinem Leibarzte gewandt: „Erhalten Sie mir ja diesen würdigen Mann!" Mit diesen Worten hing er dem Belobten das Band der Ehrenlegion um. Auch der König von Preußen, der Erzherzog Johann von Östreich, Alexander und die Großfürsten Nikolaus und Michael zeichneten den berühmten Mineralogen durch ihre Achtung aus. Außer seinen Studien erfreute ihn der Umgang mit den Zöglingen der Normalschule, die er oft bei sich sah, freundlich unterhielt und jedesmal bewirthete. Dabei war er fromm, duldsam, wohlthätig. Nichts konnte seine Ruhe stören, als Einwürfe gegen sein System. In den letzten Jahren war seine Lage sehr beschränkt. Die Stelle, welche der Gatte seiner Nichte bekleidete, ward eingezogen, und ihm selbst, da er einen Amtsgehalt hatte, die Pension genommen. Nun mußte H. für seine Verwandte und für den kranken, aus Rußland arm zurückgekommenen Bruder sorgen. Ungeachtet seiner Kränklichkeit erreichte H. ein Alter von beinah 80 J., indem er den 3. Juni 1822 starb. Außer s. gehaltreichen Aufsätzen in verschied. Zeitschriften, und außer s. Theilnahme an der Redaction der naturhistor. Artikel in der „Encyclopédie méthodique", schätzt man vorzüglich s. „Essai sur la théorie et la structure des cristaux" (1784); s. „Traité de minéralogie" (1801, 4 Bde.); s. bereits angeführten „Traité élémentaire de physique" (1803, 2 Bde.); s. „Traité des caractères physiques des pierres précieuses" (1817); s. „Traité de cristallographie" (1822, 2 Bde., m. Kupf.); s. „Traité de minéralogie" (2. Aufl., 1822, 4 Bde., mit e. Atlas). — Die von ihm hinterlassenen Manuscripte wird sein Schüler Lafosse herausgeben. Seine reiche Mineraliensammlung hat der Herzog von Buckingham erstanden. Cuvier hielt ihm 1823 in der Akademie eine Lobrede, und Brogniart, bisher sein Adjunct, wurde sein Nachfolger bei dem naturhistorischen Museum.

Hauy (Valentin), der jüngere Bruder des Vorigen, geb. 1746, gründete das Blindeninstitut in Paris. Früher war er in Paris Lehrer der Schönschreibekunst. Als 1783 die blinde Clavierspielerin Dem. Paradis von Wien in Paris Concerte gab, erregte die Art, wie sie mittelst auf die Schrift gestellter Nadeln durch das Gefühl Geschriebenes und Gedrucktes las, und wie sie mit Hülfe der von dem blinden Weißenburg aus Manheim erfundenen en relief gearbeiteten Charten von der Geographie sich Kenntnisse erwarb, H.'s Aufmerksamkeit. Er nahm einen armen blindgeborenen Knaben, Namens Lesueur, der einen regen Geist verrieth, in seine Wohnung, unterrichtete ihn einige Zeit lang und stellte ihn dann der philanthropischen Gesellschaft vor. Diese gab ihm nun die nöthigen Fonds, um nach seiner Lehrart ein Institut für 12 Blinde zu errichten. Ein Jahr darauf konnte H. seine Zöglinge dem Hofe in Versailles vorstellen. Bald darauf ward, auf Verwendung des Herzogs von Rochefoucauld, das neue Blindeninstitut mit dem der Taubstummen vereinigt und beiden ein ehemaliges Cölestinerkloster eingeräumt; H. erhielt zugleich eine Anstellung bei der Admiralität als Dolmetscher. Es zeigte sich jedoch bald, daß die beiden Arten von Unglücklichen durchaus nicht zusammenpaßten, indem sie eine solche Abneigung für einander an den Tag legten, daß man endlich (1794) gezwungen war, die Institute wegen gänzlicher Verschiedenheit der nothwendigen Unterrichtsmethoden wieder zu trennen. Allein auch nach dieser Trennung wollte die Blindenanstalt doch nicht so gedeihen, wie das Taubstummeninstitut. H. trug davon zum Theil selbst die Schuld. Denn mit dem besten Herzen that er Mißgriffe bei der ökonomischen Leitung, indem er den eigentlichen Zweck, den Unterricht der Blinden, aus den Augen verlierend, das Institut zu einem Versorgungshause machte. Es ward daher unter der Consularregierung aufgelöst, und

man brachte die Zöglinge desselben in dem Hospitale der Quinze-Vingts unter, mit welcher Stiftung die Anstalt 14 Jahre vereinigt blieb, bis endlich im Febr. 1815 der jetzige Vorsteher des Blindeninstituts, Quillon, den Befehl erhielt, die Anstalt in ein ihr angewiesenes Locale zu verlegen und sie besser einzurichten. H. selbst hatte sich durch die übereilte Verbindung mit einer ungebildeten Frau in vielfache Verlegenheiten gestürzt, und war nicht glücklicher, als er nach Aufhebung des Instituts eine Pension für Blinde, „Musée des aveugles", auf eigne Kosten errichtete. Trotz dem, daß ihm der Staat fortwährend ein Jahrgeld von 2000 Fr. auszahlen ließ, geriethen seine Umstände immer mehr in Verfall, und er nahm daher einen Ruf nach Petersburg an, um dort unter dem Schutze der Kaiserin Mutter eine Anstalt zum Unterricht für Blinde zu errichten, bei welcher ihm sein Schüler Fournier als Gehülfe beistehen sollte. Allein auch dies Unternehmen fand keinen Fortgang, und H. kehrte mit seiner Familie 1806 nach Paris zurück, wo er bis an seinen Tod, im April 1822, bei seinem Bruder, dem Mineralogen, lebte. An der Revolution, deren eifriger Anhänger er war, nahm H. selbst wenig Antheil, doch machte er während der Directorialregierung mit Lareveillère-Lepeaux gleichsam das Haupt der sogenannten Theophilanthropisten aus. S. „Essai sur l'éducation des aveugles" (Paris 1786, 4.) ist mit erhabener Schrift gedruckt, sodaß die Blinden die Linien mit den Fingerspitzen durchlaufen und so die Buchstaben und Worte fühlen können. 12.

Havana (S.-Christoval de la), die wichtigste Stadt auf der spanischen Insel Cuba, mit 3678 H. und 77,300 E., mit Garnison, Negern und Fremden über 140,000; der Mittelpunkt des spanisch-amerikan. Handels. Sie liegt an der nördl. Küste (23° 8′ 15″ N. B.) in einer fruchtbaren und angenehmen, aber ungesunden Gegend. Die Straßen der Stadt sind zum Theil mit Eisenholz gepflastert. H. ist der Sitz des Generalcapitains, der Audienz, eines Bischofs und einer Universität. Der Hafen kann alle europäische Flotten aufnehmen und ist dabei so sicher, daß die Schiffe ohne Anker und Taue liegen können. Schon die Natur hat ihn befestigt, indem ein enger Canal, 12,000 Ellen lang, zwischen Felsen den Eingang bildet; dazu kommen zwei Forts an der West- und Ostseite mit Basteien. Außerdem sind alle Felsen, die den Hafen beherrschen, zusammen mit 800 Kanonen besetzt. Dessenungeachtet ward H. 1669 von den Freibeutern oder Flibustiers und 1762 von den Engländern unter Lord Albemarle genommen, die daselbst unermeßliche Beute machten. Man führte aus H. im J. 1821 236,670 Kisten Zucker, 793,000 Aroben Caffee, 15,800 Aroben Wachs, 26,700 Fässer mit Honig, weil die weiten Llanos sehr viel Blumen in jeder Jahreszeit liefern, da beim Mangel an Menschen und Weidevieh wenig blühende Gewächse abgeweidet oder abgemäht werden. Taback, Indigo, Farbeholz, Mahagoni und Cochenille sind unwichtigere Ausfuhrartikel. Zur Zeit der Cortes verlangte die dasige Kaufmannschaft allgemeine Handelsfreiheit. Gegenwärtig treibt man hier den verbotenen Negersklavenhandel. 1823 liefen 1215 Schiffe ein, worunter 59 span. und 70 fremde Kriegsschiffe, 106 span. und 890 fremde Kauffahrer. 1796 wurden die Überreste des großen Columbus in einem kupfernen Sarge nach Havana gebracht. Er hatte nämlich verordnet, daß sein Leichnam in der Kathedrale von St.-Domingo beigesetzt werden sollte. Dies war geschehen; aber nachdem die Franzosen Domingo eingenommen, ließen seine Nachkommen den Sarg mit großer Feierlichkeit nach Havana bringen.

Havercamp (Sigebert), einer der berühmtesten Philologen des 18. Jahrh., geb. 1683 zu Utrecht, vollendete seine Studien auf eine so schnelle und glänzende Weise, daß er schon beim Austritt aus der Schule zu den Gelehrten gezählt wurde. Nicht lange hernach ward er auf den Lehrstuhl der griech. Sprache nach Leiden, wozu auch die Professur der Geschichte und Beredtsamkeit kam, be-

rufen. Er lieferte eine Reihe der schätzbarsten Schriften und starb 1742. Von einer Reise nach Italien brachte er die Neigung für das Studium der Medaillen und Münzen zurück, dessen Früchte er namentlich in dem „Thesaur. Morellianus", in den Abhandl. über die Münzen Alexanders des Großen, in s. holländisch geschriebenen Universalgeschichte nach Münzen und in mehren Katalogen von Münzsammlungen niederlegte. Wir übergehen einige andre Schriften von ihm und führen bloß seine Ausg. des Apologeticus des Tertullian (1718), des Lucrez (1725, 2 Bde., 4.), der Geschichte des Josephus (1726, 2 Bde., Fol.), des Eutrop (1729), des Orosius (1738, 4.), des Sallust (1742, 2 Bde., 4.) und des Censorinus (1743 oder 67) an, welche wegen der Correctheit des Textes und der hinzugefügten Abhandlungen noch jetzt in großem Werthe stehen. Nicht minder geschätzt ist s. „Sylloge scriptorum, qui de linguae graecae vera et recta pronunciatione commentaria reliquerunt" (Leiden 1736—40, 2 Bde.).

Haverei, Haverie, s. Avarie.

Hawkesbury, s. Liverpool.

Haydn (Joseph), geb. 1732 in dem Dorfe Rohrau auf der Grenze von Ungarn und Östreich. Sein Vater, ein armer Wagner, spielte die Harfe und machte daraus einen Sonntagsverdienst, indem seine Mutter dazu sang. Der fünfjährige Knabe figurirte neben seinen Ältern mit einem Bretchen und einer Ruthe, als ob er die Geige spiele. Ein Schulmeister aus dem Städtchen Haimburg, den der Zufall zu einem dieser Concerte führte, bemerkte, daß Joseph genau Takt hielt. Er erbot sich, ihn in seine Schule aufzunehmen. Hier lernte H. lesen und schreiben, erhielt Unterricht im Gesange, auf der Geige, den Pauken und a. Instrumenten. Zwei Jahre hatte er daselbst zugebracht, als der kaiserl. Capellmeister von Reuter, der zugleich der Musik in der St.-Stephanskirche zu Wien vorstand, den Dechant von Haimburg besuchte. Letzterer empfahl ihm Haydn. Reuter prüfte ihn und fand das Lob des Dechanten gegründet. So ward Haydn, acht Jahr alt, Chorknabe in der Stephanskirche zu Wien. Zehn Jahr alt versuchte er sich schon in sechzehnstimmigen Compositionen. „Ich glaubte damals", sagte er in der Folge lächelnd, „daß, je schwärzer das Papier, desto schöner die Musik." Mit seinem herrlichen Sopran verlor er im 16. Jahre seine bisherige Stelle. Seine Lage war sehr drückend, und er bekam einen Vorschmack von den Schwierigkeiten, die einen Künstler ohne Vermögen und Beschützer auf seiner Laufbahn erwarten. Er gab Unterricht, spielte im Orchester mit, wo es etwas zu verdienen gab, und beschäftigte sich mit der Composition. „An meinem von Würmern zernagten Clavier", sagte er, „beneide ich nicht das Schicksal der Könige." Damals fielen ihm die sechs ersten Sonaten von Emanuel Bach in die Hände. „Ich stand nicht eher vom Clavier auf, bis sie von vorn bis hinten durchgespielt waren, und wer mich kennt, wird gefunden haben, daß ich Emanuel Bach viel verdanke, daß ich seinen Styl gefaßt und mit Sorgfalt studirt habe; er selbst machte mir vor Zeiten ein Compliment darüber." Der arme Jüngling hatte endlich das Glück, ein Fräulein von Martinez kennen zu lernen, die mit Metastasio lebte. Er unterrichtete sie im Gesang und Clavier, und erhielt dafür Wohnung und freien Tisch. So wohnten in einem Hause der erste Operndichter des vorigen Jahrh. und der erste Symphoniencomponist beisammen; freilich in sehr verschiedenen Umständen: der Poeta Cesareo, mit der Gunst des Hofes beehrt, lebte im Genuß und Wohlleben, während der arme Musiker die Wintertage aus Mangel an Holz im Bette zubringen mußte. Dies Zusammensein hatte auf Haydn's Schicksal keinen andern Einfluß, als daß er etwas Italienisch lernte und von der Ästhetik der Musik hörte. Als Fräulein Martinez Wien verließ, sah sich Haydn wieder in das größte Elend versetzt. Er zog sich in die Leopoldstadt zurück, wo ihn ein Friseur in sein Haus aufnahm. Dies ward ihm für seine ganze Lebenszeit höchst verderblich, denn er hei-

rathete die Tochter seines freundlichen Wirthes, die seine schönsten Tage ihm verbitterte. H. war 18 Jahr alt, als er sein erstes Quartett componirte, das allgemeinen Beifall erhielt und den Jüngling zu ähnlichen Arbeiten anfeuerte. Indeß fanden die strengen Theoretiker, oder vielmehr Pedanten, manchen Fehler in seinen Werken. Er kehrte sich jedoch nicht daran, denn Überlegung und Erfahrung hatten ihn überzeugt, daß ein Werk durch zu strenge und eigensinnige Befolgung der Kunstregeln an Geschmack und Ausdruck verliere; er glaubte, daß überhaupt nur das in der Musik verboten sei, was ein feines Ohr beleidige. Der Baron von Fürnberg nahm ihn mit edler Gastfreiheit auf. Bald darauf erhielt er die Stelle eines Organisten bei den Carmelitern in der Leopoldvorstadt. Er spielte die Orgel in der Capelle des Grafen Haugwitz und sang in der Stephanskirche. Abends durchzog er mit einigen Gefährten die Gassen. Hier führten sie gewöhnlich etwas von seinen Compositionen aus, und H. erinnerte sich, gegen 1753 ein Quintett zu diesem Behuf gesetzt zu haben. Eines Abends sangen sie eine Serenade zu Ehren der Gattin des beliebten komischen Schauspielers Kurz, bekannt unter dem Namen Bernarden. K. hatte kaum erfahren, daß die Musik von dem 19jährigen Haydn sei, als er ihn dringend bat, ihm eine Oper in Musik zu setzen. Umsonst wandte der junge Componist sein unreifes Alter vor: Kurz sprach ihm Muth ein, und Haydn componirte den „Hinkenden Teufel", eine Oper, die jedoch ihrer satyrischen Tendenz wegen nach der dritten Vorstellung verboten wurde. H. war jetzt so berühmt geworden, daß der Fürst Esterhazy ihn an die Spitze seiner Hauscapelle stellte. Für diesen setzte er die schönen Symphonien, eine Gattung, in welcher er unter allen Componisten der Erste ist, und den größten Theil seiner herrlichen Quartette. Auch hat er seinem Beschützer zu Gefallen so oft für das Bariton gearbeitet, wofür derselbe eine besondere Vorliebe hatte. Hier componirte er auch die unter dem Namen „Haydn's Abschied" bekannte Symphonie, in welcher ein Instrument nach dem andern verstummte, und jeder Musiker, sobald er geendigt hatte, sein Licht auslöschte, sein Notenblatt zusammenrollte und mit seinem Instrumente fortging. 1785 ersuchte ein Kanonicus von Cadiz Haydn, die „Sieben Worte des Erlösers am Kreuze" zu componiren. Die Musik sollte an einem Feste, das man jährlich in der Domkirche zu Cadiz während der Fasten feierte, ausgeführt werden. Die Aufgabe war schwierig. Jene sieben Worte wurden von dem Bischof in Zwischenräumen ausgesprochen, und diese Pausen sollten durch Instrumentalmusik auf eine solche Weise ausgefüllt werden, daß die Zuhörer nicht ermüdeten. Der deutsche Text wurde erst einige Jahre später von einem Kanonicus aus Passau der Musik untergelegt. Als nach einigen zwanzig Jahren der Fürst Esterhazy seinen Hofstaat einschränkte, und Haydn seine Entlassung erhielt, ging er nach London, wohin ihn die Wünsche der Musikfreunde schon seit langer Zeit gerufen hatten. 1794 machte er eine zweite Reise dahin. Er fand die glänzendste Aufnahme, und die Universität Oxford ertheilte ihm die Doctorwürde. Von England ging der Ruf Haydn's aus, der ihm in seinem Vaterlande erst spät allgemein zu Theil ward, wiewol man seine Verdienste nie verkannte. Joseph II. selbst ward erst auf seinen Reisen auf die Talente des großen Meisters aufmerksam gemacht. Bei seiner Rückkehr aus England kaufte sich H. in einer der Vorstädte Wiens ein kleines Haus mit einem Gärtchen. In diesem Heiligthume, zu dem jetzt Freunde der Kunst nicht ohne Rührung wallfahrten, componirte er die „Schöpfung" und die „Jahreszeiten". Jenes Werk, in dessen Harmonien ein jugendliches Feuer strömt, verfaßte er in seinem 65. Jahre; die „Jahreszeiten" waren seine letzte Arbeit, er vollendete sie in 11 Monaten. Zu s. zahlreichen Werken gehören noch ein Te deum, ein Stabat, viele Concerte, Sonaten, Märsche, Messen u. s. w. H. gilt für die Instrumentalmusik als Muster. Mit ihm beginnt eine neue Epoche für dieselbe. Unerschöpflich im Erfinden und Ausführen, stets neu und eigenthüm-

lich, überraschend und befriedigend, wußte er mit schöpferischer Kraft den Zeitgeschmack zu beherrschen. Seine Symphonien tragen alle jenes Gepräge. Durch seine Quartetten ward er gleichsam der zweite Schöpfer dieser Gattung; denn erst durch ihn erhielt sie jene Anmuth, jene kunstreiche Verflechtung, welche den Kenner entzückt. Einige Jahre vor dem Tode des würdigen Greises, der am 31. Mai 1809 erfolgte, schloß die Dilettantengesellschaft in Wien ihre Winterconcerte mit einer glänzenden Aufführung der „Schöpfung", zu welcher H. eingeladen ward. Der ausgezeichnete Empfang machte auf den schwachen, durch die Last der Jahre gebeugten Greis den außerordentlichsten Eindruck; aber noch tiefer erschütterte ihn sein eignes Werk, und bei der Alles ergreifenden Stelle: „Es ward Licht" fühlte er sich dergestalt überwältigt von der Gewalt der Harmonien, die er selbst geschaffen, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten, und er mit emporgehobenen Armen ausrief: „Nicht von mir, von dort kommt Alles!" Er unterlag den ihn bestürmenden Gefühlen und mußte hinweggetragen werden. Collin hat durch ein schönes Gedicht diese Scene verewigt.

Haydon (B.), Historienmaler, geb. 1786 zu Plymouth, der Sohn eines Buchhändlers, liebte schon als Knabe die Malerei schwärmerisch. Der Vater bat daher dessen Lehrer ausdrücklich, Alles anzuwenden, um ihn von seinem Künstlerenthusiasmus zurückzubringen; dies gelang ihm aber so wenig, daß vielmehr die andern Schulknaben auch von der Lust zu malen angesteckt wurden. Die Abhandlungen des Präsidenten Josua Reynolds (s. d.), welche dem jungen H. in die Hände fielen, bestimmten ihn, sich der Kunst ganz zu widmen. Der Vater ließ ihn daher nach London gehen, wo er 1804 seine Studien in der königl. Akademie begann. Unermüdet zeichnete er hier zwei Jahre lang und zergliederte in einem anatomischen Saale. Fueßli (s. d.) wurde sein Gönner, und der berühmte Wilkie sein Freund. Allein H. entzweite sich mit der k. Akademie, was seine Aufnahme zum Mitgliede verhinderte. Er war einer der Ersten, die den Ankauf der Elgin'schen Marmor, nach welchen er selbst 10 bis 15 Stunden des Tages zeichnete, der Nation empfahlen; darüber gerieth er in Streit mit dem Archäologen Richard Payne Knight. Die erste Frucht s. Studien war „Dentatus", wegen dessen ihm die British institution 1809 den ersten Preis zuerkannte. Auch sein „Salomon" fand allgemeine Anerkennung. H. kämpfte dabei mit den härtesten Entbehrungen. 1814 reiste er mit Wilkie nach Paris. 1817 legte er eine Bildungsanstalt für junge Maler an. Seine beiden Gemälde, „der siegreiche Einzug des Heilands in Jerusalem" (1820) und s. „Auferweckung des Lazarus" (1823) waren so groß, daß sich in keinem gewöhnlichen Hause Raum für sie fand. Daher wurden sie im öffentlichen Verkauf für 350 und für 220 Pf. von Speculanten erstanden, die sie dann für Geld sehen ließen.

Hayducken, eine Gattung ungarischer Soldaten zu Fuß, die 1741 abgeschafft wurden. Jetzt werden gewisse auf ungarische Art gekleidete Trabanten großer Herren so genannt.

Hayti, s. Haiti.

Hazard- oder Glücksspiele, diejenigen Spiele mit Karten, Würfeln, Kugeln oder Nummern (z. B. Pharo, Rouge et noir, Bassette, Schnitt, Grobhaus, Paschen, Roulette, Biribi u. s. w.), bei welchen der Spieler das Spiel nicht durch überlegende Anordnung und Leitung nach einem auf bekannte Regeln gegründeten Plane, wie im l'Hombre, Whist u. a., mit gleichem Vortheil unter gleich geschickten oder ungeschickten Mitspielern spielt, sondern wo der Ausgang des Spiels und der davon zu hoffende Gewinn bloß vom Glück und Zufall abhängt, mehr oder weniger aber auf der Seite des Unternehmers oder Bankhalters ist, daher sie auch Vielen als Erwerbszweig dienen. Diese Spiele sind in der Regel verderblich und führen den Pointeur zum Verlust, einmal weil schon an und für sich das

Spiel auf den Vortheil des Bankhalters berechnet ist, dann aber auch, weil der Pointeur der Regel nach den Einwirkungen der Leidenschaft in weit höherm Grade ausgesetzt ist als der Bankhalter. Dazu kommen noch die zahllosen, fast unergründlichen Betrügereien, durch welche der Pointeur, selbst der Spielkundige, von handwerksmäßigen Spielern bevortheilt wird, und welche am meisten da geübt werden, wo diese Spiele sich vor den Verfolgungen des Gesetzes verbergen müssen. In einigen Ländern waren und sind die Hazardspiele erlaubt (wol gar zum Vortheil des Staats verpachtet), indem man es der Willkür eines Jeden überläßt, ob er sein Vermögen wagen will oder nicht, und es für besser hält, öffentlich, wo weniger Betrug möglich ist, spielen zu lassen, als (was nie zu vermeiden ist) insgeheim, wo, nach Maßgabe der Unerfahrenheit der Pointeurs, die gröbsten Gaunereien ausgeübt werden. In andern Ländern hingegen hat man die Hazardspiele streng verboten, ohne daß es darum gelungen wäre, sie ganz zu unterdrücken. In Bädern, vorzüglich in Pyrmont, Aachen, Spaa, Baden, sind die Hazardspiele durch öffentliche Verpachtungen förmlich autorisirt, da sie als eine Quelle des Staatseinkommens benutzt werden. Auch in Paris und den vorzüglichsten Städten Frankreichs gibt es privilegirte Spielhäuser, die an 6 Mill. Fr. Pacht zahlen. In den östr. Bädern duldet die treffliche Polizei keine Hazardspiele.

Hazzi (Joseph, Ritter von), Staatsmann und Literator, geb. 1768 zu Abensberg in Baiern, wo sein Vater Maurermeister war, studirte, bei sehr beschränkten Mitteln, unter harten Entbehrungen in dem Seminarium zu München, dann auf der Universität zu Ingolstadt Rechtswissenschaft und Physik, bildete sich hierauf praktisch in dem Landgerichte seiner Vaterstadt, wurde in Ingolstadt Licentiat der Rechte, und erhielt in München, wo sein Schwiegervater sein Glück beförderte, 1793 die Stelle eines Fiscalraths. Später kam er durch den Geheimenrath Freih. von Stengel in das Depart. des Forstwesens, wo er eine Menge zum Theil hundertjährige Processe und andre Streitsachen meist in Güte abthat, indem er jede Sache an Ort und Stelle untersuchen konnte. So erlangte er eine ungemeine Localkenntniß, die er zu vielfachen Verbesserungen benutzte. Er brachte nämlich durch s. „Statistischen Aufschlüsse üb. das Herzogthum Baiern" (Nürnb. 1801, 4 Bde.) die Mängel der frühern Verwaltung jenes Landes zur Sprache. Auch lernte er auf s. Reisen in Böhmen, Tirol, Mähren, Ungarn, Sachsen 2c. die dortigen Einrichtungen kennen, und als mit der Regierungsveränderung 1799 ein neues Leben in die Verwaltung seines Vaterlandes kam, erhielt er die Stelle eines Generallandesdirectionsrathes. Am Ende d. J. rückten die Franzosen unter Moreau in Baiern ein und verlangten die Auslieferung aller Charten des Landes und H.'s Anstellung als Marschcommissair. Gezwungen willigte die Regierung ein, und H. benutzte die Umstände zur Gründung eines topographischen Bureaus. So kam unter seiner und des franz. Generals d'Abaucourt Leitung und der Theilnahme franz. und baierischer Ingenieurs die treffliche, jedoch erst später vollendete Charte des Landes zu Stande. Auch gelang es ihm, bei seiner Bekanntschaft mit Moreau und andern franz. Generalen, dem Lande oft Erleichterungen zu verschaffen. Zur Emporhebung der Industrie brachte er das alte Project Karls des Großen, die Altmühl, Rezat und den Main mittelst Canäle zu verbinden, wieder in Anregung. Seine dieserhalb an Ort und Stelle mit franz. Ingenieurs angestellten Untersuchungen und der deßhalb eingereichte Bericht fanden in Paris die günstigste Aufnahme. Später machte er eine Reise nach Frankreich und von da durch Italien und die Schweiz. Der Anblick dieser so verschiedenartig verwalteten Länder befestigte ihn noch mehr in seinem Wahlspruche, „daß nur freies Eigenthum und freie Cultur ein Land blühend zu machen vermögen", und nach seiner Rückkehr handelte er in diesem Sinne mit vermehrter Thätigkeit. Auch suchte er durch Schriften dem sich ihm oft widersetzenden Schlendrian entgegenzuwirken. Als

1805 die Franzosen abermals vorrückten, mußte H. wieder dem Hauptquartiere folgen, wo er Schwedens jetzigem Könige, Murat und selbst Napoleon bekannt wurde. Nach dem Frieden ward er in einen andern nicht so willkommenen Wirkungskreis versetzt, doch behielt er sein bisheriges Fach sorgsam im Auge, sodaß keine störenden Änderungen in seinem Systeme vorgenommen werden konnten. Im Aug. 1806 ward er nach Düsseldorf zum damal. Großherzog von Berg (Murat) berufen. Er fand Murat schon in Mainz, wo man ihm eröffnete, daß Napoleon ihn erwählt habe, zur Einführung der franz. Institutionen in Deutschland mitzuwirken. H. nahm den Antrag an und mußte nun Murat auf dem Feldzuge gegen Preußen begleiten. So kam er von Lübeck nach Berlin, wo er auf Befehl Napoleons an die Spitze der Polizeiverwaltung der eroberten Länder gestellt wurde. H.'s nützliche Thätigkeit in dieser Stellung fand allgemeine Anerkennung. Auch die Censur der Zeitungen nahm unter ihm einen freimüthigen Charakter an, und er selbst lieferte mehre gehaltreiche Aufsätze in diese Blätter. Dann folgte er der Armee nach Polen, kehrte aber nach der Schlacht bei Eylau nach Berlin in seinen vorigen Wirkungskreis zurück. Nach dem Frieden von Tilsit arbeitete er als Staatsrath in Düsseldorf an der Einführung des „Code Napoléon". Als Murat den Thron von Neapel bestieg, wollte er Hazzi mitnehmen; diesem hatte aber das Leben in Neapel auf seiner frühern Reise so wenig gefallen, daß er es vorzog, nach Paris zu gehen, wo er unter dem Herzog von Bassano in dem Geschäftsfache des Großherzogthums Berg arbeitete. Die Stelle eines Präsidenten bei einem Prevotalgerichte schlug er aus, obschon seine Einkünfte sich bedeutend dadurch vermehrt haben würden, weil er nicht Menschen unglücklich machen konnte, wenn sie einmal gegen die Mauthgesetze sündigten. In Folge des Decrets von Trianon (vom 26. Aug. 1811) kehrte er nach Baiern zurück, wo man ihn wegen der politischen Veränderungen, die auf den Feldzug nach Rußland folgten, erst im Juli 1813 wieder anstellte und ihn besonders zur Regulirung des Schuldenwesens der schwäbischen Provinzen brauchte. 1816 ward er geadelt, und lebt nun zu München als Staatsrath und Vorstand der Landesbaucommission. Von s. statistischen und politischen Schriften erwähnen wir: 1) „ΙΣΟΨΗΦΟΣ, oder der ausgemittelte gleiche Calcul zur Grundsteuer eines Staates, nebst Geschichte der Finanzen" (München 1802) mit einem Nachtrag (München 1804); 2) „Ansichten über Waldungen und Forste, sammt der Geschichte des Forstwesens" (München 1804); 3) „Katechismus der baierschen Landesculturgesetze" (1804); 4) „Gekrönte Preisschrift über Güterarrondirung, mit der Geschichte der Cultur und Landwirthschaft in Deutschland" (München 1817); 5) „Über die Standpunkte der baierschen Verfassungsurkunde von 1818 in Bezug auf andre Constitutionen" (München 1819; eine scharfe Beleuchtung der baierschen Octroiverfassung); 6) „Über den Islamismus, das Türkenthum, die Sache der Griechen und Europas Pflichten dabei" (München 1822). Außerdem gab er 1810 in Elberfeld ein Schauspiel: „Remplaçant", in 3 Aufz., das ein echtes Gemälde der Zeit ist, und auf Napoleons hartes Decret von Trianon gab er 1812 in Dortmund eine Schrift: „Über Auswandern und Fremde" heraus. Seit 1818 ist er Redacteur des „Wochenblattes vom landwirthschaftl. Verein in Baiern" und Mitglied der Generalcomité desselben. Von Murat erhielt er den Orden der beiden Sicilien. (S. „Zeitgenossen", N. R., Nr. XI.) 12.

Hebe, die Göttin der Jugend und Mundschenkin auf dem Olympus, eine Tochter Jupiters und der Juno, ward von dieser dem Herkules als Belohnung seiner tapfern Thaten zur Gattin gegeben. In Abbildungen ist sie an der Schale kenntlich, in welcher sie den Nektar darreicht. Sie erscheint gewöhnlich als junges reizendes Mädchen in einem mit Rosen geschmückten Gewande, mit einem Blumenkranze. Oft steht ihr (wie auch dem Ganymedes) der Adler zur Seite, den sie liebkost.

Hebel (Johann Peter), Consistorialrath und Prof. zu Karlsruhe, seit 1819 protestantischer Prälat, und als solcher Mitglied der ersten Kammer der badischen Ständeversammlung, hat sich durch s. „Allemannischen Gedichte" einen eignen Platz auf dem deutschen Parnaß erworben. Sein Talent, sagt Göthe, neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst zu heben. Auf der andern Seite neigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm jene Personification zu Hülfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Wenn antike oder andre durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben und höhere Naturen, als Nymphen, Dryaden u. s. w., an die Stelle der Felsen, Quellen und Bäume setzen, so verwandelt H. diese Naturgegenstände zu Landleuten und verbauert, auf die naivste, anmuthigste Weise, durchaus das Universum, sodaß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur Eines auszumachen scheint. Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit, Darstellungsgabe und Sprachweise stehen ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingibt, auszuführen. Wenden wir unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute wohlmeinende Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden, der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wol schon zur Ruhe sei, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen. Hat der Dichter auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches drein zu mischen. Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung; Jahres- und Tageszeiten gelingen ihm besonders. Eine gleiche Nähe fühlt er zu Pflanzen und zu Thieren. Andre Gedichte leiten mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab zum Sittlichen hin. Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höhern Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseit, mit Ernst, ja melancholisch aus. Diesen innern Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu Statten, aus der er sich einen Styl gebildet hat, der zu diesem Zwecke vor unserer Büchersprache große Vorzüge hat. Hebel's „Allemannische Gedichte" haben von 1803—20 5 Aufl. und zwei Übersetz. in das Hochdeutsche (v. Girardet und D. Adrian) erlebt, der Nachdrücke nicht zu gedenken. Auch seine Volksschriften sind Muster in ihrer Gattung: der „Rheinische Hausfreund", das „Schatzkästlein" und „Biblische Erzählungen".

Hebel. Denkt man sich in der Länge einer geraden unbiegsamen Linie 3 Punkte, in deren einem sie auf einer festen unverrückbaren Unterlage, um welche sie sich drehen läßt, aufliegt, indem an den beiden Punkten zwei Kräfte einander entgegenwirken, so heißt diese Verbindung ein mathematischer Hebel, der zum physischen wird, wenn man dieser Linie eine Stange oder etwas Ähnliches substituirt. Ein solcher physischer Hebel ist der Wagebalken, dessen Ruhepunkt in der Mitte liegt, während die Gewichte in beiden Wagschalen den Balken selbst nach entgegengesetzten Richtungen umzudrehen streben. Hebel ist das einfachste, aber auch das

wichtigste Rüstzeug in der Mechanik, und seine Theorie liegt allen übrigen Maschinen zum Grunde. Bei Betrachtung des Hebels und des Gleichgewichts der Kräfte abstrahirt man von der Materie desselben und ihrem Gewicht, und denkt sich die genannten 3 Punkte nur durch eine mathematische Linie verbunden. Diese Verbindung heißt, wie schon oben gesagt, ein mathematischer Hebel; den Ruhepunkt nennt man auch Bewegungs- oder Umdrehungspunkt, und das, worauf der Hebel liegt, die Unterlage. In manchen Fällen wird es eine Überlage, oder es ist eigentlich als ein Zapfen anzusehen, um den sich der Hebel dreht, ohne auf- und abwärts weichen zu können. Die Kräfte, welche an den beiden andern Punkten angebracht sind, werden nach Verschiedenheit ihrer Bestimmung, Kraft und Last genannt. Wenn der Ruhepunkt zwischen Kraft und Last liegt, so ist der Hebel doppelarmig, liegen aber Kraft und Last auf einer Seite des Ruhepunkts, so ist er einarmig. Jener wird auch Hebel der ersten Art, dieser Hebel der andern Art genannt. Der Hebel erster Art kann entweder geradlinig, oder ein Winkelhebel, und seine Arme können gleich oder ungleich lang sein. Das Product, welches man erhält, wenn man die Kraft mit ihrer Entfernung vom Ruhepunkt multiplicirt, wird das Moment genannt. Am geradlinigen mathematischen Hebel stehen senkrecht wirkende Kräfte im Gleichgewicht, wenn sie sich verkehrt wie ihre Entfernungen oder Abstände vom Ruhepunkte verhalten, oder, wie man sich kürzer auszudrücken pflegt, wenn die Momente gleich sind. Dieses Gesetz des Gleichgewichts der Kräfte am Hebel, auf dem die ganze Statik und Maschinenlehre beruht, war schon in den ältesten Zeiten bekannt, und ward bereits aus der Lehre vom Schwerpunkte von Archimedes bewiesen, wiewol ein völlig scharfer Beweis für das Gesetz des Hebels erst von Kästner gegeben worden. Es gilt aber nicht bloß für den geradlinigen, sondern auch für den Winkelhebel, und sogar dann, wenn die Kräfte nicht senkrecht auf die Arme des Hebels, sondern in schräger Richtung wirken. Wenn das Gewicht des Hebels selbst mit in Betracht gezogen wird, wie dies in der Ausübung geschehen muß, so heißt der Hebel, wie schon erwähnt, ein physischer. Man kann ihn als ein neues Gewicht betrachten, welches im Schwerpunkte des Hebels angebracht ist, dessen Moment besonders berechnet, und dem Moment der Seite, auf die es fällt, hinzugesetzt werden muß. Sind die Momente beider Seiten gleich, so steht der physische Hebel im Gleichgewicht. Da fast bei keinem andern Werkzeuge die Reibung so gering ist, wie bei dem Hebel, so wirkt er beinah mit der nämlichen Kraft, welche die Theorie angibt. Der Hebel ist bei tausend Arbeiten ein unentbehrliches Rüstzeug, zumal wo Lasten gehoben und fortgeschafft werden sollen. Der einfachste ist der **Hebebaum**, der in einer vollkommnern Gestalt Hebelade heißt. Viele Instrumente, welche man beim gemeinen Gebrauch nicht für Hebel hält, z. B. der Geißfuß der Maurer, Ruder, Messer, Scheren, Zangen, Hammer, Brecher rc., sind einfache oder zusammengesetzte Hebel, deren Wirkungen auf dem allgemeinen Gesetze dieses Rüstzeugs beruhen. Die Muskeln des thierischen Körpers wirken bei der Bewegung der Glieder nach den Gesetzen des Hebels. Die Natur bedient sich aber gewöhnlich des einarmigen Hebels, wobei die zu bewegende Last weiter als die Kraft entfernt ist. Hiebei muß die Kraft viel stärker als die Last sein; dagegen wird aber auch durch eine sehr geringe Bewegung der Kraft der Last eine große Geschwindigkeit gegeben.

Heber, der Name einer aus zwei Schenkeln bestehenden und an beiden Enden offenen Röhre, vermittelst welcher man Flüssigkeiten aus einem Gefäße durch den Druck der Luft auslaufen lassen oder heben kann. Das Sonderbare bei der Erscheinung, welche der Heber darbietet, besteht darin, daß, wenn man den einen Schenkel in ein, mit irgend einer Flüssigkeit erfülltes Gefäß hängt und nun durch Saugen bewirkt, daß die Flüssigkeit auch den andern Schenkel erfüllt, dieselbe auszufließen anfängt, und daß das ganze Gefäß leer wird, sobald der in demselben be-

findliche Arm oder Schenkel des Hebers bis auf den Boden reicht. Der Grund davon liegt in dem Drucke der Luft auf die Flüssigkeit im Gefäße; daher ein Heber im luftleeren Raum nicht heben kann. Da aber die Atmosphäre mit einem Gewicht auf das Wasser drückt, welches dem von einer 32 Fuß hohen Wassersäule gleicht, so kann das Wasser nie über diese Höhe gehoben werden. Der Heber kann auf verschiedene Art eingerichtet sein. Im Großen hat man ihn bei dem berühmten Canal von Languedoc (Canal du midi) angewendet. Dieser Canal läuft an einigen Stellen am Abhange von Gebirgen fort, und muß daher alles von diesen Bergen abfließende Wasser aufnehmen, wodurch er oft austrat und Überschwemmungen anrichtete. Man brachte, dies zu verhindern, große gemauerte Heber an, deren höchster Punkt sich im Niveau des höchsten Standes, den das Wasser im Canal erreichen sollte, befand, und deren kurzer Schenkel bis auf den Boden des Canals, der längere aber am Abhange des Gebirges herabging. Diese Heber würden, einmal gefüllt, nicht eher zu fließen aufhören, als bis der ganze Canal ausgeleert wäre, hätte man nicht die Vorsicht gebraucht, im kürzern Schenkel, im gewöhnlichen Niveau der Wasserhöhe, eine Öffnung anzubringen. Sobald die Heber das Wasser soweit abgeführt haben, daß es bis zu dieser Höhe herabgesunken ist, tritt zu dieser Öffnung Luft hinein, und im Augenblicke hört die Wirkung des Hebers auf. Wiebeking beschreibt diesen Canal in s. „Übersicht der Wasserbaukunst" (Hamb. 1804), II. Bd., S. 228.

Hebert (Jacques René), während der franz. Revolution **Père Duchêne**, einer der eifrigsten Schreckensmänner, geb. 1755 zu Alençon, kam jung nach Paris, um sein Glück zu machen, fand aber nur Gelegenheit, seine Anlagen verderblich zu entwickeln. Nachdem er einige Zeit mit Betrügereien sich durchgebracht hatte, wurde er Billeteur an einem kleinen Theater, aber wegen Veruntreuung bald fortgejagt. Bei dem Ausbruche der Revolution gab ein gewisser Lemaire ein Journal u. d. Tit.: „Père Duchêne" heraus, das er in den Straßen vertheilen ließ, und wodurch er die untere Volksclasse mit der neuen Verfassung und andern revolutionairen Vorgängen bekannt machte. Die Jakobiner setzten diesem Blatt einen andern „Père Duchêne", von Hebert herausgegeben, entgegen, in welchem sie auf die pöbelhafteste Weise täglich den König, die Königin und die königl. Familie beleidigten. So wurde Hebert allmälig der Held des Pöbels. Nach dem 10. Aug. wurde er Mitglied der Commune. In eine Verschwörung mit dem Maire Pache und andern wüthenden Jakobinern verwickelt, wurde er verhaftet; allein ganz Paris begehrte seine Freilassung. Hebert's Sieg zog unmittelbar die Auflösung der Commission der Zwölf nach sich, und der größte Theil der Conventsmitglieder, woraus sie bestand, wurde geächtet. Dann erschien Hebert unter den Anklägern der Königin; er beschuldigte sie Verbrechen, welche die Natur empören; auch war er einer der Commissaire der Municipalität, welche im Tempel die unglücklichen Kinder Ludwigs XVI. verhörten und die schmählichsten Fragen an sie stellten. Selbst Robespierre mißfiel der darüber erstattete Bericht. Hebert verband sich daher mit Chaumette, um die Partei, deren Häupter sie waren, zu verstärken; durch sie und durch Ronsin, den Chef der revolutionairen Armee, machte sich Hebert zum Herrn der Clubs der Cordeliers, die seit lange im Besitz der Mittel waren, die Volksmasse in Bewegung zu bringen. Er veranstaltete daher die Feste der Vernunft; dann klagte er Danton an, die Natur der Freiheit und die Charte der Menschenrechte verletzt zu haben. Diese Verwegenheit schreckte Robespierre und Danton; und, wiewol heimliche Feinde, vereinigten sie sich doch zur Vertilgung dieser neuen Faction und ließen Hebert und einige seiner Anhänger verhaften. Mit der Freiheit verlor Hebert allen Muth. Er wurde den 24. März 1794 auf das Blutgerüst geschleppt; man hatte noch Niemand feiger sterben sehen als ihn. Seine Gattin, eine ehemalige Nonne, wurde wenige Tage nach ihm hingerichtet.

Hebezeug (Mechanik), überhaupt alle zu Hebung einer Last erfundene Werkzeuge, als Hebel, Heblade, Erdwinden, Flaschenzüge, Krahne, Räder an den Wellen, Haspeln, Radewinden, schiefe Ebenen mit ihren Anwendungen auf Keil und Schraube, die Schrauben ohne Ende ꝛc. Unter den Griechen hat sich Archimedes (3770) in Erfindung der Hebezeuge am berühmtesten gemacht. Denn mit seinen Maschinen konnte er allein ein beladenes und mit Menschen besetztes Schiff bewegen. Wenn das Hebezeug nur aus dem Hebel und der Rolle besteht, heißt es ein einfaches, in der Zusammensetzung mehrer der oben genannten Werkzeuge ein zusammengesetztes Hebezeug, welches zur Hebung der schwersten Körper und Lasten dient. Seine Wirkung erfolgt jedesmal streng nach den Gesetzen der Bewegung in allen ihren Verhältnissen. **X.**

Hebräer, Ankömmlinge, Fremdlinge, die Nachkommen Abrahams, der 2000 J. vor Chr. aus Mesopotamien jenseit des Euphrats nach Kanaan (Palästina) einwanderte. Sein Erbe, nomadisches Hirtenleben und der an göttliche Verheißungen gebundene Beschneidungsgebrauch, ging auf seinen Sohn Isaak, dessen jüngern Sohn Jakob (Israel) und dessen 12 Söhne über. Jakob zog bei einer Theurung in Kanaan mit 70 Kindern, Enkeln und Urenkeln nach Gosen in Ägypten, wohin ihn sein am ägyptischen Hofe mächtiger Sohn Joseph rief. Während der 430 Jahre ihres Aufenthalts in Ägypten waren die Hebräer auf drittehalb Millionen angewachsen, worunter 600,000 streitbare Männer den Auszug unter Moses deckten, und die Stämme, durch die ihre 40jährige Wanderung ging, bekämpften. Unter den Beschwerden dieses langen Zuges durch Einöden und feindliche Völker stärkte sich ihr Geist zu Waffenthaten, und die strenge Gesetzgebung ihres Anführers brachte in die unruhigen Gemüther Regel und Gottesfurcht. (Vgl. Moses.) Als die Hebräer endlich, 1500 v. Chr., das Land, in dem die Gebeine ihrer Väter, die lange ersehnten Ströme und Berge Gottes ihrer harrten, unter Josua erreicht hatten, theilten sich 12 Stämme, nämlich: die neun Stämme der Söhne Jakobs: Ruben, Simeon, Juda, Dan, Naphtali, Gad, Asser, Isaschar, Sebulon, die Stämme der beiden Söhne Josephs: Ephraim und Manasse, und der Stamm Benjamin in die Provinzen; Ackerbau wurde die Grundlage ihres Gemeinwesens. Der Stamm Levi, des dritten Sohnes Jakobs, blieb ohne Grundeigenthum unter den übrigen in 48 Städte vertheilt, zum Gottesdienst geweiht. Er erhielt den Zehnten alles Erwerbs zur Besoldung, und bildete, wie die Priesterkaste in Ägypten, einen ausgezeichneten Stand, der in der von Moses gegründeten theokratischen Staatsverfassung der Hebräer im Namen Jehova's, des unsichtbaren Königs, handelte, und das Volk bei Verwaltung des auf die Familie Aarons eingeschränkten Priesterthums (vgl. Hoherpriester) kirchlich, richterlich und polizeilich regierte: eine Gewalt, die er auch noch unter den Königen zu behaupten wußte. Die ersten 4 Jahrhunderte nach dem Einzuge in Kanaan sind das Heldenalter der Hebräer. Samuel (s. d.), der letzte und größte ihrer Richter (so hießen ihre Regenten und Anführer), gab ihnen endlich, auf ihr unverständiges Begehren, um 1100 v. Chr. den langen, aber nicht geistesgroßen Saul zum Könige. Die Verfassung blieb anfangs fast dieselbe; der König war ohne Hofstaat und festen Wohnsitz, kaum mehr als Heerführer, und als er sich mehrer Mißgriffe schuldig machte und der Vormundschaft Samuel's entziehen wollte, salbte dieser den mit Gaben des Geistes und Körpers gezierten Sohn Isaï's, David (s. d.), zum Könige. David's glorreiche Regierung war das Blüthenalter des hebräischen Staates; die heidnischen Ureinwohner wurden völlig verdrängt, die Grenzen durch glückliche Eroberungen weit nach Syrien und Idumäa hinein ausgedehnt, Jerusalem (s. d.) zur Residenz gemacht, Baukunst und Poesie gehoben, Religion und Gottesdienst befestigt, die Sitten veredelt, der Gewerbfleiß gefördert, Handelsverkehr mit Phöniziern und Arabern angeknüpft, ja selbst die Schifffahrt auf dem mittelländischen

Meere gewagt. Aber dieser Flor sank schon unter seinem Sohne Salomo (s. d.). Seine Prachtliebe und Üppigkeit *) vergeudete die Schätze Davids, und der weltberühmte Tempel, an den sie gewendet wurden, war kein Ersatz für die Bedrückung des Volks, das unter harten Auflagen seufzte. Mit Salomo's Tode, 975 v. Chr., zerfiel das Gebäude der Macht und des Ruhms der Hebräer; sein Sohn Rehabeam wußte nicht die empörten Gemüther zu begütigen, nur die Stämme Juda und Benjamin, aus denen das Königreich Juda entstand, blieben ihm treu, die andern 10 Stämme fielen Jerobeam, aus dem Stamme Ephraim, zu und bildeten das Königreich Israel. So wurde das Reich getheilt, um sich nie wieder zu der alten Größe zu erheben. In Israel herrschte eine Reihe von 19 Königen aus verschiedenen Geschlechtern, deren wenige anders als durch Ermordung ihrer Vorgänger auf den Thron kamen. Dies Reich, obwol stärker bevölkert und weiter ausgedehnt als Juda, wurde doch früher als dieses ein Raub assyrischer Eroberer; Salmanassar nahm Samaria, die Hauptstadt Israels, und verpflanzte das unterjochte Volk in die Gebirge Mediens, 722 v. Chr. Länger erhielt sich Juda; unter 20 Königen aus David's Hause zeichnen sich Josaphat, Hiskias und Josia durch Regententugend und Eifer für den Dienst Jehova's aus, die andern wurden der Religion und Ordnung ihrer Väter mehr oder weniger untreu, und unfähig, den Mächten Ägyptens, Assyriens und Babylons zu widerstehen, bald dieser, bald jener zinsbar, bis endlich Nebukadnezar 588 v. Chr. Jerusalem eroberte, den Tempel plünderte und zerstörte, den letzten König Zedekia blendete, und mit dem Volke, soviel vom allgemeinen Blutbade übrig war, in die Gefangenschaft nach Babylon führte. In den Resten der Literatur der Hebräer aus dieser Periode (s. d. folg. A.) finden wir den ägyptisch-düstern, orientalisch-feurigen, Mosaisch-strengen und überall feierlich-religiösen Charakter dieses Volks mit starker Eigenthümlichkeit ausgeprägt. Obgleich durch die Gewalt eigner Sinnlichkeit und fremder Unterjochung vielfach mit andern Völkern vermischt, verlor es doch nie den Stolz, zu dem es sich durch die Idee, das auserwählte Volk Gottes zu sein, erhoben fühlte, und die hartnäckige, unvertilgbare Individualität, die es zu einem Gegenstande bald der Furcht, bald der Verachtung und des Spottes der Fremden machte. Der Name Hebräer wich nach der Theilung des Reichs dem, besonders seit der Verbannung üblichern Namen Juden, und unter diesem Artikel wird daher die jüdische Geschichte der spätern Zeiten ihren Platz finden.

Hebräische Sprache und Literatur. Der wesentliche Einfluß, den der Monotheismus der Hebräer durch das Christenthum und den Mohammedismus auf die Bildung des Menschengeschlechts gewonnen hat, gibt ihren alten Nationalschriften, in denen diese Religion reiner als durch den Gottesdienst ihrer Nachkommen, der Juden selbst, auf uns gekommen ist, eine welthistorische Wichtigkeit. Daher erregt die hebräische Literatur, auch abgesehen von dem dogmatischen Gesichtspunkte, auf dem sie als eine Sammlung von Urkunden der göttlichen Offenbarung erscheint, vielseitige wissenschaftliche Theilnahme. An Alter, Glaubwürdigkeit, Eigenthümlichkeit, poetischer Kraft und religiösem Gehalt übertrifft sie die Literatur jedes andern Volkes der vorchristlichen Zeit, und enthält daher für die Geschichte des Menschengeschlechts und seiner geistigen Entwickelung bei weitem die merkwürdigsten Denkmale und zuverlässigsten Quellen. Wird die hebräische Sprache auch lange nicht mehr für die Ursprache des Menschengeschlechts gehalten (vgl. Wahl's „Allg. Geschichte der morgenl. Sprachen 2c.", Lpz. 1784), so ist sie doch unter den semitischen Sprachen (Chaldäisch, Aramäisch, Hebräisch, Syrisch, Arabisch, Phönizisch, Armenisch, Äthiopisch werden zusammen, wegen der Abstammung dieser Völker von Sem, dem Sohne Noah's, so genannt) erweislich eine der

*) Um sich einen Begriff von dem Luxus der Hebräer zu machen, vgl. man das Werk des Prof. Hartmann: „Die Hebräerin am Putztische", 3 Thle., mit 9 Kupf.

ältesten. In ihrer Bildung sind folgende Zeiträume zu unterscheiden: 1. von Abraham bis auf Moses, wo ihr altaramäischer Stamm durch ägyptische und arabische Zuflüsse geändert wurde; 2. von Moses bis auf Salomo, wo sie nicht ohne phönizischen Einfluß zu vollkommener Selbständigkeit heranreifte; 3. von Salomo bis auf Esra, wo sie, wachsend an Blüthe und Reichthum, doch durch Aufnahme fremder Ideen und Bezeichnungen anfing unreiner zu werden; 4. von Esra bis an das Ende des makkabäischen Zeitalters, wo sie sich allmälig in die neuaramäische verlor und zur todten Büchersprache wurde. Spuren verschiedener Dialekte zeigten sich am Ende der dritten Periode, indem man nach der Verbannung das Althebräische, die Sprache der auf uns gekommenen Handschriften des A. T., unter dem Namen Jehudit, d. i. jüdische Sprache, von dem Samaritanischen und Aramäischen unterschied. Buchstabenschrift hatten die Hebräer schon beim Anfange der zweiten Periode; ihre Schriftzeichen aber waren bis zur Verbannung die phönizischen, die sich in den samaritanischen Handschriften noch am treuesten erhalten haben. In der babylonischen Gefangenschaft nahmen sie die jetzt bekannte hebräische Quadratschrift von den Chaldäern an, und schrieben dann unter Esra die althebräischen Handschriften in chaldäische Buchstaben um. Diese Schrift hatte ursprünglich nur 3 Vocalbuchstaben, und erhielt ihre vollständige Punctation nicht vor dem 7. Jahrh. der christl. Zeitrechnung, aus dem die ersten schriftlichen Beiträge der Masoreten zur Berichtigung des Textes der hebräischen Nationalschriften herrühren. (Vgl. Masora.) Daher erlitt schon die äußere Gestalt derselben seit ihrer Entstehung mannigfaltige Veränderungen; aber auch der Inhalt der Bücher, die jetzt das A. T. ausmachen, kann nicht völlig unverändert auf uns gekommen sein. Moses schrieb auf Stein; noch lange nach ihm scheinen die Hebräer, was schriftlich aufbewahrt werden sollte, nur in Stein, Erz oder Holz eingegraben, aber eines bequemern, zum Aufschreiben größerer Aufsätze geeigneten Materials, wie der Leinwand oder des Papyrus, welches die Entstehung einer Literatur nach unsern Begriffen erst möglich macht, sich nicht vor dem Zeitalter Samuel's und der von ihm gestifteten Prophetenschule bedient zu haben. Und selbst in diesem Zeitalter war Schriftstellerei noch bei allen Nationen etwas Seltenes. Weisen nun mehre Schriften des A. T., z. B. die Bücher Mosis, das Buch Hiob, einige Psalmen, ausdrücklich auf einen frühern Ursprung zurück, so ist die Annahme nicht zu umgehen, daß sie von den Verfassern, welchen sie zugeschrieben werden, theils nur dem Hauptinhalte nach aufgezeichnet, theils durch mündliche Überlieferung auf die Nachwelt gebracht, von späterer Hand aber überarbeitet, aus solchen Überlieferungen vervollständigt und zu dem Ganzen verbunden worden sind, das sie jetzt ausmachen. Dasselbe behauptet die Kritik mit einleuchtenden Gründen auch von dem größten Theile der übrigen Bücher des A. T., deren Abfassung nach der gewöhnlichen Meinung in das Zeitalter vor der Gefangenschaft gehören soll; daher denn die Echtheit und Unverfälschtheit der Form, in der wir sie besitzen, von den Orientalisten unserer Zeit nur in einem sehr eingeschränkten Sinne zugestanden wird. Begreiflicher Weise mußte bei dieser kritischen Sichtung nicht nur die innere Anordnung, sondern auch Manches von dem Inhalte der angeblich ältern Schriften der Hebräer, besonders der historischen, mehr oder weniger als das Werk einer spätern Bearbeitung erkannt werden, als man sonst anzunehmen pflegte. Dadurch wird aber die Echtheit der darin erzählten Thatsachen und des Geistes, der diesen Büchern eigenthümlich ist, keineswegs zweifelhaft; vielmehr müßte schon die bis ins Kleinste genaue Gewissenhaftigkeit und Ehrfurcht, mit der die Hebräer ihre heiligen Nationalschriften behandelten, die spätern Bearbeiter derselben über den Verdacht willkürlicher Abänderungen und entstellender Zusätze erheben, wenn auch die aus dem eigenthümlichen Gepräge jedes Buches hervorgehenden innern Gründe, welche diese Echtheit entscheidend verbürgen, nicht berücksichtigt würden. Daß von den Schätzen

der hebräischen Literatur, die besonders im Salomo'schen Zeitalter sehr reich war, viel verloren gegangen sein muß, läßt sich aus Stellen des A. T. selbst beweisen. Was aber in dem kleinen Theile, den wir davon besitzen, für die Geschichte der Hebräer und ihrer Religion Wichtigkeit hat, gehört seinem wesentlichen, historischen und religiösen Stoffe nach den Epochen an, auf die es zurückweist. Daher bezeichnet die Aufeinanderfolge der verschiedenen Zeitalter, in welche die Geschichte der Hebräer sich eintheilen läßt (1. Patriarchen, erster Bund mit Gott; 2. Moses und Gesetzgebung [Thorah]; 3. Heldenalter unter den Richtern, theokratische Republik; 4. David's und Salomo's Regierung, theokratische Monarchie; 5. Propheten, Kampf der Theokratie mit der Monarchie; 6. babylonische Gefangenschaft; 7. Zeitalter nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft), auch die allmälige Entwickelung des Geistes, der in ihren Schriften weht. Die Annahme der spätern Aufzeichnung bleibt bei dieser Ansicht unbestritten. Waren nun aus dem ersten Zeitalter die in der Genesis, dem ersten Buche Mosis, enthaltenen einfaltsvollen alten Sagen (vgl. Patriarchen, Abraham, Isaak, Jakob, Joseph), aus dem zweiten die von Moses aufgezeichneten Gesetze in Steinschrift, ausführlichere Vorschriften für den Gottesdienst und das bürgerliche Leben, historische Nachrichten und Lieder aber durch mündliche Überlieferung (s. Moses), und aus dem dritten ähnliche Nachrichten (der Inhalt der Bücher Josua, Richter, Ruth) eben so auf das vierte gekommen, so entstand in diesem erst eigentliche Schriftstellerei, welche den vorhandenen historischen und poetischen Stoff in schriftlichen Sammlungen (der Pentateuch oder die 5 Bücher Moses, Josua, die Richter, die Bücher Samuel's) aufbewahrte und sich in neuen poetischen Schöpfungen übte. Dazu fanden die hebräischen Schriftsteller mächtige Anregung in dem Hirtenleben ihrer Erzväter, in der schönen großartigen Natur ihres Landes, in der wundervollen Geschichte ihres Volks (Rettung aus der ägyptischen Knechtschaft, Kampf mit der Natur und feindlichen Horden während des 40jährigen Zuges durch die Wüste, Kriege unter den Richtern), in dem Gebrauche des Gesanges beim Gottesdienste, in dem dadurch geweckten Eifer für die Musik und in dem bestehenden Propheten- (Lehrer- und Dichter-) Orden (vgl. Lowth „De sacra Poësi Hebraeorum", Lpz. 1815, m. Noten v. Michaelis, und das durch Originalität höher stehende Werk: Herder's „Geist der hebr. Poesie", 2 Bde., Dessau 1785, 3. Aufl. von D. Justi, 2 Thle., Lpz. 1825). Poesie wurde die Grundlage ihrer Literatur: lyrische durch David, dem Lied und Elegie gleich glücklich gelang, und unter ihm; didaktische noch mehr unter seinem Nachfolger, wo auch Versuche in der Idylle (Ruth) und dem kleinern Epos aufkamen. (S. David, Psalm, Salomo, Hohes Lied, Hiob.) Starke Religiosität bezeichnet den Geist und Zweck dieser Dichtungen; nie hat der Sinn für das Gesetz Jehova's lebendiger gewirkt, als in den heiligen Gesängen aus der David'schen Zeit; dagegen Salomo sich in seiner Handlungsweise, wie in den unter seinem Namen bekannten Schriften, merklich vom israelitischen Particularismus ab und zu einem philosophischen, ja weltbürgerlichen Indifferentismus neigte. Nach der Theilung des Reichs erhielten nur noch Religion und Literatur die Reste der alten Nationalkraft, und ihre Bewahrer, die Propheten, wurden nun die Lehrer und Tröster des sittlich und politisch sinkenden Volks bis in die unglückliche Zeit der babylonischen Gefangenschaft; vor derselben, noch unter den Königen: Jonas, Joel, Amos, Hosea, Jesaias, Micha, Obadja, Nahum, Habakuk; während derselben: Jeremias, Ezechiel (Hesekiel), Daniel, Zephanja; zur Zeit der Rückkehr nach Palästina: Haggai, Zacharias (Sacharja) und Malachias. Über ihre Lebensumstände und den eigenthümlichen Geist der unter ihren Namen bekannten Schriften s. Propheten, und: Jesaias, Jeremias, Ezechiel, Daniel und Habakuk. Diese Schriften sind größtentheils spätere Sammlungen ihrer Begebenheiten, Reden und Prophezeihungen, deren sehr

ungleicher Umfang zu der Unterscheidung der großen Propheten (Jesaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel) von den übrigen kleinern Anlaß gegeben hat; doch besitzen wir nicht einmal die großen vollständig, und von den kleinern augenscheinlich nur Bruchstücke. Die Zeit der Wiederherstellung des Mosaismus, nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft, wurde für die hebräische Literatur dadurch höchst wichtig, daß Esra zur Sammlung ihrer alten Schätze ein Collegium von 120 Gelehrten, die große Synagoge, errichtete, und Nehemia bald nach ihm diese oder eine neue Sammlung als Tempelbibliothek aufbewahrte, welche jedoch erst gegen das Ende der syrischen Verfolgungen hin geschlossen worden zu sein scheint (vgl. Juden). Die Absicht dieser Wiederhersteller, den Juden in der Sammlung ihrer alten Nationalschriften zugleich einen Religionskanon zu geben, läßt vermuthen, daß sie dabei mit möglichster Treue gegen den alten Mosaismus zu Werke gingen, und gewiß war dieser Kanon des A. T. nach Anzahl und Ordnung der Bücher schon unter den Makkabäern so gereiht, wie wir ihn jetzt haben, auch die jetzt übliche Eintheilung derselben in historische, poetische und prophetische dabei schon berücksichtigt. Zu den historischen gehören, außer den schon in der David-Salomo'schen Zeit gesammelten, die nach der Gefangenschaft aus alten Annalen der Könige entstandenen Bücher der Könige und der Chronik, die Bücher Esra und Nehemia; zu den poetischen: Hiob, die Psalmen, Salomo's Sprüche, Prediger und Hohes Lied, die unter dem Namen der Klagelieder des Jeremias bekannten Elegien, der historische Roman Esther und die Idylle Ruth; die prophetischen umfassen die Schriften der eben genannten 4 großen und 12 kleinen Propheten. Die Mosaische Religion ist die Seele, das überall vorwaltende Grundwesen dieser gesammten Literatur; wie in den historischen Büchern die Auswahl und Darstellung des Erzählten von der theokratischen Richtung dieser Religion abhängig erscheint, und in den Psaltern das religiöse Gefühl sich ergießt, drängen sich in den prophetischen Büchern Zorn und Jammer über die Entartung des Volks, Drohung gegen die Abtrünnigen und Trost für die Frommen zusammen. Die Verheißung eines Gesalbten Gottes (Messias), der die Nation aus ihrem Elende retten und das glückliche Zeitalter David's wiederbringen würde, zieht sich, wie der Grundton einer himmlischen Harmonie, durch die Dichtungen der Propheten, und klingt in ihren Orakelsprüchen mild und aufmunternd hervor. Nur dem Buche Hiob und den Salomo'schen Schriften scheint dieser theokratische Geist fremd und eine philosophische Ansicht des Monotheismus geläufiger. In den Propheten aber, die in und nach der babylonischen Gefangenschaft blühten, wird der Einfluß chaldäischer Religionsideen aus Zoroaster's Lehre und schon manche Spur der Veränderungen merkbar, welche die Denkart der Juden in Folge ihrer Schicksale und nähern Verhältnisse mit fremden Völkern erlitt. (Vgl. Hezel's „Geschichte der hebr. Sprache und Lit.", Halle 1776.) Die besten Grammatiken der hebr. Sprache sind von Michaelis, Güte, Hezel, Pfeiffer, Jahn, Wezel, Vater, Wekherlin, Hartmann, Gesenius; hebräisch-deutsche Wörterb. von Castelli, Coccejus, Simonis, Michaelis, Schulz, und das neueste, vorzüglichste, von Gesenius. (M. vgl.: Juden, Hellenisten, Septuaginta, Rabbinische Sprache und Literatur, Kabbalah.)

Hebriden oder **Westliche Inseln**, eine an der Westseite von Schottland gelegene Gruppe von ungefähr 300 Inseln (nach Mac-Culloch: 1020 von Man bis St.-Kilda). Bewohnt sind nur einige 40 von 60,000 Hochschotten, die Sinn für Dicht- und Tonkunst haben. Die vornehmsten sind Sky (800 □M. mit 20,000 Einw.), Ila mit 8000, Mull mit 8000 E.; am merkwürdigsten ist die kleine Insel Staffa (s. d.). Sie liefern Metalle, Marmor, Thon rc., haben Schafzucht und Fischerei. Vögel von mancherlei Art nisten in den schwer ersteiglichen Klippen der Inseln, unter welchen sich viele Adler und Solangänse

finden, deren Eier und Federn von den Einwohnern mit großer Gefahr aufgesucht werden. Der Getreidebau gedeiht an wenig Orten, besser die Viehzucht. Aus dem Seegras bereitet man Soda zum Gebrauch der engl. Glasfabriken. Die Lage der Einwohner ist unglücklich, denn der größte Theil des Bodens ist das Eigenthum schottischer Stammhäupter, deren Pächter den armen Landmann bedrücken. Er muß schwere Frohndienste thun, kann nach Willkür vertrieben werden, und lebt fast ohne Eigenthum mit dem wenigen Vieh, das er zum Landbau unumgänglich nöthig hat. Nur die persönliche Freiheit bleibt ihm, und diese ist von den Wohlhabendern zu Auswanderung nach Amerika benutzt worden. Einige Gutsherren aber, welche selbst auf ihren Gütern leben, haben jene Härte gemildert. (S. Mac-Culloch's „Descript. of the western Islands of Scotl.", Lond. 1819, 2 Thle., m. Kpfn.) — Die **Neuen Hebriden** sind eine Gruppe von 12 großen (darunter das Heilige-Geist-Land) und vielen kleinen Inseln in Australien, mit 240,000 Einw., die Landbau treiben, Musik lieben und zum Theil Menschenfleisch verzehren.

Hedlinger (Johann Karl), der geehrteste Medailleur seiner Zeit, geb. zu Schwyz 1691, gravirte schon als Knabe Stempel für sich. Auf sein Bitten ließ ihm sein Vater in Sitten bei dem Vorsteher der Münze, Crauer, die Handgriffe lehren, die er sich, sowie den ganzen Vorrath von Geräthschaften, schon selbst erfunden hatte. H. begriff Alles so leicht, daß selbst das Goldschmiedhandwerk bald von ihm erlernt war. Damals galt S.-Urbain zu Nancy für den besten Medailleur. H., dem gerade die Münze zu Mömpelgard von Crauer übertragen war, wünschte ihn kennen zu lernen; allein S.-Urbain wies ihn ab, kam jedoch selbst, ihn zu sich einzuladen, als er Arbeiten von ihm gesehen hatte. Nach einigen Monaten ging S.-Urbain nach Rom und H. nach Paris (1717), wo Roëttiers und de Launay für die vorzüglichsten Künstler seines Fachs galten. Mit Beiden trat er in das Verhältniß einer austauschenden Belehrung und Freundschaft. De Launay trug ihm Arbeiten auf, die H. die Aufmerksamkeit des Königs von Frankreich erwarben. Damals befand sich Baron Görz in Aufträgen Karls XII. in Paris, um, außer andern Zwecken, auch Künstler auszuwählen, die für Schweden sich gewinnen ließen. H. nahm seine Anträge an, und die erste Probe seiner Geschicklichkeit, die er von Stockholm aus dem König, der damals in Norwegen war, überreichen ließ, gefiel so, daß er unter Bedingungen, die er selbst festsetzen durfte, die Stelle eines Münzdirectors erhielt. Bald darauf fiel Karl XII. bei Friedrichshall, und H. ehrte des Helden Andenken durch Werke seiner Kunst. Das Wohlwollen Karls für H. erbte fort auf dessen Nachfolger. Er lehnte daher die günstigsten Anträge ab, in Peter des Großen Dienste zu treten. Nur nach Italien machte er 1726 eine Reise, und fand dort als Mensch und Künstler eine ausgezeichnete Aufnahme. Benedict XIII. ertheilte ihm für eine Schaumünze, die er ihm überreichte, den Christusorden. Nach seiner Rückkehr wiederholte die Kaiserin Anna die Einladung, nach Petersburg zu kommen, auf eine so dringende Art, daß H. endlich mit Genehmigung seines Hofs 1735 auf zwei Jahre nach Petersburg ging, von wo er mit Ehren überhäuft nach Stockholm zurückkehrte. 1741 reiste er in sein Vaterland, heirathete daselbst, kehrte zwar zu wiederholten Malen nach Schweden zurück, wo ihn 1744 die Akademie unter ihre Mitglieder aufnahm und der König mit neuen Würden beehrte, verließ es aber, von Heimweh getrieben, 1745 für immer. Von den ersten Höfen kamen fortwährend neue Anträge an H.; aber er wollte entweder Schweden angehören, oder der Schweiz. Bei seiner letzten Reise aus Schweden verlor er seine Habe, die sich auf einem andern Schiffe befand, durch Schiffbruch, dessen Folgen nur durch des Königs von Schweden Gnade für ihn weniger empfindlich wurden. Thätig und still lebte H. von nun an in Schwyz, wo er in dem Umgang einer Tochter Trost für den Verlust einer Gattin fand, die er, wie fast Alles,

was ihm lieb war, durch sehr gesuchte Medaillen geehrt hat. Er starb 1771. Seine Arbeiten zeichnen sich durch Einfachheit, Richtigkeit der Zeichnung und eine Weichheit aus, die doch der Bestimmtheit keinen Eintrag thut. Sie sind meist sehr glücklich erfunden. Gelehrte Freunde gaben ihm die kurzen, oft witzigen und geistreichen Inschriften an, welche den Werth dieser Schaumünzen so sehr erhöhen. Eine mit dem schwed. Worte lagom (Übersetz. des Horazischen modus in rebus) hat viel zu rathen gegeben, weil H. es mit griech. Lettern geschrieben hatte. Jetzt würde die Münze schwerlich für alt angesehen werden, wie zur Zeit ihrer Erscheinung. Denn im Allgemeinen bemerkt man an H.'s Arbeiten mehr Streben nach Eleganz und Studium franz. Muster, als der Antike. Ein Prachtwerk von Chr. v. Mechel („Oeuvres du Chevalier Hedlinger ou recueil des médailles de ce célèbre artiste", Fol., Basel 1775) gibt von ihnen elegante Abbildungen und eine wohlverdiente Lobrede auf den wackern Künstler. 19.

Heemskerk (Martin van), ein holländ. Maler, geb. 1498 im Dorfe Heemskerk, wonach er sich nannte, der Sohn eines Maurers, Namens Van-Veen, der ihn anfangs bei einem harlemer Maler in die Lehre gegeben hatte, dann aber zu seinem Handwerke nach Hause nahm. Der junge Martin kehrte nur mit Widerstreben in sein väterliches Haus zurück, und ergriff die erste Gelegenheit, es wieder zu verlassen. Er ging nach Delft zu einem Maler, Johann Lucas, der einigen Ruf hatte; da er aber sah, daß sein Meister nichts für ihn that, begab er sich zu J. Schoreel, einem berühmten Künstler, der von Rom und Venedig viele Studien mitgebracht hatte. H. machte so schnelle Fortschritte, daß der Meister fürchtete, von ihm verdunkelt zu werden, und ihn wegschickte. Damals verfertigte er sein Gemälde: „der heil. Lucas malt die heilige Jungfrau und das Jesuskind", und machte mit demselben der Malerinnung zu Harlem ein Geschenk. Dies Gemälde fand großen Beifall. Hierauf ging H. nach Italien, blieb gegen 3 Jahre dort, bildete seinen Geschmack nach der Antike, und benutzte den berühmten Michel Angelo, der damals die Hauptstadt der christlichen Welt mit den Werken seines Pinsels bereicherte. Als er nach Holland zurückkam, bedauerten einige seiner Bewunderer, in seinen Gemälden den Reiz nicht mehr zu finden, der sie entzückt hatte; allein die Kenner freuten sich über die Fortschritte, die er in der Zeichnungskunst gemacht, und über die Veredlung seines Geschmacks. Sein Arbeitszimmer war bald mit Schülern angefüllt, und er wurde in kurzer Zeit reich. Ein großer Theil der jetzt sehr seltenen Werke dieses fleißigen und fruchtbaren Künstlers soll 1572 bei der Eroberung von Harlem, wo auch sein eignes Haus zerstört wurde, verloren gegangen sein. H.'s Zeichnung ist kräftig und richtig; allein die Umrisse sind ohne Eleganz und Reiz, seine Draperie ist schwer und faltenreich, seinen Köpfen mangelt Hoheit und Würde. Seiner Kenntniß der Anatomie, worin er Michel Angelo nachzuahmen suchte, verdankte er hauptsächlich seinen Ruhm. Er starb zu Harlem 1574.

Heer (stehendes), nennt man in der neuern Periode der Kriegsgeschichte diejenigen Truppenmassen, welche auch in Friedenszeiten zur innern und äußern Sicherheit des Staats unter den Waffen erhalten, zum Kriegsdienste gebildet und vom Staate besoldet werden (daher Soldaten im eigentlichen Sinne), es mögen diese Truppen übrigens zum Kriegsdienst verpflichtet oder nicht verpflichtet sein, und im letztern Falle aus Inländern oder Ausländern bestehen. Stehende Heere in diesem Sinne finden wir erst in den Monarchien der neuern Zeit, als durch den allgemeinern Gebrauch des Feuergewehrs der Krieg allmälig eine neue Gestalt gewann und zu einer Kunst erhoben wurde, bei welcher im Allgemeinen weniger die persönliche Tapferkeit, als eine besondere Gewandtheit und mechanische Fertigkeit gilt, welche durch fortdauernde Übung erworben werden muß. Die ersten stehenden Truppen waren Söldner; neben ihnen diente die Lehnsmiliz, welche in Kriegs-

zeiten aufgeboten wurde, einige Zeit noch fort, verfiel aber immer mehr, jemehr sich Kriegsdienst und Kriegszucht durch die stehenden Truppen ausbildeten. Theils die Kosten der Söldner, welche mit der Vermehrung der Truppen stiegen, theils die Sicherheit des Staats, welche nicht lediglich gedungenen Truppen überlassen sein darf, machten es nothwendig, daß ein nach der Bevölkerung, Größe, geographischen und politischen Lage, endlich auch nach der Cultur des Staats bestimmter, daher nicht immer gleich großer Theil waffenfähiger Bürger fortwährend unter die Waffen treten mußte, und in Verbindung mit jenen auf Kosten des Staats besoldet wurde; diese werden im eigentlichen Sinne stehende Truppen genannt. Gewöhnlich setzt man die Einführung der stehenden Heere unter die Regierung Karls VII., K. von Frankreich (1423—61), welcher durch diese Anstalt seine zur Empörung geneigten Vasallen im Zaume hielt und die königl. Macht nicht wenig vergrößerte. Schon K. Philipp August führte, während ein großer Theil seiner Vasallen sich an die Kreuzfahrer angeschlossen und dadurch die Krone hülflos gelassen hatte, um 1215 die Gemeindetruppen (troupes des communes, communiae; communitates parochiarum, Communitäten) ein, welche aus den Bewohnern der Städte und Dörfer ausgehoben wurden, und deren eine Stadt nicht über 4 bis 500 stellte. Diese dienten auf Kosten der Städte und nur in einer bestimmten Entfernung von ihrem Orte, neben den Lehnstruppen; durch sie wuchs die Macht der Städte, sodaß die Bürger sich neben der Ritterschaft, und im Gegensatz derselben, zu einem besondern Stande, auch im Kriege geschieden, ausbildeten. Übrigens wurden diese Gemeindetruppen, wie die Lehnstruppen, nur zur Zeit der Noth aufgeboten. So bestanden die Truppen Philipps und seiner Nachfolger aus Lehnsmiliz, Gemeindetruppen und unregelmäßigen Truppen, welche in Sold genommen wurden (daher soldats, soudoyers) und gewisse Gesellschaften (compagnies) bildeten. Die Mangelhaftigkeit der erstern, welche sich oft gegenseitig befehdeten und dem Aufgebote wenig Folge leisteten, und die Räubereien der letztern, welche dem Staate so lästig wurden, daß schon Karl V. darauf denken mußte, sich ihrer zu entledigen, bewog Karl VII., der Stifter einer bessern Kriegszucht zu werden. Zu dieser legte er nach weisen Berathungen mit vielen Großen seines Reichs 1445 den Grund. Er erwählte nämlich 15 Hauptleute (capitaines). Diesen befahl er, aus allen vorhandenen Truppen die bravsten Leute auszuwählen, um aus ihnen eben so viele Compagnien zu bilden. Diese Compagnien erhielten den, vielleicht schon früher zur Auszeichnung einiger königl. Truppen gebrauchten, Namen compagnies d'ordonnance, und sollten in Kriegs- und Friedenszeiten auf Kosten der Bürger und Bauern erhalten werden. Anfangs bestand jede dieser Compagnien aus 600 Mann Reiter (gens d'armes), die Freiwilligen abgerechnet, welche sich bald in großer Menge denselben anschlossen, und wurden in die Städte vertheilt. Von jetzt an kam das Ritterwesen immer mehr in Verfall, und die Vasallen stellten ihre Truppen nur in außerordentlichen Nothfällen zum Dienste, doch wurde die Lehnsmiliz erst im 18. Jahrh. von den Söldnern ganz verdrängt. 1448 errichtete Karl auch eine angemessene Infanterie, aus Scharfschützen (Francs-archers) bestehend, welche, verbunden mit erstern, bald ein ansehnliches Heer bildeten. Der also zuerst in Frankreich ausgebildete Kriegsdienst (s. Daniel „Histoire de la milice française etc.") ging von da auf andre Länder in Europa über. Mit Vermehrung der stehenden Truppen in Frankreich und mit dem Wachsthum des Geldreichthums vermehrten sich auch die stehenden Heere andrer Staaten, namentlich Hollands, Englands und Deutschlands. Ist diese Vermehrung auf den höchsten Punkt gestiegen, sodaß die Entscheidung der Kriege wiederum von den Massen abhängig gemacht werden muß, so verbreitet sich die Verpflichtung zum Kriegsdienst allmälig auch über die übrigen Theile der Bürger, und es wird ein nach Bildungsstufe, Bevölkerung und Bedürfniß eines Staats verschiedenes

Conscriptionssystem eingeführt, wodurch eine nach Jahren bestimmte Classe waffenfähiger Bürger auf eine größere oder geringere Reihe von Jahren zum Kriegsdienste gerufen wird. Dadurch werden die stehenden Heere und der Kriegerstand als ein besonderer Stand allmälig wieder aufgehoben, indem mit wenigen Ausnahmen alle waffenfähige Bürger zur Sicherheit ihres Staats zum Kriegsdienste geübt und zur Vaterlandsvertheidigung verpflichtet, die Truppenzahl selbst dem natürlichen Verhältnisse der Staaten gegen einander dadurch angemessener, und die Kriegszucht freier und edler wird. (Vgl. Soldaten.) T.

Heerbann, das Aufgebot, welches im Mittelalter der Lehnsherr bei bevorstehendem Kriege an seine Vasallen ergehen ließ, vermöge dessen sie sich nebst ihren Leuten bewaffnet bei ihm einfinden mußten. Die Begleitung selbst, die sie ihrem Lehnsherrn im Kriege leisten mußten, hieß die Heeresfolge. Wiewol diese Begriffe seit Einführung der stehenden Heere geruht haben, so erinnern doch die neuesten Kriege, in denen die Verpflichtung jedes Staatseinwohners, das Vaterland zu vertheidigen, in Anspruch genommen wird, daran, und wir sehen sie somit aufs neue in möglichst großem Umfang in Ausübung gebracht.

Heeren (Arnold Hermann Ludwig), Hofrath und Prof. der Geschichte zu Göttingen, Ritter des Guelfenordens ꝛc., geb. den 25. Oct. 1760 zu Arbergen bei Bremen, wo sein Vater Prediger war. Seine Hauptbildung erhielt er auf der bremer Domschule und auf der Universität zu Göttingen. Er bereiste Italien und die Niederlande. Auch war er 2 Monate in Paris. 1787 in Göttingen zum außerordentl., 1794 zum ordentl. Prof. der Philosophie und 1801 zum ordentl. Prof. der Geschichte ernannt, ward er nach und nach Mitgl. von mehren gel. Akad. zu Paris, München, Kopenhagen, Berlin ꝛc. Mit besonnenem Blick hat dieser Historiker die wichtigsten Momente des politischen Lebens der alten und der neuen Völker erforscht und mit großer Klarheit pragmatisch dargestellt. Ihm entging nicht, daß manche Revolutionen der Griechen und Römer erst durch die Geschichte unserer Tage ganz begreiflich wurden; daher ist s. „Handbuch der Gesch. der Staaten des Alterthums", 1818, so reich an Beziehungen. Gewichtvoller als jemals zeigte sich das System der Colonien in der europäischen Politik, und er zog es mehr als je geschehen war in die Geschichte: „Handb. der Gesch. des europ. Staatensystems und seiner Colonien", wovon 1822 die 4., bis 1821 fortgeführte Auflage erschien. In s. „Ideen über Handel und Politik der alten Welt" (1805) rückte er uns das Alterthum nahe und forschte den Handelswegen der alten Völker scharfsinniger und unbefangener nach als bisher geschehen. Weniger Werth hat s. „Geschichte des class. Studiums" (1797—1802); denn ein Werk der Art muß die Blüthe der erlesensten Gelehrsamkeit sein. Von dem franz. Nationalinstitut erhielt H. den Preis für s. „Untersuchungen über die Kreuzzüge", welche den Mann verräth, der auch das Mittelalter so vielseitig auffaßte, wie irgend ein Historiker. Eine Sammlung s. „Histor. Werke" erschien in 2 Hälften; die erste in 9 Thln. Gött. 1821 fg. (Wir verweisen auf die im 1. Th. S. XI—LXXVIII von Heeren gegebenen biograph. Nachr. über sich selbst.) Von der zweiten erschienen 3 Thle. Gött. 1824, „Histor. Werke", 10. 11. 12. Th. (oder die 4. Aufl. der „Ideen"). D. Dorn-Seiffen in Utrecht hat sie ins Holländ. und D. Bancroft in Amerika ins Engl. übersetzt; auch werden sie ins Franz. übertragen.

Heergeräth, eigentlich die nöthigsten Geräthschaften eines ins Feld ziehenden Kriegers. Diese sind unter jenem Namen in mehren deutschen Ländern von der gemeinen Erbschaft ausgenommen und konnten nur an männliche Verwandte vererbt werden. Was dazu gerechnet wird, hängt von jedes Orts besondern Rechten ab; nach sächsischem Rechte gehört dazu das beste Pferd, gesattelt und gezäumt, Harnisch, Schwert, tägliche Kleidung des Verstorbenen, Heerpfühl, zwei Lailachen oder Betttücher, Tischtuch, zwei Becken, ein Fischkessel, ein Hand-

tuch und ein Schüsselring oder Dreifuß. Geistliche hatten keinen Antheil am Heergeräthe, sondern an der Gerade (s. d.). Der Mann konnte jedoch sein Heergeräth an die Frau verkaufen oder verschenken. In Sachsen ists nun ganz aufgehoben. — Heermeister, eigentlich der Kriegsheerführer, dann überhaupt der Vorgesetzte einer unter einen Ritterorden gehörigen Provinz, wie Landcommenthur, weil der Heermeister sonst die Ritter seiner Provinz im Kriege anführte.

Hegel (Georg Wilhelm Friedrich), ordentl. Professor der Philosophie zu Berlin, einer der tiefsten Denker unserer Zeit, ist zu Stuttgart den 27. Aug. 1770 geboren. Sein Vater, Secretair bei der herzogl. Kammer, ließ ihn das dortige Gymnasium besuchen und von Privatlehrern unterrichten. Vertraut mit den classischen Schriftstellern der alten und neuen Literatur, sowie mit den sogenannten philosophischen Ansichten über religiöse Dogmen, bezog er im 18. Jahre die Universität Tübingen, wo er in dem theologischen Stifte fünf Jahre dem philosophischen und theologischen Studium oblag. Mit besonderm Drange widmete er sich den philosophischen Vorlesungen, fand aber in der Metaphysik, wie sie ihm damals vorgetragen wurde, den erwarteten Aufschluß des Innersten nicht. Dies trieb ihn, die Kant'schen Schriften aufzusuchen, deren Studium ihn nun angelegentlich beschäftigte, ohne die des Plato bei Seite zu legen. Auch auf seine Ansicht der Theologie hatte dieses Studium einen eigenthümlichen Einfluß. Je mehr aber sein Gesichtskreis sich durch Philosophie erweiterte, desto mehr nahm auch sein Interesse an den Naturwissenschaften zu, die er nun wie Mathematik und Physik, zu denen er schon früher den Grund gelegt hatte, in Verbindung mit Philosophie genauer studirte. Um sich in der Welt, die damals in große Bewegung zu gerathen anfing, umzusehen, ging er als Hauslehrer in die Schweiz und von da nach Frankfurt a. M. Einiges Vermögen, welches ihm nach seines Vaters Tode zufiel, setzte ihn in den Stand, nach Jena zu gehen, um daselbst die Idee von der Philosophie, die sich in ihm, besonders nach dem Studium der Fichte'schen Wissenschaftslehre, gebildet hatte, weiter zu verarbeiten und in nähern Umgang mit seinem frühern Universitätsfreunde Schelling zu kommen, der damals Professor in Jena war. Er schrieb daselbst „Über die Differenz der Fichte'schen und Schelling'schen Philosophie" (Jena 1801) und gab mit Schelling das „Kritische Journal der Philosophie" (Jena 1802) heraus; auch fing er an, als Privatdocent Vorlesungen zu halten, und ward 1806 außerordentl. Professor der Philosophie. In dieser Zeit war er beschäftigt, die eigenthümliche und von Schelling abweichende Ansicht, die sich durch ununterbrochene Forschungen in ihm entwickelt hatte, in einem Werke mitzutheilen, wovon die Phänomenologie des Geistes die einleitenden Theile enthalten sollte, weßhalb sie auch als „System der Wissenschaft" (1. Th., Bamberg 1807) erschien. In der Nacht vor der Schlacht von Jena vollendete er die letzten Blätter des Manuscripts. Nach dieser Katastrophe ging er nach Bamberg und privatisirte daselbst, bis er im Herbste 1808 zum Rector des Gymnasiums in Nürnberg und Professor der philosoph. Vorbereitungswissenschaften von der k. baier. Regierung ernannt wurde. Während dieser Amtsführung arbeitete er s. „Wissenschaft der Logik" vollends aus, welche den ersten Theil s. philosoph. Systems und dessen Grundlage enthält. Der erste Theil desselben erschien 1812, der dritte und letzte 1816. Im Herbste des letztern Jahres wurde er als Professor der Philosophie nach Heidelberg berufen; hier schrieb er seine „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" (Heidelb. 1817), durch welche er dem Publicum, und vornehmlich seinen Zuhörern, eine kurze Übersicht seines Ganges und seiner Methode in der Philosophie geben wollte. Von Heidelberg wurde er an Fichte's Stelle nach Berlin berufen, welche Stelle er im Herbst 1818 antrat. Hier hat er sich einen ansehnlichen Kreis von Zuhörern gebildet, an welchem auch angesehene Staatsbeamte Antheil

nehmen, und s. „Grundlinien des Rechts, oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse" (Berlin 1821) herausgegeben. — Hegel'sche Philosophie. H., der sich mit Schelling zur Anerkennung des Absoluten erhoben hatte, wich zuerst darin von Schelling ab, daß er dasselbe nicht durch eine intellectuelle Anschauung (s. Schelling), in welcher Object und Subject zusammenfallen, voraussetzen zu können glaubte, sondern die Foderung aussprach, daß dasselbe in der Wissenschaft auch auf dem Wege der Wissenschaft, mithin als Resultat gefunden werden müsse, wenn es überhaupt ein Wahres sei. Die wahre Gestalt der Wahrheit setzt er demnach in die Wissenschaftlichkeit und erklärt damit, daß die Wahrheit in dem Begriffe allein das Element ihres Daseins habe, und daß sein Bestreben dahin gehe, die Philosophie der Form der Wissenschaft näher zu bringen und sie zu einem wirklichen, begreifenden Wissen zu erheben; ein unmittelbares Wissen oder Anschauen des Absoluten widerspreche dieser Form der Wissenschaft. H. fodert Einsicht, nicht Erbauung von der Wissenschaft, und protestirt damit gegen alle symbolische Schwärmerei, Gefühlsherrschaft und Mysticismus auf dem Gebiete der Philosophie. „Die verständige Form der Wissenschaft" (sagte er schon in der Vorrede zur „Phänomenol.", S. XV) „ist der Allen dargebotene und für Alle gleichgemachte Weg zu ihr, und durch den Verstand zum vernünftigen Wissen zu gelangen, ist die gerechte Foderung des Bewußtseins, das zur Wissenschaft hinzutritt." Dieser Weg aber besteht nach ihm auch nicht in der Anwendung eines schon vorhandenen Schemas von außen her auf die Gegenstände, in einem Erkennen, das dem Stoffe äußerlich ist, woraus nur ein leerer Formalismus entspringt, den Hegel auch den Nachtretern der Naturphilosophie vorwirft (a. a. O., S. LXI), sondern er ist die eigne, immanente Bewegung jegliches Dinges, „die sich selbst bewegende Seele des erfüllten Inhalts", oder die Methode, wie in der Wissenschaft der Begriff sich aus sich selbst entwickelt und nur ein immanentes (nicht von außen bestimmtes) Fortschreiten und Hervorbringen seiner eignen Bestimmungen ist. Diese Methode besteht darin, daß das Denken den Gegenstand in seiner Bestimmtheit, d. i. unterschieden von andern (das abstracte Moment); dann aber das sich Aufheben der Bestimmungen und ihr Übergehen in einander (das dialektische Moment, die Dialektik des Denkens), und die Einheit der Bestimmungen in ihrer Entgegensetzung, oder das Positive, welches in jenem sich Aufheben und ihrem Übergehen in einander enthalten ist, erkennt (speculatives Moment). Das Sein, das Unmittelbare bewegt sich; es wird einestheils das Andre seiner selbst (Negation des Unmittelbaren) und so zu seinem immanenten Inhalte, es setzt sich und unterscheidet sich von sich selbst, wird das Negative seiner selbst; anderntheils nimmt es auch dies Dasein oder seine Entfaltung in sich zurück, und dieses Zurückgehen in sich ist das Werden der bestimmten Einfachheit, welche Resultat des erstern, aber wieder ein neuer Anfang wird. So will diese Methode die Urform der Lebensentwickelung selbst darstellen; denn wie jeder Gegenstand, als Ganzes, als unmittelbare Einheit erscheint, dann in entgegengesetzten Bestimmungen auseinandergeht, aber durch Aufhebung und Zurücknahme derselben in die Einheit zu einer vollkommenen Einheit wird, welche wieder der Anfangspunkt eines neuen Lebenskreises ist, durch welche Verbindung das All der Dinge besteht: so wird durch Anwendung dieses Entwickelungsganges die Wissenschaft selbst zu dem sich geistig entwickelnden und begreifenden Universum. Die Dialektik aber ist der Mittelpunkt dieser Methode, indem sie, wie Hegel sich ausdrückt, das bewegende Princip des Begriffs, als das immanente Fortschreiten, das Princip ist, wodurch allein immanenter Zusammenhang und Nothwendigkeit in den Inhalt der Wissenschaft kommt. Die Philosophie selbst hat nun nach Hegel's Bestimmung die Aufgabe, das Sein, wie es ins Wissen tritt, und das Wissen oder die Vernunft, wie es in allem Sein sich wiedererkennt, mithin die Welt als eine entwickelte Idee zu begreifen. Er

erklärt daher die Philosophie für die Wissenschaft der Vernunft, insofern sie sich ihrer selbst als alles Seins bewußt wird; und es geht daraus hervor, wie man sein philosophisches System zum Unterschied von dem subjectiven Idealismus, zu welchem Fichte durch Kant hingetrieben wurde, und dem objectiven Idealismus Schelling's, einen absoluten Idealismus hat nennen können. Das Ganze der Wissenschaft, sagt er selbst, ist die Darstellung der Idee; weil nun die Idee die sich selbst gleiche Vernunft ist, welche, um für sich zu sein, sich gegenüber stellt und so sich ein Anderes wird, aber in diesem Andern sich selbst gleich ist, so zerfällt die Wissenschaft in die drei Theile, die zugleich als Entwickelungsstufen erscheinen: 1) die Logik; 2) Naturphilosophie; 3) Philosophie des Geistes. Jene erstere ist die Wissenschaft der reinen Idee, der Idee an und für sich betrachtet, der Idee im Elemente des Denkens; sie hat das Denken und seine Bestimmungen zum Gegenstande. Aber diese Bestimmungen werden an und für sich selbst und in ihrer lebendigen Einheit betrachtet; die Logik ist ihm sonach wesentlich speculative Philosophie und keine bloß formelle Wissenschaft, welche das Denken als Denken eines Subjects betrachtet, welches einen fremden außer ihm liegenden Stoff hätte; in seinem Sinne nimmt sie vielmehr die Stelle der früheren Metaphysik ein. In dieser Beziehung unterscheidet er auch das gewöhnlich sogenannte oder abstracte, formelle Denken von dem begreifenden, inhaltsvollen und concreten Denken: dieses steht nämlich nicht als Allgemeines dem Besondern äußerlich gegenüber, und ist sonach leer und eines Inhalts von außen bedürftig, sondern es bestimmt sich aus sich selbst; Allgemeinheit und Besonderheit sind Momente, die im Wissen identisch und nur wahr in dieser Identität sind. Durch jene nach der oben beschriebenen Methode fortschreitende Entwickelung der reinen Verstandesbestimmungen in ihrem Übergange in einander, geht er in der Logik von der Lehre vom Sein zur Lehre vom Wesen, und von dieser zur Lehre vom Begriffe fort, welcher sich zur speculativen Idee erhebt. Diese ist zugleich die unendliche Wirklichkeit und läßt das Moment ihrer Besonderheit als ihren Widerschein aus sich hervortreten (sie realisirt sich). So schließt sich an die Logik die Philosophie der Natur (die Wissenschaft der Idee in ihrem Anderssein, der Vernunft, die sich im Objectiven erkennt), und an diese die Philosophie des Geistes an, als die Wissenschaft der Idee, die aus ihrem Anderssein in sich zurückkehrt, und deren Object ebensowol, als Subject, der Begriff ist. Natur und Geist machen die Realität der Idee aus, jene als das äußerliche Dasein, dieser als sich wissende Reflexion. Wenn also die Logik die Idee im reinen Elemente des Wissens (das rein Ideale) zeigt, so betrachten die beiden letztern die Idee, wie sie real ist als Natur und Geist, wie sie sich in der Natur entäußert und als Geist diese Entäußerung wieder aufhebt und identisch mit sich selbst wird, welche Identität darum auch absolute Negativität genannt wird. Über diese kreisförmige Entwickelung der Idee, welche die Grundansicht der Hegel'schen Philosophie bestimmt, erklärte sich Hegel selbst in seiner „Phänomenologie" (Vorr. S. XX) am deutlichsten so: „Es kommt nach meiner Ansicht, welche sich durch die Darstellung des Systems selbst rechtfertigen muß, Alles darauf an, das Wahre nicht (bloß) als Substanz (als Bestehendes, sich selbst Gleiches), sondern ebenso sehr als Subject aufzufassen und auszudrücken." — Die lebendige Substanz ist das Sein, welches in Wahrheit Subject, oder was dasselbe heißt, welches in Wahrheit wirklich ist, nur insofern sie die Bewegung des sich selbst Setzens oder die Vermittelung des sich anders Werdens mit sich selbst ist. Sie ist als Subject die reine einfache Negativität, eben dadurch die Entzweiung des Einfachen, oder die entgegensetzende Verdoppelung, welche wieder die Negation dieser gleichgültigen Verschiedenheit und ihres Gegensatzes ist. Nur diese sich wiederherstellende Gleichheit, oder die Reflexion im Anderssein in sich selbst — nicht eine ursprüngliche oder unmittelbare Einheit als solche, ist das Wahre. Es ist das Werden seiner

selbst, der Kreis, der sein Ende, als seinen Zweck, voraussetzt und nur durch die Ausführung und sein Ende wirklich ist. Durch das Letztere leuchtet auch ein, inwiefern Hegel mit Schelling in dieser Grundansicht einstimmig und zugleich getrennt ist. Beide stimmen überein in der Annahme, daß das Denken Sein ist, oder in der Identität des Denkens und Seins, welche jedoch auch viele andre Systeme lehren; aber sie weichen darin ab, daß Schelling diese Identität voraussetzt, Hegel sie auf dem Wege der Wissenschaft, durch den Begriff selbst, zu erkennen und in einem begreiflichen Wissen darzustellen glaubt. Einige Gegner Hegel's haben das System desselben einen neu überarbeiteten Spinozismus genannt. Diejenigen, welche sich besser über den Unterschied des Idealismus Hegel's und des Spinozismus belehren wollen, mögen darüber Hegel's „Logik", 3. Bd., 3. Abschn., S. 225 fg., und seine Recens. über Jacobi in den „Heidelb. Jahrb.", Jahrg. 1817, St. 1, aufmerksam lesen. — Wir führen noch einige besondere Lehren an, welche sich aus jener Grundidee ergeben, und welche bei Vielen Anstoß erregt haben. Das Denken (Wissen) ist das Wesentliche im Menschen; es ist die allgemeine Thätigkeit, ohne welche nichts wahrhaft Menschliches ist; sie ist aber nicht bloß allgemein, sondern zugleich ein Anderes ihrer selbst. Die Natur des Geistes ist Manifestation, er entschließt sich und wird im Willen objectiv; der Wille ist aber nur als denkende Intelligenz wahrhaft freier Wille. Vornehmlich aber ist seine Bestimmung des Verhältnisses zwischen Philosophie und Wirklichkeit mißverstanden und angefochten worden. Hegel behauptet, nach der obigen Ansicht völlig consequent, daß die Philosophie, weil sie das Ergründen des Vernünftigen ist, eben damit das Erfassen des Gegenwärtigen und Wirklichen, nicht das Aufstellen eines Jenseitigen sei, und fügt hinzu: Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, ist vernünftig. Wenn dort das Wirkliche einem leeren, abstracten Jenseitigen entgegengesetzt, und das Vernünftige mit der Idee synonym genommen wird, so ist wol daraus klar, daß die Idee nicht außer und über der Wirklichkeit, sondern eigentlich als das wesentlich Wirkende angenommen werde. Darauf, sagt also Hegel, kommt es an, in dem Scheine des Zeitlichen und Vorübergehenden die Substanz, die immanent, und das Ewige, das (insofern es) gegenwärtig ist, zu erkennen. Aber man hat jenen Satz so mißgedeutet, als ob Alles, was irgend in einem Momente der Zeit gegenwärtig ist, mithin auch das Rechtswidrigste, vernünftig sei; dieses hat man besonders mißgünstig und feindselig auf Hegel's Ansichten vom Staate angewendet, weil sie den Meinungen einer lärmenden und geräuschvollen Partei unserer Zeitgenossen entgegengesetzt sind. Aber so viel uns Hegel's Ansicht vom Staate aus seinen Schriften bekannt ist, so ist sie keineswegs erst späterhin zu Gunsten gewisser Ansichten der herrschenden Classe gewendet worden, sondern sie geht aus den Grundlagen seiner Philosophie, welche überall die leeren Ideale bekämpft und den Gedanken und Wirklichkeit in der absoluten Idee zu versöhnen sucht, gleichsam wie von selbst hervor. Diesen Sinn hat auch sein Ausspruch: Das, was ist, zu begreifen, ist die Aufgabe der Philosophie; denn das, was ist, ist die Vernunft. Hiemit steht auch die merkwürdige Äußerung in Verbindung, welche zugleich auf die Geschichte der Philosophie ein eigenthümliches Licht wirft: Es ist ebenso thöricht zu wähnen, irgend eine Philosophie gehe über die gegenwärtige Welt hinaus, als ein Individuum überspringe seine Zeit; und: Als Gedanke der Welt erscheint die Philosophie erst in der Zeit, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsproceß vollendet hat; erst in der Reife der Wirklichkeit erscheint das Ideal dem Realen gegenüber, und erbaut sich dieselbe Welt, erfaßt in Gestalt eines intellectuellen Reichs. Diesem entsprechend behauptet auch Hegel, daß jedes wahrhafte und originelle System der Philosophie ein nothwendiger Standpunkt in der Entwickelung des Geistes sei, welcher bloß durch Aufnahme in einen höhern zu widerlegen sei. — Die Sprachdarstellung Hegel's hat durch Schwerfälligkeit, nachlässige

Incorrectheit und Härte der Constructionen etwas Abstoßendes, und es gehört für den mit seiner eigenthümlichen Sprache nicht Vertrauten etwas Geduld dazu, die rauhe Schale zu durchdringen, besonders da er selbst sich so wenig Mühe gibt, die Mißverständnisse zu vermeiden oder aufzuklären, welche bei Abfassung seiner Lehre dadurch entstehen, daß er viele philosophische Kunstwörter in einem ihm eigenthümlichen und von dem bisherigen philosophischen oder gemeinen Sprachgebrauche abweichenden Sinne nimmt. Die große Unverständlichkeit seiner Schriften hat daher seinen Gegnern, besonders denen, welche die Wortführer seichter Popularität sind, Gelegenheit gegeben, das Sprichwort gegen ihn anzuführen: Wer nicht klar denkt, kann seine Gedanken auch nicht klar darstellen; dagegen seine Freunde und Schüler erwidern: An der Kälte, Härte und Schwere erkennt man des Edelsteins Echtheit. — Eine weitere Prüfung des hier nur in seinen Grundzügen angedeuteten Systems ist nicht die Sache eines solchen Aufsatzes; wir müssen selbst dahingestellt sein lassen, ob die obige Darstellung, bei der wir uns nicht zu weit von Hegel's Ausdruck entfernen durften, einem großen Theile der Leser dieses Buchs verständlich sein werde. Aber zu verwundern ist es, daß dieses merkwürdige System, als Ganzes, bis jetzt noch keine einzige gründliche Beurtheilung gefunden, die es nach seinen Grundlagen geprüft und in der Anwendung seiner Methode genau verfolgt hätte. Die Beurtheiler der letzten Schriften Hegel's haben sich nur an einzelne Ecken desselben gestoßen oder im Allgemeinen hin über das System abgesprochen, ohne auf die in frühern Schriften Hegel's enthaltenen Grundlagen genau zurückzugehen. 44.

Hegira (Hedschra), arab., die Flucht. Vorzugsweise bezeichnen die Mohammedaner damit die Flucht Mohammed's, ihres Propheten, von Mekka nach Jatreb, welcher Ort in der Folge den Namen Medina al Nabi, d. h. Prophetenstadt, erhielt. Von dieser Flucht, welche sie auf den 16. Juli des 622. J. n. Chr. setzen, fängt ihre Zeitrechnung an. Will man die Jahre der Hedschra auf die christl. Zeitrechnung zurückbringen, ohne daß dabei eine strenge Genauigkeit beabsichtigt wird, so geschieht dies auf folgende Weise. Da das mohammedanische Jahr ein Mondjahr von 354 Tagen ist, so betragen 33 mohammedan. Jahre nur 32 christliche oder Sonnenjahre. Man zieht daher von der mohammedan. Jahrzahl für jede 33 J. eins ab und rechnet 622 hinzu. So ist z. B. das Jahr 1000 der mohammed. Zeitrechnung ungefähr gleich dem J. 1539 der unsrigen, das J. 1826 n. Chr. ist gleich dem J. 1241 der Hegira. Wem es auf größere Genauigkeit ankommt, der bediene sich der Tabellen, welche Wahl u. A. geliefert haben.

Hegner (Ulrich), geb. 1759 in Winterthur, wo sein Vater Stadtphysikus war, empfing seine erste Bildung in den Schulen der Vaterstadt und im Privatunterricht eines Anverwandten. Zum väterlichen Berufe bestimmt, bezog er 1776 die Universität Strasburg, wo er, sich selbst überlassen und hinlänglich mit Geld versehen, ein seltsames Leben nach seiner Phantasie führte, zwar viel Literarisches trieb, mehr aber, was er wollte, als was er hätte sollen; daher er auch erst 1781 die Doctorwürde annehmen konnte, wobei er sich mit Swift tröstete, der in ähnlichem Falle auch speciali gratia befördert wurde. Nach seiner Rückkunft machte er eine Reise nach Deutschland und hielt sich eine Zeit in Halle bei seinem Universitätsfreunde, dem Prof. Meckel, auf, dann nach Leipzig und Dresden, wo er sich mit der Kunst beschäftigte und zeichnete. Diese Übung setzte er zu Hause fort, wohin ihn der Tod seines Vaters rief, und er war gesonnen, sich der Malerei gänzlich zu ergeben. Da aber bald darauf die Landschreiberei der Grafschaft Kyburg, ein Amt, das schon seit Jahrhunderten von seiner Familie verwaltet wurde, sich erledigte, ward er damit beauftragt, und behielt diese Stelle, die ihn mit Hohen und Niedern des Landes bekannt machte, bis zur Staatsumwälzung 1798. Jetzt wurde er in das Appellationsgericht nach Zürich gewählt, wo er bis 1801 blieb,

ohne an dem Treiben des Parteigeistes Antheil zu nehmen. Diese drei Jahre zählt er unter die angenehmsten seines Lebens, weil ihm der Vortheil zu Statten kam, im Hause und am Tische Johann Kaspar Lavater's zu leben, und das zu einer Zeit, wo abwechselnd der Besuch von franz., östreich. und russischen Officieren das geistige Leben des Hauses erhöhte. Nach Lavater's Tode suchte er seinen Abschied und machte, um der Parteiseuche im Vaterlande zu entgehen, eine Reise nach Paris. Daraus entstand die Schrift: „Auch ich war in Paris", Reisebemerkungen, anfänglich nur für Freunde geschrieben. Durch Muße begünstigt, versuchte er sich dann in einer in Dichtung gekleideten, jedoch dem Wesen nach wahren Darstellung der revolutionairen Ereignisse des J. 1798: „Saly's Revolutionstage", vermochte aber das eigentlich Geschichtliche desselben nicht weiter fortzusetzen, weil er dabei Persönlichkeiten nicht hätte ausweichen können. 1805 übernahm er eine Stelle in dem Stadtrathe seiner Vaterstadt, und bald darauf die eines Friedensrichters, ihm die liebste, die er bekleidet hat. 1812 kam die „Molkenkur" ans Licht, und 1819 die Fortsetzung: „Suschens Hochzeit". Mitunter erschienen kurze Lebensnachrichten von seinen Mitbürgern, den Malern Graff, Schellenberg und Kuster, die er für die Neujahrstücke der zürcherschen Künstlergesellschaft verfertigte, auch 1818 eine „Berg-, Land- und Seereise", worunter ein fünftägiger Ausflug auf den Rigi verstanden ist. Nachdem er 7 Jahre das Friedensrichteramt verwaltet hatte, wurde er als Mitglied der Regierung nach Zürich berufen, blieb es aber nur ein Jahr, weil weder die höhern Staatsgeschäfte noch die Ortsveränderung seiner Geistesrichtung und Lebensweise zusagten. Nun lebt er in seiner Vaterstadt mit literarischen Arbeiten beschäftigt, wovon das Leben Holbein's, das er zu schreiben angefangen, einen Theil ausmacht.

Heiberg (Peter Andreas), politischer Schriftsteller und Schauspieldichter, geb. 1758 in Dänemark (nicht in Norwegen), ausgezeichnet durch seine Talente, sowie durch seltene Stärke in den alten classischen und in den neuern Sprachen, lebte bis 1800 in Kopenhagen. Durch einige Schriften, zum Theil politischen Inhalts, zog er sich die Strafe der Gesetze zu und wurde mittelst eines Gerichtsspruchs ins Ausland verwiesen. Er reiste nach Paris und war daselbst während der Regierung Napoleons in dem Ministerium der auswärtigen Geschäfte angestellt. Nach Napoleons Thronentsagung erhielt oder nahm er seinen Abschied, und lebt noch jetzt in der Hauptstadt Frankreichs von der ihm als vormaligem Beamten zugestandenen Pension. Als Schauspieldichter hat er nächst Holberg der dänischen Bühne die größte Anzahl originaler Lustspiele geschenkt; auch sind diese meistens mit großem Beifall aufgenommen worden. Sie zeichnen sich durch Menschenkenntniß, Scharfsinn und Witz aus; allein seine Satyre ist öfter mehr beißend als komisch, und er malt bisweilen seine Charaktere mehr mit starken und grellen als mit echtkomischen und ergötzlichen Farben. Das sogenannte Niedrig-komische gelingt ihm nicht überall in gleichem Grade; das Stück: „Die sieben Muhmen" (gedruckt in einer zu Kopenhagen erschienenen Sammlung), soll z. B. ein Lustspiel in Holberg'scher Manier sein; das Komische und Lächerliche ist aber hier meistens sehr gesucht, und die eigentliche komische Begeisterung scheint im Ganzen zu fehlen. Dagegen ist es in den beiden auch zu dieser Gattung gehörigen komischen Singspielen: „Die Chinafahrer" und „Der feierliche Einzug", dem Dichter weit besser gelungen. Diese Operetten, die erste von Schall, die zweite von dem unvergeßlichen Meister Schulz componirt, sind auch von Seiten der Musik höchst belustigende Theaterstücke. Drollige Charaktere, sowie durchgehends viel lustige Scenen finden sich hier; besonders ist den „Chinafahrern" eine ohne Zweifel originelle Idee zu Grunde gelegt, sodaß das Stück in Hinsicht der Sitten sowie der Erfindung sich ganz für die Nationalbühne eignet. Übrigens gehören die bedeutendsten Schauspiele Heiberg's zum höhern Lustspiel. Sein „Heckingborn" (in 5 Aufz.)

wird mit dem Besten in dieser Gattung wetteifern können. Es hat einen wohlausgeführten Plan, interessante Situationen, eine originale und freie Charakteristik und ist in seiner Neuheit ins Deutsche und ins Englische übersetzt worden. Im Allgemeinen sind Heiberg's Stücke auf Theatereffect berechnet, und einige seiner Charaktere nach der Natur wohl aufgefaßt und scharf gezeichnet. In der Charakterzeichnung hat er viel Abwechselung; überhaupt spricht aus seinen dramatischen Werken ein männlicher, gerechter und biederer Sinn. Einige seiner Stücke behaupten noch auf der Bühne ihren Platz. Wenn er auch dem großen Holberg in Reichthum und Abwechselung, sowie in komischer Kraft und schaffendem Geist nachsteht, so dürfte er ihm jedoch unter den bloß komischen Schauspieldichtern Dänemarks in den zwei ersten Eigenschaften am nächsten kommen. In späterer Zeit hat er sich mit politischen und populair-philosophischen Schriften, besonders mit Aufsätzen in franz. Journalen über die neuere dänische Literatur beschäftigt. Er schrieb z. B. „**Précis histor. de la monarchie danoise**" (Par. 1820); 1821 erschien in dänischer Sprache zu Christiania s. Schrift „Über die Todesstrafen" mit Bemerk. über mehre die Criminalgesetzgebung betreffende Gegenstände. Er sucht darin die Unzulässigkeit jener Strafe zu beweisen, was aber wol schwerlich nach einer richtigen Ansicht von der Tendenz und Natur derselben den Verfechtern dieser Meinung je wird zugestanden werden. In s. „**Lettres d'un Norwégien de la vieille roche**" (Paris 1822) — eine Nachahmung der Juniusbriefe — sieht er die Gefahr einer Abänderung der norwegischen Verfassung in zu grellem Lichte.

Heidegger (Johann Jakob), Oberaufseher der öffentl. Vergnügungen zu London unter Georg II., der Sohn eines Geistlichen und um 1660 zu Zürich geboren. Man kennt nicht seine frühern Schicksale, weiß aber, daß er, schon verheirathet, wegen einer Liebschaft sein Vaterland verließ. Als Bedienter sah er die vornehmsten Städte Europas und bildete auf diesen Reisen seinen Geschmack für alle Gegenstände des feinen Lebensgenusses. Vierzig bis funfzig Jahre alt, ging er nach England, wo ihm seine Gewandtheit und Munterkeit bald in der großen Welt Freunde erwarben. Man nannte ihn nur den Schweizergrafen. Die einsichtsvollen Bemerkungen, die er über verschiedene Mängel in der damaligen Aufführung der Opern machte, und seine Anweisungen, um die Belustigungen auf dem königl. Theater zu vervollkommnen, brachten ihn in den Ruf eines guten Kunstrichters. Sein Urtheil ward zu Rathe gezogen, und einige prächtige Decorationen, die nach seiner Angabe auf der Schaubühne angebracht wurden, gefielen dem König, der die Oper liebte, so wohl, daß er ihm bald darauf die Oberaufsicht über das Opernhaus ertheilte. Er verschönerte hierauf die Maskeraden, an welchen der König nicht weniger Gefallen hatte, und führte auch über diese auf dem königl. Theater die Aufsicht. Endlich ward er Oberaufseher aller öffentlichen Vergnügungen. Nun wurde kein glänzendes Gastmahl ohne seinen Rath und seine Anordnung gegeben. Die verschiedenen Ämter verschafften ihm ein jährl. Einkommen von 5000 Pf. H. war wohl gewachsen, aber von einer so auffallend häßlichen Gesichtsbildung, daß er gegen den Grafen Chesterfield eine Wette gewann, daß kein häßlicheres Gesicht als das seine in London zu finden sei. Er starb 1749, in dem Alter von 90 Jahren.

Heidelberg, eine zum Neckarkreise des Großherzogthums Baden gehörige Stadt, bis 1720 die Residenz der Kurfürsten und Pfalzgrafen am Rhein, liegt in einer der schönsten Gegenden Deutschlands, am Ende der Bergstraße, und am linken Ufer des Neckars, der aus einem mit waldigen Bergen eingeschlossenen Thale in einer ansehnlichen Breite hervorströmt, und über welchen eine steinerne, auf 9 Bogenpfeilern ruhende, 702 Fuß lange und 30 F. breite, Brücke führt, mit den Statuen des Kurfürsten Karl Theodor und der Göttin Minerva verziert und mit sechs Altanen versehen, von welchen man die reizendste Aussicht auf die nahen

und fernen Gebirge hat. Die Stadt ist zwischen den Strom und die Berge gedrängt; südlich ist der hohe Königsstuhl, jetzt Kaiserstuhl genannt (zum Andenken der Ersteigung des Kaisers Franz, 1815), und nördlich auf dem rechten Neckarufer erhebt sich der Heiligenberg mit seinen Kloster- und Burgruinen, der von unten herauf theils mit Weinreben, theils mit Gemüsegärten angebaut ist. Heidelberg besteht aus der Stadt, der Vorstadt und der sich bis zu den Schloßruinen hinaufziehenden Bergstadt. Sämmtliche Theile enthalten mit dem Dorfe Schlierbach 1400 H. mit 10,370 E. Unter den Gebäuden prangte sonst das kurfürstl. Schloß mit einem der schönsten Fürstengärten; allein in dem franz. Kriege 1689 wurde dasselbe nebst der Stadt von den Franzosen zerstört, und was davon noch übrig blieb, durch einen Blitzstrahl 1764 zertrümmert. Die Ruinen sind noch merkwürdig für den Freund der Baukunst. In dem Schloßkeller liegt das heidelberger Faß, welches 250 Fuder hält. Unter den Kirchen der Stadt bemerken wir die Heiligegeistkirche, in deren Chor die Heidelberger Bibliothek (s. d.) stand. Die berühmte protestantische ruprecht-karolinische Universität, welche 1386 gestiftet wurde, ist nach der prager und wiener die älteste in Deutschland. Ihre große Bibliothek war zu ihrer Zeit wol die bedeutendste in Deutschland. Der blühende Zustand der Universität endigte sich mit der 1622 durch Tilly erfolgten Eroberung der Stadt und Wegführung der Bibliothek. 1784 wurde die Staatswirthschaftsschule von Lautern nach Heidelberg verlegt und in nähere Verbindung mit der Universität gebracht. Mit der Abtretung Heidelbergs an Baden, 1802, begann ein neuer Flor der Universität, und der Großherzog von Baden, Karl Friedrich, ist als ihr neuer Stifter anzusehen. Sie besitzt jetzt einen jährl. Fonds von 66,000 Fl. und ist in fünf Sectionen eingetheilt, in die kirchliche mit drei ordentl. Professoren, in die juridische mit fünf, in die medicinische mit vier, in die staatswirthschaftl. mit fünf und in die allgemein bildende oder philosophische Section mit sieben ordentl. Professoren. Rector ist der Großherzog selbst. Die jetzige Universitätsbibliothek von 45,000 B. ist im untern Stock des Universitätsgebäudes auf dem Paradeplatze, und eine Sammlung von physikal. und mathemat. Apparaten, Modellen und Naturalien, ein anatomisches Theater in dem ehemaligen Dominicanerkloster aufgestellt; noch gibt es daselbst zwei botanische Gärten, einen Garten für forstbotanische und landwirthschaftl. Vorlesungen, ein klinisches Institut, ein zoolog. Museum, ein chemisches Laboratorium, ein Observatorium, ein akadem. Hospital, eine Entbindungsanstalt und philolog., pädagog., homilet., bibl., theolog. Seminarien u. s. w. Die Zahl der Studenten betrug (1824) 642, worunter 474 Ausländer. Ferner ist in Heidelberg ein gemeinschaftl. Gymnasium für alle drei christliche Confessionen. Der Handel der Stadt, welchen der schiffbare Neckar und die sich hier kreuzenden zwei Hauptstraßen von Frankfurt nach Basel, und von Manheim theils nach Schwaben, theils nach Franken und Sachsen, begünstigen, ist nicht unbedeutend. Auch gibt es hier eine Krapp-, eine Wachslichter-, eine Seifen-, eine Saffianfabrik, bedeutende Bierbrauereien, vier Buchhandlungen und drei Buchdruckereien. (S. „Heidelbergs alte und neue Zeit — Stadt, Universität, Schloß und Umgebungen", von D. Engelmann, Heidelb. 1823.)

Heidelberger Bibliothek. Die Universität Heidelberg hat mehr als einmal ihre Bibliothek verloren. Die berühmteste war diejenige, welche nach der Einnahme und Plünderung der Stadt durch Tilly, 1622, von dem Herzog Maximilian von Baiern als Kriegsbeute angesehen und dem Papst Gregor XV. geschenkt wurde. Sie entstand am Schlusse des 14. Jahrh. und erhielt durch die Büchersammlung des Kanzlers Konrad von Gelynhausen (1390) und durch ein Vermächtniß des ersten Rectors der Universität, Marsilius von Inghen (1396), einen bedeutenden Zuwachs. Nächstdem gewann sie eine Vermehrung durch die Freigebigkeit des Bischofs von Heidelberg, Matthäus von Worms, 1410, wozu

noch Geschenke von verschiedenen Gelehrten kamen, sodaß sie zu Anfang des 15. Jahrh. 700 Handschriften zählte. 1421 vermachte Kurfürst Ludwig III. seine sämmtl. Handschriften, 152 an der Zahl, dem Heil.-Geistcapitel zum Vortheil der Universität, doch wurden dieselben der ältern Sammlung damals nicht einverleibt. 1443 erhielt die Bibliothek, die inzwischen durch Vermächtnisse und Ankauf vermehrt worden war, ihr eignes Gebäude in dem akademischen Garten. Unter dem Kurf. Philipp ward eine Menge kostbarer Werke von Johann von Dalberg und Rudolf Agricola angekauft; auch erhielt sie die reiche Sammlung, welche diese berühmten Männer auf eigne Kosten gemacht hatten. Einen noch wichtigern Zuwachs gewann sie unter Kurf. Otto Heinrich, der nicht nur beide Bibliotheken verband, sondern sie auch mit einer Anzahl der seltensten Handschriften bereicherte, die er auf seiner Reise nach Palästina gesammelt hatte. Überdies wurden sowol unter dieses Fürsten als auch unter seines Nachfolgers, Friedrichs III., Regierung die pfälzischen Klosterbibliotheken mit ihr vereinigt; sie erhielt ein Vermächtniß von dem gelehrten Ulrich von Fugger, und noch kurz vor ihrer Hinwegführung köstliche Bereicherungen durch ihren berühmten Vorsteher Janus Gruter. Sie enthielt damals 1956 latein., 431 griech., 289 hebr. und 846 deutsche, aslo zusammen 3522 Handschriften, ohne die franz., deren Anzahl nicht bekannt ist. Die gedruckten Bücher waren nicht von so großer Bedeutung. Diese Sammlung, vielleicht mit Ausnahme des Minderwichtigen oder sonst davon Getrennten, wurde 1623 unter des Leo Allatius Leitung nach Rom geschafft, wo sie seitdem unter dem Namen **Bibliotheca palatina** eine eigne Abtheilung der vaticanischen gebildet hat. 1795 verlor sie 38 Handschriften, welche die Franzosen, die sich im Frieden von Tolentino 500 zu wählende Handschriften vom Papste ausbedungen hatten, nach Paris führten. Als aber 1815 im pariser Frieden die Franzosen alle geraubte Kunst- und literarische Schätze zurückgeben mußten, trat der Papst nicht nur jene 38 Handschriften an die Universität Heidelberg ab, deren Bibliothek 1703 durch den Ankauf der Grävius'schen Sammlungen gegründet worden war, sondern willigte, auf Östreichs und Preußens Verwendung, auch ein, daß aus der in Rom befindl. Palatina sämmtl. altdeutsche Handschriften an Heidelberg zurückgegeben werden sollten. Demzufolge wurden 847 altdeutsche Handschriften, und noch überdies der berühmte **Codex palatinus**, von des Mönchs Otfried poetischer Umschreibung der vier Evangelien, und vier lateinische, die Geschichte der Universität Heidelberg enthaltende Handschriften, dem zu ihrer Empfangnahme nach Rom geschickten Hofrath Wilken 1816 übergeben, der sie nach Heidelberg überbracht hat. Wiewol diese Handschriften nur einen geringen Theil der ganzen verlornen Bibliothek ausmachen, so müssen wir uns doch der Rückkehr dieser altdeutschen Handschriften als eines der folgenreichsten Ereignisse für die deutsche Literatur erfreuen, da sie eine reiche Fundgrube für die Geschichte unserer Sprache und Literatur sind und viele Werke enthalten, von denen außerdem keine Abschriften mehr vorhanden sind, und die aus eben diesem Grunde noch wenig oder gar nicht benutzt worden, da sie den Italienern ganz unverständlich waren, unter den Deutschen aber, die in Rom längere Zeit verweilten, nur wenige Kenner und Bearbeiter unserer Literatur, wie Adelung, Tieck, Glöckle (die sich übrigens auf die Dichterwerke beschränkten), sich befanden. (S. Wilken's „Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelb. Büchersammlungen" (Heidelb. 1817) u. d. Art. Wilken.)

Heiden, Ungläubige, heißen in der heil. Schrift und dem Sprachgebrauche der christl. Kirche bis in das Mittelalter alle Menschen, die weder Juden noch Christen sind, daher zu den Zeiten der Kreuzzüge auch die Türken unter die Heiden gerechnet wurden; jetzt, da man den Mohammedanern die Gerechtigkeit widerfahren läßt, sie, wie die Bekenner des Christenthums und des Judenthums, zu den Verehrern des wahren Gottes zu zählen, versteht die Umgangssprache unter

Heiden Alle, die sich nicht zu diesen drei vorzüglichsten Religionen bekennen. Dieser, wie erhellt, nur negative Begriff ward von jeher unter Juden und Christen um des Gegensatzes willen häufig gebraucht; was man als gottlos, bös und lasterhaft schildern wollte, nannte man heidnisch, und der heil. Augustinus will auch die Tugenden der Heiden nur für glänzende Laster gelten lassen. Übrigens hat der Ausdruck Heiden historischen Grund. Als sich das Christenthum im röm. Reiche verbreitete, faßte es zuerst in den Städten Fuß; auf dem flachen Lande, in den Dörfern erhielt sich die Volksreligion der Griechen und Römer noch lange, nachdem das Christenthum im röm. Reiche schon herrschend geworden war, daher die Verehrer der alten Götter von den christl. Städtern pagani, d. h. Landbewohner, genannt wurden. Ebenso verhielt es sich in Deutschland. Das Christenthum fand zuerst in den Städten Eingang, in Wäldern und Heiden dienten die Landbewohner (nach dem altdeutschen Ausdrucke „Heiden") den alten Götzen noch lange, weßhalb Heide oder Götzendiener bei uns gleichbedeutend ist. Unter Heidenthum werden nun die gesammten Volksreligionen oder Völker verstanden, die es außer dem Gebiete des Christenthums, des Judenthums und des Islamismus auf Erden gibt.

Heilig nennen wir, was vom Gemeinen abgesondert und dem höchsten Wesen entweder eigen oder vorzugsweise gewidmet ist. Die Ideen der Wahrheit und Tugend, die Gefühle einer reinen Liebe und Freundschaft sind heilig, denn sie erheben über das Gemeine und führen zu Gott. Der Inbegriff heiliger Gedanken und Empfindungen ist die Religion, und daher Alles heilig, was durch eine ausschließlich religiöse Bestimmung ausgezeichnet und vor jeder Vermischung mit dem Gemeinen bewahrt, oder wegen seiner religiösen Bedeutung und Würde vorzüglich geehrt und für unverletzlich gehalten wird. Heiligthümer, heilige Örter, Symbole, Palladien hat jedes Volk, das der ersten Wildheit entwachsen ist; in der Achtung gegen etwas Heiliges erkennen wir die erste Spur der Menschlichkeit. Menschen, denen nichts heilig ist, haben sich entweder noch nicht über den Zustand thierischer Rohheit erhoben, oder ihre Menschheit durch Verwilderung und Entartung aufgegeben. Wird der Begriff des Heiligen in irgend einem Wesen personificirt gedacht, so muß er schon eine sittliche Bedeutung erhalten haben. Der Sprachgebrauch der ersten beiden Jahrhunderte zeichnete fromme Personen und insbesondere Bischöfe, noch bei ihrem Leben, durch den Ehrennamen Heilige aus, ohne dadurch etwas Anderes sagen zu wollen, als wir unter dem „Ehrwürdige, dem Dienste Gottes Geheiligte", zu verstehen pflegen. Sehr entfernt hat sich indeß von dieser einfachen Vorstellungsart der künstliche Begriff, den sich die christliche Kirche seit dem 4. Jahrh. von den Heiligen gebildet und zu einer der wirksamsten Glaubenslehren gemacht hat. Dazu trugen die in den heidnischen Volksreligionen schon vorhandenen Vorstellungen von Heroen, Halbgöttern, vergötterten Menschen, und die Ideale der Philosophen von menschlicher Größe nicht wenig bei. Die Märtyrer des christlichen Glaubens, die unter den Verfolgungen der ersten Jahrhunderte Habe und Gut, Freiheit und Leben, um ihrem Bekenntnisse treu zu bleiben, heldenmüthig hingaben, wurden die Heroen der Christenheit, aber edlere, an Sinn und Wandel bei weitem reinere Heilige. Die Kirche war ihres Ruhmes voll, sie wurden bald Trabanten und Diener, bald Freunde und Vertraute Gottes, bald Beschützer des menschlichen Geschlechts genannt, an Rang nicht selten über die Engel gesetzt, und nach dem fast einstimmigen Zeugnisse der angesehensten Kirchenväter des 4. und 5. Jahrh. in öffentlichen Reden und Predigten als mächtige Fürbitter bei Gott, als Helfer in allen Nöthen gepriesen und angerufen; ja, von ihrem vereinigten Gebete hoffte man die Aufhebung der Sünden ganzer Völker, und von der wunderthätigen Kraft ihrer Gebeine und Gräber kamen erstaunenswürdige Erzählungen und noch stärkere Versicherungen des Schutzes in allen Gefahren, den ihre Reliquien jedem Gläubigen leisten würden, in Umlauf. Glück-

lich war die Gegend des Grabes eines Heiligen, ihre Bewohner konnten ihm alle ihre Angelegenheiten anvertrauen, er wurde ihr Schutzheiliger. Aber jede Provinz, jede Stadt und Gemeinde begehrte ebenso ihren eignen Schutzheiligen, wie sie im Heidenthume ihren eignen Schutzgott gehabt. Weil es nun unter christl. Kaisern und Königen an Gelegenheit fehlte, die Märtyrerkrone zu verdienen, so wurde das im 4. Jahrh. entstandene Mönchswesen die ergiebigste Pflanzschule neuer Heiligen. Eine gewaltsame Unterdrückung der natürlichen Triebe, ein geflissentliches Aufreiben und Abmergeln des Körpers durch die seltsamsten Büßungen und Peinigungen, in deren Erduldung nur der Aberglaube ein Werk der Frömmigkeit und Gottesverehrung finden konnte, vor Allem die Stiftung geistlicher Orden, deren Regel diese Übungen mit sich brachte, wurde nun ein sicherer Weg zu der Ehre, den ältern Märtyrern gleichgestellt und von der Kirche zu Heiligen erhoben zu werden. Zwar wurden auch vorzügliche Verdienste um die Kirche mit dieser Auszeichnung belohnt; allein die meisten der in Calendern und Legenden prangenden Heiligen sind es nicht viel mehr, als dem Namen nach. Es konnte auch nicht fehlen, daß mancher Unwürdige zu dieser Ehre kam, da das Recht, heilig zu sprechen, von jedem Bischof in seinem Sprengel ausgeübt und oft zu leicht genommen wurde. Die Synode zu Frankfurt am Main, 794, verbot zwar die Anrufung neuer Heiligen, und Karl der Große schärfte ihren Beschluß 805 wieder ein; aber vergebens. Daher übernahm es endlich der Papst selbst, Ordnung in diese wichtige kirchliche Angelegenheit zu bringen. Johann XV. gab 993 das erste Beispiel einer päpstlichen und darum für die ganze katholische Christenheit gültigen Heiligsprechung, da es früher der Willkür überlassen gewesen war, ob die in einem Sprengel ernannten Heiligen auch in andern verehrt werden sollten, und Alexander III. erklärte das Heiligsprechen 1170 für ein ausschließliches Recht des päpstlichen Stuhles. Er nannte die Heiligsprechung zuerst Kanonisation (s. d.). Dieser Act erfolgte oft lange Jahre nach der Beatification, vermöge welcher die durch heiligen Wandel und gewirkte Wunder empfohlenen Frommen bald nach ihrem Tode die Anwartschaft zur Kanonisation erhielten. Mancher blieb selig, ohne heilig gesprochen zu werden, daher man die Heiligen von den bloß Seligen unterscheiden muß. Laien konnten höchst selten und nur durch die ausgezeichnetste Frömmigkeit und Ergebenheit gegen die Kirche zur Ehre der Kanonisation gelangen; und es darf nicht befremden, daß unter den Heiligen nur wenige Fürsten sind. Sie mußten entweder, wie Wladimir der Große von Rußland, Knut von Dänemark, Olaf von Norwegen, Stephan von Ungarn, sich durch Einführung und Beförderung des Christenthums in ihren Reichen, oder durch große Aufopferungen und Thaten, wie die Kaiser Karl der Große und Heinrich II., und ein exemplarisches Leben, wie die Prinzen Kasimir von Polen und Wenzel von Böhmen, um die Kirche verdient gemacht, oder ihren Tod im Dienste derselben gefunden haben, wie Eduard I. von England und Ludwig IX. von Frankreich. Doch immer leichter, als die durch den Verkehr mit der Welt zu sehr gestörten Fürsten und Edlen, kamen ihre Frauen und Töchter in den Ruf der Heiligkeit; und selbst unter den Päpsten wurden wol die aus den ersten Jahrhunderten als Märtyrer bekannten, aber von den durch politische und kirchliche Verdienste ausgezeichneten Nachfolgern des heil. Petrus, in spätern Zeiten nur wenige, wie Leo und Gregor, die Großen, und nach einem Zwischenraume von beinah tausend Jahren erst wieder Pius V. 1712 heilig gesprochen, ob sie gleich alle den Titel Heiligkeit führen. Überhaupt fingen die Päpste seit der Wiederbelebung der Wissenschaften im Abendlande an, sparsamer mit den Heiligsprechungen zu werden, da die philosophische Kritik den frommen Aberglauben vor ihren Richterstuhl zu ziehen, und mancher Fürst an der Unfehlbarkeit päpstlicher Aussprüche zu zweifeln wagte. Die Anerkennung der Kanonisation Gregors VII. konnte Benedict XIII. 1728 in Frankreich, Neapel und den Staaten

des deutschen Kaisers nicht erlangen; unbedenklicher war im folgenden Jahre die Apotheose (so nennt es eine römische Münze) des prager Brückenheiligen Johann von Nepomuk. Die neuesten Heiligen verdankt die katholische Kirche dem sechsten und siebenten Pius, welcher Letztere noch 1803 den Cardinal J. M. Tomasi kanonisirte. Die griechische Kirche erkennt die seit ihrer Trennung von der lateinischen zu Rom erwählten Heiligen nicht an; dagegen hat sie mehre eigne National- und Kirchenheilige, welche der katholischen Kirche aus Mangel an Nationalinteresse gleichgültig, und wegen abweichender Lehrmeinungen verhaßt sind. In dem Eifer für Heiligenverehrung überhaupt sind aber beide Kirchen sich gleich, und wer, der menschlicher Tugend Werth zu achten weiß und Gefühl für die Dankbarkeit hat, die man großen Verdiensten schuldig ist, möchte sich weigern, der kirchlichen Ansicht beizutreten, wenn sie es bei einem dankbaren Andenken an tugendhafte und verdiente Verstorbene hätte bewenden lassen. Denn mehr war die Heiligenverehrung des 2. und 3. Jahrh. nicht. Allein wie schwer es ist, im Gefühle für Gegenstände der Liebe und Achtung Maß zu halten, zumal wenn die Hoffnung eines eignen Vortheils davon sich einmischt, zeigt der Übergang jener einfachen und herzlichen Äußerungen der Frömmigkeit gegen die Heiligen zum förmlichen Heiligendienst. Zwar haben die katholische und griechische Kirche in ihren öffentlichen Bekenntnißschriften und durch ihre vorzüglichsten Lehrer zu allen Zeiten behauptet, daß unter der Anrufung der Heiligen nichts Anderes, als die Bitte um ihre Fürsprache bei Gott zu verstehen und ihre Verehrung nur die des wahren Gottes sei, dem man für ihre Tugenden und Verdienste zu danken habe; allein Wenige denken bei der Verehrung der Heiligen an etwas Anderes, als an einen Cultus, durch den man sie verherrliche, um sie günstig und die Erhörung der Gebete, die man an sie richtet, desto gewisser zu machen. Allgemeine und besondere Unfälle werden der Vernachlässigung dieses Dienstes und dem Zorne dieser Heiligen zugeschrieben, sowie glückliche Ereignisse ihrer Gunst, und Wunder ihrer Kraft. Viele glauben, auf keinem andern Wege etwas von dem, der Alles wirkt, erhalten zu können, als durch diese Vermittler, und Mancher verläßt sich mehr auf sie als auf Gott. Die Stadt, das Land, wo ein Heiliger gelebt hat, hält sich ihm besonders verpflichtet und seiner vorzüglichsten Obhut gewärtig. So hat Palermo seine Rosalie, Neapel seinen Januar, Frankreich seinen Dionys, Ungarn seinen Stephan, Rußland seinen Nikolaus, Andreas ꝛc. zu Schutzheiligen. Auch die verschiedenen Stände und Gewerbe der menschlichen Gesellschaft denken sich gewisse Heilige, die während ihres Lebens in irgend einem Bezuge zu ihnen gestanden, als ihre Beschützer, wenig anders, als ihnen die griechische und römische Mythe ihre besondern Schutzgötter zutheilte; und wenn Mars in dem h. Ritter Georg wieder auflebte, hat die Muse der Tonkunst an der h. Cäcilia eine würdige Nachfolgerin. Ja, jene Schutzgeister und Genien, deren nach alter Mythe und Philosophie jeder Mensch einen hat, erscheinen in den Heiligen wieder, da jeder eifrige Katholik oder Grieche sich den Heiligen seines Namens zum Patron wählt, ihm vor Andern dient und Alles durch ihn erwartet. Daher werden die Namen der Heiligen, wie sie Jeglicher auf den Tag, der vom Papste oder den Patriarchen zu seiner festlichen Verehrung angewiesen worden, im römischen und russischen Calender stehen, unter diesen Glaubensverwandten häufig gefunden, und die Feier des Namenstages hat für sie eine religiöse Bedeutung. Ein vorzügliches Beförderungsmittel dieser vielseitigen Anwendung des Heiligendienstes waren die Heiligenbilder. Erst in den Vorhöfen der Kirchen zur Erinnerung an die Heiligen aufgestellt, wurden sie seit dem 5. Jahrh. in das Innere der Kirchen versetzt, und aus Erweckungsmitteln bald Gegenstände der Andacht. Wie stark auch Fürsten und Kirchenlehrer gegen den Bilderdienst eiferten (vgl. Bilderstürmer), sie konnten nur auf kurze Zeit dem Volke nehmen, was ihm einmal theuer geworden, und die bildende Kunst ließ sich nicht von

einem Gebiete vertreiben, das seit dem Sturze der alten Götter ihre einzige Zuflucht war. E.

Heilige. Daß die Frommen nach vollbrachtem Erdenlaufe oder die durch das Fegefeuer Gereinigten der Anschauung Gottes genießen, selig seien, ist Lehre der katholischen Kirche und liegt in der Annahme einer Vergeltung nach diesem Leben. Die Menschheit wird also geadelt durch diese Seligen, die aus ihr hervorgegangen. Daher hat die allgemeine Mystik des Katholicismus einen Contact zwischen der streitenden und der triumphirenden Kirche (den vollendeten Brüdern) angenommen. Dies führt von selbst auf die Lehre von den Heiligen. — Worin die Seligkeit der Vollendeten eigentlich bestehe, ist nicht zu begreifen; die moralische Belohnung, die die Seligen genießen, ist eine göttliche. Es scheint aber die Entfernung der seligen Himmelsbürger von dem Interesse ihrer noch ringenden Brüder nicht so ganz zu trennen. Wenigstens gibt uns die Bibel verschiedene Spuren, daß sie noch um die Begebenheiten dieser Welt wissen. Wie nun dies geschehe, ob sie die Dinge in Gott sehen, oder wie sonst, läßt sich nicht bestimmen. Sie werden uns mehrmal als Mitregenten Jesu vorgestellt, als z. B. vom Paulus (Tim. II, 12), in der Offenbarung Johannis an verschied. O. Das christliche Alterthum hat die Seligen angerufen. Origenes, ein Schriftsteller des 3. Jahrh., sagt schon: „Wer zweifelt wol, daß die Heiligen (unter denen er nach dem Contexte freilich nur lebende Mitchristen versteht) durch ihre Gebete uns helfen und uns durch die Beispiele ihrer Thaten stärken und ermuntern?" Schon im 4. Jahrh. war es üblich, die Märtyrer anzurufen. Es ist gewiß ein tröstlicher Gedanke, wenn man mit seinen seligen Mitbrüdern noch in einer wirksamen Verbindung steht: ein Gedanke, der bei Schwachen den großen Abstand zwischen dem Allerheiligsten und dem sündigen, schwachen Betenden ausfüllen hilft; ein Gedanke, der uns immer an das Übersinnliche Gottes heftet, uns an die Unsterblichkeit, an die Belohnung der Tugendhaften erinnert und auf ihre Nachahmung hinweist. Wenn man überhaupt das Beten der Menschen als etwas Heilsames erkennt, so wird man auch dieses Berufen auf vollendete Gerechte nicht tadeln wollen, um so weniger, da man sich auf solche Weise überzeugt hält, daß die Tugend kein leerer Name, daß das Pflichtgesetz mit des Herrn Gnade erfüllbar und große Seligkeit auf den redlichen Dulder warte. — Es versteht sich von selbst, daß die Seligen nicht Mittler zwischen Gott und dem Menschen sind: nur Einer ist Mittler, unser Herr Jesus Christus. Von jeher hat dies die katholische Kirche anerkannt, und es ist, wenn Einzelne in ihrer Heiligenverehrung zu weit gehen, dies kein Vorwurf für die Kirche. Jedenfalls ist ein solches Zuweitgehen einzelner Katholiken minder tadelnswerth als eine Gesinnung, die, weil nicht genährt durch einen praktischen Unsterblichkeitsglauben, kalt gegen die Idee der Unsterblichkeit und die himmlischen Dinge ist. Die Kirche hat ihre Ansicht, jedoch nicht als Glaubens-, sondern nur als Disciplinarvorschrift, in folgendem Decret der 25. Sitzung der trienter Synode ausgesprochen: „Die heilige Synode befiehlt allen Bischöfen und sonstigen Kirchenlehrern und Seelsorgern, daß sie die Gläubigen über die Fürbitte der Heiligen und deren Anrufung und über die Ehre der Reliquien, sowie den gesetzmäßigen Gebrauch der Bilder nach dem Gebrauche der katholischen und apostolischen Kirche, so von den ersten Zeiten der christlichen Religion an angenommen worden, und gemäß der Übereinstimmung der heiligen Kirchenväter und den Decreten der heiligen Concilien unterrichten, und zwar sie lehren: daß die Heiligen mit Christus regieren, daß sie ihre Gebete für die Menschen Gott darbringen, daß es gut und nützlich, nicht nothwendig, sei, sie flehend anzurufen, und wegen der von Gott durch seinen Sohn, unsern Herrn Jesum Christum, welcher allein unser Erlöser und Seligmacher ist, zu erlangenden Wohlthaten, zu ihrem Gebete und Hülfe Zuflucht zu nehmen; daß aber Diejenigen, welche leugnen, daß die Heiligen, ewi-

ger Seligkeit im Himmel genießend, anzurufen seien, oder die behaupten, daß sie für die Menschen nicht bitten, oder daß deren Anrufung, daß sie für uns Einzelne bitten, Abgötterei sei, oder mit dem Worte Gottes streite und der Ehre des einzigen Mittlers Gottes und der Menschen, Jesu Christi, widerstreite, oder daß es thöricht sei, die im Himmel Regierenden mit Worten oder im Gemüth zu bitten, nicht gottselig denken. Die Synode befiehlt ferner zu lehren, daß der heiligen Märtyrer und übrigen bei Christus lebenden heiligen Leiber, welche lebendige Glieder Christi und ein Tempel des heiligen Geistes waren, von ihm (Christus) zum ewigen Leben zu erweckend und zu verherrlichend, von den Gläubigen verehrt werden dürfen, wodurch den Menschen viele Wohlthaten von Gott geleistet werden, sodaß Diejenigen, welche behaupten, daß den Reliquien der Heiligen Verehrung und Ehre nicht gebühre, oder daß sie und andre heilige Denkmäler von den Gläubigen unnützer Weise verehrt werden, und daß das Andenken der Heiligen, um ihre Hülfe zu erlangen, vergebens begangen werde, allerdings zu verdammen seien, gleichwie sie schon früher die Kirche verdammt hat und auch jetzt verdammt. Die Synode befiehlt endlich zu lehren, daß die Bilder Christi, der Jungfrau Gottesgebärerin und übrigen Heiligen vorzüglich in den Kirchen zu haben und zu behalten, und ihnen die schuldige Ehre und Verehrung zu widmen sei, nicht als ob man glaube, daß ihnen eine gewisse Göttlichkeit oder Kraft inwohne, wegen welcher sie zu verehren, oder daß von ihnen etwas zu bitten, oder daß auf Bilder das Vertrauen zu setzen sei, wie ehemals geschah von den Heiden, welche auf ihre Götzen ihre Hoffnung setzten, sondern darum, weil die Ehre, welche man ihnen erweist, auf das abgebildete Wesen, welches sie vorstellen, bezogen wird, sodaß wir durch die Bilder, welche wir küssen und vor denen wir das Haupt entblößen und knieen, Christum anbeten und die Heiligen, deren Ähnlichkeit sie darstellen, verehren — wie es in den Decreten der Concilien, vorzüglich der II. nicäischen Synode gegen die Bilderstürmer geordnet worden ist." Die Verehrung der Heiligen ist also nicht als nothwendig erkannt, sondern der Privatmystik eines Jeden überlassen. Die Kirche hat nur dafür zu sorgen, daß der Glaube an den Mittler nicht Schaden leide, daß aus der **dulia** — wie die Theologen die Heiligenverehrung nennen — keine **latria** — Gottesverehrung werde. — Insbesondere nennt man aber Heilige jene Seligen, welche die Kirche als solche zur Verehrung ausgesetzt hat. Die Märtyrer wurden gleich als Heilige anerkannt und in den sogenannten Kanon der Messe aufgenommen. Die Bischöfe bestimmten, welche als solche zu betrachten. Ob nun gleich überhaupt keine Gewißheit vorhanden, daß die als heilig erklärten Personen wirklich selig seien, und ein hierin begangener Irrthum auch weiter keine wesentlich nachtheiligen Folgen auf die religiöse Erbauung hat, so war es doch wichtig, in dieses Geschäft Ordnung zu bringen, und daher geschahen späterhin die Heiligsprechungen durch das Kirchenoberhaupt, nachdem vorher ein geistlicher Proceß mit Aufstellung eines **advocati Christi** und eines **advocati diaboli** — woraus nebenbei auch zu sehen, daß selbst im Heiligsprechungsproceß die Verhandlungsmaxime der Untersuchungsmaxime vorgezogen wurde — geführt worden. — Daß die Reliquien der Heiligen werth geachtet worden, darf nicht Wunder nehmen. Alle Völker haben die Reliquien großer Männer hoch geehrt, der Ägypter machte seine Vorfahren zu Mumien. Wenn man in der Münsterkirche zu Aachen sich die Reliquien Kaiser Karl des Großen zeigen läßt, wenn man auf sein Grab tritt, wenn man seinen Kaiserstuhl berührt, so wird es dem Deutschen wonnig schauerlich. Was bei politischen Helden gilt, muß um so mehr bei religiösen Helden gelten. Daß sie übrigens Gegenstand der Privatmystik und daher nicht nach kalten Regeln eines regelrechten Verstandes zu beurtheilen sei, versteht sich von selbst. — Es ist eine der höchsten Erscheinungen des Mittelalters, daß die Kirche die Künste, welche sonst dem Heidenthum dienten, sich dienstbar zu machen wußte;

A. W. v. Schlegel hat diesen Bund der Kirche mit den Künsten besungen. Diesem Bunde hat man so manches seelenergreifende Heiligenbild zu verdanken. Jene rohe Horde, welche die Bilder als angeblich störendes Beiwerk zerstörte, findet in einer kunst- und gefühlliebenden Zeit keine Vertheidiger mehr. Man erkennt es an, daß der Mensch ganz zu erfassen, nicht bloß ein Geist abstract sei. — Leibnitz in s. „**Systema theologiae**" hat die katholische Ansicht der Heiligenverehrung vertheidigt, und insbesondere gegen den, den Katholiken häufig gemachten Vorwurf, daß sie durch ihre Heiligen den Himmel mit Göttern, an der Stelle der gestürzten Götter des Heidenthums, bevölkert haben, was auch Buchholz in seinen „Philosoph. Untersuchungen über die Römer" behauptet, Folgendes bemerkt: „Hat man nun diese Vorsichtigkeitsmaßregeln angewandt, damit das Höchste in der Religion gerettet und die göttliche Lehre nicht beeinträchtigt werde, so werden wir mit Augustin Vieles in der Kirche ertragen können, welches, wofern es mit Klugheit thunlich ist, zu seiner Zeit mit Nutzen verbessert werden dürfte; daher handeln Jene weder recht noch liebevoll, welche der Kirche heidnische Abgötterei anschuldigen. Sie sagen zwar, die Heiden haben ihre Götter verehrt als dem höchsten Gott untergeordnete Wesen, und diese seien von den Heiligen der Christen in nichts unterschieden, als daß jene der Heiden — Götter genannt werden. Allein dies ist eine unbillige Anklage; denn ohne in Betracht zu ziehen, daß die Götter und vergötterten Vorfahren der Heiden dieser Ehre unwürdige Menschen waren (von den Heiligen aber ist bekannt, daß sie Freunde Gottes sind), und alle Verehrung der Engel und Heiligen sich auf Gott beziehe, der seinen Engeln unsertwegen Befehle gegeben hat, und durch die Bitten der Heiligen sich bewegen läßt, die Götter der Heiden aber nicht als Diener, sondern als Jupiters Gehülfen verehrt wurden; ohne dieses, sage ich, in Betracht zu ziehen, besteht die Sache darin, daß die Heiden weder in ihrem Jupiter, noch in irgend einem andern ihrer Götter jenes unendliche und höchst vollkommene Wesen genugsam anerkannt haben. Darum waren alle ihre Götter, die höchsten nicht einmal ausgenommen, nichts Anderes als Götzen, wenigstens so viel aus ihrer öffentlichen Verehrung bekannt ist. Die Christen aber, die jenem höchsten, ewigen und unendlich vollkommenen Wesen göttliche Ehre erweisen, machen sich, so viel sie auch andern Dingen von unendlicher Vollkommenheit, ohne die Gott allein gebührende Ehre zu verletzen, zugestehen, keiner Abgötterei schuldig, indem sie bekennen, daß selbst jene Vollkommenheiten aus der Quelle der göttlichen Güte ihnen unverdient zufließen. Soweit Leibnitz. Wenn wir noch eines Vortheils der kathol. Heiligenansicht erwähnen sollen, so wäre es der, daß durch die Heiligen dem Christenthum eine reiche zum christl. Heldenmuth, wie zum christl. Dulden einladende Geschichte gegeben ist, welche, obgleich zu sichten, immer ein unterhaltender Theil der Erbauung bleiben wird. Bekanntlich sind in dem Brevier der kathol. Geistlichen für jeden Tag die Begebnisse eines Heiligen verzeichnet. v. e. K.

Heilige Allianz, ein Regentenbund, dessen Idee von Rußland zuerst aufgefaßt, hierauf unmittelbar vom russ. Kaiser, dem Kaiser von Östreich und dem Könige von Preußen, zu Paris durch die Acte vom 26. Sept. 1815, mittelst eigenhändiger Unterschrift vollzogen, und vom Kaiser Alexander 1816, dann aber auch von den übrigen beiden Monarchen öffentlich bekannt gemacht wurde. Das Wesen dieses, von allen Fürsten- und Völkerverträgen verschiedenen Bündnisses besteht darin, daß statt der bisherigen Politik, die man die heidnische nennen könnte, weil die christlichen Staaten sie von Griechen, Römern und Barbaren ererbt haben, eine neue eingeführt werden soll, die mit Recht die „christliche" heißen wird, weil nach der Erklärung der Bundesstifter die Vorschriften des Christenthums, d. h. der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, sowol der Verwaltung der Staaten im Innern, als der Leitung ihrer Angelegenheiten im Äußern künftig zum Grunde lie-

gen sollen; er beruht auf dem feierlichen Bekenntnisse des festen Willens der Souveraine, die höchsten und heiligsten Zwecke aller Völker und Regierungen stets zur Richtschnur ihres Verfahrens zu nehmen. Die Bundesacte enthielt zugleich die Bestimmung, die übrigen christlichen Regenten zum Beitritt einzuladen. Auf solche vom Kaiser von Rußland eigenhändig erfolgte Einladung, welche auch der Kaiser von Östreich und der König von Preußen noch besonders erlassen haben, sind, mit Ausnahme des Papstes und des Congresses der Vereinigten Staaten, alle europäisch-christliche Regierungen zu dem heiligen Bunde getreten; der König von Frankreich, Ludwig **XVIII**., und der Prinz Regent von England jedoch nur persönlich, und ohne daß dadurch ihre Reiche mittelst Beistimmung der Kammern und des Parlaments verpflichtet worden wären. Überhaupt darf man die Bundesacte nicht als einen förmlichen Staatsvertrag ansehen. In ihr ist keine Spur von einer bestimmten Verpflichtung oder von wechselseitigen Leistungen zu finden. Auch der Satz: „daß die Unterthanen aller christlichen Fürsten einander in allen Fällen Hülfe und Beistand leisten sollen", spricht nur von einer sittlich-rechtlichen Verpflichtung, ohne diese durch eine publicistisch bestimmte Form der Leistung zu einer Staatsvertragsobliegenheit zu stempeln. Die Urkunde ist eine Aufstellung allgemeiner Grundsätze, welche jeder Souverain, indem er der Acte beitritt, für die seinigen erklärt. Daher bedurften weder die Haupt- noch die Beitrittsacten (außer in Republiken, wie in der Schweiz) irgend einer der gewöhnlichen diplomatischen Förmlichkeiten. Sie wurden von den Souverainen allein verabredet, von ihnen allein unterzeichnet, von keinem Minister contrasignirt und von keiner Staatsbehörde beglaubigt. Der Bund will ein legitimes moralisches Ruhesystem des europäischen Staatenbundes als Ideal der höhern Diplomatik aufstellen. Aber allerdings liegt in der Auslegung, auch in der im „**Conservateur Impérial**" zu Petersburg v. 14. März 1817, Alles, was die Herrscher nach ihrer Ansicht für gerecht und weise halten. Indeß bedurfte dieses politische Glaubensbekenntniß der Monarchen, um in die Praxis der europ. Staatskunst überzugehen, besonderer Staatsverträge. Diese Wirksamkeit hat der Bund erlangt durch die auf dem Congresse zu Aachen von 8 Staatsministern unterzeichnete „**Déclaration des Monarques**" vom 15. Nov. 1818; hierauf folgte s. Anwendung durch die Beschlüsse der Congresse zu **Laibach** und **Verona** (s. d.). Verschieden urtheilen über die Dauer dieser Allianz Buchholz in s. „Monatsschr. für Deutschland", Sept. 1825, und Ancillon in s. Schrift: „Über den Geist der Staatsverfassung &c." Vgl. Schmidt-Phiselbeck: „Die Politik nach den Grundsätzen der heil. Allianz", Kopenh. 1822. Ob Frau v. Krüdener zu der Entstehung des heil. Bundes mitgewirkt habe, ist eine müßige Frage. Er ist das Werk Alexanders. In jedem Fall wird er, wenn er auch nicht einen ewigen Frieden herstellt, in der Geschichte der europ. Staatskunst Epoche machen.

Heiliges Grab. Unter diesem Namen ließ Helena, die Mutter des ersten christl. Kaisers, Constantin, im 4. Jahrh. in Jerusalem ein Gebäude aufführen, zu welchem man häufig wallfahrtete. Christliche Ordensbrüder sorgten während der Zeit, als Christen im Besitze Jerusalems waren, für die Erhaltung und Wiederherstellung dieses Gebäudes, welches bei der frühern Eroberung Jerusalems durch die Saracenen gelitten hatte. Nachdem Palästina wieder an die Türken kam, ward den Pilgern der Besuch des heil. Grabes erschwert. Es entstand daher der Wunsch, durch eine Nachahmung desselben an einem andern Orte die Sehnsucht der Pilger zu befriedigen. George **Emerich** (geb. 1422, gest. 1507), nachher Bürgermeister zu Görlitz in der Oberlausitz, einer der wohlhabendsten Männer seiner Zeit, welcher nicht nur 7 Häuser und 13½ Landgüter besaß, sondern auch noch außerdem seinen 12 Kindern 31,200 ungar. Güld. hinterließ, daher ihn Luther scherzweise den görlitzer König nannte, reiste zweimal, begleitet von einigen Künstlern, nach Jerusalem (1465 u. 76), ließ das erste Mal das heilige Grab genau

ausmessen, und, nachdem er vor der Stadt Görlitz einen Platz gefunden zu haben glaubte, welcher mit dem, auf welchem sich das heil. Grab in Jerusalem befand, einige Ähnlichkeit hatte, den zur Anlegung eines solchen Gebäudes entworfenen Riß bei der zweiten Wallfahrt genau berichtigen. Nach erhaltener Erlaubniß des Bischofs von Meißen, Johann V., ward sein Plan durch den Baumeister Blasius Böhrer von 1480—89 ausgeführt. Der dazu gewählte Platz liegt vor dem Nikolaithore. Die Luniz mußte den Bach Kidron, die Hauptkirche zu St.-Petri und Pauli das Richthaus des Pilatus, ein Garten den Calvarienberg und ein nordostwärts liegender Hügel den Ölberg vorstellen. Von der erwähnten Hauptkirche führt ein Weg von 286 Schritten (den Weg vorstellend, auf welchem Jesus selbst sein Kreuz trug) zu einer, an der Luniz erbauten steinernen Capelle. Ein Weg von 647 Schritten (den Weg vorstellend, auf welchem Simon von Cyrene das Kreuz trug) führt durch das Kreuzthor zur Thüre des heil. Grabes. In einer Erhöhung von 37 Schritten stehen 3 Linden, welche die 3 Kreuze vorstellen, an welchen Jesus und die sogenannten Schächer hingen. Von diesen kommt man zur Kirche zum heil. Kreuz, einem aus 2 Stockwerken bestehenden steinernen Gebäude, 16¼ Elle lang, 13¾ Elle breit. Im untern, welches den Versammlungssaal des hohen Raths vorstellt, steht ein Kasten, hindeutend auf den, in welchen Judas die 30 Silberlinge warf. Hinter dem Altar der Capelle sieht man einen Riß, den zerrissenen Vorhang, den zerborstenen Felsen und die gesprengte Grube andeutend. Ein kleines Gewölbe stellt den Ort vor, in welchem Jesus so lange bleiben mußte, bis Alles zu seiner Kreuzigung vorbereitet war. Auf 18 Stufen stieg man in den gepflasterten Saal, in welchem Jesus das letzte Passamahl hielt. Hier findet man nicht nur einen steinernen Tisch, an welchem das Festmahl gehalten ward, mit einer viereckigen Öffnung, in welchem ein Würfel sichtbar ist (hindeutend auf die Vertheilung der Kleider Christi), sondern auch eine steinerne Tafel, die von Pilatus auf Jesus Kreuz angeordnete Inschrift enthaltend. Oben sieht man des Erbauers Bild und ein, demselben später errichtetes Denkmal mit verschiedenen Inschriften. Unten ist die Grablegung Christi abgebildet. Aus dieser, mit einem Thürmchen versehenen Kirche, kommt man zu einem steinernen Behältnisse, den Platz vorstellend, in welchem der Leichnam Jesu gesalbt wurde. Das Gebäude des heil. Grabes selbst ist aus Quadersteinen aufgeführt, 10½ Elle lang, 6⅝ Elle breit und 6⅞ Elle hoch, in welchen sich Andeutungen der Siegel, mit welchen das Grab verschlossen ward, die Specereigefäße ꝛc. befinden. Das Grab selbst ist 3⅜ Elle lang, 3⅛ Elle breit, 6¼ Elle hoch. Nachkommen des Stifters dieses heil. Grabes haben von Zeit zu Zeit die nöthig gewordenen Ausbesserungen besorgt.

Heilkunst ist die Kunst, den kranken Zustand des Menschen zu entfernen. Der Arzt muß zuerst eine genaue Kenntniß von der Gattung der Krankheit erlangen, und dann sich eine Idee bilden, sowol von dem wiederherzustellenden gesunden Zustande, als von der Möglichkeit und den Mitteln, solche Idee bei dem gegenwärtigen kranken Zustande auszuführen. Da diese Idee zuerst gebildet, und dann erst, und zwar nicht durch den Begriff selbst, sondern durch fremden Stoff ausgeführt wird, so tritt eben dadurch die Medicin in die Reihe der Künste, folglich auch der Arzt in die Reihe der Künstler. (Vgl. **Arzneikunde**, **Arzt**, **Medicin**.)

Heilmethode (Curmethode), die Art, einen Curplan auszuführen. Diesen entwirft der Arzt zur methodischen Ausführung des Heilungsprocesses (die in einer gewissen Zeit schneller oder langsamer erfolgenden Veränderungen, welche die zur Bewirkung einer Cur angeordneten Heilmittel in dem kranken Körper hervorbringen). Man theilt die Heilmethoden in allgemeine und specielle, je nachdem sie sich auf einen allgemeinen oder speciellen krankhaften Zustand des Menschen richten. So ist die Methode gegen sthenische und asthenische Krankheiten überhaupt eine ganz allgemeine; insofern wir sie den verschiedenen Krankheitsformen

als Gattungen, z. B. Fiebern, Entzündungen, Ausschlägen anpassen, wird sie generell; speciell aber, wenn wir sie nach einzelnen bestimmten Krankheiten, z. B. dem Scharlach, den Pocken, der Hundswuth, einrichten. Eigentlich verlangt eine jede Krankheit eines jeden Individuums ihre eigne Heilmethode, indem keine Krankheit mit der andern völlig gleich, fast eine jede mit mehren oder wenigern Zeichen andrer Krankheiten verbunden ist, und dies begründet die in der Klinik zu lehrende individuelle Heilmethode. Es zeigt von wahrer Kunst, eine der Krankheit völlig anpassende Heilmethode zu erfinden. Von jeher sind auch bei ähnlichen Krankheiten nach der Verschiedenheit der Ärzte und der Zeiten immer verschiedene Heilmethoden angewendet worden, wobei aber nicht zu übersehen ist, daß häufig ganz verschiedene Heilmethoden zu derselben Veränderung im Körper führen, wenn dies gleich von dem Laien in der Medicin als etwas Unmögliches ausgegeben wird, weil er es nicht einsehen kann. (S. Arzneikunde und Medicin.)

Heim, die Familie, im Sachsen-Meiningischen, aus dem Dorfe Solz, wo seit 1740 Vater, Sohn und dermalen des letztern Bruders Sohn ununterbrochen im Besitz einer keineswegs sehr einträglichen Pfarre blieben. Aus diesem unbekannten Orte gingen vortreffliche Menschen mit hellen Köpfen aus einem Stamm hervor, erstarkten in höchst einfacher, zum Theil origineller Bildungsweise, bei unbedeutenden äußern Mitteln, zu Männern, welche im Beruf wohlthätig wirkten und größtentheils der Wissenschaft wichtige Dienste leisteten.

Heim (Johann Ludwig I.), Vater der vier Folgenden, Pfarrer in Solz, geb. den 29. Febr. 1704 zu Herrmannsfeld, wo sein Vater Pfarrer war, studirte zu Schleusingen und Meiningen, dann zu Leipzig, wo er sich der Theologie, aber auch der Geschichte widmete und in dieser Vorträge zu halten gedachte, als er sich dem Vater substituiren lassen mußte. 1740 ward er Pfarrer zu Solz. Durch strengen Ernst im Beruf und große Freundlichkeit außer demselben erwarb er sich Ehrfurcht, Liebe und pünktlichen Gehorsam bei seinen Pfarrkindern, auf deren Sittlichkeit er wohlthätig einwirkte; er ward überdies der Wohlthäter Vieler durch seine Neigung zur Arzneikunde und durch glückliche Curen, zu deren Behuf er eine Hausapotheke mit selbst bereiteten wohlfeilen Arzneien angelegt hatte. — Die historischen Studien setzte er eifrig fort und gab mehre in die deutsche und besonders hennebergische Geschichte einschlagende Schriften heraus (s. ihr Verzeichniß nebst Nachrichten von seinem Leben in „Nov. Act. hist. eccles. Vinariens.", 1786). — Seine 11 Kinder, von denen sechs Söhne und eine Tochter am Leben blieben, unterrichtete er selbst. Sein Erziehungssystem war einfach, aber ein Verein größter Strenge und Freiheit: jene in der vereinten Wohn-, Studir- und Gesindestube, wo keine Stimme laut werden durfte und fleißig gelesen, geschrieben und übersetzt werden mußte; diese in der Natur, für Jagd, Fisch- und Vogelfang und ökonomische Geschäfte. Das mindeste Vergehen ahndete er mit den härtesten Züchtigungen, woran vielleicht die Reizbarkeit seines kränklichen Körpers Schuld hatte. Dagegen war er beim Unterricht die Sanftmuth und Geduld selbst. Ungeachtet der spärlichen Einkünfte seiner Pfarre ließ er sämmtliche sechs Söhne studiren, ohne je eine Unterstützung nachzusuchen. Seine medicinische Praxis öffnete ihm die besten Hülfsquellen. Gewöhnlich brachte er sie mit dem 16. Jahre ins Lyceum nach Meiningen; von da an hörte die Strenge auf. Der Vater ward Freund und schenkte den Söhnen unbedingtes Vertrauen, fragte nie nach ihrem Betragen und Fortschritten, verlangte nie Rechenschaft über das ihnen gegebene Geld. Sämmtlich bezogen sie als hoffnungsvolle Jünglinge die Akademien. Der Jüngste ward im hohen Alter sein Substitut und Nachfolger im Pfarramte. 1784 feierte Vater Heim sein Amtsjubiläum und starb 1785, 82 J. alt.

Heim (Johann Ludwig II.), herzogl. sächs. koburg-meiningischer Consistorialrath, Vicepräsident, wirkl. Geh.-Rath, geb. zu Solz d. 29. Juni 1741, ver-

dankte seiner Mutter die Elementarkenntnisse, auch die der latein. Sprache, die weitern dem Vater, dem Lyceum zu Meiningen und der Universität Jena, dem eignen Studiren vornehmlich eine ausgebreitete Geschichtskenntniß. Dann ging er mit seinem Bruder Georg nach Göttingen, ward 1774 Instructor des minderjähr. Herzogs Georg von Meiningen, begleitete diesen und den ältern Bruder Karl auf Reisen und nach der Universität Strasburg. Nach der Rückkehr ward er im Consistorium angestellt. Er war ein origineller Kopf und würde sich auf jedem Felde der Wissenschaften, das er mit Ernst cultivirt hätte, ausgezeichnet haben. Er wählte die Mineralogie, zu einer Zeit, wo sie sich zur Wissenschaft zu bilden anfing. In den Streit zwischen Vulkanisten und Neptunisten, besonders in Bezug auf Basaltbildung, neigte er sich auf die Seite der Erstern, nach Überzeugungen der Autopsie, und vertrat anonym in Journalen die Ansichten Voigt's in Ilmenau. Bald aber beschloß er, die Natur selbst zu befragen und wählte dazu das thüringer Waldgebirge. Er untersuchte jedes Thal, jede Abweichung des Gebirgs, beobachtete scharf, beschrieb treu, mit Beiseitesetzung jeder Theorie, was und wie er es fand, und belegte die Beschreibung jeder Gebirgsart mit von ihm selbst oder unter seinen Augen gebrochenen Exemplaren. Diese einzige, vollständige Sammlung enthielt, nach der Folgeordnung der Berge, die verschiedenen Gebirgsableiter eines und desselben Berges, wie sie von der Spitze bis zum Fuße folgten, sodaß man in einigen Schränken den thüringer Wald geologisch nach allen seinen Bestandtheilen und in ihrer Folgeordnung übersah. Er vermachte sie dem Museum zu Jena, wo sie stets als belegende Urkunde zu seiner „Geologischen Beschreibung des thüringer Waldgebirges" (6 Bde., 1796—1812) verglichen werden kann: ein musterhaftes Cabinet in seiner Art, das eine wichtige Lücke in der Wissenschaft ausfüllte. Die Kupfer dazu zeichnete seine Tochter, die einzige Frucht seiner 1784 geschlossenen Ehe. — Ernst, fast abstoßend war sein Äußeres, aber heiter und freundlich sein Inneres, wenn es sich aufschloß. Den Gemeinden Solz und Mehmelt (dem Filial) blieb er Vater, Rathgeber und Helfer. Kirchen und Schulen sind noch Zeugen davon. Er kränkelte während seines ganzen Lebens, ohne daß dadurch sein Geist gebeugt ward, und starb, 79 J. alt, den 19. Jan. 1819.

Heim (Georg Christoph), Adjunct und Pfarrer zu Gumpelstadt im Meiningischen, geb. zu Solz den 30. Mai 1743, wählte sich die Geographie zum Lieblingsstudium. Er folgte seinem Bruder nach Jena und Göttingen, ward Hauslehrer in der Nähe von Detmold in der von Alten'schen Familie, dann bei dem Oberamtmann Brauns, und zuletzt bei dem Freiherrn von Stein zu Nordheim im Grabfelde. 1773 gab ihm das herzogl. Consistorium die Pfarrei zu Gumpelstadt, wo er lebte und starb (d. 2. Mai 1807), indem er, wie sein Vater, mehre Anträge zu weit einträglichern Stellen ausschlug, um das ihm mehr geltende festgewebte Band der Liebe und des Vertrauens zwischen seinen Pfarrkindern nicht zu zerreißen. Sein thätiger Geist zog ihn in den Stunden der Muße zu dem Studium der Natur hin. Der älteste Bruder Ludwig machte ihn auf einer seiner mineralogischen Reisen mit seinen Ideen über Entstehung und Bildung des thüringer Gebirgs und besonders des Amtes Altenstein, wohin Gumpelstadt gehörte, bekannt. Bald wurde er der eifrigste mineralogische Sammler, Beobachter, Ordner und Schriftsteller. 1775 besuchte ihn der aus England zurückgekehrte, jüngere Bruder, Ernst Ludwig, der als Kenner der Botanik seine Wißbegierde auf dieses Studium hinlenkte. So ward er nun zugleich eifriger Pflanzensammler. Durch seinen Freund, den Hofrath André in Stuttgart, damals in Schnepfenthal, wo Anschauung und Studium der Natur als vorzügliches Element der Erziehung und des Unterrichts galt, lernte H. den würdigen Salzmann kennen, für dessen Anstalt er eine der ersten Pflanzen- und Mineraliensammlungen, letztere mit geognostischen Ansichten begleitet, anlegte. Aus diesem unscheinbaren An-

fange gingen eine Menge Cabinette und Herbarien hervor, die nicht nur für ihn eine bedeutende Ertragsquelle, sondern auch ebenso viel Keime zur weitern Förderung der Wissenschaft wurden. So z. B. wurzelte zuerst in diesen Heim'schen Sammlungen Alles, was André später, vornehmlich durch sein „Elementarlehrbuch der Mineralogie" (womit er zuerst die Bahn brach) und durch mehre hundert Sammlungen, wodurch er in der östreich. Monarchie der Wissenschaft viele Freunde erwarb, indem er ihnen zugleich die ersten Grundbegriffe richtig beibrachte, für dieselbe gewirkt hat. Diese Sammlungen von Pflanzen und Mineralien fanden auch dadurch eine ungemeine Verbreitung, daß sie André in s. „Gemeinnützigen Spaziergängen" als Lehrmittel empfahl. H. war einer der Hauptmitarbeiter an der von André 1788 unternommenen „Compendiösen Bibliothek", besonders für das Fach der Mineralogie und Botanik. Wenn er sich in die letztere mit Beckhausen theilte, so blieb ihm doch das Hauptverdienst, durch die „Compend. Bibliothek" die erste vollständigere und genauere deutsche Flora in deutscher Sprache (1799) verbreitet und dadurch dem Studium der Botanik viele Freunde gewonnen zu haben. Durch diese und andere literarische Arbeiten erwarb er sich die Mitgliedschaft der ökonom. und naturforsch. Societäten in Berlin, Regensburg, Leipzig, Waltershausen, Jena und Altenburg. Auch war er von 1803 an für beide Wissenschaften Mitarbeiter an der „Jenaischen allgem. Lit. Zeit." — Seine 6 Kinder, die besten Gehülfen bei seinem Naturalienverkehr, unterrichtete er in allen Hauptgegenständen, besonders im Latein, selbst, ungeachtet sein Amt, die Sammlungen, seine literarischen Arbeiten und ausgebreitete Correspondenz fast alle Zeit in Anspruch nahmen.

Heim (Ernst Ludwig), Dr., k. preuß. Geh.-Rath, ein noch rüstiger Greis zu Berlin, allgemein geschätzt als Mensch, verehrt als tief erfahrner Heilkünstler, geb. d. 22. Juli 1747 zu Solz. In seiner frühsten Jugend gewann er besondere Vorliebe für den ärztlichen Beruf, für welchen ihn auch, wegen seines flüchtigen Wesens, der Vater tüchtiger als zum theologischen erklärte. Der Tod seiner Mutter (1764), den er einer falschen Behandlung zuschrieb, befestigte seinen Entschluß. In demselben Jahre bezog er mit seinem Bruder Anton das Lyceum zu Meiningen und 1766 allein die Universität Halle, trieb unter Junghans mit Vorliebe Botanik und erlangte schon nach drei Jahren eine nicht unbedeutende Praxis. Seine Freundschaft mit dem die Universität besuchenden, einzigen Sohne des berühmten Leibarztes Friedrichs II., Geheimeraths Muzel, entschied die Wendung seines Schicksals. Beide promovirten an Einem Tage und traten dann ihre wissenschaftliche Reise an, deren Kosten Muzel's reicher Vater allein bestritt. In Deutschland, Holland, England, Frankreich wurde Bekanntschaft mit berühmten Männern und Anstalten gemacht. Banks in London schätzte in ihm den Kenner der Kryptogamen und übergab ihm seine reiche Sammlung zum Ordnen, weßhalb Heim nach Oxford zur Quelle ging, weil hier Dillenius's Sammlung aufbewahrt wurde. In Paris ward bei Thouin, Adamson und Aublet nicht nur das botanische Studium, sondern auch die Anatomie im Hôtel Dieu unter Desoult praktisch fleißig fortgesetzt. In Strasburg erstieg er die äußerste Spitze des Münsters und ritt auf dem Querbalken des Kreuzes 475 Fuß hoch über dem Straßenpflaster. In Deutschland fesselten ihn vorzüglich die Botaniker Medicus, Necker, Kölreuter, Gärtner und Schreber. Im Frühjahr 1775 trennten sich beide Freunde. Muzel kehrte nach Berlin, Heim ins Geburtsland zurück. Aber schon im Herbst rief auch ihn die Freundschaft nach Berlin; er setzte seine medicinischen Studien fort, ward 1776 Physikus in Spandau und bald darauf Kreisphysikus im Havellande. Als Arzt erwarb er sich solchen Ruf, daß er selbst in Oranienbaum und Berlin zu Rathe gezogen wurde. Seine Lebendigkeit und frühe Entwöhnung des Schlafs, dem er nie mehr als 5 Stunden widmete, kamen ihm zu Statten; für Botanik blieb

fast keine Minute mehr. Doch ward der Rector Christ. Conrad Sprengel sein Schüler, dem wir das Werk „Über die Befruchtung der Blumen durch Bienen" verdanken. Den berühmten Alexander von Humboldt unterrichtete er als achtjährigen Knaben in der Pflanzenkunde; auch hatte er den größten Einfluß auf des Oberforstmeisters Burgsdorf Leistungen in der Holzzucht. Hedwig verewigte seinen Namen durch das **Hypnum Heimii**. Erst 29 J. alt und noch von zartblühendem jugendlichen Äußern, erwarb er sich das allgemeinste Vertrauen unter Hohen und Niedern; letztere behandelte er auf das menschenfreundlichste und ward so der Wohlthäter vieler Tausende. 1780 zog er nach Berlin, ward Leibarzt bei der Prinzessin Amalie mit dem Charakter eines Hofraths und zeichnete sich als einer der glücklichsten und thätigsten Ärzte Berlins aus. Seine starke Praxis (3—4000 jährlich heilte er unentgeltlich) verstattete nicht, daß er in irgend einem Hauptwerke als Schriftsteller auftrat. Es ist ohnedies fast unbegreiflich, wie er 50, 60, 70, ja bis 80 Krankenbesuche täglich in einer so weitläufigen Stadt bestreiten konnte. Dennoch hat die Heilkunde seinem unverminderten Fleiße, seiner langen Erfahrung und seinem glücklichen Scharfsinne folgende Resultate zu verdanken: 1) die Entkräftung des Vorurtheils, daß das Fleisch des mit der Franzosenkrankheit behafteten Rindviehes schädlich sei; 2) Entzündungen des Gehirns, der Brust und des Unterleibes sind die häufigsten Kinderkrankheiten, wo nur durch Blutentziehung zu helfen; 3) Scharlach, Rötheln und Masern können nur durch den Geruch am zuverlässigsten unterschieden werden; 4) Erkennung der echten oder falschen Pocken an den hinterlassenen Narben, noch viele Jahre nach überstandener Krankheit; 5) leichte und bestimmte Erkennung der Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter; 6) Diagnose und Behandlung der idiopathischen Herzentzündungen und deren Unterscheidung von der Pleuresie und Pneumonie; 7) Heilung der acuten Wasserköpfe durch Begießung mit kaltem Wasser; 8) Heilung der Structuren der Urethra bloß durch Anwendung der Darmsaiten bis zur Dicke gewöhnlicher Bougies; 9) Einführung des Arseniks zum innerlichen Gebrauch zuerst in den berliner Apotheken. — Er war der Erste, der in Berlin die Kuhpocken impfte. Sein Ruf stieg mit jedem Jahre. Er ward nach und nach Leibarzt der Prinzessin und des Prinzen Ferdinand, Arzt der Königin der Niederlande und des Kurfürsten von Hessen, während ihrer Anwesenheit in Berlin, später auch des Prinzen und der Prinzessin Radzivil. 1799 ertheilte ihm der König den Charakter eines Geheimenraths und 1817 den rothen Adlerorden 3. Cl. Darauf gab ihm der König von Schweden den Nordsternorden. 1816 besuchte er die Heimath und erstieg, bei einem Abstecher in die böhmischen Bäder, im 70. Jahre den Milleschauer Berg bei Teplitz. Am 15. April 1822 feierte er sein Doctorjubiläum, wobei „Nachrichten von seinem Leben" erschienen (Berlin 1823, 2. Aufl.). Noch jetzt, im 79. Jahre, genießt er die Freude, drei Töchter glücklich verheirathet und einen Sohn, als praktischen Arzt, in der Nähe zu haben. Religiosität, Seelenheiterkeit, Wärme des Gefühls, bei besonnener Ruhe in kritischen Momenten, Anspruchlosigkeit, Kinder- und Geschwisterliebe, wahrhaft kindlicher Sinn, die uneigennützigste Menschenliebe, vereinigen sich in ihm mit dem treffenden Blick eines vollendeten Arztes.

Heim (Friedrich Timotheus), geb. zu Solz 1751, besuchte Meiningen und Jena, wo er Theologie studirte, und 1771 den Bruder Ernst in Halle, der ihm die ersten Begriffe von Botanik beibrachte. Dann war er Erzieher im Hause des Grafen Degenfeld zu Eybach in Schwaben, bis er 1782 zur Pfarrei nach Effelder im Meiningischen berufen ward. Die Zeit, welche ihm der mit musterhafter Treue ausgefüllte Beruf übrig ließ, widmete er der Erziehung und dem Unterricht der eignen und fremder Kinder, mit Hülfe seiner aus der franz. Schweiz gebürtigen Gattin. Auch darin war er dem Vater ähnlich, daß er gern Kranken bei-

stand; half in leichtern Fällen selbst und wies in schwierigern an einen tüchtigen Arzt, wodurch er viel Gutes stiftete und besonders die Quacksalberei verbannte. Aus Liebe zu seiner Pfarrgemeinde schlug er die vortheilhaftesten Beförderungen aus. Seine Muße widmete er der Baumzucht. Durch ihn ward die ganze Gegend um Effelder in einen großen Obstgarten verwandelt. Ihm vertraute Baron Truchseß zu Bettenburg, dieser zweite Diel in der Kirschenpomologie, bei der großen Schwäche seines Gesichts, seine vielfältigen Bemerkungen mit allen Materialien an, und so erschien sein classisches Werk: „Systemat. Classification und Beschreibung der Kirschensorten, von Christ. Freiherrn Truchseß von Wetzhausen zu Bettenburg, herausgeg. vou Friedr. Timoth. Heim" (Stuttgart 1819). Heim starb den 5. Juli 1821 im 69. Jahre.

Heimfallsrecht, s. **Aubaine** (Droit d').

Heimweh (Nostalgie). Das natürliche Schmerzgefühl bei der Trennung vom Vaterhause und von dem väterlichen Boden, geht bei reizbaren Menschen, die in ein verschiedenes Klima (vorzüglich von Gebirgsgegenden auf ebenes Land) und unter sehr veränderte Umgebungen kommen, und welche dabei nicht in hohem Grade beschäftigt sind, in eine wirkliche Krankheit über, welche man Heimweh nennt. Sie äußert sich durch einen hohen Grad von Traurigkeit, unter welcher bald das ganze Nervensystem leidet. Das Gemüth hat nur für die Idee des Vaterlandes und was an dasselbe erinnert Empfänglichkeit; der Wunsch und die Verzweiflung, dasselbe wiederzusehen, sind die einzigen Empfindungen und Vorstellungen, welche alle andre unterdrücken. Dieser Zustand steigert sich bis zur Melancholie. Dann gesellen sich krampfhafte Zufälle hinzu. Die Respiration wird schwer, unterbrochen und besteht fast nur aus Seufzern. Der Appetit verliert sich. Eine Todtenblässe verbreitet sich über das Gesicht, der Blick wird stier und matt. Das Herz schlägt unregelmäßig und pocht bei der geringsten Bewegung, die Secretionen werden unregelmäßig, nach den edelsten Organen entstehen Congestionen, der Schlaf flieht, oder er besteht höchstens aus Träumen, welche die väterlichen Gegenden hervorzaubern. Bisweilen endet ein plötzlicher Tod diesen Zustand; gewöhnlicher ist es, daß ein schleichendes hektisch-nervöses Fieber entsteht, das den Kranken dem Grabe zuführt, wenn es nicht möglich ist, die Krankheit zu beseitigen. Dies geschieht freilich am Besten dadurch, daß der Kranke in seine Heimath zurückgeht. Schon die Gewißheit, daß dies geschehen werde, hat Viele geheilt. Wo dies aber nicht möglich ist, da muß der Arzt mehr durch freundliche und wohl überlegte Zusprache den Kranken auf andre Gedanken zu bringen suchen, als daß er ihn mit vielen Arzneimitteln bestürmt. Noch gefährlicher wird das Heimweh, wenn es sich zu andern Krankheiten gesellt.

Hein (Peter Petersen), von unbekannter Abkunft, schwang sich durch Tapferkeit zur Würde eines holländischen Großadmirals empor. 1577 geb., stieg er nach und nach bis zum Viceadmiral der ostindischen Flotte, und übernahm 3 Jahre nachher den Oberbefehl. Er schlug die Spanier 1626 an den Küsten von Brasilien, nahm mehre Schiffe und führte eine reiche Beute nach Holland. Das Jahr darauf nahm er die span. Silberflotte, deren Werth auf 12 Mill. betrug, die kostbaren Waaren, welche sie führte, ungerechnet. Zur Belohnung ward er 1629 zum Großadmiral ernannt; einige Zeit darauf fand er in einem Gefecht mit zwei von Dünkirchen ausgelaufenen Schiffen den Tod.

Heineccius (Johann Gottlieb), ein humanistischer Jurist, geb. 1680 zu Eisenberg im Altenburgischen, studirte anfangs zu Goslar und Leipzig Theologie, dann in Halle die Rechte, wurde daselbst 1713 Prof. der Philosophie und 1721 der Rechte, ging 1724 in dieser Eigenschaft nach Franeker und 1727 nach Frankfurt a. d. O., von da aber 1733 nochmals als Geh.-Rath und Prof. der Rechte und Philosophie nach Halle, wo er 1741 starb. Er besaß eine tiefe Einsicht in alle

Theile der Rechtswissenschaft, vornehmlich aber in die römischen und deutschen Rechte, zu denen er sich durch ein ernsthaftes Studium der Philosophie vorbereitet hatte, und womit er eine nicht gemeine Kenntniß der alten Sprachen und der Alterthümer und Völkergeschichte verband. Vorzüglich brauchbar sind noch immer s. „**Syntagma antiquitatum romanarum jurispr. illustr.**", s. „**Hist. jur. civ. rom.**", s. „**Dictionarium jurid.**", s. „**Fundamenta stili cultioris**" u. a. Schriften. Ein class. Ansehen behaupteten ehemals und zum Theil noch jetzt s. zahlreichen jurist. Lehrbücher, die sich u. A. durch logische Ordnung und reine Latinität auszeichnen. — S. Sohn, Johann Christian Gottlieb, der Herausgeber mehrer Schriften s. Vaters und einiger andern Rechtslehrer, geb. 1718 zu Halle, war lange als Prof. der Ritterakademie zu Liegnitz angestellt, legte einige Jahre vor s. Tode die Professur nieder und starb zu Sagan 1791.

Heinecke (Samuel), Director der Taubstummenanstalt zu Leipzig, dem der Ruhm gebührt, im nördlichen Deutschland zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Taubstummen rege gemacht zu haben und für ihren Unterricht thätig gewesen zu sein, war zu Nautschitz bei Weißenfels 1725 geboren. Nachdem er bei seinen Ältern bis in sein 24. Jahr den Landbau getrieben hatte, kam er unter die kurfürstl. Leibgarde nach Dresden, wo er sich einige wissenschaftliche Kenntnisse erwarb, die er nachher, als er 1757 den Soldatenstand verließ, auf der Universität Jena erweiterte. Hierauf war er 10 Jahre lang Hofmeister im gräflich Schimmelmann'schen Hause zu Hamburg und erhielt sodann die Cantorstelle in Eppendorf. Er hatte schon vorher über den Unterricht der Taubstummen nachgedacht, und da er in Eppendorf gerade einen solchen fand, so gab ihm dies Gelegenheit, eine bessere Methode, als man bisher angewandt hatte, in Ausübung zu bringen. Der Ruf davon verbreitete sich, man schickte ihm aus verschiedenen Gegenden dergleichen Unglückliche zu, und 1778 erhielt er von dem Kurfürsten von Sachsen den Ruf, eine Taubstummenanstalt in Leipzig zu errichten, der er bis an seinen Tod, 1790, vorstand. Er schien s. Zöglinge mit zu viel Härte zu behandeln, wie denn überhaupt sein Betragen das Gepräge seiner frühern Schicksale und einer erst spät erhaltenen literarischen Bildung an sich trug. Zugleich hat er sich als einen rüstigen Schriftsteller gezeigt.

Heinitz (Anton Friedrich, Freiherr von), k. preuß. Staatsminister, geb. 1724, starb 1802 in einem Alter von 77 J. Er erhielt seine erste Bildung in Dresden, dann in der Pforte, studirte den Bergbau in Freiberg, und erhielt eine Anstellung im Braunschweigischen. 1763 ward er nach Dresden berufen, wo er den Plan zu einer in Freiberg zu errichtenden Bergbauakademie eingereicht hatte, der durch ihn auch ausgeführt wurde, und dessen nützliche Folgen sich über alle cultivirte Länder ausgebreitet haben. Seine geschwächte Gesundheit bewog ihn, 1774 seine Ämter niederzulegen, um sich bloß den Wissenschaften zu widmen. Er unternahm 1776—77 eine Reise nach Frankreich und England. Eine Frucht dieser Reise war s. trefflicher „**Essai d'économie politique**". Nach der Zurückkunft rief ihn Friedrich der Große als Staatsminister und Chef des Bergwerks- und Hüttendepartements in seine Dienste. H. entsprach ganz den Erwartungen des großen Königs und erwarb sich um das Berg- und Hüttenwesen, besonders im Schlesischen, die ausgezeichnetsten Verdienste, welche auch von Friedrich Wilhelm II. erkannt wurden. Dieser übertrug ihm die Curatel über die Akademie der Künste; auch ward er 1787 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt, wie er es von einer großen Anzahl gelehrter Gesellschaften in und außer Deutschland, ja selbst von der physikalischen Gesellschaft in Philadelphia war.

Heinrich I., der Finkler oder Vogelfänger — ein Beiname, den er, nach dem Zeugnisse späterer Schriftsteller, von dem Umstande erhielt, daß die Gesandten der deutschen Fürsten, die ihm seine Wahl zum König ankündigten, ihn beim Vo-

gelherd antrafen, — war geboren 876 und der Sohn Otto des Erlauchten, Herzogs von Sachsen, der die ihm (912) angetragene königl. Würde abgelehnt hatte. Heinrich wurde nach dem Tode seines Vaters Herzog von Sachsen und Thüringen. König Konrad I. wollte ihm einen Theil der Länder entziehen, über die sein Vater regiert hatte, aber der Krieg, in den er dadurch mit Heinrich gerieth, fiel unglücklich für ihn aus, und Heinrich blieb im Besitz der beiden Herzogthümer. Konrad empfahl vor seinem Tode den deutschen Fürsten, Heinrich als den Würdigsten zur deutschen Krone, und als Denjenigen, der am besten im Stande wäre, Ordnung in Deutschland herzustellen, und so wurde Heinrich (919) zu Fritzlar gewählt. Eine glückliche Wahl! denn Heinrichs Regierung wurde für Deutschland wohlthätig. Er hatte Unruhen im Innern und Feinde von außen zu bekämpfen; durch sein Ansehen, kluge Einrichtungen und Tapferkeit bewirkte er Beides. Die Herzoge von Schwaben und Baiern wurden bald genöthigt, sich zu unterwerfen. Das vorhin durch die Westfranken von Deutschland abgerissene Lothringen vereinigte Heinrich (923) wieder mit dem deutschen Reiche, und ließ es durch einen Herzog regieren. Während der Unruhen in Deutschland hatten die Ungarn, ohne großen Widerstand zu finden, öfters verwüstende Einfälle gemacht und einen jährlichen Tribut erzwungen. Ein Heerführer der Ungarn war gefangen worden; Heinrich ließ ihn ohne Lösegeld frei und bewirkte dadurch (924) einen 9jährigen Stillstand mit diesen Barbaren, ohne Tribut zu zahlen. In dieser Zeit verbesserte er die Kriegskunst der Deutschen, übte die Truppen fleißig in den Waffen, und gab besonders der Reiterei, die, geharnischt und schwerfällig, gegen die den leichten ungarischen Reitern eigenthümliche Art zu fechten bisher nichts hatte ausrichten können, eine andre Einrichtung. Eine der vorzüglichsten Anstalten im nördlichen Deutschland, die Heinrich zur Beschützung des Reichs machte, war, daß er die bereits vorhandenen Städte — größtentheils nur ein Haufen Hütten von Holz und Lehm, mit einem Erdwall und Graben umgeben — besser befestigen ließ, und offene Örter mit Mauern einschloß. In diese Städte mußte der neunte Mann von den auf dem Lande wohnenden Edelleuten und Freigeborenen ziehen, daselbst für die außerhalb der Städte Bleibenden, auf den Fall eines feindlichen Angriffs, Wohnungen bereit halten, und die vom Lande dahin gebrachten Vorräthe an Lebensmitteln aufbewahren. Alle Volksversammlungen, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathschlagen, verlegte er in die Städte. Durch diese Einrichtung bildete sich nach und nach ein dritter Stand, dem Deutschland, ebensowie andre Länder, hauptsächlich seine Bildung verdankt, denn in den Städten entstanden Handwerke, Fabriken, Manufacturen und Handel. Während Heinrich die innere Verfassung Deutschlands förderte, schaffte er auch auf andern Seiten den Grenzen Sicherheit. Um die Einfälle der Normänner oder Dänen zu verhindern, bekriegte er sie in ihrem eignen Lande, erweiterte dadurch die Grenzen Deutschlands über die Eider bis Schleswig, stiftete da eine sächsische Pflanzstadt und setzte einen Markgrafen ein (931). Verschiedene slawische und wendische Völkerstämme in der Mark und in Meißen (Daleminzier, die bisherigen Bundesgenossen der Ungarn), sowie die Böhmen, zwang er, sich ihm zu unterwerfen, und legte die Markgrafschaften Meißen (927) und Nordsachsen, nachmals Brandenburg (931) an. Als der 9jährige Waffenstillstand mit den Ungarn zu Ende ging, verweigerte er den von ihnen verlangten Tribut. Da drangen sie mit zwei Heeren durch Thüringen und Sachsen ein, wurden aber von Heinrich bei Merseburg, welches sie belagerten (933 und 934), gänzlich geschlagen. Mit Verlust aller Beute und Gefangenen mußten sie fliehen. Dieser Sieg war die Frucht des durch Heinrich verbesserten Kriegswesens und des Ansehens, das er sich bei den Deutschen, die ihn nun willig unterstützten, erworben hatte. Die Ungarn wagten lange Zeit hindurch nicht, ihre Einfälle in Deutschland zu wiederholen. Nach diesen glücklich beendigten Kriegen

wollte Heinrich einen Zug nach Italien unternehmen, um sich in Rom als Kaiser krönen zu lassen. Allein er starb, etwas über 60 Jahre alt, nach einer 16jähr. glücklichen und ruhmvollen Regierung, 936 zu Memleben, und wurde zu Quedlinburg in dem von ihm errichteten Stifte feierlich begraben. Er war ein an Geist und Körper vorzüglicher Regent. Sein natürlicher heller Verstand ersetzte den gänzlichen Mangel an wissenschaftlicher Bildung. Die Vorwürfe, die ihm gemacht werden, betreffen seine Prachtliebe und die Fehler des Temperaments. Was er begonnen hatte, setzte sein Sohn und Nachfolger, Otto I., rühmlich fort. Gh.

Heinrich III., Sohn des Kaisers Konrad II., aus dem Hause der salischen Franken, geb. 1017 zu Osterbeck in Geldern, folgte, da er schon früher (1027) zum Könige gewählt worden war, seinem Vater (1039) in der Kaiserwürde. Ihm hatte die Natur die Talente, und die Erziehung den Charakter zu einem Alles fest zusammenhaltenden Regenten gegeben. Die Kirche in allen ihren Theilen mußte ihre Abhängigkeit von ihm erkennen. Auf s. ersten Zuge über die Alpen (1046) setzte er 3 Päpste ab und einen neuen ein (Clemens II.), und gründete seine Mitwirkung zu der Wahl des römischen Bischofs so fest, daß, so lange er lebte, die Römer ihren Bischofsstuhl nur nach seinem Willen besetzten. Die übrige Geistlichkeit stand immer unter seiner strengen, aber auch gerechten Oberaufsicht. In allen Theilen seines deutschen, italienischen und burgundischen Reichs durfte ohne Rücksprache mit ihm kein geistliches Amt von Bedeutung vergeben, oder über Kirchengut eigenmächtig geschaltet werden. Den weltlichen Herrenstand hielt er nicht bloß männlich in Abhängigkeit, sondern förmlich unterjocht. Die Herzogthümer und Grafschaften besetzte er und ließ sie unbesetzt, wie es ihm beliebte; nach und nach sollten die Deutschen von der Vorstellung entwöhnt werden, daß Herzoge zur Regierung Deutschlands nöthig wären, damit sich endlich ohne Anstoß das ganze Reich in eine von dem Könige allein abhängige Monarchie verwandeln ließe. Heinrich regierte durchaus willkürlich, bewies aber in Allem, was er unternahm, einen festen und standhaften Muth. Alle Stände wurden zuletzt über ihn mißvergnügt; doch gaben ihm die Geistlichen, wegen seiner fast abergläubischen Frömmigkeit, die vielleicht nur Scheinheiligkeit war, Beifall, und den Beinamen des Frommen. Heinrich starb 1056 zu Bothfeld, nachdem er 3 Jahre vorher seinen Sohn zum Nachfolger hatte wählen lassen. Dieser Sohn war

Heinrich IV., geb. 1050, beim Ableben s. Vaters ein Kind von 5 Jahren. Er stand zuerst unter der Vormundschaft s. Mutter Agnes, der er aber bald durch die List des Erzbischofs Hanno von Köln, welcher den jungen Prinzen bei einer Lustfahrt auf dem Rheine nach Köln entführte, entzogen wurde. Hanno bemächtigte sich nun, in Verbindung mit den Erzbischöfen von Mainz und Bremen, der Reichsverwaltung. Heinrich übernahm im 15. Jahre, auf dem Reichstage zu Goslar, selbst die Regierungsgeschäfte; aber der Einfluß, den Adalbert, Erzbischof von Bremen, auf ihn hatte, und die schädlichen Grundsätze, die er ihm beibrachte, erregten bald ein großes Mißvergnügen. Dieses wurde besonders in Sachsen sehr laut, wo Heinrich viele Gewaltthätigkeiten verübte, verschiedene von seinen Vorgängern ertheilte Freiheiten einzog, und, um die Sachsen zu bändigen, auf allen Hügeln und Bergen Schlösser erbaute, deren Besatzungen das Land plagten. Die Sachsen verbanden sich mit den Thüringern, die auf gleiche Art gedrückt wurden, und da ihre ernstlichen Vorstellungen mit Härte und Verachtung zurückgewiesen wurden, griffen sie (1073) zu den Waffen, verjagten Heinrich aus Sachsen, zerstörten eine Menge der von ihm erbauten Schlösser, und nöthigten ihn (1073) zu einem Vergleich, worin die Zerstörung der übrigen Schlösser, selbst der Harzburg, festgesetzt wurde, doch sollten die bei der letztern befindlichen Gebäude und die Kirche stehen bleiben. Als aber auch diese von einem gemeinen Haufen zerstört worden war, verklagte Heinrich sehr unweise die Sachsen als Kirchenschänder bei dem Pap-

ste, und gab dadurch diesem Gelegenheit, sich in der Sache zum Richter aufzuwerfen. Die Sachsen erboten sich zwar deßwegen zu jeder Genugthuung; aber Heinrich überzog sie unvermuthet mit einem mächtigen Kriegsheere, und griff sie (1075) an der Unstrut bei Langensalza an, wo sie eine große Niederlage erlitten. Heinrich nahm alle ihre Fürsten und Großen gefangen, schickte sie in andre Länder und behandelte das Volk als ein erzürnter Sieger. Die so sehr gedrückten Sachsen stellten nun bei dem Papste auf die bei demselben von Heinrich wider sie angebrachte Klage eine Gegenklage an. Auf den päpstlichen Stuhl war erst vor einigen Jahren, ohne Genehmigung des kaiserl. Hofes, die später durch List erhalten wurde, Gregor VII. (Hildebrand) erhoben worden, ein herrschsüchtiger Mann, bis zur Verwegenheit kühn und jedem Widerstande trotzend, der gleich anfangs den Entschluß gefaßt hatte, die Kirche über die Macht der weltlichen Herren zu stellen. Mit Freuden benutzte daher Gregor diese Gelegenheit, seine Macht zu vergrößern, und foderte (1076) Heinrich, bei Strafe des Bannes, vor seinen Richterstuhl zur Verantwortung wegen der Anklage der Sachsen. Heinrich achtete so wenig auf diese Drohung, daß er die auf seinen Befehl zu Worms versammelten Bischöfe bewog, dem Papste den Gehorsam aufzukündigen. Aber Gregor sprach den Bann wider Heinrich aus, und alle seine Unterthanen des ihm geleisteten Eides frei. Dies wirkte, bei dem großen Mißvergnügen, das Heinrich gegen sich erregt hatte, so stark, daß er sich bald verlassen und in Gefahr sah, Alles zu verlieren. In dieser Verlegenheit mußte er sich entschließen, nach Italien zu gehen, um von dem päpstlichen Banne losgesprochen zu werden. Zu Canossa, im Modenesischen, unweit Reggio, einem festen Schlosse der Markgräfin von Toscana, Mathilde, der Freundin Gregors VII., traf er diesen, der sich zu seiner eignen Sicherheit dahin begeben hatte. Drei Tage nach einander erschien Heinrich im Bußgewande im Schloßhofe zu Canossa, ehe er Gehör beim Papste erhalten konnte. Nur unter den härtesten Bedingungen, sich, wenn es der Papst verlangte, zu stellen, der Regierung bis dahin sich zu enthalten, dem Papste in Allem gehorsam zu sein u. dgl., wurde Heinrich von dem Banne losgesprochen. Dieses übermüthige Benutzen erlangter Vortheile brachte eine entgegengesetzte Wirkung hervor. Die italienischen Großen, längst schon mit Gregor unzufrieden und dessen Absetzung wünschend, sammelten sich um Heinrich, der jene harten Bedingungen zu erfüllen nicht gesonnen war, und boten ihm ihren Beistand an. Die deutschen Fürsten hatten unterdessen, auf Veranlassung des Papstes, zu Forchheim (1077) den Herzog Rudolf von Schwaben zum Könige gewählt. Heinrich eilte nach Deutschland zurück, und war so glücklich, seinen Gegner Rudolf zu besiegen, der in der Schlacht (1080) das Leben verlor. Heinrichs nachher. Gegner, Hermann v. Luxemburg, und Eckbert, Markgraf von Thüringen, konnten noch weniger gegen ihn ausrichten. Gregor ging unterdessen in seinen Anmaßungen immer weiter, entzog den deutschen Königen das Recht der Investitur der Bischöfe (Belehnung mit Stab und Ring) und belegte Heinrich aufs neue mit dem Kirchenbanne, ward aber auch auf dem Concilium zu Brixen (1080) von den deutschen und italienischen Bischöfen als Ketzer und Zauberer abgesetzt. Heinrich ging (1081) mit einem Heere nach Italien, um Rache an Gregor, der sich in der Engelsburg einschloß, zu nehmen, und ließ sich von dem von ihm eingesetzten Papst, Clemens III., zu Rom krönen. Gregor fand Zuflucht bei den Normännern in Calabrien, und starb (1085) zu Salerno. Das Mißvergnügen in Deutschland gegen Heinrich hatte noch nicht aufgehört; sein ältester Sohn, Konrad, trat wider ihn auf, konnte sich aber nicht lange behaupten und starb, von seinen Anhängern verlassen, (1101) zu Florenz. Heinrich bewirkte es, daß die deutschen Fürsten (1097) seinen zweiten Sohn, Heinrich, zu seinem Nachfolger wählten und krönten. Aber dieser achtete den geleisteten Eid, bei Lebzeiten des Vaters sich nicht in Regierungssachen zu mischen, nicht, sondern ließ sich zur Untreue gegen seinen Vater verleiten. Mit List bemäch-

tigte er sich erst der Person des Vaters (1105), und zwang ihn nachher zu Ingelheim, die Regierung niederzulegen. Heinrich IV. versuchte zwar noch einmal, auf dem großen Schauplatz aufzutreten; aber von Allen verlassen, endigte er sein Leben und Leiden (1106) zu Lüttich in größter Dürftigkeit, und wurde, weil er im Banne gestorben war, erst 5 Jahre nachher zu Speier ordentlich begraben. Heinrich hatte von Natur gute Anlagen, Klugheit und Muth, aber durch seine fehlerhafte Erziehung war er zu seinem eignen Unglücke höchst unbeugsam geworden. Er war ein guter Krieger und hatte in 62 Feldschlachten gesiegt. Hätte er nicht selbst sich so viel Unglück bereitet und einen weniger furchtbaren Gegner als Gregor VII. gehabt, so würde er gewiß die Verfassung Deutschlands ganz umgeändert haben. Sein Sohn und Nachfolger

Heinrich V., Kaiser der Deutschen, geb. 1081, machte sich auf eine traurige Art durch seinen Abfall von der Sache seines Vaters und durch sein unnatürliches Benehmen gegen denselben bekannt. Auf Paschalis's II. Betrieb wurde Heinrich (1106) in Mainz noch bei Lebzeiten seines Vaters zum König von Deutschland erwählt. Doch brachte dieses Verfahren des römischen Stuhls weder dem Papste, noch seinem Schützlinge, noch dem in wilder Anarchie zerrissenen Deutschland, das mithalf, die Schmach seiner Kaiser zu bereiten, Gewinn; denn kaum hatte Heinrich V. den Thron bestiegen, so erklärte er sich gegen die Anmaßungen des römischen Hofes, und der unglückliche Investiturstreit zerrüttete aufs neue das Reich. Ein von ihm gegen die Ungarn und Polen unternommener Krieg war nicht minder unglücklich. 1111 heirathete er die Tochter König Heinrichs I. von England, Mathilde, und die reiche Aussteuer dieser Prinzessin gab ihm die Mittel, einen Zug über die Alpen zu unternehmen, um sich in Rom vom Papste die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen. Da Paschalis dies jedoch nur unter der Bedingung der förmlichen Zugestehung der bereits von Gregor VII. in Anspruch genommenen Rechte thun wollte, und die Bischöfe fortfuhren, den Streit zu nähren, so beschloß Heinrich, die Sache durch einen Gewaltstreich zu endigen, und ließ den Papst während der Messe vom Altare weg festnehmen, in den Straßen Roms aber Alle, die sich ihm und seinen Truppen widersetzten, niederhauen. Nach zweimonatlicher Gefangenschaft gab Paschalis endlich nach; Heinrich wurde ohne weitere Bedingung zum römischen Kaiser deutscher Nation gekrönt, und empfing knieend von dem stolzen Oberhirten die Erlaubniß, die Gebeine seines unglücklichen, von ihm verrathenen Vaters in geweihte Erde zur Ruhe bringen zu dürfen. Unruhen in Deutschland riefen Heinrich bald wieder aus Italien zurück; während er aber im Vaterlande, in Verbindung mit dem Herzoge von Schwaben, gegen Lothar, Herzog von Sachsen, kämpfte, regte der römische Bischof die Empörung in Italien und unter den deutschen Reichsfürsten von neuem gegen ihn an, indem er den früher mit dem Kaiser eingegangenen Frieden für erzwungen erklärte. Zwei Jahre dauerte dieser Streit, der besonders durch den Erzbischof von Mainz und den Bischof von Würzburg unterhalten wurde und Deutschland aufs furchtbarste verwüstete, dann zog Heinrich zum zweiten Male nach Italien und zwang Paschalis nach Apulien zu entfliehen. Nach dessen bald darauf erfolgtem Tode wählten die Cardinäle Gelasius II.; Heinrich, hiemit unzufrieden, ließ den Erzbischof von Braga, Bourdin, unter dem Namen Gregor VIII. wählen. Gelasius ging nach Wien, woselbst er ein Concilium versammelte und Heinrich in den Bann that. Dasselbe that auch Gelasius's Nachfolger, Calixtus II., auf dem Concil von Rheims. Hiedurch und durch die steten Empörungen der Großen des Reichs wurde Heinrich endlich gezwungen, nachzugeben. Er unterzeichnete 1122 das wormser Concordat, in welchem er auf die Investitur mit Ring und Stab Verzicht leistete und allen Kirchen eine freie Wahl ihrer Prälaten gestattete; doch sollten die Wahlen der Bischöfe und Äbte des deutschen Reichs in Gegenwart des Kaisers geschehen, und der Gewählte wegen der Güter und Re-

galien die Belehnung vom Kaiser durch das Scepter empfangen. Um die stets unruhigen Vasallen auswärts zu beschäftigen, suchte Heinrich einen Vorwand zum Kriege mit Frankreich. Allein ehe dieser ausbrach, raffte ihn eine Seuche 1125 (den 22. Mai) zu Utrecht weg. H. war ein schlechter Sohn, ein Regent ohne Kraft, ohne Treue, Glauben und Religion. Unter ihm befestigten sich die Vasallen und Lehnsträger der Krone zu unabhängigen Fürsten, und Deutschlands politische und nationale Theilung wurde somit durch ihn gleichsam für alle Folgezeit sanctionirt. Er war der letzte Herrscher aus dem fränkischen Kaiserstamme, dem bald darauf das schwäbische Haus folgte.

Heinrich VII., Kaiser der Deutschen, ein Sohn des Herzogs von Luxemburg, wurde nach dem Tode Albrechts I. und nach einer Zwischenregierung von 7 Monaten, den 29. Nov. 1308 zum Kaiser erwählt. Bemerkenswerth ist, daß er der erste deutsche Kaiser war, welcher allein durch das Collegium der Wahlfürsten (Kurfürsten), ohne Zutritt der andern Reichsstände, gewählt wurde. Mit ihm zugleich wurde Karl von Valois in Vorschlag gebracht; doch erhielt Heinrich den Vorzug, besonders durch Betrieb Clemens V., der, obschon Franzose von Geburt, sich doch im geheim zu Gunsten des lothringischen Fürsten erklärte. Eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Kaisers war, die Mörder Albrechts I. zu verfolgen. Johann von Schwaben erlag der Reichsacht, Rudolf von Warth, Tegernfeld und die Andern (s. Albrecht I.) wurden grausam hingerichtet. Durch die Vermählung seines Sohnes Johann mit der Erbin von Böhmen sicherte Heinrich seinem Stamme dies bedeutende Königreich zum Nachtheile Herzog Heinrichs von Kärnthen, der das nächste Recht dazu hatte. Hierauf zog er nach Italien und zwang die Mailänder, ihm die eiserne Krone der Lombardei aufs Haupt zu setzen.*) Die hierauf in Oberitalien ausgebrochene Revolution unterdrückte Heinrich durch die Gewalt der Waffen, nahm Cremona, Lodi und Brescia mit Sturm, ließ seinen Kanzler Turiani, welcher insgeheim Rädelsführer dieses Aufstandes war, verbrennen, und zog nun nach Rom, welches Robert, König von Neapel, besetzt hielt, der ihm den Einzug weigerte. Nachdem er die Hauptstadt der Christenheit belagert und endlich mit Gewalt eingedrungen war, ward er zu Johann vom Lateran von zwei Cardinälen zum römischen Kaiser gekrönt, während noch auf den Gassen und in einzelnen Quartieren der Stadt gemordet und geplündert wurde. Hierauf wandte er sich gegen Florenz, verhing die Acht über Robert von Neapel, und bedrohte die Einwohner von Florenz und Lucca mit dem Tode, wenn sie sich ihm nicht sogleich unterwürfen. Doch wehrten sich diese standhaft, und als Heinrich nun gegen Neapel zog, da überraschte ihn plötzlich der Tod zu Buonconvento im 51. J. seines Alters, am 24. Aug. 1313. Nach einer Sage vergiftete ein Dominicaner aus dem Kloster Montepulciano den gefürchteten Herrscher beim Genusse des Weins im Abendmahle. Clemens V. belegte sogleich des Hingeschiedenen Leiche mit dem Bann und hob die gegen Robert von Neapel verhangene Acht auf. Nachdem das Reich 14 Monate ohne Oberhaupt geblieben war, wurde Ludwig der Baier zum Kaiser erwählt. König Johann von Böhmen, Heinrichs Sohn, sprach aber 30 Jahre nach s. Vaters Tode, durch eine förmliche Urkunde die Dominicaner von dem Verbrechen frei, seinen Vater vergiftet zu haben: eine Sache, die sich damals wol nicht mehr mit Gewißheit ausmitteln ließ.

Heinrich III., König von Frankreich, der dritte Sohn K. Heinrichs II. und der Katharina von Medicis, wurde 1551 zu Fontainebleau geboren. Durch den Tod seines ältern Bruders, Karl IX., kam Heinrich 1574 zur Regierung und wurde den 12. Febr. 1575 zu Rheims gekrönt. Als Herzog von Anjou (wel-

*) Da die Partei der Guelfen die alte Krone der lombardischen Könige bei Seite geschafft hatte, so ließ Heinrich eine neue von Stahl machen, mit welcher ihn der Erzbischof von Mailand in der Kathedrale dieser Stadt krönen mußte.

chen Titel H. früher führte) focht er mit Glück gegen die Hugenotten, und die Siege von Jarnac und Montcontour erwarben ihm so vielen Ruf, daß ihn die Polen 1573 zu ihrem Könige erwählten. Als seines Bruders Tod ihn auf den Thron von Frankreich rief, wollten ihn die Polen nicht fortlassen, und Heinrich mußte heimlich einem Lande entfliehen, wo man ihn gern hatte, um das Scepter eines andern zu nehmen, in welchem ein großer Theil der Einwohner ihn haßte. In Wien und Venedig, wohin Heinrich auf seiner Reise nach Frankreich kam, rieth man ihm, die streitenden Parteien der Katholiken und Hugenotten mit Milde zu versöhnen und so seinem Lande die fernern Gräuel eines Bürgerkrieges zu ersparen. Leider folgte der schwache und wollüstige Fürst diesen vernünftigen Rathschlägen nicht, sondern gab sich den Intriguen seiner Mutter, Katharina v. Medici, hin; dadurch ward Frankreich aufs neue der Tummelplatz der wildesten Anarchie. In seinem Palast eingeschlossen, zeigte der Sieger von Jarnac und Montcontour nur das traurige Schauspiel eines elenden, alle seine Pflichten vergessenden Fürsten, und während rund um ihn her die Parteien wütheten, beschäftigte er sich bloß damit, Frauen zu verführen und elende Intriguen anzuspinnen. Seine Vermählung mit der Tochter des Grafen Vaudemont, aus dem Hause Lothringen, gab neue Veranlassung zu Händeln, weil dadurch die allgemein gehaßten Guisen größern Einfluß bei Hofe erhielten. Von nun an begannen die Bürgerkriege, in welchen sich Heinrich von Navarra (nachheriger König Heinrich IV.) so ruhmvoll auszeichnete. (Vergl. Heinrich IV., Heinrich von Guise, Condé und Ligue.) Schwach und ein Spiel der Ränke seiner Hofleute, seiner Mutter und seiner Maitressen, that Heinrich bei allen nun folgenden Ereignissen nichts; indem so das Ansehen dieses Königs immer mehr in den Augen des Volks und selbst seiner Anhänger sank, ward die Verwirrung immer größer. Gegen seinen ausdrücklichen Befehl kam der Herzog von Guise mit Truppen nach der Hauptstadt, und als Heinrich einen ohnmächtigen Versuch machte, sich dieser Anmaßung zu widersetzen und die empörte Bewohnerschaft der Stadt zur Ruhe zu verweisen, da wurden seine Truppen von dem Volke verjagt (den 12. Mai 1588, in der Geschichte Frankreichs **la journée des barricades** genannt) und er selbst gezwungen, nach Chartres zu entfliehen. Zu schwach und zu feige, um seinen Feinden auf offenem Wege zu widerstehen, nahm Heinrich seine Zuflucht zu Hinterlist und Mord. Auf dem Reichstage zu Blois (im Oct. 1588), woselbst er sich zum Schein mit den Guisen versöhnte und mit dem Herzog gemeinschaftlich das Abendmahl genoß, befahl er deren Ermordung; Herzog Heinrich von Guise fiel am 23. Dec. auf dem Wege zu dem königl. Zimmer; dessen Bruder, der Cardinal, ward am folgenden Tage im Gefängnisse umgebracht. Dieser Mord entschied Heinrichs Fall. Paris und mehre der vornehmsten Städte des Reichs erklärten sich förmlich gegen ihn. Nun sah Heinrich III. keinen Ausweg, als sich mit Heinrich von Navarra zu verbinden. Beide Fürsten belagerten gemeinschaftlich die von dem Herzog von Mayenne (Bruder Heinrichs v. Guise und nunmehriges Haupt der Ligue) vertheidigte Hauptstadt. Hier hatten 71 Doctoren der Sorbonne den Krieg gegen Heinrich von Valois — so nannte man den König — für rechtmäßig erklärt. Der Papst versprach den Schutz der Kirche und in Paris predigte man öffentlich den Tyrannenmord. Darauf ward Heinrich III. am 1. Aug. 1589 im Lager zu St.-Cloud von einem Dominicaner, Namens Jakob Clement, einem wüthenden Fanatiker, mit einem Messer in den Leib verwundet und starb den Tag darauf im 16. J. s. Regierung u. im 39. s. Alters. Seine Mutter war schon im Jan. dess. J. gestorben. Dem letzten Valois folgte der Erste der Bourbons, Heinrich IV. Dieser Fürst stellte nach 30 J. blutiger Religions- u. Bürgerkriege die Ruhe wieder her; allein jenes System der Lüge, der Ränke und des sittlichen Verderbens, welches durch die Verwaltung der Katharina von Medici und ihrer 3 Söhne, Franz II., Karl IX. und Heinrich III., am franz. Hofe

aufgekommen war, brachte noch später viele Übel und Unfälle über das Land. S. Davila's „Istoria delle guerre civili di Francia, 1559—1598" (Paris 1644, 4.; franz. Paris 1757, 3 Bde., 4.) und Ch. Lacretelle's „Hist. de France pendant les guerres de religion" (Paris 1814 fg., 5 Bde.).

Heinrich IV., Sohn Antons von Bourbon, Herzogs von Vendome, und der Johanne d'Albert, Tochter Heinrichs, Königs von Navarra, wurde 1553 zu Pau im Bearn (Depart. der Niederpyrenäen) geboren. Nach dem Willen seines Großvaters mütterlicher Seite gab man ihm eine für jene Zeiten sehr zweckmäßige Erziehung, gewöhnte ihn, alle Beschwerden zu ertragen, übte ihn früh in ritterlichen Beschäftigungen und stärkte dadurch seinen Geist zu künftigen Großthaten. Seine Mutter verließ nach ihres Gemahls Tode den franz. Hof, wo sie vor den Planen der Königin Katharina nicht sicher war, zog sich nach Bearn in ihr Erbfürstenthum zurück und erklärte sich dort öffentlich für die Partei der Hugenotten. Als der Prinz 11 Jahr alt war, sah er sich genöthigt, wieder am franz. Hofe zu erscheinen. Ein schändlicher Plan der Guisen, welche, einverstanden mit Philipp II. von Spanien, Niedernavarra, Heinrichs Erbtheil, erobern und ihn in des spanischen Tyrannen Gewalt liefern wollten, wurde von der scharfsichtigen Königin Elisabeth von England entdeckt und vereitelt. Noch nicht 16 Jahre alt, stellte die heldenmüthige Johanna ihren Sohn an die Spitze des in der Schlacht bei Jarnac (1568) geschlagenen hugenottischen Heers, und der Jüngling leistete feierlich den Eid, seine Religion und die gemeinschaftliche Sache der Gewissensfreiheit bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Das dadurch ermuthigte, vom Admiral von Coligny befehligte Heer rief den jungen Heinrich zum Generalissimus aus, und ungeachtet der neuen Niederlage bei Montcontour erhielten die Hugenotten einen vortheilhaften Frieden zu St.-Germain en Laye. Heinrich bereiste nun sein Land, unterrichtete sich von den Bedürfnissen seiner Unterthanen, sah ihre Leiden in der Nähe und faßte den Vorsatz, solche mit Anstrengung aller seiner Kräfte zu mildern. Heldenmuth, großherzige, über jede kleinliche Beleidigung erhabene und von aller Rachsucht weit entfernte Gesinnung, ein sanftes theilnehmendes Herz, verbunden mit vorzüglicher Neigung zum schönen Geschlechte, und einem feurigen, doch lenkbaren Temperament, bemerkte man schon damals als Hauptzüge seines Charakters; dieser Charakter wurde in der Schule früher Leiden ausgebildet zum festen männlichen Sinne. Der scheußliche Plan, alle Hugenotten in Frankreich mit einem Schlage zu zerschmettern, war bereits von der blutdürstigen Katharina entworfen und ihr schwacher Sohn, König Karl IX., zur Einwilligung dazu bewogen worden. Zu diesem Zweck mußten sämmtliche Häupter der hugenottischen Partei in Paris versammelt werden. Unter dem Vorwande, beide Parteien zu vereinigen, ward die Vermählung Heinrichs mit Margarethe von Valois, jüngster Schwester Karls IX., der Königin Johanna angetragen. Während der Vorbereitung zum Vermählungsfeste starb Heinrichs Mutter zu Paris, nicht ohne gegründeten Verdacht der Vergiftung. Heinrich nahm jetzt den Titel eines Königs von Navarra an; seine Vermählung wurde am 18. Aug. 1572 vollzogen, und Heinrich dabei, wie vorher festgesetzt worden war, für seine Person der Beobachtung aller in der katholischen Kirche üblichen Ceremonien überhoben. Darauf geschah das Entsetzliche in der Bartholomäusnacht vom 24. zum 25. Aug. (S. **Bluthochzeit**.) Heinrich und Condé mußten, um sich zu retten, sich äußerlich zum katholischen Glauben bekennen; aber die Königin Katharina suchte Heinrichs Ehe mit Margarethe zu trennen. Als dies mißlang, dachte sie darauf, des Jünglings edle Seele durch die Vergnügungen eines üppigen Hofes zu verderben, und Heinrich wurde wirklich ein ausschweifender Jüngling. Allein 1576 benutzte er eine Jagd, um vom Hofe zu entfliehen; er stellte sich an die Spitze der Hugenotten und bekannte sich wieder zur protestantischen Kirche. Katharina, welche nach

Karls IX. Tode auch für seinen Nachfolger, Heinrich III., herrschte, hielt es jetzt für gerathen, mit den Hugenotten einen Frieden zu schließen, der ihnen freie Religionsübung sicherte (1576). Dadurch erbittert, errichteten die eifrigen Katholiken (1585) jene berüchtigte Ligue, die der König bestätigen mußte und an deren Spitze der Herzog Heinrich von Guise stand. Bald darauf brach der Religionskrieg mit neuer Wuth los; Heinrich schlug 1587 mit geringer Macht das Heer der Ligue bei Coutras. Auch Heinrich III. war jetzt der mächtigen Liguistenpartei verdächtig geworden, und bei der Versammlung der Stände zu Blois (1588) arbeiteten die Guisen eifrig daran, die königl. Gewalt zu vernichten. Die Sorbonne sprach Heinrichs III. Unterthanen vom Eide der Treue los, und der Papst Sixtus V. bedrohte den König mit dem Banne. Es blieb daher dem schlecht geleiteten Monarchen (selbst nach dem Rathe der sterbenden Katharina) zu seiner Rettung nichts als Aussöhnung und Freundschaft mit Heinrich von Navarra übrig. Nachdem Beide sich zu Tours vereinigt hatten, erhielten sie bald das Übergewicht gegen die Liguisten, und Heinrich III. rückte vor Paris, fand aber im Lager zu St.-Cloud seinen Tod. Seine letzten Befehle an den versammelten Adel waren, Heinrich von Navarra als rechtmäßigen Nachfolger auf Frankreichs Thron anzuerkennen. Heinrich IV. fand indessen unzählige Schwierigkeiten, sein Recht geltend zu machen. Daß er zum Protestantismus sich bekannte, wurde von allen Mitbewerbern um die Krone benutzt, um die Herzen der Katholiken von ihm abwendig zu machen. An der Spitze der Gegenpartei stand der Herzog von Mayenne; aber auch Philipp II. von Spanien trachtete nach der franz. Krone und sandte den Liguisten ein beträchtliches Hülfsheer. Heinrich IV. schlug seinen Gegner zuerst in der merkwürdigen Schlacht bei Arques und vollendete seine Niederlage durch die berühmte Schlacht bei Ivri. Eine Folge dieser Siege war die Einschließung von Paris, und schon stand Heinrich IV. auf dem Punkte, die fanatischen Pariser durch Hunger zur Ergebung zu zwingen, als der spanische Heerführer, Alexander, Herzog von Parma, durch geschickte Manoeuver ihn nöthigte, die Blocade aufzuheben. Ueberzeugt, daß es ihm ohne Annahme des kathol. Kirchenglaubens nie gelingen werde, zum ruhigen Besitz des franz. Throns zu gelangen, gab Heinrich endlich den Bitten seiner Getreuen nach, ließ sich in den Lehren der römischen Kirche unterrichten und legte am 25. Juli 1593 in der Kirche zu St.-Denys das katholische Glaubensbekenntniß ab. Er entging glücklich der Gefahr eines meuchelmörderischen Angriffs, wurde (1594) zu Chartres feierlich zum Könige gesalbt und hielt unter Zujauchzen des Volks seinen Einzug in die Hauptstadt, aus welcher die spanischen Truppen schimpflich entweichen mußten. Nachdem Heinrich auch die Zustimmung des Papstes erhalten hatte, wurden alle Parteien in Frankreich besänftigt. Um Spaniens Stolz und Übermacht zu demüthigen, schloß Heinrich mit England und Holland ein Angriffsbündniß, und der Krieg gegen Spanien wurde durch den Frieden zu Vervins (1598) für Frankreich vortheilhaft geendigt. Heinrich benutzte die darauf folgende Ruhe, um den innern Wohlstand seines Reichs, besonders die zerrütteten Finanzen, herzustellen, welches ihm mit dem Beistande seines großen Ministers Sully so vollkommen gelang, daß 330 Mill. Livr. Staatsschulden bezahlt und 40 Mill. im Schatz aufgespart werden konnten. Heinrichs Ehe mit Margarethe von Valois wurde durch Sully's Vermittlung getrennt; der Papst gab seine Zustimmung, und der König schloß ein neues Ehebündniß mit Maria von Medici, der Nichte des damaligen Großherzogs von Toscana. Aber die hinterlistige, herrsch- und eifersüchtige Marie verbitterte Heinrichs Leben so unaufhörlich, daß er mehr als einmal den jedoch von Sully vereitelten Entschluß faßte, sich auch von Marien scheiden zu lassen. Die Geburt eines Thronerben (Ludwigs XIII.) versöhnte ihn auf einige Zeit mit der Gemahlin. Andre Leiden drückten zugleich sein sanftes, stets zur Milde gestimmtes Herz, am meisten die

Verschwörung seines ehemaligen Freundes und Waffengefährten, des Marschalls von Biron, den er gern begnadigen wollte, aber wegen wiederholter Untreue vom Tode durch Henkers Hand nicht retten konnte. Nicht weniger schmerzhaft waren dem guten Könige die Verschwörungen des Grafen von Auvergne, des Marschalls von Bouillon und seiner eignen Geliebten, der hinterlistigen Entraigues. Denn er mußte strafen, wo er so gern nur königliche Gnade hätte walten lassen. Seinen ehemaligen Glaubensgenossen, den Protestanten, gab er (1598) durch das Edict von Nantes (s. Hugenotten) völlige Religionsfreiheit und politische Sicherheit. Um Spanien und Östreich (gegen deren Anmaßungen die Protestanten in Deutschland bei Heinrich Hülfe suchten) zu demüthigen, entwarf er einen vielleicht unausführbaren Plan zu einem großen Bunde und einer ganz veränderten Einrichtung der Staaten in Europa, wovon ein ewiger Friede die Folge sein sollte. Um diesen Plan auszuführen, rüstete er sich und war im Begriff, den Feldzug anzutreten. Während seiner Abwesenheit sollte seine Gemahlin Maria Regentin sein und er ließ sie deßwegen 1610 zu St.-Denys krönen. Als Heinrich am folgenden Tage durch die Straßen von Paris fuhr, um die Anstalten zu dem feierlichen Einzuge der Königin zu besehen, wurde seine Kutsche in der Gasse de la Feronnerie durch zwei in einander gefahrene Karren aufgehalten. Diesen Augenblick benutzte Ravaillac, um das längst vorbereitete ungeheure Verbrechen auszuführen, indem er in den Wagentritt stieg und mit einem langen zweischneidigen Messer Heinrich zwei Stöße ins Herz versetzte, die den besten König, den Frankreich je hatte, auf der Stelle tödteten. (S. Ravaillac.) Heinrich hatte von seiner ersten Gemahlin keine Erben, aber von Maria zwei Söhne und drei Töchter. Seine Maitressen, Gabrielle d'Estrées, Henriette de Balzac, Gräfin von Entraigues, Jacqueline, Gräfin von Moret, und Charlotte des Essarts, hatten ihm mehre Kinder gegeben. Gern übersah das franz. Volk diese Schwächen; Heinrichs menschenfreundlicher Sinn, seine väterliche Liebe gegen alle Unterthanen, seine Großthaten, sein jeder freimüthig gesagten Wahrheit offenes Herz, auch wenn diese Äußerungen seine Fehler betrafen, erhielten sein Andenken in dem Herzen der Nation, und sein königl. Wort: „Ich will, daß jeder Bauer alle Sonntage ein Huhn in seinem Topfe habe", lebt noch im Munde des Volks. — S. „Mém. et correspond. de Duplessis-Mornay, pour servir à l'hist. de la réformation et des guerres civiles et religieuses en France, sous le règne de Charles IX, de Henri III, de Henri IV et de Louis XIII, depuis l'an 1571 jusqu'en 1623" (Paris 1825, 15 vols). — „Geheime Liebschaften Heinrichs IV., aus Originalmanuscripten von 1632, des Jean François, Marquis de Montgendré", gesammelt in Frankreich 1815, m. Anm. vom Grafen Alb. v. Pappenheim (Nürnb. 1824, 2 Bde.). zz.

Heinrich II., einer der mächtigsten Könige Englands, war ein Sohn des Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou, und Mathildes, Tochter Heinrichs I. Der gelehrte und verständige Robert von Gloucester bildete seine herrlichen Anlagen. Er wurde Herzog von der Normandie, beim Tode seines Vaters Herr der Grafschaften Anjou, Touraine und Maine, und, durch seine Vermählung mit Eleonore von Guienne, Herzog von Guienne und Poitou. Sein kinderloser Vorgänger, Stephan, hatte ihn durch einen Vertrag als Sohn und Kronerben angenommen. So kam Heinrich II. 1154 auf den Thron. Er theilte England in sechs Bezirke, über die er ebenso viel Richter verordnete, welche sie zu bestimmten Zeiten durchreisen und alle Urtheilssprüche, welche Unwissenheit oder Leidenschaft niedern Gerichten eingegeben, reformiren sollten. Er begünstigte die Städte, Kunstfleiß und Handel; schon wurde die londner Messe von vielen Fremden besucht. Die Miliz bestand aus 60,000 M. zu Fuß und 20,000 Reitern; Carlisle, Montgomery und andre Grenzburgen hielten die alten Briten in Wales von Einfällen ab. Irland, ein Kampfplatz vieler Parteien, wurde für ihn eine leichte Eroberung.

Nicht leicht würde ein Fürst glücklicher gewesen sein als Heinrich, hätte ihn nicht vornehmlich Thomas Becket (s. d.) mit der Kirche entzweit. Heinrich mußte Kirchenbuße thun. Ein zweites Unglück führte seine hochfahrende, ränkevolle und eifersüchtige Gemahlin herbei, welche ihm seine Untreue nicht verzeihen konnte. Mochte er immerhin durch ein Gebäude mit labyrinthischen Gängen, welches er für die schöne Rosamunde von Clifford zu Woodstock hatte aufführen lassen, seiner Geliebten Mittel verliehen haben, sich vor einem Überfall der wüthenden Eleonore zu retten, dem konnte er nicht begegnen, daß diese den Samen der Zwietracht in die Herzen seiner Söhne streute. Eine Verschwörung der Söhne kam zum Ausbruch, und die Ränke des franz. Hofes unterhielten den Krieg der Söhne gegen den Vater. Dieser von ihm anfangs glücklich geführte Krieg brach mehrmals aus und Heinrichs ganzes Leben war eine Kette von Leiden. Auch sein treu geglaubter und von ihm innig geliebter Sohn Johann wurde abtrünnig von ihm. Kummer und Krankheit endeten Heinrichs Leben 1189. Ihm folgte sein Sohn Richard I. Löwenherz.

Heinrich V., geb. 1381, Sohn Heinrichs IV., aus dem Hause Lancaster, bewies als Kronprinz große Tapferkeit, besonders in der entscheidenden Schlacht gegen die Rebellen unter Percy Mortimer, machte sich aber in Verbindung mit liederlichen jungen Leuten der unanständigsten Ausschweifungen schuldig, sodaß ihn einst der erste Richter des Reichs, Wilhelm Gascoigne, verhaften ließ: ein Urtheil, dem sich der zur Besinnung gekommene Jüngling ohne Widersetzlichkeit unterwarf. Nach seines Vaters Tode bestieg er 1413 den Thron, und nun schien eine Verwandlung mit seinem ganzen Wesen vorgegangen zu sein. Er entfernte alle ehemalige Ausschweifungsgenossen, schenkte dem strengen Richter, Wilhelm Gascoigne, seine ganze Achtung, und hörte fortan nur die Stimme der erfahrenen Räthe seines Vaters. Frankreich wurde damals durch Factionen zerrüttet, einen großen Theil des Reichs hatten schon früher die Engländer erobert, und Heinrich beschloß, die alten Ansprüche seiner Vorfahren an die franz. Krone geltend zu machen. Er setzte daher mit einem Heere von 30,000 Mann nach Frankreich über. Allein durch Seuchen schmolz dasselbe bis auf 15,000 M. und Heinrich wollte sich nach Calais zurückziehen. Inzwischen hatte das französische, ungleich stärkere Heer dem seinigen den Rückzug abgeschnitten und sich in der Ebene von Azincourt (in der ehemaligen Normandie) so aufgestellt, daß die an allen Mund- und Kriegsbedürfnissen Mangel leidenden Engländer einer Schlacht nicht mehr ausweichen konnten. Heinrich bot Frieden und Ersatz für allen Schaden an, wenn man ihn ruhig ziehen ließe; allein die Franzosen, an deren Spitze der Dauphin und der Connetable standen, verlangten unbedingte Ergebung. Dadurch zur Verzweiflung gebracht, schrieen alle Engländer, sie wollten siegen oder sterben; König Heinrich und der Herzog von York stellten nun ihr Heer so, daß es, auf beiden Flanken durch Waldungen geschützt, nicht umgangen werden konnte, und erwarteten hinter Sturmpfählen mit ihren trefflich geübten Bogenschützen den Angriff der franz. Reiterei. Diese stürzte sich mit wildem Ungestüm auf den Feind, gerieth aber, durch dessen Kühnheit überrascht, bald in Unordnung; der Adel warf sich in der Flucht auf das Fußvolk und riß es mit sich fort. So ward in wenigen Stunden am 25. Oct. 1415 ein fast unglaublicher Sieg von den Engländern erfochten. Sie selbst hatten 80 Ritter, darunter den Herzog von York, und etwa 1600 M. im Gefecht verloren, dagegen 10,000 Feinde getödtet und 14,000 zu Gefangenen gemacht, von denen ein Theil niedergehauen wurde, weil die Engländer, von zusammengelaufenen Bauern im Lager überfallen, sich zu schwach fühlten, so viele Gefangene zu bewachen. Heinrich führte seine Gefangenen über Calais nach England. Zwei Jahre darauf erschien er mit einem neuen Heere in Frankreich und gelangte, mit Burgund verbündet, zum Besitz der franz. Krone, die auf dem Haupte

des geistesschwachen Karl VI. schon lange geschwankt hatte. In Folge des Vergleichs zu Troyes (1420) vermählte sich nämlich Heinrich V. mit Karls Tochter Katharina; Karl behielt die Krone, Heinrich aber führte die Regierung. Nach des blödsinnigen Karls Tode sollte Frankreich und England unter Einem Scepter vereinigt, jedoch ein jedes Reich nach seinen eigenthümlichen Rechten und Gewohnheiten regiert werden. Nun schlug Heinrich seinen königl. Sitz zu Paris auf, und Katharina gebar ihrem Gemahl einen Sohn. Aber Heinrichs V. Tod nach einer neunjährigen Regierung im 34. J. (an einem schlecht behandelten Fistelschaden) zu Vincennes, 1422, vereitelte die glänzenden Entwürfe seiner Politik. Während seiner Regierung breitete sich in England die Wiclefitische Ketzerei, oder die Lehre der Lollards, unter dem Schutze Johann Oldcastle's, allen blutigen Verfolgungen zum Trotze, unaufhaltsam aus.

Heinrich VI. war neun Monate alt, als er durch den Tod seines Vaters, Heinrichs V., König von England und Frankreich wurde. Mit seiner Regierung begann der 64jährige Kampf der rothen und weißen Rose oder der Häuser Lancaster und York. Von Natur schwach und unentschlossen, folgte Heinrich bloß der Leitung Andrer. Der Verlust der schönsten Besitzungen in Frankreich war das geringste Übel. Alle weitere Entwicklung der Constitution wurde aufgehalten, der Patriotismus verwandelte sich in Parteigeist, und die Sitten des Adels arteten in kriegerische Wildheit aus. Nur die Bauern gewannen; die Leibeigenschaft nahm ab, denn die Fälle kamen häufig, daß der Adel seine Landleute bewaffnen mußte. Eine Hauptursache von Heinrichs Unglück war seine Vermählung mit Margarethe von Anjou, Tochter des Titularkönigs von Neapel, Sicilien und Jerusalem. Schon vorher hatte Wilhelm de la Pole, Graf von Suffolk, ein verrätherischer Minister, der mehr für Frankreichs als für Englands Nutzen sorgte, den König völlig beherrscht, jetzt, da auch die Königin seine Partei nahm, schien seine Herrschaft ganz begründet. Der muthvolle Herzog Richard von York benutzte die Schwäche des Königs und faßte den kühnen Entschluß, sich selbst auf den Thron zu setzen. Suffolk mußte sterben, und der Herzog ließ sich zum Protector erklären, und obschon er in der Schlacht bei Wakefield blieb, so gingen doch alle seine Hoffnungen auf seinen Sohn Eduard über. Den 4. März 1461 wurde dieser zu London feierlich als König anerkannt. Heinrich VI. war so unbedeutend, daß Eduard (IV.) vorerst nicht nothwendig fand, ihm das Leben zu nehmen. Auf eine kurze Zeit gelang es einer Partei, mit franz. Hülfe den entsetzten Heinrich wieder auf den Thron zu bringen; allein er fiel 1463 in Eduards Gefangenschaft; sein 18jähr. Prinz Eduard wurde in dem Treffen bei Tewkesbury, den 4. Mai 1471, gefangen und von den Brüdern Eduards IV. ermordet; bald darauf starb auch Heinrich VI. im Tower, und das Volk glaubte, Eduards jüngster Bruder, der Herzog Richard von Gloucester, habe ihn mit eigner Hand ermordet. Heinrich VI. wollte, dem Geiste seines Zeitalters gemäß, die Erfindung des Steins der Weisen befördern, wahrscheinlich um die Kronschulden zu bezahlen, und ertheilte mehren Personen Freibriefe, um die Alchymie ungehindert treiben zu können.

Heinrich VII. von England, Stifter des Hauses Lancaster **Tudor**, geb. 1456, bestieg, nachdem er den Thronräuber Richard III. bei Bosworth geschlagen und getödtet hatte (1485), den Thron von England, ohne ein hinlängliches genealogisches Recht an denselben zu haben. Durch seine Vermählung mit Elisabeth von York (1486) vereinigte er die rothe und weiße Rose und endigte dadurch den Bürgerkrieg. Verschiedene Versuche wurden zwar gemacht, durch falsche Eduarde und Richarde seinen Thron zu stürzen; allein gegen einen so planmäßig schlauen und entschlossenen König, als er war, konnte kein Prätendent aufkommen. Heinrich bekümmerte sich wenig um die großen Bewegungen, die während seiner Regierung auf dem festen Lande vorgingen. Er suchte mit Schottland Frie=

den zu haben und schloß sich an Spanien an, um Frankreich in Furcht zu halten; seine ganze Aufmerksamkeit ging auf die innere Regierung seines Reichs. Dieses erhielt Ruhe, die Sittenrohheit fing an sich zu verlieren, das Parlament dachte auf Verbesserung der Gesetze, das Recht der Freistätten in den Kirchen wurde beschränkt, der Ackerbau beschützt und der Handel fing wieder an zu blühen. Noch mehr hätte geschehen können, wäre Heinrich weniger besorgt gewesen, Schätze zu sammeln. Er war der erste König von England, der eine Garde hatte. Die Briten haben diesen großen Monarchen den Salomo von England genannt. Er starb den 21. April 1509.

Heinrich VIII. folgte (1509), 18 Jahr alt, seinem staatsklugen Vater, Heinrich VII., der ihm ein ausgerüstetes Heer von 50,000 M. und beträchtliche Schätze hinterließ. Mit diesen Mitteln trat er ruhmsüchtig der Verbindung des Papstes Julius II. und Ferdinands von Aragonien gegen Ludwig XII. von Frankreich bei und fiel in dieses Land ein, verließ es aber nach einem zwar glänzenden, doch fruchtlosen Feldzuge, indem er sich mit Ludwig aussöhnte. Wollüstig, herrschsüchtig und zu jeder Grausamkeit geneigt, die seinen Leidenschaften freie Bahn machen konnte, überließ er sich jetzt ganz der Leitung seines Günstlings, des Cardinals Wolsey. Dieser schmeichelte seinen Lüsten und schaffte durch Erpressungen die dazu nöthigen Summen herbei, wovon der beste Theil in seinen Seckel fiel. Der Tyrann wollte auch als Gelehrter und Theolog glänzen. Als daher Luther's großes Unternehmen begann, wirkte Heinrich sich vom Papste die Erlaubniß aus, Luther's Schriften, die bei Strafe des Kirchenbannes verboten waren, zu lesen, und eine Streitschrift gegen Luther über die sieben Sacramente erschien unter des Königs Namen, obwol Wolsey der eigentliche Verfasser derselben sein mochte. Sie wurde vom Papste mit großer Freude aufgenommen und dem Könige dafür der Ehrentitel: Beschützer des Glaubens, ertheilt. Aber der kühne Luther wies den königlichen Schriftsteller ziemlich unsanft zurecht. Indeß wurde Heinrich selbst der gefährlichste Feind der römischen Curie, als diese seine Leidenschaften nicht begünstigen wollte. Heinrich liebte nämlich Anna Boulen und begehrte vom Papste Clemens VII. die Scheidung von seiner Gemahlin Katharina, unter dem Vorwande der Blutschande, weil sie seines verstorb. Bruders, Arthur, Frau gewesen. Der Papst, der Kaiser Karl V., Katharinas nächsten Blutsverwandten, zu beleidigen fürchtete, zauderte. Die Verhandlungen über diese Sache dauerten einige Zeit ohne Erfolg fort, bis Heinrich endlich durch den Erzbischof von Canterbury, Cranmer, mit Beistimmung des eingeschüchterten Parlaments, seine Ehe mit Katharine trennen ließ und die schöne Anna heirathete. Heinrich verjagte nun die Mönche und hob die Klöster auf; die reichen Einkünfte derselben fielen ihm und seinen Günstlingen zu. Bald nachher führte er den Kircheneid (Oath of supremacy) ein, wodurch der König zum Oberhaupt der Kirche erklärt und Jedermann vorgeschrieben wurde, was er glauben sollte. Papisten und Protestanten wurden gleich heftig verfolgt, überall dampften Scheiterhaufen; der edle Kanzler Thomas Morus und der fromme Bischof Fisher wurden enthauptet, weil sie die neuen wollüstigen Leidenschaften des Tyrannen zu billigen sich weigerten. Er war nämlich seiner geliebten Anna überdrüßig geworden und wollte sich mit Johanna Seymour vermählen. Anna wurde des Ehebruchs und der lutherischen Ketzerei angeklagt, und ihr Haupt fiel auf dem Blutgerüste. Johanna Seymour ward nun des Königs dritte Gemahlin, und Annas Tochter, die nachmals hochberühmte Elisabeth, sollte nach seinem Plane für ein ehebrecherisch erzeugtes Kind vom Parlament erklärt werden. Doch dies unterblieb, und da Johanna Seymour im ersten Wochenbette (1537) starb, erhob Heinrich die Prinzessin Anna von Cleve zu seiner vierten Gemahlin. Als er aber sah, daß die geistigen und körperlichen Reize dieser Prinzessin ihrem von Holbein gemalten Bildnisse nicht entsprachen, so verstieß er sie

bald nach der Vermählung (1540) wegen häßlicher Leibesgebrechen. Nun ward Katharina Howard seine fünfte Gemahlin. Sie war es, die auf Anstiften ihres Oheims, des Herzogs von Norfolk, des Königs Günstling, Thomas Cromwell, stürzte und ihn aufs Blutgerüst brachte. Doch bald nachher selbst des Ehebruchs und schändlicher Ausschweifungen angeklagt, der letztern jedoch nur vor ihrer Vermählung mit Heinrich überwiesen, ließ dieser sie im Tower enthaupten und schritt zur sechsten Ehe mit des Lords Latimer Witwe, Katharina Parr, welche nur durch Klugheit einen Proceß, als Ketzerin hingerichtet zu werden, von sich abwandte. Mit den Jahren nahm Heinrichs Wuth und Grausamkeit zu. Ein unheilbarer und höchst schmerzhafter Schaden am Beine, verbunden mit unnatürlicher Fettigkeit, die ihm fast jede Bewegung unmöglich machte, peinigte ihn während der letzten 4 Jahre seines Lebens, und die beständigen Schmerzen machten ihn einem reißenden Thiere gleich. Seine Befehle waren nur Bluturtheile, und als der Tod ihm nahe war, wagte es Niemand, ihm die Gefahr zu entdecken. Endlich that es Anton Denny; der Tyrann erschrak und sandte, von Gewissensangst gefoltert, Eilboten zum Erzbischof von Canterbury. Als Cranmer erschien, war die Sprache schon verloren, nur trostlose Blicke flehten um Vergebung; der Priester sicherte ihm diese zu, und so starb Heinrich VIII. den 28. Jan. 1547, nachdem er 56 J. gelebt und 37 J. mit blutiger Tyrannei über sein Volk geherrscht hatte. Ihm folgte Eduard VI., sein Sohn von Johanna Seymour.

Heinrich der Löwe, geb. 1129, Sohn Heinrichs des Großmüthigen, Herzogs der Sachsen, und mütterlicher Seits ein Enkel des deutschen Königs Lothar, der merkwürdigste deutsche Fürst des 12. Jahrh. Sein Vater starb 1139 an Gift. Die Feindschaften, welche der Vater sich zugezogen hatte, erbten auf den Sohn. Während seiner Minderjährigkeit führten seine Mutter Gertrud und seine Großmutter Richenza die Regierung im Herzogthum Sachsen. Die baierischen Erblehen wurden von seines Vaters Bruder, Welf, verwaltet; das Herzogthum Baiern war schon dem Vater entrissen und einem östr. Fürsten verliehen worden. Die mächtigsten Feinde des jungen Heinrich waren in Sachsen Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg, welcher auf das Herzogthum Ansprüche machte, und der bremer Erzbischof Adalbert. Heinrich trat 1146 die Regierung selbst an und kam bald zum ungestörten Besitz des Herzogth. Sachsen. Auf dem Fürstentage zu Frankfurt (1147) foderte der junge Held vom Kaiser Konrad sein baierisches Eigenthum zurück. Konrad suchte Ausflüchte; aber Heinrich stärkte seine Macht durch die Vermählung mit Clementine, Tochter des mächtigen Herzogs von Zähringen, und erwarb sich Kriegsruhm durch glückliche Züge gegen die Wenden. Als nun Konrad ihm Baiern nicht geben wollte, griff er in Verbindung mit dem Oheim Welf zu den Waffen. Konrad zog nach Goslar, um von dort aus Braunschweig zu überfallen; aber Heinrich vereitelte durch List das Unternehmen, focht auch im folgenden Jahre glücklich gegen die Wenden, befestigte durch Gewalt der Waffen den König Knut gegen den Prätendenten Swen auf Dänemarks Thron, und erstieg endlich, als sein Vetter, der Kaiser Friedrich I. (von Hohenstaufen), ihm 1154 Baiern zusprach, die höchste Stufe der Macht, welche damals nächst dem Kaiserthrone ein deutscher Fürst erringen konnte. Seine Besitzungen erstreckten sich von der Nord- und Ostsee bis zum adriatischen Meere. Ost- und Westfalen nebst Engern, das alte Herzogthum Sachsen vom Rheine bis zur Elbe, folgte seinem Heerbann. Der größte Theil von Baiern war als Lehen sein Eigenthum, und für die Welfischen Stammgüter in Italien mußten die dortigen Vasallen ihm nicht nur 1154 den Lehnseid leisten, sondern auch 400 Mark Silbers zahlen. Heinrich liebte jedoch Baiern weniger als sein Geburtsland Sachsen. Des erstern Verwaltung überließ er daher dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, in Sachsen aber nahm er Heinrich den Finkler zum Vorbilde

und zum Maßstabe seiner herzoglichen Gewalt, sowie dieselbe jener Heinrich und Otto der Erlauchte ehemals ausgeübt hatten. Dazu gehörte vor Allem, daß der herzogl. Heerschild nicht mehr unter den bischöfl. erniedrigt wurde, und daß in den eroberten Landen die Bischöfe vor dem Herzoge sich zur Belehnung mit Ring und Stab stellen mußten. Dies mißfiel den stolzen Bischöfen, doch mußten sie der Gewalt des Herzogs nachgeben. Inzwischen hatten um 1164 des Herzogs Feinde, an deren Spitze der bremer Erzbischof Hartwich stand, sich näher vereinigt und schlossen 1166 zu Merseburg ein Bündniß, dem viele Vasallen des Herzogs beitraten. Bald gesellten sich auch zu ihnen die Bischöfe von Magdeburg, Halberstadt und Hildesheim, nebst den Markgrafen von Thüringen und Brandenburg. Heinrich, der eben auf einem Zuge gegen die aufrührerischen Wenden begriffen war, wendete sich schnell gegen die verbündeten Bischöfe und Fürsten. Bremen ward erobert, Oldenburg mit Sturm genommen. Als Kaiser Friedrich (1168) aus Italien zurückkehrte, hielt er auf dem Reichstage zu Bamberg Gericht, welches zu Heinrichs Vortheil ausfiel. Um diese Zeit trennte sich Heinrich wegen Gewissensscrupel von seiner ersten Gemahlin, Clementine, und verehelichte sich mit Heinrichs II., Königs von England, Tochter Mathilde. Bald nachher unternahm er, dem Geiste des Zeitalters gemäß, einen Zug nach Palästina. Er hatte auf dieser Reise mancherlei Abenteuer zu Wasser und zu Lande zu bestehen, kehrte aber glücklich nach Braunschweig zurück. Während seiner Abwesenheit hatten seine Feinde mancherlei wider ihn unternommen, und selbst Kaiser Friedrich das Gerücht von Heinrichs Tode benutzt, um Sachsens feste Plätze in seine Gewalt zu bekommen. Dies Alles machte den Herzog mißtrauisch. Zwar folgte er dem Kaiser mit zahlreicher Mannschaft auf dem fünften Zuge nach Italien (1174), verließ ihn jedoch bei der langwierigen Belagerung von Alessandria, obgleich Friedrich ihn fußfällig bat, zu bleiben. Heinrich verlangte als Entschädigung für die dem Kaiser geleistete Hülfe Goslar, welches ihm Friedrich nicht geben wollte. Die Folge von Heinrichs Abfall war, daß Kaiser Friedrich bei Legnago eine Schlacht gegen die italienischen Städte verlor und mit seinen Gegnern einen nachtheiligen Vertrag eingehen mußte. Nun erhoben sich Heinrichs alte Feinde von allen Seiten. Vergebens klagte der Herzog auf dem Reichstage zu Speier (1178) bei dem aus Italien heimgekehrten Kaiser über die Verletzung des Friedens. Denn als Friedrich selbst sein Mißvergnügen über den Herzog äußerte, traten alle seine Gegner mit ihren Beschwerden gegen ihn hervor. Der Herzog ward zur Verantwortung auf die Reichstage zu Regensburg, nachher zu Magdeburg und zuletzt nach Goslar vorgeladen; da er aber niemals erschien, durch einen Ausspruch der Fürsten in die Acht und allen seiner Lehen verlustig erklärt (1180). Dieses Urtheil wurde sogleich vollzogen und Heinrichs Länder unter seine Gegner vertheilt. Das Herzogth. Baiern erhielt Otto von Wittelsbach, Bernhard von Askanien (Anhalt) Sachsen, der Erzbischof von Köln erhielt Engern und Westfalen unter dem Titel eines Herzogthums. Den übrigen Erzbischöfen und Bischöfen wurden einzelne Theile verliehen. Das eigentliche Ostfalen war aber Allodium Heinrichs und konnte ihm durch Reichsspruch nicht genommen werden. Da er sah, daß Gewalt mehr als Recht galt, sendete auch er seine Getreuen, schlug bei Hallerfelde die kölnischen Heerhaufen, trieb die Angreifer aus Ostfalen, nahm den halberstädter Bischof Ulrich gefangen, und hätte er nicht aus Eigensinn dem Grafen Adolf von Holstein die bei Hallerfelde gemachten Gefangenen verweigert, so würde er sich aller seiner Feinde siegreich erwehrt haben. Als ihn aber Adolf verließ, ward sein Fall entschieden. Der Kaiser kam mit dem Reichsheere nach Sachsen, und Heinrichs Vasallen ward eine Frist gesetzt, binnen welcher sie die Fahnen des Geächteten verlassen oder selbst als Geächtete behandelt werden sollten. Heinrich mußte nach Lübeck flüchten; Braunschweig allein hielt fest an der gelobten Treue und ward vergeblich vom kölnischen

Bischof belagert. Heinrich sah, daß er sich demüthigen müsse, wenn er nicht Alles verlieren wolle. Er bat daher zu Erfurt (1182) fußfällig den Kaiser um Gnade, gewann aber nichts als die Zusicherung, daß seine Erblande, Braunschweig und Lüneburg, ihm verbleiben sollten; jedoch mußte er drei Jahre hindurch außerhalb Deutschland als Verbannter leben. Heinrich ging mit seiner ganzen Familie nach England zu seinem Schwiegervater. Dort wurde ihm sein Sohn Wilhelm, der Stammvater der nachherigen Herzoge von Braunschweig, geboren. Vom Erzbischof Philipp zu Köln, der sich mit dem Kaiser entzweit hatte, zurückgerufen, erschien er wieder auf heimischer Erde 1184, fand die ganze Verfassung verändert, Alles durcheinander geworfen und die Prälaten im Kampf mit den weltlichen Großen. Hätte er jetzt selbst wieder zu den Waffen gegriffen, so wäre die Verwirrung noch größer geworden. Er lebte aber wie ein Privatmann still zu Braunschweig. Doch traute Friedrich dem gereizten Löwen nicht, sondern verlangte, er solle ihm nach Palästina folgen oder nochmals drei Jahre nach England gehen. Heinrich wählte das Letztere. Während seiner Abwesenheit starb zu Braunschweig die treue Mathilde, und bald erfuhr er auch, daß das Versprechen, seine Allodien nicht anzutasten, keineswegs gehalten werde. Da hielt auch er sich seines Versprechens ledig, benutzte die Abwesenheit des Kaisers, kam 1189 nach Stade, ward von seinem ehemaligen Feinde, dem Erzbischof von Bremen, der jetzt seiner bedurfte, mit offenen Armen aufgenommen, und schlug bald, da die treuen Vasallen von Wölpe, Schwerin und Ratzeburg sich wieder zu ihm sammelten, die Dänen und Ditmarsen in die Flucht. Als Hamburg, Plön und Itzehoe wieder erobert waren, foderte er Unterwerfung von Bardewick, der blühendsten Handelsstadt jener Gegend. Aber stolz verweigerten die Bardewicker Gehorsam. Deßwegen wurde die Stadt, nachdem er sie mit Sturm erobert, größtentheils zerstört bis auf den Dom, und an des Doms Mauern das schreckende Bild des rächenden Löwen mit der Inschrift: **Vestigia Leonis**, gesetzt, die noch jetzt dort zu lesen ist. Nach Bardewicks Zerstörung ergaben sich Lübeck und Lüneburg; aber in der nächsten Schlacht gegen Adolf von Dassel, den Statthalter Holsteins, war Heinrich unglücklich. Viele seiner Vasallen blieben auf dem Wahlplatze (bei Segeberg), die andern verließen ihn. Die Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt belagerten darauf in Gemeinschaft mit dem jungen König Heinrich, den Friedrich I. als Reichsverweser in Deutschland gelassen hatte, Braunschweig, jedoch vergebens. Darauf kam 1190 durch Vermittelung der Erzbischöfe von Mainz und Köln ein Vergleich zu Stande, worin Heinrich versprach, seine Söhne dem König als Geiseln zu stellen. Zwar dauerte auch dieser Vergleich nicht lange, doch ward auf andre Weise die alte Feindschaft ausgeglichen. Heinrichs ältester Sohn Heinrich hatte sich mit Agnes, der Erbtochter des Pfalzgrafen Konrad am Rhein, Bruders Kaiser Friedrichs I., vermählt. Diese Verbindung eines Welfen mit einer Hohenstaufen schien endlich die alte Fehde zu enden. Durch des Pfalzgrafen Konrad und des jungen Heinrichs Vermittelung erfolgte endlich eine Aussöhnung mit dem Kaiser, und Heinrich der Löwe, gedrückt von der Last so mancher Unglücksfälle, lebte nun ruhig zu Braunschweig, wo er in einem Alter von 66 J. (1195) starb. Im dortigen Dome ist noch sein Grabmal zu sehen. Heinrich der Löwe war tapfer, großmüthig, unermüdet thätig, aber auch starrsinnig, hochfahrenden Wesens und leidenschaftlich gestimmt; dabei fromm, aber kein Frömmler. Durch sein ganzes Leben hatte er mit den Pfaffen, die seine erbittertsten Feinde waren, zu streiten. Über sein Zeitalter ragt er hervor durch seine unermüdete Bemühung, Handel, Gewerbfleiß, Bürgerglück und Wohlhabenheit in seinen Ländern zu verbreiten, Künste emporzubringen und Gelehrsamkeit, wie er sie kannte, zu befördern. Er unterlag nie seinem harten Schicksale, sondern kämpfte ihm rastlos entgegen. (Vgl. „Heinr. der Löwe, Herzog der Sachsen u. Baiern; ein biogr. Vers. v. K. W. Böttiger", Hanov. 1819.) zz.

Heinrich der Jüngere, Sohn Heinrichs des Ältern, Herzogs von Braunschweig, geb. 1498, ein Mann feurigen Geistes, unruhig, herrschsüchtig, oft hinterlistig, aber von festem männlichen Sinne wie sein Ahnherr, der entschiedenste Gegner der Reformation. Sein erster Krieg war die berühmte hildesheimische Stiftsfehde, worin er zwar in der mörderischen Schlacht bei Soltau (29. Juni 1519) geschlagen wurde; doch erlangte er nachmals durch seine Gunst beim Kaiser Karl V., daß ihm und seinem Vetter Erich fast sämmtliche hildesheimische Stiftslande zugesprochen wurden. Er hatte dadurch seine Erblande um ein Dritttheil vermehrt, sich aber auch in eine Abhängigkeit vom Kaiser gesetzt, die ihn nachmals hart drückte. Als Thomas Münzer's schwärmerische Horden in Thüringen hausten, zog Heinrich dem Landgrafen von Hessen und dem Herzoge von Sachsen zu Hülfe, und nahm Antheil an der Schlacht bei Frankenhausen (15. Mai 1525), wo die Bauern eine gänzliche Niederlage erlitten. Da Heinrich nie ruhig sein konnte, erregte er eine neue Fehde gegen Goslar und belagerte die Stadt; doch bald rief ihn Karl V. ab, zur Unterstützung gegen den Papst und das stolze Venedig. Heinrich zog nach Italien mit 1000 wohlgerüsteten Reitern; allein das Heer ward die Beute ansteckender Seuchen, und der Herzog selbst entkam mit genauer Noth, als gemeiner Knecht verkleidet, den überall auflauernden Feinden. Von seinen stattlichen Reitern kehrten nicht mehr als 16 nach Wolfenbüttel zurück. Unterdessen hatte die Kirchenverbesserung in seinem Erblande reißend schnelle Fortschritte gemacht. Zwar hörte er auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 der Protestanten Glaubensbekenntniß, blieb aber dennoch der alten Lehre und dem Kaiser ergeben; denn eben an diesem Reichstage ward er nebst dem Vetter Erich feierlich mit den gewonnenen hildesheimischen Gütern belehnt. Bald nachher gelang es ihm, seinen Bruder Wilhelm durch 12jährige Gefangenschaft zu jenem Vertrage zu nöthigen, wodurch das Recht der Erstgeburt und Alleinregierung im fürstl. Hause gesetzlich eingeführt wurde. Nachdem die protestant. Fürsten den Bund zu Schmalkalden geschlossen (1537), trat Heinrich nicht nur in den Gegenbund, an dessen Spitze der Kaiser selbst stand, sondern ließ sich sogar zum obersten Feldherrn des Bundes erklären. Beide Parteien rüsteten sich, Heinrich bedrohte Goslar und Braunschweig; diese riefen die schmalkaldischen Bundesgenossen zu Hülfe, und sie erschienen unter Anführung des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen mit 15,000 M. Fußvolk und 4000 Reitern. Heinrich flüchtete vor der Übermacht; sein Erbland, sogar das feste Wolfenbüttel ward bald erobert. Indessen hatte Heinrich 32 Fahnen Fußvolk und 3000 Reiter zusammengebracht. Damit zog er dem Feind entgegen, und beim Kloster Höckelem kam es zum scharfen Treffen. Heinrichs Haufen wurden aber von der Übermacht umzingelt, er mußte mit seinem ältesten Sohne Victor sich zum Gefangenen ergeben. Ihn befreite die für die protestant. Partei unglückliche Schlacht bei Mühlberg (1547). Mit bitterm Groll im Herzen kam er nun in sein Erbland zurück; Braunschweig sollte entgelten, was es zur Unterstützung der Feinde des Herzogs gethan. Doch hatte die Belagerung der Stadt nicht den gewünschten Erfolg. Ein Vertrag wurde geschlossen, denn neue schreckliche Fehde rief den Herzog ab, da Graf Volradt von Mansfeld plündernd und mordend in die wolfenbüttelschen Länder gefallen war. Heinrich zog ihm mit seinen beiden ältesten Söhnen, in Verbindung mit Kurfürst Moritz von Sachsen, entgegen. Bei Sievershausen trafen (9. Juli 1553) die Heere auf einander; eine mörderische Schlacht erfolgte, der Sieg war Heinrichs, aber seine beiden Söhne lagen todt auf dem Wahlplatze und sein Bundesgenoß Moritz starb 2 Tage nach der Schlacht an den empfangenen Wunden. Noch einmal traf Heinrichs Heer den Feind in der Nähe von Steterburg und zwang ihn zur Flucht; aber der Tod der ältern ritterlichen Söhne schlug Heinrichs Herzen die tiefste Wunde. Es blieb ihm nur der stille, verwachsene, sogar der lutherischen Ketzerei zugethane Ju-

lius übrig. Doch als es ihm fehlschlug, den Bastard Eitel Heinrich vom Kaiser legitimiren zu lassen, mußte er freilich Julius das Erbrecht zugestehen. Ruhiger im Alter, versöhnte der stürmische Heinrich sich auch mit seinem sonst gehaßten Sohne und ließ sogar seine Abneigung gegen die neue Lehre fahren. Er starb 1568, auch in der Romanenwelt bekannt durch seine Liebe mit Eva von Trott, von der erzählt wird, daß sie scheinbar zu Gandersheim auf Heinrichs Befehl gestorben und beerdigt, dann aber im tiefsten Geheimniß auf die Feste Staufenburg geführt worden sei, wo Heinrich mit ihr in süßer Minne gelebt und 7 Kinder (wovon jener Eitel Heinrich der Älteste) gezeugt habe. Noch jetzt wird auf der verfallenen Staufenburg die Stelle gezeigt, wo Einer von Evas Brüdern, der sie aufzuspüren gekommen, auf Heinrichs Geheiß den Tod fand. zz.

Heinrich der Seefahrer, der dritte Sohn des Königs Johann I. von Portugal, der von 1385 an regierte. Portugal genoß damals einer glücklichen Ruhe; die Nation war thätig und unternehmend, und der Trieb, Entdeckungen und Eroberungen zu machen, fast allgemein. Besonders zeichnete sich hierin der Infant Heinrich aus. Schon früh gab der großherzige Jüngling glänzende Beweise seines Muthes, aber mehr als die Waffen liebte er die Wissenschaften, besonders Mathematik, Sternkunde und Schifffahrtskunst. Als die Portugiesen Ceuta eroberten (1415), hatte Heinrich sich sehr ausgezeichnet, und erhielt von seinem Vater die Ritterwürde. Nach dessen Tode wählte er die Stadt Sagres in Algarbien, unweit des Vorgebirges St.-Vincent, zu seinem Aufenthalt, und setzte den Krieg gegen die Mauren in Afrika rüstig fort. Er beunruhigte ihre Küsten durch seine Schiffe, und seine Seeleute kamen auf diesen Zügen in Gegenden des Weltmeers, welche die Schifffahrer jener Zeit lange für unzugänglich gehalten hatten. Aber Heinrichs Entwürfe gingen auf die Entdeckung unbekannter Erdgegenden. Vertraut mit den Fortschritten, welche die Erdkunde bis dahin gemacht hatte, versäumte er während seiner Feldzüge in Afrika keine Gelegenheit, durch die Mauren Kenntnisse von den Ländern zu erlangen, die an Ägypten und die arabischen Staaten grenzten, und nachzuforschen, ob man um die Westküste von Afrika einen Weg zu den Schätzen Indiens finden könnte. Die Araber waren bis dahin die Einzigen, die nähere Kenntnisse von diesem Erdtheile hatten. Aus dieser Quelle schöpfte Heinrich umständlichere Nachrichten von dem innern Afrika, von der Küste von Guinea und andern Küstenländern. Er besprach sich mit kundigen Männern, und als er ihr Zeugniß mit den eingezogenen Nachrichten einstimmig fand, entschloß er sich, seinen Plan auszuführen. Er errichtete zu Sagres eine Sternwarte und eine Schule, in welcher junge Edelleute in allen zur Schifffahrtskunde erfoderlichen Wissenschaften unterrichtet wurden. Er war der Erste, der den Gebrauch des Compasses, den man übrigens schon in Europa kannte, auf die Schifffahrt anwendete, und man schreibt ihm einen großen Antheil an der Erfindung des Astrolabiums zu. Er sandte von Zeit zu Zeit Schiffe auf Entdeckungen an der Küste der Berberei und Guinea aus, doch blieben diese Reisen anfangs ohne wichtige Ergebnisse. Auf einer dieser Reisen entdeckten zwei in seiner Schule gebildete Hauptleute, Juan Gonsalez Zarco und Tristan Vaz, durch Stürme verschlagen, die Insel Puerto Santo, und 1418 Madera (s. d.). Heinrichs erste Sorge war nun, die entdeckten Eilande mit Ansiedlern zu besetzen und den fruchtbaren Boden anzubauen. Auf Madeira hatten die Ansiedler, um einen guten Boden für neue Anpflanzungen zu gewinnen, die dichten Wälder angezündet. Heinrich, der den künftigen Holzmangel voraussah, gab Befehl zu neuen Waldpflanzungen, und um den Zucker nicht mehr von den Arabern kaufen zu müssen, ließ er aus Sicilien Zuckerrohr kommen, das in dem feuchten Boden vortrefflich gedieh. Nach Entdeckung von Madeira waren Heinrichs Gedanken auf die goldreiche Guineaküste gerichtet. Nur sein beharrlicher Muth konnte die großen Schwierigkeiten überwinden, die der Un-

ternehmung entgegenstanden. Das Vorgebirge Non, sagte man, wäre das Ziel, welches Gott der Menschen kühner Ehrsucht gesetzt hätte. Heinrich hörte alle Äußerungen der Kurzsichtigkeit, wie allen Tadel, mit ruhigem Gleichmuth an. Gilianez, Einer von seinen Seefahrern, bot ihm seine Dienste an, um das furchtbare Vorgebirge zu umsegeln und Entdeckungen auf der Küste von Guinea zu machen. Er ging 1433 unter Segel, umschiffte glücklich das Vorgebirge Bojador und nahm Besitz von der Küste durch Errichtung eines Kreuzes, worauf, wie gewöhnlich geschah, Heinrichs Wahlspruch: „Talent de bien faire" geschrieben ward. Lobsprüche und Geschenke belohnten den kühnen Entdecker. Im folgenden Jahre ward ein größeres Schiff ausgesandt, das 30 Meilen über Bojador hinauskam. Bei diesen glücklichen Unternehmungen verstummte allmälig der Tadel, und Heinrich fand mehr Unterstützung. Sein Bruder Pedro, der während Alfonsos V. Minderjährigkeit die Regierung führte, leistete ihm kräftigen Beistand, und bestätigte die Schenkung der Inseln Puerto Santo und Madeira, die Heinrich schon von dem verstorb. König Eduard erhalten hatte. Der Papst Martin V. bekräftigte nicht nur die Schenkung der beiden Inseln, sondern sprach zugleich den Portugiesen alle Länder, welche sie längs der afrikanischen Küste bis Indien entdecken würden, als Eigenthum zu. 1440 kamen Antonio Gonzalez und Nunno Tristan bis zum weißen Vorgebirge, und dieser neue Erfolg machte einen günstigen Eindruck auf das Volk. Von allen Seiten eilten muthvolle Jünglinge herbei, und zeigten desto lebhaftern Eifer, an den Entdeckungsreisen Theil zu nehmen, da jetzt schon der Goldstaub auch die Habsucht reizen konnte. Heinrich hatte bisher alle Kosten allein bestritten, jetzt bildeten sich Gesellschaften unternehmender Männer, die unter seiner Leitung Entdeckungsreisen wagen wollten, und es wurde bald die Angelegenheit des ganzen Volks, was bisher nur die Sache eines einzigen Mannes gewesen war. 1446 umschiffte Nunno Tristan das grüne Vorgebirge, und 2 Jahre später entdeckte Gonzalez Vallo 3 von den azorischen Inseln, gegen 200 Meilen von der Küste entfernt. Heinrich setzte bis zu seinem Tode diese Bemühungen eifrigst fort. Er starb 1463, 67 Jahre alt, und hatte noch die Freude, die Entdeckung der Küste Sierra Leona zu erleben, und auf dem Throne seines Vaterlandes einen Fürsten, Johann II., zu sehen, dem es Ernst war, eifrig zu fördern, was mit so günstigen Vorbereitungen begonnen war. Die wichtigen Folgen, welche die Erweiterung der Schifffahrt und die dadurch vorbereitete Entdeckung des Seewegs zu Indiens Handelsschätzen auf die ganze Welt hatte, sichern ihm einen unsterblichen Namen in der Geschichte.

Heinrich, Prinz von Preußen (Friedrich Heinrich Ludwig), Bruder Friedrichs II., war zu Berlin 1726 geboren. Über die harte und durchaus unwürdige Erziehung, die er in den ersten 15 Lebensjahren bis zum Tode s. Vaters erhielt, s. m. die Art. Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. So herrlich sich auch in der Folge das Talent dieses Prinzen entwickelte, so behielt er doch von dieser ersten Erziehung her die schlechte deutsche Mundart, die er sprach, und eine gewisse Ungewandtheit in seinen Ausdrücken. 1742 machte er seinen ersten Feldzug als Oberster bei der Armee, die unter den Befehlen des Marschalls Schwerin und des Königs in Mähren eindrang, und wohnte der Schlacht bei Czaslau bei. 1744 vertheidigte er mit Hartnäckigkeit und Erfolg die nur mit einer einfachen Mauer umgebene Stadt Tabor in Böhmen; noch mehr that er sich den 4. Juni 1745 in der Schlacht bei Strigau oder Hohenfriedberg hervor, wo die Preußen unter ihrem König das von dem Prinzen Karl von Lothringen befehligte östr. Heer schlugen, und jene großen taktischen Bewegungen zu entwickeln anfingen, die ihnen in der Folge so viel Ruhm erwarben. Nach dem dresdner Frieden berief Friedrich II. den Prinzen und seinen Bruder Ferdinand zu sich nach Potsdam. Prinz Heinrich widmete seine Muße den Studien. Mit einer glühenden Einbildungskraft, einem

scharfsinnigen, vorzüglich zum Nachdenken sich neigenden Geiste, einem festen, nur auf das Gute gerichteten Willen und einem glücklichen Gedächtniß, machte er bedeutende Fortschritte. Unter den ernstern Studien, durch die er seinen Geist bereicherte, fand er Zeit, sich in der Musik und Malerei zu vervollkommnen. Der Aufenthalt in Potsdam, wo Friedrich die durch geistreiche Schriften und dreiste Meinungen sich besonders auszeichnenden Männer seiner Zeit versammelt hatte, trug dazu bei, dem Geiste und Charakter des Prinzen eine freie, großartige Richtung zu geben. 1752 vermählte ihn sein Bruder mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel, und ließ ihm einen Palast in Berlin erbauen. Zu derselben Zeit empfing er die Domaine und das Schloß Rheinsberg, welches Friedrich als Kronprinz bewohnt hatte, und das nun durch den Aufenthalt des Prinzen Heinrich noch berühmter werden sollte. Wenige Jahre darauf begann der siebenjährige Krieg, und der Prinz fand nun Gelegenheit, jene Theorien anzuwenden, die er während des Friedens studirt hatte. In der Schlacht von Prag war es Heinrichs unerschütterlicher Muth, sein unter allen Gefahren und Zufälligkeiten fester und sicherer Blick, wodurch dieser glänzende Tag entschieden wurde. In der Schlacht bei Roßbach erhielt er eine ehrenvolle Wunde. Nach diesem Siege gab ihm der König den Oberbefehl über die Truppen der leipziger Gegend; bald darauf stellte er ihn an die Spitze seiner zweiten Armee, und seitdem lenkten beide heldenmüthige Brüder durch die Wechselwirkungen ihres Genies und ihrer entgegengesetzten Eigenschaften die Begebenheiten dieses Krieges, in welchem sie die Hauptrollen spielten; und wie ihre Sache gemeinschaftlich war, so wurde es auch ihr Ruhm. 1758 hatte Prinz H. den Auftrag, mit 25,000 M. Sachsen, Hanover, Braunschweig und Hessen, folglich auch die Mark Brandenburg und das Herz der preuß. Staaten zu decken. Einem weit überlegenen Feinde gegenüber, wußte er durch kluge Manoeuvres, und indem er durch kleine Gefechte, in denen er immer den Vortheil hatte, seine Gegner ermüdete, die Fortschritte derselben zu verzögern, und so viel Zeit zu gewinnen, daß der König seine Zwecke erreichen und ihm zu Hülfe kommen konnte. Den glänzenden Feldzug von 1759 eröffnete er angriffsweise. Er drang in Böhmen ein, zerstörte die Magazine der Östreicher, und wandte sich hierauf gegen die Reichsarmee, die in Franken stand, wo er ein Gleiches that. Er wußte durch richtige Berechnungen die Plane der Feinde zu vereiteln, und ohne einen von dem Könige begangenen Fehler würde dieser Feldzug auf das glänzendste geendet haben. 1760 gab ihm der König 40,000 Mann, um den Russen die Spitze zu bieten; nach mehren geschickten Märschen entsetzte der Prinz Breslau, und zeigte eben darin die Überlegenheit seines Talents, daß er seine Zwecke erreichte, ohne eine Entscheidung zu wagen, die ungünstig für ihn hätte ausschlagen können. Weniger glänzend, wiewol höchst lehrreich für das Studium, war der Feldzug von 1761, in welchem sich der Prinz durch die Schwäche seines Heers ganz auf die Vertheidigung beschränkt sah. 1762 eröffnete er den Feldzug durch mehre wohlberechnete Angriffe, in denen er die Östreicher zurückschlug; diesem glücklichen Anfange folgten einige Unfälle, die man jedoch nur der geringen Anzahl seiner Truppen zur Last legen kann, mit welchen er eine sehr ausgedehnte Linie vertheidigen mußte. Aber der Angriff und die Eroberung des Lagers bei Freiberg und der Sieg (15. Oct.), den der Prinz hier erfocht, trugen nicht wenig bei, den Frieden herbeizuführen. Nach dem zu Hubertsburg abgeschlossenen Frieden eilte Prinz Heinrich in den Schoß der Ruhe zurück. Das Schloß zu Rheinsberg wurde durch ihn der Sitz der Philosophie und der Musen; aber sein zu großes Vertrauen auf Personen, die dessen unwürdig waren, verursachte häusliche Verwirrungen, die seine Ruhe störten, und ihn veranlaßten, eine Gemahlin von sich zu entfernen, die wenigstens seine Nachsicht zu verdienen schien. 1771 machte er der Kaiserin Katharina einen Besuch in Petersburg, wo eben der Plan, Polen zu theilen, zur Sprache kam. Ohne Auftrag be-

förderte er denselben und gewann die Zustimmung seines Bruders, des Königs. In dem baierschen Erbfolgekriege befehligte der Prinz ein Heer, welches im Juli 1778 nach Dresden marschirte, sich daselbst mit den Sachsen vereinigte und in Böhmen einfiel. Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn zum Rückzug, und der Friede zu Teschen 1779 machte dem Kriege ein Ende. 1784 ging der Prinz nach Paris, unter dem Vorwande, den glänzendsten Hof von Europa zu sehen, eigentlich aber, um eine Verbindung vorzuschlagen, welche die Vergrößerungsplane Östreichs einschränken möchte. Die Unentschlossenheit des Cabinets von Versailles vereitelte diesen Plan, der Prinz kehrte zurück, und der Tod des großen Königs veränderte die Gestalt der Dinge. Friedrich Wilhelm entfernte seinen Oheim von den Geschäften und Prinz Heinrich wollte sich nach Frankreich zurückziehen, als die innern Unruhen dieses Landes ihn daran verhinderten. Die Undankbarkeit seines Neffen vergaß er zu Rheinsberg in dem Umgange mit Philosophen, Gelehrten und Künstlern. Der Krieg, den Preußen gegen Frankreich unternahm, hatte nicht die Beistimmung des Prinzen, dessen Erfahrung jedoch nicht gehört wurde. Alt und hinfällig erwartete er in stiller Ruhe und heiterer Muße das Ende seines Lebens, das dem Glücke des Staats und allen geselligen Tugenden gewidmet gewesen. Er starb zu Rheinsberg den 3. Aug. 1802. 1809 erschien zu Paris eine „Vie privée, polit. et milit. du Prince Henri de Pr., frère de Frédéric II.", deren Verf., nach der Meinung des Hrn. v. Dohm, den Prinzen genau gekannt und sein Vertrauen genossen haben muß.

Heinrich (Christoph), König von Haiti, s. Haiti.

Heinse (Johann Jakob Wilhelm), kurmainz. Hofrath, ein genialer deutscher Schriftsteller, geb. 1746 zu Langenwiesen, einem schwarzb.-sondersh. Marktflecken bei Ilmenau in Thüringen. Ein Jüngling von feinem Sinn und ausgerüstet mit herrlichen Fähigkeiten, um mehr als Eine schöne Kunst zu erfassen und auszuüben; kräftig von Körper, das Gedächtniß treu, die Phantasie höchst entzündbar, schwelgerisch, üppig, bildete er sich mehr in der Welt als in der Schule. Nachdem er seine juristischen Studien in Jena wohl oder übel vollendet hatte, ging er nach Erfurt. Hier erhielt er seine poetische Richtung durch Wieland und mannigfache Anregung u. Unterstützung von Gleim. Mit den „Sinngedichten" (1771) begann er seine literarische Laufbahn; die Übersetzung des Petron und Laidion, oder die eleusinischen Geheimnisse, folgten. Möge man auch das Talent des Verfassers, das sich in beiden Werken darthut, anerkennen, so darf man sich doch nicht verbergen, daß sie in unserer Literatur zu den wenigen erotischen Schriften gehören, die eine gefährliche Wollust athmen. Selbst Wieland nahm an dem kecken Muthwillen seines Zöglings ein Ärgerniß. In Düsseldorf, wohin ihn Jacobi als Theilnehmer an der „Iris" von Halberstadt 1776 berief, ward durch den Besuch der herrlichen Bildersammlung sein Kunstsinn aufgeregt, genährt und verfeinert. Von da ging er 1780 in das ersehnte Italien. Hier schwelgte er in Lust und Freude 3 Jahre lang. Aber befremden muß es, daß damals Heinse das „Befreite Jerusalem" und den „Orlando", aufgelöst in Prosa, aus dem Lande der Musik nach Deutschland hinüberwandern ließ, und seinen Landsleuten zumuthete, daß sie aus dieser Nachbildung begreifen sollten: „wie die herrlichsten Menschen seit einigen Jahrhunderten von Ariosto's Gedichten bezaubert worden wären". In Mainz fand der Heimgekehrte zugleich mit J. Müller ein ruhiges Plätzchen. Er wurde Vorleser des Kurfürsten und 1787 Bibliothekar. Dort schrieb er „Ardinghello", „Anastasia" und „Hildegard von Hohenthal". Was er von Bildnerei und Musik, die er beide schwärmerisch liebte, in seinem Leben erfunden, geahnet und enträthselt hatte, legte er in seinen Werken nieder, deren stürmischer bacchantischer Taumel zwar den Leser gewaltsam ergreift und dahinrafft, ein edles Gemüth aber nicht erheitern kann. Er starb 1803, 54 Jahre alt. Höchst anziehende Briefe von

ihm finden sich in der Sammlung von Briefen zwischen Gleim, Heinse und Müller. Die 1805 unter s. Namen erschienenen „Musikal. Dialogen" sind nicht von ihm.

Heinsius (Daniel und Nikolaus), Vater und Sohn, zwei berühmte holländ. Philologen. Der Vater, geb. zu Gent 1580, war in der class. Literatur ein Schüler Joseph Scaliger's, wurde Professor der Politik und Geschichte in Leiden, auch Historiograph von Holland, und starb 1655. Seine vielseitigen Verdienste als Philolog und Historiker, die schönen Verse, welche er in griech. und lat. Sprache dichtete, und sein guter Geschmack erhoben ihn zu einer hohen Stufe des Ruhms. Unter den Alten hat er besonders den Horaz, Maximus Tyrius, Terenz, Hesiodus, Ovid, den Tragiker Seneca u. A. m. behandelt; auch sind s. Arbeiten für das N. Test. schätzbar. Seine historischen Schriften, sowie s. Reden, empfehlen sich durch eine vortreffliche kräftige Sprache, und auch s. holländ. Gedichte werden geschätzt. — **Nikolaus**, geb. zu Leiden 1620, gebildet unter der Aufsicht s. Vaters, machte viele Reisen nach England, Frankreich und Schweden, besonders aber nach Italien, wohin ihn die Königin Christina von Schweden sandte, um seltene Bücher und Münzen zu sammeln. In der Folge bekleidete er die Stelle eines niederländ. Residenten zu Stockholm, brachte aber die letzten zehn Jahre s. Lebens in s. Vaterlande zu, und starb 1681 im Haag. Er liebte vornehmlich die römischen Dichter, und war in kritischer Behandlung derselben so glücklich, daß er der Wiederhersteller des Ovid, Silius Italicus, Valerius Flaccus u. A. genannt zu werden verdient. Außer diesen Dichtern gab er auch den Virgil, Claudian u. a. m. heraus. Zerstreute Anmerkungen über mehre römische Schriftsteller findet man in s. „Adversarien", die erst 1742 erschienen, und in den Ausgaben des P. Burmann. Nikolaus war, wie sein Vater, ein guter latein. und auch holländ. Dichter.

Heinsius, Großpensionnair von Holland, der Günstling und Vertraute des Prinzen Wilhelm von Oranien, der 1689 als Wilhelm III. den engl. Thron bestieg. Wilhelm hatte ihn nach dem nimweger Frieden nach Paris gesandt, um da seine Rechte auf das Fürstenthum Oranien geltend zu machen. Heinsius sprach so lebhaft für den Prinzen und die Protestanten, daß Louvois sich unterfing, ihm mit der Bastille zu drohen. Seitdem war er Frankreichs abgesagter Feind, und gab sich besonders während des spanischen Erbfolgekrieges nicht vergebliche Mühe, Ludwig XIV. zu demüthigen. Aber sein Widerstand gegen die Abschließung des Friedens zog der Republik eine große Schuldenlast zu, und nachdem er 30 Jahre lang als Rathspensionnair unumschränkt geherrscht hatte, verlor er seine Stelle und starb 1720 im Haag, 87 Jahre alt.

Heißhunger, s. **Bulimie**.

Heizung, so viel als Erhitzung, Erwärmung durch Feuer. Man braucht die Wörter **heizen**, **Heizung** sowol zur Bezeichnung der durch Feuer zu bewirkenden Erhitzung der mancherlei Gattungen von Öfen, deren Wärme zu verschiedenen ökonomischen und technischen Zwecken benutzt wird, als auch bei der Erwärmung der Zimmer durch Öfen (oder Kamine). Letztere sind also Werkzeuge oder Vorrichtungen zum Heizen, Feuerbehälter, kleine Gebäude zum Behuf bequemer Benutzung der Wärme, welche das Feuer (das Verbrennen) entwickelt, für mancherlei Zwecke, mit Beseitigung des Rauchs. Die zunehmende Holztheurung hat endlich unsere Zeitgenossen vermocht, durch Erfindung zweckmäßiger, auf sparsamen Verbrauch des Brennmaterials berechneter Öfen, Herde und andrer Feuerstätten, der so lange herrschend gewesenen Holzverschwendung Grenzen zu setzen, und man hat seit einiger Zeit angefangen, vorzüglich den Bau der Stuben- und Kochöfen kunstmäßiger zu betreiben, indem man die durch die Fortschritte der Physik herbeigeführte Kenntniß der Natur der Wärme, der Gesetze der Wärmeentwickelung und Wärmeleitung darauf anzuwenden bemüht ist. Die Zweckmäßigkeit

eines Ofens beruht im Allgemeinen vorzüglich auf wohlberechneter Beschränkung des Feuers, in Verbindung mit einer Einrichtung, welche auf möglichste Benutzung der entwickelten Wärme abzielt. Mit einem kleinen Feuer kann man, bei genugsamer Beschränkung desselben, z. B. ein Zimmer viel besser heizen, als mit einem großen bei schlechter Beschränkung, und je enger ein Feuer, unbeschadet seiner Lebhaftigkeit, beschränkt werden kann, desto mehr wirkt es erwärmend (erhitzend) auf seine Schranke, nämlich auf die Wände und Decken des Behälters, worin es eingeschlossen ist. Vergleicht man mit diesen Grundsätzen die meisten noch jetzt gebräuchlichen Öfen, so sieht man, daß es große, weite und hohe Kasten sind, worin das Feuer sich ohne Hinderniß ausbreiten und emporsteigen kann, sodaß bei weitem die meiste Wärme schnell und unbenutzt mit dem Rauche in den Schornstein entweicht. Zur Beurtheilung der Zweckmäßigkeit der jetzt gebräuchlichen Öfen ist noch Folgendes in Betrachtung zu ziehen: 1) Da ein Feuer um so lebhafter brennt und um so mehr Wärme entwickelt, je mehr die äußere Luft mit dem brennenden Material in Berührung kommt, so sind die Zugöfen, bei welchen die Luft durch eine kleine Öffnung des Ofenlieds (Ofenschürschens) fortwährend einströmt und das Feuer anbläst, den Öfen, die von Außen geheizt werden und eines solchen Luftstroms ermangeln, weit vorzuziehen. 2) Da das Feuer aufwärts steigt und daher am meisten nach oben wirkt, so ist dessen Beschränkung in dieser Richtung am nöthigsten; und es ist eine Hauptregel bei der Verbesserung der Öfen, die Höhe des Feuerraums zu vermindern. Diese wichtige Regel hat man zwar neuerlich beim Bau der Kochöfen beobachtet, bei den Stubenöfen dagegen vernachlässigt, deren Feuerraum fast durchgängig zu hoch ist. Mehr als 7, 8, höchstens 9 Zoll Höhe sollte keines Stubenofens, und ebenso keines Kochofens Feuerraum enthalten. Man kann daher fast jeden Stubenofen dadurch sehr verbessern und in einen Sparofen verwandeln, daß man in dem Feuerkasten einen Wärmekasten (Wärmerohr), in Form einer Brat- oder Kochröhre, anbringt (z. B. nach Pohl's Angabe; s. dessen „Beschreibung eines Kochofens"), dessen Mündung dann viel Wärme in das Zimmer bringt, wenn man nämlich unter dem Wärmekasten ein Ofenlied anbringt, wodurch der Ofen zugleich, wenn er es noch nicht war, in einen Zugofen umgeändert wird, worin der Feuer- oder Wärmestrom den Kasten umspielt. 3) Das zu schnelle Entweichen der Wärme, welche das Brennmaterial entwickelt, muß möglichst verhütet werden; dies geschieht durch Verlängerung des Weges, den der Feuer- und Rauchstrom von der Feuerstätte bis zum Ausgang in den Schornstein oder das Kamin zu durchlaufen hat. Darauf beruht die mehr oder weniger zweckmäßige Einrichtung der Ofenaufsätze, welche mit mehren Zügen, doch mit einem nach verschiedenen Richtungen gebohrten Canale von genugsamer Länge versehen sein müssen. Daher die sogenannten Circuliröfen, welche, als die ersten verbesserten Stubenöfen, bisher eine bedeutende Rolle gespielt haben. Hierzu eignen sich die bekannten dietendorfer Öfen, welche lang, schmal und von unbeträchtlicher Höhe sind, am besten, und man versieht einen solchen Feuerkasten mit einem thönernen Aufsatz mit 3 Horizontalzügen aus gebrannten Tafeln oder Kacheln. Die neuesten Circuliröfen sind ganz aus Eisen gegossen, d. h. Feuerkasten und Aufsatz sind aus Einem Guß; sie haben aber, wie fast alle bisherige Öfen dieser Art, doch in geringerm Grade, den Fehler, daß der Feuerkasten zu hoch und die Züge zu weit sind, mithin die Regel der möglichsten Feuerbeschränkung nicht genug beobachtet ist. Durch die Verengerung der Züge und die Verminderung der Höhe des Feuerraums concentrirt man die Wärme und gewinnt dadurch, außer besserer Heizung der Zimmer, zugleich den Vortheil, daß sich weniger Ruß ansetzt, den nur der abgekühlte Rauch erzeugt. 4) Auch die Materialien, deren man sich zum Ofenbau bedient, sind für die Zweckmäßigkeit der Einrichtungen wohl zu berücksichtigen. Eisen, als guter Wärmeleiter, ist überall dienlich, wo es auf schnelle Erwärmung der Zimmer

ankommt; aber es hat die Eigenschaft aller Wärmeleiter, beim Mangel des Feuers bald wieder zu erkalten, welches um so mehr der Fall sein muß, je dünner die Eisenplatten sind. Dagegen ist gebrannter Thon ein schlechter Wärmeleiter, und dient daher zum längern Nachhalten der empfangenen Wärme. Aus diesem Grunde sind die gewöhnlichen blechernen Windöfen, welche überdies, in Ermangelung fast aller Circulation, die Wärme schnell in den Schornstein abführen, sehr unzweckmäßig. Zweckmäßiger sind aus obigem Grunde diejenigen Öfen, deren Feuerkasten aus starken Eisenplatten, einen thönernen Aufsatz tragen, wodurch man beide Vortheile, nämlich den des schnellen Heizens und des Nachhaltens der Wärme, vereinigt. Zweckmäßig in jener Hinsicht ist es daher auch, wenn man bei Circuliröfen mit thönernen Aufsätzen zu den Decken der Horizontalzüge Blechtafeln von geringer Dicke wählt. Es gibt aber auch Öfen, bei welchen das Nachhalten oder die Dauer der Erwärmung allein berücksichtigt ist, worin man daher das Feuer nicht zu unterhalten braucht, und welche darauf eingerichtet sind, daß sie nur zuweilen, aber dann stark, geheizt werden dürfen, um dann desto länger warm zu bleiben, und das Zimmer, worin sie stehen, in angenehmer Temperatur zu erhalten. Von den Backöfen ist diese Eigenschaft bekannt, und Jedermann weiß, wie lange sie nach der Heizung die Hitze beibehalten. Aber nicht Jeder kennt wol die russischen Stubenöfen, welche in 24 Stunden nur einmal, ohne weitere Unterhaltung des Feuers, geheizt werden, und dennoch die Zimmer während dieser ganzen Zeit, trotz des kalten Klimas, hinlänglich und gleichmäßig warm erhalten. Sie werden gewöhnlich ganz aus Backsteinen gebaut und mit vielen (senkrechten) Zügen versehen. Bei jeder Heizung wird starkes Feuer gegeben, um die Backsteine möglichst zu erhitzen. Sobald nun das Flammenfeuer vorüber und bloß noch reine Kohlenglut vorhanden ist, wird sowol oben das Abzugsrohr, als unten das Schür- oder Heizloch durch wohlpassende Klappen u. dgl. verschlossen, und die Arbeit des Heizens ist geschehen und unter 24 Stunden nicht wieder nöthig. Diese Öfen verbreiten eine angenehme, gleichmäßige und daher gesunde Wärme in den Zimmern, deren längere Dauer durch die überall eingeführten Doppelfenster sehr unterstützt wird. 5) Je mehr Züge endlich die Öfen oder deren Aufsätze enthalten, desto mehr ist es nöthig, daß sie nicht zu selten gereinigt werden, wenn sie jederzeit gute Dienste leisten sollen, da der Ruß die Wärmeleitung und daher die Wirkung des Ofenfeuers schwächt. Man vermeidet übrigens die häufige Erzeugung des Rußes durch die zweckmäßige Einrichtung der Öfen, durch gehörige Beschränkung des Feuers, durch verhältnißmäßige (nicht zu weit getriebene) Verengung der Züge, wodurch die Wärme des Rauchs concentrirt und die Ansetzung des Rußes vermindert wird. Man darf daher auch die Vermehrung der Züge, d. h. die Verlängerung des Weges für den Rauch nicht zu weit treiben, weil bei zu großer Abkühlung des letzten nicht nur viel Glanzruß entsteht, sondern am Ende eine rußige Flüssigkeit erzeugt wird, welche herabtropft und die Zimmer verunreinigt. Hinsichtlich der Vermeidung des Rußes sollte man auf die Vervollkommnung der rauchverzehrenden Öfen bedacht sein, deren Feuerkasten die Form eines abgekürzten Kegels haben; sie sind mit einem Seitenrohr versehen, durch welches die äußere kalte Luft in den obern Theil des Feuerrohrs geleitet wird; die kalte Luft drückt den Rauch nieder, sodaß er vom Feuer entzündet wird. Natürlich setzt sich in diesen Öfen fast gar kein Ruß an, da es an Rauch fehlt, nur sind sie nach der bisherigen Einrichtung zu kostspielig. Am meisten darf man sich aber für die Verbesserung der Stubenöfen oder die vollkommnere Heizung der Zimmer von der zu erwartenden Einführung der Saugwerke versprechen. Diese gründen sich auf die Erfahrung, daß die Luft, wo sie erhitzt wird, sich sogleich ausdehnt und aufsteigt, während andre kühlere Luft an ihre vorherige Stelle tritt, wodurch man, bei fortwährender Wärmeerzeugung, einen heißen Luftstrom unterhalten kann. Dies geschieht durch eiserne (eisenblecherne), im Ofen oder dessen

Aufsatz angebrachte Röhren, deren beide Mündungen sich in das Zimmer öffnen, sodaß keine derselben mit dem Rauch des Feuerstroms Gemeinschaft hat. Diese Wärmeröhren werden mit Knieen versehen, damit man sie im Innern des Ofens nach verschiedenen Richtungen leiten kann, wie es die Umstände erfodern, z. B. aus dem Feuerkasten in die Züge, wo man sie mit ihren obern Mündungen in passenden Löchern, die in die Seitenwand eines Zugs gemacht werden, mittelst guten Lehms befestigt. Ebenso wird auch die untere Mündung eines solchen Wärmerohrs in dem Loche einer Ofenwand befestigt. Es ist klar, daß durch diese Einrichtung eine ununterbrochene Circulation und Erhitzung der Luft während der Heizung (Unterhaltung des Feuers im Ofen) bewirkt werden muß, wobei die erhitzte Luft aus der obern Mündung der Wärmeröhren ausströmt, indem die untere fortwährend andere kühlere Luft einsaugt, welche innerhalb des heißen Rohrs ebenfalls sogleich erwärmt wird, u. s. w. Je näher man den untern Theil eines Wärmerohrs über dem Feuer anbringt, desto stärker ist natürlich die Wirkung, aber desto stärker muß auch das Eisenblech sein, woraus dieser Theil gemacht ist, wenn er nicht zu bald verbrennen soll. Auch mit der Zahl der Wärmeröhren steht, begreiflich, der Erfolg eines solchen Saugewerks in genauem Verhältniß, d. h. je mehr man deren anbringen kann, desto besser ist es. Diese Einrichtung ist nicht nur holzsparend, sondern man gewinnt auch dadurch den Vortheil einer gleichmäßigen Verbreitung und Vertheilung der Wärme in den Zimmern, was ebenso angenehm als günstig für die Gesundheit ist. Daß man übrigens aus einem Ofen von genugsamer Größe die zweckmäßig angebrachten Wärmeröhren verlängern und in andre Zimmer leiten könne, um diese bloß durch das Einströmen der erwärmten Luft (ohne besondere Öfen) zu heizen, leuchtet von selbst ein. Die zu große Mannigfaltigkeit der jetzt gebräuchlichen Stubenöfen, hinsichtlich der Haupteinrichtung, ist eben kein Zeuge von einer hohen Stufe, welche die Ofenbaukunst im Ganzen bis jetzt erreicht hätte. Denn die Anwendung richtiger physikalischer Grundsätze auf diese Kunst fodert auch eine bestimmtere Einrichtung, welche übrigens hinsichtlich der Mannigfaltigkeit der äußern Form und Verzierung dem Geschmack noch freien Spielraum genug läßt. Vor der Hand scheint eine Verbindung zweckmäßig gebauter Circuliröfen mit dem Saugewerk viel Vortheil zu versprechen, und höchst wahrscheinlich würden aus der Vereinigung der Vortheile des rauchverzehrenden Ofens, des Saugewerks und Circulirofens die vollkommensten Stubenöfen hervorgehen. Als Brennmaterialien wendet man, wie Jeder weiß, außer dem Scheitholze und Reißig, auch Steinkohlen, Torf, Lohkuchen, und neuerlich sogar die Sägespäne (in ähnlicher Form, wie die Lohkuchen) zum Heizen an. Jedes dieser Materialien, welche, die Steinkohlen ausgenommen, dem Pflanzenreiche angehören, gewährt seine eignen Vortheile; vom Scheitholze aber, als dem vorzüglichsten Heizmaterial, sollte Jeder wissen, daß es nur völlig trocken und kurz (wenigstens drei-, in der Regel viermal) geschnitten, in Stubenöfen mit Vortheil verbraucht werden kann. Die Literatur dieses Fachs enthält zwar mancherlei gute Vorschläge, Vorschriften, Anleitungen zum Bau holzersparender Öfen, Herde rc., aber Alles ist noch zu einseitig und unvollständig; an einem class. Werke über diesen Gegenstand fehlt es uns noch. Beachtung hinsichtlich der Fortleitung der erwärmten Luft verdient die Schrift: „Die Heizung mit erwärmter Luft". (S. **Luftheizung.**)

Hekate, Tochter des Tartarus, nach A. der Nacht; noch A. nennen Jupiter als ihren Vater, der sie bald mit der Juno, bald mit der Ceres, bald mit Asteria, bald mit der Phocäa, einer Tochter des Äolus, gezeugt habe. Sie war die unterirdische, der Magie vorstehende Göttin. Von der Juno den Nymphen zur Erziehung übergeben, entwandte sie die Schminkbüchse der Götterkönigin und gab sie der Europa, der Tochter des Phönix. Als Juno sie dafür bestrafen wollte,

flüchtete sie zu einer Gebärenden, dann in das Gefolge eines Leichenzuges. Die dadurch Verunreinigte ließ Jupiter durch die Kabiren am acherusischen Pfuhle reinigen; seitdem ward sie eine unterirdische Göttin. Andre erzählen andre Geschichten von ihr. Hesiod sagt, ihre Macht erstreckte sich über die Erde und das Meer; sie hatte unter den Gestirnen einen Platz und genoß vorzüglicher Ehre unter den Unsterblichen. Ehren und Güter verleiht sie dem, den sie begünstigt. Den Kriegern gibt sie Sieg, sitzt dem Richter zur Seite, ist den Proceßführenden hülfreich, sowie den Wettkämpfern, segnet den Fischer mit reichlichem Fang, den Hirten mit Heerden, und befördert das Gedeihen und den Wachsthum der Jugend. Alle Zauberkräfte der Natur stehen ihr zu Gebote. Späterhin ward sie das Symbol des Mondes und war dann mit der Diana einerlei; aber ihre Macht erstreckte sich bis über die Unterwelt, daher heißt sie auch unterirdische Diana. Überhaupt nennt man sie als unterirdische Göttin Hekate, im Himmel Selene, und auf der Erde Artemis oder Diana. Die Zauberer und Hexen flehten vor Allen ihren Beistand an. Man opferte ihr auf Scheidewegen, vorzüglich Hunde. In Ägina wurden ihr jährlich geheimnißvolle Feste gefeiert. Ihre Gestalt war furchtbar: sie hatte Schlangenfüße, und Schlangen zischten um ihren Hals und ihre Schultern. In Rücksicht auf ihre dreifache Beziehung wurde sie mit drei Gesichtern oder Köpfen gebildet; daher hieß sie auch die Dreigestaltete. In den schönern Zeiten der Kunst bildete man sie nur mit drei Gesichtern der jungfräulichen Diana; auf Gemmen findet man verschiedene Abbildungen. S. die Abhandl. des russ. Hofr. Peter v. Köppen: „Die dreigestaltete Hekate und ihre Rolle in den Mysterien" (Wien 1823, 4.).

Hekatombe, bei den Griechen ursprünglich ein Opfer von hundert Stieren, dann überhaupt von hundert Thieren. Einige erklären den Namen aus einer tropischen Figur bei den Dichtern, sodaß er im Allgemeinen ein Opfer von vielen Thieren bedeute, da man in gleicher Bedeutung Chiliomben, Opfer von tausend Thieren, gehabt habe.

Hekla, ein 4300 Fuß hoher feuerspeiender Berg in dem südwestl. Theile der Insel Island, der aber sowol in Wiederholung als Größe der Ausbrüche weit dem Ätna und Vesuv nachsteht. An der Westseite des Fußes des Hekla fließt der Wester Rangaa, dessen Bette aus großen Lavamassen besteht. Der nächste bewohnte Ort ist die Meierei Naifurholt. Der Hekla hat drei Spitzen, die über dem Hauptberge nicht viel erhaben sind. Der ganze Gipfel ist ein Haufen Schlacken, und der Krater nicht viel über 100 F. tief. Man zählt seit 1004 in Allem 23 Ausbrüche, wovon die letzten 1766 vom 5. April bis 7. Sept. und 1818 sich ereigneten. Der Brite Mackenzie bestieg 1810 mit vieler Gefahr diesen Vulkan. Von seiner Spitze übersieht man gegen N. ⅔ der Insel, indem die Gegend niedrig ist, außer wo sich hier und da ein Jokul (Gletscher, Eisberg) erhebt; gegen O. begrenzen mehre Jokuls die Ansicht des Landes. Nach S. übersieht man eine ausgebreitete, von dem Meere begrenzte Ebene.

Hektisch (griech. ἑκτικος, von ἕξις, das Verhalten, Befinden) hat ursprünglich eine sehr weite Bedeutung, die jedoch gewöhnlich dahin beschränkt wird, daß damit ein Zustand, Fieber, Krankheit oder auch eine Person bezeichnet wird, bei welcher Abzehrung vorhanden ist. Einzelne Symptome, welche eine solche Krankheit andeuten, werden auch hektisch genannt, z. B. eine hektische Röthe der Wangen, hektischer Husten u. s. w.

Hektor, des Priamus und der Hekuba Sohn, der tapferste im Heer der Trojaner, dessen Oberbefehlshaber er war. Seine Gemahlin war des cilicischen Königs Eetion Tochter, Andromache, mit der er den Astyanax oder Skamander, nach A. auch den Laodamas und Amphinous zeugte. Seine Thaten besingt Homer in der Ilias. In der Schlacht bekämpft er die Helden der Griechen und drängt

sie oft hart; sein Wort und Beispiel ermuthigt die Trojaner aufs neue, so oft ihre Kraft zu erschlaffen beginnt; im Rath empfiehlt er Ausdauer, Einigkeit und Verachtung der Gefahr. Troja ist unüberwindlich durch ihn. Als er aber Patroklus, des Achilles Freund, erlegt hatte, und dieser, des Haders mit Agamemnon uneingedenk, die Waffen ergriff, um den Tod des geliebten Genossen zu rächen, da erreichte ihn selbst das dunkle Verhängniß. Er fiel, von Achilles durchbohrt; sein Leichnam ward von dem Sieger geschleift, und sodann für ein Lösegeld dem Priamus überlassen, der ihn feierlich bestatten ließ. Unstreitig ist Hektor der trefflichste Held in der Ilias. An Tapferkeit Keinem weichend, erliegt er dem Achilles, nicht weil ihn derselbe an Muth übertrifft, sondern weil er, von langen Kämpfen und Wunden ermattet, einen Zweikampf eingeht, in welchem er des Deiphobus Hülfe vertraut, in dessen erlogener Gestalt Minerva ihn täuscht und verläßt. An Menschlichkeit aber übertrifft Hektor Alle; zu den schönsten Episoden der Iliade gehört sein Abschied von der Andromache, in welchem er die schönsten Gefühle als Fürst, Gemahl und Vater ausdrückt.

Hekuba (griech. Hekabe), eine Tochter des Königs Dymas von Thracien, nach Andern des Cysseus oder des Flusses Sanagrius und der Metope. Sie war die zweite rechtmäßige Gemahlin des Königs Priamus von Troja, dem sie zuerst den Hektor und dann den Paris gebar. Als sie mit Letzterm schwanger ging, träumte sie, daß sie eine Fackel zur Welt brächte, die ganz Troja verzehrte. Dies deuteten die Wahrsager dahin, daß der Sohn, den sie in ihrem Schoße trage, den Untergang des Reichs herbeiführen werde. Er ward deßhalb ausgesetzt, aber auf eine wunderbare Art gerettet. Hekuba gebar darauf noch die Kreusa, Laodice, Polixena, Kassandra, den Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polidorus, Troilus. Nach Trojas Eroberung fiel die unglückliche Fürstin dem Ulysses aus der Beute als Sklavin anheim. Voll Verzweiflung über dies Mißgeschick reizte sie den Zorn der Griechen durch Schmähungen und ward von ihnen gesteinigt, unter den Steinen fand man aber nicht ihren Leichnam, sondern einen todten Hund. Die alten Tragiker schildern sie auf der Bühne als eine zärtliche Mutter, edle Fürstin und tugendhafte Gattin, welche das Schicksal die herbesten Verhängnisse erfahren läßt.

Hela, s. Nordische Mythologie.

Heldenbuch, eine berühmte Sammlung altdeutscher Gedichte nach alten vaterländischen Sagen, deren geschichtlicher Mittelpunkt die Zeit Attila's und der Völkerwanderung ist. Es enthält die Thaten und Abenteuer des Kaisers Otnit und des Zwerges Elberich, Hugdietrichs, Wolfdietrichs, Königs Giebichs von Worms, Dietrichs von Bern, des Königs Laurin, die Geschichte von dem berühmten Rosengarten zu Worms, vom Hörnensiegfried, von Etzels Hofhaltung u. s. w. Diese Heldenlieder beschäftigen ungemein die Phantasie durch Vorführung bald der abenteuerlichsten, bald der lieblichsten Erscheinungen, und rühren aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Dichtern her. Die ältesten sind aus dem schwäbischen Zeitalter und nähern sich in ihrer Form und Darstellung dem Nibelungenliede. Unter ihren Verfassern nennen wir Heinrich von Ofterdingen und Wolfram von Eschenbach. Eine spätere Überarbeitung lieferte Kaspar von Roan (1472), und einige Stücke sind prosaische Volksbücher geworden. Sämmtliche alte Drucke liefern den überarbeiteten Text. Die erste Ausg. v. O. u. J. um 1490, 2te Augsburg 1491, 3te Hagenau 1509, alle Fol. Den Anfang einer modernisirten Bearbeitung lieferte v. d. Hagen (Berlin 1811), und derselbe und A. Primisser „Das Heldenbuch in der Ursprache &c." (Berlin 1820—24, 2 Bde., 4.).

Heldengedicht (Epopöie) ist eine besondere Art aus der Gattung der epischen Poesie (des Epos). Hält man diese Bemerkung nicht fest, so wird man das viele Einseitige und Willkürliche, das über diese Dichtungsart bereits behaup-

tet worden ist, nur vermehren oder bestätigen. Das Einseitige und Willkürliche dieser Behauptungen hat aber seinen Grund darin, daß man das Heldengedicht als die Gattung selbst nahm und aus den Gedichten Homer's, wie sie dem Aristoteles erschienen waren, und Virgil's, als Mustern für diese Gattung, die Regeln derselben ableitete und für alle ähnliche Werke festsetzte. Indem man nun Epos und Heldengedicht nicht unterschied, drang man auch jenem die Regeln auf, welche höchstens für dieses gelten konnten. Höchstens, sagen wir, denn es gab darunter auch solche, welche keineswegs in dem Wesen des Heldengedichts gegründet waren, sondern nur aus falscher Ansicht jener Muster entstanden sein konnten. Von jedem Epos verlangte man einen großen Umfang der Dichtung, in der Anlage eine tragische Verwickelung, Vollständigkeit und Abgeschlossenheit der Handlung, in den Charakteren Idealität, in Ausdruck und Vers Pracht und Würde, und vor allen Dingen in der Erfindung das heroisch Wunderbare, zu dessen Darstellung auch eine Einmischung überirdischer Wesen für nothwendig erachtet ward. Nun sehe man, wie besonders die neuere Praxis, durch solche Regeln verleitet, alle Kunstgriffe aufbot, den darzustellenden Gegenstand zu vergrößern, wie sie dadurch aus allem epischen Charakter völlig heraustrat, und bald durch entfremdete Mythologie, bald durch selbst erfundene kalte Allegorie alles innere Leben erkältete und allen Glauben an die Darstellung ertödtete. Selbst in den gelungensten Werken dieser Art hat man noch oft genug Ursache, diese Mißgriffe zu bedauern. Seitdem man über die Entstehung der Gedichte Homer's die richtige Ansicht gewonnen hatte, mußte man nothwendig auch von jenen, auf die irrige Ansicht dieser Gedichte gegründeten, theoretischen Verirrungen in Ansehung des Epos zurückkommen, und so wurden Wolf's kritische Untersuchungen über Homer auch für die Ästhetik fruchtbar. A. W. v. Schlegel war es vornehmlich, der, nach der berichtigten Ansicht von Homer's Rhapsodien, eine dem Homer und der Natur gemäßere Theorie des Epos aufstellte, nachdem bereits früher mehre Stimmen gegen die Gesetzkräftigkeit bloß temporeller und örtlicher Einrichtungen sich erklärt, und also vom Zufälligen mehr auf das Wesentliche hingewiesen hatten. Besaß man nun aber gleich eine richtigere Theorie des Epos überhaupt, so hatte man darum doch noch keine ebenso richtige Theorie des Heldengedichts; ja es schien, als wollte man jetzt in den entgegengesetzten Fehler verfallen, und nun dem Heldengedicht keine andern Gesetze zugestehen als die des Epos überhaupt, und nach keinem andern Muster als nach Homer's Rhapsodien, zu welchem Behufe mitunter das Ansehen Virgil's gar sehr verunglimpft wurde. Wer möchte behaupten, daß der neue Irrthum nicht auch ein Irrthum sei! Das Heldengedicht als episches wird zwar allerdings unter den Gesetzen des Epos stehen, als eine besondere Art in der Gattung aber auch Eigenthümlichkeiten haben müssen, durch die es sich von jedem Epos, das kein Heldengedicht ist, auszeichnet. Geht man nun von dem Grundsatz aus, daß die Form eines Kunstwerks bedingt sei durch den Stoff, und daß beide mit einander in der innigsten Harmonie stehen müssen, so wird man nicht umhin können zu gestehen, daß unter den vielen Erklärungen vom Heldengedichte die von Heydenreich gegebene noch am meisten zum Ziele treffe. Er erklärt es „als die Darstellung einer Handlung, welche durch ihre Wichtigkeit für die ganze Menschheit oder einen großen Theil derselben, durch die Charaktere, welche an ihr Theil nehmen, und die Art ihrer Entwickelung das Gefühl des Erhabenen erregt, in der Form der höchsten durch Sprache darstellbaren Schönheit". Wenn der Urheber dieser Erklärung die Darstellung einer Handlung fodert, so scheint er dem Heldengedicht Gesetze der Tragödie vorzuschreiben, denn in dem Begriff der Handlung sind die Anfoderungen der Einheit, Vollständigkeit u. s. w. mit eingeschlossen. Schwerlich würde man ein Heldengedicht darum tadeln, weil es diese Anfoderungen befriedigte; man kann aber freilich auch nicht, als eine unumgängliche Nothwendigkeit, darauf drin-

gen. Hier gelten die allgemeinen Gesetze des Epos. Streng hat dagegen der Sänger eines Heldengedichts über Einheit des Tons zu wachen, weil er, wenn er diese verletzte, die Wirkung seines Gedichts selbst vernichten würde. Als diese Wirkung nennt Heydenreich das Gefühl des Erhabenen, welches jedoch nur mit Einschränkung dafür kann angenommen werden. Es gibt nämlich drei verschiedene Classen von Heldengedichten, und bei jeder ist die Wirkung verschieden. Diese drei Classen kann man bezeichnen als das ernste, das komische und das romantische Heldengedicht. Was bisher von dem Heldengedicht überhaupt gesagt worden ist, kann man als von dem ernsten gesagt annehmen. Die Wirkung desselben soll allerdings Gefühl des Erhabenen sein; gerade die entgegengesetzte aber hat das komische Heldengedicht zum Zweck. Dieses ist hervorgegangen aus der Parodie des ernsten Heldengedichts, d. h. aus der scherzhaften Anwendung der ernsten Form desselben auf einen mit ihr abstechenden Stoff, wobei der Contrast hauptsächlich dient, das Gefühl des Lächerlichen zu erregen. Hier ist deßhalb Manches von sehr guter Wirkung, was im ernsten Heldengedichte geradezu seinen Zweck verfehlt, namentlich die ganze allegorische Maschinerie. Das romantische Heldengedicht kann man dem vorigen nicht entgegensetzen, indem es ernst sein kann, wie bei Tasso, Trissino, Camoens u. A., oder komisch, wie bei Ariosto. Da es jedoch mit der Zeit zu einer Mischung von Ernst und Scherz wurde, indem die Dichter es nicht verhehlten, daß sie mit ihrem Stoffe nur spielten, so kann man füglich das romantische Heldengedicht als eine eigne Classe neben jene stellen. Der Geist eines scherzenden Spottes waltet darin vor. Wie der Scherz überall mehr Freiheit hat als der Ernst, so ist auch diese Classe von Heldengedichten ungebundener, und der lose Geist Capriccio treibt bisweilen darin mit den Regeln ein loses Spiel. (Vgl. Romantische Poesie.) dd.

Heldmann (Friedrich), Professor der Staatswissenschaft an der Akademie zu Bern, geb. den 24. Nov. 1776 zu Mergalshöchheim, einem fränkischen Dorfe am Main, bekannt durch seine maurerische Thätigkeit, hatte früher eine Professur zu Würzburg und war zugleich Director des dortigen Gymnasiums und der Commerzschule. 1807 ging er als Professor nach Aarau und 10 Jahre darauf nach Bern. Seine maurerische Laufbahn begann er 1809 zu Freiburg im Breisgau, wo er in den Bund aufgenommen wurde. Von nun an widmete er sich dem Studium des Ursprungs und Wesens der Maçonnerie. Feßler's Schriften, Anderson's „Maurerisches Constitutionsbuch", Lawries's „Geschichte der Freimaurerei", Krause's „Drei älteste Kunsturkunden" dienten ihm zum Leitfaden; durch das letztere Werk ward er mit Zschokke bekannt, als dieser in s. „Miscellen für die neueste Weltkunde" einen mißbilligenden Aufsatz über Krause's „Kunsturkunden" hatte abdrucken lassen, in denen Heldmann dagegen viel Lobenswerthes fand. Dieser Verschiedenheit in ihrem Urtheil ungeachtet zogen beide Männer sich doch an, und oft und viel über das Streben des Freimaurerordens sich unterhaltend, reifte bei ihnen der Entschluß, an ihrem Aufenthaltsorte Aarau eine Loge zu stiften. Das neuorganisirte schweizerische Directorium der rectificirten schottischen Maurerei in Basel verlieh ihnen die erbetene Constitution, und man gab dem jungen Vereine den Namen „Loge zur Brüdertreue". Daß diese Loge nur in den ersten drei (den Johannis-) Graden der Maurerei arbeitet, indem sie sich die höhern Grade der Stuarts-Maurerei bei ihrer Constituirung verbat, weil die Br. eingesehen hatten, daß hinter diesem Namen-, Titel- und Bänderwesen nichts steckt, und daß sie Veranlassung zur Stiftung einer Gesellschaft für vaterländische Cultur war, bemerken wir noch nebenbei. H. sah sich durch die in Geheimnißkrämerei befangene Ansicht mancher auswärtigen Logen bald genöthigt, freiwillig zu decken (d. h. dem Besuch der Logen zu entsagen), um seine Loge nicht mit andern in verdrießliche Spannung zu bringen. Er wollte nämlich die Resul-

tate seiner maurerischen Forschungen herausgeben, was die Geheimnißkrämer im Orden theils durch Rundschreiben an die Logen, theils durch den Vorschlag einer Obercensur zu hintertreiben suchten. (Vgl. d. Art. Heldmann in Lenning's „Encyklopädie der Freimaurerei".) Diese Hindernisse, sowie H.'s Versetzung nach Bern und a. lit. Arbeiten ließen ihn jedoch seinen Plan, ein Handbuch für Freimaurer herauszugeben, aufschieben, und es erschienen einstweilen s. „Drei ältesten Denkmale der deutschen Freimaurerbrüderschaft, sammt Grundzügen zu einer allg. Geschichte der Freimaurerei" (Aarau 1819), und: „Akazienblüthen aus der Schweiz, ein maurerisches Taschenbuch" (Bern), das, sowie das erstgenannte Werk, in den Buchhandel gekommen ist. Außerdem redigirte H., der in seinen maurerischen Ansichten besonders mit Krause übereinstimmt, die in der Schweiz erschienene „Europäische Zeitung". 12.

Helena, Tochter der Leda und des spartanischen Königs Tyndarus (der Fabel nach des Jupiter, der in Gestalt eines Schwans der Leda genaht), war von so unbeschreiblicher Schönheit, daß Tyndarus, aus Furcht, Derjenige, dessen Gemahlin sie würde, möchte von allen Andern aus Neid verfolgt werden, fast alle griechische Fürsten, die sich um ihre Hand bewarben, einen Eid schwören ließ, durch welchen sie sich verpflichteten, mit ihrer ganzen Macht Demjenigen beizustehen, den sie zum Gemahl erwählen würde, im Fall er ihretwegen angefochten werde. Diesem gemäß foderte ihr Gemahl Menelaus, als sie ihm von Paris, dem Sohne des trojanischen Königs Priamus, entführt worden war, alle griechische Fürsten zur Bestrafung des erlittenen Schimpfs auf, und dies war die Veranlassung zu dem trojanischen Kriege. Aus dem Besitz des Paris, der im letzten Belagerungsjahre fiel, kam Helena in die Hände seines Bruders Deiphobus, und nach Trojas Eroberung nahm sie der erste Gemahl Menelaus, den sie durch ihre Liebkosungen wieder zu gewinnen wußte, mit sich zurück nach Sparta. **Hermione** hieß ihre mit Menelaus erzeugte Tochter.

Helena (Insel), s. St.-Helena.

Helenenfeuer (auch St.-Helms-, St.-Elmo- oder Eliasfeuer, feu St.-Elme), eine Lufterscheinung, welche von brennbaren Dünsten in der Luft herrührt, in Gestalt einer Flamme sichtbar wird und sich oft auf Schiffen an den Masten und Raaen sehen läßt. Erscheinen zwei Flammen (Kastor und Pollux), so gilt dies den Schiffern für eine gute Vorbedeutung; eine einzelne Flamme hingegen, die auch nur die Helene heißt, betrachten sie als ein böses Zeichen.

Helenus, des Priamus Sohn und der Kassandra Zwillingsbruder, begabt mit Seherkraft. Er warb nach Paris's Tode vergebens um die Helena und verrieth, erzürnt darüber, Troja. Der Betrug mit dem hölzernen Pferde wird ihm zugeschrieben.

Helgoland, eine kleine Inselgruppe, die 6 Meilen vor den Mündungen der Elbe, der Weser und der Eider in der Nordsee liegt und aus dem Haupteilande Helgoland, aus den Sandinseln oder den Dünen, und aus verschiedenen Klippen und Riffen, unter denen der sogenannte Mönch die vorzüglichste ist, besteht. Helgoland selbst wird in das hohe und niedrige Land eingetheilt. Jenes hat 4200 Schritt im Umfange und ist 90 bis 160 Schuh über der Meeresfläche. Man steigt 208 Stufen hinauf. Das niedrige Land wird alle Jahre durch Ausspülen der See verringert, und es soll vor einem Jahrhundert noch elfmal mehr Umfang gehabt haben als gegenwärtig. Jetzt beträgt der letztere kaum 1200 Schritt. Die Dünen oder die Sandinseln haben nur zwei Fünftheile des Umfangs von Helgoland. Die ganze Insel besteht aus verhärtetem Thon von rother Farbe, worunter viel Eisenoxyd und etwas kohlensaurer Kalk ist. Auch findet man ziemlich viel kohlensaures Kupfer, am Strande Belemniten, verkohltes Holz, Schwefelkies und Kalkstein. Helgoland selbst hing vor 100 Jahren noch mit der Sandinsel

zusammen. Seit 1720 steht die See zwischen beiden 18 bis 20 Fuß hoch. Der Boden von Helgoland selbst ist bis auf eine Tiefe von 4 Fuß gutes Ackerland. Man baut jährlich ungefähr 300 Tonnen Gerste und wenig Hafer. 60 Kühe finden Weide, und 4 bis 500 Schafe können erhalten werden. Auf dem Hochlande stehen 342 Häuser, 78 auf dem niedrigen. In diesen 420 Häusern wohnen ungefähr 2000 Menschen. Es sind größtentheils Fischer, und die vorzüglichste Einnahme besteht in dem Preise für die Seefische, wovon jährlich ungefähr für 60,000 Thlr. ausgeführt werden. Die Einwohner sind unvermischte Abkömmlinge der alten Friesen, deren Sprache und Gebräuche sie vollkommen beibehalten haben. Die Weiber bestellen den Acker, dreschen und mahlen das Getreide. Pferde und Wagen gibt es nicht. Die Feuerung zieht man vom Festlande. Die Helgoländer sind als geschickte Lootsen bekannt. Es sind zwei Häfen auf der Hauptinsel, der nördliche für die größern Fahrzeuge, und der südliche für die geringern. Man unterhält einen Leuchtthurm, nach dem sich alle Schiffe richten, die in die Elbe, Eider, Weser und Jahde einlaufen wollen. Vertheidigt wird die Insel von vier Batterien. Im Sept. 1807 nahm sie Admiral Russel den Dänen ab, und seit dem Frieden zu Kiel, 1814, gehört sie England, welches keine Abgaben von ihr fodert und sich weder um ihre Verfassung noch um ihre innere Verwaltung bekümmert. Die Justiz und Polizei wird nach den schleswig-holsteinschen Landesgesetzen gehandhabt. Die letzte Instanz bildete der Gouverneur, welcher die vor ihn gebrachten Streitigkeiten militairisch entschied. Jetzt vertritt dessen Stelle eine Magistratsperson, denn die militairische Station auf Helgoland (700 M. brit. Truppen) hörte 1821 auf. Noch 1820 kostete die Insel 20,000 Pf. St.

Heliaden (Heliadae), die sieben Söhne des Sonnengottes Helios, welche erzeugt wurden, als Helios's heiße Strahlen alle Feuchtigkeit auf der Insel Rhodus austrockneten. Ihre einzige Schwester Elektryone starb als Jungfrau, und ward von den Rhodiern als Halbgöttin verehrt. Die Brüder zeichneten sich alle durch Verstand und Kenntnisse aus, beschäftigten sich mit der Astronomie, verbesserten die Schiffbaukunst, und theilten die Tage in Stunden ab. Besonders that es Thenages seinen Brüdern an Scharfsinn zuvor, welche ihm deßhalb das Leben nahmen. Als aber diese Mordthat bekannt wurde, entflohen sie von Rhodus bis auf zwei, die sich nicht mit dem Blute befleckt hatten. Auch führt die Fabel Heliaden (Heliades) als Töchter des Helios und der Nymphe Merope oder Klymene an. (S. **Phaethon**.)

Helikon (jetzt Sagara), ein berühmter Berg im Westen von Böotien, wohin die Griechen den Sitz der Musen verlegten. Sie hatten hier, nebst dem Apoll, Tempel und Bildsäulen. Hier waren die Musenquellen Aganippe und Hippokrene; auch die Quelle, die dem Narciß sein Bild zeigte. Die Gegend umher war überaus fruchtbar und so gesund, daß selbst die Schlangen ihr Gift verloren.

Heliocentrisch, in der Astronomie, was sich auf den Mittelpunkt der Sonne bezieht, oder was nach der Vorstellung aus dem Mittelpunkte der Sonne betrachtet wird. So bestimmt z. B. die heliocentrische Länge und Breite eines Planeten den Ort, welchen derselbe, aus der Mitte der Sonne betrachtet, einnimmt. (S. auch **Geocentrisch**.)

Heliodor, einer der besten griechischen Erotiker, war aus Emesa in Syrien gebürtig und lebte gegen Ausgang des 4. Jahrh. n. Chr. Er war Christ und ward Bischof von Tricca in Thessalien, gegen Ende seines Lebens aber abgesetzt. Sein Jugendwerk: „Aethiopika (d. h. äthiopische Geschichten) oder die Liebe des Theagenes und der Chariklea", in poetischer Prosa und fast epischem Tone verfaßt, zeichnet sich durch strenge Sittlichkeit vor den übrigen griechischen Romanen aus und zieht durch die Abenteuerlichkeit seiner Erfindung an. Hauptausgaben, von

Bourdelot (Paris 1619, Leipz. 1772), von Korais (Paris 1804, 2 Bde., Leipz. 1805, 2 Bde.), deutsch, von Meinhard (Leipz. 1767, 2 Bde.).

Heliometer, auch Astrometer, ein Werkzeug, das an einem Fernrohre angebracht wird, um kleine Weiten am Himmel, vorzüglich aber die scheinbaren Durchmesser der Sonne und des Mondes, mit mehr Bequemlichkeit zu messen als mit dem Mikrometer geschehen kann. Die Einrichtung kann sehr verschieden sein; bei Bouguer's Einrichtung z. B. wird ein astronom. Fernrohr mit zwei Objectivgläsern versehen, von denen eins beweglich ist, und welche zwei neben einander liegende Bilder des Gegenstandes machen, die man zugleich durch dasselbe Ocular betrachtet. Stellt man nun bei Betrachtung eines Himmelskörpers die Objective so, daß sich die beiden Bilder mit den Rändern genau berühren, so gibt die Entfernung der Mittelpunkte der Gläser den Durchmesser des Bildes, welcher dem scheinbaren Durchmesser proportional ist. So wird das Instrument namentlich bei Bestimmung des Unterschiedes der Sonnendurchmesser in der Erdnähe und Erdferne gebraucht. (Vergl. Lalande's „Astronomie", 2. Aufl., §. 2433.)

Helios, der Sonnengott in der griech. Mythologie, ein Sohn Hyperion's und der Theia, ein Bruder der Eos (Morgenröthe) und Selene (Mond). Im Ocean hinter Kolchis wohnt er sammt der begleitenden Eos. Aus dem Morgenthore fährt er auf der Dunstluft in schräger Krümmung zu dem Abendthore, und nachdem er sein Gespann im Ocean gekühlt, lenkt er in ein hephästisches Fahrzeug von schwebendem Golde, welches ihn mit wunderbarer Geschwindigkeit längs des nördlichen Gestades des Oceans nach Kolchis zurückträgt, wo er die Rosse im Sonnenteiche badet, und die Nacht bis zur Morgenröthe bei den Seinigen ruht. Spätere Schriftsteller geben ihm auch am westlichen Ende einen Palast, wo er sich und sein Gespann vor der Umschiffung des Nordgestades mit ambrosischer Nahrung erquickt. Aus der Geschichte des Helios führen die Dichter an, daß er mit Neptun einst um die korinthische Landenge stritt, daß er die heimliche Umarmung des Mars und der Venus verrieth, auch der Ceres den Räuber ihrer Tochter nannte. In Sicilien war ihm eine Heerde Rinder heilig, welche daselbst ungehütet weidete, und deren Anblick ihn erfreute, wenn er am Himmel daher fuhr. Schwer traf seine Rache des Ulysses Gefährten, die einige derselben schlachteten. Er drohte dem Jupiter, in den Orkus hinabzusteigen und den Todten zu leuchten, wenn er die Frevler nicht bestrafte, und der Donner zerschmetterte das Schiff der Verbrecher und versenkte sie in die Wellen. Da er aus dem Geschlechte der Titanen abstammte, führt er auch oft den Namen Titan. Sein Dienst war sehr ausgebreitet, und er hatte viele Tempel und Bildsäulen, z. B. in Korinth, Argos, Trözene, Elis, besonders aber auf Rhodus, wo ihm jährlich ein Viergespann geopfert ward, das man ins Meer stürzte. Sonst opferte man ihm weiße Lämmer. Von Thieren waren ihm die Pferde, Wölfe, Hähne und Adler geheiligt. Abgebildet wird er als ein größtentheils bekleideter Jüngling, das Haupt mit Strahlen umgeben. Bisweilen fährt er auf seinem mit vier Rossen bespannten Wagen.

Helioskop oder Sonnenglas ist ein Fernrohr, hinter welchem man das Bild der Sonne auf einer Ebene auffängt. Ein astronomisches oder holländisches Fernrohr wird etwas weiter auseinandergezogen, als es, um dadurch zu sehen, nöthig ist. So wird es gegen die Sonne gerichtet, und das dadurch entstehende Bild in einem dunkeln Ort aufgefangen. In dieser Absicht wird entweder ein Zimmer verfinstert, oder man steckt das Fernrohr in ein dunkles trichterförmiges Behältniß, dessen Boden mit geöltem Papier überspannt oder mit einem matt geschliffenen Glase verschlossen ist, worauf sich die Sonne abbildet. Auf diesem Papier oder Glase wird ein Kreis beschrieben, den das Sonnenbild gerade ausfüllt, und der durch fünf innere concentrische Kreise in die gewöhnlichen 12 Zolle getheilt wird. Mit einem solchen Helioskop kann man das Bild der Sonne mit ihren

Flecken, sowie die Sonnenfinsternisse ohne Nachtheil für die Augen beobachten. Indeß ist das Instrument zu genauern Bestimmungen nicht geeignet, und man betrachtet die Sonne daher lieber durch Fernröhre, deren Gläser entweder mittelst des Rauches einer Kerze geschwärzt, oder sonst stark gefärbt sind. Die astronom. Fernröhre pflegen aber auch noch besonders mit solchen stark gefärbten Plangläsern versehen zu sein, die in die Röhre geschraubt werden können, wenn die Sonne beobachtet werden soll.

Hell (Maximilian), einer der verdienstvollsten Astronomen des vor. Jahrh., geb. 1720 zu Chemnitz in Ungarn, trat früh in den Jesuitenorden. Mit dem Studium der Astronomie und der Physik beschäftigte er sich von Jugend auf, unterstützte 1745 und 1746 den P. Jos. François, welcher der Sternwarte der Jesuiten in Wien vorstand, in seinen Beobachtungen, und nahm an der Errichtung eines Cabinets der Experimentalphysik in Wien lebhaften Antheil. Nachdem er einige Jahre zu Klausenburg in Siebenbürgen die Mathematik gelehrt hatte, wurde er nach Wien zurückberufen und versah 36 Jahre die Stelle eines Astronomen und Aufsehers der Sternwarte, die man nach seinen Angaben eingerichtet hatte. Von 1757 an bis 1786 gab er alljährlich „Ephemeriden" heraus: eine von den Astronomen sehr geschätzte Sammlung. Graf Bachoff, Gesandter des Königs von Dänemark am wiener Hofe, drang in ihn, den Auftrag zur Beobachtung des Durchgangs der Venus in Lappland anzunehmen, und P. Hell reiste wirklich 1768 zu dieser Bestimmung von Wien ab und kam erst im Aug. 1770 zurück. In jenen nördlichen so wenig besuchten Gegenden ist Alles anziehend; P. Hell hatte auf Alles seine Aufmerksamkeit gerichtet, auf die Geographie, die Geschichte, die Sprache, die Künste, die Religion u. s. f.; leider sind diese Beobachtungen nie erschienen. Der Zweck, den Durchgang der Venus zu beobachten, wurde vollkommen erreicht. P. Hell stand auch in Verbindung mit Mesmer, und überrascht von den Resultaten, welche dieser mittelst einiger magnetisirten Stücke Stahl, die er von P. Hell erhalten hatte, bewirkt haben wollte, glaubte er, dem Magnet selbst die Eigenschaft, Nervenkrankheiten heilen zu können, zuschreiben zu dürfen, und machte die Vermuthung bekannt, welche aber der Erfinder des thierischen Magnetismus bestritt. P. Hell starb zu Wien 1792.

Hellas, Hellenen, Hellenismus. Hellas im engern Sinne, jetzt **Livadien** (s. d.), war Mittelgriechenland mit seinen acht Landschaften; im weitern Sinne versteht man das ganze dreifache Griechenland mit den Inseln und Colonien darunter, und befaßt unter dem Namen der Hellenen die Griechen überhaupt. (S. **Griechenland**.) Ihren Namen haben sie angeblich von **Hellen**, einem der Entwilderer der frühesten Bewohner Griechenlands, welche den Namen der Pelasger führten. Hellenen stehen daher häufig im Gegensatz von Pelasgern, und dann versteht man unter ihnen den gebildeten Menschenstamm, der die Bewohner Griechenlands zu Griechen machte. Durch die Promethiden verbreitete sich von Thessalien aus der erste Schimmer der Bildung über die pelasgischen Wilden. Man darf sich daher nicht wundern, wenn an den Namen der Hellenen sich der Nebenbegriff von Bildung, feinerer Lebenssitte, höherer geistiger Kraft, kurz von dem anknüpfte, was wir den griechischen Genius nennen. Es entsteht nun die Frage: Wie und wodurch gelangten die einst so rohen Horden der Bewohner Griechenlands zu diesem ausgezeichneten Charakter der Hellenen? Als Ursachen hievon hat man angegeben: 1) Den Einfluß eines günstigen Himmelsstriches. In einem Lande von mannigfaltig abwechselnden Naturschönheiten, unter einem Klima, das weder durch Hitze erschlaffend, noch durch Kälte zusammendrückend ist, konnte sich natürlich die geistige Anlage reger entwickeln. 2) Ursprünglich glücklichere Organisation der Griechen (s. Garve's „Versuche über Gegenstände der Moral und Literatur", Bd. 2, S. 94 fg.). 3) Dadurch entstandene natürliche Reg-

samkeit, Lebhaftigkeit und Neugier der Nation, bewegliche Phantasie, naives Gefühl, Sinn fürs Schöne und Rechte im Wissen und in der Kunst. Neugier ward die Mutter des Wissens. Bei dem Zusammenflusse so vieler Stämme, öftern Wanderungen, Seefahrten, baldiger Verbindung mit bereits entwilderten Völkern fand sich zu ihrer Befriedigung viel Gelegenheit. 4) Politische Freiheit und eigenthümliche Staatsverfassungen in dem in viele kleine Freistaaten zerspalteten Griechenland. Hiedurch wurde ungehinderte und ungestörte Entwickelung jedes Talents nach der beliebigen Äußerung seiner natürlichen Anlagen möglich. 5) Lage des Landes und häufiger Verkehr der Nation mit andern, durch eben diese Lage begünstigt und befördert (s. Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", Bd. 3, S. 139 fg.). 6) Gemächlichkeit und Wohlleben, Geist der Geselligkeit. Diese Lage des Landes, die freie Verfassung, Entfernung von Druck, schweren Auflagen, Frohndiensten an den Staat, wie sie von despotischen Regierungen unzertrennlich sind, vermehrte hier die Anzahl der Wohlhabenden, die sich in Hinsicht auf ihre Bedürfnisse, bei einfacher Lebensart, in einem Zustande von Gemächlichkeit befanden, welcher den Geist der bessern Vergnügungen weckte, in Geselligkeit den Witz belebte und den Verstand nährte. 7) Erziehungsart der Griechen, nach welcher der Mensch keine bloße Staatsmaschine wurde und seine Anlagen allseitig und harmonisch sich entwickeln konnten. 8) Geist der Freiheit im Denken, Mangel einer Priesterkaste, mithin auch zwanglose und ebendeßhalb so phantasiereiche Religion. Ihre Religion gab zwar Cultus, aber nicht Zwang, hatte weniger Mystik als Plastik, und wurde ausgebildet durch Poesie. Daher das Phantasiereiche und Lachende ihrer Götterbegriffe und -Geschichten, woraus nachher die bildende Kunst die Götterideale schuf. Wenn daher die Griechen auch Ausländisches bekamen und aufnahmen, so wurde es doch hier zu Griechischem. Aus unförmlichen Fetischen bildeten sie zuerst menschenähnliche Bilder, und erhielten aus ihren Stammsagen ein vermenschlichtes Göttergeschlecht. 9) Dadurch beförderte Richtung auf das, was den Menschen eigentlich zum Menschen macht. Zuerst entwickelte häufiger Menschenverkehr eine praktische Menschenkenntniß, und diese entwickelte etwas aus den Griechen, was man bei Untersuchungen über ihre Bildung stets zu wenig in Anschlag gebracht hat, und was doch ungemein wichtig ist: den psychologischen Beobachtungsgeist, durch welchen sich ihre Dichter, Philosophen und Redner so ungemein auszeichnen. Schon die frühere Form der politischen Verfassungen, wo Alles öffentlich verhandelt wurde, gab ihnen viel Spielraum. Woher sonst schon in früherer Zeit jene treffende Menschencharakteristik, jener Reichthum an Menschenkenntniß, jener Geist der Ideenentwickelung, jene treffende und pathetische Darstellung der Sprache? Dies ist also ein Hauptpunkt für griechische Bildung und Verfeinerung, ein Erklärungsgrund der schönsten Erscheinungen des griech. Genius, der eben in Zurückführung auf das echt Menschliche jenes richtige Maß fand, ohne welches keine Darstellung gefällt. 10) Einzelne große Genies, welche durch Gunst des Schicksals in dieser Nation aufblühten. Wo freie geistige Beobachtung mit natürlichem Gefühl und reger Einbildungskraft sich vereinigt, da ist Anlage zu Poesie und Kunst, die aber freilich nur durch eine besondere Gunst der Natur den Gipfel der Vollendung erreichen. Hervorragende Geister, echt griechisch gebildet, traten auf, und welche Wirkungen sie durch ihre Darstellungen hervorgebracht haben, liegt am Tage. Unter einem so seltenen Verein begünstigender Umstände entwickelte sich also der griechische Genius, der die Bewohner des alten Griechenlands als Hellenen zeigt, und was Wunder nun, wenn man bei dem Hellenischen an etwas in Literatur und Kunst Vorzügliches, mit zartem Schönheitssinn Ausgebildetes, mit reiner Naturwahrheit Dargestelltes, kurz an etwas Classisches denkt. Manche Ästhetiker vornehmlich gebrauchen auch in der That den Ausdruck hellenisch für gleichbedeutend mit classisch, andre

mit antik-classisch, und dann wol auch mit antik überhaupt, inwiefern man den Begriff des Classischen schon in dem des Antiken mit enthalten denkt. Alle diese drei Bedeutungen des Hellenischen ermangeln jedoch der hinlänglichen Bestimmtheit; denn man kann hellenisch eigentlich nur das nennen, was in der Darstellung nach Stoff und Form griechischen Genius zeigt. Wie Recht man nun habe, das Hellenische dem Neuern entgegenzusetzen, läßt sich hieraus leicht beurtheilen. Mit größerm Rechte setzt man den Hellenismus der Romantik entgegen, d. h. den Geist in Poesie und Kunst, wie er bei den Griechen waltet, jenem, der aus der romantischen Poesie und Kunst der Neuern uns anspricht. dd.

Helldunkel. Dieses Wort, welches Hagedorn zuerst dem italienischen Chiaroscuro und dem aus diesem entsprungenen franz. Clair-obscur nachbildete, bedeutet in der Zeichnenkunst und Malerei 1) die Erscheinung körperlicher Gegenstände in Hinsicht des Lichts und Schattens und die harmonische Anordnung von Hell und Dunkel. Die Traube, sagt Göthe, ist seit Tizian als gutes Beispiel eines malerischen Ganzen im Helldunkel anerkannt. 2) Im engern Sinne eine Schattenpartie, welche durch Reflexe beleuchtet wird. Die Haltung ist eine Art des Helldunkels.

Helle, Schwester des Phryxus und Tochter des Athamas und der Nephele. Um ihrer Stiefmutter Ino Haß zu entgehen, nahm sie mit ihrem Bruder die Flucht, und ein Widder mit goldenem Felle trug sie, auf den Wink der Götter, über Land und Meer nach dem fernen Kolchis. Aber nur Phryxus langte hier an, denn die unglückliche Helle stürzte in das Meer, welches von ihr den Namen Hellespont (Meer der Helle) erhielt.

Hellenen, die der neuern Zeit, bewohnen jetzt von den europäisch-osmanischen Provinzen in der Mehrheit das alte Hellas, den Peloponnes, den östl. Theil Thessaliens und die Küsten Macedoniens und Thraciens, die kleinen Eilande des Archipels ausschließlich, die größern Inseln zur Hälfte; auch sind sie über ganz Arnauth verbreitet und in den Provinzen jenseit der Donau. Über ihre Sprache, die Romaika, s. Neugriechische Sprache u. Literatur. Unter ihnen zeichnen sich als besondere Stämme aus: die Mainotten (s. d.), die Hydrioten (s. d.), die Sfachioten auf Kreta, ein Gemisch der alten Kretenser und eingewanderten Hellenen. Über die alten Hellenen s. Hellas. Ein Hauptwerk ist Wachsmuth's „Hellenische Alterthumskunde a. d. Gesichtspunkte des Staats" (1. Thl., 1. Abth., Halle 1826). **Hellenisch,** s. Hellas.

Hellenisten nennen wir die gelehrten Kenner des griech. Alterthums, vornehmlich der griech. Sprache und Literatur.

Hellenisten (ägyptische) wurden die jüdischen Colonisten genannt, die nach dem Untergange des Königreichs Juda, um 600 v. Chr., nach Ägypten gekommen waren, und durch die zahlreichen jüdischen Colonien, welche Alexander der Große, 336 v. Chr., zur Bevölkerung Alexandriens, und nach ihm Ptolemäus Lagi ebendahin führen ließ, so sehr verstärkt wurden, daß sich unter der Regierung des römischen Kaisers Augustus beinahe eine Million Juden in Ägypten befand. Hier begründete nun die Mischung des jüdischen und ägyptischen Nationalcharakters und der Einfluß der von diesen Juden angenommenen griech. Sprache u. Philosophie eine neue Epoche gräcisirender jüdischer Bildung, die von ihrem herrschenden Charakter den Namen der hellenistischen erhielt. Pythagorismus und Platonismus verschmolz sich darin wunderlich mit jenem phantastischen Orientalismus, der hauptsächlich in Ägypten zu systematischer Ausbildung kam und noch in den mystischen Philosophemen der Gnostiker spukte. Der merkwürdigste unter den jüdisch-hellenistischen Philosophen war Philo von Alexandrien (s. d.), und das einflußreichste Denkmal des Fleißes der alexandrin. Juden die griech. Übersetzung des alten Testaments. (S. Septuaginta.)

Hellespont, die Meerenge zwischen Europa und Asien, jetzt die Straße der **Dardanellen**. Über die Entstehung des Namens s. **Helle**. Die Ufer waren mit anmuthigen Hügeln, Städten und Dörfern besetzt. Hier war im Alterthum die Stadt Lampsacus mit ihren schönen Weinbergen, die Mündung des Ägos Potamos, durch Lysander's Sieg über die athenensische Flotte verewigt, und die Städte Sestos in Europa und Abydos in Asien, beide durch das Gedicht des Musäus von der Liebe der Hero und des Leander berühmt. Die Meerenge war hier nur 7 Stadien breit, und Xerxes ging an dieser Stelle auf einer doppelten Brücke aus Asien nach Griechenland über. Lord Byron durchschwamm den Hellespont 1811 in einer Stunde 10 Minuten, und so auch Lieut. Ebenhead u. A.

Helm (Technologie), **Hut**, **Blasenkopf**, der hohe und hohle kupferne, hutförmige Deckel einer Branntweinblase mit einem gewölbten Bogen oder einer gewölbten Decke, aus welcher unterwärts am Helm eine hohle Röhre schräg herausgeht, die mit ihrer Mündung beim Brennen auf die Mündung der Schlange des Kühlfasses ganz dicht aufgesetzt wird. Wenn der Branntweinbrenner recht vielen und guten Branntwein brennen will, so muß der Helm in einem gerechten Verhältniß zur Blase stehen. Helm und Helmröhre müssen inwendig mit dem reinsten englischen Zinn verzinnt sein. In der Probierkunst ist der Helm ein gläserner oder kupferner Hut mit einem langen Schnabel. Der Hut wird auf den Kolben gesetzt, der Schnabel aber in die Vorlage gesteckt. Man gebraucht ihn sowol zur Sublimation als auch zur Destillation. Zuweilen befindet sich oben auf demselben ein gläserner Stöpsel. Ist er mit keinem Schnabel versehen, so heißt er ein blinder Helm. — **Helm**, das zweite Stück eines Wappens, das die Deutschen so hoch halten als den Schild. Man findet häufig alte Siegel ohne Schild, und die nichts als den Helm haben. Oft haben verwandte Familien einerlei Schild, aber einen verschiedenen Helm. Es scheint im 14. Jahrh. in Gebrauch gelangt zu sein. X.

Helmers (Johann Friedrich), ein holländ. Dichter, geb. zu Amsterdam 1767, war für den Handelsstand bestimmt und vervollkommnete sich besonders in den neuern Sprachen; bald zog ihn aber das Lesen der deutschen, franz. und engl. Dichter mehr für Wissenschaft und Poesie an. Begeistert von den Vorbildern des Auslandes, dichtete Helmers im 19. J. eine Ode „An die Nacht", deren Schwung und Schönheit seinem Talente Anerkennung verschaffte. Bald folgten diesem Versuche andre, die nicht minder günstig aufgenommen wurden; doch gründete erst die Ode „Der Dichter" seinen Ruf. Von nun an sich ganz dem innern Berufe widmend, gab er 1790 ein größeres Gedicht, „Sokrates", in 3 Ges. heraus, das ihm einen ausgezeichneten Rang unter den Dichtern seiner Nation erwarb. Dagegen fand sein Trauerspiel „Dinomak, oder die Befreiung von Athen" bei der Aufführung nur geringen Beifall, und der Dichter war bescheiden genug, die Fehler seines Stücks einzusehen, das übrigens schöne Stellen enthält. Da ihn indeß die theatralische Kunst sehr anzog, so unternahm er die Herausgabe eines dramaturgischen Journals. Ob nun gleich keine andre holländ. Zeitschrift sich mit einer Kritik des Theaters und der Kunst überhaupt befaßte, so fand dennoch Helmers's Unternehmen bei dem für solche Dinge höchst gleichgültigen holländ. Publicum keine Unterstützung, und H. schloß es mit der 6. Nummer. Seitdem übte er sein Talent im lyrischen und epischen Fache. 1810 erschien zu Amsterdam eine Sammlung seiner Gedichte; hierauf sein großes, mit allgemeiner Bewunderung aufgenommenes Gedicht „Holland" (in 6 Ges., Amsterd. 1812), in welchem er sein Volk und Vaterland besang. Helmers starb den 26. Febr. 1813. Die unter seinen Papieren vorgefundenen Arbeiten erschienen u. d. Titel: „Nalezing van Gedichten", zu Harlem (2 Bde., 1814 u. 1815), und fast zugleich in einer andern sorgfältigern Ausgabe zu Amsterdam.

Helmintholithen, versteinerte Wurmgehäuse; Helminthiasis, die Wurmkrankheit, welche von den Eingeweidewürmern herrührt; Helminthagoga, ein wurmabtreibendes Mittel; Helminthologie, die Lehre von den Würmern.

Helmont (Johann Baptist von), Herr von Merode, Royenborch u. s. w., geb. 1577 zu Brüssel, studirte Naturlehre, Naturgeschichte und Medicin, worin er so schnelle und bedeutende Fortschritte machte, daß er schon in seinem 17. J. zu Löwen öffentlichen Unterricht in der Chirurgie gab. Das Studium der Alten überzeugte ihn von der Unstatthaftigkeit mehrer ihrer Theorien von der Natur und Heilung der Krankheiten; besonders schien ihm der Galenismus große Schwächen darzubieten; er verkündete also seine Absicht einer Reform. Doch plötzlich brachte ihm der Umstand, daß er eine Krätze nicht heilen konnte, einen solchen Widerwillen gegen die Medicin bei, daß er sie für eine unsichere Wissenschaft erklärte und sie ganz aufgab. Er verließ sogar sein Vaterland, nachdem er Alles, was er durch Ausübung der Medicin gewonnen, verschenkt hatte, und irrte zehn Jahre in der Welt herum, als er mit einem praktischen Chemiker bekannt wurde und plötzlich Geschmack an der Chemie fand. Dem Paracelsus in seinen Grundsätzen ähnlich, glaubte er in der Chemie das Universalmittel zu finden. Seine alte Liebe zur Medicin wurde wieder wach, allein es war eine neue, ganz von ihm geschaffene Medicin; er nannte sich selbst medicus per ignem, auf die Quelle anspielend, woraus er sein Heilmittel nahm. Er verheirathete sich und zog sich in ein kleines Städtchen, Vilvorde, bei Brüssel, zurück. Hier beschäftigte er sich bis ans Ende seiner Tage mit chemischen Arbeiten, rühmte sich, das Mittel zur Verlängerung seines Lebens gefunden zu haben, und schrieb überspannte Theorien über die geistige und physische Bildung des Menschen und die Ursache und die Behandlung der Krankheiten. Ungeachtet die Chemie noch gleichsam in der Wiege lag, machte er doch viele Erfindungen, entdeckte das Laudanum des Paracelsus, den Hirschhorngeist, das flüchtige Ölsalz u. s. w. Er wollte jetzt die ganze schulwissenschaftliche Medicin umstoßen, stellte sehr richtige Ansichten über dieselbe auf; aber was er selbst hervorbrachte, war noch unsicherer als alle bisherige Ansichten in der Medicin. Nach ihm wird das Leben von einer Grundkraft regiert, die er Archäus, den Herrscher, nennt, und von andern ihm untergeordneten Kräften. Helmont's System ist dem Paracelsischen ähnlich, nur klarer und wissenschaftlicher. Helmont verließ die 30 Jahre, die er in Vilvorde wohnte, seine Werkstätte nicht; doch versicherte er, er habe jährlich mehre tausend Menschen geheilt. Die Kaiser Rudolf II., Matthias und Ferdinand II. luden ihn, mit dem Versprechen von Reichthümern und Würden, nach Wien ein, allein er zog die Unabhängigkeit seiner Werkstätte vor. Er starb am 30. Dec. 1644, und übergab noch vor seinem Tode seine Handschriften seinem Sohne zur Bekanntmachung, wenn er sie deren werth hielte. Sie erschienen später bei Elzevir.

Helmstädt, eine Stadt von 5200 Einw. im Herzogthum Braunschweig. Hier war von 1576 bis 10. Dec. 1809 eine berühmte Universität (Julia Carolina), welche Hieronymus, Exkönig von Westfalen, aufhob. Die Stadt hat ein Gymnasium, ein Schullehrerseminarium &c.; ferner Leinwandwebereien, Fabriken in Baumwolle, Flanelle, Seife, Hüten, Liqueurs und wohlriechenden Wassern. In der Nähe ist ein Gesundbrunnen.

Heloise. Diese durch ihren Geist, noch mehr aber durch ihre Liebe zu Abelard berühmt gewordene Frau wurde zuerst Priorin des Klosters zu Argenteuil, widmete sich aber mehr den Studien als der Leitung ihrer Untergebenen, die wegen Zügellosigkeit endlich 1129 vertrieben wurden. Sie folgte hierauf der Einladung Abelard's (s. d.) und bezog mit einigen ihrer Nonnen das Bethaus Paraclet, wo sie ein neues Kloster stiftete. Hier lebte sie in musterhafter Frömmigkeit;

die Bischöfe liebten sie wie ihre Tochter, die Äbte wie ihre Schwester und die Laien wie ihre Mutter. Abelard schrieb auf ihren Wunsch diesem Kloster eine Regel vor, welche Innocenz II. bestätigte. Sie starb 1163. Die gleichzeitigen Schriftsteller sprechen sehr vortheilhaft von Heloisens Geist. Sie verstand Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, kannte die Alten und war in die Tiefen der Philosophie und Theologie eingedrungen. Unter Abelard's Briefen finden sich drei von ihr, voll Feuer, Geist und Phantasie; sie sind in Sprache und Empfindungen ein wunderbares Gemisch von Zärtlichkeit und Tugend.

Heloten, die Leibeignen in Sparta. Man leitet den Namen gewöhnlich von der Stadt Helos her, deren Einwohner ungefähr 1000 J. vor Chr. von den Herakliden in die Sklaverei geführt wurden. Sie unterschieden sich von den übrigen griech. Sklaven darin, daß sie nicht Einem Herrn, sondern dem ganzen Staate angehörten, der allein über ihr Leben und ihre Freiheit zu gebieten hatte. Sie machten eine eigne Classe der Einwohner aus, und ihr Schicksal war dem Loose der leibeignen Bauern in manchen europäischen Ländern ähnlich. Der Staat, dem sie angehörten, theilte sie gewissen Bürgern zu. Diese konnten sie für sich arbeiten lassen, jedoch nicht ausschließend, weil der Staat ihnen auch Geschäfte gab. Der Ackerbau, sowie alle Künste und Handwerke waren in den Händen der Heloten, da Lykurg's Gesetz dem freien Spartaner jedes erwerbende Geschäft untersagte. Für den Staat aber waren die Heloten verbunden, nöthigenfalls die Waffen zu führen. Die grausame Behandlung, der sie ausgesetzt waren, veranlaßte sie zu häufigen Empörungen. Ihre Kleidung, durch welche sie sich von den freien Spartanern schimpflich unterschieden, bestand in einem Katzenfelle und einer besonders gestalteten ledernen Mütze. Verdienste, zuweilen auch Geld, verschafften ihnen manchmal die Freiheit.

Helsingfors im Großherzogthum Finnland, am finnischen Meerbusen, See- und Handelsstadt mit einem trefflichen, stark befestigten Hafen, Segeltuch- und Leinwandsfabriken und 8000 Einw. Seit der Abtretung des Großherzogth. an Rußland ist sie wegen ihrer bequemern Lage und der nähern Nachbarschaft von Petersburg zur Hauptstadt des Landes erhoben und seit dem 1. Oct. 1819 der Sitz aller Oberlandesbehörden von Åbo dahin verlegt worden. Sie hat in dieser Hinsicht bedeutende Vergrößerungen erhalten, und es soll im Werke sein, sie nach einem großen Plane fast ganz neu zu erbauen.

Helsingör, Stadt auf der dänischen Insel Seeland, mit einem kleinen und nicht tiefen Hafen. Sie liegt am Sunde, wo dieser am schmalsten (dreiviertel Meile breit) ist. Ihren Haupterwerb nehmen die Einw. (ungefähr 6000) aus dem Verkauf von mancherlei Bedürfnissen für die durch den Sund gehenden Schiffe. Diese haben hier einen Zoll zu entrichten, den Dänemark allein zieht und zu dessen Schutz das feste Schloß Kronborg angelegt ist. Auch außerdem ist der Handel lebhaft. In der Nähe befindet sich eine Gewehrfabrik.

Helst (Bartholomäus van der), Maler, geb. zu Harlem 1613. Ohne die großen Meister der italienischen Schule kennen gelernt zu haben, erlangte er als Portraitmaler eine hohe Stufe in der Kunst. „Ehe ich die Werke dieses Malers gesehen hatte", sagt Falconet, „kostete es mir Mühe, Denen Glauben beizumessen, die ihn über Rembrand, van Dyk und ähnliche Meister erhoben. Ich habe sie gesehen, genau und oft gesehen, und ich glaube, daß, wenn man jedem Vorurtheil entsagt, man finden wird, daß Helst in gewissen Rücksichten jenen großen Malern überlegen ist, denn er ist wahrer u. s. w." In allen seinen Werken herrscht eine großartige Manier; nichts Frostiges, nichts Geleecktes. Seine Gewänder sind voll, seine Figuren schön gezeichnet; im Nebenwerk ahmt er die Natur auf eine bewunderswürdige Art nach. Sein Todesjahr ist unbekannt; man weiß nur, daß er zu Amsterdam lebte und daß auch sein Sohn guter Portraitmaler war.

Helvetien. Zwischen der Rhone und dem Rhein, den Gebirgen des Jura und den rhätischen Alpen (in Graubündten), wohnten die **Helvetier**, ein gallischer oder celtischer Völkerstamm, zahlreicher und kriegerischer als die benachbarten Völkerschaften Galliens. Den Römern wurden sie erst zu den Zeiten des Julius Cäsar bekannt, der als Statthalter von Gallien ihre vorgehabte Auswanderung hinderte, und sie nach mehren blutigen Schlachten, in welchen selbst die helvetischen Weiber mitfochten, in ihre Grenzen zurückdrängte. Helvetien, welches damals noch nicht den ganzen Umfang der heutigen Schweiz hatte, war in vier Gaue (Bezirke) abgetheilt, welche eine ganz demokratische Verfassung hatten. Cäsar unterwarf das Land der Herrschaft der Römer, welche daselbst verschiedene Colonien, von denen jetzt nur noch die Namen übrig sind (z. B. Augusta Rauracorum im Frickthal), anlegten und römische Bildung einführten; auch wurde in der Folge die christliche Religion unter den Helvetiern bekannt. In diesem Zustande blieb das Land bis zum Verfall des römischen Reichs in der Mitte des 5. Jahrh. (S. Schweizerische Eidgenossenschaft.)

Helvetius (Claude Adrian), geb. zu Paris 1715, empfing eine sorgfältige Erziehung. Als Kind fesselten ihn Lafontaine's Erzählungen, als Knaben Homer und Curtius. Auf dem Collegium Ludwigs des Großen, wo er studirte, flößte ihm Locke's „Versuch über den menschl. Verstand" Liebe zur Philosophie ein, und er blieb dieser Neigung treu, als er sich nach beendigten jurist. Studien auf den Willen seines Vaters, des berühmten Arztes Adrian Helvetius, nach Caen begab, um sich daselbst praktische Kenntnisse im Finanzfache zu erwerben. Erst 23 Jahr alt, erhielt er durch Vermittelung der Königin die ebenso ansehnliche als einträgliche Stelle eines Generalpächters. Aber so empfänglich er auch für alle Lebensgenüsse war, die sich ihm darboten, so ließ er sich doch dadurch von den Musen nicht abwenden. Er setzte seine schon früher mit verschiedenen geistreichen Männern angeknüpften Bekanntschaften fort und unterstützte mit edler Freigebigkeit junge talentvolle Männer. Als Generalpächter unterschied er sich durch Milde und Schonung sehr vortheilhaft von seinen Collegen, deren nichtswürdige Handlungsweise ihn so sehr mit Widerwillen erfüllte, daß er, um gar nichts mit ihnen gemein zu haben, sein Amt niederlegte und sich die Stelle eines Haushofmeisters der Königin kaufte. Nach Beifall war er so begierig, daß er einmal sogar auf dem Operntheater tanzte. So strebte er auch nach literarischem Ruhme. Er richtete anfangs seine Absichten auf die Mathematik, weil er einmal in dem Tuileriengarten um den häßlichen Geometer Maupertuis einen Cirkel der vornehmsten und schönsten Damen versammelt sah. Doch bald darauf zeigte er sich in einer philosophischen Epistel als Nebenbuhler von Voltaire; man versichert auch, daß er sich in einer Tragödie versucht habe. Aber das Aufsehen, das Montesquieu's „Esprit des lois" erregte, brachte ihn zu dem kühnen Entschlusse, ein ähnliches Werk aufzustellen. Er wollte sich deßwegen in die Einsamkeit zurückziehen, aber diese sollte ihm eine Gattin versüßen. 1751 verheirathete er sich mit dem ebenso schönen als geistreichen Fräulein Ligneville, und begab sich auf sein Landgut Voré, wo er sich ganz dem Wohle seiner Unterthanen, den häuslichen Freuden und den Wissenschaften widmete. 1758 gab er s. Buch „De l'Esprit" heraus, dessen allerdings sehr materielle Ansichten ihm die Anfeindungen der Theologen zuzogen. Aber so wenig auch viele sonderbare Sätze dieses Werks eine nähere Prüfung vertragen, so unleugbar gewährt es doch die mannigfaltigste Belehrung. Den Unannehmlichkeiten auszuweichen, die ihm von allen Seiten bereitet wurden, ging er 1764 nach England und das Jahr darauf nach Deutschland, wo Friedrich der Große und andre deutsche Fürsten ihn mit vielen Beweisen von Hochschätzung aufnahmen. Nach der Rückkehr in sein Vaterland gab er s. Werk „De l'homme" heraus, das als eine Fortsetzung jenes frühern zu betrachten ist und zum Theil eine nähere Entwickelung der in jenem vorge-

tragenen Sätze enthält, zugleich aber auch viele neue, vorzüglich die Erziehung betreffende Gegenstände abhandelt. Helvetius starb 1771 in Paris. Außer den genannten Werken schrieb er poetische Episteln und ein allegorisches Gedicht: „Le bonheur." Es gibt vollständige Ausg. s. Schriften. Seine Gattin, Tochter des Grafen Ligneville, geb. 1719, gehörte zu den trefflichsten Frauen ihrer Zeit. Nach seinem Tode zog sie sich nach Auteuil zurück, wo ihr Haus, wie das Haus der Madame Geoffrin, der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstler ward. Sie starb den 12. Aug. 1800 zu Auteuil (s. d.) und ist dort in ihrem Garten begraben. La Roche, Cabanis, Gallois drückten ihr die Augen zu. Franklin besuchte sie täglich; der Abbé Morellet verlebte zehn Jahre hindurch wöchentlich drei Tage bei ihr. Turgot liebte sie zärtlich, und Champfort fand in ihrer Unterhaltung den angenehmsten Genuß.

Helvig (Amalie von), geb. Freiin von Imhoff in Berlin, geb. den 16. Aug. 1776 zu Weimar in dem Hause ihrer Mutter, die hierauf nach Mörlach bei Nürnberg, dem Gute ihres Gemahls, zurückkehrte. Der liebevolle und geistreiche Vater unterrichtete selbst das lebhafte Kind, zu dessen früher Entwickelung auch die Reisen ihrer Ältern in Frankreich, England und Holland viel beitrugen. A. v. Imhoff sprach schon im 8. Jahre Englisch und Französisch, und liebte besonders das Erstere. Ihr Vater, der 7 Jahre in Indien verlebt hatte, erzählte ihr von den Wundern Indiens; sein Geist beseelte das Bild der Ferne wie der Nähe. Ein reizender Garten und jedes Fest der Familienliebe schmückte den Morgen ihres Lebens. Es war daher ihr erster großer Schmerz, als sie das schöne Mörlach verließ, welches ihr Vater verkaufte, weil er seiner Kinder wegen Weimar zum Wohnort wählte. Amalie kam jedoch nach Erlangen in Pension, wo sie an ihrem 12. Geburtstage den Tod ihres Vaters erfuhr. Eine weise und gute Erzieherin verstand es, ihr Trost und Freude in Beschäftigung und Pflichterfüllung zu zeigen. Sie hinderte das Fräulein, welches schon als Kind spielend den Reim auf jedes gegebene Wort zu finden wußte und im 7. Jahre zu dichten anfing, in dieser Neigung nicht; allein das Leben war so zweckmäßig geordnet, daß die Phantasie wenig Spielraum behielt. Im 15. J. kehrte sie nach Weimar zurück, wo 2 jüngere Schwestern und der kleine Haushalt, bei der schwankenden Gesundheit der geliebten Mutter, ihres Beistandes bedurften. Jetzt lernte sie Bürger, Hölty, Stolberg und andre Dichter kennen. Ein gebildeter Mann im Hause ihres Oheims unterrichtete sie täglich eine Stunde im Griechischen, und in 4 Wochen las er mit ihr den Homer. In dem Rahmen, den er ihr von dem Leben des griechischen Volks aufstellte, hat sie alle ihre spätern Belehrungen geordnet. Auch erschloß sich ihr in seinem ausdruckvollen Gesange der Liederreichthum der Deutschen. Am liebsten zeichnete sie. Hofrath Meyer theilte ihr dazu seine in Italien gesammelten Studien mit, und sie erlangte bald eine ausgezeichnete Fertigkeit. Durch ihn lernte sie Winckelmann kennen, die Antike verstehen und den Sinn der ersten großen Meister der Italiener, obwol nur in Kupferstichen, auffassen. — Ein kleines Gedicht, das der Herzogin Louise an ihrem Geburtstage auf einem Maskenballe überreicht wurde, gelangte durch Hrn. v. Knebel an Schiller, der die Verfasserin in sein Haus nach Jena einlud. Da Schiller's Gattin eine Freundin ihrer Mutter war, so brachte A. v. Imhoff oft mehre Wochen in einem häuslichen Kreise zu, wo jedes Wort die Grenzen ihrer Begriffe erweiterte. Denn auch Göthe wohnte meistens in Jena, und an dem kleinen Abendtische zu 4 hörte sie den lebhaften Ideenumtausch der beiden Männer oft bis tief in die Nacht mit an. Diese Zeit bestimmte ihre innere Richtung, ihre Ansichten von Poesie und Literatur. Schiller wollte Alles sehen, was sie geschrieben; sie theilte ihm nur Einiges mit und er behielt es für den „Musenalmanach" von 1798 fg. Ein Gedicht von ihr in 6 Ges., „Abdallah u. Balsora", nahm er in die „Horen" auf, wie auch das „Fest der Hertha".

Als sie Göthe die ersten Gesänge der „Schwestern von Lesbos" vorlas, machte er einige Bemerkungen wegen des Hexameters, entdeckte aber, daß die Verfasserin noch gar nicht wußte, was das sei. Nun schrieb er selbst ihr das Schema für diese Form auf, und sie studirte dieselbe seitdem besonders in Voß's „Luise", die Göthe ihr angerathen. Kurz nach der Erscheinung dieses Gedichts (1800, zweiter Druck 1801), das ihren Namen auf die Nachwelt bringen wird, ward A. v. J. zur Hofdame ernannt. Am Hofe lernte sie 1802 ihren Gemahl kennen, der von seinen Reisen in der Türkei und Griechenland über Italien und Wien zurückkehrte. Indeß folgte sie ihm 1803 nicht nach Schweden, weil sie ihre kranke Mutter nicht verlassen konnte. Bald darauf schloß sie der Sterbenden die Augen; auch der einzige Sohn derselben war gestorben; also nahm Frau von Helvig ihre jüngern Schwestern mit nach Schweden. Spätere Zufälle erschütterten ihre Gesundheit. Erst im Vaterlande genas sie wieder. Sie beschäftigte sich nun in Heidelberg mit der Malerei und dem Studium der altdeutschen Kunst; auch gab sie das erste „Taschenbuch der Sagen und Legenden" (1813) heraus, und „Das Mährchen vom Wolfsbrunnen" (1814). Ihre in Schweden gedichteten „Schwestern von Corcyra" und „Die Tageszeiten" waren schon 1811 erschienen. Sie mußte hierauf, um Geschäfte zu ordnen, allein nach Schweden reisen, wo sie die bedeutendsten Männer in der neuesten Literatur des Landes kennen lernte. Nach ihrer Rückkunft erschienen von ihr: „Übersetz. a. d. Schwed. nebst zwei nordischen Legenden" in dem „Taschenb. der Sagen und Legenden" f. 1816. Seitdem übte sie vorzüglich in Dresden und in Berlin ihr Talent für die Malerei; mehre Aufsätze von ihr in dem „Tüb. Kunstblatte" und im „Morgenbl." sind Bruchstücke aus einem Werke über Schweden, das sie zum Drucke vorbereitet, u. a. Mittheilungen über Kunst und Literatur in Schweden. Dann entwarf sie auf historischem Grunde ein zartes Bild des weiblichen Herzens: „Helene von Tournon" (Berl. 1824). Auch weckte das Schicksal der Griechen ihr tiefstes Gefühl, und sie dichtete in Dresden den herrlichen „Zuruf" und das Gedicht: „Den Zaudernden". Diese bildeten, mit einigen spätern Gedichten, die kleine von ihr zum Besten der unglücklichen Griechen zu Berlin (1826) herausgeg. Sammlung von Gedichten. Dann bereicherte sie unsere Literatur durch ihre schöne Übersetz. der „Frithiofs-Sage" von Es. Tegnér (Stuttg. 1826). — Diese hochbegabte, seltene Frau ist mehr noch als Dichterin und Schriftstellerin: sie ist die Freude und das Glück ihrer Angehörigen. 20.

Helvoetsluis, ein wohlgebautes festes Städtchen mit 1200 Einw. in Südholland, auf einer Insel der Mündung der Maas. Wichtig sind der Hafen mit einem großen, 1804 vollendeten Becken, und die Rhede, sowie die Magazine und Zimmerwerfte zu Ausbesserung der Kriegsschiffe. In Friedenszeiten geht alle Mittwoch und Sonnabend ein Packetboot von hier nach Harwich und zurück. Bei gutem Winde geschieht die Überfahrt in 15 bis 18 Stunden.

Hemerodromen, eine Art Läufer bei den Griechen, welche wegen ihrer außerordentlichen Geschwindigkeit berühmt waren und vom Staate als Boten gebraucht wurden. Man bediente sich ihrer nicht bloß zum Brieftragen in Friedenszeiten, sondern auch als Kundschafter und Überbringer von Verhaltungsbefehlen im Kriege. Von ihrer großen Schnelligkeit führen die Alten mehre Beispiele an.

Hemikranie oder **Hemigraine**, s. **Kopf** und **Migraine**.

Hemisphäre, s. **Halbkugel**.

Hemmling oder **Hemmlink** (Hans), ein ausgezeichneter deutsch-niederländischer Maler aus der Mitte des 15. Jahrh. Man nimmt gewöhnlich an, daß er in Flandern geboren worden, als armer kranker Kriegsmann in das Johannisspital zu Brügge gekommen sei, und bei seiner Genesung in diesem stillen Aufenthalte sein außerordentliches Talent für die Malerei kundgegeben habe. Nach neuern Untersuchungen („Kunstbl." 1821, St. 11) ist er wahrscheinlich zu Kon-

stanz 1439 geboren und nach den Niederlanden gegangen, um in Eyk's Schule zu lernen. H. de Bast, Secretair der Gesellsch. für Kunst und Lit. zu Gent, behauptet in s. „Messager des sciences et des arts" (1825, No. 4—7), dieser Künstler heiße Hans Memling. Von seinen in den Niederlanden gebliebenen Werken besitzt jenes Spital die vorzüglichsten; wir nennen darunter nur den berühmten Reliquienkasten der h. Ursula, von welchem ein Hr. v. Keverberg zu Gent 1818 u. d. Tit.: „Ursula, Princesse britannique d'après la légende et les peintures d'Hemmling ꝛc." eine genaue und lesenswerthe Beschreibung geliefert hat, welche zugleich Nachrichten von den übrigen Werken unsers Künstlers enthält. (S. Boisserée.)

Hemsterhuis (Tiberius), ein durch seine seltene Gelehrsamkeit, besonders in der griech. und röm. Sprache, und durch die Schule, die von ihm ausging, berühmter holländ. Philolog, geb. zu Gröningen 1685, gest. zu Leiden 1766 als Prof. der griech. Sprache und der Geschichte daselbst. Sein Vater war ein sehr gelehrter und geschätzter Arzt in Gröningen, von welchem er auch den ersten Unterricht erhielt, sodaß er bereits im 14. Jahre die Universität s. Vaterstadt besuchen konnte, wo er vorzüglich Mathematik studirte. Einige Jahre darauf ging er nach Leiden, wo er den ehrenvollen Auftrag erhielt, die Handschriften der Universitätsbibliothek zu ordnen. Er war noch nicht 20 Jahre alt, als er einem Rufe nach Amsterdam zur Professur der Mathematik und Philosophie folgte. Hier ward er auf die philologische Bahn geleitet. Er übernahm jetzt die Herausgabe des Lexikographen Julius Pollux, und kam dadurch in Verbindung mit dem großen Richard Bentley, dessen zwar freundliche, doch überlegene Kritik den Jüngling auf kurze Zeit niederschlug. Er studirte nun desto eifriger alle griech. Autoren nach der Zeitfolge mit solchem Nutzen, daß man wol behaupten kann, er sei unter seinen Zeitgenossen der gründlichste Kenner der griech. Sprache gewesen. Er war im vollendeten Sinne des Wortes Grammatiker und Kritiker zugleich; dabei besaß er die umfassendsten Sachkenntnisse, die mit seinem Studium nur in einiger Verbindung standen. Ein eignes Verdienst erwarb er sich um die Analogie der griech. Sprache, der er zuerst eine wissenschaftliche Grundlage gab, nachdem schon Joseph Scaliger und Saumaise dazu vorgearbeitet hatten. Diese Analogie, wie er sie begründete, brachte helleres Licht in den Ursprung und die Bedeutung der Wörter, zeigte die Verwandtschaft einzelner Wörter mit ähnlichen und mit der römischen Sprache selbst, die er oft auf den äolischen Dialekt zurückführte. Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß Hemsterhuis ein eben so vollkommener Kenner der latein. Sprache gewesen ist, wiewol es seinem Ausdruck an der leichten Anmuth fehlt, die wir z. B. bei Ruhnkenius finden. Dieser und Valkenaer sind seine berühmtesten Schüler. Seine vorzüglichsten Werke sind: die bereits erwähnte Ausgabe des Onomastikon von Julius Pollux, die auserwählten Gespräche des Lucian, und der Plutus des Aristophanes. Dazu kommt noch eine Menge der ausgesuchtesten Anmerkungen und Verbesserungen zu verschiedenen Autoren und mehre akademische Reden. Sein Charakter war im hohen Grade sanft und bescheiden. Er vermied ganz den harten absprechenden Ton, in welchem sich manche holländ. Philologen so sehr gefallen haben. Sein dankbarer Freund und Schüler Ruhnkenius theilt uns in dem class. Denkmale, welches er ihm zu Ehren gesetzt hat, schöne Charakterzüge von ihm mit. Jak. Geel hat aus Hemsterhuis's in der leidner Bibliothek aufbewahrten Handschriften „Anecdota Hemsterhusiana" herausgegeben (Leiden u. Lpz. 1825).

Hemsterhuis (Franz), Sohn des Vorigen. Mit class. Bildung, als einem väterlichen Erbtheil, ausgestattet, studirte er vorzüglich Philosophie, namentlich die Sokratische, die man auch in seinen Darstellungen überall wiederfindet. Daher bediente er sich auch gern der lebendigen Form des Dialogs, der systemati=

schen Darstellung weniger fähig und geneigt. Nicht ohne Wahrheit sagt Georg Forster von ihm („Ansichten vom Niederrhein 2c.", 2. Th., S. 397): „Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Feinheit der Empfindung, Reichthum und Wahl der Ideen, Politur des Geschmacks, verbunden mit Fertigkeit und den subtilen Stacheln des echten Witzes, mit der lichtvollen Ordnung einer herzlichen Philosophie und dem Dichterschmuck einer Alles verjüngenden Einbildungskraft, nicht an irgend eine Erdscholle gebunden sind: so würde wenigstens ein Mann, wie dieser, beweisen, daß Holland nicht aus der Zahl der Länder ausgeschlossen ist, wo die edelsten Kräfte und die zartesten Empfänglichkeiten der menschlichen Natur den höchsten Punkt ihrer Entwickelung erlangen und die reifsten Früchte bringen können. Der Geist, der in diesem schwachen Körper wohnt, ist so empfindlich für Harmonie aller Art, und leidet so im eigentlichen Verstande bei jedem Mißverhältniß in der sinnlichen wie in der sittlichen Natur, daß er sich sogar seiner vaterländischen Mundart nicht zum Vehikel seiner Gedanken bedienen konnte, sondern alle seine (gedruckten) Werke französisch schrieb, und auch diese Sprache zu seinen Zwecken umbildete, indem er ihr seinen eignen Styl aufdrang. Seine Schriften muß man in der Ursprache lesen (eine Übersetzung erschien in 3 Thln. 1782, 1797), wenn man von ihrer attischen Eleganz, die oft nur ein unnachahmlicher Lebenshauch ist, nichts verlieren will." Der vorzüglich durch Locke verbreitete Sensualismus lag auch der Philosophie des Hemsterhuis zum Grunde, wurde aber von ihm mit großem Scharfsinn weiter ausgebildet, und mit eignen Erfahrungen durchwebt, lebendig und geschmackvoll dargestellt. Selbst die Einseitigkeiten jener Ansicht verbirgt oft die Lebendigkeit des Geistes, der sich über seine Untersuchungen verbreitet, und eine geniale Ansicht der Natur dämmert in mehren seiner Schriften. Dieses Alles, verbunden mit einem höchst liebenswürdigen Charakter, natürlichem Schönheitssinn und reichen Kunstkenntnissen, erwarb unserm Denker, der sonst ein sehr einfaches wissenschaftliches Leben führte, die ausgezeichnete Achtung und den vertrauten Umgang mehrer bedeutenden Personen, z. B. der Prinzessin Gallitzin, welcher er mehre seiner Schriften unter dem Namen Diotima zueignete, und des Grafen von Fürstenberg, in deren Beider Gesellschaft er auch eine Reise durch Deutschland machte, auf welcher er einen reichen Schatz von Kunsterfahrungen sammelte, die er in einem in holländ. Sprache geschriebenen und aus dieser in die französische übersetzten Briefe an seinen Freund und Collegen Smeth mittheilte. Zuviel aber sagt Forster von ihm, wenn er ihn „den Plato, nicht etwa nur der hiesigen akademischen Schattengänge, sondern unsers (des 18.) Jahrhunderts" nennt. Denn an Tiefe des philosophischen Geistes und wenigstens systematischer Gründlichkeit übertraf ihn Kant weit, wenn auch dieser ihm wieder in lebendiger Anschauung des Schönen nachstand. Seine Ansicht über Philosophie überhaupt hat er vorzüglich in dem Dialog „Sophyle ou de la philosophie" ausgesprochen. Eine zweite Classe seiner Schriften bezieht sich auf Kunstphilosophie und Archäologie; vorzüglich gehört hieher die „Lettre sur la sculpture" (1760), worin er von dem Zwecke der schönen Künste und insbesondere der Bildhauerei und ihren verschiedenen Perioden handelt. Der Religionsphilosophie ist der Dialog „Aristée ou de la divinité" (zuerst gedruckt 1779) gewidmet, und die bekannte „Lettre de Dioclès à Diotime sur l'athéisme" (1785), welche uns durch seinen Freund F. H. Jacobi (Schrift über die Lehre des Spinoza) zuerst bekannt gemacht und von ihm beantwortet wurde. Die noch übrigen Schriften sind ein Dialog „Alexis ou de l'age d'or" (1787) und die meisterhafte „Description philosophique du caractère du feu Mr. Fr. Fagal" (1773). Alle diese Schriften sind gesammelt und von Jansen zuerst 1792, dann in der 2. Ausg. 1809 (Paris bei Hausmann) in 2 Thln. herausgeg. worden u. d. Tit.: „Oeuvres philosophiques de F. Hemsterhuis 2c". Einige Vignetten dieser Ausgabe zeigen ihn auch als geschmackvollen und sinnigen Zeichner. Von

seinen Lebensumständen ist uns nichts weiter bekannt, als daß er 1720 geb. war, früher sich zu Leiden aufhielt, dann zu Haag privatisirte, außerdem die Stelle eines ersten Commis bei der Staatskanzlei der vereinigten Niederlande einige Zeit verwaltete, auch zu dem Directorium der Zeichnungsakademie zu Amsterdam gehörte. Er starb zu Haag 1790. T.

Hendekasyllaben, der Name eines 11sylbigen Verses, dessen sich unter den Alten besonders Catull bediente, und der für kleine Tändeleien eine recht angemessene Form ist. Das Schema ist: -υ-υυ-υ-υ-υ

Hengist, der Gründer des Königreichs Kent in Großbritannien, war, sowie sein Bruder **Horsa**, unter den Sachsen berühmt durch körperliche Stärke und Alter der Ahnen, die ihren Ursprung unmittelbar von Odin ableiteten. Es war 449, als die Briten gegen den Andrang der Schotten und Pikten von den Sachsen Hülfe begehrten. Lange schon hatten diese Verlangen getragen, die schöne Insel zu überfallen, gern folgten sie daher dieser Einladung; Hengist und Horsa stellten sich an ihre Spitze, landeten am Ausflusse der Themse, griffen die Feinde der Briten an und schlugen sie bei Stamford. Da sie hier ohne große Anstrengung gesiegt hatten, glaubten sie um so leichter ein Volk unterjochen zu können, das so schwachen Feinden nicht zu widerstehen vermochte. Sie sandten Berichte von der Fruchtbarkeit des Landes nach Sachsen, und erklärten die Besiegung eines Volks, das seit langer Zeit den Gebrauch der Waffen verlernt hätte und unter sich selbst getrennt und zerfallen sei, für mühlos und sicher. Sowie sie Verstärkung aus dem Vaterlande erhalten hatten, suchten sie Streit mit den Briten, unter dem Vorwande vorenthaltenen Lohnes und entzogener Verpflegung, ließen die Maske fallen, verbanden sich mit den Schotten und Pikten und griffen die Briten an. Diese hatten zu den Waffen gegriffen, ihren König Vortiger, der durch seine Laster und die verderblichen Folgen seines Raths verhaßt geworden war, abgesetzt und dessen Sohn Vortimer auf den Thron erhoben. Der Krieg wurde mit der größten Wuth geführt. Die Angelsachsen drangen verheerend in das Innerste des Landes, übten alle Gräuelthaten, und den Briten blieb nichts mehr übrig, als sich dem Joche ihrer Sieger zu unterwerfen; Einige hatten sich nach Armorika (dem heutigen Bretagne) geflüchtet, und diesem Lande auch ihren Namen gegeben. Hengist, der seinen Bruder in der Schlacht bei Eglesford (jetzt Ailsford) verloren hatte, blieb Sieger und gründete das Königreich Kent, welches die heutigen Grafschaften Kent, Middlesex, Essex, Surrey umfaßte. Er schlug seinen Wohnsitz in Canterbury auf und starb gegen das J. 488, indem er seinen Nachfolgern das neueroberte Reich hinterließ. Octa und Ebissa, sein Bruder und sein Neffe, die er später gerufen hatte, ließen sich in Northumberland nieder; ihrem Beispiele folgten mehre sächsische Feldherren, und gründeten so die 7 britisch-sächsischen Königreiche.

Henhöfer (Aloysius), seit der Mitte 1818 kathol. Pfarrer auf der grundherrlich von Gemmingenschen Patronatspfarre zu Mühlhausen an der Wurm bei Pforzheim im Badischen, jetzt seit 1823 evangel. Pfarrer zu Graben daselbst, ist in diesem kurzen Zeitraum, meist durch unkluge Heftigkeit seiner Gegner, bekannter und einflußreicher geworden als die Kurzsichtigen vermuthen konnten. Daß Einzelne von einer Kirche zur andern übertreten, ist Wirkung individueller Einsichten oder Absichten. Aber daß unter dem Landvolke, in einem ganz kathol. Dorfe von 460 Einw. mit einem Mal 167 Personen, den adeligen Grundherrn und seine Familie mit eingeschlossen, von dem Landesherrn Aufnahme in die evangelisch-unirte Landeskirche erflehen und in der rechtmäßigsten Form erhalten, ein solches Zeitereigniß ist allerdings überraschend; Pfarrer H. aber wurde hierzu die Veranlassung, ungeachtet er selbst nicht aus der kathol. Kirche auszutreten, vielmehr innerhalb derselben nur mit Umgehung mancher entbehrlichen Förmlichkeiten oder auch Mißbräuche eine nicht von Ceremonienmenge, sondern von gei-

stiger Willensthätigkeit abhängige lebendige Herzensreligion ausüben zu können gewünscht hatte. Tadler seines Übertritts bürden ihm Ehrsucht und Geistesbeschränktheit auf, bringen aber nicht einen Vorwurf von irgend einer Unsittlichkeit gegen ihn vor: nicht einmal den der Abneigung gegen das Cölibat. Der Hang für Paradoxien und für Berühmtheit soll ihn irregeführt haben. H.'s Wirken betraf anfangs nur Mißbräuche, die von seinen Tadlern selbst als solche anerkannt werden. Übrigens spricht es sehr für ihn, daß er 1815 auf Empfehlung des kathol. Ministerialraths Brunner zu Karlsruhe als Hauslehrer von der Familie von Gemmingen aufgenommen wurde und 3 Jahre lang blieb, bis die Patronatspfarrei ihm übertragen wurde. Die Dorfgemeinde von Mühlhausen galt damals als eine in ihrer Sittlichkeit vernachlässigte. Wenige Mitglieder derselben aber waren mit derjenigen Classe von Pietisten im benachbarten Würtemberg bekannt, die in den rauhern, verkehrlosern Gegenden von Leonsberg verbreitet, auch ihren äußern Zustand nach ihrer Andächtigkeit zu gestalten suchen und mit Absonderung von der dogmatisirenden Geistlichkeit sogar ein eignes Dorf, Kornthal, nicht weit von Stuttgart, allein zu bevölkern die Erlaubniß der Regierung erhalten haben. Bei diesen Volksclassen nun geht das Propagandiren ihrer Religionsansichten durch das allgemeine Verkehr von Dorf zu Dorf, von Mund zu Mund, und die von der Geistlichkeit gelehrten Kirchenunterschiede trennen die Nachbarn nicht mehr so sehr wie ehedem. Aufmerksam gemacht durch Männer dieser Art, und in der Hoffnung, die Gemeinde vom Gemüth aus zum Besserwerden zu erregen, war H. in Predigten und Katechisiren ernst und streng für Selbstkenntniß und Buße; ein Schüler Sailer's aber bewog ihn, selbst mehr die Bibel zu lesen, und jetzt ward ihm das redliche, gottvertrauende Leben der urchristlichen Zeiten zum Vorbild, ohne an ein Separiren von den Kirchenanstalten zu denken. Was von Herzen ging, drang zu Herzen. Aus der ganzen Gegend strömten Katholiken und Protestanten zu H.'s Kanzelvorträgen. Aber daß er als Beichtvater nicht mit dem Anhören der täglichen Messe, mit Anrufung der Schutzheiligen, mit dem Sündenablaß, den man noch durch Rosenkranzbeten und Wallfahrten ins Weckerthal und nach Waldthüren zu gewinnen gewohnt war, zufrieden sein wollte, nannten seine Nachbarn, die weniger Beifall hatten, lutherisch, schimpften über das lutherische Bibellesen, und hielten H. schon damals einer Nichtachtung der Kirche verdächtig. Während er von dem Äußerlichen noch selbst nicht bis auf die in den Kirchendogmen liegenden Wurzeln jener Angewöhnungen zurückgedacht hatte, wurde er immer aufs neue bei dem bischöflichen Vicariat zu Bruchsal als ketzerisch angegeben. Schon mit Suspension vom Amte wurde H. um Ostern 1822 dorthin einberufen und 12 Wochen lang über Vorwürfe inquirirt, die ihn jetzt erst auf die tiefer liegenden Lehren selbst zu denken aufregten. Hieraus entstand sein „Christliches Glaubensbekenntniß, seiner ehemaligen Gemeinde gewidmet", eine Schrift von so viel Volksverständlichkeit und herzlicher Beredtsamkeit, daß sie bereits in Süddeutschland und am Rhein hinab in tausenden von Abdrücken unter jenen stillwirksamen Schriften, wie Becker's „Noth- und Hülfsbüchlein" u. dgl., auf allen Märkten zu finden ist. Der Gemeinde Mühlhausen wurde inzwischen ein kirchlicheifriger Pfarrverweser gegeben, der aber durch Hintreiben zum Liturgischen den Widerwillen verstärkte. Die Andersdenkenden blieben aus der Kirche weg, und Kinder widersprachen dem Controversprediger in der öffentlichen Christenlehre. Als endlich ein alter erfahrener Dekan, Jäck, der an die Stelle des Eiferers geschickt wurde, desto milder sprach und das Ceremoniöse dem Volksunterricht nachsetzte, so kam auch dieses zu spät. Die Landleute mißtrauten der Feinheit, weil sie merkten, daß sie ihnen nur eben das, was der Eifer nicht aufzuzwingen vermochte, annehmlicher zu machen suchte. Noch mehr war es umsonst, daß der Dekan die Ortsvögte eine von ihm verfaßte und bloß vorgelesene Schrift unterzeichnen ließ, worin behauptet war, daß H. durch

Hinweisungen auf Gnaden und Ungnaden des Grundherrn zum Austritt aus der Kirche reize. Vor dem Amte widerlegten dies die Vögte feierlich, nebst der Angabe des Concipisten, als ob sie selbst ihn um eine solche Anzeige an die Regierung gebeten hätten. Das Protokoll ist abgedruckt am Schluß von H.'s „Geschichtlich treuer Rechtfertigung der Rückkehr zur evangel. Kirche" (Heidelb. 1824). Freie Bitten von mehr als 150 Gemeindegliedern an den Grundherrn bewogen diesen, von dem Regenten die Erlaubniß zu einem evangelischen Gottesdienste für die 166 Austretenden zu erbitten. Ein mustermäßiges Staatsministerialedict vom 5. Juni 1823 bestimmte alle auf diese Kirchensonderung sich beziehende Fälle, ohne Nachtheil für die bleibende katholische Gemeinde. Unter dem 26. Juni wurde parteilos dem allmälig entstandenen katholischen Theile der Einwohnerschaft in der Industriestadt Pforzheim auf ähnliche Weise eine neue Kirchenstiftung erlaubt. H., der durch das Vicariat von dessen Kirche ausgeschlossen war, meldete sich zur evangel. Candidatur für seine Person und wurde als Pfarrer nach Graben versetzt, wo er auf gleiche Weise als Volkslehrer fortwirkt. Den Übertritt und dessen Gründe enthält eine vier Mal neugedruckte Flugschrift von Tzschirner: „Die Rückkehr kathol. Christen im Großherzogth. Baden zum evangel. Christenthum" (1823). Die heftigen Gegenschriften, welche keinem ruhig urtheilenden Katholiken auch nur klug und leidenschaftsfrei dünken können, mag die bessere Zeit bedecken. Viele Gemeinden in der Nähe und Ferne beweisen durch freie Beiträge zur baldigen Dotirung des neuen evangel. Kirchen- und Schulwesens zu Mühlhausen ihre aufmunternde Theilnahme, während des Grundherrn, Julius v. Gemmingen, als des ersten Kirchenvorstandes, einfach edler Sinn Friede fördert und Henhöfer's Stelle durch einen ähnlich denkenden Freund der Herzensreligion ersetzt worden ist. 85.

Henil, Henile, eine Art Fetisch oder Götzenbild der alten Wenden. Er bestand aus einem Stabe, woran oben eine Hand befestigt war, die einen Ring hielt. Dies Götzenbild ward vor den Thüren herumgetragen, und man opferte ihm, um sich seines Schutzes zu versichern.

Henke (Heinrich Philipp Konrad), Vicepräsident des wolfenbüttelschen Consistoriums, Abt des Klosters Königslutter, Generalsuperintendent, erster Professor der Theologie zu Helmstädt und Director des dortigen Predigerseminars, war der Sohn eines Predigers zu Braunschweig, und 1752 zu Hehlen geboren. Sein Vater starb früh, der Jüngling war der Dürftigkeit und der Unterstützung vermögender Gönner überlassen. Früh zeichnete er sich durch anhaltenden Fleiß und hervorstechende Talente aus. Er wollte sich erst dem philologischen Studium widmen, und dieses führte ihn in das classische Alterthum. Ein glückliches Gedächtniß, eine lebhafte Einbildungskraft ließ ihn treu und fest die großen Gedanken und kühnen Worte der alten Classiker nicht nur bewahren, sondern ihren Geist sich ganz aneignen. Sein Lieblingsschriftsteller war der Redner Quintilian. Er übersetzte ihn, und begann damit seine Schriftstellerlaufbahn. Unter der Leitung Schirach's, der damals noch in Helmstädt als Professor lebte, nahm Henke Theil an der Herausgabe der bekannten latein. Zeitung, und promovirte in der philosophischen Facultät. Schon war er entschlossen, eine Lehrstelle am Martinsgymnasium zu Braunschweig anzunehmen, als durch Verwendung seiner Gönner ihm (1778) eine außerordentl. Professur der Theologie zu Helmstädt anvertraut ward. Sein lebhafter, freier, durch körnige Rede gewürzter, mündlicher Vortrag verschaffte ihm schnell ein zahlreiches Auditorium, und schon 1780 ward er ordentl. Professor der Theologie. Den Grund seines literarischen Ruhms legte seine „Kirchengeschichte", von welcher der erste Band 1788 erschien, und die noch vor ihrer Vollendung durch Vater in Königsberg (1820) mehre Male neu aufgelegt werden mußte. Dieses Buch (8 Bde.) enthält einen Schatz von historischer Gelehrsamkeit, und gibt den

redendsten Beweis der umfassenden Belesenheit und freien Ansicht des Verfassers. Aber die Zusammenstellung der Thatsachen in einem scheinbar pragmatischen Zusammenhange ist offenbar erkünstelt. Der Zweck, daß dieses Werk ein akademisches Hand- und Lehrbuch zu Vorlesungen über die Kirchengeschichte sein sollte, ist vollends verfehlt. Henke war ein Feind des zum Glaubenszwang oder zur Einschüchterung freier Forschung führenden Dogmatismus, ein Protestant im edelsten und eigentlichsten Sinne des Worts. Als daher das preuß. Religionsedict erschien, übernahm er es zuerst, als Recensent aller über jenes Edict erschienenen Schriften in der „Allgem. deutschen Bibliothek" aufzutreten und sich bald darauf öffentlich und ohne Scheu als Verfasser jener Recensionen zu nennen. Im Vaterlande selbst hatte er, bei Gelegenheit der vorhabenden Einführung einer neuen Liturgie, durch die Herausgabe der Zeitschrift „Eusebia" ärgerliche Streitigkeiten mit einigen wortklaubenden steifsinnigen Juristen, welche ihre Buchstabenweisheit gegen ihn geltend machen wollten. Allein an der Bitterkeit des Tons, womit damals die Streitigkeiten geführt wurden, hatte Henke einigermaßen selbst Schuld. Auch gedieh das wohlthätige Werk auf diesem Wege nicht. Seine Dogmatik ist in classischem Latein geschrieben, und wiederum ein schöner Beweis seiner theologisch-historischen Gelehrsamkeit; aber als Lehrbuch möchte sie, obwol ungleich vorsichtiger geschrieben, ebenso wenig als seine Kirchengeschichte zu empfehlen sein. Durch die Herausgabe des „Magaz. für die Religionsphilosophie" und des „Museums für Kirchengeschichte" hat er sich in seinen letzten Lebensjahren noch dauernde Verdienste um die theologische Aufklärung erworben. Man möchte ihn mit Recht einen starken, kräftigen Redner nennen; auf den Titel eines angenehmen, durch Rührung dem Herzen wohlgefälligen Redners durfte er nicht Anspruch machen. Seine Predigten hatten oft etwas Steifes, denn er entwarf und arbeitete weder schnell noch leicht, aber gründlich, logisch richtig und stets die ruhige Überzeugung des Verstandes in Anspruch nehmend. Berühmt geworden ist seine, von Villers übersetzte, „Freimüthige Rede am Krönungsfeste Napoleons", 1807. Als Mensch war Henke liebenswürdig durch seine hingebende Heiterkeit, seine reine Stimmung für wahre Menschenfreude, seine frohe Laune und seinen feinen, doch nie schmerzlich verwundenden Witz. Er hatte in seinem frühern Leben das Glück gewünscht, sich durch Reisen bilden zu können; im Alter erlebte er es, als es für ihn kein Glück mehr war, denn er ging 1807 als Abgeordneter für das braunschweigische Land nach Paris zur Huldigung des Königs von Westfalen, dann (1808) nach Kassel als Reichsstand. Den Keim des Todes brachte er mit; er kränkelte fast ein Jahr lang, und starb am 2. Mai 1809. zz.

Henrici (Christian Friedrich), als Dichter: **Picander**, geb. 1700 zu Stolpen in Sachsen, Sohn eines Posamentiers, studirte zu Wittenberg und Leipzig die Rechtswissenschaften. Eine besondere Neigung führte ihn zur Dichtkunst, durch welche es ihm gelang, sein Glück zu machen. Er wurde Actuar bei dem Oberpostamte zu Leipzig, sodann Postsecretair und endlich Oberpostcommissair. Dazu wurde ihm noch die Kreislandsteuer- und die Tranksteuereinnahme in Leipzig nebst der Weininspection ertheilt. Zu allen diesen Ämtern verhalf ihm die Dichtkunst. Er starb 1764. Den Namen Picander soll er deßwegen angenommen haben, weil er nach einer Elster geschossen, anstatt derselben aber einen Landmann, der ein Elsterneft ausnehmen wollte, getroffen und stark verwundet hatte. Seine Gedichte zeichnen sich durch derben Witz und ungenirte Leichtigkeit aus, nur ist ihr unsittlicher Ton oft anstößig. „Picander's ernst-scherzhafte und satyr. Gedichte" (Lpz., neueste Aufl. 1736 fg.).

Henriette (Anna), Herzogin von Orleans, Tochter des unglücklichen Königs Karl I. von England, wurde in den unruhigen Zeiten des Bürgerkrieges in England zu Exeter den 16. Juni 1644 geboren. Sie war kaum 3 Wochen alt,

als ihre Mutter mit ihr nach Frankreich floh, wo sich dieselbe nach Karls Tode in das Kloster von Chaillot begab und daselbst ihre Tochter erzog. Da Henriette mit großer Liebenswürdigkeit des Geistes die Reize eines schönen Körpers verband, so wünschte Anna von Östreich, Mutter Ludwigs XIV., daß ihr Sohn sich mit ihr verbinden möchte; diesem Fürsten schien sie aber noch zu jung dazu zu sein, und nun warb Anna um die Hand der Prinzessin für ihren zweiten Sohn, Philipp von Frankreich, Herzog von Orleans. Im März 1661 fand die Vermählung statt, und jetzt auf einmal schien es Ludwig XIV. zu reuen, die liebenswürdige Henriette ausgeschlagen zu haben. Er näherte sich ihr, und die Prinzessin soll nicht unempfindlich für die Huldigungen des verführerischen Königs geblieben sein. Dies sowol, als noch einige andre Intriguen mit ein paar Hofleuten, deren Umgang sie wenigstens mit zu leichter Berücksichtigung des Scheins duldete, erweckten die Eifersucht des Herzogs von Orleans, und ihre Ehe war deßhalb nicht glücklich. Henriette würde von dem strengen und finstern Charakter ihres Gemahls noch mehr zu leiden gehabt haben, hätte sie nicht stets an dem König eine Stütze gefunden, der in späterer Zeit die Prinzessin noch besonders aus Rücksichten der Politik begünstigte. Nachdem nämlich ihr Bruder Karl II. den Thron von England wieder bestiegen hatte, lag Ludwig XIV. viel daran, diesen Fürsten von der Allianz mit Holland und Schweden abzuziehen, weil er schon damals den Plan hegte, sich wo möglich einen Theil von Belgien zuzueignen. Da der gewöhnliche Weg diplomatischer Verhandlungen hierzu nicht hinreichen wollte, so beschloß Ludwig, seine Schwägerin in diese Sache einzuweihen, und die Herzogin von Orleans ergriff mit um so größerm Vergnügen diesen Vorschlag, da ihr Stolz hierdurch geschmeichelt und ihrem Geiste zur Intrigue ein weites Feld eröffnet wurde. Sie reiste 1670 mit dem Hofe nach Flandern, und von Calais aus, unter dem Vorwande ihren Bruder zu besuchen, plötzlich nach Dower, wo Karl sich eingefunden hatte. Mademoiselle de Keroual, eine Bretagnerin (später als Karls II. Geliebte unter dem Namen Herzogin von Portsmouth bekannt), begleitete sie; und sowol den Zuredungen der Schwester als den Reizen ihrer Gefährtin gelang es, den schwachen Karl in der kurzen Zeit von 10 Tagen ganz so zu stimmen, wie Ludwig es wünschte. Kaum war jedoch Madame von Orleans nach Frankreich zurück, so ward sie plötzlich in St.-Cloud, während noch Alles sich beeiferte, ihr für den glücklich abgeschlossenen Tractat den Hof zu machen, von heftigen Schmerzen befallen, die immer zunehmend ebenso plötzlich als unerwartet ihren Tod am 29. Juni 1670 herbeiführten. Der Verdacht einer Vergiftung erhob sich sogleich, und obschon bei der in Gegenwart des englischen Gesandten vollführten Section die Ärzte das Gegentheil behaupteten, so ist es doch beinahe gewiß, daß sie in der Blüthe ihrer Jahre ein Opfer nichtswürdiger Rache fiel. So viel man aus den von der zweiten Gemahlin des Herzogs von Orleans, der Prinzessin von Baiern, dieserhalb gesammelten Papieren und Nachrichten und andern Nachforschungen hat herausbringen können, soll der Chevalier de Lorraine (der Busenfreund ihres Gemahls), an dessen Ungnade bei Ludwig XIV. sie Schuld war, und der damals im Exil in Rom lebte, gern aber nach Frankreich zurück wollte und es wußte, daß sie das einzige Hinderniß war, das sich der Erreichung seines Wunsches entgegenstellte, der Anstifter dieser Abscheulichkeit gewesen sein. Daß Ludwig 2 Jahre nach dem Tode der Herzogin den Ritter wieder an den Hof kommen ließ und ihn zum Marschall von Frankreich erhob, entkräftet diesen Verdacht keineswegs, da der König damals des Ritters großen Einfluß auf die Schritte seines Bruders, des Herzogs von Orleans, sehr bedurfte. Die gewinnende Liebenswürdigkeit ihres Betragens machte, daß man die unglückliche Fürstin allgemein bedauerte und sie in Hinsicht ihrer Anmuth und Schönheit oft mit ihrer noch unglücklichern Ältermutter, der berühmten Maria Stuart, verglich. Ein Ludwig XIV. mündlich abgelegtes Geständniß des Haus-

hofmeisters der Herzogin soll die That des Ritters de Lorraine in des Königs Augen völlig außer Zweifel gesetzt, Gründe der Politik aber gegen seinen Bruder und besonders auch gegen England sollen den Monarchen bewogen haben, das Ganze mit einem Schleier zu bedecken und selbst die nächsten Thäter nicht zu bestrafen.

Hephästion, Freund Alexanders des Großen, war ein vornehmer Macedonier aus Palla. Er begleitete den König auf seinen Heereszügen, und starb zu Ekbatana. Alexander, den sein Verlust sehr schmerzte, wollte ihm ein prachtvolles Grabmal bauen, starb aber selbst bald darauf 323 v. Chr.

Hephästos, s. Vulcan.

Heptachord, in der Tonkunst die Septime, d. h. der siebente Ton von den heraufsteigenden Tönen einer Octave.

Heptagonalzahlen, s. Figurirte Zahlen.

Herakliden, die Nachkommen des Herkules, welche das von ihrem Ahnherrn ihnen vererbte Recht auf den Peloponnes, in Verbindung mit den Doriern, geltend machten. Zweimal waren ihre Angriffe abgeschlagen worden, als sie 80 Jahre nach der Eroberung Trojas aufs neue erschienen. Allein Aristodem, einer ihrer Hauptanführer, fand unter den Zurüstungen seinen Tod, und ein großer Theil des Heeres ward von einer Hungersnoth weggerafft. In dieser Bedrängniß fragten sie das delphische Orakel um Rath, und erhielten die Antwort, daß sie sich der Führung eines dreiäugigen Feldherrn überlassen sollten. Diesen fanden sie in dem Ätolier Oxylus, welcher ihnen auf einem einäugigen Maulthiere begegnete. Von ihm, den sie sogleich zu ihrem Befehlshaber machten, geführt, drangen sie von mehren Seiten in den Peloponnes ein, eroberten fast die ganze Halbinsel, und vertheilten das Land unter ihre Anführer. Temenus bekam Argos mit Mycenä und Sicyon, Kresphontes Messenien, und die Söhne des Aristodemus, Prokles und Eurysthenes, Lacedämon, wo sie gemeinschaftlich regierten.

Heraklit, ein griech. Philosoph, aus Ephesus in Kleinasien gebürtig, der Dunkle genannt, lebte um die 69. Olympiade (um 500 v. Chr.). Statt die höchsten obrigkeitlichen Würden in seiner Vaterstadt anzunehmen, widmete er sich der Philosophie. Er bereiste verschiedene Länder, vorzüglich Afrika. Sein von Natur finsteres und melancholisches Gemüth, das sich auch in seiner Philosophie ausdrückte, ließ ihn bald den Umgang der Menschen ihrer Laster wegen fliehen. Er begab sich in ein einsames Gebirge, um hier von Wurzeln und Kräutern zu leben, wurde aber von einer unheilbaren Krankheit befallen, welche ihn nöthigte, nach der Stadt zurückzukehren, wo er bald darauf, 60 J. alt, starb. Er hinterließ ein Werk: „Über die Natur der Dinge", worin er auch vom Gottesdienst und der Staatsverwaltung handelte. Es war in einem dunkeln und bildlichen Styl abgefaßt, daher erregte es wenig Aufmerksamkeit und ging endlich ganz verloren. Aus dem Wenigen, was von seiner Philosophie auf uns gekommen ist, geht hervor, daß er das Feuer zum Grundwesen erhob, woraus alle übrigen Wesen entstanden wären. Wahrscheinlich verstand er aber darunter nicht das gemeine Feuer, sondern ein ätherisches Feuerwesen, womit sich die abweichende Nachricht vereinigen ließe, daß er die reine heitere Luft, oder die bloße Ausdünstung für das Urelement gehalten habe. Aus demselben entsteht die Welt, sowie es sich wieder aus der Welt erzeugt. Alles ist in beständigem Flusse. Das Entstehen ist Trennung von dem Ursein und beruht auf Gegensatz, Feindschaft; das Vergehen ist Auflösung in das Ursein, Freundschaft. Beide bilden die Harmonie des Urwesens, und wirken nach dem Gesetz der Nothwendigkeit. Wir denken durch die göttliche Vernunft, die wir athmend im Wachen einziehen. Nur in der Vernunft ist Wahrheit, nämlich in der allgemeinen Menschenvernunft. Die Seele geht nach dem Tode in die Weltseele über.

Heraldik, Wappenkunde. Man theilt die Wappen in persönliche,

Familien- und Länderwappen. Zeichen und Bilder auf Schilden und Helmen kamen schon in den ältesten Zeiten vor. Im 4. B. Moses wird den Kindern Israel befohlen, daß ein Jeder unter seinem Panier und Zeichen, nach ihrer Väter Hause, sich lagern solle. Die Dichter der Griechen und Römer sprechen von Gemälden und Kunstarbeiten auf Schilden und Helmen. Diese Symbole waren sogar erblich. So erzählt Xenophon, daß die medischen Könige einen goldenen Adler auf ihren Schilden geführt haben. Sueton berichtet, daß Domitian einen goldnen Bart zum Wappen gehabt hat, und von den alten Germanen erzählt Tacitus, daß sie ihre Schilde durch ausgezeichnete Farben unterschieden und in die Treffen gewisse Zeichen vorangetragen haben. Ungeachtet dieser Spuren von Wappen in der alten Welt ist doch unsere Wappenkunde nicht älter als die Turniere. Daß die Wappen bei diesen feierlichen Kampfsübungen zuerst allgemeiner und nach gewissen Regeln erfunden wurden, läßt sich aus folgenden Gründen darthun. Zuerst findet man kein Grab- und Denkmal mit Wappen, welches älter wäre als das 11. Jahrh. Das älteste Grabmal dieser Art soll das Wappen eines gewissen Wahrmund, Grafen von Wasserburg, in der Kirche St.-Emmeran zu Regensburg sein; der Schild ist in die Quere getheilt, halb Silber und halb schwarz, darüber ein Löwe und die Unterschrift: „Anno domini MX." Auf den meisten übrigen Grabmälern, selbst des 11. Jahrh., findet man keine Wappen, und erst im 12. scheint dieser Gebrauch allgemeiner geworden zu sein. Der erste Papst, von dem man beweisen kann, daß er ein Wappen geführt, ist Bonifaz VIII., der von 1294—1303 auf dem heiligen Stuhle saß. Alle frühere päpstliche Wappen sind Erdichtungen späterer Schmeichler. Auch auf Münzen findet man vor dem 13. Jahrh. keine Wappen. Ein zweiter Beweis des angegebenen Ursprunges der Wappen ist das Wort blason, wodurch im Französischen, Englischen, Italienischen und Spanischen die Wappenkunde bezeichnet wird. Dies Wort hat höchst wahrscheinlich seinen Ursprung in dem deutschen Worte „blasen"; denn so oft auf den Turnieren ein neuer Ritter erschien, mußte der Herold blasen, und weil jener mit geschlossenem Visir auftrat, das Sinnbild seines Schildes oder das Wappen deuten und auslegen. Weil nun dies der Herold that, so heißt diese Kenntniß Heraldik, und weil er dabei blies, so nannten es die Deutschen das Wappen ausblasen. Daß dies bei den Turnieren so herkömmlich gewesen, kann man aus Gedichten der alten Troubadoure aus dem 12. und 13. Jahrh. beweisen. Daher kommt es auch, daß solche Ritter, deren Turnierfähigkeit schon durch das Ausblasen ihrer Wappen beurkundet war, zwei Trompeten auf dem Helme ihres Wappens führten. Von den Deutschen ging dieser Gebrauch zu den Franzosen über; denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß in Deutschland die Turniere viel früher in Gebrauch waren, als in Frankreich. Die Franzosen bildeten aber die Turniere und den damit verbundenen blason oder die Wappenkunde, wie das ganze Ritterthum, weit mehr aus; sie gaben dem Worte blasonner nicht allein die Bedeutung des Auslegens der Wappen, sondern auch des Anpreisens überhaupt. Da ferner am Hofe der normännischen Könige in England die franz. Sprache herrschte, so haben sich auch in der britischen Heraldik lauter franz. Kunstausdrücke erhalten. So nennt man die grüne Tinctur (Farbe) im Wappen vert (im Französ. jedoch sinople, welches ursprünglich eine rothbraune Farbe bedeutet; das helle Roth heißt gueules, wahrscheinlich mit Anspielung auf den blutigen Rachen wilder Thiere, die in der Heraldik eine große Rolle spielen); so heißt ferner der getheilte Schild coupé; so spricht man von passant, regardant, dormant, couchant ꝛc. Dagegen hat die deutsche Heraldik fast lauter echt deutsche Kunstwörter. Endlich ist die Betrachtung der Theile eines Wappens der sicherste Beweis für den angegebenen Ursprung. Den Schild denkt man sich als einen wirklichen, den der Ritter zur Bedeckung seines Leibes vor sich hält, und unterscheidet an ihm das Haupt,

das Herz, den Nabel und den Fuß. Offenbar wird deßwegen der Helm auf den Schild gesetzt, und die Helmdecken umgeben den letztern, sowie auf den Turnieren der Mantel des Ritters mit dem Helm und Schilde an den Wänden des Kampfplatzes aufgehängt wurde. Die Farben der Schilder oder die Tincturen haben ihren Grund in dem Gebrauche der ältesten Germanen, ihren Schilden verschiedene Farben zu geben: ein Gebrauch, der in den Turnieren des Mittelalters selbst eine zärtliche Bedeutung erhielt, indem die Ritter, verpflichtet, die Ehre der Damen zu verfechten und sich ihrem Schutze zu widmen, die Farben der letztern auf den Schilden trugen. Nach und nach kamen auch die Theilungen oder Sectionen der Schilder auf. Denn wie ein Ritter oft mehre Damen zu beschützen hatte, so trug er auch mehre Farben im Schilde, der deßwegen in Felder getheilt sein mußte. Als nun gegen das Ende des 11. Jahrh. die streitlustige Jugend fast aus ganz Europa im heiligen Eifer auszog, um das gelobte Land zu erobern, da wurde der Gebrauch der Wappen noch allgemeiner und nothwendiger. Um die einzelnen Nationen, Heereshaufen, Rotten und Geschlechter zu unterscheiden, wählten die Fürsten und Heerführer dergleichen Symbole, die sich bald auf Heldenthaten und Vorfälle des Feldzugs, bald auf die Würde des Anführers bezogen, bald endlich das Werk der Phantasie oder einer vorübergehenden Laune waren. So hatten die Markgrafen von Brandenburg aus dem askanischen Hause einen rothen Adler im silbernen Felde, den schon Albrecht der Bär im 12. Jahrh. führte. Die baierischen Markgrafen führten dasselbe Wappen, und selbst einige aus dem luxemburgischen oder böhmischen Hause. Als aber das hohenzollernsche Haus die Markgrafschaft Brandenburg bekam, nahm es sein Familienwappen an: einen von Silber und schwarz quadrirten Schild; und erst 1466 erhielt Kurfürst Friedrich II. als Erzkämmerer den Scepter. Den schwarzen preuß. Adler aber verlieh der König von Polen, als Lehnsherr, den beiden brandenburg-anspachischen Prinzen, Albrecht und Georg, 1525, als ersten Lehnsherzogen von Preußen. Man sieht schon aus diesem Beispiele, daß die Wappenkunde mit der Geschichte und der Genealogie so innig verbunden ist, daß die eine durch die andre aufgeklärt wird. Gatterer's „Abriß der Heraldik" (Gött. 1792), und dessen „Praktische Heraldik" (Nürnb. 1761) sind vortreffliche Handbücher. Die praktischen Arbeiten des Heraldikers bestehen in dem Blasoniren, Historisiren, Kritisiren und Aufreißen der Wappen. Das Blasoniren ist die kunstmäßige Beschreibung eines Wappens. Man legt erstlich den Schild nach seinen Tincturen, Figuren und Sectionen aus. Dann blasonirt man die Nebenstücke des Wappens, nämlich den Helm mit seinen Kleinodien, welches Trompeten, Flügel und Federn, Menschen und Thiere, oder deren Gliedmaßen sind, dann die Helmdecken und ihre Tincturen, hierauf die Krone, Hüte und Mützen, endlich die Schildhalter, die Wappenzelte, die Losungsworte oder Devisen und andre Nebendinge. Historisiren heißt bei der Wappenkunde: die Geschichte eines Wappens, seinen Ursprung und die Veränderungen erklären, die es erlitten. Will der Heraldiker ein Wappen historisch deuten, so muß er nicht gerade angeben wollen, warum eben diese oder jene Figur das Wappen eines Landes oder eines Fürsten ausmache, sondern er muß beweisen, daß gerade diese Figur die wahre Hieroglyphe der Familie oder des Landes ist. Er führt z. B. aus historischen Quellen den Beweis, daß der zweiköpfige Adler des römischen Königs erst im Anfange des 14. Jahrh. unter Albrecht I. aufgekommen, und daß vorher, seit Otto II., der Reichsadler nur einköpfig gewesen; daß die 3 Leoparden im engl. Wappen zuerst 1127 unter Heinrich I. aus dem normännischen Hause vorkommen. Das Kritisiren eines Wappens besteht in der Beurtheilung desselben, ob es echt und ob es den heraldischen Regeln gemäß sei. Endlich das Aufreißen der Wappen besteht in der Angabe und Verfertigung neuer Wappen. Der Heraldiker folgt hierin entweder den Vorschriften eines Landesherrn, oder er erfindet die Idee und macht den

Plan des Wappens nach eigner Willkür, oder er setzt aus mehren Wappen ein neues zusammen.

Herbarium (Herbarium vivum), die Sammlung von getrockneten Pflanzen, welche zwischen Papier aufbewahrt werden. Man beobachtet dabei folgende Regeln: Die Pflanzen müssen, so viel als möglich, vollständig mit allen ihren Theilen abgeschnitten werden. Blüthen, Früchte und Wurzelblätter gehören nothwendig dazu. Man nehme sie trocken, nicht feucht von Thau und Regen, ab. Man bringe sie entweder in einer Blechbüchse, oder in einer Mappe mit Löschpapier nach Hause, lege sie alsdann zwischen Löschpapier mit Bretern und Steinen beschwert an einen luftigen, trockenen Ort, oder lege sie in Folianten, die man enge zusammen in den Bücherschrank stellt. Sind sie sehr saftig, so brühe man sie erst ein paar Minuten in kochendem Wasser oder platte sie mit einem heißen Bügeleisen zwischen Löschpapier. Sind sie völlig trocken, so ordne man sie, lege sie in Bogen Schreibpapier und schreibe die systematischen Namen nebst Zeit und Fundort dabei. Eine solche Sammlung, vor Motten und Käfern durch öfteres Durchsehen bewahrt, erhält sich mehre Menschenalter hindurch, ja man hat Pflanzensammlungen, die 2 Jahrhunderte alt und noch zu gebrauchen sind. Ihr Nutzen für das Studium leuchtet ein. Denn weder Abbildungen noch Beschreibungen von Pflanzen können die eigne Beobachtung ersetzen; an grünen Pflanzen aber kann dieselbe nicht immer hinreichend geübt werden. Theils wachsen sie in entfernten Gegenden; theils kann man auch diejenigen, welche mit einander verglichen werden sollen, nicht immer zusammenbringen. Endlich wird der angehende Botaniker auch bei der mechanischen Beschäftigung mit dem Herbarium vielfältig Veranlassung finden, die Pflanzen selbst einer sorgfältigen Untersuchung zu unterwerfen.

Herberstein (Sigismund, Freiherr von), ein ausgezeichneter Staatsmann und Geschichtschreiber, war 1486 zu Wippach in Krain geboren. Er studirte die Rechtswissenschaft, wählte nachher den Militairstand und focht mit Auszeichnung in dem Kriege gegen die Türken. Der Kaiser ernannte ihn zum Befehlshaber der Reiterei von Krain, machte ihn zum Ritter, ertheilte ihm die Würde eines kaiserl. Hofraths und beauftragte ihn mit mehren wichtigen Staatssendungen. 1516 wurde er nach Dänemark geschickt, um zu versuchen, Christian II. von seiner thörichten Leidenschaft für die Dyveke zurückzubringen. Bald nach seiner Rückkehr, und 1526 noch einmal, ging er als Gesandter nach Rußland und später nach Constantinopel; überhaupt bereiste er den größten Theil von Europa. Seine Dienste wurden durch die Würde eines Geh.-Raths und Präsidenten des Finanzcollegiums belohnt. 1553 zog Herberstein sich von den Geschäften zurück und starb 1566. Sein Name ist durch ein noch jetzt brauchbares Werk: „Rerum Moscoviticarum commentarii, quibus Russiae ac metropolis ejus Moscoviae descriptio, chorographicae tabulae, religionis indicatio, modus excipiendi et tractandi oratores, itineraria in Moscoviam duo et alia quaedam continentur" (oft gedruckt und übersetzt), auf die Nachwelt gekommen. Alle Schriftsteller über Rußland nennen es als das beste über die ältern Zeiten dieses Reichs. Man erkennt, daß der Vf. ein geistreicher Beobachter war, und nichts versäumte, um sich zu unterrichten. Eine von ihm selbst aufgesetzte Geschichte seines Lebens, die bis 1545 reicht, ist erst 1805 zu Ofen in der Sammlung von Kovachich erschienen; aus ihr besonders hat Adelung s. Lebensbeschreibung Herberstein's (Petersb. 1818) geschöpft.

Herbst, diejenige Jahreszeit, welche in der nördlichen gemäßigten Zone ihren Anfang nimmt, wenn die Sonne bei ihrem scheinbaren Niedersteigen nach der südlichen Halbkugel den Äquator berührt. Das Ende des Herbstes fällt auf den Zeitpunkt, an welchem die Sonne ihre kleinste Mittagshöhe zeigt, oder wenn

sie jenseits des Äquators auf der südlichen Halbkugel den Wendekreis des Steinbocks erreicht hat. Nach unserer Zeitrechnung fällt der Anfang des Herbstes um den 23. Sept., wenn zum zweiten Male im Jahre Tag und Nacht gleich sind; und das Ende desselben um den 21. Dec., wo wir den kürzesten Tag haben. Die Bewohner der südlichen gemäßigten Zone haben den Herbst zur entgegengesetzten Zeit, wenn bei uns Frühling ist. Verschieden von diesem astronomischen Herbst ist der physische oder die herbstliche Witterung, die gewöhnlich erst um die Mitte oder das Ende Oct. eintritt. — Herbstnachtgleiche heißt die Zeit, in welcher die Sonne in ihrem Abwärtssteigen aus der nördlichen in die südliche Halbkugel den Äquator erreicht, an allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich macht und bei uns den Anfang des Herbstes bestimmt. — Der Durchschnittspunkt des Äquators und der Ekliptik heißt der Herbstpunkt, und die Sonne erreicht ihn um den 23. Sept. Er ist der Anfangspunkt des Zeichens der Wage und wird fortwährend so bezeichnet, obgleich das Sternbild der Wage diesen Ort verlassen hat, und der Herbstpunkt jetzt nahe bei den Sternen auf der linken Schulter der Jungfrau steht. Er ist dem Frühlingspunkte entgegengesetzt: daher beträgt seine Aufsteigung 180 Grad und seine Länge eben so viel, oder sechs Zeichen; seine Abweichung und Breite aber sind = 0.

Herbst (Johann Friedrich Wilhelm), Prediger an der St.-Marienkirche zu Berlin, einer der geschätztesten Naturforscher Deutschlands, geb. 1743 zu Petershagen im Fürstenth. Minden, ging nach Vollendung seiner akadem. Studien als Hauslehrer nach Berlin, wurde Feldprediger des Winning'schen Infanterieregiments zu Berlin, dann Prediger an der dasigen Garnisonkirche und bei dem Cadettenhause, kam als Prediger nach Reppen in der Neumark, von hier wieder nach Berlin als dritter Prediger an der St.-Marienkirche, und starb als Archidiakonus an derselben 1807. In den Jahren seiner vollen Kraft war er einer der beliebtesten Kanzelredner Berlins; Gedankenfülle und gesunde Begriffe zeichneten seine Kanzelvorträge aus, von denen mehre gedruckt sind. Als Naturforscher hat er sich um die Entomologie verdient gemacht. Sein Cabinet von Insekten, namentlich seine Sammlung von Krabben und Krebsen, war ausgezeichnet. Unter s. naturhistorischen Schriften sind die vorzüglichsten: „Versuch einer natürl. Gesch. d. Krabben und Krebse" (3 Bde., 1782—1800); „Kurze Einleitung zur Kenntniß der Insekten" (3 Bde., 1784—87); „Kurze Einleitung zur Kenntniß d. Gewürme" (2 Bde., 1787); „Natursystem d. Käfer" (6 Bde., 1783—95); „Natursystem d. Schmetterlinge" (7 Bde., 1783—95); „Natursystem d. ungeflügelten Insekten" (4 Hefte, 1797—1800); auch zusammen unt. d. T.: „Natursystem aller bekannten in- und ausländischen Insekten, als Fortsetzung der Buffon'schen Naturgeschichte" (11 Bde., 1783—1804). Herbst war Mitglied verschied. gel. Gesellsch., namentlich der Gesellsch. naturforsch. Freunde in Berlin, deren Schriften er durch schätzbare Beiträge bereichert hat.

Herculanum, eine Stadt, 11,000 Schritte von Neapolis entfernt, ward unter der Regierung des Titus, 79 nach Chr., bei einem Ausbruche des Vesuv von einem Lavastrom und Aschenregen so gänzlich bedeckt, daß man ihre Stätte nicht mehr sah. Gleiches Schicksal hatten in der Nähe Pompeji, am Flusse Sarnus, eine der gewerb- und volkreichsten Städte dieser Küste, und Stabiä, welche an der Stätte des heutigen Gragnago lag, deßgleichen Oplontia und Teglanum. Frühere Nachgrabungen waren bereits vergessen, als man 1711 bei Gelegenheit eines Brunnens, welchen Prinz Elbeuf zu Portici, einem auf der Stelle des alten Herculanum gelegenen Dorfe, graben ließ, 3 weibliche bekleidete Statuen fand (jetzt im Museum zu Dresden). Dem Prinzen wurde nach dieser Entdeckung das weitere Nachgraben untersagt, und man dachte nicht mehr daran, bis der König von Spanien, Karl, Vater Ferdinands IV., zum Besitz des eroberten Nea-

peis gelangte und Portici zu seinem Frühlingsaufenthalte wählte. Jetzt grub man (1738) in jenem Brunnen tiefer hinab, bis man Spuren von Gebäuden fand. Das Theater von Herculanum war die erste Entdeckung. Leider verschuldete die Unerfahrenheit des Aufsehers, des span. Ingenieurs Rocco Gioachino Alcubierre, den Verlust vieles Schönen. Erst als ein schweizerischer Ingenieur, Karl Weber, die Aufsicht erhielt, wurden bessere Maßregeln genommen, und diesem verständigen Manne, dem la Vega gleich rühmlich folgte, verdankt man alle die guten Anstalten, die nachher gemacht wurden. 1750 suchte man auch Stabiä und Pompeji auf. Am letztern Orte, der mehr mit Asche als mit Lava bedeckt ist, welches die Nachgrabungen bedeutend erleichtert, entdeckte man die großen Überreste eines Amphitheaters. In dem Keller eines Landhauses fand man nahe bei einer Thür 27 weibliche Gerippe, und den Abdruck der Brust einer dieser Unglücklichen in einst feuchter, dann verhärteter Aschenmasse, nebst dabei befindlichem Hals- und Armschmuck. Hier war es auch, wo man am untern Eingange des Landhauses zwei Skelette ausgrub, deren eins in den Knochen der einen Hand noch einen Schlüssel, in der andern einen Beutel mit Münzen und Kameen hielt. Nahe bei beiden stieß man auf Gefäße von Silber und Bronze, und man vermuthet, der Eine sei der Herr, der Andre der Sklave gewesen, die beide, vergeblich den Ausgang suchend, unter der Aschenmasse erstickt hingesunken. Übrigens ist wahrscheinlich, daß die meisten Einwohner dieser Städte, sich durch die Flucht zu retten, noch Zeit fanden. Wenn Winckelmann's Prophezeihung, daß bei der Schläfrigkeit, mit welcher die Nachgrabungen betrieben wurden, noch für die Nachkommen im vierten Gliede zu graben und zu finden übrig bleiben werde, nur zu richtig eingetroffen ist, so war dies weniger Schuld der Aufseher als der Regierungen. Für den Antiquar und Archäologen schien hier das Alterthum wieder aufzuleben; es erweckte Empfindungen, die Schiller in dem Gedichte „Pompeji und Herculanum" so schön ausgedrückt hat. Die alten Straßen, die alten Gebäude öffneten sich wieder, und in ihnen sah man gleichsam das häusliche Leben der Alten. Nie hatte man vorher die Einrichtung und Beschaffenheit der Häuser der Alten mit ihren Geräthschaften so kennen zu lernen Gelegenheit gehabt! Besonders wichtig wurden diese Entdeckungen für Literatur und Kunst, denn man fand einen großen Schatz von Handschriften und Kunstwerken. Die Erwartung der gelehrten Welt von diesen literarischen Schätzen ist zwar noch nicht erfüllt worden, indem man auch hier nur allzu saumselig zu Werke gegangen ist; allein schon das ist etwas werth, daß man das Materielle der alten Handschriften näher kennen lernte; und vielleicht gelingt es noch, durch das sehr mühsame Geschäft der Entwickelung dieser Schriftrollen ein Werk von Bedeutung zu Tage zu fördern. Es war 1753, als man in einer jetzt wieder verschütteten Villa des alten Herculanum 1696 Papyrusrollen entdeckte: verkohlte Cylinder, die fast ganz das Ansehen von Tabacksrollen haben. P. Antonio Piaggio erfand eine einfache, aber sinnreiche Maschine, um mittelst Seidenfäden die vorher mit Goldschlägerhäutchen befestigten Streifen der Handschrift allmälig abzurollen. Winckelmann hat sie beschrieben; die klarste Vorstellung bekommt man aber von ihr durch die in Bartel's „Briefen über Calabrien" gegebene Abbildung und Erläuterung. Der Nutzen dieser Maschine ist jedoch in mancher Hinsicht sehr beschränkt, wie denn auch vielfache neuere Versuche bei den meisten jener Handschriften, die nicht bloß verkohlt, sondern durch eingedrungene Feuchtigkeit fast gänzlich aufgelöst sind, kein befriedigendes Ergebniß zur Folge gehabt haben. Nach einer 1819 von dem engl. Chemiker Davy in Neapel angestellten Untersuchung sind von den gefundenen 1696 Rollen bisher 407 aufgerollt, worunter nur 88 lesbar befunden worden; 24 wurden an auswärtige Fürsten verschenkt, und von den übrigen 1265 dürften nur etwa 80 bis 120, nach der von ihm erfundenen chemischen Methode, noch gerettet werden können. Die Schriftsteller, von

denen man bisher Werke entdeckt hat, sind Epikur, Philodemos, Demetrios, Polystratos, Kolotes, Phädros, Phanas. Erschienen sind: „**Herculanensium Voluminum quae supersunt**", **Tom. I.** (Neapel 1793, Fol.); „**Dissertationis isagogicae ad Herculan. Voll. explanationem**", **Pars I.** (Neap. 1797). Leider ist das abgedruckte 4. Buch des Philodemos über die Musik nur eine unfruchtbare Declamation gegen den Nutzen derselben. Der 2. Band enthält die Physik Epikur's. Scotti und Carlo Rossini sind mit der Aufzeichnung und Herausgabe dieser Werke beschäftigt. Mehr als die Literatur hat durch die hier gemachten Entdeckungen die Kenntniß der alten Kunst gewonnen. Wie viele Bildsäulen, Basreliefs und andre Werke der bildenden Kunst sind nicht in diesen verschütteten Städten gefunden worden! Von vorzüglicher Wichtigkeit sind jedoch, mag man nun auf Inhalt oder Composition, Zeichnung oder Farbengebung sehen, die hier entdeckten herculanischen Mauergemälde, unter welchen Andromeda und Perseus, Diana und Endymion, die Erziehung des Bacchus, und die bekannte Aldobrandinische Hochzeit (s. d.). Sie sind mit der Mauer, die den Grund derselben macht, zugleich von den Gebäuden ausgeschnitten worden, in dem Museum von Portici in 16 Zimmern unter Glas und Rahmen aufgestellt, und jedes mit einem der Zeichen **P. E. St.** versehen, um anzuzeigen, ob sie in Pompeji, Herculanum oder Stabiä gefunden sind. Abgebildet sind die in diesen verschütteten Städten entdeckten Antiken in dem großen Werke: „**Le antichità d'Ercolano**", Neap. 1757 fg., welches mit dem (ziemlich unkritischen) „**Catalogo degli antichi monumenti d'Ercolano**", verfaßt von dem Prälaten Bayardi (1755), aus 10 Foliobdn. besteht. Bis auf einige später gefundene sind jene Mauergemälde in den 6 ersten Bdn. dieses kostbaren Werks dargestellt (**con qualche spiegazioni di Pasquale Carcani**), und von diesen hat man wohlfeilere Nachstiche in Frankreich von David, in Deutschland von Kilian, mit Erklärungen von Murr (Augsburg 1777—1783, 5 Bde.). Unter der Regierung Joachims wurden die Nachgrabungen thätiger und planmäßiger betrieben als unter der vorigen. Rossini, Scotti und Pasetti zu Neapel (Sickler 1818 und Davy 1820, Beide ohne Erfolg) beschäftigten sich unermüdet mit dem Aufrollen und Entziffern der herculanischen Manuscripte, und verschiedene schätzbare literarische Überbleibsel aus dem röm. und griech. Alterthum wurden durch sie mehr oder minder vollständig hergestellt. Die von Sickler aus Gotha 1818 zu London angestellten Aufrollungsversuche hatten nicht den gewünschten Erfolg, weil die dazu verwandten Rollen zu sehr zerstört waren. Die Aufgrabungen hatten besonders über den Trümmern von Pompeji und auf der von Pompeji nach Neapel führenden Consularstraße statt. Ein Theil der schönen Decken und Fußböden von Marmor, die man gefunden hat, sind in den Galerien des Museums, andre in dem Saale der Zeichnenakademie zum Studium der Künstler aufgestellt worden. Die politischen Ereignisse von 1815 unterbrachen das Geschäft. Im Febr. 1816 verordnete der König Ferdinand I. die Fortsetzung aller Arbeiten. Jedoch können die Ruinen von Herculanum nicht mehr besucht werden, weil sie, bis auf einen sehr kleinen Theil, nach Wegnahme der Kunstwerke und Geräthschaften wieder verschüttet worden sind. (S. Pompeji.) dd.

Hercules, bei den Griechen Herakles, auch Alcides, einer der berühmtesten Heroen der griechischen Fabelwelt, in welchem die Poesie das Ideal menschlicher Vollkommenheit im Sinne des heroischen Zeitalters, d. i. höchste Körperkraft mit allen Vorzügen des Geistes und Gemüths gepaart, die jenes Zeitalter anerkennt, darstellte: ein Ideal von Vollkommenheit, das sich dem Heile der Menschen weiht. Ein solcher Held ist ein Mensch; aber jenes Große und Herrliche in ihm ist göttlichen Ursprungs; Hercules ist demnach der Sohn des Königs der Götter, von einer sterblichen Mutter. Seine Natur strebt nach dem Göttlichen, aber als Menschennatur, d. h. ringend und kämpfend; sein Leben ist

deßhalb eine ununterbrochene Kette von Anstrengungen und Kraftäußerungen. Seine unermüdete Beharrlichkeit bringt ihm den Sieg, und dieser Sieg zeigt uns den Triumph des Göttlichen in dem Menschen über sein Irdisches; sein Tod erwirbt ihm Unsterblichkeit und den Ehrensitz unter den Göttern. Welcher Mythus konnte nun wol für Menschen anziehender und belehrender zugleich sein als dieser von Hercules, durchaus von moralischer Tendenz und allegorischer Einkleidung, worin man das irdische Leben mit seinen Schicksalen, seinen Kämpfen, seinen Hoffnungen und Aussichten so treulich wiedererkennt! Kein Wunder daher, wenn eben dieser Mythus ein Lieblingsgegenstand von Sängern, Schauspieldichtern und Künstlern aller Art wurde, wodurch sich denn aber auch die Thaten des Hercules, und zwar über die Dauer eines Menschenalters hinaus, am Ende selbst planlos, häuften. Das hindert jedoch nicht, die Einheit des Mythus durch alle spätern Zusätze hindurch zu erkennen, und wir wollen denselben zuvörderst, gemäß dieser Einheit, mittheilen. Hercules war ein Sohn von Jupiter und Alkmene (s. d.). Nie war Juno eifersüchtiger auf ihren Gemahl gewesen als diesmal. Des Sohnes erbitterte Feindin war daher Juno schon, bevor er noch geboren war. Jupiter hatte einen Eid geschworen, daß der an diesem Tage Geborene alle Umwohnende aus seinem Heldengeschlecht beherrschen solle, und Juno wußte zu bewirken, daß die Geburtsgöttinnen die Geburt der Alkmene hemmten und dagegen die der Gemahlin des Sthenelos, die ihr Kind erst im siebenten Monat trug, beschleunigten. Eurystheus hieß dieser Knabe, in dessen Dienst nun der noch ungeborene Hercules kommen mußte. Alkmene kam endlich auch und zwar mit Zwillingen nieder, wovon Hercules des Jupiter, Iphikles des Amphitryon Sohn war. Hercules legitimirte sich schon in der Wiege als Sohn eines Gottes, indem er nahende Schlangen, vor denen sein Bruder schreiend zurückfuhr, ergriff, lachte, als sie züngelnd die Köpfe gegen ihn erhoben, und sie erwürgte. Durch Amphitryon's Sorge ward der junge Göttersohn in allen Künsten, durch welche die Helden jener Zeit sich auszeichneten, von den größten Meistern unterwiesen. In allen waren seine Fortschritte groß, nur für die Lyra schien seine Hand nicht gebildet, und ein Schlag, den ihm einst sein Lehrer darin, Linos, gab, kostete diesem das Leben. Amphitryon sandte ihn deßhalb auf das Land, wo er bis zum 18. Jahre die Heerde weidete; in diese Zeit fällt die Scene, die der Sophist Prodikos gedichtet hat: „An einem Scheidewege stand Hercules, und zwei Göttinnen begegneten ihm. Die Eine derselben, in üppigen Reizen prangend, lüstern sich dem Jüngling anschmiegend, bot ihm Entfernung von allen Mühseligkeiten und Gefahren, und jede Freude, jeden Wonnegenuß, wenn er ihrer Leitung sich überlassen wollte. Es war die verführerische Wollust. Die andre, nicht minder schön als jene, aber ernst, bescheiden und voll Würde, versprach ihm Unsterblichkeit und einen Sitz in den Hallen des Olympus, wenn er unter ihrem Beistand allen Gefahren und Mühseligkeiten des Lebens kühn die männliche Brust entgegenstellen wolle. Hercules, dessen Herz die verführerischen Töne des Lasters nicht ansprachen, empfand tief die Worte der Göttin der Tugend, und seines hohen Ursprungs, seiner Bestimmung und der Kraft, mit welcher er ausgerüstet war, eingedenk, reichte er ihr die Hand und wählte sie zur beständigen Gefährtin seines Lebens. In Erlegung verwüstender Ungeheuer und räuberischer Unholde, in Austrocknung von Sümpfen, Ableitung von Gewässern, Beförderung des Verkehrs der Menschen unter einander, Anlegung von Colonien, konnte die Tugend eines Helden jener Zeit sich wohlthätig für sein Geschlecht bewähren, und so bewährte sich auch des Hercules Tugend. — Sein gewaltiger Körper hatte eine Höhe von vier Ellen und ein Maß der Glieder, welches das Riesenmäßige der Statur verdoppelte, denn seine Arme und Beine waren noch einmal so stark als bei gewöhnlichen Menschen, und seine Brust von ungeheuerer Breite. Mit dieser Größe und Stärke zugleich die seltenste körperliche Geschicklich-

keit verbindend, trat er auf den Schauplatz. Ein wüthender Löwe, der am Kithäron umhertobte, ward der erste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Der König Thespios, dessen Staaten durch das Ungeheuer verheert wurden, nahm den kühnen Jäger gastfreundlich auf, der, bis das Ungeheuer seiner Kraft erlag, in den Armen der 50 schönen Töchter des Thespios ruhte, die ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft gebaren. Auch die physische Kraft der Zeugung mußte der Held in einem hohen Grade besitzen, da ein großes Geschlecht zu den Dingen gehörte, auf welche die Menschen jener Zeit stolz sein durften. Als er nach seiner Geburtsstadt Theben zurückgekehrt war, befreite er dieselbe nicht nur von der Schmach eines Tributs, den sie an die Orchomenier hatte zahlen müssen, sondern zwang auch diese, den zuvor empfangenen Tribut künftig selbst zu zahlen. Kreon, der König von Theben, gab ihm dafür seine Tochter Megara zur Gemahlin. Juno's Haß aber wuchs nun auch in demselben Grade als des Helden rasch aufschießende Größe, und ein Werk jenes Hasses war, daß Eurystheus jetzt den Hercules zu sich entbot und ihm befahl, Abenteuer, die er ihm auftragen würde, zu bestehen. Hercules, unwillig, ihm zu dienen, ging nach Delphi, das Orakel deßhalb zu befragen, das ihm zur Antwort gab: zehn von Eurystheus gebotene Abenteuer, wozu aber dann noch zwei kamen, müsse er bestehen, dann aber gelange er zur Unsterblichkeit. Dieser Ausspruch stürzte den Helden, der einem Schlechtern zu dienen seiner unwürdig hielt, in Schwermuth, welche von Juno zu wirklicher Raserei erhöht ward, deren Opfer seine eignen mit Megara erzeugten Kinder wurden, die er für seine Feinde ansah und erlegte. Nachher von seiner Raserei befreit, ergriff ihn tiefer Schmerz, und er floh allen menschlichen Umgang. Endlich geheilt von der Zeit, mit den Göttern versöhnt und von der Blutschuld gereinigt, begab er sich zu Eurystheus und unterzog sich den berühmten Abenteuern, bekannt unter dem Namen der zwölf Arbeiten des Hercules. 1. Erlegte er den nemeischen Löwen, der in den Wäldern von Nemea und Klrone hauste und von keinem Geschoß eines Sterblichen verwundet werden konnte. Hercules zerschlug ihm mit der Faust den Nacken und zog ihm dann das undurchdringliche Fell ab, welches ihn fortan gleich einem Harnisch umgab, indeß der Kopf wie ein Helm den seinigen deckte. 2. Erlegte er mit Jolaos's Beistand die Lernäische Hydra (s. d.) 3. Fing er die Hindin der Diana, gleich sehr durch ihre Schnelligkeit wie durch ihr goldnes Geweih und ihre ehernen Füße ausgezeichnet. Da sie lebendig eingefangen werden mußte, so galt es, daß der Held, wie vorher Kraft und List, so jetzt Schnelligkeit bewies. 4. Fing er den erymanthischen Eber, der die Gegend um den Berg Erymanthus verheerte, ein und brachte ihn lebendig auf seinen Schultern zu Eurystheus, der darüber so sehr erschrack, daß er sich in ein Gefäß verkroch und fortan nicht wagte, dem Hercules seine Befehle selbst zu geben. 5. Reinigte er in Einem Tage die Ställe des Augias, Königs von Elis, worin dieser 3000 Rinder seit langer Zeit hatte stehen gehabt, dadurch, daß er die vereinigten Flüsse Alphëus und Penëus hindurchleitete. 6. Tödtete er die Stymphaliden, ungeheure Raubvögel mit ehernen Flügeln, Schnäbeln und Klauen, welche die Gegend um den dichtumwaldeten See Stymphalis in Arkadien verheerten. 7. Fing er den Stier aus Kreta, den, ausgezeichnet durch Schönheit und Kraft, Neptun einst auf des Minos Flehen aus den Fluten hatte aufsteigen lassen, um durch dies Wunder dem Flehenden das Reich zu verschaffen. Statt, wie er gesollt, den Stier dem Gott zu opfern, hatte Minos ihn, gereizt von dessen Schönheit, unter seine Heerden gebracht, was er zu bereuen nur zu sehr Ursache fand. Denn nicht nur stürmte jetzt der Stier mit nicht zu bändigender Kraft verheerend durch das Eiland, sondern Pasiphaë faßte auch jene unnatürliche Leidenschaft für ihn, deren Frucht Minotaurus war. Als Hercules mit ihm auf den Schultern zu Eurystheus kam, ließ dieser ihn wieder frei, worauf der Stier noch einmal, unter dem Namen des marathonischen, in den Sagen von Theseus vorkommt. 8. Brachte er die menschen-

fressenden Rosse des thracischen Königs Diomedes, der ihnen alle Fremdlinge, die sein Gebiet betraten, vorwarf, nach Mykene, zu welchem Abenteuer ihn freiwillig viele Helden begleiteten. Ebenso zu dem folgenden, als er 9. das Wehrgehäng der Amazonenkönigin Hippolyte für des Eurystheus Tochter Admete holte. 10. Mußte er die Rinder des dreigestaltigen Geryones, bewacht von dem zweiköpfigen Hund Orthros und dem Riesen Eurytion, aus Erytheia, einer Insel im westlichen Ocean, unfern von Spanien, die nachher Gadeira (Gades) hieß, holen, und hätte er bei dem vorigen Zuge nach dem damals fernsten Osten wandern müssen, so wanderte er bei diesem nach dem fernsten Westen, wobei es denn an Nebenabenteuern nicht mangelte. Waren die bisherigen Wanderungen gefahrvoll gewesen, so übertrafen die folgenden sie weit an mühevoller Gefährlichkeit. Zunächst ward ihm aufgetragen, 11. die goldenen Äpfel aus den Gärten der Hesperiden zu holen. Hercules, der nicht einmal wußte, wo diese Äpfel zu suchen wären, wanderte, wiederum mancherlei Kämpfe bestehend, so lange zu Lande und Wasser, bis er den Ort erreichte. Atlas zwar holte eigentlich dann die goldnen Äpfel, Hercules aber trug einstweilen statt seiner das Himmelsgewölbe. Das letzte der von Eurystheus gebotenen Abenteuer bestand in nichts Geringerm als 12. den Cerberus aus der Unterwelt heraufzuholen. Der Herrscher der Unterwelt verhieß dem Allgefürchteten den Cerberus unter der Bedingung, sich seiner ohne Waffen zu bemächtigen. Schnell ergriff nun der Held das Ungeheuer, drückte dessen drei Köpfe zwischen seine Beine und fesselte es trotz der wüthenden Angriffe, die der Drache, in welchen Cerberus endigte, von hinten auf ihn machte. So brachte er das Thier auf die Oberwelt und zu Eurystheus, der es ihn wieder in die Unterwelt bringen hieß. Auch das that er und war nun, nach des Schicksals Willen, frei von der schimpflichen Knechtschaft, die ihm der Zorn einer strengen Göttin aufgelastet hatte. Während er aber, diese zwölf Abenteuer zu bestehen, die Welt durchzog, verrichtete er hier und da, wie sich ihm Gelegenheit darbot, weit mehr Thaten als jene gebotenen. Man pflegt diese seine Nebenthaten (parerga) zu nennen, unter denen sein Kampf mit den Centauren, seine Theilnahme am Zuge der Argonauten, seine Befreiung der Hesione, die von ihrem Vater einem Meerungeheuer ausgesetzt war, um den Zorn der Götter zu versöhnen, die Errichtung der sogenannten Herculessäulen (s. d.), sein Rückzug von Spanien nach Argos, den er mit bleibenden Spuren seines Daseins bezeichnete, die Erlegung des Alcyoneus, seine Kämpfe mit Anteus und Cygnus (Kyknos), die Befreiung des an den Kaukasus gefesselten Prometheus, und des Theseus aus der Unterwelt die denkwürdigsten sind. Nachdem er alle die Thaten vollbracht, kehrte er zurück nach Theben und vermählte seine Gemahlin an Jolaos. Er selbst wollte sich indessen auch wieder vermählen, und da er vernahm, daß Eurytos, der König von Öchalia, seine Tochter Jole dem, der ihn und seine Söhne im Bogenschießen übertreffen würde, als Kampfpreis ausgesetzt hatte, so ging er nach Öchalia, besiegte Alle, erhielt aber die Gemahlin nicht, weil man einen neuen Anfall seines Wahnsinns fürchtete. In der That ergriff ihn auch dieser bald darauf, nachdem er in der Zwischenzeit die Alceste aus der Unterwelt zurück in die Arme ihres Gemahls gebracht hatte, noch einmal, und in diesem Anfall stürzte er Iphitos, der Jole ältesten Bruder, seinen treuen Freund, von den Mauern Tirynths herab. Ungeachtet er von diesem Morde gereinigt wurde, verfiel er doch darüber in schwere Krankheit, derentwegen er das delphische Orakel zu befragen ging. Da ihm die Pythia Antwort versagte, plünderte er den Tempel, raubte den Dreifuß und kämpfte selbst mit dem Apollo. Endlich erhielt er das verlangte Orakel, welches also lautete: Von seiner Krankheit werde er genesen, wofern er auf drei Jahre sich zum Sklaven verkaufe und dem Eurytos den Kaufpreis als Sühngeld gebe. Diesem Orakelspruch zufolge verkaufte Mercur den Hercules an Omphale, der Lydier Königin. Während dieser Dienstschaft war er

aber keineswegs bloß mit weiblicher Arbeit und weichlicher Liebe beschäftigt, sondern er bezwang auch manchen Straßenräuber. Nach Vollendung seiner Dienstzeit strafte er manche Ungerechtigkeit, die man in früherer Zeit gegen ihn selbst begangen, und Wortbrüchigkeiten, deren man sich gegen ihn schuldig gemacht hatte. So zog er mit einem Heere gen Troja, um Laomedon, der Hesione Vater, zu bestrafen, und mit einem andern gegen Augias, welche Beide ihn um den bedungenen Lohn betrogen hatten. Zu Kalydon hatte er inzwischen um des Öneus Tochter Deïanira geworben und um deren Besitz mit Achelaus gekämpft. Mit dieser Gemahlin begab er sich nach Trachin. Am Fluß Evenus angelangt, traf er auf den Centauren Nessus, der die Wanderer um Lohn übersetzte. Hercules ging durch den Fluß, Deïaniren aber trug Nessus um den bedungenen Lohn hinüber. Während dieses Tragens widerstand der Centaur seinen Lüsten nicht; Deïanira schrie, Hercules sah es und schoß dem Centauren, sowie er ans Ufer trat, den in das Gift der Hydra getauchten Pfeil durchs Herz. Im Verscheiden lehrte er Deïaniren einen Liebestrank für Hercules mischen. Sie hatte in ihrer Ehe öfters einsame Stunden, denn Hercules unternahm noch mancherlei Züge. Des letzten müssen wir seiner Folgen halber gedenken. Unter den an ihm verübten Ungerechtigkeiten hatte er auch die des Eurytos zu bestrafen, der ihm die wohlverdiente Jole verweigert hatte. Deßhalb zog er gegen Öchalia. Eurytos und seine Kinder blieben, die Stadt ward genommen, geplündert, und Jole als Gefangene weggeführt. Von da zog er nach Kenäos auf Euböa und errichtete auf dem Vorgebirge dem Jupiter einen Altar. Um hier feierlich zu opfern, sandte er nach Trachin um ein weißes Gewand. Deïanira befragt den Boten wegen Jole, und da sie fürchtet, ihr Gemahl werde diese mehr lieben als sie, so nimmt sie des Nessus vermeinten Liebestrank und bestreicht damit das Gewand. Hercules bekleidet sich damit; kaum aber ist er erwärmt, so greift das Gift den Körper an. Er reißt das Gewand vom Leibe und mit ihm sein Fleisch herab. In solchem Zustande brachte man ihn zu Schiffe nach Trachin, wo Deïanira, von dem Vorgefallenen benachrichtigt, sich erhing. Hercules selbst begab sich auf den Berg Öta, errichtete einen Holzstoß, bestieg ihn und befahl, ihn anzuzünden. Als der Holzstoß aufloderte, kam eine Wolke, die unter Donner ihn in den Himmel auftrug. Dort der Unsterblichkeit theilhaft und versöhnt mit Juno, ward er mit Hebe vermählt, der Göttin ewiger Jugend, der blühenden Mundschenkin des Olympus. Auch mit ihr noch zeugte er zwei Söhne; deren, die er im irdischen Leben theils in, theils außer der Ehe zeugte, könnte man leicht gegen hundert zählen. Einige seiner Nachkommen sind in der Geschichte unter dem Namen der Herakliden bekannt.

Gewöhnlich zweifeln die historischen Erklärer an dem wirklichen Dasein des Hercules nicht, bezweifeln aber, daß ein Mensch in seinem Leben so viel und in der Art habe ausführen können, wie es erzählt wird, zu geschweigen der Anachronismen, die in dieser Geschichte nicht selten sind. Dies hat die Meisten bewogen, mehre Heroen dieses Namens anzunehmen, wozu es an Zeugnissen der Alten nicht fehlt. Varro hat deren nicht weniger als 44 aufgezählt, Cicero nimmt nur sechs, Diodor nur drei an. Darunter finden wir einen indischen, ägyptischen, tyrischen oder phönicischen und thebanischen Hercules, und namentlich Letztern als Erben aller auch von den übrigen verrichteten Thaten. Untersuchen wir das Wesen der orientalischen Gottheiten, welche die Griechen mit des Hercules Namen belegen, so können wir in der That kaum zweifeln, daß sie ursprünglich nichts Andres als astronomische Symbole waren. Der ägyptische Hercules, der eigentlich Chom oder Dson heißt, gehört nach Herodot und Diodor zu den zwölf großen himmlischen Göttern, die 17,000 Jahre vor Amasis aus den acht Göttern entstanden. Da nun sowol die acht als die zwölf Götter der Ägypter astronomisch zu verstehen sind, so ist leicht ausgemittelt, daß Hercules hier eigentlich nichts ist als das Pro=

duct des Sonnenlaufs durch die zwölf himmlischen Zeichen, d. i. ein Jahreskreis, und die Sage, daß er vor 17,000 Jahren schon gelebt habe, besagt, daß man seit dieser Zeit astronomische Berechnung hatte. Der phönicische Hercules, dessen eigentlicher Name Melcarthos ist, gibt einen ähnlichen Ursprung schon durch seine Mutter Asteria (Sternhimmel) zu erkennen. Daß man auch in dem thebanischen oder griechischen Hercules noch mannigfaltige Erinnerungen an die orientalisch-astronomische Uridee findet, kann nicht bezweifelt werden. Die zwölf Arbeiten sind dieser Idee zufolge nichts Andres als die Wanderung der Sonne durch die zwölf Zeichen des Thierkreises, durch die plastische Poesie der Griechen zur Sage geworden, vielleicht durch den Cultus, welcher diese zwölf Arbeiten der Sonne symbolisch dramatisirte. Seine Vermählung mit Hebe haben schon bei den Alten Einige dahin gedeutet, daß, nachdem er seinen Kreis durchlaufen, er wieder jugendlich dasteht. Besonders aber darf man bei dem griechischen Hercules nicht vergessen, daß er von dem phönicischen unmittelbar abstammt, denn seine Geburtsstadt Theben war eine phönicische Colonie. Der phönicische Hercules, als der Schutzgott und das Symbol des phönicischen Völkerstamms, wanderte überall mit hin, wohin diese Briten der alten Welt mit ihrem Handel und ihren Colonien sich verbreiteten, und dadurch erscheinen seine Züge als eine allegorische Erzählung der Verbreitung dieses Volks durch Handel und Schifffahrt und der Ausbildung der Völker, die davon eine Folge war. Es könnte demnach sehr leicht sein, daß niemals ein Hercules als Person gelebt, und es gleichwol Herakliden gegeben hätte, Abkömmlinge nämlich einer phönicisch-griechischen Colonie aus Theben. Indeß wollen wir damit die Persönlichkeit eines thebanischen Hercules nicht gänzlich leugnen, am allerwenigsten darum, weil eine alte Überlieferung von ihm sagt, daß er ursprünglich nicht Hercules, sondern Alkäos geheißen, und jenen Namen erst von dem Gott Hercules überkommen habe („Sext. Empir. adv. Phys.", 557, ed. Fabric.) Wie dem nun sei, auf diesen thebanischen Alkäos-Hercules wurde Alles das übertragen, was man von den Übrigen berichtet hatte, und diese Berichte verwandelten sich im Munde der so eigenthümlich anthropomorphosirenden Griechen in Sagen, wie sie die Griechen liebten. Der ganze Mythus erhielt nach solcher Zusammenschmelzung andre Richtung und Gestalt. Der Mythus des griechischen Hercules stellt uns nämlich die Geschichte der frühesten Bildung oder die Entwilderungsgeschichte Griechenlands dar. Dieses Entwildern wurde auf drei Wegen bewirkt: physisch durch Urbarmachung des Bodens, Austrocknung von Seen und Sümpfen, Grabung von Canälen, Ausrottung von Wäldern und der in ihnen hausenden wilden Thiere; mercantilisch durch Schifffahrt und Handelsverkehr mit entfernten Gegenden; politisch-religiös durch Stiftung heiliger Spiele, Satzungen u. s. w. Alles dies bewirkte der phönicisch-thebanische Hercules, auf welchen eine Menge von Städten, phönicische Pflanzungen, ihren Ursprung zurückführten. Alle feierten ihm zu Ehren Feste, und an diesen Festen sang man von seinen Thaten. Unstreitig flossen darin astronomische Ideen, Wundersagen von den mercantilischen Zügen und Thaten eines oder mehrer griechischen Helden in einander. Auf diese Weise entstanden nach und nach Herakleen, d. i. Gedichte von größerm Umfang, deren Inhalt das Leben und die Thaten des Hercules waren. Ohne Zweifel gab es deren bereits in einfacherer Gestalt vor Homer. Endlich kamen auch die dramatischen Dichter, welche besonders in den Satyrhandlungen einen travestirten Hercules darzustellen liebten, wodurch eine Menge Possen in die Sagen des Hercules kamen. Dahin gehört wol ohne Zweifel, was man von Hercules dem Fresser, dem Säufer, von Hercules bei Omphale am Spinnrocken, wo das Ideal männlicher Kraft und Tapferkeit dem gebietenden Pantoffel preisgegeben ist, und dergl. mehr hin und wieder berichtet findet. Es ist demnach kein Zweifel, daß die Idee des griechischen Hercules, als eines Heros, ihre Ausbildung der Poesie ver-

dankt, weßhalb man ihn in gewisser Hinsicht als ein bloß poetisches Wesen betrachten kann. Das poetische Ideal wurde nachher von der bildenden Kunst sichtbar dargestellt. Hercules erscheint in der Reihe der Idealfiguren griechischer Plastik als die nervigste und untersetzteste. Außerordentlich starke und breite Schultern, ein kurzer, dicker Hals, eine große, gewölbte Brust bei einem verhältnißmäßig kleinen Kopfe zeichnen ihn aus. Der Kopf ist geistreich, gutmüthig; nur selten erscheint er mit einem Ausdruck von Wildheit. Sein Bart ist kraus, sein Haar kurz. Gewöhnlich erscheint er nackt, mit Löwenhaut und Keule; in ältern Werken führt er Bogen und Pfeile. Die von ihm noch vorhandene Hauptstatue ist der sogenannte Farnesische Hercules, ein Werk des Atheners Glykon. Übrigens läßt sich leicht erachten, daß man in mancherlei Bildwerken ihn in verschiedenen Stellungen, wozu die reichen Scenen seiner Geschichte von selbst auffoderten, werde dargestellt haben. Man findet ihn als Kind, Jüngling und Mann, ringend und kämpfend, leidend und genießend, in voller Anstrengung und in Ruhe. Eine vorzüglich merkwürdige Darstellung ist der sogenannte Torso di Michel Angelo, also genannt, weil dieser große Künstler sieben Jahre lang an diesem Bruchstück einer Herculesstatue studirte. Aus der Anatomie zu schließen, saß die Statue vormals gebückt, mit aufgerichtetem Kopf, auf die Keule gelehnt. Die Löwenhaut ist über den Sitz geworfen. Was den Hercules sonst auszeichnet, Brust und Schultern sind in hohem Grade schön, die starken Muskeln aber nicht ausgedrückt; der Künstler — Apollonius, Nestor's Sohn von Athen — stellte nicht mehr den kämpfenden Helden dar, sondern den Gott, der jetzt die Thaten überdenkt, die ihm Unsterblichkeit gaben. Zu den denkwürdigen Darstellungen gehört noch Hercules als Musenführer, Musagetes, zu welcher Ehre er durch seine eignen Musenkünste wol schwerlich gelangt sein kann, denn dem Linos wußte er den Unterricht nicht sonderlich Dank. Indeß wurde er doch in dieser Beziehung mit der Lyra dargestellt. Die Vorstellung ist römisch. Fulvius Nobilior erbaute dem Hercules einen Tempel, in welchem er die von ihm zu Ambracia eroberten Musen aufstellte, und es scheint in der That, er habe seinen Landsleuten dadurch eine Warnung geben wollen, die kriegerische Tapferkeit nicht für unvereinbar mit den Musenkünsten zu halten. dd.

Herculessäulen, zwei Säulen, die Hercules zu beiden Seiten der nach ihm benannten oder gaditanischen Meerenge zwischen Europa und Afrika (Gibraltar) auf den Bergen Calpe und Abyla errichtet haben sollte, gleichsam als die Grenzsteine seiner Wanderungen nach Westen.

Herder (Johann Gottfried von), einer der eigenthümlichsten, umfassendsten und geistreichsten Schriftsteller der Deutschen, geb. den 25. Aug. 1744 zu Morungen, einer kleinen Stadt in Ostpreußen, wo sein Vater Mädchenschullehrer und Cantor war. Nicht begünstigt durch Erziehung und äußere Umstände, entwickelte sich die schöne Natur des jungen H. durch eigne Kraft. Nur das Lesen der Bibel und des Gesangbuchs verstattete ihm sein Vater; ein unersättlicher Wissensdurst aber trieb den Sohn nach andern Quellen hin, obgleich er alle die Bücher, die er sich zu verschaffen suchte, verstohlen lesen mußte. Der Prediger Trescho bediente sich des armen Jünglings als Schreiber. Da er indeß bald H.'s Geistes- und Herzensanlagen wahrnahm, so ließ er ihn die Lehrstunden mit benutzen, die er seinen eignen Söhnen im Griechischen und Lateinischen gab. H. machte darin ungemeine Fortschritte. Um diese Zeit befiel ihn eine Augenkrankheit, die ihn in nähere Bekanntschaft mit einem russ. Wundarzt brachte, der in Trescho's Hause wohnte. Diesem gefiel des Jünglings schöne Bildung und edler Anstand; er erbot sich, ihn mit sich nach Königsberg und dann nach Petersburg zu nehmen und dort unentgeltlich die Chirurgie lehren zu lassen. H., der keine Aussicht hatte, seinen Lieblingsstudien leben zu können, verließ demnach 1762 seine Vaterstadt. In Königsberg aber fiel er bei der ersten Section in Ohnmacht; nun entschloß er

sich, Theologie zu studiren. Er wurde mit Männern bekannt, die seine Talente schätzten. Man verschaffte ihm eine Stelle im Friedrichscollegium, wo er erst Aufseher einiger Kostgänger, dann Lehrer in der ersten philosophischen und zweiten lateinischen Classe wurde, wobei es ihm an Zeit zu eignem Studiren nicht mangelte. In diese Zeit fällt seine Bekanntschaft mit Kant, der ihn alle seine Collegien unentgeltlich hören ließ. Noch inniger schloß er sich an Hamann an. Er trieb jetzt die Theologie in jenem hohen Sinn und Geist, durch welchen es ihm späterhin gelang, auch hier als Reformator aufzutreten. Von dem edelsten Eifer beseelt, seinen Kreis immermehr zu erweitern, versenkte er sich zugleich in die Tiefen der Philosophie und Naturwissenschaft, und ermüdete nicht, die unermeßlichen Gebiete der Geschichte, Staats-, Völker- und Sprachkunde zu durchwandern. 1764 ging er als Collaborator an die Domschule nach Riga, mit welcher Stelle ein Predigtamt verbunden war. Seine Zöglinge und Zuhörer hingen enthusiastisch ihm an. Die Art, wie er als Lehrer die Studien behandelte, weckte, belehrte, ermunterte den Geist; als geistlicher Redner sprach er voll Einfalt, Herzlichkeit und ungeschminkter Wahrheit so evangelisch lauter, daß er sich Aller Herzen bemächtigte, und hatte so großen Beifall, daß man sogar beschloß, für ihn eine geräumigere Kirche zu bauen. 1767 ward ihm von Petersburg aus das Inspectorat der dortigen St.-Petrischule angetragen; allein er lehnte nicht nur diesen Ruf ab, sondern legte selbst seine Stellen in Riga nieder, weil es ihn drängte, die Welt in der Welt, die Menschen auf der großen Bühne des Lebens, die Kunst an der Quelle zu studiren. Er war schon in Frankreich angekommen als er zum Begleiter des Prinzen von Holstein-Oldenburg durch Frankreich und Italien auserwählt ward. Allein schon in Strasburg hielt ihn sein Augenübel, das weit gefährlicher wiedergekehrt war, zurück, wo er mit Göthe befreundet ward, auf den er einen bedeutenden Einfluß gewann. H. hatte schon damals durch s. „Fragmente über die deutsche Literatur", s. „Kritischen Wälder" und andre Schriften einen bedeutenden Ruf sich erworben, obwol für die Theologie noch nichts von Bedeutung geliefert; dennoch erhielt er in Strasburg den Ruf als Hofprediger, Superintendent und Consistorialrath nach Bückeburg, wohin er 1771 abging. In dieser Stelle machte er sich bald auch in der Reihe berühmter Theologen einen bedeutenden Namen, und erhielt 1775 einen Ruf als theologischer Professor nach Göttingen, welchen er aber nicht gleich annahm, weil der König seine Berufung nicht unbedingt bestätigt und man im Gegentheil, aller Gewohnheit zuwider, verlangt hatte, daß er sich zu einem Examen oder Colloquium stellen solle. Wie unangenehm ihm Alles dies auch sein mußte, so blieb ihm, da er sich in Darmstadt mit einer ebenso geistreichen als liebenswürdigen Gattin verbunden hatte, doch keine Wahl übrig. Der Tag der Entschließung brachte ihm jedoch (eine Folge seiner Freundschaft mit Göthe) den Ruf als Hofprediger, Generalsuperintendent und Oberconsistorialrath nach Weimar. War irgend ein Ort der Welt, wo der geniale Herder seinen ganzen Geistesreichthum entfalten, und nicht bloß ungestört, sondern auch befördert und vielfach angeregt, die schönste Wirksamkeit äußern konnte, so war es unstreitig Weimar, unter Amalias und Karl Augusts Regierung. Er kam im Oct. 1776 in Weimar an. Die schönsten Früchte seines reichen Geistes reiften hier, und Weimar wird sich noch lange dankbar Dessen erinnern, was H. als geistlicher Redner, als Aufseher der Schulen, als Beförderer der Talente, als Stifter mancher trefflichen Einrichtung segensreich gewirkt hat. Galt Weimar für das deutsche Athen, so hat auch er, der als ein Stern erster Größe an diesem Himmel glänzte, seinen Antheil daran. Geliebt und geehrt von einem der würdigsten Fürstenhäuser, erhielt er manchen öffentlichen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste; denn 1793 wurde er Vicepräsident und 1801 Präsident des Oberconsistoriums, was bis dahin kein Bürgerlicher gewesen war. Darauf wurde er von dem Kurfürsten

von Baiern in den Adelstand erhoben. So wirkte Herder, bis am 18. Dec. 1803 der Tod die schöne Wirksamkeit seines Lebens unterbrach. In seinen Schriften hat er sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Die schönste Würdigung seines Wirkens ist die von Jean Paul in den „Heidelberger Jahrb. 1812". Die neue Ausg. s. sämmtl. Werke, zusammen 45 Octavbde. (bei Cotta in Tübingen, seit 1806; eine Taschenausg. in 60 Bdchn. erscheint gegenwärtig), ist in mehre Classen abgetheilt, in Schriften zur schönen Kunst und Literatur, Schriften zur Religion und Theologie, und Schriften zur Philosophie und Geschichte gehörig. Man erkennt dadurch beim ersten Anblick die Vielseitigkeit des Mannes, der mehr als 40 Jahre lang mit rastlosem Eifer unter uns gewirkt hat. Als Theolog beförderte er der heiligen Urkunde historische und klimatische Erklärung, hier ragt auch s. „Geist der hebr. Poesie" (1782; 3. Aufl. m. Zusätzen von D. Justi, Lpz. 1825, 2 Thle.) hervor; als Philosoph, wenn nicht der Schule, doch des Lebens, hinterläßt er einen theuern Schatz bewährter Natur-, Menschen- und Weltbeobachtungen; als Erklärer des classischen Alterthums bewirkte er harmonische Bildung des Menschen durch die ewigen Muster Griechenlands; zur Belebung des Naturstudiums trug er sehr Vieles bei; er läuterte allseitig unsern Geschmack und erhob uns durch Anschauung und richtige Würdigung der schönen Kunst zu reiner Menschheit; er machte aufmerksam auf manches Vergessene und Verkannte der vaterländischen Vorzeit, und erweckte den Sinn für das echt Volksthümliche der Poesie; er stimmte fast in Allem, was er schrieb, zur Begeisterung, hauchte unsern Seelen edle Gefühle ein und entflammte das Herz für alles wahrhaft Schöne und Große. Das Hauptwerk Herder's sind s. „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (Riga 1785 fg.; neue Ausg. mit Luden's Einleitung, Leipz. 1821), in welchem alle Strahlen seines Geistes sich vereinigen. „Schon in ziemlich frühen Jahren", sagt er, „da die Auen der Wissenschaften noch in alle dem Morgenschmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagssonne unsers Lebens so viel entzieht, kam mir oft der Gedanke ein, ob denn, da Alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte? Alles erinnerte mich daran, Metaphysik und Moral, Physik und Naturgeschichte, die Religion endlich am meisten." So suchte Herder schon von jener Zeit an nach einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, und es zeigt sich wirklich in Allem, was er jemals schrieb, diese Richtung, aus welcher seine Tugenden wie seine Fehler hervorgehen. Den Punkt zu finden, wo Alles in Eins fällt, wo aus Einem Alles hervorgeht, war sein heißes Streben, und zwar nicht durch metaphysische Grübelei, sondern durch Beobachtung. So ging er den langen Weg von Erfahrungen und Analogien der Natur, den nicht kürzern Weg der Geschichte und aller Zweige menschlicher Cultur durch, Religion, Philosophie, Gesetzgebung, Heilkunde, Poesie und Kunst. Von seinem Standpunkte aus liegt Welt und Menschenleben, Vergangenheit und Zukunft vor dem erstaunten Blick, alle Verwirrung löst sich und erhabene Ruhe bemeistert sich des Herzens. Ausgerüstet mit Kenntniß der Menschennatur im Allgemeinen, führt uns der Historiker der Menschheit unter alle Zonen, in alle Zeiten hin, um ruhig mit uns zu beobachten, wie sie unter solchen oder solchen Bedingungen sich entwickeln, und welche Erfolge jedesmal eine solche oder solche Entwickelung haben müsse. Dabei entdeckt er das große Gesetz, das Ziel und den Endpunkt dieser Menschennatur und alles ihres Strebens in der Humanität. Diese Humanität ward Herder's Göttin; auf sie bezog er Alles; für sie wirkte er mit rastlosem Eifer. Er war ein vollherziger, kräftiger Mensch; und Mensch im schönen Streben und Wirken zu sein, darauf war all sein Bemühen gerichtet, sodaß man mit Einem, freilich oft entweihten, Worte sein ganzes Wesen bezeichnen kann. Er war Humanist und spricht uns als solcher

in dem unvergänglichen Denkmal seines Geistes, in seinen Ideen, schön, rührend und erhaben an. Was auch im Einzelnen gegen dieses Werk sich sagen läßt, es bleibt im Ganzen ein classisches Werk, das in dem Strom der Vergessenheit so leicht nicht untergehen und hellere Gedanken in den Seelen der Nachlebenden erwecken wird. Unter seinen Poesien verdienen die zart- und tiefsinnigen Parabeln, Paramythien und Legenden und die aus d. Span. entlehnten „Romanzen vom Cid" vorzügliche Auszeichnung. 1819 ließ der Großherzog von S.-Weimar eine Gedächtnißtafel von gegossenem Eisen auf Herder's Grab legen, mit der Inschrift: Licht, Liebe, Leben. Seine Witwe schrieb „Erinnerungen aus Herder's Leben", die J. G. Müller (Stuttg. 1820) in 2 Theilen herausgab. dd.

Here, s. Juno.

Hering, der bekannte Zugfisch, der in unermeßlicher Menge an vielen Küsten gefangen und dann gesalzen, oder getrocknet als Bökling, durch ganz Europa verfahren wird. Gegen Johannis findet er sich an den schottischen Küsten ein, zieht sich von da nach den engl. Küsten, und gegen Ende des Jahres nach den irländ. Dünen, hierauf zum Laichen wieder höher nach Norden, wo er dann wieder bis zum nächsten Jahre bleibt. Die über ein halbes Jahrhundert geglaubte Fabel von seinen regelmäßig abgetheilten Heerzügen, welche Anderson (der Geschichtschreiber von Grönland und Island) und selbst Pennant, ein geschätzter Naturforscher, verbreitet haben, ist durch den schottischen Gelehrten, Mac Culloch, widerlegt worden. Dieser Naturforscher hält es für gewiß, daß der Hering sich an den schottischen Küsten fortpflanze, keine regelmäßigen Züge scharenweis unternehme, und daß er seinen steten Aufenthalt in den um England, vorzüglich nördlich, gelegenen Meeren habe. Vorzüglich und in seiner besten Güte wird er in der Nordsee gefangen; in der Ostsee, an den Küsten von Dänemark, Norwegen, Schweden, Gothland u. s. w. ist er magerer. Der in der Zuydersee gefangene wird zu Bökling zubereitet und getrocknet oder auch von der gemeinsten Volksclasse frisch verbraucht. Die Heringsfischerei war schon vor vielen Jahrhund. ein großer Nahrungszweig der Flamänder. Die Holländer bemeisterten sich desselben aber größtentheils, als 1416 Wilhelm Boekels das Einsalzen auf die jetzt noch übliche Weise zur höhern Vollkommenheit brachte. Daher das Wort **einbökeln**. Die holländ. Heringe haben sich seit dieser Zeit im Rufe als die besten erhalten. Der Fang geschieht insbesondere an der Küste von Norfolk, vorzüglich von Johannis bis Jacobi. Über die Zeit und Art der Fischerei gibt es strenge Ordnungen. In Holland werden die dazu gebrauchten kleinen Schiffe von 24—30 Last Buisen genannt, und als Holland noch fast den Alleinhandel mit den Heringen hatte, wurden wol gegen 1000 solcher Buisen auf den Fang geschickt. Dies hat sich nach und nach durch die Theilnahme der andern Nationen vermindert.

Hermandad. Als in Castilien die Städte zu Ansehen gelangten und durch die Begünstigungen der Könige, welche die Macht derselben gegen den übermüthigen Adel gebrauchten, ein Gefühl ihrer Wichtigkeit erhielten, schlossen sie mehrmals Verbindungen, um sich gegen die Anmaßungen und die Raubsucht des Lehnadels zu schützen. Am auffallendsten verkündigte diesen Zweck die 1295 von den Stadtgemeinden der Reiche Castilien und Leon geschlossene Verbrüderung (hermandad), welche jeden Adeligen, der einen Bundesgenossen beraubt oder gekränkt hatte, und nicht Genugthuung leisten oder Bürgschaft für die Beobachtung des Rechts stellen wollte, seine Häuser, Weinberge und Gärten zu verwüsten drohte, ja wenn ein Adeliger ein Mitglied des Bundes nur herausgefodert hätte und nicht Bürgschaft geben wollte, so solle er von dem Herausgefoderten getödtet werden können. Diese Verbrüderungen waren das Vorbild der spätern Hermandad der Stadtgemeinden, welche unter Ferdinands und Isabellens Regierung in Castilien sich ausbildete. Sie wurde 1486 mit des Königs Genehmigung errichtet, zu einer Zeit, da der Adel

die Friedensgebote des Königs nicht achtete, die wehrlosen Bewohner friedlicher Dörfer und gewerbfleißiger Städte beraubte und die Heerstraßen unsicher machte. Die Stadtgemeinden warben ein Heer und ernannten Richter in verschiedenen Gegenden des Reichs. Die Störer des Landfriedens wurden von der bewaffneten Macht aufgesucht, vor die Richter geführt und bestraft. Den Verbrecher gegen die öffentliche Ruhe schützten nicht Rang und Stand, und selbst in Kirchen konnte er nicht sichere Zuflucht finden. Der Adel, der durch diese Anstalt seine Fehdelust gebändigt und seine Richtergewalt beschränkt sah, lehnte sich vergebens dagegen auf; denn der König beschützte die Hermandad als ein kräftiges Mittel zur Sicherung des Landfriedens, und zugleich als ein wirksames Hülfsmittel, der königl. Gewalt Kraft und Ausdehnung zu geben, da die Kriegsmacht der Stadtgemeinden einen Theil des stehenden Heers ausmachte, ohne daß sie vom Hofe besoldet zu werden brauchte. Auch in Aragon ward 1488 die Hermandad eingeführt. Die Hermandad, die heilige genannt (welche Benennung Veranlassung geworden, daß man diese Anstalt mit der Inquisition verwechselt oder für eine von dieser abhängige Anstalt gehalten hat), hatte gleich der frühern Anstalt, deren Fortsetzung sie war, die Bestimmung, die innere Sicherheit zu schützen und Ruhestörer und Straßenräuber zu greifen, setzte sich aber nicht eher in Bewegung, als bis die strafbare That geschehen war. Sie bestand nur aus einer Compagnie von bewaffneten Polizeiwächtern, die bloß in die verschiedenen Bezirke des Königreichs Castilien vertheilt war und für die Sicherheit der Straßen außerhalb der Städte wachen mußte. Eine ihrer strengsten Vorschriften ging dahin, ihre Gewalt nicht innerhalb der Städte auszuüben. Sie stand unter dem Rathe von Castilien. Die Hauptabtheilungen der ganzen Compagnie hatten zu Toledo, zu Ciudad-Rodrigo und zu Talavera ihre bleibenden Sitze. R.

Hermann (lat. Arminius), der Retter der deutschen Freiheit von dem Joche der Römer. Drusus hatte durch seine Siege das römische Reich mit allem deutschen Lande am Rhein, an der Elbe und der Saale vergrößert. Um die kriegerischen Bewohner dieser Gegenden in Gehorsam zu erhalten, versäumten die Römer keine Maßregel, welche Klugheit und der Charakter ihrer neuen Unterthanen anrathen konnten. Einige der ansehnlichsten jener Völkerschaften, wie die Sicambern, deren herzhafter Muth dem Lollius so verderblich geworden war, wurden an den Rhein und bis ins Innere von Gallien verpflanzt, während man sich der Treue der andern durch Geiseln und durch eine römische Erziehung, die man den Kindern ihrer Heerführer gab, zu versichern suchte. Hermann, der Sohn des Cheruskerfürsten Sigimer (Sigmer oder Sigmar bezeichnete in der Sprache der alten Deutschen einen berühmten Sieger), geb. 18 J. vor Chr., ward in Rom erzogen, in den Ritterstand aufgenommen und bei dem Heere des Augustus angestellt. Allein weder des Fürsten Gunst, noch aller Zauber der Bildung, welche die Augen eines Barbaren zu blenden wol geeignet sein konnte, machten ihn seinen Erinnerungen und den Göttern seines Vaterlandes untreu. Statt der Ketten, die er in Rom finden sollte, fand er Waffen, und gebildet in der Schule der Römer, lernte er in Rom Rom überwinden. Er überzeugte sich, daß Deutschlands rohe Tapferkeit der römischen Kriegskunst im offenen Felde nicht widerstehen könne; er griff daher zur List und ward darin von den Umständen ungemein begünstigt. Quintilius Varus war Befehlshaber des schönsten aller römischen Heere, bestimmt, die neuen Besitzungen auf der rechten Seite des Rheins in Unterwürfigkeit und Gehorsam zu erhalten. In blindem Vertrauen auf seine Macht, glaubte er die deutschen Völkerstämme, die stets als ihr höchstes Gut die Freiheit betrachtet hatten, nach römischen Einrichtungen umwandeln zu können. Eine große Zahl von Geschäftsleuten und Rechtsgelehrten, die ihm folgten, sollten die neue Ordnung der Dinge einführen. Aber wenn schon diese Bestimmung sie armen und kühnen Völ-

kern verhaßt machen mußte, so empörten sie die Gemüther noch mehr durch Übermuth und Erpressungen. Hermann wählte diesen Zeitpunkt zur Ausführung seiner Anschläge günstig, und es gelang ihm, die Häupter beinahe aller zwischen der Elbe und dem Rhein wohnenden Völkerstämme für seine Plane zu gewinnen. Um eben diese Zeit (im 9. J. unserer Zeitrechnung) brach ein allgemeiner Aufstand in Pannonien und auf den Grenzen Dalmatiens aus; ob im Zusammenhange mit Hermann's Planen und vielleicht zu Gunsten der durch die Römer bedrängten, von Marbod zwischen der Elbe, der Saale und der Oder gegründeten Monarchie, lassen wir unentschieden. War dies aber auch nicht der Fall, so haben wir doch noch Ursache genug, die Übereinstimmung zu bewundern, welche in den Unternehmungen der Bundesgenossen herrschte, und die sogar durch den Abfall des Segestes nicht gestört werden konnte. Dieser Anführer der Katten machte den römischen Feldherrn mit den geheimen Anschlägen bekannt. Varus aber verachtete die empfangene Warnung, und dem Hermann gelang es, durch verdoppelte Sorgfalt jedes Mißtrauen zu tilgen und die Aufmerksamkeit des Römers auf die Unruhen an der Weser hinzulenken, welche von ihm selbst in der Absicht angestiftet waren, um das römische Heer ins Innere von Deutschland zu locken. Die als Hülfstruppen dienenden deutschen Heere zeigten überall unbedingte Ergebung und Gehorsam, und ihre Anführer, Hermann's Mitverschworene, wiegten den Varus mehr und mehr in blinde Sicherheit ein. Verabredete kleine Aufstände hatten erst in entfernten Gegenden statt, um den römischen Statthalter zu Zerstreuung seiner Kräfte zu verleiten. Als nun aber das Hauptheer nur noch aus drei Legionen, einigen Cohorten und den verrätherischen Hülfstruppen bestand, da ward der Aufstand allgemeiner. Hermann und seine Freunde, die das Vertrauen des Varus genossen und Zutritt zu seinem Rathe hatten, vervielfältigten die Beweise anscheinenden Diensteifers, und drangen darauf, daß man die Rebellen nicht erwarte, sondern ihnen entgegengehe, um das Feuer des Aufruhrs in seinem Brennpunkte zu dämpfen. Vergebens wiederholte Segestes seine Warnungen; mit jedem Tage entfernte sich das Heer weiter vom Rhein und vertiefte sich in die Gegenden, wo die verderblichste Schlinge ihm gelegt war. Nahe bei den Quellen der Lippe, im Lande der Bructerer, nach einem langen beschwerlichen Marsche durch Sümpfe und Wälder, sah es in einer von Hügeln umgebenen Vertiefung, deren Anhöhen überall von Deutschen besetzt waren, sich plötzlich eingeschlossen. Zugleich vernahm es, daß Hermann mit dem Nachtrupp, den er anführte, sich feindlich erklärt habe, und daß er die Seele aller sich jetzt entwickelnden feindlichen Angriffe sei. Da sah Varus seinen Untergang vor Augen; der Muth und die Kriegszucht der Weltbesieger verrichteten Wunder; aber sie konnten nur die Noth verlängern. Drei Tage dauerten ihre Leiden. Vielleicht hat in diesen Unglückstagen die ausharrende Tapferkeit der Römer Gallien gerettet und einen Einfall der Deutschen abgewandt; den Hermann konnten sie nicht hindern, sich dreier römischer Adler zu bemächtigen und ihren Fortschritten im nördlichen Deutschland für immer ein Ziel zu setzen. Varus wollte die Schande nicht überleben. Hermann's Krieger befleckten ihren Sieg durch unnütze Grausamkeiten. Jenen Rechtsgelehrten, deren Spitzfindigkeiten mit den Nationalsitten in grellem Widerspruche standen, hieben sie die Hände ab, Andern stachen sie die Augen aus. Der eigentliche Ort des Schlachtfeldes ist schwer zu bestimmen; die Alten bezeichnen ihn mit dem Namen des Teutoburger Waldes (s. d.); doch widerlegen die Angaben, welche sich in der Erzählung des Tacitus finden, die Meinung Mannert's, der jenes Schlachtfeld auf den Grenzen der Grafschaften Lippe, Mark und des Herzogthums Westfalen sucht; sie stimmen viel eher mit der Sage überein, welche die Schlacht nahe bei den Quellen der Ems und der Lippe, zunächst der kleinen Stadt Detmold, vorfallen läßt. Die benachbarten Orte sind voll von Erinnerungen der denkwürdigen Begebenheit. In

eben dieser Gegend hat sich auch Karl der Große der Ermensul (s. Irmensäule) bemächtigt. Nachdem Hermann die Freiheit seines Landes erfochten, zerstörte er die Festungen der Römer an der Elbe, der Weser und am Rhein; er bemühte sich, den kriegerischen Geist der Deutschen zu erhöhen, den er als die beste Schutzwehr gegen Roms Eroberungspolitik betrachtete. Allein bald mußte er gegen seine eignen Mitbürger kämpfen; unter ihnen war Segestes, eines mächtigen Stammes Haupt, dessen einem andern Fürsten verheißene Tochter er entführt hatte. Segestes, von der Nationalpartei, deren Seele Hermann war, angegriffen, rief den Germanicus zu Hülfe; die Römer eilten herbei und befreiten ihn aus einer Art von Belagerung. Unter den Gefangenen, die in ihre Hände fielen, befand sich auch die Gattin Hermann's. Als man sie dem Germanicus vorstellte, war ihr Betragen, wie ihre Gesinnungen, des Gatten würdig; ihr Schmerz, sagt Tacitus, war stumm; sie wandte weder Thränen noch Bitten an. Ihre Hände, setzt der große Maler hinzu, hielt sie gefalten, und ihr Blick war auf den Leib geheftet, welcher den Sohn des Befreiers von Germanien barg. Die Verrätherei des Segestes und Thusneldas Schicksal gaben dem vaterländischen Sinne Hermann's erneuerte Kraft. Sein Oheim Inguiomar, ein Krieger von großem Rufe, bot ihm Unterstützung an. Germanicus fühlte die Nothwendigkeit, dem Angriffe zuvorzukommen, und unternahm einen Kampf, dessen Erfolg, wie glänzend auch einzelne Siege der römischen Tapferkeit und Kriegszucht waren, dennoch das Band zwischen ihren Feinden nur enger knüpfte und ihr Vertrauen nur höher stimmte. Im folgenden Jahre machte der römische Feldherr neue Anstrengungen; seine Rüstungen waren ungeheuer und sein Plan in Entwurf und Ausführung untadelhaft. Dieser vierte Feldzug des Drusus in Deutschland ward berühmt durch die Niederlage Hermann's in der Ebene Idistavisus, an den Ufern der Weser, endigte aber dennoch mit dem Rückzuge der Römer. Zu Anfang desselben und vor der Schlacht von Idistavisus hatte Hermann eine Zusammenkunft mit seinem Bruder Flavius verlangt, der, gleich ihm in Italien erzogen, den Römern treu geblieben war; die Unterredung geschah in der Sprache der Römer, an der Weser, von einem Ufer zum andern hinüber. Umsonst versuchte Hermann den Bruder für die Nationalsache zu gewinnen, indem er seine militair. Ehrenzeichen einen gemeinen Sold seiner Niederträchtigkeit und die Pfänder einer schändlichen Knechtschaft nannte. Der Fluß nur zwischen ihnen hinderte thätlichen Angriff. Flavius ward von den Seinen zurückgeführt. Tiber's Eifersucht gegen Germanicus kam den Anstrengungen der Verbündeten zu Hülfe; als diese aber von Außen Ruhe hatten, wandten sie bald ihre Waffen gegen einander. Marbod, der Sueven König und Stifter des markomannischen Reichs, wollte seine Eroberungen jenseit der Saale und Elbe ausdehnen; auch er hatte gleich Hermann seine Erziehung in Rom erhalten, allein er brachte Grundsätze, welche jenen des Cheruskerhelden gerade entgegengesetzt waren, von dort zurück. In Hermann fand er einen ebenso furchtbaren Gegner seiner Herrschsucht, als die Römer in ihm den muthvollen Vertheidiger der Unabhängigkeit seines Landes kennen gelernt hatten. Des Abfalls Inguiomar's ungeachtet, der, weil er unter den Befehlen seines Neffen nicht stehen wollte, auf Marbod's Seite trat, blieb Hermann Sieger in diesem Bürgerkriege, und erwarb sich den Ruhm, seine Mitbürger, nachdem er sie vom Joche des Auslandes befreit hatte, auch aus der drohenden Gefahr innerer Bedrückung gerettet zu haben. Die Schlacht, welche entschied, war blutig und von langer Dauer: die Deutschen schlugen sich nicht mehr regellos; Hermann hatte sie an römische Ordnung gewöhnt, und von allen Künsten des Kriegs war ihnen keine mehr fremd. Der Ausgang blieb lange unentschieden. Weil aber der Markomannen König zuerst seine Truppen vom Schlachtfelde zurückzog, ward er für den Besiegten gehalten. Ein großer Theil seines Heers verließ ihn; er mußte sich schnell ins Innere seiner Staaten,

nach Böhmen, zurückziehen, und flüchtete endlich nach Italien, wo er ein verachtetes Leben führte. Wenn man alle Beweise, welche Hermann von seiner Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit gegeben hat, überdenkt, so kann man sich kaum überzeugen, daß er dennoch den Plan gehabt habe, die freien Völker Germaniens zu unterjochen. Inzwischen versichert dies Tacitus, und sein Ansehen muß die reinmoralischen Ansichten überwiegen. Er habe, meldet uns Tacitus, als er nach königl. Macht strebte, sich den Haß seiner Mitbürger zugezogen und durch einen Mordanschlag seiner Verwandten im 37. Altersjahre sein Leben geendigt. Kurz vor seinem Tode hatte der Celtenfürst Adganteſtes oder Adganteſtrius an den Senat geschrieben und ihm Hermann's Vergiftung angeboten; der Senat wollte von dem Anerbieten keinen Gebrauch machen. Hermann war 26 J. alt, als er die Legionen des Varus vernichtete; zwei Jahre vor seinem Tode erfocht er den Sieg über Marbod. „Unstreitig war Hermann", sagt Tacitus, „der Befreier Germaniens; er hat die Römer, nicht zur Zeit, da sie noch schwach waren, gleich andern Königen und Feldherren, sondern als ihr Reich mächtig und ihr Ruhm am glänzendsten war, bekämpft. Das Glück blieb ihm nicht immer treu; aber auch besiegt hörte er nicht auf, durch sein Benehmen und durch seine Kräfte dem Sieger Ehrfurcht einzuflößen. Zwölf Jahre leitete er Deutschlands Angelegenheiten nach den Wünschen seiner Mitbürger; nach seinem Tode ward er der Gegenstand ihrer Verehrung".

Hermann von Thüringen. Wenn man jenen Hermann von Winzenburg, welcher nach Ludwig dem Springer eine kurze Zeit Landgraf von Thüringen war, von Lothar II. aber 1129 der landgräfl. Würde beraubt ward, unter den Landgrafen Thüringens, die aus der Familie Ludwigs des Bärtigen stammen, nicht mitzählt, so hat man Recht, diesen Hermann mit dem Beinamen des Ersten zu bezeichnen. Ein Sohn Ludwigs IV. oder Eisernen, Enkel Ludwigs III., welchen Lothar statt jenes Hermanns 1130 zum Land- und Erbgrafen von Thüringen einsetzte, kam Hermann 1192 zur Regierung, nachdem sein älterer Bruder, Ludwig V. oder der Fromme, kinderlos verstorben war. Die Landgrafen Thüringens waren, als kaiserl. Statthalter und Oberrichter, den Grafen des Landes vorgesetzt, welche die Beisitzer des Landgerichts waren und dem Aufgebote des Landgrafen folgen mußten. Unter ihrer Regierung erhob sich Thüringen zu einer der blühendsten Provinzen Deutschlands, und die Landgrafen selbst erhoben sich zu solch einem Ansehn, daß einer der Söhne Hermanns, Heinrich Raspe, zum Gegenkaiser Friedrichs II. erwählt ward. Unter Hermann wurde 1193 das thüring. Landgericht in vier Dingstühle eingetheilt, die dem Landgericht zu Mittelhausen unterworfen waren, wo der Landgraf selbst zu Gericht saß. Auch in polit. Hinsicht spielte Hermann eine wichtige Rolle. Gegen K. Heinrich VI., welcher Thüringen in Besitz zu nehmen Lust hatte, ergriff er solche Maßregeln, daß dessen Versuche fruchtlos blieben. Mit gleicher Entschlossenheit und gleichem Glück widersetzte er sich den Anmaßungen des Erzbischofs v. Mainz u. des Abtes v. Fulda. Nur in den unseligen Kriegen, welche nach Heinrichs Tode Deutschland verheerten, schwankte Heinrich zu sehr zwischen den beiden Prätendenten der deutschen Königskrone, Philipp aus dem Hause Hohenstaufen und Otto von Braunschweig (1198—1208), und er zog durch seine, bald mit diesem, bald mit jenem eingegangenen Bündnisse seinem Lande so große Verwüstungen zu, daß der Erwerb von Nordhausen, Mühlhausen, Saalfeld, des Schlosses Ranis und des Bezirks an der Orla nicht für Ersatz gerechnet werden konnten. Nachdem Otto endlich allein zum Kaiser der Deutschen gekrönt war, den Hoffnungen des Papstes Innocenz aber nicht entsprach, brachte dieser, mit Hülfe Frankreichs, welchem Ottos wachsendes Glück bedenklich war, eine Versammlung deutscher Fürsten zu Stande, auf welcher Ottos Absetzung und des sicilischen Friedrichs Wahl vorgeschlagen wurde. Hermann versammelte zu diesem Behufe eine Anzahl von Fürsten und Grafen in Naumburg, wo man jenen Vor-

schlag zum förmlichen Beschluß erhob. Sehr theuer würde dieses ihm zu stehen gekommen sein, denn die Sachsen bemächtigten sich hierauf der Städte Nordhausen und Mühlhausen, viele thüringische Herren wurden ihrem Landgrafen untreu, und Otto rückte mit einem Heere in sein Land, wenn nicht zum Glück für ihn Friedrichs Ankunft in Deutschland diese Truppen weggerufen und Otto seinem Gegner hätte weichen müssen. Wieviel sich Friedrich von Hermanns Unterstützung versprach, erkennt man daraus, daß er diesem, als er sich auf dem zu Frankfurt 1213 gehaltenen Hoftag einfand, mit 500 Pferden entgegentritt. Hermann versäumte aber auch nicht, diesem Vertrauen zu entsprechen, denn er reiste in Deutschland umher, eifrig bemüht, Ottos noch übrige Anhänger dem neuen Kaiser zu unterwerfen. Er sah sein Unternehmen gelungen; ein Jahr vor seinem Tode (1215) wurde Friedrich (II.) zum deutschen Kaiser gekrönt. Mitten unter so vielen Beschäftigungen vernachlässigte Hermann die Künste des Friedens nicht. Sein Leben fällt in das goldene Zeitalter der deutschen Poesie. Hermann's Name steht selbst mit in den Reihen der Minnesänger, die er gern als eine besondere Zierde an seinem Hofe aufnahm. Schon zu der Zeit, als sein Bruder noch regierte und er Pfalzgraf von Sachsen war, hatte er auf seinem Wohnsitz zu Neuenburg an der Unstrut deren mehre um sich versammelt, und ihre poetischen Wettkämpfe verschönerten seine Einsamkeit. Als er, zur Regierung gelangt, seinen Sitz auf die berühmte Wartburg bei Eisenach verlegte, folgten ihm seine Sänger auch hierher. Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, Biterolf, Reimar von Zweter, Klingsor und andre der berühmtesten haben sein Andenken verewigt. Die sechzehnreimige Strophe, deren sie sich bedienten, heißt des Fürsten von Thüringen oder der thüringer Herren Ton. Der eine ihrer poetischen Zweikämpfe vom J. 1207 ist uns noch übrig, und bekannt unter dem Namen des Krieges auf der **Wartburg** (s. d.). Wie vielfach Hermann auf die Poesie seiner Zeit wirkte, erhellt aus mehren Beweisen. Er ermunterte Veldeck zur Beendigung seiner Äneide, Albrecht von Halberstadt zur Bearbeitung der Metamorphosen Ovid's. Auch Hermanns Söhne und Töchter waren Freunde der Poesie und beschäftigten sich mit ihr. Heinrich Raspe ließ die Bibel in deutsche Verse übersetzen, und seine Schwester Irmengard trug den Geschmack an deutscher Poesie an den anhaltischen Hof über. Von Heinrich dem Erlauchten, Hermanns Enkel (durch seine Tochter Jutta), haben wir noch einige Lieder zu der Sammlung der Minnesänger. Mit Hermann theilte die Liebe zu den Musenkünsten sein jüngerer Bruder Friedrich, und Heinrich von Veldeck rühmt deßhalb Beide. Daß auch spätere Dichter ein Fürstenhaus, worin die Poesie geehrt und gepflegt worden war, nicht sobald vergaßen, davon sprechen das Lobgedicht auf Ludwig den Heiligen, Hermanns Sohn (s. Gottsched's „Büchersaal", X, 264), u. das Leben der heil. Elisabeth, der Gemahlin dieses Ludwig, einmal durch Konrad von Marburg und einmal durch Johannes Rothe. In dem Letztern ist auch von dem Kriege auf der Wartburg die ausführlichste Nachricht gegeben. dd.

Hermann (Johann Gottfried Jakob), einer der größten jetzt lebenden kritischen Philologen. Seine Vaterstadt ist Leipzig, wo sein Vater Senior des Schöppenstuhls war, und er 1772 geboren wurde. Durch guten Unterricht wurde seine Neigung für die classische Literatur frühzeitig entwickelt, und schon 1786 begann er seine akademischen Studien unter dem Rectorate des berühmten Reiz. Dieser, ihm zugleich verwandt, wirkte durch gründlichen Unterricht in der griechischen und latein. Sprache am mächtigsten auf des talentvollen Jünglings Bildung ein, der übrigens auch durch philosophische und mathematische Studien zu Leipzig und Jena seinen Scharfsinn übte und durch Geschichte seine Kenntniß erweiterte. Dessenungeachtet war Hermann eigentlich für die Rechte bestimmt, die er, mit Ausnahme des natürlichen Rechts, ohne Neigung betrieb. Doch wurde seine Rich-

tung auf die humanistischen Studien immer fester. 1794 erwarb er sich das Recht, Vorlesungen zu halten, durch Vertheidigung seiner Dissertation „De poeseos generibus". Zum Antritt einer außerordentl. Professur der Philosophie, 1798, schrieb er „Observationes criticae in quosdam locos Aeschyli et Euripidis". 1803 erhielt er die ordentl. Professur der Beredtsamkeit auf der Universität Leipzig, mit welcher die der Poetik 1809 verbunden wurde. Indessen hatte er schon durch sein System der alten Metrik („De metris poetarum Graecorum et Romanorum libri II.", Leipz. 1796, erweitert u. d. Titel: „Elementa doctrinae metricae", Leipz. 1816; auch im Auszuge, ebend. 1818, und „Handbuch der Metrik", Leipz. 1798), mehre kritische Ausgaben alter Schriftsteller (einzelne Stücke des Äschylus, Euripides und Plautus, und Aristoteles's Poetik) und gelehrte Abhandlungen („De emendanda ratione graecae grammaticae", Leipz. 1801, „Epistola de dramate comico satyrico") die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen. Seine philologischen Vorlesungen und seine griechische Gesellschaft, welche eine ausgezeichnete Pflanzschule grammatisch-kritischer Philologen wurde, trugen zu dem Flor der leipziger Universität bedeutend bei, sowie seine persönlichen Eigenschaften ihm die Liebe und Achtung aller Derer erwarben, welche Sinn für gründliches Wissen oder Privatverhältnisse ihm näher führten. Von seinen zahlreichen und mannigfaltigen Schriften nennen wir die Ausg. des Vigerus de praecipuis graecae dictionis idiotismis, der Orphica (Leipz. 1805), der Homerischen Hymnen (Leipz. 1806), s. „Observationes de graecae linguae dialectis" (1807), die akademischen Programme „De dialecto Pindari" (1809), „De usu antistrophicorum in Graecorum tragoediis" (1810), „De mythologia Graecorum antiquissima" (1817), welche Abhandlung den nun auch öffentlich erschienenen Briefwechsel zwischen ihm und dem berühmten Mythographen Creuzer bewirkte, u. a. m. Auch die Ausgaben einzelner Tragödien des Sophokles, Euripides, Äschylus, sind Zeugnisse des rastlosen Fleißes, mit welchem dieser scharfsinnige Geist das classische Alterthum behandelt. Der König hat seine Verdienste 1815 durch Verleihung des k. sächs. Civilverdienstordens geehrt, das Ausland durch Aufnahme in mehre literarische Gesellschaften. Der berühmte Sam. Parr (s. d.) vermachte ihm als „the greatest amongst the very great critics of the present age" einen goldenen Ring. Die Geschichte s. Kritik des Böckh'schen Werks über alte Inschriften hat Hermann selbst bekannt gemacht: „Über Hrn. Prof. Böckh's Behandl. der griech. Inschr." (Lpz. 1826).

Hermannsäule, s. Irmensäule.

Hermannstadt, ungarisch Szeben, die erste von den sächsischen Städten, die zweite Hauptst. in Siebenbürgen, am Fluß Zibin, ist nach alter Art befestigt, wird in die Ober- und Unterstadt eingetheilt und ist fast rings mit großen Teichen umgeben, mittelst welcher sie auf einigen Seiten unter Wasser gesetzt werden kann. Sie hat über 13,300 Einw., welche größtentheils zur evangelischen Religion sich bekennen. Zu bemerken sind das lutherische und katholische Gymnasium, das Landhaus, Rathhaus, Zeughaus, Waisenhaus, und die von dem Freiherrn von Bruckenthal angelegte Bibliothek, nebst einem Münzcabinet und einer Bildergalerie. Die Stadt ist der Sitz des Militairgubernators, des königl. Grafen der sächsischen Nation und des Hauptpostamts. Die Landtage werden hier gehalten. Der Handel nach der Walachei und nach Wien ist nicht unbedeutend, auch hat die Stadt Manufacturen von feinen Hüten, Leder und Mousselinen, guten Weinbau, und in der Nähe eine Pulvermühle und einen Kupferhammer. In der Nähe ist der Rothethurm-Paß.

Hermaphroditos (auch Atlantius, von s. Großvater Atlas) war ein Sohn des Hermes und der Aphrodite, deren Beider Namen in dem seinigen vereinigt sind, wie er, der Sage nach, auch beider Ältern Schönheit in sich vereinigte.

Die Nymphen in den idäischen Höhlen zogen ihn auf. Als er sein funfzehntes Jahr erreicht hatte, verließ er die Heimath, zog in den benachbarten Ländern umher und kam auch nach Carien, wo er, an dem klaren Quell der schönen Nymphe Salmacis stehend, von dieser kaum gesehen, auch schon geliebt ward. Der spröde Knabe erhörte die schöne Nymphe nicht, die ihn aber liebend umfaßte, als er in ihrer Flut sich badete. Doch auch jetzt versagte er der Liebenden Gegenliebe. Da flehte diese zu den Göttern, daß nie ein Tag sie von ihm, noch ihn von ihr trenne, und ward erhört. Beider Körper vereinigten sich in Einen, der nicht mehr Mann, nicht mehr Weib war, und doch Beides schien. Der also Verwandelte erflehte von seinen Ältern im Schmerz, Jeglicher, der in diese Fluten hinabsteige, möge, wie er, als Mannweib herausgehen. Berühmt ist die antike schöne Bildsäule des Hermaphroditen in der großherz. Galerie zu Florenz. Vor kurzem ist auch eine in Pompeji ausgegraben worden (s. Böttiger's „Amalthea“, 1. Bd., wo zugleich über Hermaphroditenbilder und ihre Verwandtschaft mit Bacchus gesprochen wird. Böttiger meint, daß die Hermaphroditenfabel eine Hieroglyphe des uralten in Asien entsprungenen Völkerglaubens an ein verbundenes, erzeugendes und empfangendes Princip sei.

Hermbstädt (Sigismund Friedrich), Dr., k. preuß. Geh.-Rath, auch Obermedicinalrath, Ritter des rothen Adler- und des belgischen Löwenordens, Mitgl. der königl. Akademie der Wissenschaften, Professor der Chemie und Technologie an der Universität zu Berlin, Prof. der Chemie an der k. allgem. Kriegsschule, der medicin.-chirurg. Akad. für das Militair, und des k. Bergwerkseleveninstituts, Beisitzer der technischen Deputat. im Ministerium des Handels und der Gewerbe, wie auch der wissenschaftl. Deputation für das Medicinalwesen im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- u. Medicinalangelegenheiten, Mitgl. mehrer auswärt. Akad., ward geb. zu Erfurt am 14. April 1760. Durch Privatlehrer und in der St.-Michaelisschule seiner Vaterstadt vorbereitet, kam er auf das Gymnasium daselbst, und begann auf der Universität s. Vaterstadt das Studium der Arzneiwissenschaft. Hier weckte der Vortrag des Prof. Dr. Trommsdorff (Vater des jetzigen berühmten Chemikers) über Chemie seine Vorliebe für diese Wissenschaft, sodaß er bald den Ruf als Repetent der chemischen Vorlesungen des verstorb. Wiegleb zu Langensalza annehmen konnte. Dieser Aufenthalt gab ihm Gelegenheit, sich in der praktischen Chemie zu vervollkommnen, sowie auch in der Pharmacie sich theoretisch und praktisch zu unterrichten. Dann nahm er ein Officium in der Rathsapotheke zu Hamburg an, wo er Reimarus, seinem väterlichen Freunde, einen großen Theil seines Strebens nach wissenschaftlicher Ausbildung verdankte. Von da ging er nach Berlin und wurde Vorsteher der Officin des verstorb. Obermedicinalassessors Valentin Rose, des ältern, bei dessen Witwe, seiner nachmal. Schwiegermutter. Hier setzte er seine Studien bei dem damaligen k. Collegio medico-chirurgico fort, wo er an dem verst. Geh.-Rathe, Leibarzte und Prof. Dr. Selle einen Gönner fand. 1786 unternahm er wissenschaftliche Reisen nach dem Harz und dem sächsischen Erzgebirge, wo er in Göttingen, Halle, Leipzig und Freiberg mehre lehrreiche Bekanntschaften machte. Noch jetzt verdankt er seine Neigung für die technologischen und cameralistischen Wissenschaften dem verstorb. Technologen Prof. Beckmann in Göttingen, sowie er die verst. Lichtenberg und Gmelin in Göttingen, Gehler und Hebenstreit in Leipzig, Forster in Halle, Werner, Gellert, Lempe und Hoffmann in Freiberg, mit denen er im Briefwechsel blieb, als seine Lehrer verehrt. Nach seiner Rückkunft 1787 privatisirte H. in Berlin, wo er seinen Unterhalt durch Privatvorlesungen über Physik, Chemie, Technologie und Pharmacie erwarb. 1791 wurde er als ordentl. Professor der Chemie und Pharmacie bei dem damaligen Collegio medico-chirurgico angestellt und ihm zugleich die Administration der k. Hofapotheke übertragen. Während dieser 7jährigen Verwaltung wurde er Rath im Ober-Collegio medico, Assessor bei dem k.

Manufactur- und Commerzcollegium und der Salzadministration, unter der Leitung des Staatsministers von Struensee, wo die Bearbeitung technischer Gegenstände ihm Veranlassung gab, sich der Technologie, sowie der Anwendung der Chemie auf die wissenschaftliche Ausbildung der Manufacturen und Gewerbe, mit besonderm Eifer zu widmen. Vielfältige Schriften über Chemie (z. B. die „Elemente der theor. und praktischen Chemie für Militairpersonen", 3 Abth., 1823), über Technologie, Pharmacie, Agronomie und landwirthschaftliche Gewerbe, sowie mehre Übersetzungen dahin einschlagender Werke aus fremden Sprachen, sind die Früchte seiner Studien.

Hermelin, eine Art Wiesel, von der Größe eines Eichhorns, die vorzüglich in Sibirien und in Canada angetroffen wird, dessen Fell seiner Zartheit und schönen Farbe wegen sehr geschätzt ist. Diese Farbe fällt im Sommer ins Gelbe oder Röthliche; zur Winterszeit wird es schneeweiß und ist dann am schönsten. Zubereitet ist es eine auszeichnende Tracht großer Herren; fürstliche Personen, Erzbischöfe und Bischöfe lassen ihre Mäntel damit auszieren. Petersburg und Archangel liefern die schönste Waare dieser Art.

Hermelin (Samuel Gustav, Freiherr von), k. schwedischer Bergrath, Ritter des Nordsterns, Mitglied der k. Akad. der Wissensch., geb. den 4. April 1744, der Sohn des Senators Karl v. H., studirte zu Upsala vorzüglich die Gebirgskunde, trat dann in die Dienste des Bergcollegiums und wurde 1781 zum Bergrath ernannt. Seine Reisen in Deutschland, Frankreich, Nordamerika und England weckten in ihm den Vorsatz, die schwedische Geographie und Statistik zu vervollkommnen. Er veranstaltete Beobachtungen und Untersuchungen in Westbothnien und Lappland auf eigne Kosten. Unter den schwedischen Patrioten gibt es wol wenige, die mit so großen Aufopferungen dem Vaterlande und den Wissenschaften Nutzen und Ehre erworben, wie Hermelin. An der lappländischen Grenze eroberte er gewissermaßen eine Strecke Landes beinah von dem Umfange des Königreichs Portugal, um daselbst Cultur, Leben und Bewegung hervorzurufen und bei den neuaufgenommenen Eisenminen und angelegten Colonien tausend Arme zu beschäftigen. In der Literatur ist sein Name durch den vortrefflichen Atlas über Schweden und Finnland verewigt, dessen Kosten er mit den größten Aufopferungen, die je ein Privatmann den Wissenschaften widmete, getragen. Dieses Werk ist auf neue astronomische und trigonometrische Beobachtungen gegründet, welche von Mathematikern und Landmessern angestellt wurden, zu deren Reisen Hermelin die Kosten hergab. Auf diese Zwecke, sowie auf Reisen für die Naturgeschichte, auf Reisebeschreibungen, topographische und mineralogische Arbeiten u. s. w. hat dieser edle Mann sein bedeutendes Privatvermögen verwendet. Er starb in Armuth den 4. März 1820 im 76. J. Bei dem Reichstage 1800 ließ der schwedische Adel auf ihn eine Schaumünze prägen. Karl XIII. verlieh ihm den Orden des Nordsterns. Der Reichstag von 1818 bestimmte ihm eine jährliche Pension, welche er in Folge der Aufopferung seines Vermögens für das Vaterland und die Wissenschaften anzunehmen sich genöthigt sah. Die meisten seiner Aufsätze findet man in den Abhandlungen der schwed. Akad. der Wiss. Seine Charten und Platten kaufte die Regierung 1824.

Hermen nennt man alle Köpfe auf einen viereckigen Stein gesetzt. Ihren Namen scheinen sie von Hermes (Mercur) erhalten zu haben, dessen Bild anfänglich am häufigsten auf diese Art verfertigt und an den Wegen aufgestellt wurde, dann auch Pan, Sylvan u. s. w. Nachher gebrauchte man dieses Wort zur Bezeichnung jeder Bildsäule dieser Art. Verband man mit dem Kopfe des Hermes eine Athene oder Minerva, einen Hercules, Eros oder Amor, oder setzte auch wol nur den Kopf einer Athene, eines Hercules, eines Eros auf solch einen viereckigen steinernen Pfeiler, so nannte man dergleichen Hermen Hermathenä, Hermeraklä,

Hermerotes. Bildsäulen dieser Art waren die ersten Versuche der griechischen Steinbildekunst, welche erst bloß viereckige Pfeiler, und nachher abgerundete Köpfe darauf, als Götterbilder aufstellte. In der Folgezeit wurde diese Form, selbst in der blühendsten Kunstepoche, beibehalten und verschönert. Zu Athen standen dergleichen vor allen Häusern, auf allen öffentlichen Plätzen und Straßen, wo sie mit Kränzen geschmückt wurden. Wer sich an ihnen vergriff, ward als ein Schänder des Heiligen bestraft. Bei den Römern hießen diese Hermen termini, von dem Grenzgott Terminus, weil sie als Meilenzeiger an den Landstraßen standen. Nicht aber bloß Köpfe von Göttern und Helden, sondern auch von Staatsmännern, Philosophen, Dichtern, Rednern u. s. w. stellte man auf dergl. Pfeiler, je nach dem Bedarf des Ortes, wo man sie anbrachte. Bald wurde nur der Kopf, bald zugleich die Brust und ein Theil des Leibes ausgearbeitet, gewöhnlich nackt und meist ohne Abzeichnung. dd.

Hermeneutik, Hermenevtik (a. d. Griechischen: auslegen, erklären), bezeichnet die Wissenschaft, welche die Grundsätze der Auslegungskunst aufstellt. Eine solche allgemeine Theorie enthält die angewandte Logik. Gewöhnlich wird der Gebrauch dieses Wortes auf die Erklärung der heiligen Schrift beschränkt. Die Hermeneutik verhält sich zu der Exegese wie die Theorie zu der Praxis. (S. **Interpretation** und **Exegese**.) N.

Hermes, s. **Mercur**.

Hermes Trismegistus, ein historischer Name, über den es uns an zuverlässigen Angaben fehlt. Die Ägypter und Phönicier vergötterten unter demselben den Erfinder der Buchstabenschrift und aller nützlichen Kenntnisse und Wissenschaften. Die Ägypter nannten ihn auch Thot, Taaut, Thoyt oder Theut, und setzten ihn als eine wohlthätige Gottheit dem Osiris und der Isis zur Seite, deren Zeitgenosse er gewesen sein soll. Nach Diodor war er des großen Osiris Freund und Rathgeber, bildete die Sprache der Ägypter und erfand die ersten Schriftzeichen, die Grammatik, Astronomie, Rechenkunst, Meßkunst, Tonkunst, Medicin, war ihr erster Gesetzgeber, der Anordner ihrer gottesdienstlichen Gebräuche, der erste Anbauer des Ölbaums, der Lehrer der gymnastischen Übungen und der das Leben erfreuenden Tänze. Auch Sanchuniaton, Manetho und Plutarch erzählen auf ähnliche Weise von seiner Weisheit. Aber alle diese Angaben sind so unsicher und schwankend, daß weder Zeit und Ort, wann und wo, noch ob er überhaupt gelebt habe, mit einigem Grunde bestimmt werden kann. Um seine Wissenschaft auf die Nachwelt zu bringen, soll er sie in steinerne Säulen gegraben, und diesen Säulen sollen Pythagoras und Plato ihre Kenntnisse zu danken gehabt haben. Nachher verzeichnete man den Inhalt derselben in ein eignes Buch, und später entstanden unzählige Bücher, die Hermes's Namen trugen. Besonders schob ihm die alexandrinische Schule Alles unter, was sie über Magie, Theosophie, Alchymie und andre Schwärmereien ohne wissenschaftlichen Grund träumte, wohin auch wol die noch vorhandenen Schriften „Poemander" und „Asclepius" (Lond. 1628) gehören. Auch neuere Schwärmer betrachteten solche Sagen als eine Quelle geheimer Weisheit. Man lese Dornedden's Aufsatz: „Über die Erfindungen des Thoyth", in dessen „Neuer Theorie der griechischen Mythologie", Gruber's „Mythologisches Wörterbuch" und Bauer's „Symbolik und Mythologie", II, 42.

Hermes (Johann August), D., geb. zu Magdeburg den 24. Aug. 1736, ein protestantischer Theolog, der durch Leben, Lehre und Schriften eine wahrhaft christliche Moral verbreitete, und als Beförderer der Toleranz und Aufklärung in dem Kreise genannt zu werden verdient, welchem Spalding, Teller, Jerusalem, Sack u. A. angehören. Auf der Schule zu Klosterbergen (1749—54), auf der Universität Halle (1754—56) und in den ersten Jahren seines Predigeramtes, welches er 1760 im Mecklenburgischen zu Horschendorf antrat, war er

dem streng pietistischen Systeme ergeben, das, zunächst von Spener ausgehend, mit dem Namen Blut- und Wundentheologie in der Kirchengeschichte bezeichnet wird. Allein seit 1765, als Präpositus nach Wahren versetzt, sagte er sich nach reifer Überlegung von diesem Systeme los und begann in Lehrvorträgen und Schriften eine geläuterte Ansicht über dogmatische Lehrsätze zu verbreiten. Er betrachtete die Religion als eine immer höherer Vervollkommnung fähige, ausübende Weisheit des Lebens, nicht als ein geschlossenes System zunftmäßiger Satzungen. Seine „Untersuchung der Frage: ob Christus für die zeitlichen Strafen der Sünde genug gethan?" (in den von ihm herausgeg. „Beitr. zur Beförderung der Gottseligkeit") veranlaßte aber, daß er vor dem mecklenburg. Consistorio zur Untersuchung gezogen wurde. H. hatte mindestens Dienstentsetzung zu befürchten, als er den Ruf als erster Prediger und geistlicher Inspector zu Jerichau im Magdeburgischen erhielt. Die Geschichte jener Verfolgungen hat er selbst in einer Schrift (Berlin 1777) erzählt, welche um so größeres Aufsehen erregte, da Friedrich Nicolai (s. d.) dadurch veranlaßt wurde, seinen „Sebaldus Nothanker" zu schreiben. Widerwärtigkeit und schwere Familienleiden erweckten in H. den Wunsch, die ungesunde Gegend von Jerichau zu verlassen. Durch Vermittelung seines Freundes Spalding ward er von der Äbtissin von Quedlinburg, der Prinzessin Amalie von Preußen, zum Oberprediger in Dittfurt und bald darauf zum Oberprediger an der Nikolaikirche und zum Consistorialrath in Quedlinburg ernannt (1780). Hier schrieb er sein (mehrmals aufgelegtes und ins Dän., Holländ., Schwed. und Französ. übersetztes) „Handbuch der Religion" (Berl. 1779). Die franz. Übersetzung desselben (Berl. 1784) ist von der durch Frömmigkeit und Geistesbildung unsterblichen Königin von Preußen Elisabeth, Gemahlin Friedrichs II. — Die Angriffe feindselig gesinnter Menschen, die ihn bei seiner Gemeinde verketzerten, suchte er durch ein stilles christliches Leben und durch Verdienste um die Schul- und Armenanstalten seines Wohnorts zu beseitigen. Neue Verunglimpfungen verursachte ihm der muthwillige Bahrdt, als dieser, wider sein Wissen und Willen, mit einem Sendschreiben gegen die Verketzerer und deren Wortführer hervortrat (1782). Unter H.'s Arbeiten verdient noch die „Allgemeine theologische Bibliothek", die er mit s. Freunde und Collegen H. M. A. Cramer 1784—87 herausgab, genannt zu werden. 1800 ward H. an Boysen's Stelle erster geistl. Rath des Stiftsconsistoriums und Oberhofprediger; 1807 feierte er sein Amtsjubiläum, bei welcher Veranlassung die Universität Helmstädt ihm das theolog. Doctordiplom übersandte. — Nach der Auflösung des kleinen einst so glücklichen Staats wurde H. von der westfälischen Regierung pensionirt. Er behielt bloß die Superintendenturgeschäfte. Auch dieses Amt legte er 1821 nieder. 10.

Hermes (Johann Timotheus), vorzüglich durch seine didaktischen Romane bekannt; ein helldenkender Theolog, Kenner mehrer Sprachen, populairer Philosoph und warmer Freund alles Guten und Schönen, geb. 1738 zu Petznick bei Stargard in Hinterpommern, erhielt seine erste Bildung von seinem gelehrten Vater und seiner trefflichen Mutter. Die Fähigkeiten seines Geistes entwickelten sich ungewöhnlich schnell, erst unter einem Hauslehrer und hernach auf dem Gymnasium zu Stargard. Auf der Reise zur See nach Königsberg, wohin er Theologie zu studiren ging, bekam er in einem Sturm eine Quetschung der Brust, welche einen Blutsturz zur Folge hatte. Von Allem entblößt, kam er in Königsberg an und gerieth, da er die vorausgeschickten Gelder nicht vorfand, in die größte Noth. Aber seine Talente und seine Kenntniß der franz. Sprache öffneten ihm die besten Häuser der Stadt. Kant und Arnold wurden seine Lehrer; Letzterer erkannte schon damals einen deutschen Richardson in ihm. Zu jener Zeit (1759) fing Hermes an, die ganze Moral des Weibes in der Form selbstgemachter Erfahrungen niederzuschreiben, um sie künftig in einer Reihe von Bänden nach und nach herauszugeben.

Von Königsberg ging er nach Danzig, von da nach Berlin, wo er geraume Zeit, mit nicht geringem Vortheil für seine Geistesbildung, lebte. Hier schrieb er seine „Fanny Wilkes" (1766, 2 Thle.), um zu erfahren, welche Aufnahme er für „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" (zuerst Leipz. 1770—75, 5 Bde., nachher mit Erweiterungen wiederholt), die sein Hauptwerk geblieben ist, einst zu erwarten habe. Nachdem er als Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, dann als Feldprediger zu Lüben in Schlesien, und als fürstl. anhaltischer Hof- und Schloßprediger zu Pleß gelebt hatte, wurde er 1772 nach Breslau berufen, wo er verschiedene geistliche Ämter bekleidete und seit 1808 Superintendent der Kirchen und Schulen im Fürstenthum Breslau, Pastor primarius zu St.-Elisabeth und Professor primarius der Theologie war. Er starb den 24. Jul. 1821. Durch seine beiden Romane, die bei ihrer Erscheinung viel Aufsehen machten, hat er ein besseres Muster der Menschendarstellung in dieser Gattung gegeben.

Hermetische Kunst, s. Alchymie.

Hermione, die einzige Tochter des Menelaus und der Helena. Sie war von ihrem Vater dem Pyrrhus oder Neoptolemus, Achill's Sohne, versprochen, ward aber des Orestes Gemahlin und gebar ihm den Tasimenus. Nachher soll sie sich mit dem Diomedes vermählt haben und mit ihm unsterblich geworden sein. (S. **Harmonia**.)

Hermitage, eine der feinsten und feurigsten Sorten franz. Weine, die längs der Rhone zwischen Valence und Valiere im ehemal. Dauphiné wächst. Es gibt rothen und weißen; jener ist der beliebteste. Den Namen hat er von dem Eremitengebirge, welches dem Flecken Tain gegenüber liegt. Er wird über Cette zur See, und Beaune landeinwärts ausgeführt, oder hier zur Veredlung andrer Weine gebraucht.

Hermode, s. Nordische Mythologie.

Hernia, s. Bruch.

Hero, Priesterin der Venus zu Sestos auf der thrazischen Küste, deren Liebesabenteuer mit Leander, einem Jüngling aus dem auf der Gegenseite des Hellespont gelegenen Abydos, in einem Gedicht erzählt wird, das wir unter Musäus's Namen besitzen. An einem feierlichen Feste zu Sestos, der Venus und dem Adonis zu Ehren, zu welchem auch die Einwohner von Abydos herübergekommen waren, sahen sich Hero und Leander, und entbrannten gegenseitig von der feurigsten Liebe. Begünstigt von dem Dunkel der einbrechenden Nacht schlich Leander sich in den Tempel, und gestand der erröthenden Jungfrau seine unbesiegbare Leidenschaft. Aber ihrer Verbindung stellten sich Hero's priesterlicher Stand und der Wille ihrer Ältern entgegen. Den liebenden Jüngling schreckten diese Schwierigkeiten nicht. Er schwamm allnächtlich zur Hero, sein Wegweiser war eine über den Hellespont auf dem Thurm aufgesteckte Fackel. Leander setzte sein Schwimmen auch in winterlichen Stürmen fort, deßwegen erlagen seine Kräfte und die Wellen warfen Leander's Leichnam an den Fuß des Thurms, wo Hero, von Angst gefoltert, seiner harrt. Sie, vom Schmerz überwältigt bei diesem Anblick, stürzt sich von der Höhe auf den theuern Leichnam hinab und stirbt, ihn mit ihren Armen umschließend.

Herodes, der Name von 4 jüdischen Regenten, deren merkwürdigster **Herodes der Große** ist. Sein Vater war Antipater, der Edomiter. Geb. zu Askalon 71 v. Chr., erlangte er in seinem 25. J. die Regierung über Judäa durch Betrug und Grausamkeit. Staatsklugheit, Tapferkeit, Liebe zu den schönen Künsten und ein feiner Geschmack in denselben, zeichnen ihn vor den übrigen jüdischen Königen ebenso sehr aus als seine argwöhnische Grausamkeit und seine Empfänglichkeit für Angebereien. Bei einigem Schein der Güte und Religiosität war doch sein Herz nie von wahrem Religionsgefühl und von Menschenliebe durch-

drungen, und seine Regierung durchaus Feindin der Priesterschaft und willkürlich. Zum Theil wurde er verführt von seiner Schwester Salome. Seine Gemahlin Mariane, Aristobul sein Schwager, Alexandra dessen Mutter, der alte Fürst Hirkan und 3 von seinen eignen Söhnen wurden von ihm hingerichtet. Er erhielt sich auf dem Throne, ungeachtet des Hasses der Juden und der Gefahr, in welche die Parteien in dem römischen Bürgerkriege ihn brachten, durch zeitige Unterwerfung unter den Willen des jedesmaligen Oberhaupts der siegenden Partei. August vermehrte seine Staaten mit Trachonitis, Auranitis, Batanäa und Zenodor's Gebiet. Unter seiner Regierung wurde Christus geboren. Herodes baute den Tempel von Jerusalem prächtiger, als er vorher war, zierte seine Hauptstadt mit vielen schönen Gebäuden, und vermehrte die Zahl der Städte. Auch als Krieger und Eroberer machte er sich berühmt. Er schlug die Araber und ihren Anführer Aretas, und besiegte die syrisch-arabischen Räuber. Er starb nach einer Regierung von 34 oder 37 Jahren, 5 Tage nach der Ermordung seines Sohnes.

Herodes (Tiberius Claudius), **Atticus**, auch von seinem Geburtsorte Marathon häufig **Marathonius** genannt, ebenso ausgezeichnet durch seine altadelige Abkunft — denn sein Geschlecht ward auf Cekrops zurückgeführt — als durch ererbten Reichthum und glänzende Bildung, war unter Hadrian geboren und verwaltete Staatsämter unter den Antoninen; namentlich wurde er 143 n. Chr. zum Eponymos von Athen ernannt, und starb wahrscheinlich nach 180. Die Trümmer eines Odeums zu Athen, das schon Pausanias wegen seiner Größe und Schönheit jedem ähnlichen vorzog (Paus. VII, 20), ist der einzige Überrest jener vielen Gebäude, Bäder, Wasserleitungen, Statuen &c., mit denen Herodes Atticus Griechenland, Asien und Italien schmückte. Jenes Odeum, das noch in seiner Zerstörung für Herodes Kunstsinn beweist, war dem Andenken seiner Gemahlin Annia Regilla, einer Römerin, geweiht, deren Tod Herodes durch Mißhandlungen herbeigeführt zu haben beschuldigt wurde. Eine andre Stelle, nur 3 Miglien von Rom, an der appischen Straße, hatte er gleicher Bestimmung gewidmet. Es war eine ausgedehnte Gartenanlage, in welcher sich mehre Tempel und das Grabmal seiner Familie befanden, und die Herodes, nach dem Triopas, dem Vater des Eresichthon, um ihr größere Unverletzlichkeit zu sichern, Triopium nannte. Ein Standbild, das der Regilla, gleich einer Heroine, im Tempel der Kaiserin errichtet war, erwähnt die Weihungsinschrift (verfaßt wahrscheinlich von Marcellus Sidetes, und vortrefflich übers. von Fr. Jacobs in „Leben und Kunst der Alten", 1. Bd., 2. Abth., S. 52 fg.), in deren Erklärung die Gelehrten seit längerer Zeit, namentlich aber Visconti, Eichstädt und Fr. Jacobs in der neuern, durch Scharfsinn und Erudition sich überboten haben. Die Originale der metrischen triopäischen Steininschriften befinden sich gegenwärtig im Museum des Louvre zu Paris; die auf Säulen gegrabenen im bourbonischen zu Neapel. Herodes's Trauer um Regilla, die nicht frei von Vorwürfen sein mochte, gefiel sich im Auffallenden. Sein Haus selbst sollte an seinem Schmerze theilnehmen: darum ließ er jede heitere Farbe darin mit dunkelm lesbischen Marmor belegen. — Von Herodes's Rednertalent, das ihm den Schmeichelnamen „die Zunge der Hellenen" und des „Königs der Beredtsamkeit" erwarb, ist nur eine einzige Probe, eine sophistische Schulchrie: „Über den Staat" (zuletzt abgedruckt bei Fiorillo) erhalten, die der alten Versicherung, daß der Fluß seiner Rede sich silberwirbelnd über Goldsand ergossen habe, nicht viel Glauben verschafft. Auf dem Marktplatze zu Tenedos fanden neuere Reisende den Marmorsarg von Herodes's Mutter als Brunnenbecken, und Clarke hat seine Inschrift bekannt gemacht. Sie fehlt in der Schrift von Fiorillo: „Herodis Attici, quae supersunt, adnotat. illust." (Lpz. 1801). 19.

Herodian, griech. Geschichtschreiber, der in Rom öffentliche Ehrenämter

bekleidete und über 238 n. Chr. hinaus gelebt haben muß, da er seine in griech. Sprache abgefaßte Geschichte, welche von dem Tode des Antonius anhebt, mit diesem Jahre schließt. Sie besteht aus 8 Büchern, und ist zwar ohne chronologische Angaben, aber mit Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe in einem reinen und würdevollen Styl geschrieben. Größere kritische Ausgabe von Irmisch (Leipz. 1789—1805), Handausgabe von Wolf (Halle 1792).

Herodot, der älteste auf uns gekommene griech. Geschichtschreiber, geb. zu Halikarnaß in Karien im 4. J. der 73. Olympiade (484 v. Chr.). Wenn man durch den Beinamen eines Vaters der Geschichte, den man ihm zu geben pflegt, bezeichnen will, daß er es war, der die Geschichte zuerst würdiger behandelte (nach Cicero's Ausdruck: historiam ornavit), so verdient er denselben vollkommen. Vor ihm hatten sich viele andre Schriftsteller, und zum Theil mit Erfolg, in dieser schwierigen Laufbahn versucht. Hellanicus von Lesbos und Charon von Lampsacus hatten sogar, wie auch Dionys von Milet, größtentheils denselben Gegenstand behandelt, den nachher Herodot wählte. Er hatte durch die Richtung seiner ersten Studien und selbst durch die Beispiele seiner Familie früh die Wissenschaften liebgewonnen. Der berühmte Epiker Panyasis, dem mehre Kritiker des Alterthums den ersten Platz nach Homer anweisen, war sein Oheim. Später weckten die Werke der oben von uns bezeichneten Schriftsteller sein aufkeimendes Genie. Sie erregten in ihm die Begierde, die Länder zu besuchen, deren Schilderung sich ihm unter so anmuthigen Farben darbot; und seine Vermögensumstände erlaubten ihm, dieser Neigung Genüge zu leisten. Es ist zweifelhaft, ob er schon vor dem Antritt seiner langen Reise die Idee zu dem Werke gefaßt hatte, in welchem er nachher die Früchte derselben niederlegte. Ägypten, zu allen Zeiten so berühmt wegen der Weisheit seiner Einrichtungen, scheint einer der bleibendsten Gegenstände seiner Aufmerksamkeit und seiner Untersuchungen gewesen zu sein. Dieses Land, das die argwöhnische Politik seiner Regenten und die ungastlichen Vorurtheile seiner Bewohner den Ausländern so lange unzugänglich gemacht hatten, war seit kurzem den Griechen geöffnet worden; und ob es gleich ihren begierigen Blicken ein fast völlig neues Land darbot, und seitdem eine unzählige Menge von Reisenden es in allen Richtungen durchforscht und in allen Sprachen beschrieben haben, so kann man doch sagen, daß kein Schriftsteller, weder der alten noch der neuern Zeit, uns eine so genaue und belehrende Beschreibung davon geliefert hat. H. begnügte sich nicht mit der Kenntniß der Orte; die Erzeugnisse des Bodens, die Sitten, die Gebräuche, die Religion der Völker, die Geschichte der letzten Fürsten vor der Eroberung der Perser, und mehre anziehende Einzelnheiten über diese Eroberung selbst, wurden von ihm beachtet und untersucht. Das zweite Buch seiner Geschichte, welches der Beschreibung dieses berühmten Landes gewidmet ist, bleibt noch jetzt die reichste und lauterste Quelle für die Kenntniß seiner alten Geschichte und Geographie. Von Ägypten ging H. nach Libyen, über welches er eine Menge, ebenfalls für seine Zeitgenossen neuer und für uns lehrreicher, Nachrichten sammelte. Die Beschreibung, welche er uns von diesem Lande, von den Grenzen Ägyptens bis an die Meerenge von Gibraltar gibt, ist zu übereinstimmend mit den Berichten der geschätztesten Reisenden, namentlich des D. Shaw, als daß wir annehmen dürften, er habe sie nach fremden Angaben abgefaßt. Sein Aufenthalt in Tyrus wird von ihm selbst bezeugt. Er besuchte die Küsten von Palästina und begab sich von da nach Babylon, damals so reich und herrlich. Neuere Gelehrte bezweifeln, daß H. Assyrien bereist habe; aber wenn man die verschiedenen Stellen seiner Beschreibung von Babylon untersucht, wird man sich überzeugen, daß nur ein Augenzeuge die Eigenheiten dieser großen Stadt und die Sitten ihrer Einwohner so genau habe schildern können. Als er zu dem Lande der Scythen, dieser damals in Griechenland, das sie ursprünglich bevölkert hatten, so wenig bekannten Völkerschaft, gekom-

men war, drang er mittelst der Wege, welche die griech. Colonien am schwarzen Meere erst kürzlich geöffnet hatten, in ihre Einöden ein, ging von da zu den Gäten, nach Thracien, Macedonien, und begab sich durch Epirus nach Griechenland zurück. H. erwartete, in seinem Vaterlande die seinen Bemühungen schuldige Achtung und zugleich die zur Bearbeitung des eingesammelten Stoffes nöthige Muße zu finden; aber Lygdamis, der sich der höchsten Gewalt in Halikarnaß bemächtigt und das Blut der edelsten Bürger, unter andern auch des Panyasis, vergossen hatte, nöthigte ihn, eine Zuflucht in Samos zu suchen; wahrscheinlich ordnete er hier in ruhiger Zurückgezogenheit seinen Stoff und schrieb die ersten Bücher seiner Geschichte, für welche er den ionischen Dialekt, der in Samos gesprochen ward, dem dorischen seines Vaterlandes vorzog. Diese Arbeit beschäftigte ihn jedoch nicht so sehr, daß er nicht auch an sein unterdrücktes Vaterland und auf Mittel gedacht hätte, den Tyrannen zu verjagen und Rache an ihm zu nehmen. Nachdem er mit mehren Gleichgesinnten zu diesem Zwecke einen Bund geschlossen, kehrte er nach Halikarnaß zurück und stürzte glücklich den Tyrannen, ohne jedoch damit seinem Vaterlande zu nützen: denn die mit ihm verbundenen Vornehmen gründeten jetzt eine Aristokratie, die für Halikarnaß noch ungleich drückender war, als die Willkür des verjagten Tyrannen. H., der bald dem Volke, das ihn als den Urheber seiner vermehrten Leiden ansah, sowie den Vornehmen, deren Handlungen er mißbilligte, verhaßt wurde, sagte seinem unglücklichen Vaterlande auf ewig Lebewohl und schiffte sich nach Griechenland ein. Dort feierte man eben die 81. Olympiade, und aus allen Theilen Griechenlands waren die Edelsten dazu in Olympia versammelt. H. las hier vor der versammelten Menge den Anfang seiner Geschichte und einige Bruchstücke, die besonders geeignet waren, die Begeisterung seiner Landsleute zu wecken und ihrem Stolze zu schmeicheln. Sein Erfolg war vollständig. Allgemeines Entzücken und lauter Beifall brachen aus bei der trefflichen Schilderung des Kampfs der Griechen gegen die Perser, und des Triumphs der Freiheit über den Despotismus. Aber die Wirkung seiner Vorlesung beschränkte sich nicht auf diese tiefen Eindrücke bei einem ganzen Volke. Der kaum 15jährige Thucydides wohnte auch den olympischen Spielen bei; er vergoß Thränen der Rührung, als er den Mann erblickte, auf den Aller Augen gerichtet waren, und Herodot, der dies wahrnahm, wagte dem Vater des Knaben die glänzende Bestimmung desselben vorherzusagen. Ermuntert durch den ihm gewordenen Beifall wandte H. die zwölf folgenden Jahre an, sein Werk fortzusetzen und zu vervollkommnen. Er bereiste alle Landschaften Griechenlands, schöpfte aus den Archiven der verschiedenen Völker die Nachrichten der großen Begebenheiten, und berichtigte nach den Originaldenkmälern die Genealogien der berühmtesten Geschlechter. Es ist wahrscheinlich, daß H., indem er sich von einem Volke Griechenlands zum andern begab, in ihren öffentlichen Versammlungen die Bruchstücke seiner Geschichte vorlas, die jedes Volk betrafen, nicht sowol des leeren Beifalls wegen, als um nützliche Fingerzeige zu erhalten. Die Erzählung des Dio Chrysostomus, daß H. den Korinthern eine für ihren Muth höchst rühmliche Beschreibung der salaminischen Schlacht vorgelesen, als sie ihm aber den verlangten Lohn dafür verweigert, eine andre Beschreibung ganz im entgegengesetzten Sinne abgefaßt habe, verdient keinen Glauben. Zwölf Jahre nach seiner ersten Vorlesung bei den olympischen Spielen las H. sein Werk, das wahrscheinlich jetzt vollendet war, an dem Feste der Panathenäen vor (444 v. Chr.). Die Athenienser beschränkten ihre Dankbarkeit nicht auf Lobsprüche; sie machten dem Schriftsteller, der die Großthaten ihres Volks verherrlicht hatte, zehn Talente zum Geschenk. Dessenungeachtet blieb er nicht in Athen, sondern schloß sich der Colonie an, welche die Athenienser einige Jahre später nach der unweit der Ruinen des alten Sybaris erbauten Stadt Thurium in Italien sandten. Sein langer Aufenthalt daselbst

hat mehre Schriftsteller des Alterthums verführt, diese Stadt für sein Vaterland zu halten. Er benutzte seine Muße, um sein Werk noch auszufeilen und mit Zusätzen zu bereichern, und starb wahrscheinlich auch zu Thurium in einem hohen Alter. H. hat schon im Alterthum viele Neider und Widersacher gefunden, die vornehmlich seine Glaubwürdigkeit verdächtig gemacht haben. Die Folgezeit aber und die gründlichsten Untersuchungen haben diese Beschuldigungen vollkommen widerlegt. Sein Geschichtswerk ist eins der kostbarsten Denkmäler, die aus der Vorzeit auf uns gekommen sind. Es besteht aus neun Büchern, die man schon früh mit den Namen der neun Musen bezeichnet hat. Aus den zahlreichen Reisen, welche H. vor Abfassung seines Werks unternahm, aus den mühsamen Forschungen, die er beim Sammeln der Materialien anstellte, kann man schließen, welchen hohen Begriff er von den Pflichten eines Geschichtschreibers hatte, und wie viel wichtiger es ihm schien, wahrhaft und zuverlässig, als angenehm und beredt zu sein. Wo er etwas erzählt, dessen Echtheit und Glaubwürdigkeit ihm verdächtig ist, setzt er aufrichtig seine Zweifel hinzu. Dennoch hat man ihn zu großer Leichtgläubigkeit beschuldigt, statt daß man es ihm hätte Dank wissen sollen, daß er eine Menge von Überlieferungen, die, so wunderbar sie auch sind, den Geist der alten Völker trefflich charakterisiren, uns aufbehalten hat. Ihm allein verdanken wir die Geschichte von dem Ursprunge und den Fortschritten der Monarchie der Perser, sowie der frühern Meder und Assyrer. Der Ursprung des lydischen Reichs, dessen Zerstörung durch Cyrus und die verschiedenen Kriegszüge dieses berühmten Eroberers, die Eroberung Ägyptens durch Cambyses und die genaueste und umfassendste Beschreibung dieses Landes und seiner Bewohner, die zahlreichen Kriege der Nachfolger des Cyrus und besonders die Unternehmung des Darius gegen die Scythen, die den Verfasser zu einer höchst lehrreichen und getreuen Beschreibung aller damals bekannten Nordländer Europas und Asiens führt: dies sind die Hauptzüge der Einleitung, durch welche er auf die Geschichte des Kriegs der Perser gegen die Griechen kommt. Dieser Krieg selbst, so reich an großen Ereignissen und großen Charakteren, in dessen Lauf sich mit so vieler Kraft und so vielem Glanze die verschiedenen Gebrechen und Talente der berühmtesten Völker der alten Welt entwickelten: dies Alles vereinigt sich zu einem der größten und herrlichsten Gemälde, die je der menschliche Geist entworfen hat. Was die Schreibart und Ausführung betrifft, so haben diese schon im Alterthum die Bewunderung der einsichtigsten Kritiker erregt, und auch wir, für die so mancher Reiz nothwendig verloren geht, fühlen uns entzückt und gefesselt durch einen Vortrag voll Hoheit zugleich und Anmuth, voll Kraft und rührender Einfalt. Außer diesem Geschichtswerke besitzen wir unter Herodot's Namen noch eine Lebensbeschreibung Homer's, die ebenfalls von großem Werthe ist und selbst im Alterthum allgemein für Herodot's Werk gegolten zu haben scheint, von den meisten neuern Kritikern aber ihm abgesprochen wird. Die besten Ausgaben von der Geschichte des Herodot sind von Wesseling (Amst. 1763, Fol.) und Schweighäuser (Strasb. 1816, 6 Bde.). Übersetzungen haben wir von Degen, Jacobi und Lange. Sehr schätzbar sind die Arbeiten Larcher's, Volney's, Böttiger's, Heyne's und Creuzer's („Commentat. Herod.", Leipz. 1819) über Herodot.

Heroen, Helden, Starke, hießen dem Griechen alle vor Andern durch Tapferkeit, Muth, Kraft und Wissenschaft ausgezeichnete Männer der frühern Vorzeit. Er erkannte in ihnen übermenschliche Wesen, und reihte sie zunächst an die Götter, zwischen welchen und den Menschen sie eine Mittelstufe bildeten. Sie waren ihm Halbgötter, an denen nur das Sterbliche untergegangen, das Göttliche aber nach dem Tode zu den Göttern übergegangen war. Helden dieser Art, halbgöttlicher Natur, pflegen in der Mythensprache vorzugsweise Heroen zu heißen. In der griechischen Heroenwelt, welche mit dem Einfall der Herakliden in den Pe=

loponnes (1120 v. Chr.) endet, und den Übergang vom ehernen zum eisernen Zeitalter macht, treten folgende Stämme auf: 1) die Prometheiden, von Prometheus, oder Deukalioniden, von Deukalion; 2) die Inachiden, von Inachus; 3) die Agenoriden, von Agenor; 4) die Danaiden, von Danaus; 5) die Pelopiden oder Tantaliden, von Pelops oder Tantalus; 6) die Cekropiden, von Cekrops. Einzelne Geschlechter, z. B. die Äakiden, Perſiden, Atriden, Herakliden, gehören unter den einen oder den andern jener größern Stämme. Die Epoche dieser Helden ist die Zeit des romantischen Heroismus, der Abenteuer und menschlichen Wunderthaten. Nach zwei der Auszeichnung würdigen Unternehmungen kann man diese Zeit in zwei Perioden abtheilen, und die Heroen vor dem Argonautenzug und die Heroen nach demselben unterscheiden. Unter letztern sind die des trojanischen Krieges die vorzüglichsten. Die frühern Heroen ragen über die spätern hervor, die, wenigstens ihrer Zeit, nicht gleich als das erschienen, was die Folgezeit in ihnen sah. Bei der Ferne war der Antheil, den die Einbildungskraft an der Sage hatte, wenig beschränkt, die Nähe hob ihn fast ganz auf, weßhalb auch die Heroenwelt eigentlich da aufhört, wo die poetische Sage der Geschichte weicht. Als auch diese spätern Heroen, von der Zeit in weitere Ferne gerückt, in der Poesie fortlebten, standen sie ebenfalls als göttergleiche Gestalten da; jedoch kaum Einer gelangte zu der allgemeinen Verehrung, die man den frühern weihte. Weder diesen noch jenen wurden, wie den olympischen Göttern, größere Opfer gebracht, sondern man weihte ihnen nur geheiligte Haine und brachte Libationen auf ihren Grabhügeln. Nach Plutarch verehrten die Griechen am Tage des Neumonds ihre Götter, am darauf folgenden ihre Heroen, denen auch stets der zweite Becher gemischt wurde. Ihr Aufenthalt nach dem Tode wird verschieden angegeben. Einige, wie Bacchus, Hercules, Pollux u. A., gingen zur Burg der ewig waltenden Götter ein; andre wohnten auf den Inseln der Seligen; noch andre schimmerten am Sternhimmel. Aber auch an diesen Vorstellungen änderte die folgende Zeit Vieles. Übrigens waren die Heroen der Griechen die Laren der Römer.

Heroide, ein lyrisches Gedicht in Briefform, worin irgend ein Held oder eine Heldin (daher der Name, von Heros) der Fabel oder Geschichte einer andern Person ihre Empfindungen in einer bedeutenden Lage des Lebens mittheilen, z. B. Penelope schreibt dem lange entfernten Ulysses. Sie können deßhalb als feierliche Monologen in entscheidenden Augenblicken des Lebens betrachtet werden. Ovid wird als der Urheber dieser Dichtungsart genannt, und nach seinen Mustern haben einige Theoretiker behaupten wollen, die Heroide gehöre zur Elegie. Obschon sie aber öfter dem Gegenstand und der Person nach das weichere elegische Gefühl athmen kann, so hindert sie doch nichts, sich auch im höhern tragischen Tone auszusprechen, und Pope hat Heloise an Abälard diesen Ton anstimmen lassen. Wollte man Pope verurtheilen, daß er nicht Ovid sei, so wäre das um nichts besser, als wenn man Ovid tadeln wollte, daß er nicht wie Pope dargestellt habe. Wollte man aber gar die Heroide für unstatthaft erklären, weil sie sich nicht über den Leisten einer Theorie schlagen läßt, so wäre dies noch thörichter. Diejenigen, die den poetischen Brief verwerfen, sollen wenigstens noch den ersten vernünftigen Grund darüber vorbringen. Mit ihm besteht auch die Heroide als lyrischer Brief. Keine Nation hat mehre aufzuweisen als die französische, wo Colardeau, Blin de St.-More, Dorat, Pezay, la Harpe besondere Beachtung verdienen; unter uns Deutschen sind Wieland's „Briefe Verstorbener an ihre noch lebenden Freunde" (wenn man sie wirklich hierher zählen kann) auch jetzt noch das Vorzüglichste in dieser Art. dd.

Heroisch bezeichnet das, was der kräftigen Heldenzeit eines Volks (besonders der griechischen, von welchen dieses Wort zuerst gebraucht worden ist) angehört oder an sie erinnert. Die großen Kunstdarstellungen der Griechen waren aus die-

ser Zeit genommen, und noch heute nennen wir z. B. heroisches Trauerspiel, Oper, deren Stoffe aus dieser Sagen- und Heldenzeit genommen sind. Im abgeleiteten Sinne nennt man dann heroisch jene Größe der Thatkraft, die trotz aller Gefahren große und edle Zwecke verfolgt. Der Heroismus besteht demnach in Thaten; Gesinnungen kann man nur insofern heroisch nennen, als sie zu heroischen Handlungen führen. Der Hauptcharakter des Heroischen ist Erhabenheit, und dieses Gefühl müssen diejenigen Werke der Kunst (namentlich der Poesie und Musik) erwecken, die auf den Namen heroischer Anspruch machen.

Herold. Das Amt eines Herolds ist so alt als das der Priester; es findet sich bei allen Völkern der alten und neuen Welt, und unsere Parlamentairs sind nichts Andres als militairische Herolde. Überall hatten und haben sie den Charakter der Unverletzlichkeit, und wurden und werden noch bei gewissen Feierlichkeiten durch Kleidung und eigne Attribute ausgezeichnet. Bei den Römern unterschied man 3 Classen: Friedensherolde (Caduceatores), welche die Griechen (unter dem Namen κηρυξ) mit diesen gemein hatten; Kriegs- und Friedensherolde (Feciales), und Herolde obrigkeitlicher Behörden (Praecones). Der eigentliche Friedensherold der Römer trug gewisse Kräuter (Verbena, z. B. Myrten, Ölbaum, Rosmarin ɪc.), als sinnbildliches Zeichen seines Amtes und zu seiner Sicherheit, in der Hand vor sich her; bei den Griechen aber einen Lorber- oder Olivenstab (**Caduceus**, s. d.). Der Friedensherold der Athener trug statt dieses Schlangenstabes einen mit Wolle umwundenen und mit allerlei Früchten geschmückten Friedenszweig (εἰρεσιωνη); er mußte oft auch noch andern Beschäftigungen (sogar denen der Köche und Mundschenken) sich unterziehen; die griech. Benennung Ceryces war von Ceryx (dem Sohne Mercur's und der Cekrops Tochter Pandrosos) abgeleitet, von welchem vornehmlich die athenischen Herolde abstammen; dagegen die lacedämonischen Nachkommen des Talthybius, des in einem Tempel zu Sparta göttlich verehrten Herold des Agamemnon, sein mußten. Die Fecialen, ein von Numa eingesetztes Collegium von 20 Mitgliedern, hatten zugleich einen diplomatischen Charakter, denn ihre Geschäfte erstreckten sich über Alles, was auf Kriegserklärungen und Unterhandlungen Bezug nahm. War ein Krieg beschlossen, so wurde er durch sie jedesmal vorher feierlich erklärt. Glaubte Rom sich von einem Volke beleidigt, so wurde durch einen Fecialen Genugthuung gefodert; erfolgte diese binnen 33 Tagen nicht, so begab der Herold sich abermals an die feindliche Grenze, warf einen blutigen Speer mit abgebranntem Schafte hinüber und erklärte durch eine feierliche Formel (Clarizatio) den Krieg. Als Roms Grenzen sich immer mehr erweitert hatten, ward diese Ceremonie auf einem Felde vor der Stadt (Ager hostilis) vorgenommen. Auch die Fecialen trugen jene heiligen Kräuter (Verbena), aber als Kranz um die Schläfe; außerdem noch, wenn sie zum Abschluß eines Friedensvertrags abgesendet wurden, einen Kieselstein. Die Präcones wurden zu allen Bekanntmachungen an das Volk, bei dem Gottesdienste, in den Comitien, bei öffentlichen Versteigerungen, bei gerichtlichen Verhören, im Senat, bei Verkündigung der Gesetze, die sie vorlesen mußten, bei feierlichen Leichenbegängnissen, bei Schau- und Fechterspielen, bei dem Heere, wenn ein Feldherr dieses anreden wollte, dann auch bei Hinrichtungen und überhaupt bei allen öffentlichen Versammlungen gebraucht.

Heronsball, eine kleine hydraulische Maschine, die den Namen von ihrem angeblichen Erfinder, dem Mechaniker Hero aus Alexandrien, hat, und aus einer kupfernen Kugel besteht, in welcher eine fast bis auf den Boden gehende Röhre senkrecht eingekittet ist, die dicht über der Oberfläche der Kugel mit einem Hahne muß verschlossen werden können. Leert man nun so gut wie möglich diese Kugel von aller Luft, was durch Aussaugen geschehen kann, dreht man hierauf den Hahn zu, taucht alsdann die Kugel unter Wasser und öffnet in diesem den Hahn, so wird

durch den Druck der äußern Luft so viel Wasser in die Kugel getrieben, bis die noch in ihr zurückgebliebene Luft gleiche Dichtheit mit der äußern hat. Wenn man nun (mit dem Munde oder auf andre Weise) noch mehr Luft in die Kugel drängt, so wird diese durch die untere Öffnung der Röhre und das Wasser zu der übrigen über letzterm stehenden Luft treten und dieselbe verdichten. Öffnet man nachher den Hahn, so treibt der Druck der solchergestalt zusammengepreßten Luft das Wasser aus der Röhre und bildet gleichsam einen kleinen Springbrunnen. Die Erscheinungen des Heronsbrunnens, dessen Einrichtung aber ohne Abbildung nicht deutlich zu machen ist, beruht auf denselben Gründen. (Vgl. über Heronsbrunnen die physikal. Wörterb. unter Springbrunnen.)

Herostratus, auch **Eratostratus**, ein Bürger von Ephesus, den die Sucht, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, zu dem tollen Entschlusse trieb, den prächtigen Dianentempel zwischen der Stadt und dem Hafen von Ephesus in Brand zu stecken. Nur die 4 Mauern und einige Säulen dieses Prachtgebäudes blieben stehen, das Dach und die innern Verzierungen des Schiffes waren ganz zerstört worden. Der Brandanstifter büßte die Unthat durch einen martervollen Tod. Auch verordnete die Volksversammlung der Jonier, daß sein Name einer ewigen Vergessenheit übergeben werden solle; doch eben diese Verordnung mußte sein Gedächtniß bewahren, sowie der Historiograph Theopompus in s. Geschichte Griechenlands den Wunsch des Herostratus zur Erfüllung gebracht hat. Die Nacht des Jahres, in welcher jener Brand geschah, war zufällig dieselbe, in welcher Alexander der Große geboren wurde.

Herrenbank. Bei verschiedenen Gerichten (z. B. den Schöppenstühlen und beim sonstigen Reichshofrath) führt diesen Namen diejenige Abtheilung oder Bank der Beisitzer, auf welcher die Herren und Ritter sich befinden, dagegen diejenige Bank, auf welcher die bürgerlichen oder gelehrten Mitglieder sitzen, die Gelehrtenbank genannt wird. Auch versteht man zuweilen unter jener Benennung die Herren und Ritter selbst, z. B. in den deutschen Ständeversammlungen, die eine Herrenbank haben.

Herrera (Hernando de), spanischer Dichter, geb. zu Sevilla gegen 1516, widmete sich dem geistlichen Stande und starb gegen 1595. Man weiß durchaus nichts mehr von den Lebensumständen dieses Mannes, dessen Dichterwerth seine Zeitgenossen so lebhaft fühlten, daß sie ihn vorzugsweise divino nannten: ein Beiname, der um so ehrenvoller für Herrera war, als er in einem Zeitraume lebte, wo die vorzüglichsten Köpfe um den Preis in der Dichtkunst mit ihm wetteiferten. Gebildet durch das Studium der Griechen, Römer und Italiener, umfaßte er zugleich alles Wissenswürdige, sodaß sogar seine Einsichten in der Mathematik gerühmt werden. Viele seiner Gedichte sind erotischen Inhalts und ziehen durch sanfte Gefühle an; dagegen waltet in seinen Oden oft eine hohe Begeisterung. Mehre seiner poetischen Arbeiten, deren seine Zeitgenossen erwähnen, sind nie erschienen und scheinen verloren gegangen zu sein. Herrera war auch Verfasser einiger historischen Werke.

Herrera (Antonio), der berühmteste unter den spanischen Geschichtschreibern, geb. 1559, hieß von seinem Vater Tordesillas, vertauschte aber diesen Namen mit dem seiner Mutter. Er war längere Zeit Secretair Vespasian Gonzaga's, Vicekönigs in Neapel, und wurde in der Folge von Philipp II. zum ersten Historiographen der beiden Indien und Castilien ernannt. Er starb zu Madrid den 27. März 1624, kurz nachdem er zum Staatssecretair erhoben worden war. Sein vorzüglichstes Werk ist die „Allgem. Geschichte der Thaten der Castilianer auf den Inseln und dem festen Lande des Oceans, von 1492—1554". Aus den reichen Quellen, die ihm offen standen, hat er ein Werk geliefert, das durch Genauigkeit und Vollständigkeit vor Allem, was wir über die Entdeckung der neuen

Welt besitzen, sich auszeichnet. Außer diesem erwähnen wir noch: „Beschreib. von Westindien" (1601); „Geschichte der Welt unter der Regierung Philipps II., von 1584—1598"; „Commentar über die Thaten der Spanier, Franzosen und Venetianer in Italien, von 1285—1559" (Madrid 1624) u. s. w.

Herrnhut, ein offener Ort mit 120 H. und 1500 Einw., zwischen Löbau und Zittau in der k. sächs. Oberlausitz, am südlichen Abhange des Hutberges, erbaut von den mährischen Brüdern (von denen Christian David den 17. Juni 1722 zu der ersten Hütte den ersten Baum fällte), auf dem Grunde und Boden des nördlich im Thale gelegenen Rittergutes Berthelsdorf. Die feinen und dauerhaften Arbeiten der hier wohnenden Handwerker, Fabrikanten und Künstler werden überall geschätzt, besonders die Webereien, Papier, Lackirwaaren, Lederarbeiten und Lichte. Die Wohnungen sind nett und freundlich, die Menschen schlicht und harmlos; auch bei dem Ärmsten herrscht Ordnung und Reinlichkeit. Die Lage des Ortes ist angenehm und mit Bedacht zum Zufluchtsort einer stillen Frömmigkeit gewählt. Vom 17.—19. Juni 1822 feierte Herrnhut sein erstes Jahrhundert. (S. **Brüdergemeinde**.)

Herschel (Wilhelm), geb. in Hanover 1738, wo sein Vater Tonkünstler war. Von ihm zu gleichem Erwerb angehalten, trat er im 14. J. bei einem Regimente als Hautboist ein und ging 1757, um sich in der Musik auszubilden, nach London. Der Graf von Darlington stellte ihn als Lehrer eines Musikcorps an, das in der Grafschaft Durham errichtet wurde; als dieses eingeübt war, ließ sich Herschel als Musiklehrer in Leeds nieder, von wo er als Organist nach Halifax ging und diese Stelle wiederum mit der bessern Organistenstelle in Bath (1766) vertauschte. In England hatte er jeden Augenblick benutzt, um Mathematik im ganzen Umfange zu studiren, und durch das Lesen von Ferguson's astronomischen Werken war besonders die Liebe zur Sternkunde bei ihm erwacht. Trotz dem, daß er in Bath die Concerte leitete und selbst darin spielte, war er zu arm, sich ein Teleskop anzuschaffen; so kam er auf den Gedanken, selbst den Bau eines solchen zu versuchen, was ihm bis 1774 in der Art glückte, daß er durch einen selbst gefertigten Reflector von fünf Fuß den Ring des Saturnus und die Trabanten des Jupiter beobachten konnte. Von jetzt folgten neue Fernröhre schnell auf einander und viele waren von einer Größe, wie sie auf der ganzen Erde nicht gefunden wurden. Mit solchen Instrumenten gelang es ihm, Entdeckungen an Entdeckungen zu reihen, Berechnungen auf Berechnungen folgen zu lassen. 1780 gab er eine solche Berechnung der Höhe von den Mondsgebirgen heraus; 1781 (am 13. März) machte er seine berühmte Entdeckung des neuen Planeten, der jetzt, nach dem Vorschlage deutscher Astronomen, den Namen **Uranus** führt, den er selbst aber dem Könige von England zu Ehren Georgsgestirn (Georgium sidus) nannte. S. s. Bericht in den „Philos. transact.", 1781, Vol. LXXI, p. 1. (Vgl. **Planeten**.) Georg III. setzte ihn zum Dank für diese Entdeckung in eine Lage, daß er bloß der Wissenschaft leben konnte. Er zog nun zu Slough bei Windsor aufs Land. Vorzüglich beobachtete er jetzt die Nebelsterne und die Gruppen oder Haufen derselben, wie er sie nannte, indem er darthat, daß manche solche Haufen mehr als 50,000 Sterne enthalten. 1787 kettete sich an diese originellen Ansichten die Entdeckung zweier zum Uranus gehörigen Nebenplaneten, denen 1790 und 1794 noch vier neue folgten. Ein 1785 zu Stande gebrachtes 40füßiges Teleskop, von 4½ Fuß im Durchmesser, das 2118 Pfund wog, hatte wesentlich dazu beigetragen. Auch zwei zum Saturn gehörige Trabanten wurden damit gefunden. Überhaupt ist Herschel dem Astronomen fast ebenso wichtig durch seine Kenntniß der Instrumente und die Verbesserungen daran, wobei ihn sein Bruder, ein geschickter Mechaniker, unterstützte, als durch seine Entdeckungen am Himmel geworden. Auch in der Physik war er als scharfsinniger Beobachter thätig. So entdeckte er,

daß die verschiedenfarbigen Strahlen, in welche das weiße Sonnenlicht vermittelst des Prisma zerlegt wird (s. Farbenlehre), auch eine verschiedene Erwärmungsfähigkeit haben. Die von Piazzi, Olbers und Harding entdeckten vier neuen Planeten: Ceres, Pallas, Vesta und Juno, beobachtete er mit der gewohnten Sorgfalt, gab ihren Durchmesser, den Schröter zwischen 1 und 4 Secunden bestimmt hatte, nun auf Theile einer Secunde an, und stellte scharfsinnige Hypothesen über die Natur dieser Weltkörper auf. (S. Planeten.) Ferner verdanken wir ihm die wichtige Entdeckung der Rotation des Saturnringes in 10 St. 32 Min. Unaufhörlich war er beschäftigt, die Bahnen, die Natur einzelner Sterne, ihre gegenseitige Stellung zu einander, das Verhältniß aller zu der ungeheuern Milchstraße mit ihren Sternhaufen, die größtmöglichste Entfernung, in welche noch das bewaffnete Auge sehen und rechnen kann, auszurechnen. Seine meisten Arbeiten stehen in den „Philosophical transactions" u. andern engl. Zeitschriften. Manches ist aber noch Handschrift. Eine Schwester, Karoline, hat Herschel fleißig im Beobachten und Aufschreiben des Beobachteten unterstützt. Sie selbst hat mehre Kometen entdeckt. Oxford ernannte ihn 1786 zum Doctor, Georg III. zum Ritter des Guelphenordens 1816. Eine seiner ausgezeichnetsten Arbeiten war eine Abhandl. über 145 neue Doppelsterne, die er 1821 schrieb; eine Abhandl. von ihm über den Bau des Himmels ist ins Deutsche übers. (Königsb. 1791). H. starb 1822 am 25. Aug. bei ungeschwächter Geisteskraft, 84 Jahre alt. Sein Sohn, Johann F. W., hat sich in Mathematik und Physik ausgezeichnet. — Sein 40füßiges Riesenteleskop kann durch mehre Maschinen, die sich um eine verticale Axe drehen, nach allen Richtungen hin bewegt werden. H. fand damit die Zeit der Rotation des Saturns (Laplace hatte dieselbe Umdrehungszeit durch die mathematische Analyse aus dem Gesetz der Schwere gefunden), und daß dieser so abweichend von allen andern gestaltete Planet sich um eine Axe dreht, die senkrecht auf seiner Ebene steht. Er schloß aus den mit dem großen Teleskope angestellten Beobachtungen, daß das Licht nicht vom Sonnenkörper selbst, sondern von stark glänzenden phosphorischen Wolken ausgehe, welche in der Sonnenatmosphäre entstehen und sich ausbilden. Arrago's Entdeckung, daß die Sonnenstrahlen nicht polarisirt sind, bestätigte Herschel's Ansicht. Auch fand H., daß die rothen Strahlen allein so viel Hitze geben, als die übrigen sechs zusammen.

Hertha, Jord, Joard (die Gäa, Tellus, Titäa, Cybele der Römer und Griechen), die Erde, eine Göttin der skandinavischen Mythologie, die Schöpferin, Mutter, Erhalterin, gemeinschaftlich verehrt von den Astiern, Longobarden, Reudingern, Amionen, Angeln, Warnern und andern germanischen Völkerstämmen, welche jenseit der Elbe in der Gegend der Warne und an den Ufern der Ostsee wohnten. Hertha war die Tochter der Nacht und des Anar, Schwester des Dagur oder des Tages von mütterlicher Seite, Gemahlin des Odin und Mutter des Thor oder Donnergottes, und ist ohne Zweifel Eine Person mit Frigga. (S. Nordische Mythologie.) Der Grund ihrer Verehrung war der beruhigende Glaube, daß sie Antheil an den Angelegenheiten der Menschen nehme, sie leite und zu gewissen Zeiten besuche. In einem heiligen Haine auf einer Insel der Ostsee befand sich das Heiligthum der Göttin. In dem dunkelsten Schatten stand ein der Hertha geweihter Wagen, mit einem Teppich bedeckt; er durfte nur von dem eingeweihten Priester berührt werden. Nur diesem ward es wissend, wann die Göttin den Thron ihres Gemahls verließ und im Innern des Wagens sich befand. Nun spannten Hertha's Diener zwei junge Kühe vor das Heiligthum und geleiteten so die Erhabene durch das Land. Da begannen die Feste. Alle Fehden hörten auf, die Waffen wurden verschlossen, und so lange Hertha's Wagenräder rollten (aber auch nicht länger), war eine allgemeine Versöhnung, tiefe Ruhe unter den Völkern, die sie anbeteten. Der Augenblick, da die Göttin nach ihrer himmlischen

Heimath zurückverlangte, wurde dann dem geleitenden Priester kund, der sie hernach in den heiligen Hain zurückbrachte. Der Wagen, nebst Teppich und der Göttin selbst, wurde nun in den heiligen, im Haine befindlichen See hinabgelassen und von Sklaven darin abgewaschen, die aber sogleich nach vollbrachter Arbeit von den geheimnißvollen Fluten verschlungen wurden. Mit heimlichem Ergrauen ward das Volk erfüllt, das ehrfurchtsvoll kaum eine Vorstellung von den Dingen sich erlaubte, welche die Unglücklichen in dem Wasser sahen, und deren Anschauen sie mit dem Leben bezahlen mußten. Die Insel Rügen hält man für jenes Eiland, welches das Heiligthum der Göttin trug. Noch sieht man dort in einem großen Buchenhain einen runden Platz, von hohen, uralten Buchen umgeben, kühl und düster, und in dessen Mitte einen kleinen See mit stehendem, beinahe schwarzem Wasser. Dieser Platz liegt in der Stubnitz und wird von den Einwohnern der Burgwall und Burgsee genannt. (S. Kosegarten's „Rhapsodien", Bd. 2.)

Hertzberg (Ewald Friedrich, Graf von), k. preuß. Cabinetsminister und Curator der k. Akademie zu Berlin, geb. 1725 zu Lottin bei Neustettin, gest. den 27. Mai 1795, nachdem er fast ein halbes Jahrh. lang mit Geist und Kraft seinem Vaterlande gedient hatte. Er war einer der größten Diplomatiker seiner Zeit. Sein Talent für diese Laufbahn bewies er schon in einer Abhandl. „Über das brandenburgische Staatsrecht", als er die Universität Halle verließ, wo er sich dem Studium des deutschen Staatsrechts und der dahin einschlagenden Wissenschaften drei Jahre lang gewidmet hatte. Da das berliner Cabinet den Druck dieser Schrift nicht gestattete, so wählte er zum Gegenstande der Streitschrift, die er öffentlich ohne Vorsitz vertheidigte, die Geschichte der Kurfürstenvereine. Hierauf wurde er beim Depart. der auswärt. Angelegenheiten angestellt, der kurbrandenburg. Gesandtschaft zur Kaiserwahl als Legationssecretair beigegeben, und 1742, als Friedrich der Große seine Brauchbarkeit erkannte, zum Legationsrath ernannt. Er hatte nämlich aus den Archiven Auszüge für des Königs Denkwürdigkeiten von Brandenburg, vorzüglich für die Geschichte des dreißigjähr. Kriegs und des brandenburg. Kriegswesens, gemacht. Durch die von ihm besorgte neue Ordnung des von 1745—50 eingepackt gewesenen Geheimen Staats- und Cabinetsarchivs erweiterte er seine Kenntniß der ältern Staatsverwaltung seines Vaterlandes. Seine von der Akad. der Wissensch. zu Berlin gekrönte Abhandlung „Über die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg" hatte die Folge, daß er zum Mitgliede der Akademie und zum Geh. Legationsrath ernannt wurde und seitdem einen Theil der geheimen Expeditionen im Depart. der auswärt. Angelegenheiten besorgte, auch den gewöhnlichen Sitzungen beiwohnte. Damals schrieb er die „Geschichte der ehemaligen brandenburg. Seemacht des Kurfürsten Friedrich Wilhelm des Großen und der afrikan. Compagnie, wie auch der brandenb. Besitzungen auf der Küste von Afrika, welche König Friedrich Wilhelm 1720 an die Holländer verkauft hat". Aus den in dem Archiv zu Dresden gefundenen Depeschen des östr. und sächs. Hofes arbeitete Hertzberg (1756) binnen 8 Tagen das berühmte „Mémoire raisonné" in drei Sprachen (lat., deutsch und franz.) aus, das den Einfall in Sachsen rechtfertigen sollte. Bald nachher ward er erster Geh. Rath oder Staatssecretair beim auswärt. Departem. Der Friedensvertrag mit Rußland und Schweden (1762) war sein Werk, und die Abschließung des hubertsburger Vertrags erwarb ihm jenen denkwürdigen Lobspruch aus dem Munde seines Königs: „Vous avez fait la paix, comme j'ai fait la guerre, un contre plusieurs", und den Posten eines zweiten Staats- und Cabinetsministers (Ministers der auswärt. Angelegenheiten). Die erste Theilung von Polen sollte geschehen (1772); sie wäre vollbracht worden, auch ohne Preußens Theilnahme, das fühlte Hertzberg, wie Friedrich selbst, und da in solchem Falle Westpreußen wesentlich nothwendig ward für Preußens Vertheidigungsstand, so war auch Niemand thätiger als Hertzberg,

um Friedrichs nähestes Recht auf jene (durch den Vertrag von Thorn 1466 von Preußen losgetrennte) Provinz unumstößlich darzulegen und das Gelingen seiner Absichten zu befördern. Der Notenwechsel über die baierische Erbfolge und der teschner Friedensschluß vergrößerten seinen Ruhm. Die Absichten Östreichs auf Baiern veranlaßten bekanntlich (1785) die Errichtung des Fürstenbundes, wobei, außer dem Könige selbst und dem damaligen Kronprinzen, der Minister Hertzberg viel wirkte. S. Bd. 2. des „Recueil des déductions, manifestes, déclarations, traités et autres actes, qui ont été rédigés et publiés pour la cour de Prusse", den H. herausgab. In den letzten Lebenstagen Friedrichs des Einzigen war H. einer der Wenigen, die der große König täglich in Sanssouci um sich hatte. Friedrichs Nachfolger ertheilte ihm den schwarzen Adlerorden, wählte ihn zu seinem Begleiter bei der Huldigungsannahme in Preußen und Schlesien, erhob ihn in den Grafenstand, beauftragte ihn, die Huldigung in Pommern und der Neumark für ihn zu empfangen, übertrug ihm die auswärt. Geschäfte und ernannte ihn zum Curator der Akademie. H. erwarb sich unter der neuen Regierung auch neue Verdienste. Seine Bemühungen stillten die Unruhen in Holland. Außerdem beschäftigte ihn die Erhaltung des politischen Gleichgewichts, im Geiste der Grundsätze, welche den Charakter des Fürstenbundes ausmachen. Eine Folge hievon war die Reichenbacher Convention (1790; s. d.), welche aber, durch des Königs von Preußen Nachgiebigkeit für England und Holland, auf eine ganz andre Grundlage abgeschlossen wurde als H. früher gewollt hatte. Doch lieh er seine Feder zu der berühmten Generaldeclaration an Östreich, welche dem Kaiser Leopold die Bedingungen vorschrieb, unter welchen Preußen und die Seemächte wollten, daß er Frieden mit der Pforte schließen solle. Das Mißlingen seines Plans, den er selbst für sein Meisterstück hielt, ließ einen Stachel in H.'s Brust zurück, der durch mehre, seiner einmal gereizten Empfindlichkeit schmerzlich fallende Umstände, worunter die Anstellung zweier neuen Minister gehörte, immer mehr geschärft wurde, sodaß er endlich (im Mai 1791) seine Entlassung begehrte. Diese ward ihm aber nicht zugestanden, und er nur von der Besorgung einiger Geschäfte des auswärt. Depart. entbunden. Er selbst beschränkte allmälig seinen Wirkungskreis auf die Curatel der Akademie u. die Aufsicht über den preuß. Seidenbau, woneben ihn seine eigne ländliche Ökonomie beschäftigte, sowie die Geschichte des großen Friedrich, wozu er das geheime Archiv benutzen durfte, die er aber nicht vollendet hat. Das Gefühl dankbarer Anhänglichkeit an den verklärten König begleitete ihn in die Geschäftsruhe, weßhalb er solchem eine marmorne Bildsäule von Schadow setzte, die er selbst durch eine Rede einweihte. Die zweite Theilung Polens (1793) und Preußens politisches Verhältniß, das durch dessen Theilnahme an der Coalition gegen Frankreich in eine gewisse Krisis gerathen war, brachte ihn zu dem Entschlusse, dem Könige seine Dienste wieder anzubieten. Er that dies in drei Schreiben an Friedr. Wilh. II. (im Juli 1794), welche Patriotismus, Weisheit und edles Selbstgefühl athmen. Abgewiesen, ergriff dies sein Gemüth. Elf Monate später nahm ihn das Grab auf. Hertzberg's Verdienste um die Akademie der Wissenschaften, in deren Interesse er die vorzüglichsten Gelehrten Preußens zu ziehen wußte, sind nicht minder groß. Besonders lag ihm deutsche Literatur und die Bildung der deutschen Sprache am Herzen; sein Plan zu einer Verbesserung derselben, nach Leibnitz, setzte die besten Köpfe, die gründlichsten Gelehrten (Gedike, Zöllner, Teller, Meierotto, Ramler, Moritz) in Bewegung, und er widmete diesen Arbeiten und vielen Vorlesungen, die er in der Akademie hielt, den größten Theil der Muße, welche ihm die Zurückgezogenheit von den Geschäften gewährte. Mit bedeutenden Aufopferungen ließ er auch die Verbesserung des vaterländischen Schulwesens sich angelegen sein; er suchte das Loos der armen Landschullehrer besonders dadurch zu erleichtern, daß er ihnen, bei sei-

nen großen Bemühungen um den Seidenbau in Preußen, hierin einen Nebenverdienst verschaffte. Er selbst legte auf dieses Erzeugniß des vaterländischen Gewerbfleißes einen so hohen Werth, daß er einst (1784) seinem Souverain an dessen Geburtstage nichts Angenehmeres zu erweisen wußte, als daß er, der immer durch die höchste Einfachheit im Äußern sich auszeichnete, an jenem Tage in einem prächtigen Sammetkleide erschien, das von selbst gewonnener Seide in Preußen gefertigt worden war. In der Verbesserung der Landwirthschaft ging er auf seinem Gute Britz überall mit gutem Beispiele voran. In seinem bürgerlichen Leben war H., dessen ausdrucksvolle Physiognomie den gebildeten Denker auf den ersten Blick verkündete, anspruchlos, schlicht, patriarchalisch; er sah wenig Gesellschaft bei sich und meistens nur Gelehrte. In Hinsicht der ihm angeborenen Offenheit und Geradheit glaubte man, daß er in Beziehung auf seine Geschäfte, deren Natur Verschlossenheit bedürfe, nicht hinlängliche Vorsicht beobachte. Vielleicht lag hierin ein Grund, daß man sogar seinen Briefwechsel insgeheim beobachtete. Geneigtheit für Publicität war ein Grundzug seines Charakters. In diesem Geiste sprach er am Tage der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. in der Akademie folgende sinnvolle Worte: „Jeder Staat, der seine Handlungen auf Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit gründet, gewinnt allemal, wenn sie durch Publicität ins helle Licht vors Publicum gesetzt werden, die nur denjenigen Regierungen gefährlich ist, die dunkle und versteckte Schleichwege lieben"; und in diesem Geiste schrieb er einst an Angelo Fabroni zu Pisa: — „recte faciendo neminem timeas!" — S. E. L. Posselt's „Ewald Friedrich, Graf v. Hertzberg" (Tübing. 1798) und Weddigen's „Fragm. zu d. Leben d. Gr. v. H." (Bremen 1796).

Herz. Dieses mit dem Blutumlauf unzertrennlich verbundene Eingeweide ist als der muskulöseste Anfang der Arterien und als das muskulöseste Ende der Venen anzusehen. Es steht nur mit den großen Blutgefäßen, an denen es gleichsam als ein blinder dicker Fortsatz hinter dem Brustbeine befestigt ist, in Verbindung, und wird durch einen Beutel in eine bestimmte Lage eingeschränkt. Die Gestalt des Herzens ist kegelförmig. Gewöhnlich liegt es beim Menschen mit seiner Achse so, daß es die Spitze links unterwärts und etwas vorwärts, die Basis hingegen rechts hinterwärts richtet. Daß es in zwei Kammern getheilt ist, bemerkt man schon von Außen an der Kerbe auf der obern und an einem Streifen auf der untern Fläche. Das mit seinem Beutel aus dem Körper eines erwachsenen Menschen herausgelöste Herz wiegt 10—12 Unzen, und besteht aus vier Stücken, der Lungenarterienkammer, der Aortenkammer, dem Lungenvenensack und dem Hohlvenensack. Alle diese Stücke hängen unzertrennlich zusammen und sind nur in der Mitte durch eine gemeinschaftliche Scheidewand von einander abgesondert. Außer den vier allgemeinen Blutgefäßen, der Lungenarterie, der Aorte, der Lungenvene und der Hohlvene, hat das Herz auch seine eignen Gefäße, die es mit Blut versorgen. Dies sind die ersten Zweige aus der Aorte oder die rechte und linke Kranzarterie. Nerven hat es weniger und Einige sprechen ihm das Empfindungsvermögen ganz ab. Die Bewegung des Herzens, die nur mit dem Tode aufhört, besteht in einer wechselsweisen Zusammenziehung und Erweiterung. (S. Blut.) — **Herzkrankheiten.** Die Lehre von den örtlichen Krankheiten, denen das Herz unterworfen ist, wurde in der neuern Zeit sorgfältig abgehandelt; die Alten vernachlässigten dieselbe, weil sie glaubten, die Krankheit des Herzens müsse ebenso nothwendig und in ebenso kurzer Zeit tödtlich werden, als man dies von der Verwundung desselben meistens beobachtet. Zahlreiche Erfahrungen haben das Unstatthafte dieser Behauptung erwiesen; im Gegentheil sieht man jetzt wol bisweilen da Herzkrankheiten, wo keine vorhanden ist. Zuvörderst aber ist das Herz Bildungsfehlern unterworfen: die Fötuswege bleiben offen, eine oder die andre Kammer oder Vorkammer fehlt gänzlich, oder die Scheidewand ist nicht vollkom-

men ausgebildet; das arterielle Blut vermischt sich mit dem venösen. Ferner wird das Herz ebenso häufig und leicht entzündet wie andre Organe. Verwundungen, welche nicht durch die ganze Substanz hindurchdringen, Stöße, welche das Herz heftig erschüttern, Gemüthsbewegungen und manche andre Ursachen veranlassen Herzentzündung (carditis), welche bald acut, bald chronisch verläuft und, wenn sie nicht glücklich zertheilt wird, den Tod oder andre Nachkrankheiten herbeiführt. Letztere treten dann als organische Krankheiten auf; dahin gehört die Vereiterung, Verdickung oder Verdünnung der Substanz, Verknöcherung (ganzer Höhlen oder einzelner Klappen, Tuberkeln der Kranzgefäße), Ausartung der Substanz, Verengung, Erweiterung der Höhlen und Communicationswege, Zerreißung und Verwachsung des Herzens und Herzbeutels. Endlich leidet das Herz auch manchmal durch größere Menge von Wasser, welches sich im Herzbeutel anhäuft und durch Geschwülste, die sich in der Nähe desselben befinden. Es ist aber klar, daß Fehler eines so wichtigen und edeln Organs, wie das Herz ist, sehr heftige und lebensgefährliche Symptome erzeugen müssen, die Blutbewegung wird mehr oder weniger gestört, bisweilen gänzlich aufgehoben. Das Herz bekommt einen unregelmäßigen Schlag, das Athemholen wird gestört, asthmatische Zufälle stellen sich von Zeit zu Zeit ein, der Puls wird verändert, am Halse und in der Oberbauchgegend werden Pulsationen bemerkt. Ohnmachten, heftige Angst, Trübsinn und melancholische Stimmung gesellen sich hinzu. Consensuell leidet bald der Kopf, bald der Unterleib in verschiedenen Symptomen. Im Gesicht, an den Spitzen der Finger und Zehen, der Nase und der Zunge beobachtet man eine blaue Färbung, welche, wenn sie constant ist, blaue Krankheit (morbus caeruleus) genannt wird. Ferner entstehen oft und leicht Blutungen. Endlich leidet die Ernährung, wässerige Anhäufungen bilden sich aus. Bald schnell und unvermuthet, bald nach jahrelangem Leiden beschließt der Tod die Leiden des Kranken, die sich aber oft auch durch eine zweckmäßige Diät, durch Aderlässe und andre Hülfsmittel der Kunst gänzlich heben oder vermindern lassen. Die vorzüglichsten Schriftsteller über Herzkrankheiten sind: Testa, Corvisart, Burns und Kreysig.

Herzog, s. Fürst.

Herzogenbusch (Bois-le-Duc, holländ. Hertogenbosch, auch Im Bosch genannt), befestigte Stadt in der Provinz Nordbrabant des Königr. der Niederlande, mit 3770 H. und 13,300 Einw., am Zusammenfluß der Dommel und Aa, welche durch ihre Vereinigung die Diest bildet, 5° 9′ L. v. Greenwich, 51° 40′ N. Br., hat viel Fabriken und Getreidehandel, eine Salzsiederei, ein Lyceum u. s. w. Herzog Gottfried von Brabant ließ 1184 hier einen Theil des Waldes ausrotten und legte den Grund zu diesem wichtigen militairischen Posten. Die Festungswerke bestehen in starken Mauern und sieben sich gegenseitig flankirenden Bastionen, vorzüglich aber darin, daß die ganze Umgegend unter Wasser gesetzt werden kann. (Der neue Canal nach Mastricht hat 16 Hebeschleusen.) Zur Vertheidigung dienen auch die Forts Creve-Coeur, Isabella und St.-Anton nebst der im 18. Jahrh. erbauten Citadelle Papen-Briel. Die Stadt hat vier Thore und drei Eingänge zu Wasser. Die Hauptkirche ist eine der schönsten in den Niederlanden. Herzogenbusch, welches in den Religionskriegen des 16. Jahrh. viel gelitten, kam 1629 an Holland. Den 14. Sept. 1794 siegten hier die Franzosen über ein engl. Truppencorps. Den 9. Oct. dess. J. ging es an Pichegru über. Im Jan. 1814 nahm es der preuß. General v. Bülow.

Hesekiel, s. Ezechiel.

Hesiodus, einer der ältesten Dichter Griechenlands, aus Kumä in der kleinasiat. Provinz Äolien gebürtig, verließ als Jüngling seinen Geburtsort und lebte in Askra, einem Flecken in Böotien, am Fuße des Helikon. Hiervon heißt er der Askräer. Nach Einigen soll er bei den Akarnanern die Wahrsagerkunst aus-

geübt haben, die, zumal in Böotien, mit der Poesie in nahem Zusammenhange stand. War er, wie Andre berichten, ein Priester im Tempel der Musen auf dem Helikon, so konnte er leicht Poesie und Prophetenkunst gemeinschaftlich üben. In seinem Alter wohnte er zu Lokris, und soll von zwei Lokriern, die ihn in Verdacht eines unerlaubten Umgangs mit ihrer Schwester hatten, ermordet worden sein. Seinen Leib warfen sie ins Meer; Delphine brachten ihn ans Ufer; die Mörder wurden entdeckt und bestraft. So lautet die Sage; wir wissen von ihm wenig Gewisses. Selbst über sein Zeitalter ist man ungewiß. Nach einer bekannten Sage hatte er einst zu Chalkis einen Wettstreit mit Homer, und erhielt den Preis. Demnach wäre er ein, wenn auch jüngerer, Zeitgenosse Homer's. Herodot erklärt Beide für gleichzeitig und setzt sie 400 J. vor seiner Zeit, also ungefähr 900 v. Chr. Hesiodus selbst erklärt sich („Tage und Werke", 172) dem nächsten Zeitalter nach dem trojan. Kriege angehörig, aber freilich in einer Stelle, die der Kritik verdächtig ist. Überhaupt hat diese mehre Gründe für ein späteres Zeitalter des Hesiodus. Johann Tzetzes berichtet, daß sechszehn Werke den Namen Hesiod's geführt haben. Von dreizehn wissen wir bloß die Titel und können daher nur von drei noch übrigen urtheilen. Diese sind 1) „die Theogonie", eine Sammlung der ältesten Mythen über die Geburt und Thaten der Götter, hier zu einem Ganzen geordnet; das wichtigste, aber auch schwierigste von allen. An sie schloß sich vermuthlich der „Katalog der Frauen" an, aus dessen viertem Gesange, „die großen Eöen" genannt, das Bruchstück 2) der „Schild des Hercules" sein soll, welches jedoch offenbar aus zwei verschiedenen Bruchstücken an einander gereiht ist, die schwerlich von Einem Verfasser sein können. (Übers. v. J. D. Hartmann, Lemgo 1794; Ausg. v. C. F. Heinrich, Breslau 1802 und Bonn 1819.) Der Stoff der Theogonie ist aus frühern Kosmogonien und Theogonien entlehnt, woraus sich manches Auffallende in Inhalt und Verbindung erklärt, denn man findet Verschiedenheit der Mythen, die bald roher und unentwickelter, bald feiner und gebildeter sind; und Verschiedenheit der Erzählung, die bald kurz und schmucklos, bald weitläufiger und verschönert ist. Aus mehrmaliger Wiederholung des nämlichen Mythus, auch verschiedenen, entstand öfterer Widerspruch; die Zusätze und Einschiebsel von Neuern zu den alten Dichtungen störten die Harmonie des Tons. (Heyne, „**De Theogonia ab Hesiodo condita**", in den „**Comment. Soc. Reg. Gott.**" Vol. 2, 1779, Ausg. von Wolf, Halle 1783; „Briefe über Homer und Hesiodus" von Hermann und Creuzer, 1817.) Aus einer didaktischen Sammlung ist ein Werk auf uns gekommen, u. d. Titel: 3) „Werke und Tage" (Hauslehren oder moralische und ökonom. Vorschriften; griech. u. deutsch von J. D. Hartmann, m. Anmerk. von L. Wachler, Lemgo 1792): ein Gedicht über Landwirthschaft, Tagewahl, untermischt mit Vorschriften der Lebensklugheit für Erziehung, Hauswirthschaft, Schifffahrt u. s. w. In diesem Werke, welches, nach Pausanias, die Böotier allein für echt Hesiodisch anerkannten (bis auf die ersten 10 Verse), erfahren wir von Hesiodus selbst das Meiste. Er und sein Bruder Perses lebten mit ihrem Vater zu Askra und nährten sich von Ackerbau und Viehzucht. Nach des Vaters Tode wurde das Vermögen unter beide Brüder getheilt, ungerechte Richter aber brachten den Dichter um die Hälfte seines Eigenthums u. sprachen es seinem ebenso habsüchtigen als verschwenderischen Bruder zu. Ihm blieb nichts übrig, als seinen Rest klug zu bewirthschaften, und das gelang ihm so gut, daß er nichts eingebüßt zu haben schien. Seines Bruders Habe hingegen verminderten Trägheit und Vernachlässigung der Wirthschaft, und verleiteten ihn zu Rechtshändeln und Bestechungen. Wer unsern Dichter in seiner ganzen Liebenswürdigkeit kennen lernen will, der lese die gemüthliche Entwickelung dieses Gedichts in J. G. Müller's „Reliquien", Bd. 1, S. 10—32. Übrigens ist nicht zu leugnen, daß bei Anordnung desselben sich mancherlei Wiederholungen finden, aus denen einige auf die

Einfalt des Hesiodischen Zeitalters, andre auf eine spätere Zusammensetzung des ursprünglich nicht ganzen Gedichts schließen lassen. Vernachlässigung der Übergänge deutet ebenfalls darauf hin. Es ist daher schwer, den poetischen Charakter des Hesiodus anzugeben. Wenn aber Dionysius von Halikarnaß von ihm sagt: Anmuth sei sein Ziel, in der Wahl der Worte suche er Weichheit, in der beifallswürdigen Wortstellung Flüssigkeit; wenn Vellejus ihn als einen Mann von sehr feinem Geiste rühmt, der durch die weichste Süßigkeit der Gesänge merkwürdig sei, und Quintilian ihm den Kranz in der mittlern Gattung des Ausdrucks zuerkennt: so wird schwerlich Jemand diesen Urtheilen widersprechen. Hält man ihn vergleichend an Homer, so findet man, daß Hesiodus von dem ionischen Sänger sich unterscheide durch Mangel an schöner epischer Entfaltung, durch Zusammendrängen des Mannigfaltigen, durch Hinneigung zum Didaktischen; weßhalb der Gedanke die Dichtung überwiegt, welche häufig kälter und matter ist als die Homerische. Sieht man auf die Poesie Beider, wiefern sie ein Denkmal der sittlichen Ausbildung ihres Zeitalters ist, so findet man, daß die Hesiodische Weltansicht sich der Homerischen anschließt. Beide sind in Absicht der Schätzung der Tugenden und Laster größtentheils einander gleich, Beide dringen gleich stark auf Ausübung der Gerechtigkeit, auf Heiligkeit des Eides und der Rechte der Gastfreundschaft, auf Versöhnlichkeit, aber nur unter der Bedingung hinlänglicher Genugthuung, aus Furcht vor der Strafe des Zeus. Doch deuten bei Hesiodus die immer wiederkehrenden Klagen über die geschenkefressenden Könige und ihre falschen Richtersprüche, nebst den bittern Ausfällen auf das weibliche Geschlecht, auf einen nachhomerischen Zustand der bürgerlichen Verfassung und Sitten, auf einen Mittelzustand, wie er in dem gährenden Übergange zwischen der Herrschaft heroischer Könige und dem Republikanismus stattfinden konnte, von dem sie schon bestimmtere Spuren zeigen. Die vorzüglichsten Ausg. dieses Dichters sind von Dan. Heinsius (1603, 4.); von Robinson (Oxford 1737, 4.); Lösner (Leipzig 1787 und Königsb. 1787). Übersetzungen d. sämmtl. Gedichte besitzen wir von Chr. Heinr. Schütze (Hamb. 1797) und J. H. Voß (Heidelb. 1806). S. „Über die Gedichte des Hesiodus, ihren Ursprung u. Zusammenhang mit denen des Homer", von Fr. Thiersch (München 1813, 4.). dd.

Hesperiden. Hesiod, der sie in der Theogonie Kinder der Nacht nennt, singt von ihnen:

> Hesperiden zugleich, jenseit der Okeanosströmung,
> Die Goldäpfel bewachen, und Goldfrucht tragende Bäume.

(Nach Andern waren sie Töchter des Atlas, oder des Zeus und der Themis, oder auch der Keto und des Phorkys.) Diese helltönigen Hesperiden werden den Gorgonen gegenüber und an den Atlas gesetzt. Ihr Mithüter ist ein Drache, von Hesiodus Ladon genannt. Nach Apollonius hießen die Hesperiden Hespere, Erytheis und Ägle; nach Apollodor Ägle, Erytheia, Hestia Arethusa; nach Lutatius Ägle, Arethusa, Hesperi. Die goldenen Äpfel, welche sie bewachten, waren ein Brautgeschenk, welches die Erde der Juno bei ihrer Vermählung gab, und welche seitdem in dem Garten dieser Göttin prangten. Diesen Garten aber haben wir nach Hesiod auf einer westlichen Oceaninsel, nach Pherecydes am Fuße des hyperboreischen Atlas, zu suchen. Bekanntlich war es des **Hercules** (s. d.) elftes Abenteuer, die Goldäpfel zu holen. Der Held erschlug den hundertköpfigen Drachen mit den vielerlei Stimmen, die Mädchen flohen, oder Atlas ging zu ihnen und holte die Äpfel. Genug, sie wurden dem Eurystheus gebracht, der sie dem Hercules, und dieser wieder der Minerva schenkte, von welcher sie an ihre vorige Stelle zurückgebracht wurden.

Hesperus, Sohn oder Bruder des Atlas und großer Freund der Sternkunde. Von Atlas verfolgt, flüchtete er nach Italien, welches daher bei den Alten

auch Hesperien heißt. Das Volk verehrte ihn göttlich, und benannte nach ihm den schönsten Stern am westlichen Himmel, den Abendstern, den Planeten Venus. (S. Planeten.) Nach Andern war er ein Sohn der Venus und des Cephalus, und wurde wegen seiner Schönheit auch mit dem Namen seiner Mutter bezeichnet.

Heß (Johann Jakob), Antistes in Zürich, geb. 1741, studirte in s. Vaterstadt Zürich unter Breitinger, Bodmer, Lavater und Zimmermann, dem ersten Theologen, welcher über die schweiz. formula Consensus hinauszudenken wagte, wurde 1777 Diakon, dann Vorsteher der ascetischen Gesellschaft und 1795 erster Prediger und Antistes. Durch das classische Alterthum und durch das Studium der Leibnitz-Wolf'schen Philosophie gebildet, eröffnete er seine schriftstellerische Laufbahn mit s. „Geschichte Jesu" (6 Bde., 1772). Der Bischof Münter legte dieses Buch bei der Bekehrung Struensee's zu Grunde, und Struensee erklärte, daß kein andres so auf ihn gewirkt habe. Kaum wurde dies bekannt, so wurde eine ganze Auflage desselben in einer Messe verkauft. — Hierauf schrieb Heß: „Geschichte der Apostel" (3 Bde., 4. Aufl., 1822); „Über die Lehre, Thaten und Schicksale unsers Herrn" (2 Bde., 4. Aufl.); dann die „Geschichte der Israeliten" (12 Bde., 1776—88) u. m. a. Alle diese Schriften — zum Theil die ersten in ihrer Art — zeigen in dem Fortschritte der göttlichen Offenbarungen die göttliche Erziehung des Menschengeschlechts und den Plan des Reichs Gottes, auf eine jedem unbefangenen Gemüthe einleuchtende Art. Manche dogmatische oder philosophische Schwierigkeit blieb jedoch unerklärt, weil der Verfasser nicht aus einem Systeme heraus die Bibel bearbeitete, ja nicht einmal aus der Bibel ein System je schaffen wollte. Heß erkannte mit seiner Vernunft die Nothwendigkeit einer Offenbarung an, und nahm diese gleichsam auf in jene. Durch die ein halbes Jahrhundert hindurch fortgesetzte Prüfung aller Resultate der bisherigen theologischen Forschungen ward seine ihm eigne Überzeugung immer mehr befestigt. Man mag dieses in seiner Individualität gegründet finden, man mag sich zu andern Ansichten bekennen: — immer erblickt man etwas Ehrwürdiges in einem Manne, der in dem Zeitalter, das so oft Systeme wandeln sah, seiner Überzeugung treu blieb; nicht, weil er von seinen Forschungen ausruhte, noch weil Meinungseifer ihn blendete, sondern weil er immerfort Wahrheit suchte, in Liebe. Darum werden seine Schriften über das N. T. von den Christen aller Confessionen, und seine Schriften über das A. T. auch von den Juden noch jetzt gelesen. Eben so dauernd war der Beifall, den Heß als Prediger fand, obwol nie so glänzend, wie der des Lavater. Unter seinen Predigten nennen wir 2 Sammlungen: „Der Christenlehrer über die Apostelgeschichte" (in 5 Dekaden, 1781—89), und „Der Christ bei Gefahren des Vaterlandes" (3 Bde., 1800), während der Revolution gehalten. — Lavater, sein Mitbewerber zur Würde eines Antistes, übertraf ihn an Genie und feuriger Beredtsamkeit; aber der wissenschaftlichere, besonnenere Mann war unstreitig Heß. Immer wäre es gewagt gewesen, das Haupt einer religiösen Partei (Lavater war es, wenn er es auch nicht beabsichtigt hatte) zum Vorsteher der Kirche zu erheben. Mit vorzüglicher Tüchtigkeit führte Heß die Geschäfte seines doppelten Amtes. Am Reformationsfeste 1819, an welchem er von 3 theologischen Facultäten das Doctordiplom erhielt, trat er zum letzten Male auf die Kanzel, und führte seitdem nur noch die Geschäfte des Antistes mit Hülfe einiger jüngern Geistlichen. Außerdem vollendete der 82jährige Greis die 8. Aufl. s. „Lebens Jesu" (Zürich 1823, 3 Bde. S. sämmtl. Werke u. d. T.: „Das Heß'sche Bibelwerk" in 23 Bdn., mit Ch. u. Planen, rechtm. Aufl., Zür. b. Orell, Füßli u. Comp., kostet 14 Thlr. 16 Gr.) — Der Hauptzug seines Charakters ist Milde und Besonnenheit, wovon er schon als junger Mann in den Streitigkeiten Lavater's mit Steinbeuchel und Hottinger Zeugniß gab, indem er versöhnend in ihre Mitte zu treten versuchte. Strenge

Ordnung und Mäßigkeit haben ihn an Geist und Körper jung erhalten. Die höchsten Güter seines Lebens waren stets Wissenschaft und Religion.

Heß (Ludwig), ein Landschaftmaler in Zürich, welcher das Bild seines vaterländischen Bodens so wahr darzustellen wußte, daß ihm fast dieselbe Genugthuung ward, welche einst Zeuxis um seiner Trauben willen empfing; denn noch hatte Heß das 14. J. nicht erfüllt, als bei einer s. Zeichnungen ein Appenzeller Älpler verwunderungsvoll in die Worte ausbrach: „Schau! schau! ordentli hat er d'Berg abgeschriebe". Heß, geb. 1760, war der Sohn eines Fleischers und für das Handwerk des Vaters erzogen. Doch sehr früh, wovon die eben erzählte Anekdote den Beweis führt, entwickelte sich in ihm das Talent für eine Kunst, für die er geboren war. Der Umgang mit Geßner wirkte entschieden auf den beginnenden Künstler, der die Natur mit dem Pinsel copirte, während sein Freund und Lehrer in seinen Dichtungen sowol als auch selbst mit dem Pinsel ihm musterhaft voranging. Selbst seine ursprüngliche Bestimmung zum väterlichen Gewerbe gab ihm vielfache Veranlassung, die Natur zu studiren, und er that dies auch, begeistert von dem in seinem Innern aufglimmenden Funken, auf seinen Wanderungen beim Viehhandel. Doch bald gab er sich bloß der Kunst hin, und in kurzer Zeit hatte Heß im Vaterlande wie im Auslande einen Namen sich erworben. 1794 ward ihm sein Wunsch, Italien zu sehen, erfüllt; aber nach 2 Monaten schon kehrte er in die geliebte Heimath zurück, wo ihn die Zeitverhältnisse nöthigten, um des täglichen Unterhalts willen den größten Theil seiner Zeit auf das Kupferätzen zu verwenden; das damit verbundene Sitzen, im Verein mit der leidenschaftlichen Heftigkeit, mit welcher er diese neue Beschäftigung ergriff, zerstörten seine Gesundheit. Er starb am Gallenfieber 1800, und hinterließ eine Gattin, die an Gemüth und Kunstsinn ihm gleich war. Vorzüglich waren die Alpenmassen die Gegenstände seines Studiums; aber auch andre Gegenden nahm er auf, doch in der Regel nur solche, die nicht schon dargestellt worden waren. Treue, fleißige Darstellung, Harmonie, herrliches Colorit, gefällige Kühnheit des Pinsels charakterisiren seine Bilder, deren sehr viele fast durch ganz Europa zerstreut sind, wie es denn auch viele Zeichnungen und geätzte Blätter von ihm gibt. Von seinen Meisterstücken nennen wir den Montblanc, den Alpenmorgen, den Abend am Lago maggiore, den Alpsee des glarnerschen Murgthales, den Grütli, und Tell's Capelle in der hohlen Gasse.

Heß (Karl), Kupferstecher, gegenwärtig in München Professor bei der Kunstakademie, geb. in Darmstadt 1760, studirte in Manheim und Düsseldorf, und arbeitete in letzterer Stadt seine schönsten Sachen. Wir rechnen zu diesen 7 Blätter nach so viel Gemälden von Rembrandt und den berühmten Charlatan nach Gerard Douw, eine Faunengesellschaft nach Poussin, die Himmelfahrt nach Guido Reni, und insbesondere Rubens mit seiner ersten Frau. Seine Blätter in einer Reihe von Jahrgängen des Mohn'schen Taschenbuchs (Düsseld.), sämmtlich nach den besten Bildern der düsseldorfer Galerie, gehören zu den ausgezeichnetsten dieser Art. In neuester Zeit hat er dergl. auch für das Taschenbuch „Urania" geliefert, die sich sehr auszeichnen.

Heß (Peter und Heinrich), Maler in München, Söhne des Prof. Karl Heß (s. d.), wurden von ihrem Vater für die Kunst erzogen. Peter, geb. den 29. Juli 1792 zu Düsseldorf, hat sich durch richtige Anschauung der Natur und des Lebens zu einem trefflichen Landschafter und Schlachtenmaler gebildet. In dieser Absicht machte er im Generalstabe des Feldmarsch. Wrede die Feldzüge 1813—15 gegen Frankreich mit, und wohnte den bedeutendsten Gefechten bei, die er an Ort und Stelle zeichnete. Später besuchte er Wien, Italien und die Schweiz. In seinen Schlachtgemälden (z. B. der Cavalerieangriff bei Arcis sur Aube, unter Wrede's Anführung) versteht er das Leben in seiner tiefsten Anregung und Erschüt-

terung, im Gegensatze zur kältern Besonnenheit und Ruhe, treu zu schildern. In seinen Menschen und Thieren charakterisirt er die lebendige Natur, selbst in den kleinsten Zügen der Physiognomie, in Gestalten und Bewegungen, sodaß man Völker und Stämme, sammt den Racen der Pferde, in ihrer Eigenthümlichkeit erkennt. Sein Pinsel ist leicht und sicher, breit, bestimmt und geistreich. Eins seiner neuesten Bilder, in Öl auf Holz, wie gallizische Bauern ein wildes Pferd einfangen, zeichnet sich ebenso durch Ausdruck aus als durch kräftige Haltung, gut geordnete Beiwerke und gediegene Ausführung. Mehre s. Ölgemälde (von Friedr. Hohe auf Stein gez.) hat Peter H. 1825 durch Steindruck bekannt gemacht. — **Heinrich**, geb. den 19. April 1798 zu Düsseldorf, Historienmaler, studirte in der Akademie zu München. Seine Compositionen sind meist religiösen Inhalts, von einfacher ruhiger Anordnung. Von der altdeutschen Schule hat er sich nicht die Äußerlichkeiten, sondern den Geist zu eigen gemacht. Bei ihm ist jedes Bild ganz in der Idee abgeschlossen, dabei aber das Harte in den Umrissen, das Kleinliche, Eckige in den Falten, das Starre in den Gliedmaßen und das Unedle in den Frauen- und Kindergestalten glücklich vermieden. Nirgends opfert er den Begriff dem Wohlgefälligen, aber auch eben so wenig das Wohlgefällige dem Begriffe auf, sondern weiß beide in der Kunst zu vereinigen.

Heß (Karl Adolf Heinrich), der erste jetzt lebende deutsche Pferdemaler, geb. zu Dresden 1769, Schüler des Insp. Klaß, seit 1800 Ehrenmitglied der berliner Akademie, ist bekannt durch sein großes Gemälde: Der Durchmarsch der uralschen Kosacken durch Böhmen 1799, gest. 1805; durch seine Studienblätter für Pferdeliebhaber, von ihm selbst radirt; durch s. Pferdewerk deßgl. 12 Bl. (beide Dresd. 1807). Er ging von Dresden nach Wien, machte Reisen durch Rußland, Ungarn und die Türkei, gab dann zu Wien 1824 lithogr. Pferdeköpfe in Lebensgröße heraus, die er auf seinen Reisen gezeichnet hatte. Er arbeitet jetzt an einem ausführlichen Werke, das die Übergänge des Mutterpferdes in die verschiedenen Racen durch anatomische Zeichnungen darstellen soll. Deßhalb ging er 1825 nach England.

Hessen. Dieser deutsche Volksstamm, in der ältesten Kunde von den Germanen **Katten** genannt, bewohnte von der frühesten Zeit an das jetzige Hessenland; aber ein Theil wanderte noch v. Chr. in die Niederlande, wo sie Bataver hießen. Die zuverlässigere Geschichte erwähnt ihrer unter dem Kaiser August; Germanicus, des Drusus Sohn, besiegte sie, verbrannte ihre Hauptstadt Mattium (Marburg) und führte eine kattische Fürstentochter mit einem ihrer Priester in seinem Triumphzug auf. In der Folge gehörten sie zu dem großen Frankenreiche. Noch vor Karl dem Großen wurden auf Veranlassung des mainzischen Erzbischofs Bonifacius die Kirchen zu Hersfeld, Fritzlar und Amöneburg gegründet. Nach dem Vertrage von Verdun, durch den Deutschland von Frankreich getrennt wurde, ward Hessen von fränkischen Herzogen regiert, bis es unter die unmittelbare Regierung der deutschen Könige kam. Bis fast in die Mitte des 13. Jahrh. war die Geschichte Hessens mit der thüringischen verschmolzen. Nachdem aber Heinrich der Erste (das Kind) von Brabant (Sohn von Sophia, Tochter des thüringischen Landgrafen Ludwig IV., welche Hessen als Allodium ererbt hatte, und Herzog Heinrich II. von Brabant), nach einem heftigen Kampfe mit dem Hause Meißen, zum ruhigen Besitze Hessens gelangt war (1263), wurde dieses vom Könige Adolf von Nassau zu einem lehnbaren Reichsfürstenthum (11. Mai 1292), und sein Regent sammt dessen Nachkommen zu Reichsfürsten erklärt. Kassel ward des Landgrafen Heinrich I. Residenz; er erbaute dort ein Schloß. Sein Tod veranlaßte die Theilung seiner Staaten unter seine beiden Söhne, Otto und Johann, in Ober- und Niederhessen· der Letztere starb (1311) ohne Erben, und Otto war nun alleiniger Herr der gesammten hessischen Lande. Sein Sohn

Heinrich II. (der Eiserne genannt, 1328) erwarb Treffurt, einen Theil der Herrschaft Itter, die Hälfte von Schmalkalden und mehre bedeutende Güter. Nachdem er länger als hundert Jahre gelebt hatte, ward sein Neffe Hermann, den er nach dem Tode seines Sohnes (Otto der Schütz genannt) zu seinem Mitregenten erklärt hatte, sein Nachfolger; wegen seiner zu Paris und Prag zur frühern Bestimmung als Geistlicher getriebenen Studien hieß er der Gelehrte; doch hatte er wenige Freunde unter der zahlreichen Ritterschaft seines Landes; mehre Vereine bildeten sich wider ihn; die Bünde der Sternritter, der Gesellen der alten Manne, der Falkner, der Hörner, der Ritter vom grimmigen Löwen in der Wetterau und der Flegler machten ihm viel zu schaffen; die damaligen Streitigkeiten in Rom wegen Mainz zogen ihm zwar einen Kampf mit Adolf von Nassau zu, verschafften ihm aber die Schutzgerechtigkeit über die Abtei Hersfeld; auch erwarb er käuflich die Hälfte der Grafschaft Lisberg und die Herrschaft Wolkersdorf. Sein Sohn Ludwig I. folgte ihm, nachdem dessen 3 ältere Brüder gestorben waren; er vereinigte mit seinen Staaten Ziegenhain und Nidda, erhielt die Vogtei über Korvei und die Lehnherrlichkeit über Waldeck. Zwei seiner vier Söhne, Ludwig II. und Heinrich III., theilten das väterliche Erbe; der Erste erhielt Niederhessen mit Kassel, der Letzte Oberhessen mit Marburg. Ein zwischen ihnen wegen dieser Theilung entstandener Krieg endigte sich damit, daß Ziegenhain mit Oberhessen vereinigt wurde. Als Ludwig II. gestorben war (1471), übernahm der Oheim seiner beiden Söhne, Wilhelm I. und II., die vormundschaftliche Regierung, bis Ersterer nach des Oheims (Heinrich III.) Tode (der durch Heirath die Grafschaft Katzenellenbogen an Hessen gebracht hatte), die Regierung in Niederhessen, und Wilhelm II. die in seinem Antheile antrat. Jener wurde auf der Rückkehr aus Palästina blödsinnig, und Heinrichs III. Sohn, Wilhelm III. (der Mittlere), brach den Hals; so sah sich Wilhelm II. 1500 im alleinigen Besitz der nun wieder vereinigten gesammten hessischen Lande, welche er (1509) seinem 5jährigen Sohne Philipp (in der Folge der Großmüthige genannt) hinterließ. Während seiner Minderjährigkeit ward Hessen zuerst von einem aus dem Adel gebildeten Landregimente, sodann, nach vergeblichen Versuchen des noch lebenden blödsinnigen Wilhelm I. und des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, sich der Regierung zu bemächtigen, von der Landgräfin Mutter in Verbindung mit den Landständen regiert. Die damaligen Unruhen in Deutschland veranlaßten den Kaiser Maximilian, den jungen Landgrafen in seinem 14. Jahre für volljährig zu erklären (1518), da dieser bereits verrieth, was seine Kraft einst leisten würde. Dem Unwesen des bekannten Franz von Sickingen machte Philipp bald ein Ende (1523), warf sich im Bauernkriege den Aufrührern entgegen und vernichtete sie (1526), war aber zugleich der eifrigste Beförderer der Reformation, die er (nebst einer neuen Kirchenordnung) in Hessen einführte. Von den Gütern der aufgehobenen Klöster stiftete er die Universität Marburg und 4 große Hospitäler. Auch veranstaltete er zu Marburg das berühmte Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli, in der Absicht, sie zu vereinigen (1529), und übernahm mit Sachsen die Direction des schmalkaldischen Bundes. Die Schlacht bei Mühlberg 1547 hatte zur Folge, daß er sich dem Kaiser Karl V. auf Treu und Glauben unterwarf, der ihn aber als Gefangenen 5 Jahre lang mit sich herumführte, während welcher Zeit Hessen unendlich viel litt. Nach seiner Loslassung regierte er mit dem friedfertigsten Sinn, und theilte seine Lande durch ein Testament (1562) in 4 Theile unter seine Söhne, Wilhelm VI., Ludwig III., Philipp und Georg; der Erstere erhielt die Hälfte des Länderbestandes mit Kassel, der Zweite ein Viertheil mit Marburg, Philipp ein Achttheil mit Rheinfels, und Georg ein Achttheil mit Darmstadt. Aber Philipp starb 1585, und Ludwig III. 1604, jeder ohne Erben; so verblieben die beiden Hauptlinien von Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt. (S. Kassel und Darmstadt.)

Hessen, Kurfürstenthum. Alle hessische, nicht bloß die kurhessischen Stammlande regierte Landgraf Philipp der Großmüthige, der 1567 starb. Von seinen 4 ehelichen Söhnen, welche sich in seine Länder getheilt hatten, starben Philipp und Ludwig, Gründer der Linien Butzbach und Marburg, ohne Nachkommen. Die den beiden Linien Kassel und Darmstadt, besonders im dreißigjähr. Kriege, so nachtheilig gewordene Eifersucht wurde schon durch die Theilung der butzbacher und marburger Erbschaft angefacht. Beide Regentenhäuser befolgten durch ihre Ministerien, wenn die deutschen Fürsten uneins waren, gemeiniglich eine entgegengesetzte Politik. Sogar ihre Vergrößerungsplane führten sie fast immer, wie bei der hanauischen Erbschaft, in neue Streitigkeiten unter einander, und jene Uneinigkeit scheint selbst in unserer Zeit durch feindliche Zollsysteme sich zu erneuern. — Philipps ältester Sohn, Wilhelm IV., der Weise, stiftete die Linie Hessen-Kassel mit der Dotation der ungefähren Hälfte der väterlichen Erblande. Schmalkalden, ein Theil von Schauenburg, nebst dem Fürstenthume Hersfeld, wurden dazu erworben, bis zum westfälischen Frieden. Hessische Söldner nahmen, als Bundestruppen andrer Continentalmächte, fast an allen europäischen und türkischen Kriegen Theil. Dies System verbesserte die Finanzen, aber nicht so sichtbar den Wohlstand des Landes, und brachte den glänzenden Hof selbst in ausländische Familienverbindungen, welche den Erbprinzen Friedrich, Sohn des Landgrafen Karl, 1720 auf den schwedischen Thron führten. Da dieser, als Landgraf Friedrich I. genannt, 1751 ohne eheliche Nachkommen starb, so fiel die wirkliche Regierung an seinen Bruder, den bisherigen Statthalter Wilhelm VIII., der Hanau erwarb, aber noch den siebenjähr. Krieg als britischer Bundesgenosse erlebte, der den hessischen Kriegern Ehre und dem Lande viel Unglück brachte. Sein Sohn, Landgraf Friedrich II., hatte einen glänzenden Hof und ein großes Militair, das im engl. Solde gegen Nordamerikas Unabhängigkeit focht. England bezahlte von 1776—84 für 12,000 Hessen 21,276,778 Thlr. Übrigens verdankt das Land diesem reichen und kunstliebenden Fürsten manche Verbesserung. Sein Sohn, Landgraf Wilhelm IX., seit 1760 Fürst zu Hanau, nahm am Revolutionskriege Frankreichs, außer seinem Reichscontingent, als britischer Verbündeter Theil, trat später dem baseler Frieden von 1795 bei und schloß sich nun an Preußen an. Für seine Lande jenseits des Rheins erhielt er 1803 Entschädigung durch mainzische Enclaven und den Kurfürstenhut. 1805 schwankte er lange, ehe er sich für die Neutralität im Kriege zwischen Preußen und Frankreich erklärte, wurde aber nach der Schlacht von Jena (1806) von Napoleon seiner Staaten entsetzt. 1813 erfolgte seine Wiederherstellung. Er trat einige zerstreute Enclaven ab, und rundete seinen Staat durch die Erwerbung des größten Theils vom Großherzogthum Fulda. Er starb 1821. Sein Sohn, Kurfürst Wilhelm II., veränderte die ältere Provinzialeintheilung; auch vermehrte er das stehende Linienmilitair auf 9359 Mann. Die landschaftliche Verfassung ist noch nicht geordnet; die Stände sind seit 1816 außer Thätigkeit; das Staatseinkommen übersteigt 3 Mill. Thaler. 1822 betrugen die Schulden 1,297,000 Thlr. Das Kurfürstenth. Hessen (209 □M., 585,100 Einw. in 62 Städten, 33 Marktflecken, 1062 Dörfern und 725 Weilern) bildet nach dem Hausgesetze von 1817 ein untheilbares Ganzes. Der größte Theil des Landes ist bergicht, aber im Ganzen fruchtbar. Auf der Sennerhaide gibt es ein Gestüte von wilden Pferden. Der Hesse ist nicht bloß ein guter und dabei mäßiger Soldat, sondern auch ein fleißiger Bauer und Gewerbsmann. Der zu Kassel 1821 errichtete Landwirthschaftsverein sucht die Landesökonomie zu verbessern; ihr ist jedoch die allzu große Vereinzelung der Landgüter nachtheilig. Gartenfrüchte, Obst und Flachs werden in vorzüglicher Güte erzeugt; Wein nur im Süden. Kunsterzeugnisse sind Leinwand, Schmelztiegel und Fayance. (Vgl. Hanau.) Salz, Steinkohlen und Holz sind reichlich vorhanden. — Der Handel ist wichtig

durch den Transito der Waaren von Frankfurt a. M. nach dem nördlichen Deutschland. — Der Adel hat viele, aber wenige große Güter. Die Landesuniversität Marburg, 7 Gymnasien und die Bildungsanstalten der Hauptstadt haben viel Aufklärung verbreitet. — Landgraf Friedrich II. stiftete den goldenen Löwenorden 1770, und 1769 den Orden pour la vertu militaire, Kurfürst Wilhelm I. 1814 den Orden vom eisernen Helm. Die Nebenlinie (ohne Landeshoheit): a. die ältere philippsthaler Linie, Residenz Philippsthal, mit der jüngern Philippsthal-Barchfeld, Residenz Barchfeld; b. die reich apanagirte Linie Rothenburg mit 8 standesherrl. Ämtern im Kurstaat und mit den fürstl. Standesherrschaften Ratibor und Korvei unter preuß. Landeshoheit. Der jetzige Landgraf Victor Amadeus, geb. 1779, ist der einzige dieser Linie und, obgleich vermählt, ohne Leibeserben. — Kurhessen hat im engern Rathe des deutschen Bundes die 8. Stelle, im Plenum 3 Stimmen. Das Contingent (5679 M.) gehört zur 2. Division des 8. Armeecorps. Die Kurlinie und Hessen-Philippsthal sind reformirt, Hessen-Rothenburg ist katholisch. Der größere Theil der Einw., 336,850, bekennt sich zur reform., 140,150 zur luther., 102,850 zur kathol. Kirche; außerdem gibt es Mennoniten und 5200 Juden.

Hessen, Großherzogthum. Der Stifter dieser Linie ist des Landgrafen Philipp des Großmüthigen jüngster Sohn, Georg I., der Fromme. Dieser bekam in der Theilung 1567 ein Achtel des väterlichen Nachlasses, nämlich die obere Grafschaft Katzenelnbogen mit der Residenz Darmstadt (s. d.). 1583 fiel ihm beim unbeerbten Absterben seines Bruders Philipp zu Rheinfels ein Drittel von dessen Verlassenschaft zu. Er hinterließ 1595 drei Söhne, wovon Ludwig V. in dem Hauptlande folgte, und Friedrich der Stifter des Hauses Hessen-Homburg (s. d.) wurde. Der zweite, Philipp, erhielt Butzbach, welches nach seinem Tode der Hauptlinie zufiel. Diese erbte in der Folge aus Ludwigs IV. zu Marburg Nachlasse einen Theil von Oberhessen, und Ludwig VIII. vereinigte 1739 damit durch Heirath die Grafsch. Hanau-Lichtenberg. Der jetzige Regent, als Landgraf seit 1790, Ludwig X. (geb. 1753, luther. Religion), verlor durch den luneviller Frieden 1801 den an dem linken Rheinufer gelegenen Theil der Grafsch. Lichtenberg, und durch den Deputationshauptschluß auf dem rechten Rheinufer die Ämter Lichtenau und Wilstedt, welche an Baden kamen, sowie die Ämter Katzenelnbogen, Ems, Epstein, Kleeberg und das Dorf Wespersfelden, welche Nassau-Usingen zugetheilt wurden. Dafür erhielt das Haus Hessen-Darmstadt als Entschädigung das Herzogthum Westfalen, mehre mainz. und pfälz. Ämter, die Reste des Hochstifts Worms, die Reichsgrafschaft Friedberg und die Propstei Wimpfen. 1806 trat der Landgraf zum rhein. Bunde, nahm den 13. Aug. 1806 die großherzogliche Würde an und erwarb, außer den in seinen Staaten liegenden ritterschaftlichen Orten, die Oberhoheit über die löwenstein-wertheimischen Herrschaften Heubach, Breuberg und Habitzheim, die Grafsch. Erbach, den größten Theil der solmsischen Länder, die Grafsch. Wittgenstein und Berleburg, einen Theil von Königstein u. a. m. 1813 schloß er sich dem Bunde gegen Frankreich an, und trat 1815 das Herzogthum Westfalen mit den beiden Grafsch. Wittgenstein und Berleburg an Preußen, die Ämter Amorbach, Miltenberg, Heubach und Alzenau an Baiern, und 2 Ämter an Kurhessen ab, gab auch die Oberhoheit über die Landgrafsch. Hessen-Homburg auf, wofür er durch einen Theil des franz. Departements Donnersberg (Mainz) bis an die Lahn, sowie durch den größern Theil des Fürstenth. Isenburg ꝛc. entschädigt ward. — Das gegenwärtige Großherzogth. Hessen (185 □M., 1822 mit 681,761 Einw. — darunter 391,200 Lutheraner, 157,800 Reformirte [zum Theil mit jenen vereinigt], 108,300 Katholiken, einige Hundert Waldenser und Mennoniten, 2350 Franzosen und 15,000 Juden — in 63 Städten, 56 Marktfl., 867 Pfarrdörfern, 1240 kleinen Dörfern und Wei-

lern) ist durch die kurhessische Grafschaft Hanau und das frankfurter Gebiet in 2 Theile getrennt, und grenzt außerdem an Baiern, Baden, Nassau und die preuß. Provinzen Niederrhein und Kleve-Berg. Es begreift 3 Provinzen: das Fürstenthum Starkenburg, das Fürstenth. Oberhessen und die Provinz Rheinhessen. Das Land liegt auf beiden Seiten des Rheins, und wird vom Main, der Lahn, Nidda und Schwalm durchflossen. Die Rheingegenden und die 18 □M. große Wetterau sind eben und sehr fruchtbar; durch die übrigen ziehen sich Zweige des Odenwaldes, Vogelsberges, Taunus, Westerwaldes und Donnersberges. Den ebenen und den gebirgigen Theil des Landes scheidet die schon von den Römern angelegte Bergstraße. — Getreide, Obst (auch Wallnüsse, Mandeln, Kastanien), Wein, (z. B. Nierstein, Laubenheim und bei Worms Liebfrauenmilch), Flachs, Hanf, Taback, Mohn, Waldsämereien, Rindvieh- und Schafzucht, Salz, Braunkohlen und mancherlei Metalle machen den Naturreichthum des schönen Landes aus. Der Gewerbfleiß ist sehr wichtig, namentlich in Oberhessen und zu Offenbach (s. d.). Den bedeutendsten Transito- und Speditionshandel treibt Mainz. — Außer der Landesuniversität Gießen gibt es 4 Pädagogien, 2 Seminarien u. a. gute Anstalten. Über die Verfassung des Staats s. Hessische Landstände. Die Ausgaben sind für 1826 gesetzlich auf 5,816,982 Gulden bestimmt. 1824 betrug die Staatsschuld 13 Mill. Gulden; das Militair 8421 Mann. Das Contingent von 6195 M. gehört zur 2. Division des 8. Armeecorps. Auf der Bundesversammlung nimmt Hessen im engern Rathe die 9. Stelle ein, im Plenum hat es 3 Stimmen. Der 1807 gestiftete Verdienstorden, der Ludwigsorden, besteht aus 4 Classen. (S. „Handbuch der Statistik des Großherzogth. Hessen in staatswirthsch. Hinsicht", von D. Crome, 1. Th., Darmst. 1822.)

Hessen-Homburg, Landgrafschaft (7¼ □M., 20,400 Einw., — darunter 2050 Katholiken — in 3 Städten, 30 Dörfern und 27 Weilern), besteht aus der Herrsch. Homburg, die vom großherzoglich hessischen Fürstenthum Oberhessen umgeben ist, und aus der Herrsch. Meißenheim, die an den preuß. Niederrhein und an den baierischen Rheinkreis grenzt. Der souveraine Landgraf, Friedrich (geb. 1769, ref. Relig.), regiert seit dem 20. Jan. 1820, und zwar ohne ständische Verfassung. Das Land wurde im Juli 1817 in den deutschen Bund aufgenommen. Der Landgraf führt in der Plenarversammlung eine Virilstimme. Das Bundescontingent von 200 Mann wird von Hessen-Darmstadt zur 3. Division des 8. Armeecorps gestellt. Die Einkünfte betragen 180,000 Gulden; die Staatsschuld 450,000 Gulden.

Hessische (großherzogl.) landständische Verfassung. Die landständischen Einrichtungen der alten hessen-darmstädtischen Lande wurden durch ein Edict vom 1. Oct. 1806 aufgehoben. Sie waren mit Hessen-Kassel gemeinschaftlich gewesen, und es sollten gemeinschaftliche Landtage abwechselnd im Kasselschen oder Darmstädtschen gehalten werden, was aber 1628 zum letzten Male geschehen war. Die besondern darmstädtischen Landstände bestanden aus Prälaten (dem deutschen Ordenscomthur zu Schiffenberg, der aber nicht erschien, und der Universität Gießen), der Ritterschaft (nach 3 Strömen abgetheilt: Lahn, Eder und Schwalm, oder auch Eder, Ohm und Lumda) und dem Bürgerstande (26 Städte und 25 Flecken). Die Familie der Herren von Riedesel zu Eisenbach hatte das Erbmarschallamt und das Directorium der Landtage, und der engern Ausschußtage oder Landschaftscongresse. Das Katzenelnbogensche hatte keinen landständischen Adel. Zu Erfüllung der deutschen Bundesacte Art. 13 ward durch ein Rescript vom 18. Mai 1820 eine neue landständische Verfassung für das ganze Großherzogthum gegeben. Allein die danach einberufenen Stände erklärten sich so beharrlich gegen die Annahme dieser Verfassung, daß die Regierung mit ihnen über ein neues mehr umfassendes Grundgesetz übereinkam, welches am 17. Dec.

1820 bekannt gemacht wurde, und in 10 Titeln oder 110 Artikeln eine allgemeine Verfassungsurkunde aufstellt. Die Stände sind in 2 Kammern getheilt, deren Stimmen aber in dem Falle zusammengezählt werden können, wenn ein Vorschlag der Regierung von der einen Kammer angenommen, von der andern verworfen worden ist. In der ersten Kammer sitzen die Prinzen des großherzoglichen Hauses, die Häupter der standesherrlichen Familien und der Senior der Familie von Riedesel, der katholische Landesbischof, und in dessen Ermangelung ein vom Großherzog ernannter Prälat, ein vom Großherzog auf Lebenszeit ernannter protestantischer Prälat, der Kanzler der Universität Gießen und diejenigen Staatsbürger (höchstens 10), welche der Großherzog für ihre Person zu lebenslänglichen Mitgliedern ernennen will. Die zweite Kammer besteht a) aus 6 Deputirten der adeligen Grundbesitzer; b) aus 10 städtischen Deputirten von Darmstadt (2), Mainz (2), Gießen, Offenbach, Friedberg, Alsfeld, Worms und Bingen (jede 1); endlich c) aus 34 Abgeordneten der Städte und Landgemeinden in dreifacher Wahl, indem zuerst Bevollmächtigte, von diesen Wahlmänner, und von diesen der Abgeordnete gewählt wird. Ein adeliger Deputirter muß 300 Gulden, ein andrer 100 Gulden jährlich an directen Steuern entrichten. Die Stände haben das Recht der Beschwerde gegen Staatsdiener, der Vorschläge an die Regierung, der Steuerverwilligung und einen wesentlichen Antheil an der Gesetzgebung. Ihre Berathschlagungen müssen gedruckt werden, auch können sie eine bestimmte Anzahl Zuhörer zulassen. Alle 3 Jahre soll ein Landtag gehalten werden, und es sind bis jetzt zwei danach gehalten worden. Der erste ward eröffnet am 1. Juli 1820 und geschlossen am 8. Juni 1821, nachdem die erste Kammer in dieser beinahe jährigen Dauer 90, die zweite 196 Sitzungen gehalten hatte. Der Landtagsabschied (von 57 §§.) ist vom 8. Juni 1821. Die wichtigsten Arbeiten dieses Landtags waren unstreitig die Verfassungsangelegenheiten selbst. Außerdem waren den Landständen 23 Gesetzesentwürfe von der Regierung vorgelegt und angenommen worden, zum Theil mit Modificationen, welche die Zustimmung der Regierung erhielten. Der Abschied erwähnt 34 Vorschläge und Bitten der Stände, welche theils bereits erledigt, theils zu künftiger Berücksichtigung ausgesetzt worden. Die Verhandlungen der ersten Kammer sind gedruckt in 4 Heften (Darmst. 1821), die der zweiten in 20 Heften (oder 8 Bdn.) und 5 Heften außerordentl. Beilagen nebst Register (Darmst. u. Gießen 1821). Der zweite Landtag wurde eröffnet am 16. Aug. 1823 und geschlossen am 28. Febr. 1824. Es waren den Ständen abermals 23 Gesetzesentwürfe vorgelegt worden, die Ausschüsse der zweiten Kammer hatten 220 Berichte erstattet, über 68 Gegenstände hatten beide Kammern gemeinschaftliche Anträge an die Regierung gemacht, über 17 Gegenstände hatte die zweite und über 4 die erste Kammer besondere Erklärungen überreicht. Der Landtagsabschied vom 1. März 1824 enthält 65 §§. Die Verhandlungen der ersten Kammer sind in 3 Heften, die der zweiten in 11 Heften nebst 3 Heften außerordentl. Beilagen gedruckt. Ein Supplementheft liefert alle in Gemäßheit des Landtagsabschieds erlassene Gesetze und Verordnungen 37.

Hesychasten, d. h. Ruhende, Stille, der Name einer Partei unter den Mönchen auf dem Berge Athos, welche im 14. Jahrh. durch eine der seltsamsten Schwärmereien bekannt wurden. Den Nabel hielten sie für den Sitz der Seelenkräfte, und folglich auch für den Gegenstand der Anschauung. Sie glaubten im Gebet, das Kinn auf der Brust liegend und die Augen unverwandt auf den Nabel gerichtet, nach langem Beharren endlich das göttliche Licht sinnlich zu sehen und der Wonne des Anschauens Gottes genießen zu können. Dieses Licht, in dem die Gottheit wohnt und das aus ihr fließt, erklärten sie für unerschaffen und doch von dem Wesen der Gottheit unterschieden. In einem Streit über die Natur dieses Lichtes, wo der calabrische Mönch Barlaam gegen sie auftrat, gewannen sie unter

dem Schutze des griech. Kaisers Andronikus Paläologus des Jüngern und durch den Eifer ihres Vertheidigers Palamas, Erzbischofs von Thessalonich, auf einer Synode zu Constantinopel 1341 die Oberhand. Eine Regierungsveränderung entriß den Nabelbeschauern späterhin diesen Sieg wieder, und andre Streitfragen der Kirche brachten einen Wahn in Vergessenheit, an den der Quietismus des 17. Jahrh. wieder erinnerte, und welcher physiologische Aufklärungen über die Möglichkeit seines Entstehens vielleicht durch den Magnetismus des neunzehnten erhalten kann. E.

Hesychius, berühmt als Verfasser eines wahrscheinlich auszugsweise auf uns gekommenen griech. Glossariums, das er theils aus ältern Wörterbüchern sammelte, theils aber auch mit vielen Wörtern und Beispielen aus Homer, den dramatischen und lyrischen Dichtern, Rednern, Ärzten und Geschichtschreibern vermehrte und erläuterte, war aus Alexandrien gebürtig, und lebte nach Einigen gegen das Ende des 4., nach Andern im 5. oder 6. Jahrh. n. Chr. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt. Die besten Ausgaben seines Glossars sind von Alberti und Ruhnken (Leiden 1746—66, 2 Bde., Fol.), von Schow, Lpz. 1792 (als Suppl. d. obigen).

Hetairen (von *ἑταίρα*, die Freundin) nannten die Griechen, im Gegensatze der Hausfrauen, ihre Buhlerinnen, Concubinen, Maitressen. Ja, selbst Venus wurde unter dem Beinamen Hetaire (die Buhlende) an einigen Orten verehrt, und ihre Priesterinnen Hetairen genannt. Hetairen hießen also Priesterinnen der Venus im eigentlichen und uneigentlichen Sinne. Letztere waren gemeiniglich fremd; wie denn an den Orten, wo man stolz auf angeborenes Bürgerrecht war, z. B. in Athen, die fremden Frauen von den eingeborenen meist verachtet und durch die Gesetze zurückgestellt wurden; daher mit dem Namen einer Fremden eine üble Bedeutung allgemein verbunden war. Der Hetairen gab es zwar verschiedene Classen; jedoch verbietet der den Griechen angeborene Schönheitssinn und die natürliche Grazie, welche unter ihnen gleich einem äußern Gesetze herrschend war, und sich daher auch über den freien Umgang der Geschlechter erstreckte, sie mit den Buhldirnen der Neuern zu vergleichen. Denn nicht nur, daß der Genuß weniger öffentlich und feil war, so kennen wir auch unter diesem Namen mehre Frauen und Mädchen, welche durch ihren Geist, durch ihre mannigfaltigen politischen und andre Kenntnisse, und durch die höchste Feinheit ihres Umgangs die gebildetsten Staatsmänner und Philosophen (Perikles, Alcibiades, Platon, ja sogar einen Sokrates) um sich versammelten, und wegen dieser seltenen Verbindung von Geist und Anmuth in der Bildungsgeschichte dieses Volks berühmt geworden sind. Zu diesen gehören die bekannte **Aspasia** (s. d.), Leontium, Theodata u. A. Mehr durch buhlerische Künste bekannt sind Kratina, Lais, welche der Philosoph Aristippus liebte, Phryne u. A. Aus dem angegebenen Grunde wurden sie auch durch die bildenden Künste ausgezeichnet. Praxiteles bildete die letztere in einem marmornen und goldenen Bilde; auch war sie ihm Modell bei seinen Venusbildern. Sein Sohn Cephissodor machte sich, wie mehre andre Künstler, durch Hetairenstatuen bekannt. Eine anschauliche Vorstellung von dem Leben der Hetairen erlangt man durch Wieland's „Menander und Glycerion" und „Aristipp".

Hetairia, griech., der Bund der Freunde oder Brüderschaft. 1814 entstand in Wien, unter Mitwirkung des Grafen Capo d'Istria und des Erzbischofs Ignatius (der in Pisa zurückgezogen lebt), ein Verein von Griechenfreunden, um christliche Aufklärung und wahre Religiosität in Griechenland sowol unter den unwissenden Papas (der niedern Geistlichkeit), als unter dem Volke durch Schulen und andre Lehrmittel zu verbreiten. Die Statuten dieses Vereins wurden in neugriech. und franz. Sprache gedruckt. Fürsten, Minister, Gelehrte aller Nationen und die reichen Griechen des Fanar traten bei, und bald zählte der Verein über 80,000

Mitglieder. Das Symbol des Bundes war ein Ring mit dem Bilde der Nachteule und des Chiron, der als Heldenerzieher einen Knaben auf dem Rücken trägt. Die Casse desselben befand sich zu München. Anfangs hatte die Hetairia keinen politischen Zweck; allein nach und nach erwachte in ihr der Wunsch, zur Befreiung Griechenlands von dem türkischen Joche thätig mitzuwirken. Dieser Wunsch bemächtigte sich vorzüglich der gebildeten hellenischen Jugend. Man suchte und fand mächtige Verbindungen; man sammelte und erhielt beträchtliche Mittel, um Alles vorzubereiten. Odessa war der Verbindungspunkt der Hetairia mit Constantinopel, wo der Bund zu einem großen Schlage die Anstalten traf. Als nun Ypsilantis (s. Griechenaufstand) im März 1821 zu Jassy die Griechen zur Freiheit rief, eilten die Jünglinge der Hetairia aus Rußland, Polen, Deutschland, Frankreich, der Schweiz und Italien herbei, um entweder unter seinen Fahnen oder in Griechenland zu kämpfen. Ypsilantis bildete aus hellenischen Freiwilligen die tapfere Hetairistenschar, in schwarzer Husarentracht, mit einer walachischen Mütze, vorn einen Todtenkopf auf einem Kreuze von Gebeinen, mit einer dreifarbigen Cocarde (schwarz, weiß und roth) und einer weißen Fahne mit rothem Kreuze und der Inschrift des alten Labarums: „In hoc signo vinces". Die Geschichte ihres unglücklichen Kampfes und wie die Blüthe der griechischen Jugend, die heilige Schar von 4—500 Hetairisten, zuletzt im Treffen bei Dragaschan (19. Juni 1821), von den Arnauten und Panduren verrathen, ein Opfer ihres Muthes und ihrer Vaterlandsliebe wurde, wird in dem Art. Ypsilantis erzählt werden. Nur zwanzig dieser Tapfern, unter dem Capit. Jordaki, nebst einigen Albanesern, retteten sich, mit Wunden bedeckt, aus dieser Niederlage. Eine andre Hetairistenschar unter dem Capit. Anastasios stand bei Stinka am Pruth, wo sie am 25. Juni von dem Pascha von Ibrail angegriffen wurde und nach tapferer Gegenwehr, durch den Pruth schwimmend, auf das russ. Gebiet sich flüchtete. Jordaki und Pharnaki setzten mit den übrigen Hetairisten und einigen Arnauten den kleinen Krieg in den Gebirgen und Wäldern der Moldau fort, vertheidigten sich in befestigten Klöstern, schlugen einen viermal stärkern Feind zurück, z. B. bei dem Kloster Slutino (25. Juli fg.), und unterlagen endlich in dem Kloster Seck (24. Sept. 1821), wo der verwundete Jordaki, um nicht in die Hände der Türken zu fallen, das Kloster anzündete und sich selbst verbrannte. So endigte die Hetairia. (S. „Nouv. obs. sur la Valachie etc. par un témoin oculaire F. G. L.", Paris 1822.) 20.

Heterodox und Heterodoxie (zwei griech. Wörter, welche anders meinen und glauben bedeuten). Insbesondere wird eine solche Meinung heterodox genannt, welche dem öffentlich angenommenen Begriff einer Kirche widerstreitet, und, nach den Grundsätzen dieses Lehrbegriffs beurtheilt, Irrlehre ist. In der katholischen Kirche pflegt man Diejenigen, welche sich von dem öffentlichen, durch das Ansehen der Concilien und die Aussprüche der Päpste bestätigten Lehrbegriffe entfernen, Häretiker zu nennen, da man sich hingegen in der protestantischen Kirche des mildern Ausdrucks Heterodoxen, Andersmeinende und -lehrende, bedient hat. Das Gegentheil der Heterodoxie ist die Orthodoxie (s. d.). Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh. mehre Theologen in der protestant. Kirche auftraten, welche den Lehrbegriff bald in diesen, bald in jenen Theilen verändern wollten, entstanden dadurch vielfältige Streitigkeiten zwischen den Neuerern und den Vertheidigern der alten Lehre, und die Namen Orthodoxie und Heterodoxie, Orthodox und Heterodox waren an der Tagesordnung. Allmälig indeß ward manche dieser Streitigkeiten ausgeglichen, und unverkennbar sind die streitenden Parteien einander näher gerückt, indem man von der einen Seite manches Unhaltbare aufgab, und von der andern Seite einsah, daß man in vielen Stücken zu weit gegangen sei und Lehren in Anspruch genommen habe, welche in der Vernunft wie in der Schrift hinreichend begründet sind.

Heterogen und homogen. Unter heterogenen Dingen versteht man solche, welche verschiedener Gattung oder Natur sind, im Gegensatz von homogen, womit man Dinge von gleicher Gattung, von gleichen Bestandtheilen bezeichnet. Eine besondere Anwendung macht man von beiden Begriffen in der Musik, wo man sie den Bedeutungen von diatonisch und enharmonisch gegenüberstellt, indem man unter homogenen Tönen solche versteht, welche in Rücksicht auf Schreibart mit der Tonleiter eines angenommenen Grundtones näher verwandt und verbunden sind, als andre, nämlich die heterogenen Töne. So wird z. B. der Ton Fis mit der harten Tonart von G homogen (diatonisch), dagegen der Ton Ges heterogen (enharmonisch) sein, da Ges mit jener Tonart entferntere Beziehungen als Fis hat.

Heteroscii (Einschattige) nannten die Alten die Bewohner der gemäßigten nördlichen Zone und die Bewohner der gemäßigten südlichen Zone, deren Mittagsschatten sich stets nur nach einem der beiden Pole hinneigen.

Hetmann oder **Ataman**, der Titel des Oberhauptes (Feldherrn) der Kosacken, und soll von dem altdeutschen Worte Het (Haupt) herkommen. Als die Kosacken noch unter polnischer Oberherrschaft standen, setzte ihnen der König Stephan Batori (1576) einen obersten Befehlshaber, unter dem Titel eines Hetmanns, vor, und gab diesem, zum Zeichen seiner Würde, eine Fahne, einen Commandostab und ein Siegel. Diese Zeichen der Würde sind noch jetzt üblich und werden dem Hetmann überall nachgetragen. Er wird von den Kosacken selbst gewählt, aber vom Kaiser bestätigt. Als die Kosacken 1654 sich den Russen unterwarfen, wurde ihre ganze Verfassung beibehalten. Aber nachdem der bekannte Hetmann Mazeppa 1708 die Partei Karls XII. ergriff, in der Absicht, sich wieder mit den Polen zu vereinigen, schränkte Peter I. die Kosacken sehr ein, und die Stelle eines Hetmanns blieb öfters eine Zeitlang unbesetzt. Als 1750 der Graf Rasumowsky zum Hetmann gewählt wurde, erhielt er, statt der ehemal. Domainen und Zolleinkünfte, 50,000 Rubel jährl. Gehalt. Katharina die Große hob die ukrainische Hetmannswürde gänzlich auf und verordnete dafür eine Regierung von 8 Mitgliedern. Die donischen Kosacken haben ihren Hetmann behalten; zwar ist seine ehemalige große Gewalt ziemlich beschränkt worden, allein er ist immer noch mehr Regent als bloßer Feldherr und Gouverneur. (Vgl. Kosacken.)

Hetrurien, s. Etrurien.

Heun (Karl), k. preuß. Geh. Hofrath, unter dem schriftstellerischen Namen H. Clauren bekannt, geb. zu Dobrilugk in der Niederlausitz, wo sein Vater Justiz- und Domainenamtmann war, am 20. März 1771, erhielt eine sorgfältige Erziehung im väterlichen Hause. Mit seinen Geschwistern führte er kleine von ihm selbst gedichtete Stücke, jedoch meistens Trauerspiele auf. 1786 kam er auf das Gymnasium zu Gotha, wo Döring Director war, und trat gleich in Prima ein. Im 17. J. ging er auf die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren. Hier vertheidigte er eine Disputation: „De commercio interno et externo", machte sein Examen, ward Baccalaureus und bezog dann die Universität zu Göttingen. Schon in Leipzig erschien ein Roman von ihm u. d. T.: „Gustav Adolf". In Göttingen, wo er seinen Brodstudien lebte, schrieb er eine kleine Reisebeschreibung: „Karls vaterländische Reise", und kurz vor seinem Abgange: „Vertraute Briefe an edelgesinnte Jünglinge, die auf Universitäten gehen wollen", ein Werk, das noch jetzt auf Gymnasien als Prämienbuch vertheilt wird. — Er sollte eine Accessistenstelle im Amte Plauen erhalten, als jenes letztere Werk und alte Freundschaft mit Heun's Vater den damaligen preuß. Minister von Heinitz auf den jungen Mann aufmerksam machten, und er von diesem als Führer seines Neffen und Privatsecretair nach Berlin berufen ward. Dort verdankte er der Heinitz'schen Schule die Grundlage zu dem, was er später als Staatsdiener leistete, ward als Geh. Secretair im Generaldirectorium beim westfäl. Provinzial und beim Berg-,

Hütten- und Salzdepartement angestellt, und begleitete den Minister auf dessen Geschäftsreisen. Später ward er Assessor bei der Bergwerks- und Hüttenadministration. Als ihm der Kanonicus von Treskow, Besitzer sehr bedeutender Güter bei Posen und Cujawien, unter den vortheilhaftesten Bedingungen die Verwaltung derselben antrug, verließ Heun 1801 die preuß. Dienste. Bis 1803 sehen wir ihn in Polen in voller Thätigkeit. Mißhelligkeiten mit Treskow lösten dies Verhältniß, und Heun trat mit dem Buchhändler Rein zu Leipzig in Compagnie. Als er aber von einer nach Petersburg 1804 gemachten Geschäftsreise zurückgekommen war, löste sich auch diese Verbindung wieder auf. 1806 übernahm Heun von neuem die Verwaltung von Treskow's polnischen Gütern. Allein die Ereignisse von 1807 bewirkten die gänzliche Umwälzung aller polnischen Verhältnisse, sodaß Heun sich 1810 wieder nach Berlin begab, wo er endlich, dem Staatskanzler Hardenberg näher bekannt, zu dessen Bureau gezogen und bald darauf zum Hofrath ernannt wurde. Er machte den Feldzug 1813 im schreibenden Hauptquartiere mit, war beim wiener Congresse, dann ward er beim preuß. Gouvernement des Königreichs Sachsens, hierauf in Merseburg angestellt und bei der Auseinandersetzungscommission mit Sachsen bis 1819 gebraucht. 1820 übertrug man ihm die Redaction der preuß. Staatszeitung, und als diese 1824 in Pacht gegeben ward, erhielt er eine Anstellung beim Generalpostamte, nachdem er vorher zum Geh. Hofrathe ernannt worden war. — Während des zweiten Aufenthalts in Polen war Heun von neuem als Schriftsteller aufgetreten, und zwar zuerst als H. Clauren (dem Anagramm seines Namens) in dem Freimüthigen mit einer Erzählung: „Die graue Stube", welche allgemein gefiel. Ähnliche Erzählungen, besonders „Mimili", wozu Clauren den Stoff aus seiner Schweizerreise nahm, fanden in der genannten Zeitschrift ebenfalls den Beifall der Leser. Sie ward später besonders abgedruckt und gehörte zu den besprochensten Erscheinungen des Tages. Nun erschienen auch jene frühern Erzählungen unter Gesammttiteln und fanden ein zahlreiches Publicum. Mit 1819 begann Clauren ein nur aus eignen erzählenden Arbeiten bestehendes Taschenbuch: „Vergißmeinnicht", eins der gelesensten, dessen Inhalt wieder besonders in der Sammlung: „Scherz und Ernst" abgedruckt wird. 1815 betrat Clauren mit dem „Brauttanze" zuerst das dramatische Feld, und schrieb seitdem fast jährlich ein Lustspiel, wovon sein „Vogelschießen", „Der Bräutigam aus Mexiko" und „Der Wollmarkt" zahlreiche Vorstellungen erlebt haben. Mehre seiner Werke sind in das Französische, Englische, Holländische, Polnische, Dänische, Schwedische und Russische übersetzt. — In Clauren's Schriften ist eine gewisse Lebendigkeit der Auffassung und Darstellung, eine sinnlich scharfe Schilderung der vorgeführten Zustände, oft treffender Witz, leichter aber flüchtiger Styl, und besonders eine glückliche Benutzung der vorwaltenden Zeitverhältnisse nicht zu verkennen. Höhere Ansprüche, als auf flüchtige Unterhaltung, dürfen aber freilich seine leichten Arbeiten nicht machen, und die Mittel, durch welche sie unterhalten, können nicht immer vom Geschmack und der Moral gebilligt werden. 86.

Heuschrecken, eine Insektengattung aus der Ordnung der Halbkäfer. Die zahlreichste unter allen Arten ist die Zugheuschrecke, welche von allen Insekten den Menschen am meisten schaden kann. Man bemerkt von Zeit zu Zeit, jedoch in der neuern Zeit weniger als in der ältern, in den verschiedensten Weltgegenden ungeheure Züge dieser furchtbaren Insekten, wo sie dann in wenigen Tagen ganze Landstriche verheeren. Bei ihrem Anzuge wird selbst die Luft verdunkelt. Dies war unter andern 852 der Fall. Solche Züge geschehen immer bei Sonnenaufgang. Deutschland ist seit 1750 gänzlich mit dieser großen Plage verschont geblieben; Frankreich dagegen ward, öffentlichen Blättern zufolge, noch im Jan. 1819 davon heimgesucht. In Arabien und im nördlichen Afrika wird diese Wan-

derheuschrecke, auf Kohlenfeuer geröstet, häufig genossen. Ältere Geschichtschreiber erwähnen verschiedener Völker, die sich von Heuschrecken nährten, unter der Benennung Akridophagen (Heuschreckenesser).

Hevristik oder **Heuristik** nennt man Erfindungskunst oder Anweisung, methodisch Erfindungen zu machen, sowie die Methode der Erfindung selbst. Es gibt keine besondere Erfindungskunst, weil jede eigentliche Kunst von **Erfindung** (s. d.) ausgeht. Die Erfindung in den Künsten aber beruht auf dem feinen Spiele der Phantasie und des Gefühls, und kann daher nicht auf Regeln gebracht werden. Die Wissenschaft aber ist die Sache des Verstandes, welcher die Ideen entwickelt, oder die Erfahrung nach Ideen ordnet, und diese Erfindung und Ausbildung der Wissenschaft ist an bestimmte Regeln gebunden, nach welchen der Verstand verfährt, wenn er selbstthätig und ohne Mittheilung durch Unterricht wirksam ist, und deren Inbegriff wir Hevristik oder hevristische Methode nennen. Zwar erfodert das Erfinden im Gebiete der Wissenschaft auch nothwendig eine besondere Anlage und einen hohen Grad der Geisteskraft, welche nur Wenigen zu Theil worden ist, und oft ohne klares Bewußtsein dieser Regeln, ja am öftersten unmethodisch wirksam ist; aber dessenungeachtet bleibt es wichtig, sich dieselben klar zu entwickeln und ebenfalls für sich kennen zu lernen, um so mehr, da beim wissenschaftlichen Forschen das Bewußtsein seiner eignen Thätigkeit sicherer leitet und von manchen Abwegen der Untersuchung zurückhält. Es gibt nun gewisse allgemeine Regeln der wissenschaftlichen Erfindung, woraus sich durch Beziehung auf besondere Wissenschaften besondere Regeln ergeben. Erstere werden gewöhnlich unter dem Namen einer allgemeinen Hevristik in der Logik oder Verstandeslehre, und zwar in demjenigen Theile der angewandten allgemeinen Logik, von Andern in der allgemeinen wissenschaftlichen Encyklopädie, Methodologie oder Hodegetik vorgetragen, welche von der Erweiterung der Erkenntnisse handelt. Sie kann nur höchst allgemeine Regeln aufstellen. Letztere gehören zu den Methodologien der besondern Wissenschaften, für welche sie bestimmt sind. Wir wollen die wichtigsten Punkte der allgemeinen Hevristik mittheilen, welche von J. L. Dommerich („Die Mnemonik und Hevristik nach ihren ersten Zügen entworfen". Halle 1765) und Degen („Tentamen theoriam heuristicae generalis adumbrandi", Kopenh. 1798) besonders abgehandelt worden ist. Alles methodische Erfinden ist ein absichtliches Nachdenken über gewisse Gegenstände (Meditation), welches analytisch oder synthetisch sein kann, indem man von Folgen auf neue Gründe oder umgekehrt fortgeht; daher nennt man vorzugsweise die analytische Methode oft die hevristische. Die hauptsächlichsten Regeln und Erfodernisse dazu sind: Man suche sich vor Allem in einen ruhigen Gemüthsstand zu versetzen, und stelle sich den Zweck seines Nachdenkens in Form einer deutlichen Frage oder Aufgabe dar, wozu die Antwort oder Auflösung gesucht wird. Bei jeder Aufgabe ist etwas gegeben (datum), und damit steht in Verbindung etwas, das gesucht wird (quaesitum). Beides muß zuerst unterschieden werden. Wo keine data vorhanden sind, da ist auch keine Aufgabe. Die gegebenen Stücke müssen, um die Aufgabe bestimmt lösen zu können, vollständig, und nicht bloß verneinend, und mit dem Gesuchten in dem Zusammenhange von Grund und Folge stehen. Was das Gesuchte anlangt, so überzeuge man sich zuerst von der Möglichkeit der Aufgabe; sie ist objectiv unmöglich, wenn die Frage einen Widerspruch in sich schließt, alle data fehlen oder das Gegebene dem Gesuchten widerstreitet; sie ist subjectiv unmöglich, wenn man die gehörigen Vorkenntnisse und Fähigkeiten nicht besitzt; man untersuche daher erst reiflich, in welchem Gebiete oder unter welchem höhern Begriffe der gesuchte Gegenstand liegt, und da die Frage einfach oder zusammengesetzt sein kann, so unterscheide man den Hauptgegenstand und die Nebengegenstände der Untersuchung, und richte auf erstern seine vorzüglichste Aufmerksamkeit. Ferner überlege man, auf welchem Wege

man am sichersten zur Erkenntniß des gesuchten Gegenstandes gelange, und suche das Gegebene mit dem Gesuchten in das Verhältniß von Folge und Grund zu bringen. Während der Untersuchung selbst erhalte man sich stets den Punkt, wo man steht, und das Ziel, zu welchem man hinstrebt, gegenwärtig und bestrebe sich, die Aufgabe durch Vergleichung verwandter Aufgaben, Analogie, Bilder, Beispiele, möglichst deutlich zu machen. Das durch Nachdenken Gefundene schreibe man kurz nieder, um es leicht zu übersehen und dadurch Anregung zu weiterer Untersuchung bei günstiger Zeit zu gewinnen. Soweit die allgemeinen Regeln. (Vgl. Lambert's „Neues Organ", 7. Hauptst., von den Aufgaben.)

In Hinsicht auf besondere Sphären des Nachdenkens unterscheidet man nach Fries's „System der Logik", §. 117, im Allgemeinen das Erfinden in dem Gebiete des rein historischen Wissens, das Erfinden in dem Gebiete des reinen selbstthätigen Nachdenkens (Speculation), und das Erfinden in dem Gebiete der angewandten Vernunftwissenschaften. Die hevristischen Methoden, welche sich darauf beziehen, nennt er Empirismus, Speculation und Induction. Was das Reinhistorische oder Erfahrungswissen anlangt, welches gewonnen wird durch Beobachtung (s. d. und Erfahrung), so schreibt die hevristische Methode für dasselbe folgende Regeln vor: a) in Beziehung auf eigne Beobachtung: Richte deine ganze Aufmerksamkeit ruhig, unbefangen und fest auf den zu beobachtenden Gegenstand, gebrauche und übe deinen Sinn, das Organ der Wahrnehmung und die Erinnerungskraft, auf naturgemäße Weise, suche den Sinnenschein zu vermeiden, indem du einen Gegenstand wo möglich von allen Seiten, unter den verschiedensten Verhältnissen (künstliche Beobachtungen und Versuche), mit den zweckmäßigsten Mitteln (z. B. künstliche Werkzeuge) und, wo es nöthig ist, durch mehre Sinne betrachtest, und das Angeschaute von der Einbildung oder der Reflexion über dasselbe, sowie das Wesentliche von dem Zufälligen gehörig unterscheidest; b) in Beziehung auf fremde Beobachtung, welche wir auf das Zeugniß Andrer annehmen. Das Fürwahrhalten fremder Aussagen (historischer Glaube) richtet sich nach der Glaubwürdigkeit des Zeugnisses, und zwar nach der subjectiven Beschaffenheit des Zeugen (ob er tüchtig und aufrichtig sei und inwiefern er die Wahrheit habe erfahren können), sowie nach der objectiven Beschaffenheit des Zeugnisses: ob nämlich ein Bericht, eine Sage, ein Gerücht, und inwiefern sie mit der Erfahrung und ihren Gesetzen stimmen, wobei wiederum das Factum von dem Raisonnement zu unterscheiden ist; ferner inwiefern es echt und authentisch sei, was bei einem mittelbaren und schriftlichen Zeugniß durch historische Kritik bestimmt wird; und was der Sinn und Inhalt desselben sei, welches die Hermeneutik oder Auslegungskunst entscheidet (s. d.). Die hevristische Methode für die reine Vernunft und Wissenschaft, oder die speculative Methode, wodurch wir die Ideen und allgemeinen nothwendigen Gesetze unserer Erkenntniß aufsuchen, ist vorzüglich analytischer Art. Sie bedient sich der Abstraction. So in der Mathematik, wo die reinen Anschauungen in Begriffen dargestellt und neue Constructionsmethoden oder Anwendungsarten erfunden werden, besonders in der Algebra bei Aufsuchung unbekannter Größen; so auch in der Philosophie, wo man sich zu den Grundüberzeugungen der Vernunft erhebt. In den angewandten Vernunftwissenschaften kommt es darauf an, Thatsachen durch Unterordnung unter Gesetze zu erklären. Hier geht man entweder von einfachen Grundsätzen aus, wie in der angewandten Mathematik; oder man sucht, umgekehrt, Grundsätze für die Erklärung der richtig erkannten Thatsachen, wie in der Naturgeschichte. Aber die Lehre von der Methode der Erfindung in den mathematischen Wissenschaften und in der Naturkunde gehört schon in die besondere oder specielle Hevristik. Über die erstere insbesondere findet man in Mönnich's „Lehrb. der Mathematik" (2. Aufl., Berl. 1800, S. 433 fg.), in Klügel's „Mathem. Wörterbuch" (Lpz. 1803, unter den Art. Auflösung rc.), so-

wie in Kiesewetter's „Lehrb. der Hodegetik" (Berl. 1811, §. 344—55), mehre, sowie auch Einiges über die letztere. Außerdem ist aus der besondern Hevristik vorzüglich die historische und oratorische zu bemerken. Die historische Hevristik gehört nebst der Historiographie zur historischen Kunst. Sie besteht in derjenigen Bearbeitung der geschichtlichen Materialien, vermöge deren das Nothwendige und Wesentliche aus der Masse derselben gefunden und herausgehoben und aus dem Vorhandenen und Gegebenen das Unbekannte erwiesen wird. Sie erfodert große Combinationsgabe und Urtheilskraft, und folgt den Gesetzen: daß alles Dasjenige wirklich gewesen sein müsse, ohne welches etwas Andres, welches als geschehen oder vorhanden erwiesen ist, nicht gewesen sein würde, daß die Natur der Menschen und Dinge dieselbe bleibe und ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen hervorbringen. Den ersten Grundsatz wendet der Historiker überall an, wo er Denkmäler, Erzählungen, deren Echtheit nach den obigen Rücksichten geprüft ist, benutzt. Aber treffend sagt Rühs („Entwurf einer Propädeutik des histor. Studiums"): „In der Auswahl des Bedeutenden offenbart sich zunächst das historische Talent; es ergreift aus der ganzen Masse des historischen Wissens, das mit der größten Anstrengung zu Tage gefördert worden ist, nur das, was für den Zweck, den es beabsichtigt, wichtig ist". Die oratorische Hevristik endlich nennen wir das ganze Capitel der Rhetorik, welches von der oratorischen Erfindung (de inventione) handelt, und die Wahl und Auffindung des Hauptsatzes und der übrigen Materialien des rednerischen Vortrags betrifft.

Hexagonalzahlen, s. Figurirte Zahlen.

Hexameter, eine von den Griechen erfundene Versart, die ihren Namen von den sechs Füßen oder Gliedern hat, aus welchen sie besteht. Die vier ersten Glieder sind Daktylen oder Spondeen, im Deutschen wol auch Trochäen, das fünfte ein Daktylus (zuweilen auch nur ein Spondeus), das sechste ein Spondeus oder Trochäus. Diese Versart, die dem Dichter weniger Zwang anlegt, als die meisten andern, verlangt dennoch mehr Sorgfalt, als man glaubt; denn es ist nicht genug, die Wörter nach jenem Maße zu fügen: der Wohlklang verlangt noch mehre Rücksichten. Wie schlecht würde z. B. folgender Hexameter klingen: „Fernhin hauchten tausend Blumen liebliche Düfte"? Aber man befördert den Wohllaut theils dadurch, daß durch die Glieder die einzelnen Wörter an einander geschlungen werden, z. B.: „Flechte das Blumengewind' in der blonden Locken Geringel!" theils dadurch, daß ungefähr in der Mitte des Verses sich beim Lesen ein Ruhepunkt darbietet. Dieser findet statt, wenn die erste Sylbe des dritten Gliedes mit einem Worte endigt, wie vorhin die Sylbe „wind'"; oder man bringt das Gleichgewicht dadurch hervor, daß die erste Sylbe des zweiten und vierten Fußes Ruhepunkte werden, z. B.: „Ob in dem Hain auch sauf'te der Sturm, doch waren sie fröhlich". Durch den Wechsel jener Verschlingungen, dieser Ruhepunkte und der Daktylen, Spondeen und Trochäen gewinnen die Hexameter so viel Abwechselung, daß sie auch in langen Gedichten nicht ermüdend werden. Im Hexameter herrscht ein starker Wechsel von leichter und schwer steigender, von schwebender und abgestoßener, von sanft gesenkter und stürmisch wallender Bewegung, nachdem der Gedanke vielfachen Ausdruck nothwendig macht. Der Hexameter heißt auch der heroische oder epische Vers, weil die alten Epiker, wie Homer, Virgil u. s. w., ihn zu ihrem Versmaß wählten. Von Spitzner hat man über den heroischen Vers eine belehrende Abhandlung. Seine Erfindung wird in der griech. Anthologie dem Orpheus zugeschrieben; Andre leiten ihn vom orakelgebenden Apollo ab, und Herodot will den ältesten auf einem Dreifuß in einem Tempel des Apollo bei Theben in phönicischer Sprache gefunden haben. Gewiß ist es, daß die Orakel in Hexametern gegeben wurden. Am besten läßt er sich wol vom ältesten Tanz ableiten. — Hexameter mit sogenannten Vorschlagsylben, wie in Kleist's „Frühling", sind schon zu lang und

schleppend. Im Mittelalter schrieb man lateinische Hexameter, die sich in der Mitte und am Ende reimten, oder leoninische. Die ältesten deutschen Hexameter, aber mit Endreimen, finden sich im 16. Jahrh. bei J. Fischart, C. Gesner u. A. In der Mitte des 18. Jahrh. wurden sie vorzüglich von Uz, Klopstock und Kleist empfohlen und gebraucht. Aber freilich mußte man sich statt des römischen Spondeus im Deutschen oft den Trochäus erlauben. Doch hat A. W. Schlegel in seiner Elegie: „Rom" und Apel in mehren Gedichten gezeigt, daß man diesen auch vermeiden könne. Wohllautender als jene wußte sie J. F. Schmid (schon 1789 in seinen Gedichten) zu bilden, und als Meister in der Kunst ist J. H. Voß anzuerkennen. Italienische versuchte Annib. Caro, französische Baïf, beide im 16. Jahrh., englische Stanyhorst und Sidney, schwedische Adlerbeth in seinem Virgil, holländische Meermann, und neuerlich auch ungarische Barot und Debrentei. T.

Hexapla, eine in 6 Sprachen verfaßte, vorzugsweise die von dem griech. Bischof Origenes zusammengetragene Bibel, welche den hebr. Text sowol mit hebräischen, als auch mit griech. Buchstaben, die Übersetzung der 70 Dolmetscher (Septuaginta) und noch 3 andre Übersetzungen enthält.

Hexe, eine Zauberin, welche durch Hülfe des Teufels und der bösen Geister außerordentliche Wirkungen hervorbringt; **Hexerei** ist daher Zauberei durch Hülfe des Teufels und der bösen Geister. Im figürlichen Sinne ist Hexe eine listige verschlagene Weibsperson, mit Vorsetzung des Beiworts **alt** aber ein Schimpfname, dessen man sich bedient, ohne gerade den Begriff von List und Verschlagenheit damit zu verbinden. Einige leiten das Wort von dem latein. Saga, Zauberin, Andre von dem altdeutschen Worte Hag, Haug, Hug, welches Nachdenken, Gemüth bedeutet, her, sodaß Hexe ursprünglich eine kluge Frau bezeichnet habe. Noch Andre von dem alten Haxa. Der Glaube an Zauberei ging aus dem Heidenthum in die christliche Welt über und erhielt hier durch die Verbindung, in welche er mit dem Glauben an den Einfluß des Teufels auf die menschlichen Dinge gesetzt ward, eine neue Gestalt. Es sei, wähnte man, dem Menschen möglich, mit dem Teufel und den bösen Geistern in nähere Verbindung zu treten und durch ihre Hülfe sich selbst zeitliche Vortheile, Andern aber, zur Befriedigung seines Hasses, Schaden und Verderben zu bereiten. Je finsterer es im Mittelalter ward und je weniger man sich daher von dem Alltäglichen abweichende Erscheinungen aus den Gesetzen der Natur zu erklären wußte, desto mehr Eingang mußte dieser Wahn finden. An allen Orten trug man sich mit den seltsamsten Erzählungen von den unter vielfacher Gestalt erscheinenden bösen Geistern, von den künstlichen Nachstellungen, durch welche der Teufel die Menschen in seine Netze zu ziehen trachte, und von den schädlichen Wirkungen, welche die mit ihm verbundenen Hexen und Zauberer an Menschen und Thieren hervorbrächten. Das ganze Zeitalter ward von diesem Wahne beherrscht. Da, wer mit dem Teufel in Verbindung trat, von Gott abfallen mußte, und nur ein Mensch von böser Gesinnung und verderbtem Herzen dem ewigen Heil um zeitlichen Gewinnstes willen entsagen konnte, auch die schwarze Kunst dem Leben, der Gesundheit und dem Wohlstand andrer Menschen unablässig Gefahr drohte, so ward die Hexerei als das schwärzeste Verbrechen betrachtet, und ebensowie die Ketzerei mit dem Scheiterhaufen bestraft. Unzählige Unglückliche sind das Opfer dieses Wahns geworden. 1484 ward der Hexenproceß durch eine Bulle des Papstes Innocenz VIII. förmlich in Deutschland eingeführt, und eine 1489 u. d. T.: „Malleus maleficarum" (Hexenhammer) mit obrigkeitl. Genehmigung erschienene Schrift, schrieb das bei diesen Processen zu beobachtende Verfahren vor. Weder durch die Wiederherstellung der Wissenschaften im 15. und 16. Jahrh., noch durch die Reformation wurden die tief eingewurzelten Meinungen von der Hexerei und dem Einflusse der bösen Geister auf die Natur und auf den Menschen ausgetilgt, vielmehr dauerten sie unter den Protestanten wie unter den Katholiken fort. Zu

Landshut in Baiern ward am 2. Apr. 1756 ein 14 J. altes Mädchen, „weil sie mit dem Teufel Umgang gehabt, Menschen verzaubert und Wetter gemacht", enthauptet und verbrannt; zwei Jahre vorher war in Baiern ein Mädchen von 13 Jahren ebenfalls als Hexe geköpft und verbrannt worden, und noch 1780 ward zu Glarus in der kathol. Schweiz eine Hexe hingerichtet. Balthasar Becker und Christian Thomasius (st. 1728) haben sich zuerst durch Bestreitung der in ihrem Zeitalter allgemein herrschenden Meinungen über Hexerei und Teufelsbesitzungen ein großes Verdienst erworben und den allmälig erfolgten Untergang dieses Aberglaubens vorbereitet. (S. „Dämonomagie, oder Geschichte des Glaubens an Zauberei ꝛc., mit besond. Berücksicht. des Hexenprocesses ꝛc.", von Horst, 2 Thle., 1818.)

Heynatz (Johann Friedrich), Sprachforscher, geb. 1744 in Havelberg, war an einer Schule in Berlin, dann zu Frankfurt a. d. O. als Rector und endlich als Prof. angestellt. Mit seltenem Fleiße suchte er Alles auf, was zur Festsetzung oder Bestätigung seiner Regeln und grammatischen Bemerkungen über den Bau der deutschen Sprache dienen konnte; allein selten wurde dieser Fleiß durch geschmackvolle Wahl und philosophischen Geist geleitet. Von seinen Schriften haben mehre, u. a. die deutsche Sprachlehre, viele Auflagen erlebt und sind noch immer brauchbar. Heynatz starb 1809.

Heyne (Christian Gottlob), Humanist, geb. d. 25. Sept. 1729 zu Chemnitz in Sachsen, wohin s. Vater, ein armer Leinweber aus Gravenschütz in Schlesien, sich wegen Religionsverfolgungen geflüchtet hatte. Die drückendsten Umstände u. Schicksale, die ihn bis ins Mannesalter verfolgten, vermochten nicht, seinen für edlere Bildung empfänglichen Sinn und das ihm angeborene Zartgefühl zu unterdrücken, sondern wiesen ihn an sich selbst zurück und lehrten ihn der eignen Kraft vertrauen, ohne Stolz und Anmaßung. Kaum fand er die geringe Unterstützung, welche nöthig war, seinen frühen Wunsch, in der lateinischen Sprache unterrichtet zu werden, zu befriedigen. Von 1741—48 besuchte er das Lyceum zu Chemnitz, unter dem Rector Hager. Des Conrector Krebs bessere Anleitung zur Philologie konnte er nur kurze Zeit benutzen. Beide erkannten sein ungemeines Talent und den rastlosen Fleiß, durch welchen er sich, von allen literarischen Hülfsmitteln fast entblößt, eine ausgezeichnete Fertigkeit in den alten Sprachen erworben hatte. In der kummervollsten Lage ging er 1748 nach Leipzig auf die Universität. Dort zog ihn vorzüglich Ernesti's gründlicher Vortrag an, welcher ihn mit den Grundsätzen der Erklärungskunst bekannt machte, und des Professors Christ archäologische und antiquarische Vorlesungen erweiterten seine Kenntniß des classischen Alterthums, sowie seine Kenntniß der Literatur überhaupt durch fleißiges Lesen und fast übermäßiges Nachtarbeiten schnell erweitert wurde. Neben diesen Studien trieb er noch ein Brotstudium — das Recht, und hörte mit vorzüglichem Nutzen die Geschichte des römischen Rechts, mit Rücksicht auf alte Literatur und Geschichte, durch den berühmten Bach vorgetragen, welches ihn später in den Stand setzte, über römische Alterthümer besonders für Juristen zu lesen. Auch schrieb er (1752) eine Magisterdisputation juristischen Inhalts. Eine latein. Elegie, welche die reformirte Gemeinde zu Leipzig auf den Tod ihres Predigers durch Heyne verfertigen ließ, machte ihn dem Staatsminister Grafen von Brühl bekannt, bei dessen Bibliothek er 1753 Copist mit 100 Thlrn. Gehalt wurde. Der einzige Nutzen, welchen er aus dieser Anstellung zog, war die erweiterte Bekanntschaft mit den Werken der alten Literatur, für welche seine Richtung immer bestimmter wurde. Anfangs trieb ihn die Noth, mehre Übersetzungen zu übernehmen. Der erste Classiker, zu dessen Bearbeitung ihn mehr eine Gleichheit der Empfindung hinzog, war Tibull, welchen er zum ersten Male 1755 herausgab. Verwandtschaft der Gesinnung führten ihn auch zu dem Stoiker Epiktet, dessen Grundsätze ihn stärkten (erste Ausg.

1756). Beide Arbeiten gründeten seinen Ruhm im Auslande. Um dieselbe Zeit traf er mit Winckelmann auf der genannten Bibliothek zusammen, doch entstand erst später, als Winckelmann in Italien war, unter Beiden ein genaueres Verhältniß durch Briefwechsel. Der eintretende siebenjähr. Krieg beraubte Heyne nicht nur seines Gehalts und Wirkungskreises, sondern auch seiner übrigen Erwerbsquellen. Durch Rabener's Empfehlung fand er endlich in dem Hause der Frau von Schönberg Unterstützung, deren Bruder er als Hofmeister 1759 nach Wittenberg begleitete, wo er durch Ritter tiefer in das Heiligthum der Geschichte eingeführt ward. Der Krieg riß ihn wieder aus seinen Studien heraus und setzte ihn in die drückendsten Lagen, durch welche jedoch das Talent des Geschäftsmannes in ihm nicht wenig entwickelt wurde. In diese Zeit fällt die Ausarbeitung des latein. Textes zum dritten Tausend der Lippert'schen Daktyliothek, welche ihn mit diesem Gebiete der Archäologie immer vertrauter machte. Durch Ruhnken's Empfehlung erhielt er 1763 den Ruf an des verst. Geßner's Stelle in Göttingen als Professor der Beredtsamkeit; bald darauf wurde er erster Bibliothekar und Hofrath. Die mannigfaltigsten Arbeiten wurden nöthig, diesen Posten zu behaupten. Sehr naiv sagt er von sich selbst: „Erst als Professor erlernte ich die Kunst, die ich lehren sollte." Aber bald war er in diesem Wirkungskreise ganz einheimisch. Seine zahlreichen und wirklich classischen Programme, welche sich über die anziehendsten Gegenstände des Alterthums verbreiten und den Umfang seiner Kenntnisse bewundern lassen („Opusc. acad.", 6 Thle.), zeigen, daß er lateinisch dachte und arbeitete, und sich nicht bloß rein, sondern auch leicht und geschmackvoll auszudrücken wußte. Ebenso zeigte er in seinen mündlichen Vorträgen eine seltene Verbindung echter Gelehrsamkeit mit Geist und Geschmack. Seine Collegien, die er mit dem pünktlichsten Eifer las, bildeten allmälig einen besondern Kreis des Anziehendsten und Wissenswürdigsten, was ihm das Studium der Alten darbot, und standen mit seiner schriftstellerischen Thätigkeit in der engsten Berührung. Durch diese Vorlesungen, wie durch seine funfzigjährige Theilnahme an der von Haller gestifteten Societät der Wissenschaften zu Göttingen, deren fleißigstes Mitglied er war, ferner durch seinen unermüdlichen Antheil an den „Göttinger gelehrten Anzeigen", welche sich das Verdienst, Deutschland mit den wichtigsten und seltensten Werken der Engländer und Franzosen bekannt zu machen, vorzüglich unter seiner seit 1770 geführten Leitung erworben haben; endlich und vor Allem aber durch die Direction des philologischen Seminars zu Göttingen, welches unter seiner Leitung eine Pflanzstätte echter Philologie wurde und Deutschlands Bildungsanstalten eine Menge wackerer Lehrer gegeben hat, in Verbindung mit seinen Ausgaben und Erklärungen classischer Schriftsteller, durch Alles dieses wird Heyne als einer der würdigsten Lehrer u. Gelehrten Deutschlands, ja der ganzen gebildeten Welt, in unvertilgbarem Andenken bleiben. Der Mittelpunkt seines ganzen Wirkens aber, mit welchem alles Übrige in fast systematischer Verbindung stand, war die classische Literatur, namentlich die poetische, welche er auch, frei von den engherzigen Ansichten, die vor und zu seiner Zeit unter den Philologen herrschend waren, um ihrer selbst willen und mit poetischer Ansicht umfaßte. Die Alterthumskunde und die classische Literatur aus dem Schulstaube zu erheben und in die Kreise der gebildeten Welt einzuführen, war sein eigenthümliches Verdienst. Er wollte ganz Humanist sein und „achtete daher zwar das Studium der Sprache, der Grammatik und Metrik, als Grundlage des weitern Studiums der classischen Literatur, jedoch hielt er es nirgends für Zweck." Dieses bezeugen seine Ausgaben der Dichter, welche ihm den ausgebreitetsten Ruhm erwarben, des Tibull und vorzüglich des Virgil. Auch für den schwersten der alten Dichter, der noch am wenigsten bearbeitet war, für den Pindar, hat er Vieles geleistet, ihn lesbar zu machen, und ihn zuerst in den Lehrkreis eingeführt. Seine Hauptarbeit aber, welche ihn 18 Jahre hindurch be-

schäftigte, war seine große, leider unvollendete Ausgabe des Homer. Von der Bearbeitung der Dichter ausgehend, trat er in das Gebiet der Mythologie, in welcher er zuerst ein Licht ansteckte. Wie durch seine Ausg. des Apollodor für Mythologie, so wirkte er durch seine antiquarischen Schriften wohlthätig für die Archäologie. In Wechselwirkung standen mit diesen archäologischen und antiquarischen Untersuchungen seine historischen Arbeiten, namentlich die Bearbeitung der griech. und röm. Alterthümer, und seine ausgebreitete Kenntniß der innern Geschichte, Verfassung und Gesetzgebung der Staaten des Alterthums, welche er mit feinem und politischem Blick auf die Begebenheiten seiner Zeit anzuwenden wußte. Auch als Geschäftsmann und Mensch war Heyne verehrungswürdig, weßhalb ihm die ehrenvollsten Ämter und Geschäfte von allen Seiten anvertraut wurden, und er selbst von den wechselnden Curatoren seiner Universität nicht selten in Betreff derselben zu Rathe gezogen wurde. Durch ihn wurde die Bibliothek in den vollkommenen Zustand gebracht, in welchem sie sich gegenwärtig befindet, sodaß sie von Kennern für die erste gehalten wird, weil alle Fächer gleichmäßig besetzt sind, wobei Heyne's Überblick der Wissenschaften mit Recht zu bewundern ist. In derselben Blüthe hinterließ er die übrigen Anstalten, welche seiner Aufsicht untergeben waren. Der Ruf seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit war es nicht allein, sondern auch die Festigkeit seines Charakters und die Feinheit seines Benehmens, was die gebildetsten und bedeutendsten Menschen seiner Zeit in seinen Kreis zog und zum Theil mit seiner Familie verknüpfte, deren Kreis sich durch seine zweite Verheirathung erweitert hatte. Zu den Letztern müssen auch Georg Forster, Huber und Heeren, seine Schwiegersöhne, gerechnet werden. Immer blieb jedoch der Mittelpunkt seines Geschäftslebens die Universität, die er mit kindlicher Treue und uneigennütziger Sorge liebte. In gefahrvollen Zeiten diente das Ansehen, welches er sich überall erworben, und seine erprobte Rechtlichkeit und Klugheit jener literarischen Anstalt zur Stütze. Durch seine Mitwirkung blieb bei der franz. Besitznahme von Hanover (1804—05) die Universität und Stadt Göttingen von Einquartierung verschont. In dieser Zeit wurden seine Geschäfte vielfach vermehrt und er selbst zum Mitglied der ständischen Commission ernannt. Als das Königreich Westfalen errichtet wurde, war er nicht weniger thätig, und hatte auch hier das Vergnügen, seine Wirksamkeit gelingen und seine Verdienste anerkannt zu sehen. Nachdem er seinen nochmals überarbeiteten Schriften den möglichen Grad der Vollendung gegeben hatte, endete ein Schlagfluß den 14. Juli 1812 sein thätiges Leben. S. „Chr. Gottl. Heyne's Biogr., dargestellt von Heeren" (Göttingen 1813).

Hiatus (Öffnung, Schlund), überhaupt etwas Lückenhaftes; in der Prosodie z. B., wenn das eine Wort mit einem Vocal endigt und das nächstfolgende mit einem Vocal sich wieder anfängt, sodaß im Aussprechen eine dem Gähnen ähnliche Öffnung der Lippen entsteht. Die Natur selbst scheint die Menschen auf die Vermeidung des Hiatus geführt zu haben, indem es vielleicht keine Sprache gibt, in welcher sich nicht sogenannte euphonische Buchstaben fänden, die als solche einzig und allein die Vermeidung des Hiatus zum Zweck haben. (S. **Euphonie**.) Noch nennt man (mit poetischer Licenz) eine willkürliche Lücke in der Folge der Verse einen Hiatus. Lücken in Stammbäumen bezeichnet man ebenfalls mit diesem Worte.

Hibernien, der alte Name Irlands, zuerst so von Julius Cäsar, von Pomponius Mela Juverna, von Ptolemäus Juvernia (von Andern auch Overnia, Vernia, Iris) genannt. Aristoteles erwähnt dieser Insel unter dem Namen Jerna, indem er von Albion spricht; doch früher schon führt Orpheus in seiner Argonautik das Eiland Jernis an. Die Bewohner Britanniens erzählten dem Cäsar, daß Hibernien im Westen ihrer großen Insel liege und nur halb so groß sei als diese. Ptolemäus, von Kaufleuten, die dahin reisten, besser unterrichtet, fehlte

in seinen Angaben über Größe, Gestalt und Lage nur wenig; durch jene Mittheilungen sah er sich auch im Stande, eine Charte von Hibernien zu fertigen und ziemlich genaue Nachrichten von ihrer Küste, ihren Vorgebirgen, Flüssen und Bewohnern zu hinterlassen. Agricola traf alle Vorbereitungen zu einem Kriegszuge dahin, der jedoch unterblieb; deßwegen kam Hibernien nie unter die Gewalt der Römer. (Vgl. Großbritannien und Irland.)

Hibridisch, auch hibrisch, was von zweierlei Gattungen oder Geschlechtern abstammt, wie z. B. ein Maulthier. Hibrische Pflanzen, solche, die aus der Begattung zwei verschiedener Arten, hibridische Wörter (Zwitterwörter), welche aus zwei verschiedenen Sprachen zusammengesetzt sind.

Hidalgo, ein spanischer Edelmann von der niedern Classe. (Vgl. Grandes.) Zu dem niedern Adel gehören die Cavalleros, Escuderos und Hidalgos (von Hido, Sohn, und Algo, Vermögen). Es gibt Hidalgos de naturaleza, von adeliger Geburt, und Hidalgos de privilegio, d. h. solche, denen der König den Adel zur Belohnung ausgezeichneter Dienste ertheilt, und solche, die den Adel erkaufen. Diese Letztern hatten zwar auch alle Rechte und Vorzüge der andern Edelleute, werden aber eigentlich nicht sehr geachtet. Überhaupt waren, einige alte Häuser und die Ordensritter ausgenommen, die Hidalgos den bürgerlichen Unterthanen ziemlich gleich. Das portugies. Fidalgo hat dieselbe Bedeutung.

Hierarchie, ein griech. Wort, welches heiliges, geistliches Regiment bedeutet. Es wird theils von der Regierung der Kirche durch sich selbst, theils von der Herrschaft der Kirche über den Staat gebraucht. Die Hierarchie im ersten Sinne entstand mit der christlichen Kirche, als einer für sich bestehenden Gesellschaft. Obgleich Älteste, Presbyter genannt, den frühesten christlichen Gemeinden vorstanden, so war doch ihre Verfassung demokratisch, indem alle einzelne Gemeindeglieder an den Angelegenheiten ihrer Gesellschaft Theil nahmen, und ihre Stimme gaben, wenn Älteste gewählt, oder Fehlende von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen, oder Büßende wieder in ihre Mitte aufgenommen werden sollten. Allmälig neigte sich diese demokratische Verfassung zu der Aristokratie, indem die Regierung der Gemeinden immer mehr in die Hände ihrer Vorsteher kam, wie dies auch, nachdem die Gemeinden Gesellschaften von großem Umfange geworden waren, nicht anders sein konnte. Seit dem 2. Jahrh. schon erhoben sich die Bischöfe über die Ältesten und wurden die obersten Vorsteher der Gemeinden, obgleich auch die Presbyter und in manchen Fällen die sämmtlichen Gemeindeglieder noch einigen Antheil an der Kirchenregierung behielten. Vor den Bischöfen auf dem Lande und in kleinen Städten wurden bald die Bischöfe in den Hauptstädten der Provinzen, Metropoliten genannt, ausgezeichnet und zu Aufsehern der übrigen Bischöfe bestellt; über diese erhoben sich wieder die Bischöfe in den ersten Städten des römischen Reichs, zu Constantinopel, Antiochien, Alexandrien und Jerusalem, und erhielten den Titel Patriarchen, und durch alle diese Unterordnungen entstand eine feste, ausgebildete, aristokratische Verfassung. In der griech. Kirche dauerte diese fort. Im Abendlande aber ging die Aristokratie in eine Monarchie über. Hier erlangte der römische Bischof den Primat über alle übrige, und nachdem die Meinung herrschend geworden war, der Apostel Petrus habe die römische Gemeinde gegründet, und der Bischof dieser Gemeinde sei sein Nachfolger, und er seit dem Ende des 8. Jahrh. durch die Freigebigkeit Pipins des Kleinen einen ansehnlichen Landstrich in Italien zum bleibenden, wenn auch anfangs nicht unabhängigen Besitz erhalten hatte, stieg sein Ansehen immer höher. So geschah es, daß der römische Bischof nach und nach das monarchische Oberhaupt der abendländischen Christenheit ward. Öfter jedoch wird das Wort Hierarchie im zweiten Sinne, nämlich von dem Verhältnisse der Kirche zu dem Staate, gebraucht, nach welchem die Kirche nicht nur unabhängig von dem Staate ist, sondern auch den

Primat behauptet, und Unterordnung seines Zwecks unter ihren Zweck fodert. In diesem Sinne nimmt man das Wort, wenn man das hierarchische System von dem Territorialsysteme, nach welchem das entgegengesetzte Verhältniß zwischen Staat und Kirche stattfindet, und von dem Collegialsysteme, nach welchem Staat und Kirche als unabhängig von einander betrachtet werden, unterscheidet.

In den ersten Jahrhunderten stand die Kirche in gar keiner Verbindung mit dem Staate. Sie suchte keinen Einfluß auf den Staat zu erlangen, der Staat verfolgte aber bisweilen die christliche Religion. Als die Kirche seit Constantin d. Großen in Eine Gesellschaft mit dem Staate zusammenfloß, erhielt sie dadurch Schutz, ward aber auch abhängig von den Regenten, welche das Recht behaupteten, die allgemeinen Synoden (Kirchenversammlungen) zusammenzurufen und die Bischöfe der Hauptstädte zu bestellen, oft auch in die innern Angelegenheiten der Kirche und ihre Verhandlungen über die Bestimmung des Glaubens sich mischten. So war es in dem Reiche der Gothen, der Longobarden und der Franken, welche auf den Trümmern der römischen Monarchie gegründet wurden. Auch die Könige der germanischen Reiche und namentlich Karl der Große übten die Hoheitsrechte über die Kirche aus, welche die römischen Kaiser behauptet hatten, und da in den germanischen Reichen das Lehnssystem entstanden war, so trugen die Bischöfe ihre Güter als von den Fürsten empfangene Lehen, und selbst der römische Bischof stand, als weltlicher Herr, in Lehnsverband zu dem Beherrscher der fränkischen Monarchie. Die Keime indeß, aus welchen das hierarchische System sich entwickelte, waren schon in diesen Zeiten vorhanden und lagen in der Idee der Kirche, als einer fortwährend durch den göttlichen Geist erleuchteten Gesellschaft, in der aus dem Judenthum auf die christlichen Lehren übergetragenen Idee eines von Gott selbst eingesetzten Priesterthums, durch welches der Geistliche eine, alle weltliche Hoheit übertreffende Würde und eine nicht von dem Staate, sondern von Gott selbst kommende Gewalt erhalte, und endlich in der Überlegenheit, welche die Geistlichen dadurch über die Laien erlangten, daß sie, indem der Adel nur mit Kriegsthaten sich beschäftigte und ein mit andern als Gewerbskenntnissen ausgerüsteter Bürgerstand noch nicht vorhanden war, die einzigen Bewahrer wissenschaftlicher Kenntnisse wurden. Erst dann aber konnte sich aus diesem Keime das hierarchische System vollständig entwickeln, als der römische Bischof unbestritten als das Oberhaupt der abendländischen Christenheit galt, wodurch Einheit und feste Haltung in die Bestrebungen der kirchlichen Gewalt kam. Mehre Jahrhunderte hindurch war das Ansehen dieses Bischofs fortwährend gestiegen; seine Macht erhöhte besonders die im 9. Jahrh. entstandene pseudo-isidorische Sammlung theils erdichteter, theils verfälschter Kirchengesetze, deren Hauptzweck es war, die kirchliche Gewalt über die weltliche zu erheben. (S. Papstthum.) Mit dem kühnsten Muthe und dem lebhaftesten Eifer strebte namentlich Gregor VII. (s. d.) im 11. Jahrh., die Ansprüche der Hierarchie durchzusetzen, und suchte seinen Zweck hauptsächlich dadurch zu erreichen, daß er den Fürsten das Investiturrecht (s. d.) zu entreißen trachtete und den Cölibat einführte. Gregor erreichte zwar seinen Zweck nicht vollständig; seine Nachfolger aber verfolgten seinen Plan mit Beharrlichkeit und Glück, und die seit dem Ende des 11. Jahrh. unternommenen und zwei Jahrh. lang erneuerten Kreuzzüge begünstigten ihre Bestrebungen. Denn theils beförderten diese Kriege eine Stimmung, welche den Ansprüchen der Kirche nicht anders als günstig sein konnte, theils boten sie, da sie als Religionskriege betrachtet wurden, den Päpsten mannigfache Veranlassung dar, an den allgemeinen Angelegenheiten der europäischen Völker Theil zu nehmen und die Unternehmungen der Fürsten zu leiten. Auch bildete sich unter diesen Kriegen die Idee eines Vereins der christlichen Völker, an dessen Spitze der Statthalter Christi stehe, völlig aus. So trat vom Ende des 11. bis in die Mitte des 13. Jahrh. die Idee der Hierarchie ganz in die

Wirklichkeit ein. Die Kirche galt als eine über den Staat erhabene Anstalt, und ihr mit übernatürlicher Gnadenfülle ausgerüstetes Oberhaupt stand in der öffentlichen Meinung über den weltlichen Fürsten. Die höchsten Gewalten der europäischen Welt waren das Papstthum und das Kaiserthum; die päpstliche Tiare aber war die Sonne, die Kaiserkrone der Mond. Dies war die Zeit, wo die Päpste in den Streitigkeiten mit den Fürsten meistens obsiegten; besonders wußten Urban II., Paschalis II., Innocenz III. und IV. ihre Superiorität über die Fürsten zu behaupten und ihren Einfluß auf die Angelegenheiten der europäischen Völker geltend zu machen; die Päpste waren aber nicht herrschsüchtiger als die Fürsten, und handelten nur ihrem Charakter und ihrem Verhältnisse gemäß, wenn sie die Kirche unabhängig von der politischen Gewalt zu machen und sie über den Staat zu erheben strebten. Da die Hierarchie auf der öffentlichen Meinung beruhte, so mußte sie diese Meinung auf jede Weise zu erhalten, und was sie zu verändern drohte, zu unterdrücken trachten; sie hat daher allerdings verderblich gewirkt, indem sie um dieses Zwecks willen die Geistesfreiheit beschränkte und Ketzergerichte anordnete. Auf der andern Seite aber hat sie auch wohlthätig gewirkt; denn sie war der Vereinigungspunkt der europäischen Völker, hielt der militairisch-politischen Gewalt das Gegengewicht, schlichtete oft die Streitigkeiten der Fürsten, wehrte dem Ausbruche des Kriegs und verschaffte der Religion Einfluß auf die rohen Völker des Mittelalters. Seit dem 14. Jahrh. sank das Papstthum wieder, obwol nur allmälig, und mit ihm die Hierarchie. Das beweisen die Streitigkeiten der Päpste mit Philipp dem Schönen und Ludwig dem Baier, welche jetzt nicht mehr wie vormals zu ihrem Vortheile sich endigten. Dazu kam die Wanderung der Päpste nach Avignon und die große Spaltung, welche die Synoden zu Pisa (1409), zu Konstanz (1414) und zu Basel (1431) zur Folge hatte, wo die Päpste als Parteien vor einem höhern Richter erschienen, und der Grundsatz, daß das Concilium über dem Papste sei, ausgesprochen ward. Was aber noch wichtiger war, die allgemeine Meinung fing allmälig an, sich zu ändern, und an vielen Orten fanden die von Wiclef und Huß erregten Zweifel Eingang. Indeß bestand das Papstthum und mit ihm das hierarchische System in seinen äußern Formen unversehrt bis zum Anfange des 16. Jahrh. Zu dieser Zeit aber ward das schon schwankend gewordene Gebäude durch die Reformation mächtig erschüttert. In dem Theile der abendländischen Christenheit, welcher sich von Rom trennte, hörte die Hierarchie gänzlich auf. In den Ländern, wo Luther's Lehre eingeführt ward, trat an die Stelle des hierarchischen Systems das Territorialsystem, indeß in den Ländern, welche die reformirte Lehre annahmen, ein dem Collegialsystem sich näherndes Verhältniß zwischen Staat und Kirche entstand. Die katholische Kirche fuhr zwar auch nach der Reformation fort, ihre hierarchischen Ansprüche zu behaupten, allein sie mußte einem ihrer Rechte nach dem andern entsagen, das Papstthum sank und gelangte in der Praxis immer mehr in Abhängigkeit von den Staatsgewalten. (Vgl. **Katholicismus III.**) N.

Hières, Stadt an der Küste von Provence, im Depart. des Var, zwei Meilen von Toulon, an den steilen Felsen des Meerbusens, bekannt wegen der herrlichen, immer blühenden Natur, deren Genuß jedoch durch die nahen Sümpfe sehr verleidet wird. Sie hat etwa 7000 Einw. und beträchtliche Salzwerke in ihren Umgebungen. Ihr gegenüber, im mittelländ. Meere, liegen die noch reizendern **hierischen Inseln**, vier an der Zahl, Porquerolles, Bagneaux, Port Cros und Levant (Titan), von denen jedoch nur zwei bewohnt sind. Pomeranzen, Citronen, Granaten, Dattelpalmen gedeihen hier in der Heimath eines ewigen Frühlings.

Hiero I., Bruder und Nachfolger Gelo's, der, nachdem er ihm bei seinem Antritt der Regierung von Syrakus die Statthalterschaft von Gela, seiner

Geburtsstadt, abgetreten hatte, ihm bei seinem Tode (478 v. Chr.) einen Scepter hinterließ, den er durch seine Tugenden gleichsam zu einem rechtmäßigen Eigenthume gemacht hatte. Hiero's Regierung, wenn auch weniger glorreich als die vorhergehende, war dennoch von eigenthümlichem Glanze durch die freigebige Aufmunterung der Wissenschaften. Indeß ließ die Erinnerung an seinen Vorgänger, der ein verehrtes Andenken hinterlassen hatte, die Fehler Hiero's mehr in die Augen fallen, der in den ersten Tagen seiner Regierung, einigen Geschichtschreibern zufolge, mehr für einen Tyrannen galt als für einen rechtmäßigen König. Die Achtung, in der sein Bruder stand, hielt allein das Mißvergnügen seiner Unterthanen zurück. Durch Größe verblendet, durch Schmeichelei verderbt, und bis zum Übermaß argwöhnisch, umgab sich Hiero anfangs mit Ausländern und Söldlingen, indem er fürchtete, in einem Tugendhaftern und Gewandtern als er einen Nebenbuhler zu finden. Sein Bruder Polyzelus erweckte ihm besonders Argwohn; dieser war ein von dem Volke geliebter Fürst, das ihn gern mit Gelo verglich. Hiero wünschte daher sich dessen zu entledigen und gab diesem Bruder den Befehl über die Sybaris gegen Kroton zu Hülfe gesandten Truppen. Aber Polyzelus, der seine Absichten durchschaute, suchte eine Zuflucht an dem Hofe seines Schwiegervaters Theron, Königs von Agrigent. Über den Schutz, den er hier fand, brach ein Krieg aus. Hiero endigte jedoch denselben, indem er seinem Feinde einen Dienst erwies. Die Einwohner von Himera wurden durch Thrasydäus, des Thero Sohn, hart regiert; müde der Bedrückungen, machten sie dem Hiero den Antrag, ihm ihre Stadt zu übergeben. Der König von Syrakus, weit entfernt, diesen Vortheil zu benutzen, benachrichtigte davon Thero, der, nicht minder großmüthig, ihm den Vorschlag machte, durch einen dauerhaften Frieden die zwischen ihnen bestehenden Streitigkeiten zu endigen. Hiero empfing aus den Händen des Königs von Agrigent dessen Schwester zur Gemahlin, und Polyzelus trat in die Gunst seines Bruders zurück. Ohne Feldherrntalente zu zeigen, endigte Hiero mit Glück alle Kriege, die er zu unternehmen genöthigt war. Er vertrieb die Einwohner von Naxos und Katana, bevölkerte beide Städte mit einer neuen Colonie, gab der letztern den Namen Ätna und nahm selbst als Stifter den Namen Ätneus an, indem er damit Anspruch auf die Heroenehre machte, die man Denen zugestand, welche eine Stadt, deren Bevölkerung sich auf 10,000 Einw. belief, gründeten. Bald nach Hiero's Tode aber bemächtigten sich die Katanäer ihres alten Vaterlandes wieder und verjagten die dahin versetzten Einwohner; diese erbauten nicht weit davon eine andre Stadt, Namens Ätna, und Katana nahm den seinigen wieder an. Wenn einige Flecken die ersten Regierungsjahre Hiero's verdunkelt haben, so muß man dies der peinlichen Ungewißheit zuschreiben, die von dem Standpunkte, auf den er gestellt war, unzertrennlich war; aber er hat seine ersten Fehler durch schöne Handlungen, die sein Leben verherrlicht haben, wieder gut gemacht. Es war ihm eine angenehme Pflicht, seinen Bundesgenossen in ihren Kriegen beizustehen und vornehmlich die Schwächern zu beschirmen; aber was ihn in die Reihe der großen Fürsten setzte, ist der besondere Schutz, den er den Wissenschaften gewährte, und die günstige Aufnahme, welche Gelehrte aller Art bei ihm fanden. Eine lange Krankheit, die ihn befiel, war die hauptsächliche Ursache dieser Veränderung. Da er sich nicht mehr mit den Sorgen der Königswürde beschäftigen konnte und Erholung zu suchen ihm Bedürfniß ward, versammelte er eine Gesellschaft von unterrichteten Männern um sich, in deren Unterhaltung er sich gefiel. Damals lernte er den Reiz der Wissenschaften kennen und auch nach seiner Genesung hörte er nie auf, sie zu schätzen. Sein Hof ward der Sammelplatz der berühmtesten Männer seiner Zeit; ihrem Umgange verdankte er edlere Sitten und ein verständigeres Betragen. Wir brauchen nur Simonides und Pindar unter seinen beharrlichsten Hofleuten zu nennen, um zu zeigen, mit

welchem richtigen Blick er bei der Wahl seiner Freunde verfuhr. Als Äschylus, eifersüchtig auf die ersten Erfolge des Sophokles, Griechenland verließ, begab er sich zu Hiero, um dort seine Tage zu beschließen. Bacchylides und Epicharmus gehörten zu seinen Vertrauten. Der Dichter Simonides hatte besonders eine große Gewalt über den Geist dieses Fürsten und gebrauchte sie stets nur, um ihm eines Herrschers würdige Gesinnungen einzuflößen. Xenophon würde in seinem Gespräch über die Eigenschaften der Könige dem Hiero und Simonides gewiß nicht Worte in den Mund gelegt haben, die ihren Handlungen widersprochen hätten, und der Titel „Hiero", den er seinem Buche gibt, ist die schönste Lobrede dieses Monarchen. Nach Älian und Pindar möchten wenige Fürsten mit ihm verglichen werden können. Ersterer berichtet, daß er mit seinen drei Brüdern in vollkommener Eintracht lebte. Dies scheint mit seinem Betragen gegen Polyzelus in Widerspruch zu stehen; Alles indeß erklärt sich, wenn man diese Angabe von der Zeit nach ihrer Aussöhnung versteht. Stets bereit zu geben, noch ehe er gebeten ward, setzte er seiner Freigebigkeit keine Grenzen. Er war mehrmals Sieger in den Spielen Griechenlands. Pindar hat seine Siege verherrlicht, mehre Oden dieses Dichters sind mit seinem Lobe angefüllt. Hiero starb zu Katana 467 v. Chr. und hinterließ die Krone, die er 11 Jahre getragen, seinem Bruder Thrasybul, der sie aber schon nach einem Jahre verlor.

Hiero II., König von Syrakus, regierte ungefähr zwei Jahrhund. nach dem Vorigen. Sein Vater Hierokles behauptete, von der Familie Gelo's herzustammen. Da er diesen Sohn von einer Frau empfing, die nicht freien Standes war, so ließ er ihn gleich nach der Geburt aussetzen, aus Furcht, sein Adel möchte durch ihn entehrt werden. Aber nach Justin nahmen Bienen sich seiner an und nährten ihn mehre Tage. Die darüber um Rath befragten Wahrsager erklärten, daß dies ein Vorzeichen seiner künftigen Größe sei. Hierokles nahm ihn darauf wieder zu sich, sorgte für seine Erziehung und behandelte ihn seitdem als seinen Sohn. Hiero benutzte die Sorgfalt, die auf ihn gewendet wurde, und zeigte für kriegerische Übungen ebenso viel Neigung als Geschick. Er ward deßhalb ausgezeichnet von Pyrrhus, König von Epirus, der damals Herr von Sicilien war und, indem er die Insel sich selbst überließ, zu Unordnung und Anarchie Anlaß gab. Die Syrakusaner, die des Hiero hervorstechende Eigenschaften erkannt hatten, übertrugen ihm den Oberbefehl, und so ward es ihm nicht schwer, später zur Königswürde zu gelangen. Um sich Anhänger zu verschaffen, hatte er sich, indem er die Tochter des Leptines heirathete, mit einer der angesehensten Familien von Syrakus verbunden. Unter Hiero's Regierung begann der erste punische Krieg; anfangs ein Bundesgenosse der Carthaginenser und geschlagen von dem Consul Appius Claudius, der den Mamertinern zu Hülfe gekommen war, sah er wol ein, daß es für ihn vortheilhafter sei, auf die Seite der Römer zu treten, da die Siege der Carthaginenser auf Sicilien ihm von keinem Nutzen sein konnten und er in diesem Volke nur einen gefährlichen Nachbar erblickte. Um den Krieg von seinen Staaten zu entfernen, ließ er die Römer im Kampfe mit Carthago und schickte Gesandte an die Consuln Otacilius und Valerius, um ihnen einen Friedens- und Bundesvertrag anzubieten. Seit dieser Zeit war er nur der Zeuge bei den Streitigkeiten beider Völker. Obgleich er sich den Römern günstiger zeigte, indem er sie während des ersten punischen Krieges mit Bedürfnissen aller Art versorgte, so versagte er doch auch den Carthaginensern die Hülfe nicht, die sie in dem Sklavenkriege foderten, und wußte so mit Geschicklichkeit sich Beider Freundschaft zu erhalten. In dem ziemlich langen Zeitraume, der den zweiten punischen Krieg vom ersten trennte, wandte er seine Sorgfalt auf die Regierung. Er gab weise Gesetze und war einzig mit dem Glück seines Volks beschäftigt. Die Ermunterung, die er dem Ackerbau angedeihen ließ, bereicherte ihn und verdoppelte die Einkünfte des Staats. Er hielt das seinen Bun-

desgenossen gegebene Wort, und als die Römer, von Hannibal geschlagen, am Trasimen eine gänzliche Niederlage erlitten, zeigte Hiero, daß er nicht bloß an ihnen hing, wenn sie siegreich waren. Er ließ ihnen Lebensmittel, Menschen und Waffen anbieten und schenkte ihnen eine goldene Victoria, 320 Pfund an Gewicht, die sie als ein glückliches Vorzeichen annahmen. Diese zarte Aufmerksamkeit befestigte den Bund zwischen Rom und Syrakus, und selbst der Verlust der Schlacht bei Cannä, dem der Abfall aller Bundesgenossen Roms folgte, erschütterte nicht seine Treue. Hiero beschäftigte sich nicht allein mit Errichtung von Tempeln und Palästen, er ließ auch nach der Angabe des großen Archimedes Kriegsmaschinen aller Art erbauen. In der Absicht, die Herrlichkeit der andern Könige zu übertreffen, ließ er ein Schiff bauen, das an Größe und Pracht nie seines Gleichen gehabt hatte und dessen Beschreibung uns Athenäus aufbehalten hat, nach welchem es einer schwimmenden Stadt nicht unähnlich gewesen sein müßte. Da sich aber fand, daß Sicilien keinen Hafen zur Aufnahme dieses ungeheuern Gebäudes hatte, beschloß Hiero, dem Könige Ptolemäus ein Geschenk damit zu machen; und da Ägypten zu derselben Zeit Mangel an Getreide litt, benutzte er diese Gelegenheit, einen großen Getreidetransport damit nach Alexandrien zu schicken. Hiero starb 214 vor Chr. Da sein Sohn Gelo noch vor ihm gestorben war, so hinterließ er die Krone, die er 54 J. getragen hatte, seinem Enkel Hieronymus.

Hierodulen, heilige Tempeldiener. Es gab bei dem Tempeldienst der Griechen Jünglinge und Mädchen, die für den Schmuck der Tempel, die Bekränzung der Altäre, das Malen, Sticken und Reinigen der Schleier und Gewänder der Götterbilder zu sorgen hatten. Diese Mädchen hießen Plyntriden und Ergastinen, und die Jünglinge und ältern Tempeldiener nannte man Neokoren, Pastophoren, Hierophanten und Daduchen. Ganz verschieden hievon ist aber das eigentliche Hierodulenwesen. Dies stammt aus dem asiatischen Dienst der Naturgottheit her. Man verehrte bekanntlich in der Urzeit in Asien neben dem männlichen selbständigen Licht- und Wärmestoff, der Sonne, auch das leidende, allempfangende weibliche Princip, den Wasserstoff, und als dessen Repräsentanten den Mond am Firmamente oder oft auch die Erde selbst. Diese Naturgöttin wurde Venus Urania genannt, doch nicht in dem Sinne des spätern griech. Zeitalters, welches die überirdische himmlische Schönheit darunter verstand; hier bezog sich Urania nur auf den im Äther schwebenden Mond, und der Dienst dieser Mondgöttin ist gleich dem der assyrischen, phönicischen, persischen, kappadocischen Anaitis, Semiramis, Atargatis, Taurapolos und dem der Cybele. In der rohesten Vorzeit wurden die Jungfrauen getödtet, als Menschenopfer im Dienst dieser die schönsten Erstlinge fodernden Naturgöttin. Später wurden daraus leibeigne Sklavinnen, welche der großen Himmels- und Naturgöttin für ihre Tempelhallen und Lusthaine theils geschenkt, theils von ihr erkauft wurden, und welche sich bei alljährigen Festen den Pilgrimen und Anbetern der Göttin, ihr zu Ehren, preisgeben mußten. Die männlichen Hierodulen waren Tempeljünglinge, die mit gauklerischer Schwärmerei sich selbst zerfleischten und wüthend in Kreisen herumwirbelten, gleich den türkischen und indischen Fakirn. Strabo erzählt von 6000 theils männlichen, theils weiblichen Hierodulen, die er im heiligen Tempelbezirk der comanischen Naturgöttin im kappadocischen Gebirgslande traf. Bei jedem Tempel der phönicisch-carthaginensischen Urania, ja selbst bei denen der ephesischen und phrygischen Diana, waren solche leibeigne Mädchen, die man in phönicischer Sprache Benoth (d. i. junge Mädchen) nannte, woraus der Name Venus entstanden sein soll. Der Dienst jener Göttin kam aus Asien nach Griechenland, und hier sowol als in dem berühmten Venustempel auf dem Berge Eryx in Sicilien finden wir Scharen von Hierodulen, welche gleichsam verpflichtete Hetären waren und Alles, was sie durch ihre käuflichen Reize erwarben, zum Tempeleigenthum geben mußten. Mehr als ein Ve-

nustempel (namentlich der in Samos) wurde von solchem Erwerb erbaut. Wir haben noch auf den Bruchstücken einer Tempelfrise und auf zwei dreiseitigen Candelabervasen Abbildungen dieser Venusdienerinnen, welche früher für spartanische Tänzerinnen gehalten wurden, in denen aber der scharfsinnige Zoega echte Hierodulen erkannte. Sie sind in zierlicher Stellung gebildet, auf den Fußzehen sich zum Tanz hebend, beide Arme anmuthig und hoch aufgehoben, den schlanken Körper wendend zu den verführerischen Bewegungen ihrer geheiligten Tänze. Ihre Bekleidung besteht nur aus einem einzigen hochgegürteten, ganz kurzen Gewande, aus dem zartesten und durchsichtigsten Byssus, welches kaum bis an die Knie reicht. Arme und Füße sind ganz unbekleidet, an den Fußsohlen haben sie leichtgeschnürte Sandalen und auf den in einen Knoten einfach zusammengeschlungenen Haupthaaren einen seltsam geflochtenen Kranz von aufrecht stehenden, strahlenförmig in die Höhe ragenden Blättern oder Stäbchen, der, völlig abweichend von dem Hauptschmuck der Griechinnen, auf eine ausländische, asiatische Abkunft zu deuten scheint. Ist nun die Benennung Hierodule vielleicht in den allerfrühesten griechischen Zeiten, wo lokrische Jungfrauen als Tribut zum Tempeldienst der Pallas nach Ilium geschickt wurden, noch unentweiht, so bezeichnet sie später doch stets jene berüchtigten Venusdienerinnen, mit denen Jonien und Cypern das eigentliche Griechenland versorgten.

Hieroglyphe (von den griech. Wörtern Hieron und Glypto), heiliges Bildwerk, bedeutet allegorische Bilderschrift. Es sind die bei den Ägyptern gebräuchlichen Hieroglyphen in Reihen und Zeilen, nach Art der Buchstaben gestellte ganze, obwol verkleinert, bisweilen abgekürzte und nur mit einigen andern Zeichen vermischte Abbildungen natürlicher und artistischer sinnlicher Gegenstände, die eine allegorische oder sinnbildliche Bedeutung haben, um sichtbare Gegenstände, Begriffe, die an und für sich nicht abgebildet werden können, darzustellen. Ihre Entstehung ist zu erklären aus dem Nilcalender und der Verzeichnung der hierzu nöthigen astronomischen Beobachtungen und Berechnungen. Ihrer Wichtigkeit und Schwierigkeit halber wurden sie für heilig geachtet, und nach Dornedden entwickelte sich aus ihnen der ägyptische Thierdienst, der eigentlich nichts war als Schriftdienst. Die eigentliche Bedeutung war Priestergeheimniß, und sie bedurften eines Schlüssels in der Priesterauslegung. Daraus entstanden die eine Verschiedenheit der Volks- und Priesterreligion andeutenden Mysterien. Leider ist uns der Schlüssel zu diesen Geheimnissen so gut wie verloren. Das Werk von Horapollo darüber ist sehr unkritisch, das von Athanasius Kircher zu willkürlich; die größten Verdienste darum hat der gelehrte dänische Archäolog Zoega in seinen beiden Werken über die ägyptischen Münzen und Obelisken. Vielleicht gelingt es einem Grotefend, aus der Inschrift des bei **Rosette** (s. d. u. **Champollion** und **Spohn**) gefundenen Basaltsteines jenen Schlüssel zu entziffern. Er unterscheidet fünf Classen derselben: 1) **Kyriologika**, vollständige Bilder von Gegenständen der Natur und Kunst, welche diese Gegenstände selbst andeuten sollen; 2) **Kyriologumena**, nur in Umrissen und nach der gemeinen Ansicht ausgedrückte Bilder sinnlicher Gegenstände, z. B. ein Kreis als Bild der Sonne; 3) **tropische** Bilder sichtbarer Gegenstände, von irgend einer deutlichen Verbindung oder Verwandtschaft übertragen auf unsichtbare Gegenstände, Begriffe, z. B. Hund zur Andeutung der Wachsamkeit; 4) **änigmatische**, bei denen das Bild von dem bezeichneten Gegenstand weit entfernt und folglich die herzuleitende Verbindung zwischen beiden nicht so sichtbar ist, z. B. ein Käfer als Symbol der Sonne; 5) **phonetische** oder Worthieroglyphen, wo das Bild der Bedeutung, die an sich das Wort hat, mit welchem der abgebildete Gegenstand bezeichnet ist oder der Ähnlichkeit des Lautes entspricht, z. B. Baieth, Habicht, die im Herzen wohnende Seele (Lebenskraft), nach Bai, Seele, Eth, Herz. Ferner hat Zoega

958 Charaktere aus den noch übrigen Denkmalen der Ägypter zusammengebracht und theilt diese in sieben Classen: 1) Verticale und horizontale, krumme und wellenförmige Linien, auf verschiedene Weise verbunden, Dreiecke, Vierecke, Kugeln, Halbkugeln, Kreise, Sterne; 2) Bilder künstlicher Erzeugnisse, Werkzeuge, Waffen, Gebäude, Schiffe; 3) Bilder von Pflanzen; 4) von Gliedern der Thierkörper, besonders des menschlichen Körpers; 5) von vierfüßigen, kriechenden und andern Thieren, besonders Vögeln; 6) von menschlichen Figuren in verschiedenen Stellungen, auch Mumien; 7) Ungeheuer, zusammengesetzt aus Mensch und Thier. Diese, von der Malerei ausgehende, hieroglyphische Schrift erfuhr mancherlei Veränderungen, und Zoega setzt sechs Epochen derselben fest: 1) Vor Erfindung der alphabetischen Schrift, wo die Ägypter sich nur der Hieroglyphen bedienten und in ihrem Gebrauche von der natürlichen zur sinnbildlichen und räthselhaften Darstellung fortgingen; 2) nach Erfindung der alphabetischen Schrift, wo Hieroglyphen nur auf öffentlichen und heiligen Denkmälern und Mumienbinden, auch in einigen Priesterschriften gebraucht wurden, im gemeinen Leben aber die Buchstabenschrift, und eine zierlichere und weniger verständliche Art derselben auf manchen Denkmälern und in Büchern von den Priestern, die hieratische Schrift; 3) von Psammetich bis zur Besitznahme Ägyptens von den Griechen, da die Priester, ihrer Herrschaft meist beraubt, anfingen, Geheimnisse zu bilden und die hieroglyphische Schrift mit räthselhaften Bildern vermehrten; 4) unter den Ptolemäern, wo man die Hieroglyphen nur noch auf Denkmälern, die den Göttern und vergötterten Königen geweiht waren, und einigen Mumien brauchte, die hieroglyphischen Charaktere auch zur Bezeichnung neuer, von den Griechen eingeführten Ideen anwandte und den alten Denkmälern neue Erklärung gab; 5) als griechische und ägyptische Religion vermischt, das alte Priesterthum fast vernichtet war und die richtige Kenntniß der Hieroglyphen verschwand, fuhr man doch fort, theils die alten Hieroglyphen zu gebrauchen auf Stein, Mumienbinden und Büchern, welche die Mysterien angingen, theils neue zu erfinden; 6) im 3. und 4. Jahrh. wandte man die hieroglyphischen Charaktere zu den theurgischen, magischen, gnostischen, chemischen und astrologischen Träumereien an, wodurch ihre alte und ursprüngliche Bedeutung in Vergessenheit gerieth. dd.

Hieronymiten, Hieronymianer, Einsiedler des heiligen Hieronymus, heißt ein 1373 gestifteter Orden regulirter Chorherren oder Kleriker, der weiße Kleidung mit schwarzem Scapulier trägt. In den Niederlanden [wo mehre Brüderschaften zu milden Zwecken, besonders die 1376 zu Deventer von Gerhard Groote gegründete Gesellschaft der Kleriker und Brüder des gemeinschaftlichen Lebens, welche das erste Beispiel einer zweckmäßigen Erziehung der Jugend zur Erkenntniß der Wissenschaften und zur Arbeitsamkeit gab (vgl. Institut), und sich um den Anbau der classischen Philologie rühmliche Verdienste erwarb, aus diesem Orden hervorgingen], und in Spanien, wo er sich dem beschaulichen Leben widmete, unter Anderm das prachtvolle Kloster des heil. Laurentius im Escurial, dem Begräbnißorte der Könige, besaß, und jetzt noch zu den reichsten und angesehensten Orden gehört, wurde er am zahlreichsten und mächtigsten. Auch in Sicilien, Westindien und dem spanischen Amerika hat dieser politisch nie bedeutend gewesene Orden noch Klöster. E.

Hieronymus der Heilige, einer der gelehrtesten und fruchtbarsten Schriftsteller der alten lateinischen Kirche, wurde 331 in Dalmatien von bemittelten Ältern geboren, mit Sorgfalt für gelehrte Studien erzogen und zu Rom unter dem Grammatiker Donatus mit den röm. und griech. Classikern vertraut. Nebenbei ließ ihn auch das üppige Leben der Hauptstadt nicht unberührt, und er bekennt selbst, als Jüngling in der Liebe ausgeschweift zu haben. Gleichwol neigte er sich bald zum Christenthum; die Katakomben und Gräber der Märtyrer gaben seiner

Andacht die erste Nahrung. Reisen am Rhein und in Gallien brachten ihn mit mehren christlichen Lehrern in Berührung, und noch vor seinem 40. J. wurde er zu Rom getauft. Nach einem längern Aufenthalte zu Aquileja begab er sich 373 nach Antiochien in Syrien, wo sich seine Neigung für das ascetische Leben entschied; 374 ging er in die Wüste von Chalcis und brachte darin unter den härtesten Kasteiungen und fleißigen exegetischen Studien vier Jahre als Einsiedler zu. Die Weihe als Presbyter zu Antiochien zog ihn wieder aus seiner Einsamkeit hervor. Ohne sich jedoch auf die Verwaltung dieses Amtes zu beschränken, ging er bald hierauf nach Constantinopel, um den Unterricht Gregors von Nazianz zu genießen. In Rom, wohin ihn sein Freund, der Bischof Damasus, zog, trat er 383 selbst als Lehrer auf. Seine Auslegungen der heiligen Schrift fanden Beifall bei den Römerinnen, und obgleich Niemand die Sitten der damaligen feinen Welt mehr züchtigte als er, so folgten doch mehre vornehme Matronen mit ihren Töchtern seinen Anleitungen zum ascetischen Leben und wurden Nonnen. Marcella und Paula, die Heiligen, sind durch die gelehrten und geistreichen theologischen Briefe, die er ihnen schrieb, wie durch ihre seltene klösterliche Frömmigkeit berühmt. Paula begleitete ihn, als er 386 nach Palästina ging und bei Bethlehem von ihren Reichthümern und in ihrer Gesellschaft ein Kloster gründete, in dem er bis zu seinem Tode (420) blieb. Aus seinen Schriften erkennt man ihn als einen thätigen Theilnehmer an den Meletianischen, Origenistischen und Pelagianischen Streitigkeiten; überall verfocht er das rechtgläubige System der Kirche mit Eifer und Geschicklichkeit, obwol seine eignen Schriften nicht frei sind von Spuren der Ansicht und Denkart dieser abweichenden Parteien. Seine vertraute Bekanntschaft mit der Bibel, die er in den Ursprachen las, hatte ihn oft auf Ergebnisse geführt, die er später mit der Kirche bestritt, und die Art seiner Schriftauslegung streift nahe an die allegorischen Deutungen des von ihm geachteten, benutzten und angefochtenen Origenes. Übrigens ist sein Verdienst um die Bibel bedeutend, seine lateinische Übersetzung des A. Testaments aus der Grundsprache liegt der Vulgata zum Grunde und seine Commentare gaben dem Studium der heiligen Schrift neuen Schwung. Im Streite mit Jovinian und Vigilantius, den freimüthigen Gegnern der ascetischen Frömmelei, verleitete ihn sein ungemessener Eifer für das Mönchsleben, der allerdings viel zur Beförderung dieser damals noch neuen Stiftung beitrug, zu Schmähschriften, die mehr von Stärke und Feuer der Empfindung als von Reife des Urtheils zeugen. Überhaupt besaß er bei einer glühenden Einbildungskraft, die seinen Vortrag lebhaft und anziehend machte, ungeachtet seiner ausgebreiteten Sprachkenntnisse, doch weniger philosophischen Geist als sein berühmter Zeitgenosse Augustinus. E.

Hieronymus von Prag, aus dem Geschlechte von Faulfisch, gebildet auf den Universitäten zu Prag, Paris, Köln und Heidelberg, 1399 der freien Künste Magister und Baccalaureus der Theologie, auch Ritter am Hofe des böhmischen Königs Wenzel, war im Lehren und Leiden der treue Gefährte des berühmten Joh. Huß, den er an wissenschaftlicher Bildung und Beredtsamkeit noch übertraf, und beim Wirken für den kühnen Reformationsversuch des 15. Jahrh. nur an Mäßigung und Besonnenheit nachstand. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit war so bedeutend, daß Wladislaw II. von Polen ihn 1410 zur Einrichtung der Universität zu Krakau brauchte und Siegmund von Ungarn ihn in Ofen vor sich predigen ließ. Die Wiclef'schen Lehren, die er hier eingemischt hatte, zogen ihm bei der Universität zu Wien eine kurze Gefangenschaft zu, aus der ihn die Prager befreiten. Mit ganzer Seele nahm er nun zu Prag an dem Kampfe seines Freundes Huß gegen die Mißbräuche der Hierarchie und die sittenlose Geistlichkeit Antheil und schritt nicht selten zu Gewaltthätigkeiten. Er eiferte heftig gegen den Reliquiendienst, trat sie mit Füßen und ließ Mönche, die sich ihm widersetzten, verhaften, ja einen in die

Moldau werfen. Die Kreuzbulle wider Ladislaw von Neapel und die päpstlichen Ablaßbriefe verbrannte er 1411 öffentlich. Als Huß in Konstanz verhaftet ward, konnte er daher nicht unthätig bleiben und eilte zu seiner Vertheidigung. Allein ein offener Brief, in dem er das Concilium von Überlingen aus um sicheres Geleit gebeten hatte, wurde ihm nicht befriedigend beantwortet, und da er nach Prag zurückreisen wollte, ließ ihn der Herzog von Sulzbach in Hirsau festhalten und in Ketten nach Konstanz bringen, noch ehe die Frist der Ladung des Conciliums an ihn abgelaufen war. Hier mußte er im Kerker das schreckliche Schicksal seines Freundes erfahren, und nach mehren Verhören, wo man ihn nicht zu widerlegen vermochte, hatte eine halbjährige Gefangenschaft ihn so abgemattet, daß er der Gewalt endlich nachgab und sich den 11. Sept. 1415 zum Widerruf der ihm und Huß angeschuldigten Ketzereien entschloß. Doch befreite dieser Verrath an der guten Sache ihn nicht, und nachdem er ein Jahr, ohne sehen oder lesen zu können, in der Finsterniß des Kerkers geschmachtet hatte, erwachte sein alter Muth in einem Verhöre am 26. Mai 1416. Hier nahm er seinen Widerruf feierlich zurück, bekannte, daß ihn keine seiner Sünden mehr betrübe als jene der Untreue, und erklärte sich für die Grundsätze Huß's und Wiclef's mit einer Freimüthigkeit, Kraft und Beredtsamkeit, die seinen Gegnern Bewunderung abnöthigte, aber nichtsdestoweniger seinen Untergang beschleunigte. Am 30. Mai wurde er auf Befehl der Kirchenversammlung verbrannt. Er ging unter Absingung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und geistlicher Lieder getrost zum Scheiterhaufen und gab unter lautem Gebet seinen Geist auf. Seine Asche streute man in den Rhein, um sein Andenken auf immer zu verwischen; aber die Nachwelt hat ihn gerechtfertigt, und Unzählige verehren in ihm einen Märtyrer der Wahrheit, der, unermüdet wirksam im Leben und wahrhaft groß im Tode, sich um die Vorbereitung der Kirchenreformation unsterbliche Verdienste erwarb. Seine eigenthümlichen Ansichten und Behauptungen stimmen nahe mit den Huß'schen überein. (S. Huß.)

Hierophant war der erste Priester oder Vorsteher der Eleusinien und durfte nur aus dem Geschlechte der Eumolpiden gewählt werden, deren Ahnherr für den Stifter dieser Mysterien und ersten Hierophanten gehalten wurde. Sein Äußeres in Gestalt und Kleidung mußte ganz dem erhabenen Posten entsprechen, den er bekleidete. Er mußte das erste männliche Alter zurückgelegt haben und wo nicht schön, doch ohne sichtliche Gebrechen sein und ein ausgezeichnet angenehmes Organ besitzen. Seine Stirn war mit einem Diadem geschmückt und die Haare rollten einfach und natürlich über den Nacken und die Schultern herab. Sein Wandel mußte ohne Flecken sein, eine Glorie der Heiligkeit ihn in des Volkes Augen umgeben. Nach seiner Wahl war ihm das Heirathen untersagt, und um alle sinnliche Begierden in der Geburt zu ersticken, mußte er (nebst allen übrigen Priestern der Cybele) sich mit Schierlingssaft waschen, den man für das beste Dämpfungsmittel hielt; ja nach andern Angaben haben diese Priester solchen Saft sogar getrunken. Doch wird auch behauptet, daß nur die zweite Heirath ihnen untersagt gewesen sei, und daß ihre Weiber an gewissen Beschäftigungen, z. B. Schmücken der Bildsäulen u. s. w., hätten Theil nehmen dürfen. Dem Hierophanten (und den Eumolpiden überhaupt) lag es ob, die ungeschriebenen Gesetze zu bewahren und zu deuten, nach denen die Lästerer der Gottheit und Schänder ihrer Feier bestraft wurden. Bei den kleinen Mysterien hatte er die Einzuweihenden in den eleusinischen Tempel einzuführen, und die, welche die letzten Prüfungen bestanden hatten, in die letzten und großen Geheimnisse einzuweihen. Bei den Mysterien selbst stellte er den Demiurg, den Weltschöpfer vor; er erklärte den Einzuweihenden die verschiedenen, ihnen vorkommenden Erscheinungen mit tönender, durchdringender Stimme; bei den großen Mysterien war er auch der einzige Ausleger der im Innersten des Allerheiligsten ruhenden Geheimnisse, nämlich des geheimen Unterrichts,

der eigentlich der Hauptzweck der ganzen Anstalt war. Daher nannte man ihn Mystagog oder auch Prophet, und keinem war es erlaubt, seinen Namen in Gegenwart eines Ungeweihten auszusprechen. Bei öffentlichen Feierlichkeiten gehörte es auch zu seinem Amte, die Bildsäule der Göttin zu schmücken und selbst sie zu tragen. (S. Eleusis.)

Highwaymen werden in England jene Räuber genannt, die auf den Landstraßen und selbst wol in den größern Städten Reisende anfallen und berauben. Widerstand fruchtet selten etwas, da ihrer auch meist einige zusammen sind. Werden sie ertappt, so erleiden sie nach den englischen Gesetzen die Strafe des Galgens. Man macht die Bemerkung, daß diese Straßenräuber meistens junge Leute sind, und es kommt auch wol gar vor, daß sie außerdem noch ein bürgerlich erlaubtes Geschäft treiben.

Hildburghausen, eins der sächsischen Herzogthümer, aus einem Theile des frühern Herzogthums Koburg und der Grafschaft Henneberg zusammengesetzt, hat den Namen von seiner Hauptstadt erhalten, deren Erbauer der fränkische König Childebert, Chlodwig's Sohn, gewesen sein soll. Diese Stadt und ihr Bezirk kam nebst Heldburg (als dessen Erbauer auch König Childebert genannt wird), Eisfeld und Königsberg durch Heirath an den Burggrafen von Nürnberg, und von diesem in der Folge, auch durch Heirath, an Sachsen. Als Ernst der Fromme gestorben war, erhielt dessen sechster Sohn, Ernst, diese Besitzungen zu seinem Antheile; von nun an wurden sie ein besonderes Fürstenthum, wovon er 1678 Besitz nahm; auch Amt und Stadt Königsberg, vom Würzburgischen umgeben, bisher ein Besitzthum seines Bruders Heinrich von Römhild, erhielt er 1683 durch Vergleich mit seinem Bruder Friedrich von Gotha. Er nahm nun seine Residenz, die vorher in Heldburg war, zu Hildburghausen, und erbaute hier ein Schloß (1685). Noch erhielt er nach Beendigung des koburgischen Erbfolgestreites das Amt Sonnefeld, und von dem Römhildischen Antheile die Kellerei (Amt) Behrungen. Nach dem Beispiele seines Bruders in Gotha hatte er das Recht der Erstgeburt auch in seiner Linie eingeführt; sein ältester Sohn, Ernst Friedrich I., legte die Neustadt Hildburghausen an, hinterließ aber die Finanzen nicht in dem besten Stande. Die seit Ernst Friedrich I. entstandenen Landesschulden waren bis 1769 so sehr angewachsen, daß eine kaiserliche Debitcommission erkannt und dem Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen übertragen wurde, das Finanzwesen zu ordnen. Der jetzt regierende Herzog Friedrich (seit 1780) stand unter der Vormundschaft seines Urgroßoheims, des Prinzen Joseph Friedrich, bis zu dessen Tode (1787), wo er erst die Regierung übernahm. Er war seit 1785 mit Charlotte, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, vermählt, welche 1817 starb. Das Herzogthum hat auf 11 □M. 5 Städte, 120 Flecken, Dörfer und Weiler, mit 32,000 Einw., die sich zur lutherischen Kirche bekennen. Das Land liegt am südlichen Fuße des thüringer Waldes und an den Flüssen Werra und Rodach. Der nördliche Theil ist gebirgig, überhaupt ist der Boden nur von mittelmäßiger Fruchtbarkeit. Das Steinreich liefert Eisen, Kupfer, Salz und in der Werra etwas Goldsand. Bei Schwarzbrunn wurde sonst eine Goldwäsche betrieben. Die Gewerbe bestehen hauptsächlich in einigen Wollspinnereien, Gerbereien und Verfertigung von irdenen Geschirren. Die jährlichen Einkünfte betragen 200,000 Gulden. Der Herzog hat in der engern Bundesversammlung eine Gesammtstimme mit den übrigen fürstlich sächsischen Häusern, und eine besondere in der weitern Bundesversammlung. Die alten Landstände, bestehend aus den sämmtlichen Rittergutsbesitzern und den Deputirten der fünf Städte, wurden in der Zeit des Rheinbundes stets beibehalten. 1817 wurde die Verfassung mit Einstimmung dieser bisherigen Landstände umgestaltet, die Zahl der Deputirten auf 18 gesetzt, nämlich 6 aus den Rittergutsbesitzern, 5 von den Städten, 6 aus dem Bauerstande und 1 von der Geistlichkeit.

Den Ständen ist ein wesentlicher Antheil an der Gesetzgebung, die Steuerbewilligung mit eigner landständischer Cassenverwaltung, das Recht der Beschwerde und Anklage gegen Staatsdiener, und die Befugniß neue Gesetze in Antrag zu bringen eingeräumt. — Nach dem vorläufigen Entwurfe eines Erbtheilungsvertrags vom 5. Aug. 1826, zwischen Koburg, Hildburghausen und Meiningen, die Länder der ausgestorbenen Linie Sachsen-Gotha und Altenburg betreffend, sollte Hildburghausen das Fürstenthum Altenburg, mit Ausnahme des Amtes Kamburg, erhalten, dafür aber das bisherige hildburghausische Gebiet an Meiningen abtreten. Wenn dieser Vertrag bestätigt wird, so erhält Hildburghausen, statt seines bisherigen Gebiets von 11 □M. mit 32,000 Einw., ein neues Gebiet von 25 □M. mit 108,000 Einw. — Die Haupt- und Residenzst. **Hildburghausen** liegt an der Werra, ist wohlgebaut, besonders die Neustadt, und hat 334 Häuser mit 3500 Einw.

Hildebrandismus nennt man die Herrschaft der Geistlichen und das Streben der Kirche, sich über den Staat zu erheben, darum, weil Papst **Gregor VII.** (s. d.), welcher vor seiner Erhebung zum Pontificate Hildebrand hieß, das hierarchische System mit dem rastlosesten Eifer und dem kühnsten Muthe durchzusetzen strebte. N.

Hildesheim, ehemaliges Bisthum, jetzt hanöverisches **Fürstenthum** in Niedersachsen, auf der Nordseite des Harzes, ein für den Ackerbau vortreffliches Land, welches die Viehzucht etwas vernachlässigt. Die Berge im südlichen Theile des Landes, der Solling, die Siebenberge, der Sunder u. s. w. sind meist mit trefflichen Eichen, Buchen, Eschen und Birken bewachsen, und die wenigen kahlen Berge haben ergiebige Steinbrüche und Eisengestein. Des Landes Hauptflüsse sind die Leine, Oker, Innerste und Fuse. Es hat gegenwärtig auf 31 □M. 131,500 Einw. in 9 Städten, 4 Mfl., 135 Pf. D. und 105 geringen D. und 43 Vorwerken. Obgleich das Land früher als ein katholisches Bisthum zu betrachten war, so bekannten sich doch alle Städte, der größte Theil des Adels und die meisten Dörfer zur protestantischen Religion, deren Freiheiten durch den Receß von 1711 bestätigt waren. 822 hatte Ludwig der Fromme das Bisthum gestiftet. Als aber Johann IV. 1519 die berühmte hildesheimische Stiftsfehde mit Heinrich dem Jüngern von Braunschweig begann, lief diese, weil Heinrich Karls V. Liebling geworden, so unglücklich ab, daß der in die Acht erklärte Bischof nichts als die Dompropstei, nebst den Ämtern Steuerwald, Marienburg und Peine behielt. Im Laufe des dreißigjähr. Krieges änderte sich die Lage der Dinge. Bischof Ferdinand bekam durch einen 1643 mit den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg geschlossenen Vergleich das sogenannte große Stift, bis auf die Ämter Lutter am Barenberge, Dachtmissen, Coldingen und Westerhofen, zurück. So blieb die Sache bis zum Reichsdeputationsschluß 1802. Der König von Preußen ergriff Besitz von diesem Lande, welches Napoleon 1807 mit Westfalen vereinigte und der Frieden von 1814 und der Cessionsvertrag Preußens an Hanover abtrat. — Die Stadt **Hildesheim**, Sitz eines Bischofs, eines kathol. und eines luther. Consistoriums, hat ein kathol. Seminar und Gymnasium, treffliche Armenanstalten, ein luther. Gymnasium, und in 1890 Häus. 12,000 Einw., deren Hauptgewerbe in Getreide-, Garn- und Leinwandhandel besteht; sie liegt an der Innerste auf einem abhängigen Boden, besteht aus der Alt- und Neustadt, deren jede sonst ihren eignen Magistrat hatte, und ist unregelmäßig erbaut. In der Domkirche, die Ludwig der Fromme 818 stiftete, zeigte man sonst einen schönen geistlichen Schmuck, und vor dem hohen Chor die uralte **Irmensul** (s. d.). zz.

Hillebrand (Joseph), Professor der Philosophie zu Gießen, geb. 1788 zu Großdüngen bei Hildesheim, studirte an dem Josephinum daselbst und wurde auf Veranlassung der Studiendirection in Kassel (Königreich Westfalen damals)

des orientalischen Sprachstudiums wegen nach Göttingen gesandt; nach seiner Rückkehr war er 3 Jahre Lehrer an dem Gymnasium zu Hildesheim, privatisirte darauf in Würzburg und ging 1817 als Prof. der Philosophie nach Heidelberg, von wo er 1822 einem Rufe nach Gießen folgte. Er hat sich durch Kritiken in den „Heidelb. Jahrbüchern", sowie durch philosoph. und belletristische Werke bekannt gemacht. Seine Wissenschaft der „Allgem. Bildungslehre" erschien 1816. — „Germanikus" (2 Thle., Fkf. 1817). — „Über Deutschlands Nationalbildung" (Fkf. 1818). — „Deutschland und Rom" (Fkf. 1818). — „Propädeutik der Philosophie" (2 Thle., Heidelb. 1819). — „Grundriß der Logik und phil. Vorkenntnißlehre" (Heidelb. 1820). — „Eugenius Severus" (2 Thle., 1819). — „Paradies und Welt" (2 Thle., 1822). — In s. „Anthropologie als Wissenschaft" (3 Thle., Mainz 1822), welche sich auch von Seiten der Sprache empfiehlt, hat er die Erfahrung mit rationaler Forschung verbunden, um die mannigfaltigsten Erscheinungen im Reiche des menschl. Seins zu erklären. Überhaupt sind Scharfsinn, Gefühl und Phantasie in seinen literar. Erzeugnissen unverkennbar. 65.

Hiller (Johann Adam), geb. zu Wendischossig bei Görlitz, 1728, verlor seinen Vater, den Schulmeister des Orts, schon im sechsten Jahre, genoß einige Zeit den Unterricht des Nachfolgers seines Vaters auf dem Clavier und der Geige, fand schon damals sein größtes Vergnügen am Singen, und sang aus Mangel an andern Stücken am liebsten die Passions- und Sterbelieder aus dem Gesangbuche. Im 12. J. kam er auf das Gymnasium nach Görlitz und wegen einer guten Stimme unter das dasige Singechor. Nachdem er 5 J. auf dem Gymnasium zugebracht, und hierauf, wegen seiner drückenden Umstände, einige Zeit Schreiber gewesen war, begab er sich 1747 auf die Kreuzschule nach Dresden, erhielt hier von Homilius Unterricht, und bildete sich vorzüglich durch das Anhören der damals in großer Vollkommenheit aufgeführten Hasse'schen Opern und durch das Studiren der Partituren davon, die er sich größtentheils zur Nachtzeit abschrieb. 1751 kam er nach Leipzig, um die Rechte zu studiren, nahm als Baßsänger und Flötenist an dem dasigen öffentlichen Concert Antheil, componirte hier schon Mehres, und widmete sich auch besonders dem theoretischen Studium der Musik, bis er 1754 als Hofmeister bei dem jüngern Grafen von Brühl in Dresden wieder gute Gelegenheit bekam, seinen Hang zur Musik noch mehr zu befriedigen. Als er Leipzig mit seinem Zöglinge 1758 zum zweiten Mal bezog, hinderte ihn seine Hypochondrie, außer Gellert's geistlichen Liedern, die er aus Gefälligkeit für den Dichter setzte, an andre Compositionen zu denken; ja er legte 1760 seine Hofmeisterstelle nieder, nachdem er schon einen Ruf als Professor nach Petersburg abgelehnt hatte, und erwarb sich seinen Unterhalt durch Übersetzungen wichtiger Werke, gab den „Musikalischen Zeitvertreib", das erste praktisch-periodische Werk der Art in Deutschland, heraus, und wurde endlich 1763 als Director des leipziger großen Concerts angestellt, das seine ganze Einrichtung und Ordnung vorzüglich ihm zu verdanken hat, und an welchem Demoiselle Schmehling (nachherige Mad. Mara) und Dem. Schröter als Sängerinnen Theil nahmen. Der wichtigste Dienst, den er damals nicht bloß Leipzig, sondern ganz Deutschland leistete, war, daß er auf Veranlassung des bekannten Theaterunternehmers Koch deutsche Operetten einführte. Das große Verdienst des würdigen Hiller ist die Verbesserung des deutschen Geschmacks an richtigem und edelm Gesang. Noch vermehrte er seine Verdienste um Leipzig 1771 durch Errichtung einer Singschule für junge Frauenzimmer, in welcher viele treffliche Sängerinnen gezogen wurden. Bei seiner Reise nach Mitau, wohin er zwei seiner vorzüglichen Schülerinnen, Podleska, begleitete, erhielt er vom Herzog von Kurland viele Ehrenbezeigungen und Geschenke, und nachher (1784) den Charakter als Capellmeister. 1786 führte er zu Berlin, 1787 und 1795 zu Leipzig das berühmte Händel'sche Meisterstück, den „Messias", auf. 1789

übertrug man ihm endlich zu Leipzig den Posten des Cantors und Musikdirectors an der Thomasschule, in welcher Stelle er sich die stete Verbesserung des Chors mit unermüdetem Eifer angelegen sein ließ und die Werke Händel's zur Aufführung brachte, sowie er auch durch Einführung besserer Melodien für die Kirchengesänge noch in seinem Alter sich Verdienste erworben hat. 1801 wurde er zur Ruhe gesetzt und starb 1804 in gänzlicher Entkräftung. Daß unter seinen Opern „Die Jagd", „Die Jubelhochzeit", „Die Liebe auf dem Lande", „Der Erntekranz" u. s. w. viele Volksgesänge hergegeben haben, ist ebenso bekannt als es zugleich Beweis für die Trefflichkeit derselben ist. Auch für die Kirche hat er Vieles componirt (besonders Motetten) und mehre theoretische Werke, sowie Lebensbeschreibungen berühmter Tonkünstler herausgegeben, wodurch er das Urtheil über Musik in Deutschland beförderte.

Hiller von Gärtringen (Johann August Friedrich, Freiherr), königl. preußischer Generalmajor und Divisionscommandeur, wurde am 11. Nov. 1772 zu Magdeburg geboren. Für den Militairstand erzogen, begann er im damaligen Infanterieregiment Jung-Woldeck frühzeitig die kriegerische Laufbahn und wohnte als Officier dem Feldzuge in Holland und der Rheincampagne bei. 1806 wurde er in Hameln gefangen; nach seiner Freilassung folgte er dem Könige nach Memel, wo er zum Hauptmann ernannt wurde. Früh an Thätigkeit gewöhnt, unterzog er sich bis zum J. 1809 mit Eifer den Geschäften eines Etappencommandanten in mehren Städten Pommerns, und widmete dann die nächsten Jahre auf der allgemeinen Kriegsschule zu Berlin seiner höhern militairischen Ausbildung. 1812 nahm er, als Major und erster Generaladjutant bei Gravert, an dem Feldzuge in Kurland Theil und zeichnete sich bei Eckau rühmlich aus, worauf er preußischer Commandant in Spandau wurde. Nach dem Ausbruche des Krieges 1813 befand er sich bis zum Waffenstillstande als erster Generaladjutant bei York, in welchem Verhältnisse er sich bei Königswartha besonders hervorthat. Als Brigadecommandeur der Infanterie in der Division von Steinmetz führte er später die Infanterie der Avantgarde des York'schen Corps, und trug hauptsächlich zur Entscheidung des blutigen Gefechts bei Möckern viel bei. Von seinen Wunden hergestellt, befehligte er 1814 als Obrist, unter dem Prinzen Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, wiederum die Infanterie der Avantgarde und gab bei allen Gelegenheiten Beweise eines thätigen und einsichtsvollen Kriegers. 1815 leitete er in der Schlacht von Bellealliance die ersten Angriffe auf Planchenoit, und zwang die Franzosen durch die Wegnahme dieses hartnäckig vertheidigten Dorfs zum regellosen Rückzuge. Der König beförderte ihn darauf zum Generalmajor, sandte ihn nach Beendigung des Krieges als ersten Commandanten nach Stettin, und ernannte ihn 1817 zum Commandeur der 10. Division im Großherzogthum Posen, wo er sich besonders um die militairisch-wissenschaftliche Ausbildung seiner Untergebenen Verdienste erwarb.

Himalaya, der (Himalih), der Imaus der Alten, von den alten indischen Sängern der König der Berge genannt, ein Schneegebirge, das den Nordsaum von Bengalen und dem übrigen Hindostan in den kolossalsten Gestalten umgürtet und in seinen Verzweigungen das reizende Thal Kaschemir (das Vaterland der kostbaren Shawls) bildet. Es hat 5 jetzt bekannte Übergänge, von denen einer nach Tibet und zwei in die chinesische Tatarei führen. Diese Pässe, die höchsten der Erde, erreichen eine Höhe von 14,496 Fuß. In diese vor der Hochebene von Ostasien aufgethürmte Gebirgsmasse pilgern seit Jahrtausenden die Hindus zu de Tempeln und Altären ihrer Götter, wo sich aus Schneelagern und Felsenschluchten der heiligste ihrer Ströme, der Ganges, hervorwindet und geheimnißvolle Schrecken den Thron des Mohadeo umgeben. Aus Furcht vor den barbarischen Ghorkas hatte kein Europäer gewagt, diese Wildniß zu betreten. Endlich unternahmen es 2

bei dem britischen Heere in den Feldzügen 1809 und 1815 gegen Nepaul angestellte Officiere: Kirkpatrik, der uns in s. „Beschreibung von Nepaul" (1811) den Osten, und Fraser, der uns den Westen dieses indischen Alpenlandes kennen lehrte; danach entwarf 1819 Francis Hamilton ein vollständiges Gemälde jener Länder. Fraser gab 1820 sein Tagebuch heraus („Journal of a tour through a part of the snowy range of the Himala Mountains, and to the sources of the rivers Jumna and Ganges", mit 20 Kpf., 21 Pf. St.), worin er auch das Land Bischur und das von den Mongolen abstammende Bergvolk der Bhutias zuerst beschrieben hat. Die ersten barometrischen und trigonometrischen Messungen im Himalihgebirge haben, obwol mit ungenügenden Instrumenten, Colebrooke und Capit. Webb angestellt. Nach ihnen betrug die Höhe des weißen Berges, oder Dhawala-Giri, des Montblanc der indischen Alpen, an dessen Fuße der Fluß Ghandaki entspringt (29° 30′ N. Br. u. 83° 45′ L.), 26,872, nach Blake aber, der ihre Messungen berichtigte, sogar 28,015 engl. Fuß (15 pariser Fuß machen 16 engl. Fuß). Eine auch von Humboldt anerkannte Angabe nimmt 28,077 engl. Fuß an = 8,556 Meter = 4,390 Toisen. (In der Andenkette ist der Chimborazo 21,451 und der Pichincha 16,014, in den Alpen der erstiegene Gipfel des Montblanc 15,662 engl. Fuß hoch.) Die niedrigste Linie des ewigen Eises auf der Nordseite des Himalaya ist 17,000 engl. Fuß, auf dem Chimborazo 15,746, auf den Alpen 8300 engl. Fuß; der höchste Punkt des Himalaya, der Chipca-Pic, an der Grenze der chinesischen Tatarei, den Capit. Gerard erreichte, war 19,411 engl. Fuß, derjenige am Chimborazo, den Humboldt erreichte, 19,374 engl. Fuß. Gerard fand das Thermometer auf der Höhe von 18,000 Fuß 22° unter Null. Noch bestimmte Webb die Höhen von 27 andern Gipfeln des Himalaya, wovon er die meisten höher als 20,000 Fuß, und den höchsten 25,769 engl. Fuß über der Meeresfläche fand. Hierauf maßen Capit. Hodgson und Lieut. Herbert die ganze Centralkette des Himalaya trigonometrisch. Unter 38 Gletschern hatte der höchste, der Jawahir, 25,589, der niedrigste 16,043 engl. Fuß, und mehr als 20 Pics dieser Kette überstiegen die Höhe des Chimborazo. Sie liegen sämmtlich zwischen 30° 80′ bis 28° 49′ Br. und 78° 51′ bis 80° 54′ L. östl. von Greenwich, an den Quellen des Yamuna und des Ganges, welcher hier, ehe er sich in der Ebene mit dem Yamuna, dem Jahnavi u. Alakananda vereinigt, Bhagirathi heißt. Höher hinauf als Webb, war im Sommer 1815 Fraser gedrungen, der erste Europäer, der Gangavatari (Gangautri), einen dem Bhagirathi geheiligten kleinen Tempel (10,300 Fuß über dem Meere), den Wallfahrtsort der Hindus, erreicht hat; nach ihm kam Hauptm. Hodgson im Sommer 1821 noch um ein Beträchtliches weiter, in einer Höhe von 12,914 F. bis zum Banara Pugha, aus dessen 300 F. hohen Eis- und Schneelagern in dem Engpasse des 21,155 engl. F. hohen Jumnotri, der Jumna oder Yamuna hervorströmt, zwischen dessen höchste Spitzen die Überlieferung einen heiligen See hinsetzt, wo die Göttin Yamuna ihren geheimen Wohnsitz habe, dem kein Pilger sich nahen dürfe. Auch der Bhagirathi entspringt hier im Schoße der Himalayagletscher; der dritte Hauptstrom des Ganges, der Jahnavi, hat nicht weit von jenen, aber am nördlichen Fuße der Schneegipfel, in Tibet seine Quelle. Diese Ströme stürzen sich in engen, tief ausgehöhlten Betten aus festem Granit, durch furchtbare Klüfte und Abgründe. Steile Wände steigen 3000 F. aus einer sandigen Ebene lothrecht in die Höhe. Ein schmaler vorliegender Rücken von 6 bis 700 F. Höhe besteht aus Sandstein, dann folgt eine Kette von 1500 bis 5000 Fuß Höhe, aus kieselthonigtem Gestein; hinter dieser Kalkstein 7000 F. hoch. Dann folgt das Centralgebirge, vom Vorgebirge durch ein Flußthal getrennt. Die Hauptmassen sind Gneus, Glimmerschiefer, Thonschiefer. Die Ströme führen aber aus dem Innern Granitblöcke herbei. Das Hauptfallen ist 45° nach N. O. Es gibt keine Spur von Gletschern. In der Wildniß von Felsentrümmern entspringen

heiße Quellen, von Cederfichten und Tannen überschattet. Diese furchtbare Einöde ist die Heimath der uralten indischen Mythen- und Heroenwelt, aber das Land ist durch die Tyrannei der Ghorka (die vor kurzem noch Nepaul beherrschten) ganz verödet, und das Elend der Bewohner macht einen seltsamen Gegensatz mit den Seligkeiten des Götterlebens, welche die indische Dichtung auf eben diesen Schauplatz verlegt. Was diese indische Alpenwelt von der europäischen unterscheidet, ist die Fülle und Mannigfaltigkeit des Baum- und Pflanzenwuchses, welche dort so nahe an der Grenze des ewigen Schnees den Wanderer durch Pracht und Schönheit überrascht. Die Gerste z. B., welche auf dem Himalaya in einer Höhe von 14,000 F. zur Reife gelangt, hat eine so außerordentliche Productionskraft, daß man in Wien 1822 aus einem einzigen Korne solcher Himalayagerste 15 volle Ähren zog, die zusammen 334 Körner enthielten! Vgl. Alex. v. Humboldt's „Sur l'élévation des montagnes de l'Inde" und A. W. v. Schlegel's „Indische Biblioth.", I, 4. 20.

Himmel, im physischen Sinne, ist gleichbedeutend mit Himmelskugel, Himmelsgewölbe, auch gewissermaßen mit Firmament, und bedeutet das azurne Gewölbe, welches sich scheinbar wie eine ausgehöhlte Halbkugel über uns ausbreitet und auf den Grenzen des Horizonts ruht. Die Astronomie unserer Zeit hat uns gelehrt, daß das blaue Gewölbe über unserm Horizont der unermeßliche Weltraum sei, in welchem unsere Erde, die Sonne mit allen ihren Planeten und Nebenplaneten, sowie das unzählige Heer von Fixsternen schweben. Was die Farbe des scheinbaren Himmelsgewölbes betrifft, welche man gewöhnlich Himmelblau nennt, so ist sie, nach Nollet, eine Wirkung des Lichts der Sonne und der Gestirne. Nach dieser Vorstellung müßte der unermeßliche Raum völlig schwarz erscheinen, wie Alles, was nicht erleuchtet wird; allein das Licht der Himmelskörper, welches von der Erde in die Luft und von dieser wieder auf die Erde zurückgeworfen wird, verursacht den blauen Schimmer. Saussure leitet die blaue Farbe des Himmelsgewölbes zwar ebenfalls von dem zurückgeworfenen Lichte her, meint aber mit Recht, daß nicht die Luft, weil sie durchsichtig ist, sondern die Dünste in derselben die Strahlen zurückwerfen. Er stützt seine Meinung darauf, daß, wenn die Luft die Lichtstrahlen zurückwürfe und dadurch die Gegenstände blau färbte, die Gletscher und Schneegebirge in einer Entfernung von 15 bis 20 Meilen blau erscheinen müßten, welches jedoch nicht der Fall sei. Daß vielmehr die Lichtstrahlen von den Dünsten in der Atmosphäre zurückgeworfen werden, erhellt auch daraus, daß der Himmel auf hohen Bergen viel dunkler blau erscheint als in den Ebenen; ja selbst hier ist das Blau sehr verschieden und um so dunkler, je reiner, um so blasser, je mehr mit Dünsten angefüllt die Atmosphäre ist. Saussure hat auf diese Beobachtungen einen eignen Apparat (Cyanometer) erfunden, um nach dem Grade der blauen Farbe des Himmels die Menge der Dünste in der Luft zu bestimmen. Im Alterthume hielten nicht nur Ungebildete sondern auch Philosophen den Himmel für Das, was er scheint, ein festes Gewölbe. Um die verschiedenen Bewegungen der einzelnen Himmelskörper zu erklären, nahmen die alten Astronomen, deren Grillen unsere aufgeklärten Zeitgenossen belächeln, sogar mehre Himmelsgewölbe über einander an.

Himmel und Himmelfahrt. Wenn der Mensch das Göttliche und Überirdische unter sinnlichen Bildern und als im Raume vorhanden sich vorstellt, so denkt er sich dasselbe als erhaben über sich und die Erde und setzt es in die Räume über die Wolken und die Sterne. Daher die dem Menschen natürliche Vorstellung von dem Himmel als dem Orte der nähern Gegenwart Gottes und der Wohnung der seligen Geister. Auch der aufgeklärteste Verehrer Gottes, welcher wol weiß, daß Gott überall ist, und daß seine unendliche Kraft die Erde wie die Sterne durchdringt, breitet doch, von dieser dem menschlichen Geiste natürlichen Vorstellungs-

art geleitet, seine Arme gegen den Himmel aus, wenn er betet; und schaut himmelwärts, wenn er sehnend einer vollkommenern Ordnung der Dinge entgegensieht, oder der hingeschiedenen Geliebten gedenkt. In dieser Vorstellungsart ist der Ursprung der Erzählungen von weisen und guten Menschen, welche gen Himmel gefahren seien, zu suchen. Den Gedanken: sie sind in eine vollkommenere Ordnung der Dinge versetzt worden und haben den Lohn ihres verdienstvollen Wirkens empfangen, drückte man bildlich so aus: sie sind gen Himmel gestiegen, sie sind zu dem Orte emporgehoben worden, wo Gott und die seligen Geister wohnen. Die Nachwelt aber verwechselt oft das Bild mit dem hinter ihm liegenden Gedanken, und dachte sich da als Thatsache und Begebenheit, was ursprünglich bildliche Einkleidung eines Gedankens gewesen war. N.

Himmel (Friedrich Heinrich), ein beliebter Liedercomponist, preuß. Capellmeister, geb. zu Treuenbrietzen in der Mittelmark Brandenburg von unbegüterten Ältern, 1765, studirte Theologie, worauf er sich nach Potsdam begab, um zum Antritt einer Feldpredigerstelle das Examen zu bestehen. Hier, wo Friedrich Wilhelm II. sich einen großen Theil des Jahres aufhielt und die ersten Künstler der königl. Capelle versammelt waren, machte Himmel's Fertigkeit auf dem Fortepiano so großes Aufsehen, daß der König davon erfuhr und ihn zu hören verlangte. Himmel spielte zu wiederholten Malen vor dem Monarchen, der sich, als Kenner, von seinem seltenen Talent überzeugte, ihn zu seinem Capellmeister ernannte und auf Reisen sandte. Seitdem begründete Himmel, theils als einer der vorzüglichsten Claviermeister, theils als Componist, seinen Ruf, wiewol nicht zu leugnen ist, daß er selbst sich, in letzterer Eigenschaft, einen ungleich höhern Platz anwies als die Kritik ihm einzuräumen geneigt sein möchte. Dieses Selbstgefühl, sowie eine große Empfänglichkeit und Neigung für die Freuden des Lebens, die, verbunden mit vieler Liebenswürdigkeit und Offenheit, zu seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten gehörten, haben ihn gehindert, sein Talent mit Ernst und Beharrlichkeit auszubilden, wie dies an seinen Compositionen leicht wahrzunehmen ist. Die berühmteste derselben ist die Oper „Fanchon". Der Kenner wird nicht leugnen, daß sie viel Anmuth und Einschmeichelndes hat; aber den wahrhaft großen und genialen Musikwerken ist weder sie, noch irgend eine von Himmel's übrigen Compositionen beizuzählen. Wir nennen von diesen noch seine „Urania", seine „Cantate auf den Tod Friedrich Wilhelms II." und die Oper: „Die Sylphen" (1807) u. s. w.; aber vor Allem verdankt er seinen Ruf seinen sinnigen Liedermelodien. Als Clavierspieler hatte er einen sehr angenehmen Vortrag und besonders einen reizenden Anschlag. Zu rühmen ist es übrigens, daß Himmel seine Dankbarkeit gegen den König und die Königin, die ihm wohlwollten, stets durch neue Anhänglichkeit bewiesen hat, und daß er durch kein Anerbieten bewogen werden konnte, die Dienste seines Fürsten zu verlassen. Eine Zeitlang hielt er sich in Gotha auf, ging aber nach Berlin zurück, wo er 1814 an der Wassersucht, im Alter von 50 J. starb.

Himmelskugel (künstliche), s. Globus.

Hinckelmann (Abraham), ein gelehrter Theolog und Orientalist, geb. 1652 zu Döbeln im Meißnischen, wo sein Vater ein reicher Apotheker war. Er begann seine Studien in seiner Vaterstadt, und setzte sie in Freiberg und Wittenberg fort. Nach Beendigung derselben ward er zum Rector an der Schule von Gardelegen ernannt, und drei Jahre später ging er in derselben Eigenschaft an das Gymnasium nach Lübeck, wo er 11 J. blieb. Darauf nahm er das Pastorat an der St.-Nicolaikirche zu Hamburg an, welches er aber nur kurze Zeit verwaltete, da der Landgraf von Darmstadt ihn an seinen Hof berief und zu seinem Oberhofprediger, Kircheninspector und Professor honorarius der Universität zu Gießen ernannte. 1688 kehrte Hinckelmann nach Hamburg zurück, um die erste Stelle an

der St.-Katharinenkirche einzunehmen. Die Erscheinung eines mystischen Werks von Poiret erregte großen Zwiespalt zwischen seinen Amtsbrüdern. Hinckelmann, der von sanftem und friedliebendem Charakter war, wollte keinen Theil an diesem Streit nehmen; aber statt ihm für diese Mäßigung Dank zu wissen, vereinigten sich alle, um ihn mit Schmähungen zu überhäufen. Er verbarg den Kummer, der darüber an seinem Innern nagte; aber ein Pamphlet, das einen Anhänger jenes Werks zum Verfasser hatte, griff ihn dergestalt an, daß er beim Lesen Krämpfe bekam, und wenige Tage darauf, 1695, starb. Hinckelmann ist vornehmlich durch seine Ausgabe des „Koran" bekannt, die erste, welche arabisch erschien (Hamburg, 1694, 4.).

Hindenburg (Karl Friedrich). Bewundernswürdig war der Umfang der Kenntnisse dieses Mannes, der als Erfinder der combinatorischen Analysis sich einen unsterblichen Namen gemacht hat. Er wurde zu Dresden, wo sein Vater Kaufmann war, 1739 geboren. Seine erste gelehrte Bildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Freiberg, von welchem er 1757 auf die Universität Leipzig kam, um die Arzneiwissenschaft zu studiren. Doch trieb er auch Philosophie, Physik und Mathematik, alte Literatur und schöne Wissenschaften. Durch Gellert's Empfehlung kam er nach geendigter akademischer Laufbahn 1768 als Erzieher zu dem, schon in seinem Knabenalter als ein mathematisches Genie sich auszeichnenden Herrn v. Schönberg, welches ihm Veranlassung wurde, als er seinen Zögling auf die leipziger Universität begleitete, sich vorzüglich mit Mathematik und Physik zu beschäftigen, und als er nachher die Universität Göttingen besuchte, ward ihm Kästner's Unterricht und Umgang höchst lehrreich. 1771 promovirte er in Leipzig als Magister, und seine Vorlesungen und Schriften fanden so viel Beifall, daß ihm 1781 ein außerordentliches Lehramt der Philosophie, und 1786 das ordentliche der Physik ertheilt wurde. Ansehnliche Rufe auf in- und ausländische Universitäten schlug er aus Liebe für sein Vaterland aus. Die angesehensten Akademien und gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes schätzten es sich zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Als Gatte, Vater und Freund war er höchst liebenswürdig. Er starb 1808. Seine Schriften sind in Meusel's „Gel. Deutschland" bemerkt.

Hindostan oder Indien diesseit des Ganges, das eigentliche Indien, begreift Vorderindien mit Einschluß der Halbinsel diesseit des Ganges, zwischen den Flüssen Indus und Ganges, oder eigentlich dem Burramputer. Die Grenzen sind gegen O. die hinterindischen Staaten Achem und Birma und der bengalische Meerbusen, gegen S. das indische Meer, gegen W. dasselbe Meer, Beluchistan und Kabulistan, und gegen N. trennen hohe Schneegebirge, die in mehren ungeheuern Ketten hintereinander aufgethürmt sind (das Himalayagebirge, auch Imaus), Ostindien von Tibet und Bucharei. Nach dieser Begrenzung sind Nepaul und die Ghorkaländer nebst Sirinagur mit einbegriffen. Der Flächeninhalt beträgt nach Hamilton 59,535 □M. mit 132 Mill. Einw., worunter 40,000 Engländer, 114,175,000 Hindus, 15 Mill. Mongolen, 1 Mill. Afghanen, 150,000 Parsen, 150,000 Araber, 100,000 Juden u. s. w. Es besteht aus dem eigentlichen Hindostan, und der eigentlichen diesseitigen indischen Halbinsel. Sehr gebirgig sind die nördlichen und nordwestlichen Provinzen, indem das gedachte hohe Schneegebirge an der nördlichen Grenze hinläuft, und seine Äste nach mancherlei Richtungen durch mehre Landschaften vertheilt. Zu diesen gebirgigen Landstrichen gehören besonders Sirinagur, Nepaul, Ghorka, die Dschatenfürstenthümer Dscheipur und Dschudpur. In diesen Gebirgsgegenden, an der Nordseite von Nepaul, erhebt sich im **Himalayagebirge** (s. d.) der Dholagir oder Dhawalagiri. So wie sich von den nördlichen Schneegebirgen südliche Abstufungen durch mehre ostindische Landschaften verbreiten, so erhebt sich auf gleiche Art auf dem Cap Comorin,

der südlichen Spitze Ostindiens, ein mächtiges Gebirge, welches in zwei besondern Abtheilungen die Halbinsel durchzieht und sich zuletzt in den Bergen von Malva, Bundelkund und Bahar verliert. Dies sind die berühmten Ghauts (Gattes), deren Benennung einen Paß andeutet. Sie verursachen einen merkwürdigen Unterschied der Witterung auf den durch diese Gebirge geschiedenen Küsten Malabar und Coromandel. Auf der letztern wird es im Jun. Sommer und auf Malabar Winter; hingegen wird es im October auf der Küste Malabar Sommer und auf der Küste Coromandel Winter. Die Ghauts theilen sich in die westlichen und östlichen. Die ersten nähern sich oft der Küste und erheben sich ungefähr 3 bis 4000 Fuß, durchziehen die Marattenländer, setzen ihren Lauf gegen Norden fort und theilen sich in mehre Zweige. Die östlichen Ghauts setzen ihren Lauf gleich den westlichen nach Norden fort, ziehen sich längs den nördlichen Cirkars, und werden besonders da, wo sie diese Provinz von Bahar trennen, immer höher und unersteiglicher. Die beiden Hauptzweige der Ghauts stoßen mit andern Gebirgen zusammen und haben mit dem Himalaya Verbindung. Im Ganzen ist jedoch nur der nördliche Theil Ostindiens ein Gebirgsland zu nennen, und das übrige Ostindien ist mehr eben als bergig. Mehre Landschaften, besonders die Gegenden am Ausflusse des Indus und Ganges und an den Ausflüssen andrer großen Ströme und Gewässer, sind sumpfig und morastig; auch fehlt es nicht an Sandländern, und selbst, besonders in den nördlichen Ländern, an größern und kleinern Wüsten und Steppen. Dessenungeachtet ist der Boden in den meisten Gegenden sehr fett und fruchtbar, an den herrlichsten und mannigfaltigsten Producten ergiebig, und hat einen Überfluß an schönen Ebenen, vortrefflichen Wiesen und an den reizendsten Thälern, von der Natur verschwenderisch mit ihren schönsten Geschenken ausgestattet. Zu dieser außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens trägt auch die Wärme der Luft bei, die sogar in einigen Gegenden einen solchen Grad erreicht, daß sie, wenn der heiße Landwind bläst, unausstehlich wird. In den meisten Ländern Indiens kennt man nur zwei Jahreszeiten, die regnerische und die trockene. In der ersten ist der Himmel fast immer mit Wolken bedeckt, häufiger Regen stürzt herab, und die große Hitze vermindert sich alsdann. Bleibt der Regen zu lange aus, oder fällt er nicht in hinlänglicher Menge, so erfolgt eine schlechte Ernte und wol gar eine Hungersnoth. In der trockenen Jahreszeit wird die Hitze oft so drückend, daß Europäer kaum die kleinste Beschäftigung vornehmen können. Unter den in Ostindien wehenden Winden sind besonders die Monsoons Moussons merkwürdig, welche regelmäßig auf dem Lande und auf dem Meere abwechseln. Die Seewinde sind eine außerordentliche Wohlthat für diese Länder, indem sie erfrischende Kühlung bringen; hingegen die mit dem heißen Landwinde verbundene Hitze ist so heftig, daß sie der Hitze vor einem glühenden Ofen gleicht. Im Allgemeinen ist jedoch die Luft in Ostindien mehrentheils gesund, besonders bei Anwendung gehöriger Vorsichtsmittel. Der nördliche, gebirgige Theil Ostindiens hat ein meist sehr gemäßigtes und mildes Klima, ja in einigen Gegenden wird es im Winter ziemlich kalt. Mit Ausnahme weniger Gegenden ist Ostindien überall von großen und kleinen Flüssen gut bewässert. Von den großen Flüssen sind viele nicht kleiner als der Rhein, und viele von ihnen übertreffen die Donau am Flußgebiet. Die größten Flüsse sind: 1) Der Indus, dessen Quelle noch nicht bekannt ist; man hat seinen Lauf bis zur Stadt Dras in Kleintibet unter 35° 55′ N. Breite verfolgt, wo sich zwei große Arme, acht Tagemärsche nordöstlich von Caschemir, vereinigen. Er fließt anfangs, zwischen hohen Bergen eingeschlossen, durch die Schneegebirge, welche Caschemir und Kleintibet trennen. Bei dem Fort Attoc nimmt er den schnellen Kabul auf, erhält den Namen Attoc, und ist unter diesem Namen bekannt, bis ihn die fünf Ströme erreichen, welche das Pentschab bewässern. Sie heißen: Der Behat (sonst Hidaspes), der Chunaub (Acesines), der

Rauvi (Hidraotes), der Bejah und der Setledge (welche beide letztern sich vereinigen und den Hyphasis der Alten, größer als die Elbe, bilden). Von dieser Verbindung mit den fünf Strömen tritt er in die Provinz Sind, und fließt südwestlich. In der Nähe von Hyderabad theilt er sich wieder in die zwei Arme, wovon der östliche der Fulelee heißt. Nachdem sich der Fulelee wieder mit dem Indus vereinigt hat, fließt der Indus bei Tatta vorbei und tritt in den indischen Ocean. 2) Der Ganges, der zweite indische Hauptstrom, entspringt in Großtibet, an der Westseite des Gebirges Kenntaisse, des höchsten tibetanischen Bergrückens, welcher eine nördliche Fortsetzung der indischen Schneegebirge ist, wahrscheinlich aus dem See Mansoroar. Er durchfließt hierauf das Land Sirinagur, wo er durch eine Menge kleiner und großer Flüsse verstärkt wird, zuletzt fließt er als ein sanfter, überall schiffbarer Strom durch die herrlichen Ebenen von Delhi, Auhd, Bahar und Bengalen, dem Ocean zu, bewässert und befruchtet, besonders in der Regenzeit, die angrenzenden Gegenden und verschafft ihren Producten einen sichern und ungestörten Absatz. Der ansehnlichste Strom, den er aufnimmt, ist der Jumna. Etwa 220 englische Meilen vom Meere nimmt die nördliche Spitze des sogenannten Delta des Ganges ihren Anfang. Die beiden westlichen Arme des Ganges (Cossimbazar und Jellingly) vereinigen sich, und bilden gemeinschaftlich den Hugly, den westlichen Arm des Ganges, der bei Calcutta vorbeifließt und am meisten von Schiffen besucht wird. Der südliche, längs des Meeres gelegene Theil des Delta besteht aus einem Labyrinthe von Flüssen und Strömen. Das Wasser des Ganges wird von den Hindus für heilig gehalten. 3) Der Burramputer, welcher nach der gewöhnlichen Meinung aus demselben tibetanischen See Monsoroar entspringt, aus welchem der Ganges kommt; nach einer Entdeckung während des birmanischen Krieges entspringt er in einem Schneegebirge im 28° N. Br. und 96° 10′ Ö. L. von Greenwich. Er fließt in der entgegengesetzten Richtung vom Ganges, heißt anfangs Sanpu, erhält bald seinen andern Namen Burramputer, und entfernt sich anfangs sehr weit vom Ganges, allein er wendet sich auf einmal westlich durch Achem, tritt in Bengalen ein, durchfließt die östlichen Gegenden dieser Provinz, erhält eine beträchtliche Breite, und vereinigt sich bei Luckipore mit dem Ganges. Zu den übrigen beträchtlichen Flüssen gehören noch der Nerbudda, der Godavery, der Kistna und der Cavery oder der Coleram. Letzterer ist der Hauptfluß von Mysore, mit der berühmten 1000 F. langen Brücke, die von 400 steinernen Pfeilern getragen wird. Sie führt zu der den Hindus und Mohammedanern heiligen Insel Sevasamoodra und ist 1819 von einem Eingeborenen, Namens Moodely, auf eigne Kosten erbaut worden. In allen drei Reichen der Natur ist Indien ein sehr fruchtbares Land. Weizen, Gerste, Reis, Mais, Zucker, Wein, Ananas, Limonen und Granatäpfel, Baumwolle, Pfeffer, Ingwer, Opium, Weihrauch, Cassia, Campher, Indigo, Mohn, Betel u. s. f. liefert der Boden in Überfluß. Im Schoße der Erde werden die schönsten Diamanten, Gold, Kupfer, Blei, Eisen, Salz, Borax und an den Küsten die reinsten Perlen gefunden. Das Thierreich zeichnet sich aus durch Elefanten, Dromedare, Rhinocerosse, Löwen, Tiger, Leoparden, Bisamthiere, Antilopen und Krokodille. Es gibt viel schöne Vögel, besonders Papageien, Kolibri, Pfauen ꝛc., doch hört man selten den Gesang der Vögel. Es fehlt aber auch nicht an giftigen Schlangen, Skorpionen und Würmern, die sich in die Haut einfressen und die gefährliche Krankheit Narcembu verursachen. Unter den Insekten sind die Muskitos für den Europäer die unerträglichsten.

Das Alterthum der indischen Geschichte ist völlig dunkel. Alexander's Eroberungen reichten bis zu dem Indus und Hyphasis; doch drang einer seiner Nachfolger, Seleucus Nicator, bis an den Ganges vor, und Indien behielt Communication mit Europa durch den Handel über das rothe Meer nach der Marattenküste; Römer, Araber und Venetianer führten ihn auf diesem Wege. Ein türkischer

Völkerzweig, die Ghaznawiden, brach unter Mahmud im 10. Jahrh. nach Chr. in Indien ein, eroberte fast das ganze eigentliche Hindostan und gründete eine mohammedanische Herrschaft daselbst, die bis ans Ende des 12. Jahrh. dauerte. Dann kamen die Afghanen, ein georgisches Volk, vertrieben die Ghaznawiden und stifteten eine Herrschaft, die oft durch die Mongolen, besonders durch Tamerlan's (Timur Leng's) schreckliche Einfälle gestört wurde, bis endlich der mongolische Fürst Babur (Omar's Sohn, der von Timur abstammte) ihr den letzten Stoß 1525 gab und die Reihe der sogenannten großen Moguls anfing. Dieses Reich umfaßte in seiner großen Blüthe unter Akbar, Babur's Enkel, 70,000 □M., zählte 40 Mill. Einw., hatte 225 Mill. Thlr. Einkünfte und unterhielt ein Heer von 900,000 Mann. Die Residenz des großen Moguls, oder indischen Kaisers, war abwechselnd zu Delhi und Agra. Es gab unmittelbare, von Vicekönigen (Nabobs) beherrschte, und mittelbare, eignen Rajas (Fürsten) erblich unterworfene Provinzen, die, nach den Urgesetzen des Landes regiert, dem großen Mogul nur Tribut zahlten. Als Vasco da Gama den neuen Weg ums Cap nach Indien entdeckt hatte (1498), behaupteten die Portugiesen fast 100 Jahre lang den ostindischen Alleinhandel und theilten des Landes Herrschaft mit den Mongolen. Ihnen folgten 1595 die Holländer unter Cornelius Houtmann, dann die Engländer, Franzosen und Dänen. Die holländisch-ostindische Compagnie ward 1602, die englische 1698 errichtet. Bald nachher bestieg der grausame Usurpator Aureng-Zeb, nachdem er seinen Vater, Shah Jehan, ins Gefängniß geworfen und seine Brüder größtentheils ermordet hatte, den indischen Kaiserthron, behauptete solchen unter mannigfaltigen Empörungen der unterjochten Völker, und starb 1707 in einem Alter von 90 Jahren. Aber des Tyrannen Verbrechen wurden an seinen Nachfolgern gerächt; zwölf Kaiser herrschten binnen 50 Jahren nach einander, und nur drei von ihnen starben eines natürlichen Todes. Bei solchem steten Thronwechsel kamen Anarchie und Empörung an die Tagesordnung. Unter ihrem Anführer, Gobid-Sing, machten sich zuerst die Seiks, ein indischer Völkerstamm, unabhängig, eroberten Lahor und stifteten eine aristokratische Republik. Tschuraman, Befehlshaber der Dschaten, eines andern indischen Volks, folgte dem lockenden Beispiel und eroberte sogar die Kaiserstadt Agra; seine Nachfolger dehnten die Eroberungen aus, und beherrschten eine Zeitlang das ganze Land vom Gebirge Mewat bis an den Jumnafluß. Die Maratten, ein kriegerischer, ursprünglich am westlichen Abhange der Ghautsgebirge wohnhafter Volksstamm, hatten sich nie den Mongolen unterworfen. Als nun Aureng-Zeb sie mit Gewalt unterjochen und die braminische Religion ausrotten wollte, verbanden sie sich mit mehren des Tyrannenjochs ebenfalls überdrüssigen Fürsten, stellten den tapfern Sewaji (oder Swadschi, starb 1680), als Maha Rajah oder Großfürsten, an ihre Spitze, und kämpften so siegreich gegen Aureng-Zeb's schwache Nachfolger, daß ihr Staat der mächtigste in Indien wurde, bis 1777 eine Regierungsveränderung nach dem Tode des letzten Abkömmlings von Sewaji eintrat und statt des Maha Rajah ein Peischwa (Reichsverweser, Vezier) die Zügel des Regiments führte. Dann herrschten in dem weitläufigen Marattenstaate, außer dem Peischwa, fünf unabhängige Fürsten (Rajahs). Die allgemeine Verwirrung unter Aureng-Zeb's Nachfolgern benutzte gleichfalls der Herrscher Persiens, Thamas Kuli-Khan, brach, gelockt vom Subah oder Statthalter von Decan, der nach Unabhängigkeit strebte, über den Indus, verwüstete die Hauptstadt Delhi, plünderte das ganze Land, ermordete über 120,000 Einw. und ließ sich nur (um 1739) durch den damaligen Großmogul Mohammed Shah, mittelst Abtretung von fünf am Indus gelegenen Provinzen, die jährlich 25 Mill. Thaler eintrugen, und Bezahlung einer Kriegssteuer von 150 Mill. Thalern, zum Abzuge bewegen. Dabei hatte er den kaiserl. Schatz von 500 Mill. Thalern geraubt, und die Einwohner berechneten den vom Perserheere angerichteten

Schaden auf 750 Mill. Thaler. Inzwischen hatten die unzufriedenen Großen, welche den fremden Wüthrich ins Land gelockt, ihren Zweck wirklich erreicht; denn der Subah von Decan (Golconda) und der Nabob von Auhd (Oude) machten sich unabhängig vom kaiserl. Scepter; der Subah von Bengalen hingegen wurde im Laufe des Kriegs den Maratten zinsbar, seine Nachfolger besitzen das Land jetzt unter der Oberherrschaft der englisch-ostindischen Compagnie. Bald nach Thamas Kuli-Khan's Abzuge (1744) unternahm es auch Ali Mohammed, Anführer der Rohillas, die in des Großmoguls Kriegsdiensten standen, das Joch abzuwerfen. Ihm schlossen sich die Angesehensten des Volksstammes der Rohillas an; die nördlichen und östlichen Gegenden von Delhi und die nordwestlichen von Auhd fielen in ihre Gewalt, und ein Theil des Landes erhielt nun den Namen Rohilcund. Dieser Strich ward von mehren Fürsten beherrscht, die in Defensivallianz mit einander standen, bis 1774 die Engländer ihrer Herrschaft ein Ende machten und dem Nabob von Auhd Rohilcund für 50 Lak Rupien verkauften. So ging in dem herrlichen Lande Alles drunter und drüber. Ahmed Abdalla (Thamas Kuli-Khan's Nachfolger), Herr von Kandahar, drang mehre Male von 1747 an in Hindostan ein und plünderte es aus, und fast jeder Unterbefehlshaber machte sich auf seinem befestigten Bergschloß und in seinem Bezirk damals unabhängig. In Cartanic waren die dort angesiedelten Franzosen Meister und gewannen eine Zeitlang, bis die Engländer ins Mittel traten, großen Einfluß auf Besetzung der Subahs- oder Nabobswürde. Unter allen einheimischen Usurpatoren spielte indeß keiner in neuern Zeiten eine so wichtige Rolle als der Raja von Mysore, Hyder-Ali, der den damaligen Großmogul, oder indischen Kaiser, Ali Gohar (gewöhnlich Shah Allum genannt) nöthigte, sich den Engländern in die Arme zu werfen. Noch jetzt residirt zu Delhi ein Abkömmling jener mächtigen Beherrscher Indiens, Akbar II., der auch von seinen nächsten Umgebungen, fast könnte man sagen spottweise, als Großmogul geehrt wird, denn er steht unter der strengen Vormundschaft der englisch-ostindischen Compagnie, und von allen Reichthümern und dem Glanze seiner Vorfahren ist ihm nichts geblieben als der Ertrag einiger Ländereien und der Genuß eines Jahrgehalts von Seiten der Compagnie, sodaß seine jährl. Einkünfte sich auf etwa 200,000 Pf. St. belaufen mögen. Die Kriege des Hyder-Ali gegen die Engländer (von 1767 — 82), die allmälige Vergrößerung ihrer jetzt ungeheuern Macht in Indien, ihr letzter Kampf mit Tippo Saheb (1799), der 1815 geendigte Krieg gegen den Rajah von Nepaul, wodurch neue Länder und Handelsaussichten gewonnen worden, und ihre nach dem Kriege mit dem Peischwa der Maratten (s. d.) 1818 errungene vollkommene Souverainetät in allen indischen Provinzen diesseit des Ganges gehören in die Geschichte der englisch-ostindischen Compagnie. (Vgl. Englisches Reich in Ostindien; auch des Gen.-Gouv. Hasting's Leben in den „Zeitgenossen", Heft XIX.) Nach den verschiedenen Beherrschern Ostindiens läßt sich dasselbe eintheilen: in das Kabulische Ostindien, welches den von Ostindien durch die Afghanen abgerissenen und mit Kabulistan vereinigten Theil begreift; in den Staat Nepaul nebst Ghorca und Sirinagur; in die Rasputen- und Dschatenfürstenthümer (im nordwestlichen Theile Ostindiens); in die Lande oder Seiks der Sikhs; in die unter mehren unabhängigen Beherrschern stehende Provinz Sind; in die Marattenländer, seit 1818 ganz unter britischem Einflusse; in die Gebiete der britischen Bundesgenossen oder vielmehr Vasallen, als des Nabobs von Auhd, des Rajahs von Mysore, des Rajahs von Cochin und Travancore, und des Nizam von Golconda, oder des Subah von Decan; endlich in die Besitzungen der Europäer, wovon die der Briten bei weitem am größten sind. Die der übrigen Europäer, der Franzosen, der Niederländer, der Portugiesen und der Dänen begreifen zusammen nur 140 □M. mit 320,000 Einw. und den Städten Pullacate und Kodschin oder Cochin (niederländisch), Pondichery

und Chandernagor (französisch), Goa und Diu (portugiesisch) und Trankebar (dänisch). S. Hamilton's „Description of Hindostan", Lond. 1820, 2 Bde., 4.

Hindus, die Ureinwohner Ostindiens, eine uralte Nation, menschenfreundlich, gutmüthig, fleißig und durch Wissenschaften und Künste schon in jenen Zeiten verfeinert, als die meisten ihrer asiatischen Nachbarn noch auf der ersten Stufe der Bildung standen, die Griechen noch im Dunkel verborgen lagen und die Völker von Europa sämmtlich noch die gemeinsten Kunstbedürfnisse des menschlichen Lebens entbehrten. Sie bilden ein zahlreiches Volk, welches seit Jahrtausenden auch unter fremder Herrschaft seine Nationalität behauptet hat, indem es noch jetzt seine eigenthümliche Sprache, Schrift, Verfassung, Religion, Sitten, Gebräuche und Lebensart besitzt. Was ihre Leibesfarbe und Gestalt betrifft, so sind die Hindus ein Volk von gelbbrauner Farbe; jedoch sind die höhern und reichern Stände beinahe so weiß wie die Europäer. Ihr Körper, von etwas mehr als mittler Größe, ist regelmäßig gewachsen, gut gebaut und besonders sehr geschmeidig und gelenk. Sie zeichnen sich hauptsächlich durch ihre kleinen Hände aus. Der Mangel heftiger Leidenschaften und Nüchternheit, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Genügsamkeit, Gastfreundschaftlichkeit, Dienstfertigkeit zeichnen sie vortheilhaft aus. Zwar gibt es unter ihnen sehr kriegerische Völkerschaften, doch wirft man ihnen Liebe zur Ruhe, Langsamkeit und Geiz vor. Sie besitzen viele Geistesfähigkeiten, nur fehlt es ihnen heutiges Tages an der nöthigen Entwickelung derselben. Früher, ehe sie durch das Joch des fremden Despotismus erschlafft wurden, standen sie auf einer höhern Stufe der Bildung, man hat in ihrem Lande die Wiege aller Künste und Wissenschaften gesucht. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd, Berg- und Hüttenbau, Forstwissenschaften, Handwerke und Fabriken, Handel und Schifffahrt, verfertigen verschiedene, zum Theil äußerst kostbare Zeuche, vorzüglich von Baumwolle und Seide, worunter sehr feine Cattune und die schönsten und feinsten Musseline gehören, gemalte Leinwand, feine Shawls, schöne Matten, Corduan rc., und haben unnachahmliche Färbereien. Ihre Musik und Malerei sind noch sehr zurück; in der Tanzkunst, Bildhauer-, Land- und Wasserbaukunst haben sie es weiter gebracht. Sie kennen die Rechenkunst, Astronomie und Chronologie, und sind sehr große Liebhaber der Dichtkunst und des Gesanges. Einer der seltsamsten, auffallendsten, empörendsten und grausamsten Gebräuche der sonst so sanften Hindus ist das Verbrennen der Witwen mit ihren verstorbenen Männern, eine seit undenklichen Jahren unter den Hindus eingeführte Sitte; doch findet dieses Witwenverbrennen vorzüglich in den Ländern statt, welche von hinduischen Fürsten beherrscht werden. Merkwürdig ist die seit den ältesten Zeiten eigenthümliche Volksabtheilung in viele von einander abgesonderte Rangordnungen, Stämme oder Classen (von den Europäern **Kasten** genannt). Es gibt vier edle und eine fünfte unedle Hauptkaste. Die vier edlen Kasten sind, zum großen Nachtheile der Landescultur, wesentlich und auf immer von einander abgesonderte Nationalclassen, sodaß keine in die andre übergehen kann, keine sich in der Regel mit der andern weder durch Verheirathung, noch auf irgend eine andre Art vermischen, auch nicht ein Stand die Lebensart und Verrichtungen des andern ergreifen darf. Aller Unterschied ist hier aufs strengste genommen, erblich und persönlich, alle Vorrechte und Einschränkungen sind angeboren, und Niemand kann werden, wozu ihn die Natur geschickt macht, sondern muß werden, wozu ihn die Geburt berechtigt, oder bleiben, wozu ihn die Geburt verdammt hat. Die geringste Verletzung dieser Grenze wird theils mit Ausschließung, theils auch in besondern Fällen mit Todesstrafe geahndet. Selbst der Unterschied mit Nahrungsmitteln ist genau angeordnet. Den drei obern Kasten sind alle Arten von Fleischspeisen verboten, der vierten wieder der uneingeschränkte Genuß derselben (mit Ausnahme des Rindfleisches) verstattet, und nur die niedrigsten Classen der fünften Kaste dürfen Alles, was ihnen beliebt, an Fleisch sowol als andern Nahrungsmit-

teln genießen. Je niedriger die Stammordnung eines Hindu ist, desto weniger ist er in seiner Lebensweise in Rücksicht auf Speise und Getränke eingeschränkt; dagegen nehmen aber in dem Grade der mindern oder größern Erniedrigung die übrigen lästigen Einschränkungen zu. Die erste und edelste Kaste heißt Brahmana, und ist die Kaste der Braminen, Bramanen oder Brahmanen, welche Priester, Gelehrte, Lehrer der Schulen und Akademien, Gesetzverständige und Staatsbeamte sind. (S. Braminen.) Die zweite edle Stammordnung heißt Kschetria oder Kschetrija, welche die Kschetrier oder Radschaputra, die Könige und Krieger begreift. Den Namen Rasputen, Radschaputren erhalten die Kschetrier vorzugsweise in ihren alten hindostanischen Erbländern. Die dritte edle Kaste heißt Waischja, deren allgemeine Bestimmung der Ackerbau, die Feld- und Gartenarbeit, die Viehzucht und der Handel ist. Als Kauf- und Handelsleute heißen sie Wannija, gewöhnlich Banianen genannt. Die vierte edle Kaste heißt Schudra, und begreift unter dem Namen der Schudren oder Schudrier die Künstler und Handwerker. An die vier edeln Kasten mit ihren Unterabtheilungen schließt sich eine Menge vermischter oder unreiner Abtheilungen derselben an, Afterclassen der vier edeln Kasten, Burum Ssunker genannt, welche aus mannigfaltigen Mißheirathen der verschiedenen Glieder oder Stände der vier edeln Kasten entstanden sind, auf denen zwar nicht die strenge Verachtung der fünften unedeln oder verworfenen Menschenclasse haftet, die aber doch außer den Schranken der reinen vier edeln Kasten versetzt sind. Diese vermischten Kastenzweige machen zuletzt den Übergang zu der fünften unedeln Kaste, welche Mischa, Paria (s. d.), Chaklys und Peleja heißt, d. i. verächtliche, schlechte, unreine, unedle Menschenclasse. Diese Kaste besteht aus den unglücklichen Menschen, welche alle Das thun müssen, was sonst Niemand, ohne sich zu verunreinigen, thun darf. Sie werden nicht nur selbst als unrein geachtet, sondern verunreinigen auch alle Personen und Dinge, denen sie zu nahe kommen. Sie sind deßhalb auf alle Art im bürgerlichen Leben nachtheilig ausgezeichnet und durch vorgeschriebene Regeln in Rücksicht ihrer Lebensart, Wohnung und Habseligkeiten gebrandmarkt, dürfen die Pagoden oder Tempel der übrigen Kasten nicht besuchen, sondern haben ihre abgesonderten, eignen Pagoden und Religionsübungen, dürfen die Häuser der andern Kasten nicht betreten (wenn es ja aus Unvorsichtigkeit geschieht, oder im Falle der Nothwendigkeit nicht verhütet werden kann, wird ein solcher Ort auf religiöse Art gereinigt), müssen die öffentlichen Märkte vermeiden, dürfen sogar nur ihre eignen Brunnen haben, die sie zur Warnung mit Thierknochen einfassen müssen, wohnen in elenden Hütten von Städten und Dörfern entfernt, sind von aller gesetzlichen Nahrungsweise der übrigen Kasten ausgeschlossen, und essen daher auch Rind- und alles andre Fleisch ohne Unterschied. Zu den Hindus gehören die Seiks, Dschaten, Rasputen, Maratten, Singalesen, Tamuler, Wadtuger, Gikhers oder Kakaren, Grassias, Gounds oder Goands, Kallers oder Kallier rc., wovon einige von der mohammedanischen Religion übergetreten sind, andre, wie Seiks, ihre eigne Religion haben. (M. vgl. Indien, Indische Literatur, Indische Mythologie und Religion und Indische Sprachen.) Der Abbé Dubois, welcher 30 Jahre in Ostindien lebte, hat in s. Werke „Moeurs, institutions et cérémonies des peuples de l'Inde" (Paris 1825, 2 Bde.) die Hindus ebenso treu als lebendig und vollständig geschildert.

Hinken. Wir erwähnen hier nur einer Art des Hinkens, der Coxalgie oder des freiwilligen Hinkens der Kinder, welches neuerlich genauer (vorzüglich von Albers und Ficker) beobachtet und untersucht worden ist. Die Krankheit selbst kannte man zwar schon in den frühesten Zeiten, doch wurde sie stets falsch beurtheilt. Sie kann in jedem Lebensalter vorkommen, vorzüglich aber ist sie bei Kindern von drei bis zwölf Jahren beobachtet worden. Sie besteht in einer allmälig ausgebildeten kranken Beschaffenheit einzelner oder aller Gebilde des Hüftgelenkes. Die Bänder-,

Drüsen=, Knorpel= oder Knochensubstanz dieses Gelenkes schwillt an und wird entzündet. Die Entzündung geht in Eiterung über; allmälig wird die Gelenkpfanne von den angeschwollenen Theilen und dem ergossenen Eiter verengert, der Schenkelkopf hervorgedrängt und dadurch die kranken Gliedmaßen verlängert. Zuweilen wird der hervorgetriebene Schenkelkopf durch das Gewicht des Körpers u. s. w. an den obern Rand der Pfanne gedrückt und die anfangs verlängerten Gliedmaßen etwas verkürzt. In der frühesten Periode dieses Übels klagt der Kranke über eine ungewöhnliche, Morgens beim Aufstehen bemerkbare Steifigkeit des Schenkelgelenkes, Stiche in der Tiefe desselben, die Abends wiederkehren, ein Gefühl von Ermüdung und Lähmung, welches den Kranken oft während des Gehens auszuruhen und den kranken Schenkel etwas nachzuschleppen nöthigt. Diese Periode wird bei jungen Kindern meist verkannt, und man wird oft erst aufmerksam auf das Übel, wenn schon die zweite Periode eintritt, in welcher die Leistendrüsen schmerzhaft anschwellen, die Schmerzen im Gelenke, besonders auch im Knie heftiger und anhaltender werden, die Abmagerung des Schenkels und das Hinken zunimmt. Der Eiter bahnt sich endlich einen Weg nach außen. Wenn die Heilung nicht gelingt, so erfolgt zuletzt Abzehrung, welche den Tod herbeiführt. Es ist demnach von der größten Wichtigkeit, diesem Übel wo möglich in seiner ersten Periode zu begegnen, und sobald ein Kind von selbst einen ungleichen und hinkenden Gang bekommt, die Hülfe des Arztes zu suchen. H.

Hintergrund, s. Grund.

Hiob ist der Held eines sehr alten Lehrgedichts, das der Kanon des Alten Testaments bis auf unsere Zeiten gebracht hat. (S. Hebräische Literatur.) Der Gegenstand ist eine Theodicee, wie sie ein frommer Sinn, der die Unfähigkeit des menschlichen Verstandes, über die göttlichen Motive der Vorsehung und des Menschenschicksals abzuurtheilen, und die Nothwendigkeit, sich den Fügungen Gottes gläubig zu unterwerfen, anerkennt, was die Hauptideen betrifft, noch heute nicht anders geben würde. Diesem Thema und der religiösen Richtung des Gedichts gemäß, ist seine Handlung im Himmel, und was die Menschen, die sich gegen den Herrn des Schicksals nicht anders als leidend verhalten können, dabei thun, nur Reflexion und Ausdruck des Gefühls. Aber in diesen Reflexionen und Herzensergießungen zeigt sich ein Leben, eine Kraft und Innigkeit, in diesen Dialogen ein Wettkampf mit den stärksten Waffen des Geistes um die höchsten und heiligsten Wahrheiten der Menschheit, der das Gespräch wieder zur lebendigsten Handlung macht. Stärker als irgendwo werden wir hier belehrt, es sei Vermessenheit, die Rathschlüsse Gottes beim Glück und Unglück der Menschen ergründen zu wollen, sein Rath sei wunderbar und er führe Alles herrlich hinaus. Eine bis jetzt in Arabien und Syrien erhaltene Sage beweist ebensowie die unverkennbaren Spuren wahrer Natur in dem Gedichte selbst, daß es historischen Grund hat, und ein angesehener und frommer Emir, Namens Hiob oder Jacob, der in wenigen Stunden aller Reichthümer, die er besessen, sogar seiner Kinder beraubt, und selbst mit der furchtbarsten Krankheit heimgesucht ward, in Idumäa gelebt haben möge, ja an einigen Orten, wie bei Damask, will die Sage noch sein Grabmal nachweisen. Wie viel die Phantasie des Dichters hinzugethan und umgebildet hat, läßt sich nicht ausmitteln; daß er aber den vorzüglichsten Dichtern aller Zeiten an die Seite gesetzt zu werden verdient, zeigt die Größe und Eigenthümlichkeit seiner Compositionen, die lebendige Natur und Frische seiner Farben, die ergreifende Stärke und Wahrheit seiner Situationen und Darstellungen der Empfindungen, die Fruchtbarkeit und Fülle seiner Sprüche, die Hoheit und Lauterkeit seiner Gesinnungen, und jene himmlische Würde bei aller Einfalt der Natur, die Niemand erkünsteln kann, dem Gott nicht mit dem Lichte des Genies zugleich den Funken der frommen Begeisterung verlieh. Der geschmackvollste Übersetzer und Beurtheiler dieses Gedichts, Stuhlmann („Hiob,

ein religiöses Gedicht", Hamburg 1804), bestreitet die frühere Meinung, daß Moses der Verfasser desselben sei, weil es durchaus keine Mosaischen Ideen enthält. Eben darum, und sowol wegen der darin merkbaren philosophischen Richtung als auch wegen des der Sprache der Salomonischen Schriften am nächsten kommenden Ausdrucks wird es mit der größten Wahrscheinlichkeit unter die Erzeugnisse des Salomonischen Zeitalters gesetzt, wenn schon eine ältere Sage dabei benutzt worden sein kann.

Hippel (Theodor Gottlieb v.), geb. 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen, wo sein Vater Schulrector war, zeigte als Knabe einen großen Hang zur Einsamkeit und religiösen Schwärmerei, wohin ihn seine lebendige Einbildungskraft führte. Den Unterricht seines Vaters und des dortigen Predigers, vorzüglich in Sprachen, nahm er schnell auf, und ging, erst 15 Jahr alt, auf die Universität Königsberg, um Theologie zu studiren; daneben trieb er noch Philologie, Mathematik und Philosophie. Großen Einfluß auf sein künftiges Leben hatte seine Bekanntschaft mit dem holländischen Justizrath Woyt, einem berühmten Juristen, welcher den geistreichen Jüngling in sein Haus aufnahm und vielfach unterstützte. Durch ihn erhielt er Kenntniß der holländischen Sprache und einige Neigung zur Rechtswissenschaft. Noch bedeutender ward ihm die Bekanntschaft mit dem zu Königsberg sich aufhaltenden russischen Lieutenant von Keyser, der ihn 1760 mit nach Petersburg nahm und ihn zuerst in die Kreise der Vornehmen einführte. Ungeachtet sich ihm hier herrliche Aussichten eröffneten, trieb ihn doch die Liebe zum Vaterlande zurück nach Königsberg. Hier übernahm er in einer sehr gebildeten adeligen Familie eine Hauslehrerstelle, und benutzte diese Gelegenheit, verschiedener Menschen Sitten und Charaktere kennen zu lernen und sich in ihrem Umgange auszubilden. Dadurch ward er sich zugleich seiner Bestimmung und seines Strebens in einem hohen Geschäftskreise, in dem vollen Genusse der Ehre und Güter des Lebens seine Geisteskräfte wirksam anzuwenden, immer mehr bewußt. Noch mehr brachte diesen Plan die Liebe zur Reife, indem der Gegenstand seiner Neigung an Stand und Vermögen über ihn erhaben war und er nur durch das angestrengteste Bemühen demselben näher zu kommen hoffen konnte. Zum Mittel wählte er die Rechtsgelehrsamkeit, deren Studium er sich nun ganz widmete, weil sie ihm eine schnellere Bahn zu hohen Ehrenstellen und Gütern versprach und eine umfassendere Sphäre des Geschäftslebens eröffnete. Schon 1762 verließ er daher jene Familie wieder, indem er nun mit der unglaublichsten Selbstverleugnung, sogar in Hinsicht der äußern Lebensbedürfnisse, und mit dem muthigsten, angestrengtesten Eifer das unverrückte Ziel seiner Leidenschaft — Würden und Reichthum — verfolgte und schnell erreichte. Als er es errungen, entsagte er dem Besitze der Person, die er geliebt hatte, um im ehelosen Stande seinem Streben nach immer ausgebreiteter Thätigkeit und Würde ganz zu leben. Zuerst machte er sich als Rechtsconsulent durch seine Einsichten, Klugheit und Beredtsamkeit geachtet und bekannt. Sein Ansehen stieg und damit die Vortheile seiner Lage. Er schritt von einem Posten zum andern. Seine Pünktlichkeit und Leichtigkeit als Geschäftsmann besiegten jede Schwierigkeit und ertheilten den Ämtern, die er bekleidete, eine noch höhere Würde. 1780 ward er endlich dirigirender Bürgermeister in Königsberg und Polizeidirector, mit dem Charakter eines Geh. Kriegsraths und Stadtpräsidenten. Als solcher ließ er den Adel seiner Familie vom Kaiser erneuern. Bei der Besitznahme von Danzig wurden ihm Geschäfte übertragen, welche er, wie immer, mit der größten Betriebsamkeit und Geschicklichkeit verwaltete. Darauf kehrte er nach Königsberg zurück und endete 1796 sein thätiges und nützliches Leben. Er hinterließ ein Vermögen von 140,000 Thlrn. Sein Leben und Charakter waren voll Sonderbarkeiten und Widersprüche: Schwärmerei, Neigung zum Aberglauben bei einem hellen, aufgeklärten Verstande, eine an Andächtelei grenzende Frömmigkeit und warmer Tugendeifer bei starker Leiden-

schaft und Sinnlichkeit, eine fast schwärmerische Freundschaft bei Verschlossenheit gegen seine liebsten Freunde, Herrschsucht und Strenge bei Heiterkeit und einem feinen Betragen, waren ihm vor Allem eigen. Alles aber war bei ihm jenen Triebfedern seines Lebens untergeordnet. Daher Kant ihn einen Plan- und Centralkopf nennt, der mit der größten Leichtigkeit Plane entwerfen und ebenso schnell und standhaft ausführen konnte. Ebenso eigenthümlich ist er in seinen Schriften, in welchen er, so lange er lebte, ein strenges Incognito liebte. (S. Borowski, „Über die Autorschaft des Verfassers des Buchs über die Ehe", Königsberg 1797.) Sie gehören zu den geistreichsten Werken der deutschen Literatur und nehmen den ersten Rang in der seltenen Classe humoristischer Geisteserzeugnisse ein. Eine reiche Ader des Witzes und der Laune strömt in ihnen. Auf dem Grunde liegt ein gewichtiger Ernst und bricht zuweilen unvermerkt hervor; die bilderreiche Phantasie aber spielt in leichten kühnen Sprüngen und Abschweifungen ihr ungezügeltes Spiel. Auch sind seine Werke noch durch tiefe Beobachtungen, Fülle der Menschenkenntniß und daraus hervorgegangene Schilderungen bekannter Zeitgenossen sehr anziehend, wie überhaupt sein freundschaftlicher Umgang mit mehren geistreichen Menschen (z. B. mit Hamann und Kant) ihm einen Reichthum mannigfaltiger Ideen für seine Schriften lieferte. Die wichtigsten und berühmtesten derselben sind: 1) „Über die Ehe"; zuerst 1774, 5. Aufl. 1825. Hieran schließt sich 2) eine spätere Schrift „Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber", Berlin 1792, und 3) sein Nachlaß „Über weibliche Bildung", Berlin 1801. Sonderbar ist es, daß er in seiner ersten und gelesensten Schrift den größten Lobredner der Ehe macht und doch selbst ehelos blieb. Nicht minder bekannt, obwol weniger verstanden, sind 4) seine „Lebensläufe nach aufsteigender Linie", nebst Beilagen A. B. C. in drei Thln., Berlin 1778—81. Eine eigenthümliche Laune, eine lebendige, oft glühende Einbildungskraft und ein reger Wahrheitssinn haben gleichen Antheil an diesem Werke. Unter dem glänzenden, oft blendenden Gewande kühner Bilder und witziger Aussprüche werden hier die Grundsätze einer ernsten Philosophie und einer gewandten Lebensweisheit mitgetheilt. Besonders suchte er in diesem Werke Kant's philosophische Ideen, dessen Kritik damals durch den Druck noch nicht bekannt geworden war, wie er sie früher aus seinen Heften und aus persönlichem Umgange mit Kant aufgefaßt und zu den seinigen gemacht hatte, auf die ihm eigenthümliche, immer aber geistvolle Weise mitzutheilen und zu verbreiten. Er hat in diesem Werke sich selbst und seine Freunde gezeichnet, und man lernt ihn dadurch von den verschiedensten Seiten kennen. Einen Commentar dazu liefert in dieser Hinsicht 5) Hippel's „Selbstbiographie", welche Schlichtegroll in seinem „Nekrolog" (1796, 2. Bd. u. 1797, 1. Bd., mit Hippel's Bildniß in Umriß) aufgenommen, berichtigt und ergänzt hat. 6) „Die Kreuz- u. Querzüge des Ritters A. bis Z" (2 Bde., Berlin 1793 und 1794), in welchem er, wie früher 7) in seinem „Zimmermann I. und Friedrich II., von Joh. Heinr. Friedr. Quittenbaum, Bildschnitzer in Hanover, London, gedruckt in der Einsamkeit 1790", viele politische Gegenstände und Zeitereignisse ernst, aber mit scharfer Satyre berührt. Auch einige Lustspiele, geistliche Lieder (Berlin 1772) und andre poetische Versuche sind von ihm bekannt geworden, unter welchen seine „Idyllischen Handzeichnungen nach der Natur", Berlin 1790, ein wirklich poetisches Interesse gewähren. T.

Hippias, Beherrscher der Athener, Sohn des großen Pisistratus, nach dessen Tode er mit seinem Bruder Hipparch die Regierung Athens gemeinschaftlich besorgte, bis dieser am Feste der Panathenäen, auf dem heiligen Zuge nach dem Minervatempel, beim Ausbruch einer von zwei jungen Griechen, Harmodius und Aristogiton, geleiteten Verschwörung ermordet wurde. Jetzt nahm Hippias die Zügel allein in seine Hand und rächte den Tod seines Bruders an dem Volke durch Auflagen, Verkauf der Ämter und Hinrichtung Aller, die nur einigermaßen sich ihm verdächtig machten, nachdem er durch die schrecklichsten Foltermartern sie zu

Geständnissen gezwungen hatte. Dies Loos traf sogar mehre seiner besten Freunde, da Aristogiton, voll Wuth und nur um dem Tyrannen wehe zu thun, jene als Mitverschworene nannte. Die Athener, müde, diese Grausamkeit länger zu ertragen, sannen auf Mittel, sich davon zu befreien. Die List mußte siegen über die Gewalt. Man fand den goldenen Schlüssel zum Allerheiligsten des delphischen Orakels, und dieses befahl den Spartanern, die Athener von der Herrschaft der Pisistratiden zu erlösen. In unbefangenem Glauben an die göttliche Pythia, deren Bestechlichkeit sie freilich wol nicht ahnen mochten, zerriß Sparta das freundschaftliche Band zwischen sich und dem Herrscher Athens, der nun dem vereinten Angriff unterlag. Hippias ward aus der Stadt und ihrem Gebiete vertrieben (510 vor Chr.) und Athen athmete freier. Aber die Mittel, mit denen es die Stimme des Orakels für sich gewonnen hatte, blieben kein Geheimniß, und voll Verdruß über diesen Betrug, verlangten die Spartaner die Wiedereinsetzung des Hippias, welches aber nicht gelang. Hippias suchte jedoch nun Schutz und Hülfe bei Artaphernes, persischem Statthalter in Sardes; er erlangte, daß Darius, der ohnehin auf die Athener wegen des Beistandes, den sie den asiatischen Griechen gegen ihn geleistet hatten, noch sehr erbittert war, von ihnen die Aufnahme des Hippias foderte. Die bestimmte Verweigerung dieses Verlangens entflammte den ersten Krieg der Perser gegen die Griechen Europas. Aber die Schlacht bei Marathon (490) vernichtete mit des Darius Heer zugleich des Hippias Wünsche und Hoffnungen; er selbst fiel an diesem heißen Tage mit dem Schwert in der Hand. — Den Namen **Hippias** führte auch ein Sophist.

Hippiatrik, die Pferde- oder Roßarzneikunst.

Hippocentauren, nach den Mythologen Zwittergeschöpfe aus der Begattung eines Centauren mit einer Stute entstanden. Nach der Wortabstammung höchst wahrscheinlich ein Reiter, der vom Pferde herab einen Stier durchbohrt, da diese Benennung aus den Wörtern *ιππος, κενταν* und *ταυρος* zusammengesetzt ist.

Hippodamia hießen mehre Frauen des Alterthums, z. B. die Gemahlin des **Pirithous** (s. d.), Königs der Lapithen. Die berühmteste ist wol die schöne Tochter des Königs von Pisa in Elis, des Önomaus. Weil diesem geweissagt worden war, sein künftiger Eidam werde ihn tödten, so machte er die Bedingung, daß Jeder, der sich um seine Tochter bewerben würde, mit ihm ein Wettrennen zu Wagen bestehen, und wofern er, ehe sie an das Ziel kämen, ihn erreichte, durch seine Hand fallen sollte. So gelang es ihm, 13, nach Andern gar 17 Freier zu tödten, bis endlich Pelops durch Bestechung des Wagenlenkers es dahin brachte, daß Önomaus mitten im Rennen stürzte, wobei er sein Leben verlor. So wurde Hippodamia die Gemahlin des Pelops und Mutter des Atreus und Thyestes. Sie tödtete sich selbst aus Gram über den Vorwurf, diese ihre Söhne zum Brudermord verleitet zu haben.

Hippodromus (von *ιππος*, Pferd, und *δρομος*, Lauf, Roßlauf) hieß bei den Griechen und Römern der öffentliche Platz, wo die Wettrennen zu Roß und zu Wagen gehalten wurden: Rennbahn. Unter allen Hippodromen Griechenlands war der zu Olympia, von welchem sich eine Beschreibung bei Pausanias findet, der merkwürdigste. Nächst ihm ist wol keiner merkwürdiger als der zu Constantinopel, welcher noch jetzt den Wanderer mit Erstaunen erfüllt. Severus begann den Bau dieses großen prachtvollen Platzes, und Constantin ließ ihn nach dem Muster des großen Circus in Rom beendigen. Zwei unabsehbar lange Reihen von geschmackvollen Säulen, die sich über einander erhoben und auf einer breiten Grundlage ruhten, umgaben und eine außerordentliche Menge von Statuen aus Marmor, Porphyr und Bronze, von Menschen und Thieren, Kaisern und Athleten, verzierten ihn. Unter andern merkwürdigen Kunstgebilden standen hier auch die

vier bronzenen Pferde des Lysippus, die aus Griechenland nach Rom, Constantinopel, Venedig und Paris gewandert und jetzt wiederum nach Venedig zurückgekehrt sind. Die Türken nennen diesen Platz Atmeidan, d. i. Roßplatz, und erinnern dadurch noch an seine ehemalige Bestimmung. Er ist gegenwärtig 400 geometrische Schritte lang, 100 breit und, manche kleine Unregelmäßigkeit abgerechnet, fast viereckig, und noch befinden sich hier, wenn schon vom Zahne der Zeit etwas benagt, einige sehr merkwürdige Alterthümer. S. Heyne (Commentar. S. R. G.), „Über die Kunstdenkmäler in Constantinopel", und Murhard's „Gemälde von Constantinopel". dd.

Hippogryph, Roßgreif, ist der Name eines fabelhaften Thieres, das man sich als einen Greif dachte, dessen Körper in ein Roß endigte. Es war ein Symbol Apollo's, man weiß nicht genau, ob des Musen- oder Sonnengottes. Buonarotti meint, die Griechen hätten dieses Symbol mit dem Cultus Apollo's vom Orient aufgenommen, ohne dessen Bedeutung eigentlich zu kennen; und dies ist nicht unwahrscheinlich. Wenn das Symbol ursprünglich dem Sonnengotte gehörte, so gab es doch hin und wieder ein Dichter auch dem Musengotte statt des Pegasus, und so ruft unser Wieland im Oberon: „Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen" u. s. w. dd.

Hippokrates, der berühmteste griech. Arzt, Stifter einer eignen Schule der Arzneikunde, ja des ersten Versuchs einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Medicin überhaupt. Er war auf der Insel Kos, in der Stadt gl. N., 456 vor Chr. geboren und ein Abkömmling des berühmten Geschlechts der Asklepiaden, welche ihren Ursprung von Äskulap herleiten, sodaß Hippokrates in der Reihe der siebzehnte gewesen wäre. Sein Vater, Heraklides, war auch Arzt, der seinen Sohn selbst unterrichtete. Seine Erziehung und sein Unterricht sind sehr sorgfältig und denen der vornehmen Familien der damaligen blühendsten Epoche Griechenlands gleich gewesen. Wahrscheinlich ist es, daß er den Unterricht der damaligen Philosophen in Athen, besonders auch Heraklit's, mitgenossen hat. Die meiste Zeit seines Lebens brachte er außerhalb seiner Vaterstadt in verschiedenen Städten Griechenlands zu, um in seiner Kunst sich immer mehr zu vervollkommnen. Am meisten hielt er sich in Thracien und Thessalien, besonders auf der thracischen Insel Thasus auf, hat aber wahrscheinlich auch einen großen Theil von Asien durchreist. Er starb im 90. J. seines Alters. Nicht alle Schriften, die unter dem Namen der Hippokratischen noch vorhanden sind, können diesem Einzigen zugeschrieben werden. Es haben Mehre dieses Namens gelebt. Einige der Hippokratischen Schriften wurden ihm, besonders zur Zeit der alexandrinischen Schule, untergeschoben. Andre sind zwar echt, aber von seinem Sohne Thessalus oder von Andern seiner Nachkommen gesammelt, verändert, erklärt, mit Zusätzen vermischt worden. Die als echt anzusehenden Schriften des Hippokrates sind: das erste und dritte Buch von den Landseuchen; Aphorismen; das Buch von der Lebensordnung; von der Luft; den Wassern und der Ortsbeschaffenheit; von der Vorhersagung; einige chirurgische Bücher; die Eidesformel; das Gesetz. Die geschätzteste Ausgabe (griech. und latein.) ist die genfer von 1657 in 2 Bdn., Fol. Nächstdem nennen wir die Ausgabe von Van der Linden (Leiden 1665, 2 Bde.) und von Chartier (Paris 1639—79, 13 Bde., Fol., zugleich mit dem Galen); die neueste ist von Kühn, von der 1825 zu Leipzig der erste Band erschien. Hippokrates war ein eifriger, unermüdeter Beobachter der Natur und sah die Krankheiten mit einem freien Geiste ohne Befangenheit irgend eines Systems; daher wir die schönste Beschreibung des weder durch Arzneimittel, noch durch irgend ein ungestümes und voreiliges Einwirken gestörten Verlaufs derselben von ihm haben. Er konnte so die Heilkraft der Natur und die Wege, auf welchen sie die Heilung der Kranken bewirkt, auch die Mittel, welche sie in ihrem Geschäfte unterstützten, am besten kennen lernen. Ein Lebens-

princip nahm er zwar als Grundkraft des lebenden Körpers an (Enormon), von welchem Leben, Gesundheit und Krankheit abhängen sollten; allein er erklärte sich hierüber nicht deutlicher, ließ sich auch auf vielerlei Hypothesen und Untersuchungen über das Wesen der Krankheit nicht ein. Desto mehr Rücksicht nahm und empfahl er auf die äußern Einflüsse, als entfernte Ursachen der Krankheiten, besonders Luft, Nahrungsmittel, Klima, Wohnort, selbst die Verhältnisse des Kranken. Er beobachtete, daß die Natur im Verlauf der Krankheiten sich an gewisse Perioden des Wachsthums und der Abnahme hielt, und wurde dadurch auf seine Lehre von den kritischen Tagen geleitet. In seiner Heilmethode nehmen die diätetischen Vorschriften den vornehmsten Platz ein, die er nach Beschaffenheit der Kräfte einzurichten empfahl. Dabei ging sein Bestreben dahin, die Bewegungen der Natur zu beobachten, zu leiten, nachzuahmen, nach Bedarf zu verstärken oder zu mäßigen. Im Wachsthume der Krankheit unternahm er nicht gern etwas Entscheidendes, z. B. Ausleerungen, um die Natur in ihrer heilsamen Bearbeitung (Kochung) der Krankheitsstoffe nicht zu stören; er kam aber in und nach der Entscheidung der Absonderung und Ausleerung des Krankheitsstoffes der Natur durch Ausleerungsmittel zu Hülfe. Sein eigentliches Verdienst um die Arzneikunde bestand also vorzüglich darin, daß er sie von den unfruchtbaren Grübeleien der damaligen philosophischen Secten befreite, aus dem bisherigen, beinahe ausschließenden Besitz der Priester zum gemeinschaftlichen Gute jedes Andern, der sie erlernen wollte, machte; daß er ohne Hypothesensucht den Gang der ungestörten Natur mit hellem Auge und erleuchtetem Geiste beobachtete und seine Erfahrungen mit gewissenhafter Treue wiedergab; daß er auf die Wichtigkeit der äußern Einflüsse, auf die heilenden Kräfte der Natur u. auf die Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Diät aufmerksam machte, und die Lehre von den Zeichen und von der Vorhersagung in Krankheiten mit einer Menge in der Natur begründeten, den großen Scharfsinn und sein göttliches Genie, den innern Beruf und das Talent zum Arzte beurkundenden Beobachtungen bereicherte. H.

Hippokrene (Roßquell), ein Quell, welcher von dem Helikon, diesem den Musen heiligen Berge in Böotien, mit begeisterndem Wasser herabsprudelte und deßhalb selbst den Musen und dem Apollo heilig war. Wer aus ihm trank, fühlte sich zu Gesang begeistert. Er sollte aus dem Hufschlag des Pegasus entstanden sein.

Hippolytus, s. Phädra.

Hippolytus a Lapide, ein angenommener schriftstellerischer Name, worunter höchst wahrscheinlich Bogislav Philipp von Chemnitz, ein Enkel des berühmten Theologen Martin Chemnitz, versteckt ist, welcher 1605 zu Stettin, wo sein Vater Kanzler war, geboren ward und 1678 als schwedischer Historiograph auf seinem Gute Hallstädt in Schweden starb. Durch s. 1640 erschienene Schrift „De ratione status in imperio nostro Romano-Germanico" wurden die bisher gemißbrauchten kaiserlichen Gerechtsame in ihre Grenzen zurückgewiesen und dem Staatsrecht eine freiere Behandlungsweise vorbereitet. Ungeachtet man sich dieser Richtung halber, die man gern für aufrührerisch erklärt hätte, alle Mühe gab, das Werk zu unterdrücken oder gar zu vernichten, konnte doch die Wirkung davon nicht aufgehoben werden, und es trug zu den Folgen, welche aus dem dreißigjähr. Kriege für die Gerechtsame der Stände hervorgingen, nicht wenig bei. dd.

Hirschberg, nächst Breslau die vornehmste Handelsstadt Schlesiens, besonders in Ansehung des Leinwandhandels, liegt im Fürstenthume Jauer und im Regierungsbezirke Liegnitz, wo die Flüsse Bober und Zacke sich vereinigen. Sie hat 824 H., über 6200 Einw., theils Katholiken, theils Evangelische, und ein gutes Gymnasium. Merkwürdig sind die Bleichen der Stadt. In guten Jahren betrug die Ausfuhr der Leinwand u. s. w. über 2,000,000 Thlr.; 1816 wurden

für 269,000 Thlr. Leinwand versendet. Außerdem hat Hirschberg bedeutende Tuchmanufacturen, eine Zuckersiederei u. s. w. — Eine Meile von der Stadt liegt **Warmbrunn** mit seinen berühmten Bädern. Der hirschberger Kreis enthält auf 11 □M. über 47,000 Einw., die größtentheils von der Leinwandfabrication leben, denn der Boden ist wenig fruchtbar.

Hirschfeld (Christian Cay Lorenz), Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften zu Kiel, mit dem Titel als Justizrath, geb. 1742 zu Nüchel, einem Dorfe bei Eutin, wo sein Vater Prediger war, studirte seit 1756 auf dem hallischen Waisenhause und nach vier Jahren auf der dasigen Universität, nach dem Wunsche seiner Verwandten, Theologie, nach seiner eignen Neigung Philosophie, Ästhetik, Geschichte und Alterthümer. Nach seiner Zurückkunft ins väterliche Haus ward er als Lehrer einer Prinzessin und zweier Prinzen von Holstein-Gottorp angestellt, ging mit den Letztern 1765 auf Reisen, gab aber nach zwei Jahren diese Stelle auf und lebte einige Jahre unabhängig in Leipzig. Die Muße widmete er der Ausarbeitung mehrer Schriften, und in einem Zeitraume von vier Jahren erschienen von ihm: „Das Landleben"; „Versuch über den großen Mann"; „Der Winter"; „Briefe über die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Schweiz". Sie zeigten ihn alle als einen denkenden Kopf und geschmackvollen Darsteller. Nachdem ihn diese Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hatten, ward er 1770 zum Secretair des akademischen Curatelcollegiums und außerordentl. Professor zu Kiel, 1773 aber zum ordentl. Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften ernannt. Mehre kleinere Schriften athmen denselben Geist wie die vorhin genannten; zwei derselben aber gelten ganz eigentlich als Vorläufer seines Hauptwerks. Diese zwei Schriften sind s. „Anmerkungen über die Landhäuser und die Gartenkunst" und s. „Kleine Theorie der Gartenkunst". Ungeachtet Hirschfeld das ganze Gebiet der schönen Kunst zu umfassen und in keinem Theile derselben ein Fremdling zu bleiben strebte, wollte er doch seine ganze Kraft einem besondern Felde widmen, um hier so eher Etwas von Bedeutung leisten zu können. Er wählte sich hierzu das noch wenig angebaute Feld der schönen Gartenkunst. Das Ergebniß seiner Bemühung war die „Theorie der Gartenkunst" (Leipzig 1779—85, 5 Bde., 4., m. Kpfn.), ein Werk, welches auch jetzt noch den Ruhm des vorzüglichsten in seiner Art behauptet. Ist auch die Theorie darin noch nicht erschöpft und bedarf gleich das Geschichtliche darin noch mancher Ergänzung und neuer Forschungen, so brach es doch zu diesem Allen die Bahn, gibt viele treffliche Ansichten und zeichnet sich durch seine Darstellung unter den theoretischen Werken über schöne Kunst so sehr aus, daß man es in dieser Hinsicht allerdings den classischen beizählen muß. Zum Behuf seiner Theorie machte er mehre Reisen nach Dänemark, Deutschland und der Schweiz, wodurch er sich zugleich in Verbindung mit vielen Freunden und Kennern dieses Fachs setzte, welche ihm möglich machte, seinen von 1782—89 herausgeg. „Gartencalender" und seine „Kleine Gartenbibliothek" (Kiel 1790) so reichhaltig auszustatten. Auf Befehl und Kosten seines Königs legte er 1784 zu Düsternbrok bei Kiel eine Fruchtbaumschule an, die in wenigen Jahren zu einer unerwarteten Vollkommenheit gedieh. Die Ergebnisse seiner hier und anderwärts gemachten Beobachtungen über Baumzucht theilte er in seinem „Handbuche der Fruchtbaumkunst" (Braunschw. 1788—89) mit. Er starb 1792. dd.

Hirt (Aloys), k. preuß. Hofrath, ordentl. Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften, Professor bei den Akademien der bildenden Künste und der Baukunst, und seit der Errichtung der Universität zu Berlin auch Professor der Archäologie, einer der berühmtesten jetzt lebenden Archäologen, vorzüglich als Kenner der alten Baukunst und Theoretiker im Fache der Architektur bekannt, welches auch seine Schriften über den Laokoon (in Schiller's „Horen", 1797, 10. und 12. St.), s. „Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunst", von welchem seit 1805 nur

das erste Heft (Berlin, 4.) erschienen ist, ferner seine als Mitglied der genannten Akademie gehaltenen und einzeln herausgegeb. Vorlesungen über den Tempel der Diana zu Ephesus, über den Tempel Salomon's, über das Pantheon zu Rom (in Wolf's u. Buttmann's „Museum der Alterthumswissenschaft"), s. „Anfangsgründe der schönen Baukunst" (Berlin 1804) u. A., vorzüglich aber sein großes Hauptwerk: „Die Baukunst nach den Grundsätzen der Alten" (mit 50 Kupfern, Berlin, Realschulbuchhdlg., 1809, Fol.) beweisen. Übrigens hat Hirt in mehren kleinen Aufsätzen, z. B. „Über das Kunstschöne" (im 10. u. 12. St. der „Horen", 1797), in einem andern, überschrieben „Charakteristik", als Hauptgrundsatz in den bildenden Künsten (im „Archive der Zeit", 1798, und im „Freimüthigen", 1805, Nr. 187), das Kunstschöne aus dem Charakteristischen zu erklären und die Charakteristik zum Princip und Zwecke der bildenden Künste zu erheben gesucht, welcher ästhetischen Behauptung von Fernow in s. „Römischen Studien" (1. Bd.) und von dessen Beurtheilern gründlich widersprochen worden ist. Von seinen Lebensumständen ist uns nur bekannt, daß er, 1759 in Donaueschingen geboren, früh Gelegenheit fand, nach Italien zu reisen und dort in Begleitung mehrer berühmten Personen, deren Führer er wurde, eine lange Zeit die berühmtesten Werke alter Baukunst zu studiren. Er reiste in Gesellschaft der Gräfin Lichtenau nach Deutschland zurück, wurde Lehrer des Prinzen Heinrich von Preußen und erlangte dann seinen gegenwärtigen Wirkungskreis.

Hirtenbrief, der Brief eines geistlichen Hirten, das Kreisschreiben eines Bischofs an die ihm untergeordneten Geistlichen, kirchliche Gegenstände betreffend.

Hirtengedicht, s. Idylle.

Hirzel (Hans Kaspar), Oberstadtarzt und Mitglied des großen Rathes zu Zürich, geb. daselbst 1725, starb 1803. Die Zeit seines Aufstrebens fällt in die erste Blüthe unserer schönen Literatur des 18. Jahrh. Unter Bodmer's Leitung ward er mit derselben zuerst bekannt, und nachher befreundete ihn das Schicksal mit Mehren von Denen, die damals am meisten für den Ruhm dieser Literatur wirkten. Mit Sulzer machte er eine Reise durch die Schweiz; in Berlin ward er mit Gleim, Ramler, Spalding und Sack bekannt; Kleist lebte einige Wochen bei ihm, und als Klopstock sich zu Zürich aufhielt, leitete Hirzel die angenehmsten seiner Vergnügungen, auch die berühmte Fahrt auf dem züricher See, die der Dichter in einer seiner schönsten Oden besang und Hirzel in einer anmuthigen Beschreibung darstellte. In die Reihe der Schriftsteller trat Hirzel erst in späterer Zeit und zeichnete sich da vornehmlich aus durch: „Die Wirthschaft eines philosophischen Bauers (Kleinjogg)" (Zürich 1761, 2. Aufl. 1774); „Das Bild eines wahren Patrioten (Blaarer von Wartensee)" (das. 1767, 2. Aufl. 1775); „Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen" (das. 1779); „Auserlesene Schriften zur Beförderung der Landwirthschaft" (das. 1792, 2 Bde.) u. a. m. Ungemein gelang ihm die Sprache für Philosophie des Lebens. Alle seine Schriften athmen Liebe zur Tugend, Begeisterung für sein Vaterland, republikanischen Geist und menschenfreundliche Gesinnungen. Wahr und stark dachte und schrieb er. Der Fluß seiner Rede strömt rein und ohne wildes Geräusch; seine Worte sind gewählt, ohne weit gesucht zu sein, alle bedeutend und in ihrer Stellung wohllautend.— Sein Bruder, **Salomon Hirzel** in Zürich, schrieb Mehres über die schweizerische Geschichte und starb 1818, 92 J. alt.— **Hans Kaspar Hirzel** der Sohn, Archiater, Stifter der Hülfsgesellschaft in Zürich, ein als Arzt und Geschäftsmann sehr verdienter Mann, geb. 1751, starb 1817. dd.

Hirzel (Heinrich), geb. 1766, studirte Theologie in seiner Vaterstadt Zürich, hielt sich nach seiner Aufnahme in den geistlichen Stand einige Jahre in Italien auf und ward nach seiner Rückkehr Professor der Logik und Mathematik in Zürich. 1809 erhielt er die mit einem Kanonikate verbundene Professur der Philoso-

phie am Carolinum daselbst. Die gebildete Welt kennt ihn als Verfasser von „Eugenias Briefen" (1811, 2 Bde., 3. Aufl. 1819, 3 Bde.). Der Verf. hat die meisterhaften Darstellungen mit Erinnerungen aus seinem Leben, mit den zartesten Seelengemälden der kindlichen Liebe, der Freundschaft und des Schmerzes über die entrissene Geliebte verwebt. Außer einigen Übersetzungen hat er kürzlich „Ansichten aus Italien" (Reiseberichte u. Beobachtungen von Ausländern mit Anmerk.) herausgegeben (Leipz. 1823 fg., 3 Bde.).

Hispanien nannten die Römer die ganze pyrenäische Halbinsel, jetzt Spanien und Portugal. Die Griechen bezeichneten es mit dem Namen Iberien; den Namen Hesperien (Abendland) aber gaben ihm die römischen Dichter. Spanien ward in den frühesten Zeiten bevölkert. Die ersten Einwanderer waren die Cyneter oder Cynesier, an der Südküste, die Tartesier, hinter den Säulen des Hercules, und die Sicaner und Siculer. Die ersten beiden Völker wurden wahrscheinlich von den Iberiern aus Gallien nach Spanien, und die beiden letztern wieder von den Iberiern aus Spanien nach Italien vertrieben. Den Iberiern, die ein freiheitliebendes, kriegerisches, aber auch grausames Volk waren, folgten die Celten, von denen ein Theil unvermischt unter dem Namen der Celtiker blieb, ein andrer Theil aber sich mit den Iberiern vereinigte und mit ihnen das tapfere Volk der Celtiberier bildete. Später kamen auch phönicische und griechische Colonisten und endlich auch Römer hinzu. Jene Colonisten wohnten besonders an der Meerenge, zeichneten sich durch Bildung aus und trieben ausgebreiteten Handel. Die ersten Eroberungen in Spanien machten die Carthager nach dem ersten punischen Kriege (um 240 fg. vor Chr.), zuerst unter Hamilkar, dann unter Hasdrubal, der Carthago nova (das jetzige Carthagena) anlegte. Die Römer setzten den Carthagern den Iberfluß zur Grenze; doch Hannibal eroberte Sagunt (s. d.) und gab dadurch die Losung zum zweiten punischen Kriege. Roms Heere vertrieben unter Scipio die Carthager; allein die Völker jenseit der Gebirge, die Celtiberier, Carbetaner, Vaccäer u. s. w., blieben frei, und die nördlichern und westlichern kannte man noch nicht. Diese, die bisher von dem Solde der Carthager und von der Beraubung der südl. Spanier gelebt hatten, fingen einen Krieg mit den Römern an, der erst nach 200 Jahren mit ihrer gänzlichen Unterjochung endigte. Cato war zuerst (um 196 vor Chr.) glücklich gegen sie und T. Sempronius Gracchus zwang die Celtiberier, um Frieden zu bitten. Die Habsucht, Treulosigkeit und Grausamkeit der römischen Feldherren reizten jedoch bald zu neuen Kriegen. Die Lusitanier ergriffen unter Viriathus die Waffen, unterwarfen sich aber, als die Römer Jenen durch List aus dem Wege geräumt hatten. Gleich darauf brach der numantische Krieg aus, den nach einem furchtbaren Kampfe Scipio Africanus durch Numantias (s. d.) Eroberung endigte (133 vor Chr.). Seitdem waren die Römer in ruhigem Besitze der Ost- und Südküste und wußten die Völker im südlichen Mittelland in Achtung zu erhalten. Der berühmte Sertorius unterwarf endlich die Celtiberier und Lusitanier ganz und nöthigte sie, römische Sitten und Kriegsgebräuche anzunehmen. Die Nordländer bezwang erst August in dem berühmten cantabrischen Kriege. Einzelne Völker, z. B. die Vasconen und Artabrer, blieben aber auch jetzt noch frei. Anfangs theilten die Römer Hispanien in Hispania citerior und ulterior, und nachher in Baetica, Lusitania und Hispania Taragonensis, und zuletzt in sieben verschiedene Provinzen. Das Land war schon in den ältesten Zeiten als fruchtbar und reich bekannt. Es hatte Überfluß an edeln und unedeln Metallen, welche die Phönicier von dort holten. Außerdem hatte es treffliche Pferde und Schafe und war fruchtbar an Wein, Öl und Getreide. (S. Spanien.)

Historie, s. Geschichte.

Historienmaler, **Historienmalerei**, s. Malerei und Historisch.

Historiker, s. Geschichtforscher und Geschichtschreiber.

Historisch heißt 1) im allgemeinen und dem Ursprunge des Worts angemessenen Sinne Alles, was man durch äußere oder innere Wahrnehmung kennen lernt, was zur Erfahrung gehört, oder sich auf dieselbe bezieht. In diesem Sinne wird es dem Empirischen gleich- und dem Rationellen oder Philosophischen (was durch bloßes Nachdenken oder reine mathematische Anschauung gewonnen wird) entgegengesetzt. Man redet daher von historischer Erkenntniß, d. h. derjenigen, welche aus Sinnesanschauung mittelbar oder unmittelbar entspringt und sich mithin auf Dasein und Beschaffenheit einzelner Gegenstände und Thatsachen bezieht, sowie von historischen Wissenschaften (in einem allgemeinern Sinne), d. h. systematischen Ganzen der Erfahrungserkenntnisse, welche sich mit Beschreibung der Gegenstände oder Erzählung der Thatsachen beschäftigen (Erfahrungswissenschaften), z. B. Geschichte, Geographie, Naturgeschichte; im Gegensatze der philosophischen oder Vernunfterkenntniß und der philosophischen Wissenschaften im Allgemeinen. Aber nicht bloß in Hinsicht der Quelle der Erkenntniß und der dadurch bestimmten Gegenstände derselben, sondern auch 2) in Hinsicht der Auffassung und Wiederholung der Erkenntnisse setzt man das Historische dem Philosophischen entgegen, und versteht dann unter letzterm, was mit Selbstthätigkeit des Verstandes aufgefaßt und wiederholt wird (rationales, philosophisches Wissen); unter ersterm aber, was nach fremder Einsicht, ohne Selbstthätigkeit des Denkens, gedächtnißmäßig aufgenommen wird (historisches Wissen). Wie nun der Ausdruck Historie und Geschichte insbesondere auf die Darstellung wichtiger Veränderungen des Menschenlebens beschränkt wird, so nennt man ferner auch 3) historisch und einen historischen Gegenstand alles Das, was in diesen bestimmten Kreis von Veränderungen u. mithin zum Stoffe der Geschichte, als Darstellung gedacht, gehört, oder sich auf diese Darstellung bezieht; daher historische Wissenschaften in einem engern Sinne diejenigen, welche sich nicht mit der Beschreibung des Vorhandenen (wie die Naturgeschichte, Botanik) und periodisch wiederkehrender Naturerscheinungen, sondern mit Erzählung der Veränderungen des Menschenlebens beschäftigen, die eigentliche Geschichte, Historie, und ihre Hülfswissenschaften. Nun aber können Begebenheiten und Veränderungen des Menschenlebens auch bloß als geschehen dargestellt und berichtet werden; mithin ist in dem Kreise dieser Darstellung genau zu unterscheiden 4) das streng Historische, was durch glaubwürdige Zeugnisse als wirklich geschehen erwiesen werden kann, mithin Thatsache im strengen Sinne des Worts ist, von Dem, was nicht reine Thatsache ist, sondern entweder nur auf einer Thatsache beruht und durch die Denk- und Anschauungsweise eines Volks fast unwillkürlich verändert und ausgebildet worden ist (Sage, Mythe), oder willkürlich, um zu täuschen, erdichtet, oder zu einem rein politischen Zwecke erdacht (gedichtet) worden ist (Dichtung im eigentlichen Sinne, Phantasie), letzteres möge nun geschehen sein können oder nicht (wie das phantastische Mährchen). Es wird daher das Historische nicht nur a) dem Mythischen und der Volkssage entgegengesetzt, obwol in der Geschichte des Ursprungs der Menschen und Völker Beides fast unzertrennbar verschmilzt und die mythische Zeit überall gleichsam als Morgendämmerung der historischen vorangeht, sondern auch b) dem rein Poetischen. Eine vollkommene Entgegensetzung findet aber auch hier nicht statt; denn das Wesen der Poesie beruht ja nicht auf Erdichtung, vielmehr bedient sie sich häufig historischer Stoffe, oder stellt die erdichtete Begebenheit als wirklich geschehen dar; sowie umgekehrt vieles Einzelne in der Geschichte poetisch ist, indem der Stoff zur anschaulichen und harmonischen Darstellung gebildet worden zu sein scheint, ja das Leben der Menschheit selbst, nach seinem vollendeten Umfang, einen poetischen Geist in sich tragen muß. Daß aber bei der Bearbeitung der Geschichte, als einer treuen Darstellung menschlicher Vergangenheit in ihren bedeutendsten Zügen, die Einbildungskraft das

geschichtliche Bild nur aus dem gegebenen und nach seiner Glaubwürdigkeit genau geprüften Stoffe unter chronologischen und geographischen Beziehungen zusammensetzen kann, indem der Geist des Historikers in den vorhandenen Materialien die vormals lebendigen Glieder einer vorhandenen Wirklichkeit entdeckt, und aus ihnen durch Betrachtung den zum Grunde gelegenen Geist derselben entwickelt, welcher ihn fähig macht, die Wirklichkeit gleichsam lebendig nachzubilden; daß dagegen in der Poesie die freie Phantasie, welche einzig zum Zweck des Schönen erfindet, oder den historischen Stoff, ungebunden durch eine Prüfung der Gegenstände nach ihrer Wirklichkeit (d. h. ob, wann und wie sie sich wirklich zugetragen haben), nach einer selbstgeschaffenen, dem Gegenstande verwandten Idee anordnet und anschaulich darstellt, das ist es, was die Historie, historische Kritik, historische Kunst, und (worin diese sichtbar ist) eine historische Composition, von Poesie, poetischer Kunst und Darstellung genauer unterscheidet. Von dieser Unterscheidung hängt auch die Unterscheidung des poetischen und historischen Styls ab. Denn die besondere Art und Weise, ein Ganzes von Gedanken durch die Sprache zu bezeichnen, wird durch die Natur der Gegenstände und den Zweck der Darstellung bestimmt. Bildlicher, idealisirender, affectvoller, kühner und ausgewählter ist immer der poetische; ruhiger, beständiger, gemäßigter und belehrender der historische Styl. Dieser wird durch gegebenen Stoff nothwendig bestimmt, jener mit dem Stoffe oder dessen Behandlungsart erfunden. Hierdurch wird auch das Epische (als eine besondere Art des Poetischen), welches in andrer und selbst historischer Hinsicht unter allen poetischen Gattungen am nächsten an das Historische grenzt, vorzüglich da beide erzählende Darstellungen sind, von diesem hinlänglich unterschieden werden können. (S. Wendt, „De confinio Poeseos epicae atque historicae", Leipzig 1811, 4.) Weil jedoch die Poesie auch historische Stoffe bearbeiten kann, so pflegt man in dem Gebiete der Poetik das Historische (z. B. historisches Schauspiel) auch dem rein Poetischen (obwol nicht immer dem Geiste nach), der Originaldichtung und, insofern die Allegorie größtentheils und in ihrer wahren Bedeutung nur auf Erfindung beruht, dem **Allegorischen** (s. d.) entgegenzustellen. Letztere Unterscheidungen und Bestimmungen gelten auch von den Werken der bildenden Kunst, namentlich in Sculptur und Malerei. In letzterer Kunst aber wird der Name des Historischen auch noch 5) in einer weitern Bedeutung gebraucht. Denn hier wird ein historisches Gemälde und Historienmalerei der Thier- und Landschaftmalerei oft entgegengesetzt, und darunter die malerische Darstellung menschlicher Figuren in bestimmten Zuständen oder Handlungen verstanden, sodaß auch mythische, allegorische, eigentlich historische oder Phantasiedarstellungen, ja selbst Conversationsstücke und Portraits, letztere jedoch mit Unrecht (denn in allen diesen, außer dem bloßen Portrait, werden die Handlungen und Zustände als wirklich dargestellt), dazu gerechnet werden, und der Ausdruck historischer Maler, oder besser Historienmaler, mit einem Figurenmaler gewöhnlich gleichbedeutend gebraucht wird. Es ist aber das historische Gemälde in diesem Sinn, besonders wenn es Handlung darstellt, unter allen übrigen Gattungen der Gemälde vom wichtigsten Inhalt und größten Umfange. Denn das Menschliche wird hier bald zu dem Göttlichen erhoben, bald das Göttliche in menschlicher Gestalt dargestellt, und kein andres Gemälde trägt in sich diese Mannigfaltigkeit, weil die menschliche Figur die sprechendste und bildsamste ist. Wo aber die Malerei a) durch Verbindung mehrer Figuren eine zusammengesetzte Handlung darstellt, und dadurch die Benennung der historischen vorzüglich verdient, weil wir hier eigentlich Etwas geschehen sehen und Veränderungen im Menschenkreise auf eine täuschende Weise zu erblicken glauben; da ist es eigentlich doch nur der festgehaltene Augenblick einer Handlung, welcher durch dieselbe dargestellt werden kann. Es soll aber ein solcher sein, welcher gleichsam den Mittelpunkt der Handlung enthält, und welcher das Vorher und Nachher dem sin-

nigen Zuschauer geschickt und leicht andeutet, mithin der sprechendste ist, und übrigens eine freie Mannigfaltigkeit malerischer Formen gewährt. Hier bedarf es bedeutender Charaktere, welche in die Erscheinung treten und durch eine Handlung vereinigt sind. Und darin besteht das Wesen des eigentlichen historischen Gemäldes. Endlich wird das Historische b) als reinhistorisch auch von den genannten Arten malerischer Gegenstände und ihrer Darstellungen, besonders dem Allegorischen, dem Idyllischen, dem komischen oder ernsten Charakter = und Conversationsstücke, ja selbst c) die historische Landschaft, welche die Copie einer wirklichen ist, von der idealen (besser erfundenen) Landschaft unterschieden. T.

Historische Composition, historische Kritik, historische Kunst, historischer Styl, historisches Gemälde, f. Historisch.

Historische Wissenschaften und historische Literatur, f. Geschichte, Geographie, Chronologie, Numismatik, Genealogie, Heraldik, Diplomatik, Alterthumskunde. Ein Verzeichniß aller brauchbaren, besonders von 1750 bis 1824 in Deutschland erschienenen Bücher über Geschichte, Geographie und deren Hülfswissenschaften ist die bei Enslin zu Berlin 1825 herausgekommene „Bibliotheca historico-geographica" (über 9000 Art.).

Histrionen. Als in Rom (353 v. Chr.) eine heftige Pest wüthete und schon viele Mittel fruchtlos zur Versöhnung der Götter angewendet worden waren, fiel man darauf, zu diesem Zweck auch Schauspiele, d. i. Bühnenspiele, welche in dem ganzen Alterthume eine religiöse und feierliche Beziehung hatten, anzustellen. In Rom waren diese damals noch nicht üblich; die kriegerischen Römer hatten sich bisher nur an Spielen im Circus, d. i. Wettrennen und Wettkämpfen, ergötzt. Man schickte also zu den Etruriern, von welchen die Römer überhaupt viele religiöse Gebräuche annahmen, und ließ von dort her Tänzer holen, welche auf einer dazu eingerichteten Bühne unter Begleitung der Tibia ihre, wahrscheinlich mimischen, Tänze aufführten. Die römische Jugend fand an diesem neuen Schauspiel Gefallen, ahmte Tänze nach und declamirte dazu scherzhafte Verse. Die Sache wurde durch einheimische Künstler ausgebildet und diesen der Name Histrionen (von einem etrurischen Worte, welches ein Tänzer oder Spieler bedeutet) beigelegt. Diese trugen nun allerhand komische Gedichte (Saturae, Satyren) declamirend und gesticulirend mit Musikbegleitung vor. Bald aber wurde die Declamation wieder von der Mimik getrennt. Durch Livius Andronicus, der aus diesen Satyren (im alten Sinne) die ersten förmlichen Komödien bildete (240 vor Chr.) und, wie damals gewöhnlich war, selbst aufführte, kam nämlich auf zufällige Veranlassung der Gebrauch auf, daß eine andre Person nebst dem Histrio den Text des Gedichts declamirte, welchen dieser durch Mimik darzustellen suchte. Nur im Dialog mußte der Histrio mitsprechen. Und seit dieser Zeit wird der Ausdruck Histrio ziemlich gleichbedeutend mit Pantomime, d. h. einem solchen Künstler, der bloß durch Geberdensprache darstellt, gebraucht, nur daß diese Mimik oft bloß begleitend und mehr mit Tanz vermischt war. So berichtet Livius (VII, 2). Die eigentlichen (declamirenden) Schauspieler blieben von den Histrionen getrennt. Ihre Kunst kam bald so in Aufnahme, daß die größten Männer, vorzüglich Redner, bei ihnen Unterricht nahmen. Daher wurden aber auch in der Folge die Ausschweifungen der Römer theils durch die unsittlichen Darstellungen, theils auch durch Unruhen und bedeutende Parteien, welche ihre öffentliche Aufnahme veranlaßte, so befördert, daß ihnen nicht nur unter den Kaisern mehrmals das Auftreten auf der Bühne untersagt werden mußte, und nur Privatdarstellungen erlaubt wurden, sondern dieselben auch einige Mal (z. B. unter Nero) aus der Stadt vertrieben und durch Gesetze auf mannigfaltige Weise beschränkt wurden. T.

Hobbes (Thomas), einer der scharfsinnigsten, aber auch wegen seiner, dem

religiösen und politischen Glauben seiner Zeit durchaus widersprechenden Ansichten sehr verrufener Schriftsteller, war der Sohn eines Predigers, geb. zu Malmesbury in England 1588. Er besuchte die Schule daselbst bis in sein 14. Jahr, wo er, schon ausgerüstet mit ausgezeichneten philologischen Kenntnissen, die Universität Oxford bezog. Hier studirte er mit vielem Eifer die damals herrschende Aristotelische Philosophie und Physik. Dann wurde er 1610 Hofmeister eines jungen Baron Hardwick, mit welchem er eine Reise durch Frankreich und Italien machte. Nach der Zurückkunft in sein Vaterland kehrte er mit neuem Eifer zu den Alten zurück; dadurch ward er der Scholastik immer abgeneigter. Noch größern Einfluß äußerte Baco auf ihn. Dies und sein eignes Nachdenken befestigten in ihm den Entschluß für eine bessere Philosophie zu wirken. Damals übersetzte er, nicht ohne Bezug auf seine Landsleute, welche großen Hang zur Demokratie zeigten, und um diese durch ein Bild der Unordnungen und Parteien, welches die griechischen Freistaaten gewähren, abzuschrecken, das geschichtliche Werk des Thucydides in seine Landessprache (herausgeg. 1628). 1629 ging er zum zweiten Mal als Hofmeister nach Frankreich, und benutzte seinen Aufenthalt daselbst zur Erweiterung seiner Kenntnisse in der Mathematik, durch welche seine philosophische Denkweise noch mehr ausgebildet wurde. Von 1631 an ward er Hofmeister eines jungen Grafen von Devonshire, machte mit demselben 1634 seine dritte Reise nach Frankreich und ging von da mit ihm nach Italien. Von diesen Reisen brachte er eine Menge physikalischer Kenntnisse, welche er sich in Paris sowol durch eignes Studium, als durch Unterhaltungen mit berühmten Naturforschern (z. B. einem P. Mersenne, Gassendi) erworben hatte, sowie überhaupt eine reiche Erfahrung und Menschenkenntniß zurück. Letztere war der Faden, an den er seine eignen Untersuchungen im Gebiete der Politik und des Staatsrechts knüpfte. Er fand in England Alles in politischer Gährung, und versuchte, von dem Gräuel der Anarchie überzeugt, seine Landsleute von einer Revolution gegen Karl I., so viel dem Privatmann möglich war, abzuziehen. Aber dies nöthigte ihn bald, zum Besten seiner Studien und um seiner eignen Sicherheit willen, sich abermals nach Paris zu begeben (1640). Hier schrieb er sein berühmtes Buch „De cive", welches zuerst (noch unvollständig) 1642, dann in verbesserter Gestalt mehre Male, herauskam und die erste abgesonderte Bearbeitung des Staatsrechts enthält, daher auch Einige Hobbes den Vater des Staatsrechts genannt haben. Er begründet hier den Staat ganz empirisch, nämlich auf gegenseitige Furcht der Menschen, und die Nothwendigkeit, dem Elende des Naturstandes, welchen er als Krieg Aller gegen Alle schildert, zu entgehen. Sein Staat ist daher Sicherheitsanstalt, auf Verträge gegründet; die beste und sicherste Form desselben die Monarchie, deren Wesen er in eine unbegrenzte Regentengewalt setzt, wobei überdies eines Theils die demokratischen Gesinnungen der Parlamentsfreunde in England, gegen welche er Partei nahm, und der hieraus entspringende bürgerliche Krieg, andern Theils seine Anhänglichkeit an das königliche Haus und an sein Vaterland, den Ausgewanderten zu Übertreibung verleiteten. Mit diesen Grundsätzen stand es in engster Verbindung, daß er auch der Geistlichkeit und der Kirche die Gewalt entzog, welche sie in den Zeiten der Finsterniß sich angeeignet hatte, und sie der weltlichen Gewalt zurückgab; um so mehr, da er von seinem politischen und empirischen Standpunkt aus selbst die Religion für ein Erzeugniß der Furcht und ein wirksames Mittel bürgerlicher Ordnung in der Hand des Regenten, in ihrer äußern Gestalt lediglich von der Regierung abhängig, die Gottheit aber nur für die, uns verborgene, erste Ursache aller Bewegung hielt, welche man bloß glauben müsse. Dieselben Grundsätze trägt er auch in seinem größern politischen Werke, welches er kurz nachher in Paris schrieb (wo er zugleich den aus England geflüchteten Prinzen von Wallis in der Mathematik unterrichtete), nämlich in seinem in englischer Sprache geschriebenen, aber bald von ihm auch in

lateinischer mit einem Anhang herausgeg. „Leviathan", vor. Er ließ dieses Werk noch in seiner Abwesenheit 1651 in England drucken. Vorzüglich der letzte Abschnitt dieses Buchs, welchen er „Das Reich der Finsterniß" überschrieb, und in welchem er von den geheimen Triebfedern und Künsten des Papstthums und von der Verfälschung der Religion durch die Geistlichen handelte, reizte die Geistlichkeit so gegen ihn auf, daß ihm, als Urheber gottloser, ketzerischer Grundsätze und Vertheidiger Cromwell'scher Ansichten und Handlungen, der Hof Karls II., welcher sich damals noch in Begleitung mehrer englischen Geistlichen in Frankreich aufhielt, verboten wurde. Dieses, und weil er sich überhaupt vor den Päpstlichen in Frankreich nicht sicher glaubte, bewog ihn, mitten im Winter 1652 nach England zurückzugehen, wo er sich ganz eingezogen einige Zeit bei dem Grafen von Devonshire aufhielt, sowie er überhaupt unter den englischen Großen viele Freunde hatte. 1660 bestieg den Thron von England Karl II., bei dem er sehr in Gnaden stand. Letzterer ertheilte ihm auch eine Pension. Von dieser Zeit an gab er mehre philosophische Schriften heraus, unter andern auch die Abhandlung über Freiheit und Nothwendigkeit, über welche er mit dem Bischof Barmhall in Streit gerieth; ferner eine Übersetzung der „Iliade" und der „Odyssee", begleitet von einer Abhandlung über die Natur des heroischen Gedichts. Auch beschrieb er sein eignes Leben in elegischen (eben nicht vorzüglichen) Versen u. d. T.: „Historia ecclesiastica carmine elegiaco concinnata", welche erst nach seinem Tode erschienen (1688). Späterhin hat (wahrscheinlich) Warburton seine Werke in englischer Sprache vollständig herausgegeben u. d. T.: „The moral and political works of Th. Hobbes etc." (London 1750, Fol.; übers. Halle 1793 fg.). Seine Schriften, namentlich „De cive", und der „Leviathan", fanden schon bei seinem Leben eine Menge Gegner, von denen die bedeutendsten Scharrok und Cumberland sind. Unter den Neuern sind vorzüglich Mendelssohn (in s. „Jerusalem") und Feuerbach (in s. „Antihobbes", Erlangen 1793) als seine Gegner aufgetreten; Andre, wie früher Gundling, welcher auch den Vorwurf des Atheismus von ihm abzulehnen suchte, später Maimon (in Niethammer's „Phil. Journal", 1. Bd., 2. Heft) u. A. haben ihn vertheidigt. Natürlich konnte auch sein Charakter der Mißdeutung nicht entgehen. Doch schildern ihn seine Biographen als einen freidenkenden, lebhaften, vaterlandsliebenden, zugleich aber auch rechtschaffenen, mäßigen, mittheilenden und gefälligen Mann, und selbst seine Feinde mußten wenigstens seinem selbstdenkenden, eigenthümlichen Geiste und seinem unermüdeten Fleiße Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit welchem er überall, obwol auf eignem Wege, die Wahrheit suchte. Als Philosoph verfolgte er die empirische Tendenz, welche in England herrschend wurde, bis zur Ausschließung des Metaphysischen und bis zum völligen Materialismus. Er beschränkte die Philosophie auf das Brauchbare und völlig Begreifliche. Sein System enthält aber bei vielem Scharfsinnigen auch viele Paradoxien. Er starb unverheirathet zu Hardwicke 1679 in seinem 92. Jahre. Sein Leben (von J. Aubery) ist 1681 in Carlopoli und mehrmals erschienen; eine andre Biographie findet sich in der englischen Ausgabe seiner Werke. T.

Hochamt ist die feierliche Messe, welche in katholischen Kirchen vor dem hohen Altar an Sonn- und Festtagen, auch in besondern Fällen, z. B. bei der Feier eines Siegesfestes, gehalten zu werden pflegt. Es wird zuweilen auch **hohe Messe** oder **Hochmesse** genannt. (S. Messe.)

Hoche (Lazare), Heerführer im franz. Freiheitskriege, geb. 1768 zu Montreuil bei Versailles, der Sohn eines Aufsehers der Jagdhunde des Königs, kam mit 14 Jahren als Stalljunge in den königl. Marstall. Aus Neigung zum Militairstande nahm er, 16 Jahre alt, im Regiment der franz. Garden Dienste. Des Tages verrichtete er Lohnwachten und alle Arten von Arbeiten, und schaffte sich von dem Ertrage dieser Anstrengungen Bücher an, die er Nachts las. Bei dem Aus-

bruche der Revolution trat er sogleich zur Volkspartei über, nahm bei der pariser Stadtgarde Dienste, zeichnete sich durch seinen Eifer und seine Geschicklichkeit aus, ward Adjutantunterofficier, 1792 Lieutenant, und studirte nun die Kriegswissenschaften mit großem Eifer. In der Belagerung von Thionville gab er Proben von Unerschrockenheit und großen militairischen Kenntnissen, und ward Adjutant des Generals Leveneur, mit dem er nach der Schlacht bei Neerwinden und Dumouriez's Abfall nach Paris ging. Dort fand sein Operationsplan den Beifall des Wohlfahrtsausschusses, und er ward als Generaladjutant zur Vertheidigung von Dünkirchen abgeschickt. Hoche begeisterte Alles durch seine Reden und sein Beispiel, schlug alle Angriffe der Engländer ab, und schwang sich durch diese Vertheidigung schnell zum Brigade= und Divisionsgeneral empor. Er war noch nicht 24 Jahre alt, als er den Oberbefehl der Moselarmee erhielt. Diesem noch ungeübten Heere flößte er sogleich seinen militairischen Geist und seine rasche und entschlossene Art zu handeln ein. Er wollte die Feinde aus dem Elsaß vertreiben; allein er hatte die erfahrensten Truppen von ganz Europa unter dem Herzog von Braunschweig gegen sich. Vergebens hatte er drei Tage lang die Linien von Kaiserslautern gestürmt; er mußte sich zurückziehen. Da wandte er sich gegen die am Unterrheine stehenden Östreicher, ging bei dem schlechtesten Wetter und durch die schlechtesten Wege über die Vogesen, schlug am 26. Dec. Wurmser bei Weißenburg, befreite Landau, eroberte Germersheim, Speier, Worms u. s. w. und vertrieb die Östreicher aus dem Elsaß. Durch seine Freimüthigkeit dem Deputirten St.=Just mißfallend, ward er von diesem entsetzt, verhaftet und nach Paris geführt. Ohne die Revolution vom 9. Thermidor hätte er sicher das Blutgerüst bestiegen. Der Convent ernannte ihn nach derselben zum Anführer der Küstenarmee von Brest. Hoche glaubte mehr durch Milde als durch Gewalt siegen zu müssen. Nachdem ihm der Oberbefehl über die drei gegen die Royalisten stehenden Heere anvertraut worden war, nährte er die Hoffnung des Sieges, allein die Unterhandlungen der Conventsdeputirten führten einen unsichern Frieden herbei. Als die Feindseligkeiten wieder ausbrachen und die Emigrirten in Quiberon landeten (Juni 1795), behielt er allein mitten in der Verwirrung jene Kaltblütigkeit, welche die Gefahren beherrscht. Er beschloß die Erstürmung des Forts Penthievre gegen die Überzeugung seines Kriegsrathes. Das Fort wurde genommen; die Royalisten wurden in das Meer getrieben und zum Unterhandeln gezwungen. Er foderte von ihnen die Auslieferung ihrer Häuptlinge, allein der Convent befahl die allgemeine Niedermetzelung. Darüber erzürnt, legte Hoche das Commando von Morbihan in die Hände des Generals Lemoine nieder und ging mit seinen übrigen Truppen nach S.=Malo. Als das Directorium die Zügel der Regierung bekam, wurde Hoche beauftragt, Charette und die Vendée zu unterwerfen. Man vertraute ihm eine Gewalt an, die vor ihm kein General gehabt hatte. Hoche bemächtigte sich aller militairischen Punkte der Vendée, brachte die Landleute durch die strenge Zucht seines Heers zur Ruhe, schmeichelte den Priestern, schwächte und entzweite die Royalisten und schlug sie überall. Charette und Stofflet fielen in seine Hände, in der Vendée wurde die Ruhe hergestellt und Hoche wendete sich nach Anjou und der Bretagne. Gleich glücklich und gewandt, stellte er auch hier in kurzer Zeit die lang vermißte Ruhe her, und am 16. Juli 1796 erklärte das Directorium, daß Hoche und sein Heer sich um das Vaterland hoch verdient gemacht hätten. Hoche faßte jetzt den großen Plan, nach dem Innern Englands den Bürgerkrieg, den dies in Frankreich so lange genährt hatte, hinüber zu spielen und ihm Irland zu entreißen. Nachdem er alle diesem Unternehmen entgegenstehenden Hindernisse besiegt hatte, ging er am 15. Dec. in Brest nach Irland unter Segel; allein ein fürchterlicher Sturm zerstreute die Flotte, und er befand sich allein an der feindlichen Küste. So scheiterte das kühne Unternehmen. Nach seiner Rückkehr erhielt er den Oberbefehl

der Maas- und Sambrearmee. Er eröffnete 1797 den Feldzug durch einen kühnen Übergang über den Rhein im Angesichte der Feinde. In vier Tagen hatte er mit seinem Heere 35 Meilen gemacht, in drei Schlachten und fünf Treffen gesiegt und bereits Wetzlar genommen; da hielt die Nachricht von dem in Italien geschlossenen Waffenstillstande seinen Siegeslauf auf. Nachdem er noch im Kampfe der innern Parteien dem Directorium seinen Arm zu leihen sich bereit gezeigt hatte, starb er plötzlich den 15. Sept. 1797 in Wetzlar, wahrscheinlich an Gift. Hoche war ein geborener Soldat, stolz und ehrgeizig wie Cäsar, aber auch oft groß und hochherzig wie dieser.

Hochheim, ein ansehnlicher Flecken und nassauisches Amt, mit 1800 Einw., 3½ Meile von Frankfurt am Main. Hier wächst der berühmte hochheimer Rheinwein, welcher sich durch Feuer und Zartheit vor allen Rheinweinsorten auszeichnet. Die beste Art heißt hochheimer Blume. Vormals gehörte Hochheim dem Domcapitel zu Mainz.

Hochkirch oder **Hohkirch**, Schlacht bei, 14. Oct. 1758 (ein Dorf in der Oberlausitz unweit Bautzen, auf der Straße nach Löbau und Zittau). Als im siebenjährigen Kriege die Russen 1758 in die Neumark eingefallen waren, hielt Daun den Augenblick für günstig, ebenfalls große Pläne in Sachsen und Schlesien auszuführen. Er nahm zu dem Ende bei Stolpen eine sehr gut gewählte, kaum angreifbare Stellung, und bedrohete zunächst das preuß. Corps unter dem Prinzen Heinrich bei Dresden. Friedrich II. zog daher nach der Schlacht von Zorndorf und dem Rückzuge der Russen in Eilmärschen nach Sachsen und vereitelte durch seine Erscheinung Daun's Absichten. Doch trat auch nun zwischen den beiden feindlichen Kräften ein Gleichgewicht ein, wo sie sich einander beobachtend festhielten. Ein solcher nichts entscheidender Zustand mochte um so weniger nach des Königs Sinn sein, als er den Östreichern Zeit ließ, in Schlesien sich durch die Eroberung von Neisse wieder festzusetzen. Auch ließ sich voraussehen, daß Daun die Geduld seines Gegners auf diese Weise sehr lange auf die Probe stellen werde und könne. Der König entschloß sich daher, ihn aus seiner Ruhe und wo möglich aus Sachsen heraus zu manoeuvriren, und Schlesien zu befreien. Deßhalb wendete er sich in die Lausitz, und gedachte Zittau, wo die Östreicher ihre Hauptmagazine hatten, zu bedrohen. Daun erkannte dieses Vorhaben, brach auf, um es zu hintertreiben, und bezog mit 50,000 M. ein Lager bei Löbau. Es ist wahrscheinlich, daß Friedrich II. über die Bewegungen seiner Feinde getäuscht worden ist, sodaß er ihre Macht weder so nahe, noch für sich selbst so gefährlich achtete, sonst dürfte er schwerlich die mehr als gewagte Stellung bei Hochkirch, ihrem vortheilhaften Lager gegenüber, genommen haben, eine Stellung, von welcher Keith behauptete: „Wenn uns die Östreicher hier ruhig lassen, so verdienen sie gehangen zu werden!" eine Meinung, welche Andre, ja selbst die Östreicher, theilten. Dennoch beharrte der König in kaum begreiflicher Sicherheit. Nur so konnte es Daun gelingen, am 14. Oct. früh 5 Uhr die preuß. Armee, die gegen 28,000 M. stark war, nach einem gut entworfenen und gut maskirten Plane, von allen Seiten in geschlossenen Colonnen zu überfallen. Ein dicker Nebel begünstigte die Unternehmung der Östreicher und vermehrte die Verwirrung der Preußen. Als der König, durch das heftige Feuern aufgeschreckt, herzueilte, waren schon seine Vorposten überwältigt, sein rechter Flügel so gut wie aufgelöst, und verschiedene Batterien genommen und auf sein eignes Lager gerichtet. Schnell suchte er nun die Truppen zu ordnen, die noch halb entkleidet zu den Waffen griffen; doch nirgends war ein Zusammenhang, nur einzelne Regimenter fochten gegen die dichten Östreicher: Hochkirch stand bald in Flammen; hier, besonders auf dem Gottesacker, war der Kampf am hartnäckigsten; die Preußen fochten wie Verzweifelte, aber da sie wegen des anhaltenden Nebels sich nicht ordnen konnten, so war es bei allen Anstrengungen der größ-

ten Tapferkeit nicht möglich, Widerstand zu leisten. Der König setzte sich der augenscheinlichsten Gefahr aus, und nachdem Alles versucht worden war, dem Gefecht eine günstigere Wendung zu geben, befahl er den Rückzug und benutzte den ersten Augenblick, wo der Nebel fiel, um sein Heer unter Möllendorf's Schutz, auf der Höhe bei Dresa, in Schlachtordnung zu stellen, ein Entschluß, der dem Feinde Verwunderung einflößte. Friedrich bewies hierdurch sein großes Feldherrntalent, indem er den einzigen Punkt schnell auffand und geschickt benutzte, wo er sein Heer aus der Verlegenheit ziehen konnte. Eben war er mit der neuen Disposition beschäftigt, als der Herzog von Ahremberg entscheidende Vortheile über den sich noch hartnäckig wehrenden preuß. linken Flügel gewann, was die Preußen nach einem fünfstündigen tapfern Gefechte zum förmlichen Rückzug nöthigte, der jedoch in möglichster Ordnung geschah, da zum Glück der mit seinem Corps entsendet gewesene General Retzow noch eben eintraf, um den Feind geschickt vom Verfolg seines errungenen Übergewichts abzuhalten. Friedrich hatte an diesem unglücklichen Morgen sein ganzes Geschütz (über 100 Kanonen) und Gepäck verloren; 9000 Preußen waren geblieben oder untauglich gemacht; ein Prinz von Braunschweig und **Keith** (s. d.) waren geblieben, fast alle Generale verwundet. Daun's Triumph war groß, aber er benutzte die Vortheile nicht, welche ihm dieser Sieg hätte verschaffen können. — Von einem gleich wichtigen Ereignisse, nur verschieden von jenem in Gang und Folgen, war Hochkirch Zeuge im Mai 1813. Nachdem das verbündete russisch-preußische Heer nach der Schlacht von Lützen (2. Mai 1813) über die Elbe zurückgegangen war, wählten seine Feldherren die Stellung von Bautzen und Hochkirch, um dort den Franzosen eine zweite Hauptschlacht zu liefern. Die von Natur schon feste Stellung wurde durch Verschanzungen und Redouten (deren Anzahl der franz. Bericht auf 300 angibt) fast unangreifbar gemacht. Doch war es den Franzosen gelungen, in der Schlacht von Wurschen am 21. Mai 1813 ihren rechten Flügel zu umgehen, und so vermochte der linke Flügel, der an Hochkirch sich lehnte, nicht, den vereinten Angriffen der Marschälle Marmont und Macdonald zu widerstehen; er mußte dem Rückzuge, der nun für das ganze Heer angeordnet wurde, folgen. (S. **Bautzen** und **Wurschen**.) I.

Hochland (schottisches), der nördliche Theil Großbritanniens, oder der durch die Grampian-Berge vom Niederlande geschiedene Theil des Königreichs **Schottland** (s. d.), dessen wilde, felsige Küsten von vielen Baien und Seearmen durchschnitten sind. Jenes Grenzgebirge, das in der Ferne als eine unzerrissene Masse erscheint, ist durch viele Thäler und Schluchten getrennt, von welchen die größten die Betten der Ströme Leven, Earn, Tay und Dee sind. Außer diesen großen Thälern gibt es noch andre, deren Eingänge, vom Niederlande her, ursprünglich so wild und enge waren, daß sie fast unzugänglich erschienen, ehe sie durch die Kunst geöffnet wurden. Unter diesen sogenannten Pässen sind die merkwürdigsten: Bealmacha auf dem See Lomond, Aberfoil und Leny in der Landschaft Monteith, der Paß Glenalmond über den Crieff, der Eingang in die Landschaft Athol bei Dunkeld über den Berg Birnam, und einige Flußthäler. Diese natürliche Grenzscheide war eine der Hauptursachen, daß die Hochländer ein von den Bewohnern der Ebenen ganz verschiedener Stamm geblieben sind. In der Grampian-Kette erheben sich mehre Gipfel von ansehnlicher Höhe, als der Benlomond, der Benlawers, der Schichallain und andre. Die Hochlande erscheinen von diesen Höhen in ernster Pracht. Mit Wolken bedeckt oder von Nebeln eingehüllt, sind ihre Gipfel oft kaum zu erkennen, während ihr ödes Ansehen und die tiefen felsigen Rinnen, wovon sie durchfurcht sind, Spuren heftiger Naturgewalt verrathen. Nach den Gipfeln hin ist wenig fruchtbarer Boden, tiefer unten aber findet man eine dünne Decke von Haidekraut, wo nur Raubvögel, weiße Hasen und Schneehühner wohnen. Weiter abwärts leben Rothwild und Haselhühner, und auf nährenden Weiden, die

mit üppigem Haidekraut abwechseln, sieht man zahlreiche Schafheerden. Am Fuße der Gebirge öffnen sich viele anmuthige Thäler, die von Bergströmen gewässert, oder von schönen Seen bedeckt, zuweilen auch schön bewaldet sind und verschiedene Getreidearten erzeugen. Viele von diesen Thälern enthalten eine ansehnliche Volksmenge, deren Hauptreichthum aus Heerden besteht. Das Gebiet, das der galische Volksstamm bewohnt, begreift die Grafschaften Sutherland, Caithneß, Roy, Inverneß, Cromarty, Nairn, Argyle, Bute, die hebridischen Inseln und einen Theil der Grafschaften Moray, Banff, Stirling, Perth, Dumbarton, Aberdeen und Angus. Die Grenze bildet eine Linie, die vom Eingang des Peatland-Haffs anfängt, sich um St.-Kilda zieht und die ganze Gruppe der östlichen und südlichen Inseln bis Arran einschließt, nach Mull hinangeht, dann bei Ardmore in der Grafschaft Dumbarton auf das schottische Festland hinübergeht, längs der Grampian-Berge nach der Grafschaft Aberdeen läuft und bei der nordöstlichen Spitze von Caithneß endigt. Die Bewohner sind Abkömmlinge der Celten, und ihr Gebiet bildete das Reich der alten Scoten (s. Schottland), sie selber aber nennen ihr Land nur Gaeldach (Galenland) oder Albanich. Die Namen England und Schottland sind überhaupt ganz unbekannt im Galischen, und die Engländer werden von ihnen Sachsen (Sassanach), die Niederschotten aber Gual (Fremde), wie ihr Gebiet Gualdach genannt. Während nach der Vereinigung der Reiche der Pikten und Scoten (s. Schottland) im 9. Jahrh. das schottische Niederland durch den Verkehr mit Südbritannien allmälig zu höherer Gesittung gelangte, bildeten sich die gesellschaftlichen Verhältnisse im Hochlande auf der Grundlage, welche der Zustand der celtischen Urbewohner darbot, eigenthümlich aus. Die natürliche Beschaffenheit ihres Landes und die Beweggründe, welche die Urbewohner dahin führten, in den Gebirgen ihren Sitz zu wählen, schrieben die Form ihrer Einrichtungen fast unbedingt vor. Unfähig, mit der Übermacht zu kämpfen, die aus dem ebenen Lande hinaufwärts drängte, und bei dem Wunsche, ihre Unabhängigkeit zu bewahren und sich nicht mit Fremden zu vermischen, vertheidigten sie sich in jenen Bergvesten, die überall das Heiligthum der Freiheit und die Zuflucht Derjenigen waren, die sich der Herrschaft mächtigerer Nachbarn widersetzten. Bei der Abwesenheit der Könige, die ihren Sitz im schottischen Niederlande hatten, und durch ihre Gebirggrenze geschützt, unterwarfen sie sich nicht immer der Herrschaft des entfernten Oberherrn, der weder Gehorsam erzwingen, noch auch Schutz gewähren konnte. Die Abtheilung des Galenlandes in einzelne Thäler, Schluchten und Inseln, die durch Berge oder Seearme geschieden sind, führte nothwendig zur Bildung kleiner Volksvereine, und Männer von ansehnlichem Vermögen und ausgezeichneten Geistesgaben, unter deren Fahnen die übrigen gefochten, oder unter deren Schutz sie sich angesiedelt hatten, erhoben sich zu Häuptlingen. Jedes dieser Thäler, deren Bewohner, wegen der natürlichen Lage derselben, wenig allgemeinen Verkehr hatten, war der Wohnsitz und das Eigenthum eines Stammes, der Waffen zu seiner Vertheidigung, eine hinlängliche Anzahl von Handwerkern zur Verfertigung seiner beschränkten Bedürfnisse, Weide für sein Vieh, Holz zu jeglichem Behufe, Moos und Torf zu Brennmitteln, und ein Jagdgebiet hatte. Diese Stämme wurden daher nicht versucht, ihre Wohnung zu verändern, Fremde zu sich zu locken oder einen allgemeinern Verkehr unter einander zu befördern, und jeder derselben vereinzelte sich. Auf diese Weise theilte sich das Volk in einzelne Massen, die zwar durch Gemeinschaft der Sitten und des Charakters verbunden waren, aber unter verschiedener Obergewalt standen.

So bildete sich in jedem Stamm oder Clan (s. d.) eine patriarchalische Regierung, eine Art von erblicher Monarchie, die mehr auf Gewohnheit gegründet und durch allgemeine Einwilligung bestätigt, als durch Gesetze geregelt war. Der Hochländer ehrte in seinem Stammhaupte den Abkömmling eines entfernten

Ahnherrn, von welchem man die Herkunft des ganzen Stammes ableitete. Der Stamm bewies ihm eine kindliche Ergebenheit, und selbst der Name Clan stammt von dem galischen Worte Klaan, d. i. Kinder. Je mehr die Bande des Bluts und der Befreundung dazu beitrugen, innere Eintracht zu befördern, desto leichter ließen sich die Stämme, bei Beleidigungen von Außen, zu Gewaltthätigkeiten verleiten, da die Staatsgesetze keinen Schutz gewährten. Eine nothwendige Folge der Abgeschiedenheit war, daß jeder Stamm meist unter sich Ehen schloß und durch die Bande naher Verwandtschaft vereinigt war. Viele Glieder eines Clans führten daher mit dem Stammhaupte gleichen Namen. Auf diese Art bildete sich ein herzliches Verhältniß und eine gegenseitige Zuneigung, wie man sie in neuern Zeiten nirgends gekannt hat. Gegen Alle stand das Stammhaupt in den Verhältnissen eines Gutsherrn, Anführers und Richters. Er konnte die jungen Leute auffodern, ihn auf die Jagd zu begleiten oder unter seinem Banner zu fechten. Das ganze Clanverhältniß beruhte jedoch wesentlich auf der in der Gewohnheit begründeten Gewalt, die das Stammhaupt kraft seines Erstgeburtsrechts besaß, und die durch Lehnsgerechtsame oder großherrliche Richtergewalt, die ihr zuweilen ein gesetzliches Ansehen gaben, nicht erweitert werden konnte. Die Pflicht der Glieder eines Clans war unvergänglich, und kein Lehnverhältniß, worein sie später treten, keine Verpflichtung irgend einer Art, wodurch sie gebunden werden konnten, durfte dem Dienste vorgezogen werden, welcher ihrem Stammhaupte gebührte. Das Haupt des Clans war gewöhnlich, jedoch nicht immer, Eigenthümer des gesammten Stammgebiets oder des größten Theils desselben, wiewol nicht mit unbeschränktem Eigenthumsrechte, sondern er leitete nur die Verwaltung des Gemeindegutes. Ein bestimmter Theil des besten Landeigenthums war ihm als besonderer Antheil zugewiesen, den er zu seinem Vortheil anbauen ließ. Der übrige Theil des Gesammteigenthums wurde durch Verleihungen auf längere oder kürzere Zeit unter diejenige Classe des Clans vertheilt, die aus den Lehnleuten oder Pachtern und Landwirthen bestand. Diese waren die nahen Verwandten des Stammhauptes oder die Abkömmlinge eines entfernten gemeinschaftlichen Stammvaters. Diesen Brüdern, Neffen, Vettern gab der Häuptling einen Landesantheil auf Widerruf, oder auf kurze Pachtzeit, oder gewöhnlich als Pfandschaft, deren Einlösungssumme festgesetzt war. Diese Landesantheile gaben den Lehnleuten ihren Unterhalt, wurden aber nach zwei Geschlechtsfolgen gewöhnlich zurückgenommen, um nähere Verwandte zu belehnen, worauf die Abkömmlinge der ursprünglichen Besitzer unter die Gemeinen zurücktraten. Dieser Wechsel des Besitzes war so gewöhnlich, daß dadurch das gemeine Volk in dem Glauben an die ursprüngliche Verwandtschaft mit dem Geschlechte des Stammhauptes bestärkt wurde, da in jedem Menschenalter einige Familien unter das Volk herabstiegen, deren Vorfahren zu den Lehnleuten oder dem Clan-Adel gehört hatten. Zuweilen erhielten jedoch jüngere Verwandte auf ewige Zeiten einen Landesantheil, oder ererbten, erheiratheten oder erwarben sich selbst ein Besitzthum. In solchen Fällen behielten sie ihren angestammten Rang und standen gewöhnlich an der Spitze einer Unterabtheilung des Stammes, welche sie als unmittelbare Anführer betrachtete, wiewol sie immer von dem Stammhaupte abhängig blieben und ihm gewöhnlich zinsbar waren. Die größern Clans hatten oft mehre solcher Unterabtheilungen. Die Häuptlinge solcher Zweige und ihre Untergebenen hatten zuweilen einen besondern Namen, bur sloine, oder der genealogische Zuname genannt, der aus dem Taufnamen oder einem Beinamen Desjenigen, der den Zweig gestiftet hatte, entstanden war. Wo es solche untergeordnete Häuptlinge nicht gab, standen die Lehnleute und Oberpachter dem Stammhaupte zunächst. Sie wurden als Adelige geehrt und nannten sich Duinhe Wassal. Eine Feder auf der Mütze bezeichnete diesen Vorzug. Die Lehnleute zerstückten ihre Antheile in kleinere Pachtungen, die sie den Gemeinern gegen zweckmäßigen Zins über-

ließen. Gewöhnlich standen die Gemeinen in so strenger Abhängigkeit von dem Lehnmann, als dieser vom Stammhaupte. Als die Volksmenge in den engen und unfruchtbaren Thälern zunahm, fehlte es bald an Mitteln zum Unterhalt. Die strenge Abgeschiedenheit der Stämme und die oft gewöhnlich erbliche Feindseligkeit, die mehre derselben trennte, hinderte Ausbreitung in Nachbarthälern und noch weniger waren Ansiedelungen im Niederlande möglich. Die Folge der übermäßigen Bevölkerung war Trägheit. Besonders zeigten die jüngern Söhne der Lehnleute oder des Clan-Adels, die ungern unter das gemeine Volk traten, Verachtung friedlicher Betriebsamkeit und zogen die tapfersten und muntersten Jünglinge aus dem Volke an sich, mit welchen sie oft Raubzüge (**Creachs** genannt) gegen das Niederland oder gegen feindliche Stämme machten. Da der Hauptreichthum des Landes in Heerden bestand, so machte man, wenn es zu einem Angriffe kam oder Wiedervergeltung ausgeübt werden sollte, gewöhnlich den Anfang damit, einen Einfall zu thun, um das Vieh der Feinde wegzutreiben. Es gab überdies eine eigne Classe verwegener Abenteurer, die man **Cearnachs** nannte und zu Unternehmungen gebrauchte, wo ungewöhnliche Gefahr zu bestehen oder ungemeine Ehre zu erwerben war. In spätern Zeiten aber ward dieser Beruf für weniger achtbar gehalten und bestand darin, von den Nachbarn im Niederlande Abgaben oder eine Vergütung für den Schutz gegen Plünderungen, **Blackrail** genannt, zu erheben. Ein andres Mittel zum Unterhalt für die jüngern Söhne der Stammhäupter war der Kriegsdienst auf dem Festlande, besonders in Frankreich und Spanien, und nach der Verbannung des Hauses Stuart, dem die Hochländer treu ergeben waren, ward es noch gewöhnlicher, fremden Fahnen zu folgen. So blieben die Hochländer stets mit dem Kriege bekannt, und der Ruf von den Abenteuern und Siegen ihrer Landsleute in der Fremde nährte die den hochländischen Stämmen eigne Kriegslust. Kriegerischen Sinn und Verachtung der Arbeit fand man selbst bei dem Geringsten unter dem Volke. Die Feldarbeiten wurden meist den Alten und den Frauen überlassen, während rüstige Männer nichts thaten oder sich in anstrengenden Bewegungen übten. Handwerker waren angesehener als bloße Landwirthe. Weberei war eine Arbeit der Weiber, das Schneiderhandwerk aber trieben nur Männer. Der Schmidt, der Waffen machte oder doch ausbesserte, war besonders geachtet und gehörte zum Hausstande eines hochländischen Stammhauptes; doch bezog man die gewöhnlichen Waffen meist aus dem schottischen Niederlande. Der Häuptling wohnte in der Regel unter seinen Angehörigen. Sein Schloß war der Ort, wo Belohnungen vertheilt und die beneidetsten Auszeichnungen verliehen wurden. Die Stammhäupter unterschieden sich nicht durch Glanz im Anzuge oder Hauswesen, sondern bloß durch zahlreicheres Gefolge und die größere Anzahl ihrer Gäste. Was seine Angehörigen ihm von ihrem Eigenthum darbrachten, wurde zu ihrem freigebigen Unterhalt wieder aufgewendet. Jeder Stammgenosse war im Schlosse willkommen und wurde nach seinem Range mit einer Höflichkeit und einem Zartgefühle behandelt, wovon man anderwärts kein Beispiel findet. Diese Behandlung hob die Stammgenossen in ihrer eignen Achtung und knüpfte das Band zwischen ihnen und ihrem Häuptlinge noch fester, dessen Gewalt zwar milde ausgeübt, doch ihrer Natur nach willkürlich war. Die Gesetze, die er verwaltete, waren einfach. Achtung seines Ansehens und Dankbarkeit für seinen Schutz waren die natürlichen Folgen seiner patriarchalischen Herrschaft, und die Behandlung, welche alle Stammgenossen von ihm empfingen, befestigte jene noch mehr in der unerschütterlichen Treue gegen ihre Häuptlinge, wovon die schottische Geschichte, besonders in den Bürgerkriegen von 1715 und 1745, so glänzende Beweise lieferte.

Zuweilen wurde von den Grundsätzen dieser Clanverfassung abgewichen und selbst das Erbrecht, worauf die ganze Einrichtung gegründet war, blieb in einzelnen Fällen unbeachtet. Es gab auch Beispiele, daß unwürdige Stammhäupter ent-

setzt, ja während der Unruhen nach der Revolution (1689) ward ein Häuptling von seinem ganzen Stamme verlassen, als er ihn gegen die Fahne des Hauses Stuart führen wollte, und die Unterthanentreue siegte über das sonst so starke Band des Lehnverhältnisses. In den frühesten Zeiten huldigten die hochländischen Stammhäupter der Gewalt einheimischer Fürsten, von welchen die schottischen Könige höchstens dem Namen nach als Oberherren erkannt wurden. Es waren die mächtigen Herren der Inseln (Lords of the Isles), deren Geschlecht von den ältesten Zeiten bis auf Jakob V. blühte. Sie herrschten über alle westliche Inseln, die Hebriden von Ilay nordwärts, und über die westl. Theile der Grafschaft Inverneß, und als mächtige Bundesgenossen hatten sie Einfluß auf den größten Theil des Hochlandes. In dem übrigen Theile herrschten die Grafen von Athol, von Mar, von Lennox und andre mächtige Herren. Erst im Anfange des 15. Jahrh. wurde das Inselreich von der schottischen Krone abhängig gemacht, jedoch durch die seitdem erfolgte Trennung der Clane die Gewalt der Könige von Schottland wenig befestigt, und wenn auch die Stämme nicht mehr, wie in frühern Zeiten unter Einem Haupte, den Landfrieden stören konnten, so brachen sie doch, wenn eine gemeinschaftliche Sache Einige von ihnen verband, aus ihren Bergvesten in das ebene Land hervor. Während der Unruhen, die nach Jakobs V. Tode Schottland zerrütteten, wurde die Unabhängigkeit der hochländischen Häuptlinge noch mehr befestigt. Als im 17. Jahrh. der kriegerische Geist im schottischen Niederlande verfiel, zeigten die Hochländer zum ersten Male entschiedene Überlegenheit in der Kriegskunst, die viel beitrug, ihnen ein höheres Gefühl ihrer Wichtigkeit einzuflößen und sie in der Anhänglichkeit an heimathliche Sitte noch hartnäckiger zu machen. Nicht lange aber nach den ersten Siegen, die sie im Niederlande erfochten hatten, wurden sie von Cromwell in ihren Gebirgen hart gezüchtigt. Er legte starke Besatzungen in mehre Örter, ließ das Gebirge von fliegenden Heerhaufen durchziehen und die geheimsten Schlupfwinkel durchsuchen, die Schlösser der Häuptlinge verheeren und zwang endlich die Clane, die Waffen niederzulegen und Bürgschaft für friedliches Betragen zu leisten. Nach der Wiederherstellung des Hauses Stuart, wozu die Treue der Hochländer so viel beigetragen hatte, wurde den Stammhäuptern das ihnen von Cromwell aufgelegte Joch wieder abgenommen, man schleifte oder verließ die zu ihrer Bezwingung angelegten Vesten, und die Gesetze gegen die Raubzüge der Hochländer wurden nicht mehr ausgeübt. Unter diesen Umständen befestigte sich die alte Stammverfassung aufs neue. Unter Wilhelm III. und der Königin Anna hielt die Regierung, mit Kriegen auf dem Festlande beschäftigt, es für das Beste, den Frieden im Hochlande durch Geldvertheilungen zu erkaufen. Die Gefahren, die der 1715 für das vertriebene Haus Stuart ausgebrochene Aufstand drohend gezeigt hatte, führten zu verschiedenen Maßregeln, um die Macht der Stammhäupter zu brechen. Durch die sogenannte Clanacte wurde das Eigenthum des Lehnmannes, der in einem Aufstande die Waffen ergriffen hatte, dem treu gebliebenen Lehnherrn und umgekehrt dem pflichtgetreuen Lehnmanne das unbeschränkte Eigenthumsrecht über seine Ländereien zugesprochen, wenn sein Lehnherr sich empört hatte. Eine andre Verordnung entband die Lehnleute von der Pflicht, dem Lehnherrn auf die Jagd zu folgen und in seinen Fehden zu fechten. Die dritte Maßregel war die Entwaffnung der Hochländer, die aber so nachlässig ausgeführt wurde, daß es den Anhängern des Hauses Stuart meist gelang, ihre Waffen zu verbergen, um sie bei günstiger Gelegenheit gegen die Regierung zu gebrauchen. Die wirksamste von allen Maßregeln aber war die Anlegung von Landstraßen aus dem Hochland in das Niederland, und gewiß würde dadurch im Laufe der Zeit eine allmälige Verschmelzung der Bewohner beider Landestheile herbeigeführt worden sein; aber es ereigneten sich Umstände, die eine gewaltsame Auflösung der Clanverhältnisse zur Folge hatten. Die Erbitterung, wozu die Maßregeln der Regierung reizten, machte

das Volk desto empfänglicher für die Ermahnungen und Ermunterungen, welche das vertriebene Fürstenhaus nicht sparte. Die Häuptlinge boten Alles auf, ihre bedrohte Gewalt zu behaupten und den Neuerungen entgegenzuarbeiten, wodurch die Regierung die Bande des Clanverhältnisses zu schwächen suchte. Ein gefährliches Mittel, wozu sie schritt, erleichterte den Hochländern die Ausführung ihrer Absichten. Es wurden nämlich um 1729 unter den Hochländern Compagnien geworben, welchen man die Söhne der Häuptlinge oder die Lehnleute zu Officieren, die Stammhäupter selbst aber zu Oberbefehlshabern gab. Dieser sogenannten unabhängigen Compagnien waren sechs, die man gewöhnlich, nach ihrem dunkelfarbigem Tartan, die schwarze Wache (**Freicudar Dhu**) nannte. Ihre Pflicht war, das Entwaffnungsgesetz zu vollziehen, die Unzufriedenen zu schrecken, Versammlungen des Volks zu hindern, Befehdungen zwischen feindseligen Stämmen und besonders Raubzüge gegen die Nachbarn zu verhüten. Sie durchzogen in der Absicht das Land, wodurch sie Gelegenheit erhielten, mit den Verwegensten bekannt zu werden, und es ist gewiß, daß die Stammhäupter diese Anstalt zu ihren Zwecken zu benutzen wußten, oder doch so viel wenigstens offenbar, daß die schwarze Wache ein Mittel war, den kriegerischen Geist zu nähren, den die frühern Maßregeln der Regierung hatten ersticken sollen. Der Aufstand 1745 (s. Eduard Stuart) war eine Folge des heimlichen Grolls der Hochländer und der Anreizungen von Außen. Der unglückliche Ausgang des Kampfes gab der Regierung Anlaß, die patriarchalische Verfassung der Hochländer 1747 aufzuheben, die Entwaffnung derselben strenge zu vollziehen und selbst die Volkstracht zu verbieten.

Die Hochländer unterscheiden sich schon im Äußern von allen andern Völkern durch ihre eigenthümliche Tracht, von altceltischem Ursprung. Dieser schöne, die leichte und freie Bewegung begünstigende Anzug war für Krieger, Jäger und Hirten der passendste. Der Stoff der hochländischen Kleidung ist seit Jahrhunderten derselbe geblieben, ein wollener Zeug, zuweilen mit baumwollenem Einschlag, immer gewürfelt in bunten Farben, in frühern Zeiten gewöhnlich dunkelfarbig, später oft in grell abstechenden Farben. Jeder Stamm hatte gewöhnlich seine besondere Farbenmischung im Tartanmuster, um sich von andern zu unterscheiden. Der Hauptheil der Kleidung war das Kilt, ein faltiger Schurz, der die Schenkel umgab und bis auf die Knie hinabging. Reiter und Alte trugen jedoch zuweilen eine Beinbekleidung, eine Art enger Strumpfhosen, Truis genannt. Die Weste und der kurze Rock waren gestickt oder mit Tressen besetzt. Das Kleid war ein zwei Ellen breites und vier Ellen langes Stück Tartan, das den Leib in breiten, zierlich geordneten Falten umgab, durch einen Gürtel festgehalten ward, und während der untere Theil herabhing, wurde der obere um die linke Schulter gezogen und ließ den rechten Arm frei. Bei Regenwetter diente es als einhüllender Mantel, und wenn beide Arme frei sein sollten, ward es mit einer silbernen Spange auf der Brust befestigt. Vorn hing eine große Tasche von Ziegen- oder Dachsfell, den **Ridicules** unserer Frauen ähnlich. Ein Dolch war, nebst Messer und Gabel, in einer an der Seite hängenden Scheide befindlich. Die Mütze gehörte wesentlich zum hochländischen Anzuge. Statt der Federn, womit die Vornehmen sie schmückten, trugen die Geringern einen Strauß von Haidekraut oder einen Zweig von Stechpalmen oder Eichen. Die Schuhe bestanden aus dicken Lederstücken, die mit Riemen über den Fuß befestigt waren. Das strenge Verbot dieser Kleidung 1747 war den Hochländern besonders empfindlich, und sie waren oft sinnreich genug, demselben auszuweichen. Erst 1782 wurde dieses Verbot förmlich aufgehoben. Seitdem hat sich die alte Volkstracht allmälig verloren und ist nur noch in einigen Gegenden, jedoch mit der Tracht der Niederschottländer vermischt, und nur unter der geringern Volksclasse noch üblich. Zu den Waffen der Hochländer gehörte das Schwert an der linken und ein kurzer Dolch (**Dick**) an der rechten Seite. Eine Flinte, ein

Paar Pistolen und eine Tartsche waren die übrige Rüstung. In Ermangelung einer Flinte, oder wenn es an Schießbedarf fehlte, bediente man sich einer langen Lanze, **Lochaber axe** genannt, deren Schaft eine zum Hauen und Stechen dienliche Waffe trug. Jeder Clan bildete, unter dem Oberbefehl des Stammhauptes, ein Regiment, dessen Compagnien die einzelnen Familien unter der Anführung ihrer Häuptlinge ausmachten. Muth und Freiheitsliebe, Anhänglichkeit an Heimath und häusliche Verbindungen, Gastfreiheit und Hang zu froher Geselligkeit, Redlichkeit im Privatverkehr und unverbrüchliche Treue gegen bewiesenes Vertrauen waren ausgezeichnete Charakterzüge des Hochländers und sind es bei allen Umwandlungen, welche die Sitten in neuerer Zeit erlitten haben, noch immer. Büchergelehrsamkeit war freilich wenig verbreitet und nur unter den Vornehmen, die zum Theil in Frankreich gebildet wurden; aber Vaterlandsgeschichte, Dichtkunst und Musik waren Lieblingsunterhaltungen selbst unter dem gemeinen Volke. Jeder Häuptling hatte seinen Barden, der die Thaten des Geschlechts und einzelne Glieder des Clans besingen mußte. Diese Sänger standen in hoher Achtung und waren, wie die Senachies oder die Ältesten des Stammes, die Bewahrer alter Sagen, wobei eine durch Übung gestärkte und unter einem Volke ohne geschriebene Literatur leicht erklärliche Kraft des Gedächtnisses sie unterstützte. Das beliebte Instrument war die Sackpfeife, und der Pfeifer mußte im Kampfe durch kriegerische Töne die Begeisterung unterhalten, die der Brand erweckt hatte. Eine warme Einbildungskraft, die von der Erhabenheit und der ernsten Einsamkeit der Landschaften seiner Heimath lebhaft ergriffen wurde, war die Quelle manches eigenthümlichen Aberglaubens. Das Hochland aber ist das einzige Land in Europa, das nie durch Glaubensstreitigkeiten beunruhigt worden ist oder durch Glaubensverfolgungen gelitten hat. Der Presbyterianismus und der katholische Glaube sind die herrschenden Formen. Die letztere ist auf die Grafschaft Inverneß und auf einige Inseln beschränkt. Unter dem Adel gibt es auch einige Anhänger der bischöflichen Kirche. Protestanten und Katholiken leben brüderlich beisammen. Die 1747 genommenen politischen Maßregeln hatten eine gänzliche Umwandlung der Sitten des Hochlandes zur Folge, die sich freilich erst ungefähr zwanzig Jahre später zeigte, wozu aber jene Maßregeln den ersten Anstoß gaben. Die Veränderung zeigt sich in der Sinnesart und Lage des Hochländers und verräth sich nicht bloß in seinen Sitten und seinem Äußern, sondern selbst sein Land ist umgewandelt. Ländereien, die lange schon unter dem Pflug gewesen waren, sind verwildert, ganze Thäler, einst die Wohnung eines kräftigen Volksstammes, verödet, und Familien, die wie Alpenpflanzen im heimathlichen Boden gewurzelt waren, sahen sich gezwungen, in Manufacturstädten Unterhalt oder in den Wildnissen der Fremde Zuflucht zu suchen. Der Charakter der Hochländer hat viel von seinem romantischen und ritterlichen Anstrich verloren. Einer der auffallendsten Züge des umgewandelten Hochlandes ist die größere Gleichgültigkeit des Volkes gegen die alten Stammverhältnisse. Lange nach der Aufhebung der Clanverbindung dauerte die Ergebenheit des Volkes gegen seine Stammhäupter fort, und was das Gesetz verweigerte, gab die Treue unvermindert. Es würde den Häuptlingen und Gutsherren leicht geworden sein, sich die alte Anhänglichkeit zu sichern; aber auch hier hat das ungeduldige Verlangen, die Früchte einer neuen Ordnung der Dinge, die mit der Zeit gewiß reif geworden wären, schnell zu ernten, zu vielen Bedrückungen geführt, die allmälig die alten Bande der Liebe und Treue lösten. Noch findet man zwar manche Gutsherren, welche, als rühmliche Ausnahmen an die Tage der Vorzeit erinnernd, sich die Anhänglichkeit ihrer Untergebenen gesichert haben; viele aber wurden durch den Aufenthalt in Edinburg oder London ihrer Heimath entfremdet; die Schwierigkeit, den vermehrten Aufwand zu bestreiten, führte sie zu Unternehmungen, die den Zustand der geringern Volksclasse verschlimmerten. Besonders war es die unverhältniß=

mäßige Vermehrung der Schafzucht, was dem Volke die Mittel zum Unterhalte nahm. Auswanderungen nach Amerika, die Folge der Verarmung und Verödung, haben seit dreißig Jahren Tausende entführt, welchen die geliebte Heimath ihrer Väter nichts mehr darbot als die Aussicht in ein dürftiges Leben. Vgl. des Generalmajors David Stewart „Sketches of the character and present state of the highlanders" (3. Aufl., Edinb. 1825, 2 Bde.). Damit muß man verbinden die „Remarks on Col. Stewart's Sketches etc." (Lond. 1823). Auch die geognostisch wichtige Schrift des Dr. Mac Culloch: „The Highlands and western isles of Scotland" (Lond. 1824, 4 Bde.), vernichtet die schöne Täuschung, welche Walter Scott's Schilderungen in Betreff Schottlands und der Schotten erzeugt haben.

Hochmeister, s. Deutsche Ritter und Johanniterritter.

Hochstädt (Treffen u. Schlacht bei), letztere von den Engländern Schlacht bei Blindheim oder Blenheim genannt. Ludwig XIV. hatte im spanischen Erbfolgekriege Holland, England, Östreich, Savoyen und Portugal zu seinen Feinden. Auch das deutsche Reich kämpfte gegen ihn. Der einzige Kurfürst v. Baiern war Ludwigs XIV. Verbündeter, und da seine Länder nicht nur an Östreich grenzten, sondern auch dies auf dieser Seite von keiner Festung gedeckt ist, so war er um so mehr zu fürchten, je mehr er als thätiger, kriegslustiger Fürst selbst im Felde auftrat und den französ. Heeren im glücklichen Falle den Weg nach Wien öffnen konnte. Schon hatte er am 20. Sept. 1703 bei Hochstädt, einem Flecken, drei Stunden von Donauwerth, den kais. General Styrum geschlagen und die Festung Passau erobert. Nur seine Unzufriedenheit mit dem geraden, derben französischen Marschall Villars hatte ihn gehindert, in jenem Jahre alle Früchte zu ernten, die dieses Treffen hätte haben können. Jetzt mußte Villars den Oberbefehl an den Marschall Tallard abtreten, der am Rhein den Markgrafen Ludwig von Baden bei Speier schlug, und so war die Lage der kais. Erbländer äußerst gefährdet. Bereits hatte aber Marlborough, damals die Seele des ganzen Krieges im Felde und im Cabinette, den Plan entworfen, den Kampf an der Donau zu entscheiden. Italien, Flandern und der Unterrhein sollten nur vertheidigt werden, der Hauptschlag in Süddeutschland fallen, wohin auf der einen Seite die besten kaiserl. Scharen unter Eugen vom Rhein herüberkamen, während Marlborough bereits am 2. Juli nach einem heftigen Kampfe auf dem Schellenberge die bairischen Verschanzungen gestürmt und sich den Weg über die Donau gebahnt hatte, um nun nach Maßgabe der Umstände ins Herz von Baiern einrücken zu können. Zu dem Letztern aber war der Gewinn einer Hauptschlacht unumgänglich nöthig, da ohne diese der Marsch nach Baiern ein abenteuerlicher Zug gewesen wäre, langes Stehen aber, bei der damaligen Art Krieg zu führen, gefüllte und sicher bewachte Magazine erfoderte. In eine solche Schlacht ließ sich das bairische und franz. Heer am 13. Aug. 1704 unter den ungünstigsten Umständen verwickeln. Beide standen unter Tallard's, Marsin's und des Kurfürsten unmittelbarem Befehle zwischen dem Dorfe Blindheim und dem Dorfe Kitzingen hinter dem Nebelbache, der sich in die in ihrer Flanke vorbeigehende Donau verläuft, und zählten gegen 56,000 Streiter, während Marlborough und Eugen etwa 52,000 vorführten. Jene hatten ihre Massen hauptsächlich in die zwei Dörfer geworfen, die sie als die Stützpunkte ihrer Flügel betrachteten, ob sie schon von der Linie der Hauptstellung zu weit nach vorn lagen. Die ganze Masse der Reiterei war hauptsächlich in der Mitte zwischen beiden Flügeln eingeklemmt, da jedes Heer, das bairische wie das franz., die seinige auf beiden Flügeln hatte und die von zwei Flügeln nothwendig auf solche Art zusammenstoßen mußte. Ohne Zweifel hätten beide Feldherren diese Mißgriffe eingesehen und verbessert, da Tallard in Blindheim allein 27 Bat. Fußvolk liegen ließ; allein sie erwarteten so wenig, angegriffen zu werden, daß, als sich die Linie der Verbündeten am 13.

Aug. früh um 2 Uhr in Bewegung setzte, sie dies für den Abmarsch derselben annahmen. Der größte Theil der Reiterei war auf Fouragiren ausgesandt. Noch um 7 Uhr, als schon die Spitzen der 8 Colonnen, mit welchen Eugen und Marlborough gegen den Nebelbach vordrangen, sichtbar wurden, hielt Tallard das Ganze für eine List, den Abzug zu verdecken; allein bald sollte der Irrthum schwinden. Mit größter Eile mußten nun die zerstreuten Reiterhaufen zurückkehren und die Kanonen in die Linie aufgefahren werden. Allerdings boten die Franzosen und Baiern Alles auf, den Übergang über den Nebelbach und die Eroberung der zwei Dörfer zu verhindern, deren Wegnahme von Marlborough und Eugen als entscheidend für die Schlacht angenommen war. Ihre Angriffslinie war ungewöhnlich lang (fast eine deutsche Meile). Marlborough stürmte Blindheim zur Deckung seines rechten Flügels ohne Erfolg, änderte jedoch seinen Plan und warf sich mit der Hauptmacht auf den weiten Raum zwischen dem rechten Flügel u. dem feindl. Mittelpunkte, während er nur so viel vor Blindheim stehen ließ, als nöthig war, um diesen Posten im Schach zu halten. Um 5 Uhr Nachm. war es ihm gelungen, nach großen Anstrengungen über den Bach zu dringen, was seinen Sieg entschied. Die Franzosen im Mittelpunkte mußten sich zurückziehen; ihnen folgten die Baiern auf dem linken Flügel, welche dem ungestümen Angriffe des Prinzen Eugen lange widerstanden hatten. Marlborough, anstatt den weichenden Feind zu verfolgen, setzte sich zwischen dessen Rückzug und dem 18,000 M. starken Posten von Blindheim, schnitt ihn dadurch ab und zwang ihn, das Gewehr zu strecken. Die Reiterei ward vom engl. Geschütz- und Musketenfeuer vertrieben; nur ein Theil des feindlichen Heers rettete sich, alles Übrige blieb auf dem Schlachtfelde, das mit mehr als 11,000 Todten bedeckt war, oder ward theils hier, theils in dem nun ganz vergessenen und umzingelten Blindheim gefangen. Unter den Gefangenen war der Marschall Tallard selbst; sein Sohn fand den Tod. Die Folgen der Schlacht waren für den ganzen Feldzug, wie Marlborough gehofft hatte, entscheidend. Baiern fiel in die Gewalt Östreichs. Ludwigs XIV. Kriegsglück zerfloß wie das von Napoleon nach der Schlacht bei Leipzig, und wenn er nach dieser Schlacht den Krieg noch fast 10 Jahre fortsetzte, so lag dies nur an den Zwistigkeiten unter den Verbündeten selbst, die über die Benutzung eines Sieges so lange stritten, bis er nicht mehr vollkommen zu benutzen war. (S. Marlborough und Blenheim.)

Hochverrath (perduellio, crimen majestatis ex primo capite), die Verletzung der Unterthanentreue durch ein gegen den Staat selbst, dessen legitimes Oberhaupt, die Integrität des Gebiets oder die anerkannte Verfassung gerichtetes feindliches Unternehmen. Der Gegensatz des Hochverraths: gemeiner Verrath, welcher durch einen Mord mit Verletzung einer speciellen Pflicht der Treue begangen wird, ist aus dem deutschen Rechtssystem längst verschwunden (obgleich noch in K. Karls Peinl. Ger.-Ordn., A. 124 erwähnt); aber in England hat sich dieser Begriff der petty treason, welche von einem Dienstboten an dem Dienstherrn, von einem Lehrling an dem Lehrherrn, von einer Frau an ihrem Manne verübt wird, noch erhalten. Das Unternehmen muß ein feindliches und das Mittel gesetzwidrig sein. Hierdurch wird der Begriff dieses Verbrechens in der Anwendung so schwankend, daß Burke sagen konnte, das Verbrechen des Hochverraths gedeihe in England nicht, denn wenn es gelungen sei, gebe man ihm einen andern Namen. Wilhelm Tell, die drei Männer vom Rütli, Graf Wilhelm von Nassau, Franklin und Washington hätten als Hochverräther verurtheilt werden können, und manche Opfer eines ungerechten Despotismus sind unter diesem Namen gefallen. Auch die gesetzliche Bestimmung des Begriffs ist sehr verschieden. Im franz. „Code pénal" kommt das Wort haute trahison nicht mehr vor. Verbrechen gegen die äußere und innere Sicherheit Frankreichs und gegen die Person des Königs oder die königl. Familie werden mit dem Tode und der Vermögensconfiscation bestraft (Code pén., A. 75—102). Das

„Preuß. allg. Landrecht", Th. II, Tit. XVIII, §. 92, nennt Hochverrath dasjenige Staatsverbrechen, welches auf eine gewaltsame Umwälzung der Verfassung des Staats oder gegen das Leben oder die Freiheit seines Oberhauptes abzielt, und unterscheidet es sowol von der Landesverrätherei (§. 100), wodurch der Staat gegen fremde Mächte in äußere Gefahr und Unsicherheit gesetzt wird, als auch von Verbrechen gegen die innere Ruhe und Sicherheit des Staats (§. 149) und von Majestätsverbrechen (crimen laesae majestatis) oder persönlichen Beleidigungen des Staatsoberhaupts in seiner Würde (§. 196). Das „Östreich. Strafgesetzbuch" (von 1805, §. 53) nennt Hochverrath 1) die Verletzung der persönlichen Sicherheit des Staatsoberhaupts und 2) die Unternehmungen, welche auf eine gewaltsame Veränderung der Staatsverfassung, auf Zuziehung oder Vergrößerung einer Gefahr von Außen gegen den Staat angelegt wären. Das „Bairische Gesetzbuch" (1813, von Feuerbach) stellt eine Gattung von Staatsverrath auf (A. 299), ohne eine Definition zu geben, wovon der erste Grad Hochverrath genannt wird und durch Angriffe auf die Person des Königs in der Absicht ihn zu tödten, gefangen zu nehmen oder in Feindes Gewalt zu liefern, durch Angriffe auf die Selbständigkeit und Verfassung des Staats begangen wird. Unterstützung der Feinde ist Staatsverrath der zweiten Classe; Untreue gegen den Staat durch Auslieferung von Urkunden u. dergl. gehört zur dritten Classe; in die vierte werden sehr verschiedene Handlungen zusammen gestellt, als, wenn sich Jemand wegen eines Rechtsanspruches gegen den Staat an eine ihm fremde Macht wendet, wenn Jemand auswärtige Souverains und Gesandte beleidigt, Unterthanen zur Auswanderung verleitet, oder für fremde Mächte Soldaten wirbt. In dem neuen Entwurfe 1822 (v. Gönner) sind diese Begriffe etwas anders geordnet. Die zweite Classe des Staatsverraths ist mit zum Hochverrath gezogen, der Begriff des Staatsverraths auf die dritte Classe beschränkt, und die vierte unter die Bezeichnung gefährlicher Handlungen gegen die Staatssicherheit gebracht worden. Hochverrath zeichnet sich von andern Verbrechen dadurch aus, daß er für vollendet geachtet, d. h. mit der vollen gesetzlichen Strafe geahndet wird, sobald der Versuch dazu in äußere Handlungen ausgebrochen ist, und daß sich Derjenige desselben theilhaftig macht, welcher von einem solchen Verbrechen Kenntniß hat und es nicht anzeigt. 37.

Hodiz (Albert Joseph, Graf v.), ein durch seinen seltsamen, überall nach phantastischem Schimmer jagenden Kunsttrieb berühmter mährischer Gutsbesitzer. Er war 1706 geboren. Mit mannigfaltigen und ausgebreiteten Kenntnissen durch frühen Unterricht ausgestattet, mit einer empfänglichen und lebendigen Phantasie von der Natur begabt, ging er nach Italien, wo er, sowie später als Kämmerer an dem Hofe Karls VI., mannigfaltige Nahrung für seine glühende Einbildungskraft fand. Vielleicht machte auch diese den wohlgebildeten und liebenswürdigen Mann zum Anbeter der zwar 22 J. ältern, aber geistreichen und in spätern Jahren noch anmuthigen Sophia, Witwe des Markgrafen Georg Wilh. von Baireuth. Sie gab ihm 1734 ihre Hand und lebte mit ihm auf seinem Landgute Roßwalde, welches er zu einem Sitze alles durch Kunst, Phantasie und geselligen Umgang erdenklichen Vergnügens umschuf. Er wußte nämlich die Kunsttalente seiner Leibeignen zu entwickeln, sodaß es keine Art von Künstlern gab, die man nicht unter seiner Dienerschaft gefunden hätte. Der weitläufige Park mit seinen Anlagen, seine Theater, die Werke der bildenden Kunst, welche er nach seinen originellen Angaben ausführen ließ, die Maschinerien, Feuerwerke, Wasserkünste, welche er zu seinen Festen brauchte, waren größtentheils das Werk seiner Bedienten. Die geschicktesten unter denselben waren seine Musiker, Schauspieler, Tänzer, Sänger und Sängerinnen; letztere ließ er zugleich für den Umgang in der großen Welt bilden. Diejenigen, welche zu Hauptrollen kein Talent zeigten, selbst Kinder, Alte u. s. w., brauchte er als Statisten und Figuranten in vielen Verkleidun-

gen bei seinen originellen Festen und Lustbarkeiten. In der seltsamen Zusammenstellung derselben jedoch, sowie in seinen Gartenanlagen, in welchen 4000 Wasserkünste, ein großer Canal und viele Seen angebracht waren, herrschte die Neigung zum Überraschenden vor; selbst auf Wirthschaftsgebäude, Ställe, Krippen und Butterfässer hatte sich dieser Hang zu idealisiren erstreckt. Kein Wunder, daß der durch diese phantastische Mannigfaltigkeit berühmte Landsitz mehrmals, und selbst in einer lateinischen Abhandlung des Dr. Tralles („Adumbratio amoenitatum Roswaldensium") beschrieben worden ist. Die angenehme und höchst mannigfaltige Unterhaltung des originellen und wohlwollenden Wirths wußte bis in das spätere Alter, ja selbst auf dem Krankenbette, einen Cirkel ihn umgebender Menschen durch immer neue Erfindungen zu erheitern. Selbst Friedrich der Einzige, welcher seine Unterhaltung liebte, besuchte seinen Feensitz. Er dankte dem Grafen durch ein ansehnliches Geschenk, noch mehr aber durch eine poetische Epistel (7. Th. der „Oeuvres posthumes", S. 27). Indessen hatte dieses Schauspiel im Großen sein Vermögen zerrüttet. Dies zeigte sich besonders nach dem Tode seiner Gemahlin. Der König, davon unterrichtet, nahm ihn in Potsdam bei sich auf, wo er 1778 starb. Roßwalde fiel durch seinen Tod an das Erzbisthum Olmütz zurück und ward nicht wieder zu Lehn ertheilt. Friedrich befahl, den Theil der Jägerstraße in Potsdam, in welcher der Graf gewohnt hatte, Hodizstraße zu nennen.

Hof, Stadt und Sitz eines Landgerichts, im Obermainkreise des Königr. Baiern, an der Saale, auf einer sanften Anhöhe, in einer fruchtbaren Gegend, hat gegen 700 Häuser, vier Kirchen, ein Gymnasium mit einer Bibliothek, ein reiches Hospital, ein Waisenhaus und 7800 Einw. Die Stadt ist seit dem großen Brande 1823 sehr verschönert worden. Sie hat beträchtlichen Transitohandel und einen für die Umgegend wichtigen Activhandel mit Baumwollengarn (in die Schweiz und nach Sachsen), Flor, Cattun, baumwollenen Tüchern, Leinwand, Wollenzeuch und Tuch. Außerdem sind Feldbau, Gerberei, Bierbrauerei und Viehmastung Gewerbsmittel. Die Baumwollenweberei ist gesunken.

Hof, ein leuchtender Kreis, oft von Regenbogenfarben, der sich, besonders in nördlichen Gegenden, um Sonne und Mond bisweilen sehen läßt. Sein Durchmesser beträgt gewöhnlich 44 bis 92°, ist zuweilen aber bedeutend kleiner. Nicht selten sind zwei Höfe, deren äußerer die Regenbogenfarben in umgekehrter Ordnung gegen den innern zeigt. Manchmal durchkreuzen sich ein oder zwei Kreise; an diesen Stellen erscheinen dann die sogenannten Nebensonnen. Doch können diese auch an einzelnen Stellen jenes Lichtkreises entstehen: meistentheils haben sie dann einen Schweif, den Kometen gleich, und gewöhnlich stehen ihrer zwei in entgegengesetzten Richtungen. Den 12. Mai 1824 sah man zu Fulda 7 Nebensonnen. Die Naturforscher nehmen an, daß, weil die Höfe, wenn Schnee und gefrorene Dünste in der Luft sind, am häufigsten gesehen werden, diese Erscheinung aus der prismatischen Brechung des Sonnenlichtes durch die Schnee- und Eiskrystalle zu erklären sei. Thomas Young nimmt bei seiner Erklärung der concentrischen Höfe besonders darauf Rücksicht, daß die Luft voll Schneetheilchen ist, die in allen Richtungen sich befinden. Eine große Anzahl derselben läßt das Sonnenlicht durchfallen, bricht es aber so, daß es sich in seine sieben Farben spaltet. Andre Schneetheilchen, die undurchsichtiger oder dichter auf einander gehäuft sind, werfen das Farbenbild auf entferntere Regionen des Dunstkreises zurück, und es ist begreiflich, daß der blaue Kreis, der der äußere des innern Hofes ist, nun der innere des äußern Hofes werden muß. Wo sich die Kreise kreuzen, entsteht durch Vermischung der Farben ein weißes Licht. Es ist aber auch ohne diese Durchkreuzung denkbar, daß einzelne Stellen der Dunstwolke so dicht gedrängte Theile, vielleicht Hagel oder Eis enthalten, daß sich auf ihnen die Sonne abspiegelt und daß dergestalt Nebensonnen entstehen. Was von der Brechung der Lichtstrahlen durch Schnee- und

Eistheilchen gesagt worden, gilt auch, obgleich in geringerm Grade, von bloßen wässerigen Dünsten, wie wir am Regenbogen (s. d.) sehen.

Hof (curtis, curia, aula) hieß der von den Gebäuden eines Landguts eingeschlossene Platz, auf welchem sich im Mittelalter das Gefolge eines Herrn versammelte, um Gericht zu halten, über gemeinschaftliche Angelegenheiten zu beschließen u. s. w.; dann die Versammlung Derer selbst, welche unmittelbar mit dem Dienst- und Gefolgsherrn in Verbindung standen, der pares curiae, und die engern Ausschüsse der allgemeinen Versammlung, zum Rechtsprechen, zu Lehnssachen u. dergl.; endlich der Sitz eines Fürsten mit seiner Familie und seinen obersten Beamten. Aus diesem Hofe (aula principis) sind nachher, als die Vasallen an den einzelnen Geschäften weniger Theil nahmen, und diese Geschäfte nicht mehr auf den allgemeinen Hoftagen (zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten) abgethan werden konnten, 1) die verschiedenen stehenden Staatsbehörden, der Hofrath, das Hof- und Kammergericht, die Hofkammer, der Lehnhof, die Hofkanzlei als selbständige Stellen abgesondert worden; 2) hat sich der eigentliche Hof, die Wohnung und tägliche Umgebung des Fürsten davon getrennt. Aus der alten Gewohnheit, daß an diesem Hofe zur Gesellschaft des Souverains nur die pares curiae und die Ministerialen zu erscheinen verpflichtet waren, hat sich in der spätern Zeit der Gebrauch entwickelt, daß nur der an die Stelle der Ministerialen getretene niedere Adel zum Erscheinen berechtigt, d. i. hoffähig sei. Die Gebräuche (Etikette) der Höfe haben sich in der neuern Zeit zuerst nach dem Muster des alten spanischen Hofes (spanische Manteltracht, spanische Reverenzen oder Kniebeugungen), dann nach dem freiern Ceremoniel des französischen (Franz I., Katharine von Medicis, Ludwig XIV. mit modischer Kleidung, bloßen Verbeugungen des Rückens) ausgebildet. Auch werden die Beschränkungen der Hoffähigkeit, welche keinen rechtlichen Grund haben, immer mehr beseitigt. Fr. K. von Moser's „Hofrecht" (1760, 2 Bde., 4.) ist noch immer das neueste Werk über die Regeln des Hofwesens. — Hofämter sind theils die alten, auf dem Ministerialverhältniß beruhenden Erbämter (s. d.), theils die neuern, welche auch zum Theil wenigstens auf die alte Einrichtung der Dienste und ihre Eintheilung in die Stäbe des Obermarschalls, Kämmerers, Stallmeisters und Schenken gegründet sind, nur daß der Marschall in die Stelle des alten Seneschalls oder Truchseß eingetreten ist und die Besorgung des fürstl. Hauswesens (der Tafel) zu seinen Obliegenheiten gehört. Diese neuern Hofämter sind jetzt alle persönlich und zum Theil sehr vervielfältigt. — Hofdamen, adelige Damen, welche zur Begleitung der fürstlichen Damen bestimmt sind; an ihrer Spitze steht die Oberhofmeisterin (Dame d'honneur). — Hofrath (Reichshofrath, Consilium aulicum), ein Collegium zu Berathung der Regierungsangelegenheit, was in Frankreich das Conseil du roi hieß. Diese Behörden (in den kleinern Staaten Landesregierungen genannt) wurden in Deutschland vom 16. Jahrh. an errichtet und dem kaiserl. Reichshofrathe nachgebildet, sodaß sie auch gleich diesem nach und nach mit richterlichen Functionen beauftragt wurden, bis sie endlich, wo nicht besondere Justizkanzleien errichtet waren, ganz zu obern Gerichten geworden sind und auch, wie in Preußen, den Namen der Regierung wieder an die Admistrativbehörden abgegeben haben. — Hofgerichte, obere Landesgerichte, welche aus den alten Vasallen- (Mannen-) gerichten, oder Gerichtslandtagen in stehende Collegien, besetzt mit rechtsverständigen Räthen, übergegangen sind, daher denn auch häufig die Landstände Antheil an der Ernennung der Räthe hatten, und eine besondere adelige Bank (die auch in den Regierungen stattfand) übrig geblieben war. 37.

Hofer (Andreas), Sandwirth im Passeyr, Oberanführer der Tiroler in ihrem Aufstande 1809, im Kriege zwischen Östreich und Frankreich, geb. 1767 in dem Wirthshause zu St.-Leonard in Passeyr, am Sand genannt, handelte mit Wein und mit Pferden nach Italien. Als 1796 der Krieg sich Tirol näherte, führte

er eine Schützencompagnie seiner Heimath gegen die Franzosen an den Gardasee. Als nach dem luneviller Frieden in Tirol die Landmiliz eingerichtet wurde, zeigte Hofer ganz besondern Eifer für den vaterländischen Wehrstand. Als 1808 durch die Ereignisse in Spanien der Bruch zwischen den Cabinetten von Wien und St.-Cloud unvermeidlich schien, erhob sich in Tirol gewaltige Bewegung. Geheime Boten gingen nach Wien, unter ihnen Andreas Hofer, und trugen dem Befehlshaber des Heers von Innerösterreich, dem Erzherzog Johann, des Felsenlandes Wünsche vor. Auf seinen Befehl entwarf der Freih. v. Hormayr den Plan zum Aufstande und zur Bemächtigung dieser Schlüssel Italiens und Deutschlands. Alles glückte. Vom 11. bis zum 13. April 1809 ward fast das ganze Land erobert und 8000 Mann der besten Truppen wurden von den Bauern gefangen. Am 12. April zwang Hofer ein bairisches Bataillon in der Ebene von Sterzing die Waffen zu strecken. Seine Leute gingen mit Heuwagen auf die bairischen Kanonen, mit Heugabeln, Dreschflegeln und Morgensternen auf die Cavalerie los. Als das nördliche und mittlere Tirol befreit war, zog Hofer mit Hormayr in das südliche, wo Baraguay d'Hilliers mit großem Verluste vertrieben wurde. Inzwischen waren die Franzosen nach den Siegen bei Eckmühl und Regensburg gegen Wien vorgerückt. Nun brachen die Baiern in Tirol verheerend ein. General Chasteler erlitt am Tage der Übergabe Wiens, bei Mörgel, durch feindliche Übermacht, eine Niederlage, zog nach der Centralstellung des Brenners und schlug sich in der Folge durch, zur Vertheidigung Tirols den General Buol mit einem kleinen Corps zurücklassend. Hofer hatte bereits, als General Ruska den in Tirol sehr beliebten Grafen Leiningen auf wenige Tage aus Tirol vertrieb, mit seinem bewaffneten Volke zur Verjagung der Feinde mitgewirkt. Jetzt erschien er auf dem Brenner und wurde bei aller Schwäche und Unentschlossenheit seines Charakters, bei aller Mittelmäßigkeit seiner Talente, dennoch der Abgott der Tiroler. Zwei Treffen am 25. und 29. Mai 1809 am Berg Isel, im Angesichte der Hauptstadt Innsbruck nöthigten die Baiern Tirol wieder zu räumen. Anfangs Juni wurde der in Trient belagerte Graf Leiningen von den Truppen und von den bewaffneten Tirolern unter Hofer befreit. Schon war Hofer, auf Hormayr's Ruf, im Begriff, sich mit einer Menge Tiroler an die Truppen anzuschließen, welche Klagenfurt wegnehmen und dadurch die Verbindung mit den innern Hülfsquellen des Kaiserstaats für das von allen Seiten eingeschlossene, an Allem Mangel leidende Tirol herstellen sollten, als nach der Schlacht von Wagram der Waffenstillstand von Znaim (12. Juli) eintrat, kraft dessen Tirol und Vorarlberg von den Östreichern geräumt und der Rache ihrer Feinde preisgegeben wurden. Hierüber entstanden unter dem verlassenen Volke die wildesten Bewegungen. Einige Wüthende wollten den General Buol und Hormayr festhalten, Kanonen und Kriegsvorräthe gewaltsam wegnehmen, was nicht zu ihnen überträte, entwaffnen und die Kriegsgefangenen ermorden. Dennoch wurde das größte Unheil noch verhütet, die Truppen zogen ab, wie der Waffenstillstand es gebot, und der tirolische Nationalcharakter zeigte sich bei dieser Gelegenheit in seinem schönsten Lichte. Hofer verbarg sich in eine Höhle des passeyr Thals. Als aber die bereits in Tirol von allen Seiten eingedrungenen Feinde vom 3. bis 9. Aug. 1809 durch das bewaffnete Volk, durch Speckbacher, durch den Capuciner Joachim Haspinger und Peter Mayer wiederholte Niederlagen erlitten, trat auch Hofer aus seiner Höhle hervor, und zwar jetzt als oberster Anführer des für seinen alten Herrn und für sein altes Recht aufgestandenen Tirols. Die Schlacht am 13. Aug., wiederum am Berg Isel, zwang den Marschall Herzog von Danzig, aus Tirol zu fliehen. Hofer führte nun die Militair- und Civilverwaltung unter den sonderbarsten Anomalien bis zum Frieden von Wien (14. Oct.). Das Volk, allzu oft durch die widersprechendsten Nachrichten getäuscht, maß demselben lange Zeit keinen Glauben bei. Mehre feindliche Heerhaufen standen schon von allen Seiten in den tirolischen Bergen.

Das Volk war noch immer zu verzweifeltem Widerstande bereit. Endlich gab Hofer (1., 5. und 8. Nov.) die Erklärung seiner Unterwerfung dem Vicekönig Eugen und dem bairischen Oberbefehlshaber. Gern hätte man ihn gerettet, aber die Liebe zu der heimathlichen Erde erlaubte ihm nicht, die Vorschläge zur Flucht nach Östreich anzunehmen. Zwei Monate lang hielt er sich unter Schnee und Eis in einer Alpenhütte in Passeyr verborgen, nachdem er in der Mitte Novembers, durch die Nachrichten einiger Wüthenden irre geführt, die Feindseligkeiten erneuert und dadurch die Amnestie verwirkt hatte. Lange Zeit waren die goldenen Worte und die Drohungen der franz. Generale vergebens, in diesen Bergen einen Verräther zu finden, welcher seinen Aufenthalt entdeckte. Endlich flüsterte der Priester Donay, ehedem Hofer's Vertrauter und von ihm mit der Erklärung seiner Unterwerfung an den Vicekönig nach Villach abgeordnet, seitdem aber von ihm beleidigt, dem Gen. Baraguay d'Hilliers den Namen des Vertrauten zu, welcher Hofer Speise für sich und seine Familie in jene Schneewelt hinaufbringe. Darauf entlockte Baraguay diesem Manne sein Geheimniß theils durch Versprechungen, theils durch die Todesangst. Er diente den ausgesendeten Truppen als Wegweiser. Sie fingen Hofer am 20. Jan. 1810 und führten ihn nach Mantua, wo über ihn ein Kriegsgericht niedergesetzt wurde, dessen Stimmen getheilt waren; aber der Telegraph aus Mailand sprach den Tod binnen 24 Stunden aus, damit Östreichs Verwendung gewiß zu spät kommen müsse; denn es war eben der Zeitpunkt der Vermählung Bonaparte's mit Louise von Östreich. Hofer ward am 20. Febr. 1810 zu Mantua erschossen. Er ging dem Tode mit Standhaftigkeit entgegen. Der Name dieses für sein Vaterland und für Östreich begeisterten, so fromm und mild gesinnten Landmanns wird stets als das Symbol von Tirols Treue in der Geschichte mit hoher Achtung genannt werden. Die Familie Hofer's ward für den Verlust ihres Vermögens 1819 vom Kaiser entschädigt, auch ward des bereits 1809 geadelten Andreas Hofer's Adelsdiplom den 26. Jan. 1818 zu Wien ausgefertigt. S. die „Geschichte Andr. Hofer's" (Lpz. 1817). Bmr.

Hoffmann (Friedrich), dieser berühmte Arzt, geb. am 19. Febr. 1660 zu Halle in Sachsen, verlor seinen Vater (Leibarzt des Administrators von Magdeburg) 1675. Er studirte Medicin seit 1678 in Jena und in Erfurt. Dann beschäftigte er sich mit der Chemie. Seine Abhandlung: „De cinnabari antimonii" (1682), erwarb ihm den Ruhm eines geschickten Chemikers, den er als Lehrer der Chemie an der Universität Jena noch vergrößerte. Als der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg 1693 die Universität Halle gründete, wurde er zum ersten Professor daselbst ernannt und entwarf die Statuten der medicinischen Facultät. Er machte oft Reisen an die vorzüglichsten Höfe und ward mit Ehren und Reichthümern überhäuft. Nach einem thätigen Leben starb er am 12. Nov. 1742 in Halle. Hoffmann's Charakter war sanft und bescheiden; sein Streit mit Stahl, sonst sein Freund, dann sein Nebenbuhler, führte ihn nie über die Grenze des Anstandes. In seiner Wissenschaft vertheidigte er mit tiefer Überzeugung die Lehre des Mechanismus unter dem Einflusse des organischen Lebensprincips. Er war ein Freund einfacher oder sogenannter Hausmittel und pflegte zu sagen: Wenn man gesund bleiben wolle, müsse man Medicin und Ärzte meiden. Ihm verdanken wir auch die Hoffmann'schen Tropfen, eines der vorzüglichsten besänftigenden Mittel. Sein wichtigstes Werk ist die „Medicina rationalis systematica" (Halle 1730, 9 Bde.).

Hoffmann (Christoph Ludwig), Geheimerath und Director des Medicinalcollegiums, Leibarzt des Kurfürsten von Mainz, geb. 1721 zu Rheda in Westfalen, gest. den 28. Jul. 1807 zu Eltwiel am Rhein, machte sich durch ein System der Medicin bekannt, welches von den bis dahin beinahe allgemein angenommenen Systemen von Boerhaave, Friedrich Hoffmann und Stahl abwich, denn er

suchte (1770) durch Vereinigung der Humoral- und Nervenpathologie ein Ganzes hervorzubringen und nahm die Empfindlichkeit und Reizbarkeit der festen Theile und die Verdorbenheit der Säfte, als Reize, zu Grundlagen seines Systems an. Die thierischen Säfte sind nach ihm zwei Hauptverderbnissen unterworfen: der Säurung und Fäulniß. Letztere findet am häufigsten statt, und verursacht die meisten krankhaften Reizungen, z. B. alle ansteckende Fiebermaterien, alle thierische Gifte, alle Stoffe, welche Fieber und selbst Entzündungen hervorbringen, die Krankheitsstoffe in den Gedärmen bei der Hypochondrie, in den Knochen beim Scorbut, in den Gelenken beim Podagra u. s. w. Als Reinigungsmittel der verdorbenen Säfte dienen die Absonderungen und Ausleerungen durch Ausdünstung u. s. w., besonders auch durch das Ausathmen, indem die Lungen die vorzüglichsten Reinigungswerkzeuge für das Blut von den sauern und faulen Stoffen desselben sind. Von der Zurückhaltung dieser verdorbenen Stoffe im Blut entstehen viele Krankheiten. Die Blatterkrankheit hat nach seiner Theorie ihren Sitz in unzähligen kleinen Drüsen in der Haut; diese sondern eine gewisse Feuchtigkeit ab, welche durch ihren Übergang in die faule Verderbniß einen Reiz auf die Ausführungsgänge jener Drüsen und dadurch alle Erscheinungen der Blatterkrankheit hervorbringen. Durch das Verwachsen dieser Blatterdrüsen geht alsdann die Fähigkeit, ferner die Feuchtigkeit abzusondern und eine Blatterkrankheit zu erregen, für immer verloren. H.

Hoffmann (Ernst Theodor Amadeus, oder eigentlich E. T. Wilhelm), einer der originellsten Erzähler, geb. den 24. Jan. 1776 zu Königsberg in Ostpreußen, studirte daselbst die Rechte, arbeitete dann bei der Oberamtsregierung in Großglogau und dem Kammergericht in Berlin, ward 1800 Assessor bei der Regierung in Posen, 1802 Rath bei der Regierung in Plozk und ging 1803 in gleicher Eigenschaft nach Warschau. Der Einmarsch der Franzosen 1806 endigte hier seine Laufbahn. Ohne Aussichten im Vaterlande und ohne Vermögen, benutzte er seine musikalischen Kenntnisse als Erwerbszweig und folgte im Herbst 1808 einer Einladung des Grafen Jul. v. Soden nach Bamberg, als Musikdirector bei dem dort neu errichteten Theater, das aber bald geschlossen ward. Er ertheilte jetzt Musikunterricht und arbeitete für die leipziger „Musikalische Zeitung". Ostern 1813 ging er als Musikdirector bei der Joseph Seconda'schen Truppe nach Dresden und leitete das Orchester dieser abwechselnd in der Hauptstadt und in Leipzig spielenden Gesellschaft bis 1815. Dann ward er 1816 als Rath bei dem k. Kammergericht in Berlin wieder angestellt, wo er am 24. Jul. 1822 starb. Von Jugend auf hat H. dem Studium der Musik seine Nebenstunden gewidmet. In Posen brachte er das Göthe'sche Singspiel: „Scherz, List und Rache" aufs Theater; in Warschau: „Die lustigen Musikanten", von Clemens Brentano u. s. w.; späterhin componirte er für Berlin Fouqué's „Undine". Die Auffoderung, seine in der „Musikal. Zeitung" erschienenen Aufsätze zu sammeln, veranlaßte ihn zur Herausgabe der „Phantasiestücke in Callot's Manier" (Bamb. 1814, 4 Bde.; 3. Aufl., Lpz. 1825, in 2 Bdn.). Noch sind zu bemerken: „Die Elixire des Teufels" (Berlin 1816); die „Nachtstücke" (2 Thle., 1817), im Ganzen von untergeordnetem Werth, gegen welche die „Serapionsbrüder" (23 Erzählungen in 4 Bdn., Berlin 1819 fg., und ein Supplbd. 1825 enthält dessen letzte Erzählungen) erfreulich hervortreten. „Klein Zaches, genannt Zinnober"; „Prinzessin Brambilla, ein Capriccio nach Jakob Callot"; „Meister Floh, ein Märchen in sieben Abenteuern zweier Freunde"; „Lebensansichten des Kater Murr, nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler, in zufälligen Maculaturblättern" und einige kleinere Erzählungen, schließen den Kreis seiner Schriften. S. Biograph Hitzig theilt in der Schrift: „Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß" (Berl. 1823, 2 Thle.), zwei Erzählungen mit: „Des Vetters Eckfenster" und „Die Genesung". „Meister Wacht", ein Charaktergemälde des Lebens, welches der Dichter in Bamberg führte, ist in einer

Sammlung von „Erzählungen und Märchen von Steffens, v. der Hagen u. Hoffmann" erschienen. Über der Novelle „Der Feind", starb der Verf., noch kurz vor den letzten Augenblicken dictirend; sie bezeichnet in ihrer fragmentarischen Gestalt treffend die Unvollendung seiner ganzen dichterischen Wirksamkeit. Diese zuletzt genannten Producte erhalten dadurch ein besonderes Interesse, daß H. dieselben unter Schmerzen des nahen Todes geschrieben hat. Hat H. nicht immer gelebt, wie er sollte, hingerissen, verzehrt von mehr als einer Flamme, so ist er dafür gestorben wie ein Mann in der vollsten Bedeutung, und seine letzten Augenblicke zeigen fast mehr als alle seine Werke zusammengenommen den unverwüstlichen Kern seiner reichen und tiefen Natur. Schwerlich läßt sich der stoische Übermuth weiter treiben als bis zu der Frage, die er schon todtkrank an seinen Freund Hitzig richtete: „Riechen Sie nicht noch den Bratengeruch?" Man hatte nämlich vier Wochen vor seinem Ende den Versuch gemacht, durch Brennen mit glühendem Eisen an beiden Seiten des Rückgraths herunter die Lebenskraft wieder zu erwecken, denn das fürchterliche Übel, welches ihn aufrieb, war die Rückenmarksdarre. Dieselbe Freiheit des Geistes, die er früher in der Steigerung des Genusses gesucht und gefunden hatte, erreichte jetzt den Punkt, auf welchem Epikuräismus und Stoicismus zusammentreffen. Seine Orgien hat er nie gefeiert ohne die Gegenwart jenes Dionysos, dem die Griechen als dem Gotte seliger Geistestrunkenheit Tempel weihten. Daraus läßt sich erklären, wie er den Pflichten seines richterlichen Amts streng nachkommen konnte, und dabei dennoch im Stande war, das ungebundenste Leben in der freiesten Metamorphose des Abends, nicht selten auch durch die Nacht bis zum Morgen hinzujagen. Mit dieser un- und außerordentlichen Lebensweise steht das Urtheil über den Werth des Dichters im innigsten Zusammenhange. Auch in H.'s Werken herrscht der Ungestüm des Lyrischen vor; das erhellt besonders aus seinem ersten Product, den „Phantasiestücken", die er selbst als Fulgurationen des Enthusiasmus bezeichnet hat. Auch später trachtet er überall mehr danach, sich als die Welt außer ihm darzustellen; sein liebstes Dichten ist Selbstgenuß, Schwelgerei des geistigen Egoismus. Daher dringt er äußerst selten zur reinen Objectivität durch, daher mangelt seinen Gebilden fast überall ein bestimmter Grund, eine feste Umgrenzung, ein historisches, überhaupt ein gehaltenes Colorit. Das Wunderbarste und das Alltäglichste steht nicht selten unverbunden, schroff und widerlich einander gegenüber. Zu dem lyrischen Element gesellt sich häufig bei H. die Kälte der Reflexion, zum großen Nachtheil einer ungetrübten Darstellung. Es ist kein Widerspruch in diesen scheinbar entgegengesetzten Dingen; denn die Reflexion, wie sie besonders in unserer heutigen Bildung herrscht, läuft zuletzt mehr oder weniger auf Selbstbespiegelung hinaus und grenzt mithin nahe an jene Lyrik, die der unersättlichen Persönlichkeit fortwährend Feste gibt und Feuerwerke abbrennt. Die interessanteste Eigenthümlichkeit, die Hoffmann einen ehrenvollen Platz in den Reihen geistreicher Schriftsteller sichert, liegt in der Art und Weise, wie er das Phantastische entwickelt und dargestellt hat. Eine hohe Originalität soll ihm damit nicht eingeräumt werden, denn er hat sich nie ganz von fremden Einflüssen losmachen können, namentlich ist er Jean Paul oft mehr nachgegangen als einem selbständigen Geiste ziemt. Er wurzelt mit entschiedener Kraft in jener geheimnißvollen Gegend, wo das dunkle Princip, wie eine wilde Jagd, statt ausgeführter Bilder bunte Caricaturen auf und nieder treibt, die jenen furchtbaren Contrast zwischen Scherz und Ernst hervorrufen, bei dem wir nicht wissen, ob unser Herz oder die Welt geborsten ist. So erblickte Hoffmann selbst den Tag nur durch die Nacht oder doch durch die Dämmerung, und dieses gespenstische Wesen erfüllte ihn mit jenem wollüstigen Grausen, das wir uns einigermaßen vorstellen können, wenn wir uns an die Freude erinnern, mit welcher wir als Kinder schauerlichen Märchen horchten. Die oft so ungehörige, unerträgliche Einmischung der wunderlichsten Spukgestal-

ten gehörte zu der unabänderlichen Denk- und Empfindungsweise des Dichters; die Liebe zu diesem Überreiz war seine eigentliche poetische Natur, auch mochte ihn nebenbei zugleich die Eitelkeit darauf hinspornen, als auf etwas Außerordentliches. Der Wein diente ihm dabei als eine bequeme Leiter, in das Wunderland hinüberzuschauen und zuletzt hinüberzuspringen. Daraus erklärt sich auch, warum das Sentimentale nie so rein und stark wie bei Jean Paul vordringt. Die Sprache handhabte er mit Überlegenheit, wenn auch nicht ohne Manier, besonders sieht man den Ausdrücken des Enthusiasmus Zwang und zuweilen Dürftigkeit an.

Hoffmann (Ernst Emil), großherz. hessischer Commerzienrath, Sohn des Geh.-Raths Hoffmann zu Darmstadt, geb. 1785, lernte die Handlung in mehren Städten Deutschlands, namentlich in Hamburg, errichtete 1806, ohne eignes Vermögen, eine Handlung, die er späterhin, nachdem er durch unermüdete Thätigkeit in günstigere Verhältnisse gekommen war, aufgab, und übernahm seitdem theils Lieferungen, besonders fürs Militair, theils Geschäfte mit Staatspapieren, sowie Bauanlagen zur Verschönerung der Stadt Darmstadt; auch trieb er einen ausgebreiteten Handel mit Waldsämereien. — Aus Eifer für das allgemeine Beste war er der Erste, welcher sich 1813 zum freiwilligen Kriegsdienst gegen Napoleon erbot. Er besorgte unentgeltlich die Ausrüstung eines Theils vom freiwilligen Jägercorps, gab dazu beträchtliche Geldbeiträge und rüstete die ersten 6 Jäger auf eigne Kosten nicht allein vollständig aus, sondern sicherte denselben auch für Unglücksfälle lebenslängliche Pensionen zu. Bei der allgemeinen Landesbewaffnung im Großherzogthum Hessen war Hoffmann der erste vollständig gerüstete Landwehrmann. Er stieg hier bis zum Chef des ersten Landwehrregiments. Bei der 1816 und 1817 eingetretenen Nahrungslosigkeit war Hoffmann einer der Vorstände der Unterstützungsanstalt. Durch Vorschüsse, Einsammlung der Beiträge und zweckmäßigen Einkauf gelang es ihm, die Preise eines der nothwendigsten Lebensbedürfnisse auf ein Dritttheil herabzudrücken. Ebenso thätig war er 1820, nach der Einführung der landständischen Verfassung, als Wahlmann. Im folg. J. verband er sich mit den Griechenfreunden in Darmstadt, Stuttgart, Basel, Zürich und Heidelberg, um einzelne nach Griechenland reisende Philhellenen zu unterstützen. Als hierauf der von dem Areopag an die Vereine abgesandte Senator Kephallas, sowie der glückliche Erfolg der griechischen Waffen im Sommer 1822 die Theilnahme an Griechenland noch mehr erweckte, wurde zu Stuttgart im Sept. 1822 von den Abgeordneten der Vereine die Ausrüstung einer Schar Fußvolk beschlossen. Die Annahme und Absendung eines Theils dieser Freiwilligen, sowie fast die ganze Correspondenz des darmstädter Vereins besorgte Hoffmann, dessen unabhängige Stellung ihm hierzu Zeit und Freiheit verstattete. Hoffmann reiste damals auf eigne Kosten als Bevollmächtigter sämmtlicher Vereine nach Marseille, wo er 10 Wochen verweilte, um die Einschiffung zu besorgen, was nur nach Beseitigung großer Hindernisse gelang. Am 22. Nov. 1822 ging die Expedition auf der Brigg Scipio nach Hydra unter Segel. Sie war in vier Compagniestämme abgetheilt, gegen 130 Mann stark, und mit allen Erfodernissen, auch mit Handwerksgeräthe versehen. Man gab ihr eine von den Vereinen gestiftete Fahne, auf welche sie den Eid, nach Vorlesung der franz. Kriegsartikel, in die Hände des einstweiligen Anführers Kephallas ablegte. Hoffmann erstattete hierauf den Vereinen Bericht und erhielt von allen die schriftliche Genehmigung Dessen, was er in Verbindung mit der von den Vereinen in Marseille errichteten Einschiffungscommission gethan hatte. Leider entsprach der Erfolg den Erwartungen nicht. Was ungünstige Zufälle verschuldet haben, will man dem mit eigner Aufopferung thätigen Hoffmann zur Last legen, der jene Hindernisse weder voraussehen noch entfernen konnte. Das Verdienst wenigstens bleibt ihm ungeschmälert, daß er den Vereinen durch seinen ausgebreiteten Briefwechsel eine Menge Beiträge verschaffte,

während er seine eignen Geschäfte darüber aussetzte und durch große Vorschüsse sein Vermögen wagte. Dies Alles that er ohne Nebenrücksichten, aus reiner Liebe für die Sache der Griechen. Auch in seinen Privatverhältnissen ist Hoffmann ein sorgsamer Hausvater, der thätige Freund jedes Biedermanns.

Hoffmann (Henri), in Paris als Literator, Dichter und Journalist bekannt, geb. 1760 zu Nancy, studirte daselbst und ging 1785 nach Paris, wo er vermischte Gedichte herausgab, die Beifall fanden. 1786 ward daselbst seine von Lemoyne componirte Oper „Phädra" aufgeführt, die, sowie seine Oper „Naphtha" (gleichfalls von Lemoyne in Musik gesetzt), die günstigste Aufnahme erhielt. Nicht minder glücklich war er mit seinen für die komische Oper geschriebenen Arbeiten. Als Mitarbeiter an mehren franz. Journalen, verwickelten ihn seine mit scharfer Urtheilskraft geschriebenen Aufsätze in literarische Fehden (z. B. mit Geoffroy und in neuerer Zeit mit dem gewesenen Erzbischof von Mecheln, de Pradt, wegen dessen Werk über Amerika), in denen er nicht immer die gehörige Mäßigung bewies. Dagegen verdient seine gründliche Kritik im „Journal de l'Empire" von Chateaubriand's „Martyres", worin er den Nachtheil zeigte, den frömmelnde und unklare Ansichten für die Jugend haben können, sowie überhaupt seine Unabhängigkeit von allen Modeimpulsen in der Literatur sowol als auch in andern Dingen rühmliche Anerkenntniß. Nie schmeichelte er der Macht, und wenn er einst der Directorialregierung Weihrauch streute, so geschah dies doch nur in einem Blatte, das schon durch seinen Titel: „Le menteur", zeigte, wie man die Sache zu nehmen hatte. Als lyrischer Dichter besitzt Hoffmann die Kunst, sich sehr nach den Eigenheiten der Componisten bei Ausarbeitung seiner Opern richten zu können, was denn unstreitig viel zur guten Aufnahme seiner Sachen auf den Theatern beigetragen hat. Sein Text zu der von Mehul in Musik gesetzten Operette „Adrian v. Ostade" erhielt von der 2. Classe des Instituts den zweiten Preis (den ersten bekam der Verf. der „Vestalin"). Außerdem hat Hoffmann noch geschrieben: „Stratonice und Ariodant" (Musik v. Mehul), „Medea" (Mus. v. Cherubini), „La soubrette" (Mus. v. Solié), und „Das Geheimniß" (M. von ebendemselben). 12.

Hoffmannsegg (Johann Centurius, Graf v.), Entomolog und Botaniker, Ritter des rothen Adlerordens, Dr. der Arzneikunde, Mitglied der Akad. d. Wiss. zu Berlin, München u. a., geb. zu Dresd. 1766, erhielt seine erste Bildung vorzüglich durch seinen Vater, der ihn in der katholischen Religion, sowie im Lateinischen selbst unterrichtete, jedoch seinen Hang zur Naturbeobachtung geflissentlich zurückdrängte. Im 14. J. verlor er seine Ältern, er studirte hierauf in Leipzig und später in Göttingen. Musik, Zeichnen, neuere Sprachen, das Sammeln naturhistorischer Gegenstände, landwirthschaftliche Erfahrungen, eine Reise nach Italien und das praktische Studium des animalischen Magnetismus bildeten seine Talente aus. Hellwig und Illiger in Braunschweig gaben seiner Neigung zur Entomologie eine wissenschaftliche, Reisen nach Ungarn und Italien aber zugleich eine praktische Richtung. Aus seinen und Hellwig's Sammlungen entstand das braunschweigische oder Hellwig-Hoffmannsegg'sche Cabinet, durch dessen wissenschaftliche Anordnung Hellwig und Illiger die neuere Entomologie begründet haben. Eine Reise, die der Graf in Begleitung des Dr. Tilesius nach Portugal unternahm, lenkte seine Studien auf die Botanik. Um die noch ganz unbekannte Flora jenes Landes zu bearbeiten, verband er sich mit dem Prof. **Link** (s. d.), dessen Umgang für den Grafen ungemein belehrend wurde. Beide reisten 1797 durch Frankreich und Spanien nach Portugal, wo sie sich anderthalb Jahre mit naturhistorischen, vorzüglich botanischen Forschungen beschäftigten und mehre hundert neue Pflanzenarten entdeckten. Der Graf blieb nach Link's Abreise, 1799, noch bis 1801 in Portugal, und fand nicht nur viele unbekannte Pflanzenarten, son-

dern auch eine Menge seltener Insekten. Zugleich verschaffte er seinem Gehülfen, F. W. Sieber, die Erlaubniß zu einer Sammlungsreise nach Brasilien. Nach seiner Rückkehr arbeitete er bis 1804 in Braunschweig für den Zweck der dasigen Sammlung. Hierauf unternahm er in Berlin seine „Flore portugaise", wozu er Alles — Papier, Druck, Zeichnung, Kupferstich, Färbung u. s. w. selbst veranstaltete und leitete, um ein auch von Seiten der Kunst Deutschlands würdiges, europäisches Pflanzenwerk herzustellen. Nach sechzehnjähriger Anstrengung und mit einem Aufwande von 50,000 Thlrn. sind davon 17 Hefte mit 85 Abbildungen und 136 Bogen Text erschienen. Zur Vollendung ist Alles vorbereitet; die k. preuß. Regierung übernahm das Ganze nach dem Wunsche des Grafen, damit nicht durch Vereinzelung der Vorräthe die Fortsetzung dieses in seiner Art einzigen Werks unmöglich werde; sie hat dasselbe jetzt einer berliner Buchhandlung übergeben. Zu gleicher Zeit richtete der Graf das Local für das nach seinem Plane aufgestellte zoologische Museum in Berlin ein, wozu die braunschweigische Sammlung auf seinen Vorschlag angekauft und Illiger's Aufsicht übergeben wurde. Hierauf machte er eine Reise nach Kopenhagen, um die von Sieber in Brasilien gesammelten naturhistorischen Schätze nach Berlin zu schaffen. Auch bildete er die wissenschaftliche Anordnung seiner eignen Sammlung immer mehr aus, sodaß er im Stande war, die Anfragen auswärtiger Naturkundigen, aus England und and. Ländern ebenso schnell als befriedigend zu beantworten. 1816 nöthigten Privatverhältnisse den Grafen, in Dresden seinen Aufenthalt zu wählen. Hier hat er seitdem sein Gartengrundstück und Landgut zu einem botanischen Institute umgeschaffen, das von den gewöhnlichen Handelsgärten ebenso durch Reichthum als durch wissenschaftlichen Plan sich unterscheidet. Das gedruckte systematische Verzeichniß der Pflanzenarten, welche der Graf dort erzieht und beobachtet, gibt dem Freunde der Botanik Gelegenheit, sich die besten und wichtigsten Exemplare und Sämereien zu verschaffen. In der Vorrede beschreibt er die Einrichtung einer botanischen Musteranstalt, wozu er die seinige mit jedem Jahre mehr erhebt. Auch außer seiner Pflanzenwelt lebt Graf von H. in dem Umgange mit Wissenschaft und Kunst für Musik, Zeichnen und gesellige Unterhaltung. Vgl. „Zeitgenossen", N. R., H. XV. 20.

Hoffmannswaldau (Christian Hoffmann v.), geb. 1618 zu Breslau, wo sein Vater kaiserl. Kammerrath war, gest. daselbst 1679 als Präsident des Rathscollegiums und kaiserl. Rath. Schon auf dem Gymnasium zu Danzig entwickelte H. seine Anlage zur Poesie. Er studirte zu Leiden, reiste durch die Niederlande, England, Frankreich und Italien, kehrte über Wien in seine Vaterstadt zurück, und erhielt hier, ungeachtet er das erfoderliche Alter noch nicht erreicht hatte, die Stelle eines Rathsherrn. Seine Muße widmete er der Poesie, und es gelang ihm, sich dadurch, freilich auf Kosten des guten Geschmacks, einen bedeutenden Namen zu erwerben. Er und Lohenstein vertauschten die verständige Einfachheit und reine Nüchternheit der schlesischen Schule gegen eine überspannte Ziererei und falsche Erhabenheit, die nur zu oft in Bombast ausartete. Doch bereicherten sie unsere bildsame Sprache. Seine zum Theil sehr anstößigen Gedichte erschienen zuerst 1673, nachher, vereinigt mit denen einiger Zeitgenossen, Lpz. 1697 u. 1734 in 7 Octavbdn.

Hofnarren. Im Mittelalter und bis ins 18. Jahrh. gab es an geistlichen und weltlichen Höfen ein Amt für die Lustigmacher; diese hießen Hofnarren (Fou du roi en titre d'office), wenn sie als Lustigmacher wirkliche Bestallung hatten, denn manche Lustigmacher bekleideten Hof- oder Kriegsstellen und führten jenen Titel nicht. Bisweilen kommen sie auch unter der Benennung von Hofpoeten vor, oder werden lustige Räthe, kurzweilige Räthe, Tischräthe genannt, wenn ihr Hofamt erfoderte, das Ceremoniel des Hofes zu ordnen. Ihr Ursprung

ist aus dem Hange zu Erheiterungen nach anstrengenden Geschäften zu erklären. „Einige", sagt Flögel, „waren von grober Art, z. B. Klaus Narr, welche Alles herausredeten, was ihnen einfiel, keinen Unterschied unter den Personen und Zeiten machten, sich der gröbsten Possen und Zoten bedienten; und wenn auch manchmal ein witziger Einfall vorkam, so wurde er doch von hundert einfältigen verdrängt. Andre im Gegentheil waren witzige, sinnreiche Köpfe, wie Brusquet und Angeli in Frankreich, schlaue Hofleute von der feinsten Art. Sie befleißigten sich der Höflichkeit und des Wohlstandes in allen Sachen, waren voll lustiger Reden, artiger Erzählungen, kurzweiliger Gespräche, lächerlicher Sprichwörter, und ihr Umgang war so annehmlich, daß man sie lieb haben mußte. Andre waren bloß Tellerlecker, Schmarotzer und Schmeichler, die sich verspotten ließen, um ihren hungrigen Bauch zu füllen. Manche Fürsten haben auch an blödsinnigen, melancholischen Leuten und wirklichen Dummköpfen ihr Vergnügen gefunden und sie als Hofnarren gebraucht. Ja, die häßlichen Zwerge, rhachitische Ungeheuer, krumm und schief gewachsene Menschen sind als Hofnarren gebraucht worden. Vorzüglich waren pedantische Gelehrte der rechte Wetzstein des Witzes der Hofleute". M. s. Flögel's „Geschichte der Hofnarren" (Liegnitz 1770). Ehedem zeichneten diese bestallten Narren sich durch eine eigne Tracht aus; dazu gehörte 1) der beschorene Kopf; 2) die Narrenkappe, Gugel, Kugel, Kogel, Kaggel, Kagel (vom latein. Cuculus), eine sonst beiden Geschlechtern gemeine Gattung des Kopfputzes von kugelförmiger Gestalt, und bisweilen einem türkischen Bund oder Turban ähnlich. Da indeß die Gugel den Narren vielleicht nicht genug charakterisirte, weil auch Gelehrte, Mönche und gemeine Leute solche trugen, so fügte man 3) Eselsohren hinzu, welche seit dem 15. Jahrh. ein Schmuck der Narren waren; 4) daß aber auch schon im 15. Jahrh. der Hahnenkamm auf den Kappen zum Putz der Narren gehörte, erhellt aus vielen Zeichnungen; 5) der Narrenkolben (Marotte) gehört unter die uralten Waffen oder Ehrenzeichen der Narren, war vermuthlich anfangs nichts anders als die Pflanze, welche noch jetzt den Namen Narrenkolben, Rohrkolben (Typha L.) führt, in Sümpfen wächst, und erst braune, dann schwarze, walzenförmige, dicke Kolben hat. Sie führt daher auch den Namen Narrenscepter. Nachher machte man sie von Leder, in Form einer Herculeskeule, mit einem Riemen, daß sie der Narr an der Hand oder am Arme konnte hängen lassen, entweder damit zu necken, oder sich gegen Angreifende zu vertheidigen. Außer dem schlichten Narrenkolben hatte man auch zierliche und künstlich gearbeitete, an denen gemeiniglich ein Narrenkopf befestigt war. 6) Der große Halskragen und 7) die Schellen, die, sowie der Kragen, früher ein allgemeiner Putz gewesen waren, gegen die Hälfte des 15. Jahrh. aber ein eigenthümlicher Putz der Narren wurden, welche sie theils am Ende der Eselsohren, theils auf der Kappe, wo sonst der Hahnenkamm war, theils am Gürtel, theils statt der Rockknöpfe, theils am Schienbein, an den Knien, den Ellbogen, den Schuhspitzen ꝛc. trugen. Erasmus von Rotterdam glaubt, die Schellen wären also gleichsam eine Warnungsglocke, den Narren nicht zu beleidigen. D. Lamprechter, Rath Karls V., pflegte zu sagen: „Ein jeder Fürst muß zween Narren haben: Einen, den er vexirt, den Andern, der ihn vexirt". Vielleicht konnte man sagen, an den Narren erkenne man den Herrn; geistreiche Fürsten liebten auch geistreiche Narren. Peter der Große hatte eine große Anzahl Hofnarren, die in gewisse Classen eingetheilt waren. In der einen waren die, denen von Natur Verstand mangelte und die aus Mitleid unterhalten wurden; in einer andern solche, die in ihren ehemaligen Bedienungen wirkliche Narrheiten ohne Zweck begangen hatten. Diese waren ebenso zur Strafe Narren, als die dritte Classe, die aus solchen bestand, welche, um einer Strafe zu entgehen, sich närrisch gestellt hatten; und eine vierte, in welche bloß solche kamen, die in fremde Länder geschickt worden waren und nichts gelernt hatten. dd.

Hofwyl, früher Wylhof, ein Landgut von etwa 200 Morgen, berühmt durch agronomische Versuche, bedeutende Anlagen, und vorzüglich durch ein großes Erziehungsinstitut, liegt auf einem Hügel zwischen den Dörfern Seedorf und Buchsen, und wird auf der südlichen Seite durch einen Wald, über dessen Gipfel man fernher die Spitzen der Schneeberge des Oberlandes hervorragen sieht, von den schönen Umgebungen der Stadt Bern getrennt. Die Gegend hat wegen des scharfen Nordostes, dem sie gänzlich offen ist, sodaß auf der Höhe kein Nußbaum gedeiht, ein unmildes, wenn gleich gesundes Klima. Noch vor 22 Jahren stand hier nur ein hübsches Wohnhaus mit einer kleinen englischen Baumpartie, einer Gärtnerwohnung und 2 Wirthschaftsgebäuden. Die Felder waren in übelm Zustande, das Ackerland voller Steine, Unkraut und Quellen, die Wiesen sumpfig und das Vieh an Zahl und Art gering. Dies Alles hat der Unternehmungsgeist des jetzigen Besitzers Fellenberg (s. d.) umgeschaffen. Die alten Gebäude sind beträchtlich erhöht und erweitert; größere und kleinere Bauwerke, ja, eins einem Palaste vergleichbar, sind neu errichtet. Über 200 Menschen, sowol Knechte, Mägde und Handwerker, als Gelehrte, Kunstverständige und Erzieher; arme Kinder, die ihr Brot auf den Feldern verdienen, und beglücktere Söhne reicher Ältern, Alle speisen an Fellenberg's verschiedenen Tischen. Es ist eine Welt im Kleinen, worin besonders eine eigenthümliche Verbindung zwischen Landbau und Erziehung sich kund gibt. In der Agricultur zu Hofwyl ist von Brache und Triesch keine Rede mehr. Die Felder, obschon in Hinsicht des Bodens keineswegs gut ausgestattet, werden alljährlich bebaut und genießen keine andre Erholung, als durch vierjährige Abwechselung der Pflanzen, die sie hervorbringen müssen. Folgende Ordnung hielt Herr v. F. für die dem größten Theile des Schweizerbodens angemessenste: im ersten Jahre Kartoffeln, im zweiten Gerste und Hafer mit Klee, im dritten bleibt der Klee stehen, und im vierten wird in den umgebrochenen Klee Wintergetreide gesäet. Der vierte Theil des Ackerlandes wird zum Kartoffelbau verwandt, der besonders nebst andern Wurzelgewächsen eine reichliche Viehfütterung möglich macht. Der Dünger wird freilich nicht geschont, damit die Erde von Jahr zu Jahr an treibendem Stoff gewinne und der Ertrag sich erhöhe. Den Austrag der Cerealien (Fruchtertrag) gibt Hr. v. F. bereits aufs 18fache an. Dazu kommt aber, daß man durch Anwendung der Säemaschine die Hälfte der Aussaat erspart. Ferner werden die Felder rein von Steinen und Unkraut gehalten, wozu ein neues Instrument, der Exstirpator, und die Hände der Armenknaben gute Dienste leisten. Die Steine werden abgelesen oder ausgepflügt und zu Bauten und Wegbesserung benutzt. Ebenso wenig sind Hungerquellen und übernasse Plätze in den Äckern anzutreffen. Man hat sie zu zwingen und ihren Wasservorrath trefflich zu nutzen gewußt. Tief unterm Boden wurden Abzugscanäle gezogen, worin sich die Feuchtigkeit sammelte und zu trockenen, am Abhang liegenden Wiesen rinnen mußte, um an deren oberm Rande in einem kleinen Graben hinzulaufen und, durch zeitiges Stauen gehemmt, sich in der ganzen Wiesenbreite gleichmäßig über das Gras zu ergießen. So im Gehalte verbessert und stets lockerer gemacht, sieht man nun große Fluren mit dem herrlichsten Getreide prangen, das in dicht neben einander von der Maschine gezogenen Reihen nirgends zu dick und zu licht, hoch aufschießt, durch keine unnützen Pflanzen gehindert und verdumpft. Von den gewöhnlichen Kornblumen ist in Hofwyl nichts zu sehen. Wo ehemals die Wiesen versumpft waren, breitet sich jetzt in einer weiten Niederung der herrlichste Wiesenteppich aus. Fellenberg suchte nämlich durch tiefe Canäle dem Wasser Abfluß zu verschaffen, und als dies wegen zu niedriger Fläche nicht hinreichte, faßte er den Entschluß, den ganzen Wiesenplatz zu erhöhen. Die Felder der nahen Höhe, deren Boden an sich der Besserung sehr bedürftig, also ohne sonderlichen Nachtheil abzustechen war, mußten ein ungeheures Quantum Erde an die Tiefe abgeben. Zur Ersparung von Ochsen und

Pferden geschah dies im Winter. Zwei Schlitten verband man durch ein langes Seil, das oben am Hügelrande um eine Rolle lief. Wechselnd mußten nun die Schlitten die Erde hinunterfördern, indem der vollgeladene durch sein gewichtvolles Abfahren stets den leeren wieder auf die Höhe brachte. Unten war man später geschäftig, die Erdhaufen über die Wiese zu verbreiten. Als aber sich ferner noch zu tiefe Stellen fanden, stach man an den steilen Ufern eines raschfließenden Baches so viel Erde ab, als zu ihrer völligen Erhöhung nöthig war, und ließ sie durch das Wasser ihnen zuführen. (S. „Nassauer landw. Blätter von W. Albrecht", 1819, Nr. 44.) Was sonst über die Bewässerung der Wiesen durch umhergezogene Gräben und Quereinschnitte, welche das Wasser in kleinern Massen überall hinleiten, zu sagen wäre, ist bekannt. Die verbesserten Wiesen und Felder verlangten aber einen zahlreichern Viehstand; Fellenberg ließ daher 40 Kühe und Munnis (Bullen) von den Alpen kommen, die er in seinen rein und trocken gehaltenen Ställen reichlich mit Klee und Wurzelgewächsen nährt. Bevor der Ertrag der Äcker stieg, mußte freilich Futter zugekauft werden; dies war später nicht nöthig, als sich der reine Ertrag von F.'s Landwirthschaft seit Ankauf des Gutes vervierfacht, der rohe aber versechsfacht hatte. Dabei muß man aber auch die andern Anstalten berücksichtigen, deren zahlreiches Personal eine bedeutende Consumtion von Vieh und Vegetabilien veranlaßt, wodurch der Gutsherr im Stande ist, die selbst gewonnenen Producte seinen eignen Anstalten stets um das Maximum des Werthes zu verkaufen. Zu der Ökonomie in H. gehört ein kleines Magazin von Ackergeräthen, woraus die auf dem Gute selbst abgenutzten ergänzt, die meisten Exemplare aber auf Bestellungen gegen billige Preise versandt werden. Außer der Säemaschine und dem Ausreißer trifft man daselbst noch eine zusammengesetzte Hacke, welche beim Lockermachen und Häufeln in den Kartoffelfeldern sich erprobt hat. Fellenberg wollte noch einen tauglichern Pflug und Hände ersparende Maschinen zum Dreschen einführen. Er läßt diese Geräthe von Wagnern und Schmieden verfertigen, die auf seinem Hofe wohnen, denen der Mechaniker zur Seite steht, welcher die Hauptarbeiten leitet und auf deren Vervollkommnung sinnen muß. F. selbst ist kein mechanisches Genie. Die erste Säemaschine nach engl. Zeichnungen und Modellen brachte ein Mann, aus dem Canton Basel gebürtig, sonst ungebildet und bäuerisch, aber ein erfinderischer Kopf, zu Stande; sie erregte viel Aufsehen und wurde von dem Nachfolger in dem Geschäfte verbessert und verschönert. Außer den genannten Handwerkern sind noch Schreiner, Sattler, Schuster und Schneider in F.'s Dienst und auf dessen Rechnung thätig. Ihre Werkstätten gewähren sowol willkommene Bequemlichkeit, weil sie am Orte selbst sind, als auch einen nicht zu verachtenden Vortheil. Die Comptabilität über sie wie über das Ganze, oder das „Bureau der Institute", hat ihren Sitz in F.'s Wohnhause. Man findet darin kleine Modelle von Ackergeräthen, die Jedem zu betrachten vergönnt sind. Kennern der Agricultur gestattet man auch die Einsicht in die das Landwirthliche betreffenden Rechnungsbücher. Zu den Geschäften des Bureaus gehört u. a. die Lieferung von Kleidungsstoffen, Lehrbüchern, geometrischen Bestecken, Schreibmaterial, Landkarten und andern der Jugend in der Erziehungsanstalt nöthigen Dingen, die in größern Quantitäten aufgekauft werden.

In seiner ländlichen Armenschule hat Fellenberg arme, mitunter ganz verlassene Knaben von ungleichem Alter, bereits 50 an der Zahl, aufgenommen. Sie haben ihr eignes, ärmliches, aber rein gehaltenes Local zum Schlafen und ein andres für den Unterricht. Ihre Kleidung ist gleichförmig aus groben Stoffen, gesund und ordentlich; im Sommer Jacken und Hosen von Drillich, im Winter von wärmerer Art. Unkosten mußten vermieden und Alles aufs schlichteste eingerichtet werden; so ist auch die Kost einfach, aber gesund und hinreichend zur Ernährung junger, wachsender und arbeitender Körper. Ihr Lehrer und Führer ist

Wehrli, kein Gelehrter, sondern ein gutherziger Landmann, der F.'s Dienste sonstigen Schulstellen auf dem Lande vorzog. Er hat unter seinen Zöglingen, die, mit wenig Ausnahmen, Verstocktheit und Furcht vor dem Gutsherrn äußerten, wohlthuend gewirkt, indem seine Milde neben dem Ernst ihrer Lage sehr am Orte war, um ihre Gemüther zu öffnen und dem Keime eines reinern Lebens Luft zu machen. Mit Härte wäre er weniger Erzieher gewesen. Daß nur ein Knabe als unverbesserlich fortgeschickt worden (die Anstalt besteht schon im 14. Jahre), zeugt sowol für den Führer als für Menschennatur, die in jüngern Jahren fast immer aus den Händen des Verderbens zu retten ist. Als Lehrer ist Herr Wehrli nicht so bedeutend, da ihm das Geschick fehlt, die Köpfe zu wecken. Er ist zu langsam, doch thut er was er kann; ja, verstände er mehr zu thun, so genügte ihm wahrscheinlich die abhängige und beschwerliche Lage nicht, worin er sich befindet. Auch soll der Unterricht im Wissen und geistigen Können nur eine Nebensache in seiner Schule sein. Fellenberg nimmt an, daß sehr wenig Wissen für den Armen hinreiche; Zucht sei die Hauptsache und Gewöhnung zur Arbeit, die ihr künftiger Beruf werden soll. Als solchen betrachtet er die Arbeiten des Landbaues und als Ausnahme die Wahl eines jener Handwerke, welche die Knaben in ihrer Umgebung treiben sehen. Dem zufolge ist ihre Lebensart so eingerichtet, daß früh am Tage oder Abends spät, oder in seltenen Stunden, wo sich keine Handarbeit für sie findet, eigentlicher Unterricht ertheilt wird sowol im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion, als in etwas Anschauungslehre und Geographie des Vaterlandes. Hoffentlich wird man ihnen als Schweizerkindern auch die Erzählung von der frühern Heldenherrlichkeit ihrer Nation nicht vorenthalten. Das vorzüglichste Tagewerk der Wehrliknaben (so nennt man sie dort) ist auf dem Felde und wo man sonst ihre Kräfte gebrauchen kann. Wehrli ist immerwährend ihr Begleiter oder weiß stets um ihr Gehen und Thun. Er wohnt und schläft unter ihnen, er ißt mit ihnen, er arbeitet mit ihnen auf dem Felde, und wird durch dieses Zusammenleben in Stand gesetzt, ihre Neigungen und Fehler kennen zu lernen und auf Zucht und Sitte zu wirken. Zugleich ist es in seiner Art, mitunter auf dem Felde und beim Essen solche Gespräche mit ihnen zu führen, worin er seinen Einsichten gemäß sie über diese und jene Erscheinungen in der Natur aufklärt und unnützem Aberglauben steuert. Erholung durch Spielstunden haben die Kinder nicht. Ihre Erholung besteht im Wechsel der Arbeit, indem Fellenberg behauptet, daß Abmüßigung von aller Arbeit nichts tauge, worin schwerlich andre Erzieher ihm beipflichten werden. Ob gemeinschaftliches Singen für das Entbehren aller Freuden der Jugend Ersatz geben möchte, ist die Frage, obschon es löblich ist, daß sie kirchliche Gesänge und andre Lieder auswendig lernen. Wie leicht nun ähnliche Armenschulen überall einzurichten sind, geht daraus hervor, daß sie wol im Beginn eine beträchtliche Vorlage erfodern, im Fortgange aber das Capital sich rentirt und jener Wohlthätigkeit, die im Geben besteht, nur eine geringe Anstrengung zugemuthet wird. „Ist es möglich", sagt Fellenberg, „die Knaben bis in ihr 20. Jahr zu behalten, so müssen sie besonders durch die stärkern Arbeiten der letzten 6 Jahre völlig ihre Unkosten abverdient haben". In der That zugleich eine Erweckung ihres Selbstgefühls, daß sie zum eignen Unterhalt das Ihrige beitragen können! Auch sind bereits hier und da, z. B. in Hamburg, solche Schulen nach dem Muster der Fellenberg'schen angelegt, und Zöglinge Wehrli's haben deren Leitung erhalten. Neben der männlichen Armenschule gedenkt F. noch eine weibliche anzulegen. Vielleicht schien ihm bisher die Ausführung bedenklich in so großer Nähe des Philanthropins für Söhne vornehmer Ältern.

Diese nun seit 18 Jahren dauernde und im Ruf gestiegene Anstalt zählt über 80 Zöglinge, worunter Engländer, Franzosen und Italiener, und an 22 Lehrer. Das Local ist das oben erwähnte Palastgebäude nebst andern Häusern, wo der

größte Theil des Lehrerpersonals untergebracht ist. Sauberkeit und Anstand herrscht in den Schlafsälen, wie in den Eß= und Arbeitszimmern. Seinen Höhepunkt hatte das Institut, wie es scheint, 1819 erreicht, wo bekannte politische Maßregeln auch auf das friedliche Hofwyl hinwirkten. Söhne östr. Unterthanen mußten auf Befehl des Cabinets ausländische Schulen und Pensionate verlassen; fürstliche Familien, noch kurz zuvor Hofwyl verehrend, zogen ihre Angehörigen aus einer auffallend gewordenen Gemeinschaft mit Söhnen niedern Adels und der Kaufmannschaft zurück. Diesen Glanz, wenn es ein reeller war, verlor Hofwyl und zugleich mit ihm die schon gefaßte Hoffnung, bessere Fürstenbildung in Europa zu bewirken. Wie anders könnte diese auch möglich gemacht werden, als fern von den Höfen in Gesellschaft andrer Knaben und Jünglinge von solcher Reinheit, Arbeitsamkeit und so bescheiden freiem Anstande, wie Fellenberg's Anstalt sie aufzuweisen hat! Ein Familienband umschlingt hier die Kinder und die Jünglinge. Kein Kastengeist hat sich eingeschlichen, denn Brüder wissen untereinander nichts von solchen; und ebenso wenig sind Auszeichnungen, sei es durch öffentliche Belobung, Preisgeschenke oder gar Decorationen, dort bräuchlich. Die Zufriedenheit der Lehrer, natürliche Anerkennung des Fleißes und Wohlverhaltens bei gutgezogenen Mitschülern, die wirklich erregte Liebe zum Studium und die Stimme des Gewissens sollen ihr Sporn sein. Unnütze Zerstreuung und verderbliche Einflüsse auf Herz und Geist legen kein Gegengewicht in die Schale und erschweren nicht das Werk der Erziehung. Zu Strafen reicht fast immer ein ernstes mißbilligendes Wort hin. In dem Punkte humaner Behandlung ähnelt die Schule der Pestalozzi'schen zu Iferten, wie diese nämlich vor mehren Jahren in ihrer bessern Periode war; übrigens sind beide in Rücksicht des geselligen Lebens und des Lehrsystems völlig verschieden. Fellenberg wollte nicht eine Elementarschule, sondern eine solche, welche die gesammte Jugendbildung wenigstens bis zum Übergang auf Universitäten in sich fassen sollte. Darum hat er auch von Anfang den Ältern das Recht nicht gestattet, ihm ihre Söhne nach Gutdünken wieder zu nehmen. Er verlangt sie für den ganzen Cursus der Erziehung und Belehrung. Beide greifen ineinander, wie man aus der Tagesordnung und dem Leben der Zöglinge ersieht. Der Sonntag ist der religiösen Feier gewidmet, da für evangelischen, römischen und (einiger russischen Zöglinge wegen, durch besondere Gunst Kaisers Alexander) für griechischen Gottesdienst gesorgt ist. In Betreff der Werktage stehen die Zöglinge im Durchschnitt um 5 im Sommer, um 6 im Winter auf. Ist Wetter und Jahreszeit nicht danach, um sich des frühen Morgens im Garten und Wäldchen zu erfreuen, so geht es alsbald ans Vorbereiten und Wiederholen der Lectionen. Um 7 Uhr ruft das Frühstück, und zwar nach Schweizer Art eine Suppe. Gleich darauf gibt es für Diesen und Jenen eine Extrastunde, z. B. in Musik. Um 8 aber beginnt der Unterricht aller Abtheilungen und dauert bis 12. In einer kleinen Pause um 10 Uhr wird ein Stück Brot genommen; um 12 aber läutet es zu Mittag, worauf sich die Zöglinge mit den Lehrern und der Fellenberg'schen Familie zu Tische setzen. Beschäftigt nun eine Nebenstunde hier und da den Einzelnen, so fängt doch der eigentliche Stundenlauf erst um 2 wieder an und dauert bis 4, worauf man eine Stunde gemeinschaftlich im Freien mit Spiel sich ergötzt und etwas Obst mit Brot genießt. Um 5 ist entweder Gesangstunde oder ein andrer wenig anstrengender Unterricht, aber nicht für alle Abtheilungen; und um 6 sitzt man wieder bei den Selbstarbeiten. Die Kleinen müssen früher fertig sein, die Ältern sind fleißig bis zum Nachtessen. Es herrscht hierin keine für sämmtliche Zöglinge gleich streng bindende Regel; dem körperlich schwächern darf weniger zugemuthet werden als dem gesunden, und spät Abends zu arbeiten wird nur dem Kräftigen und Erwachsenen gestattet. An Abwechselung im Lernen ist gleichfalls kein Mangel. Bald ist es die Musik, bald der Schreiner, oder der Turnplatz, oder der Tanz= und Fecht=

boden, der den Umgang mit Büchern und Feder unterbricht, und das tägliche Spielen und Tummeln im Freien trägt zu der Gesundheit bei, die von den Gesichtern der hofwyler Zöglinge stralt. Auch finden sonstige häusliche Freuden und Privatneigungen und ländliches Treiben immer noch ihre Zeit. Der pfeift einem Vogel, Der jagt sich mit Kaninchen, ein Dritter hat Papparbeiten vor oder füttert ein Schaf. Jeder Jüngere hat sein kleines Gärtchen zu besorgen, und Alle wiederum ein gemeinschaftliches Stück Feld und Grasplatz und einen Misthof mit Hühnern. Ihr Eifer mit Ackergeräthen, mit dem Heuwagen, selbst in Mistgeschäften, wozu besondere Zwillichjacken und Hosen angethan werden, ist erfreulich zu sehen. Ferner werden zu gewissen Zeiten des Jahrs mehre Tage, wenn mit Garten- und Feldsachen nichts zu thun ist, die Freistunden zu soldatischen Übungen benutzt. Nöthiger Zubehör, um uniformirt und bewaffnet zu sein, ist vorhanden. Man exercirt selbst im Feuer, und hat irgend einen Lusttag, der ganz und gar mit kriegerischen Dingen im Freien zugebracht wird. Früh mit der Sonne ordnet sich Alles zum Ausmarsch; der Eßwagen wird bespannt und das kleine Heer zieht etwa eine halbe Stunde Wegs nach einer hügeligen, mit einzelnen Bäumen besetzten Heide. Hier wird ein Zelt aufgeschlagen, Wachen werden ausgestellt und das Kriegsspiel beginnt. An Zuschauern ist kein Mangel. Mittags wird im Grünen gespeist, und der Nachmittag geht mit Erlustigungen hin, bis der Heimmarsch mit Trommeln und Musik den fröhlichen Tag beschließt. Auch gibt es dann und wann kleine Excursionen zu den nächsten Bergen und Thälern und zur Ferienzeit eine größere Wanderung durch die Schweiz. Unter einer Menge von Zöglingen verschiedenen Alters in einem so regsamen Jugendleben ist ein starker Geist der Ordnung und Lenkung nothwendig. In andern Instituten wird dieser von den Lehrern verlangt; aber die innige Gemeinschaft der Knaben, die Bedingung eines wahren Familienlebens, wird gewöhnlich dadurch gestört, was auch in Hofwyl der Fall gewesen, hätte sich nicht in den ersten Jahren der Anstalt ein Erzieher, Christian Lippe (aus Braunschweig), gefunden, der die Leitung der Knabenwelt ganz allein auf sich nahm. Schon als Student zu Helmstädt wurde er von Henke, Bredow und dem Änesidemus-Schulze sehr geschätzt. Immer des Vorsatzes, sein Leben der Erziehung zu widmen, lag es ihm, als er nach Hofwyl kam, keineswegs daran, dort in irgend einem Fache zu unterrichten und die Mußestunden zu Fortsetzung seiner Studien zu verwenden; mit Kindern leben und sie leiten war sein Beruf. Er folgte ihm und ward unwillkürlich der Mittelpunkt des dortigen jugendlichen Lebens. Tag und Nacht unter den Zöglingen, war sein Herz ihnen offen; ihm konnten sie ohne Rückhalt vertrauen, Lüge und Heuchelei konnten sich vor seinen Augen in den jugendlichen Gemüthern nicht erzeugen. Er eiferte für sie, wenn man ihre kindlichen Freuden pedantisch zu trüben suchte, nahm Theil an ihren Spielen und Allem, was außer dem Bereich der Studien lag. Er lebte als Kind mit und war doch wie der Vater von Allen. Als 1816 die hochherzige Katharina von Würtemberg ihn kennen lernte, wünschte sie ihn für ihre Söhne (die Prinzen von Oldenburg) zum Erzieher. In Stuttgart auf die herablassendste Art empfangen, war er, an Versorgung in spätern Jahren denkend, fast bereit, die gebotenen Dienste anzunehmen, als ihn die Vorstellung von den Fellenberg'schen Zöglingen so lebhaft ergriff, daß er zurücktrat und wieder nach Hofwyl eilte. Er hat sich (1822) genöthigt gesehen, die Anstalt, worin er 13 Jahre thätig zugebracht, zu großer Betrübniß der Zöglinge zu verlassen. In seinem Amte ist ihm der älteste Sohn des Stifters, Wilh. v. Fellenberg, gefolgt. Da dieser junge Mann in Lippe's Schule aufgewachsen, also an die getroffene Einrichtung und Behandlungsart gewöhnt und gutes Herzens ist, so hat er gesucht, in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten. Es muß ihn hierin eine treffliche Anordnung unterstützen, die von Herrn Lippe herrührt. Dieser echte Erzieher wußte nämlich aus den ältern Zög-

lingen sich Gehülfen in der sittlichen Führung der jüngern und in der Leitung ihrer Geschäfte zu bilden; er liebte überhaupt, mit den Knaben zu Rathe zu gehen. Daraus entwickelte sich folgende Verfassung. Sämmtliche Geschäfte des kleinen Staatswesens ließen sich in 4 Partien bringen, die ebenso viel Beamte erfoderten: 1) den Seckelmeister, als Bewahrer des aus gemeinsamen Beiträgen der Zöglinge gebildeten Schatzes, worüber er Rechnung zu führen und Einkäufe, sowie Spenden an Arme, nach Beschluß der Gesammtheit, zu besorgen hatte; 2) den Schaffner, als Aufseher über die ländlichen Arbeiten, die Bibliothek, die Krankenpflege und Ordnung in Zimmern und Schlafsälen; 3) den Ordner auf Spiel- und Turnplätzen, zugleich Quartiermacher auf Reisen; 4) den Hauptmann, als Befehlshaber des Heers, Aufseher bei Schießübungen und Beschließer der Waffen- und Monturkammer. Ein Fünfter als Vorstand hatte darauf zu sehen, daß Jene ihr Amt nicht vernachlässigten. Alle Fünf wählte man aus den Tauglichsten, unter Leitung des Erziehers, dem sie allein und in allgemeiner Versammlung Rechenschaft abzulegen hatten. Ferner war zur Beförderung der Sittlichkeit eine andre Einrichtung getroffen, der zufolge die Gesammtheit in 2 Hälften zerfiel, nicht aber nach Fleiß und Kenntnissen, sondern nach dem Alter. Die Mitglieder einer jeden Hälfte vertheilten sich durch das Loos in 3 Kreise, deren jeder einen Vorsteher oder Kreisrath erhielt. Das Amt desselben war, in seinem Kreise auf Eintracht zu sehen, kleine Zwiste zu schlichten, zur Sitte zu ermahnen, und überhaupt wie ein älterer Bruder unter jüngern sich zu benehmen. Die 6 Kreisräthe wurden von der allgemeinen Versammlung der Zöglinge wieder unter Vorsitz des Erziehers gewählt. — Das dortige Lehrsystem betreffend, ist zu bemerken: daß spielende Methoden keinen Eingang gefunden haben. Ferner ist man der Überzeugung, daß ebenso wenig dieselbe Folge der Lehrstoffe als die gleiche Zahl von Arbeitstunden für alle Zöglinge statthaben müsse. Abweichende Fähigkeiten oder Mangel daran machen Änderungen im Hauptplane nöthig, weßhalb auch keine bestimmte Classenabtheilung vorhanden ist. Zuweilen werden Vorgerückte von den Zurückbleibenden getrennt, wodurch aus einer zwei Abtheilungen entstehen; und Manchen mußte man das Studium einer der alten Sprachen ganz erlassen, ohne daß eine Kränkung damit verbunden war. Das Individuelle der Knaben soll nicht hintangesetzt werden, und an der hinreichenden Zahl von Lehrern zur Ausführung dieser Ansicht läßt Fellenberg es nicht fehlen. Über den Plan des Unterrichts konnte er im Beginn der Anstalt nichts bestimmen. Persönlich mit den Foderungen desselben wenig bekannt, kam es auf die Ansichten der Männer an, die ihm ein günstiges Geschick zuerst zuführte. Durch sie wurde der Anstalt die Haupteinrichtung gegeben, welcher man noch folgt, ungeachtet sich Manches bei Ausführung der zum Grunde gelegten Ideen geändert hat. Herr Griepenkerl (jetzt Professor zu Braunschweig) war 1808 von dem damals in Göttingen lebenden Professor Herbart Hrn. v. Fellenberg empfohlen. Die Ansichten jenes Philosophen über Verknüpfung des historischen und philologischen Unterrichts, wie über den Vortritt der griechischen und lateinischen Sprache, sind seitdem durch Dissen und Thiersch bekannter und rühmlichst benutzt worden; auch Griepenkerl brachte sie nebst dem Herbart'schen ABC der Anschauung, als einem Elementarbuche der Mathematik, mit nach Hofwyl, um sie gleich bei Eröffnung des Instituts anzuwenden. Nicht die alten Sprachen an sich, hieß es nun, sollten ein Zweck der Bildung sein, sondern die Kenntniß von der Griechen und Römer öffentlichem und häuslichem Leben, von ihren bedeutendsten Männern und Werken der Literatur und Kunst. Ferner: Geschichte aus Compendien erlernt, sei todt, sie müsse aus den besten Quellen geschöpft werden; aus gleichem Grunde könne man in der Jugend wahres Interesse an der Geschichte nur durch langes Verweilen bei bedeutenden, umständlich erzählten Begebenheiten wecken. Weil die griechische Welt den Vorrang habe, ward

nach Beseitigung der ersten grammatischen Schwierigkeiten der griechischen Sprache sogleich zur Lesung des Homer geschritten. Nach etwa zweijähriger Beschäftigung mit der „Odyssee“ sollte der Lehrer die auf Homer's Zeit folgende Geschichte der Griechen und Asiaten, und zwar in Herodotischer Art, erzählen und zugleich grammatische Vorbereitungen treffen, um die Lesung der Perserkriege im Herodot selbst zu beginnen. Dann sollte die Erlernung der lateinischen Sprache zum Hauptgegenstande des Unterrichts sich erheben. In der Fortsetzung dieses chronologisch eingeschlagenen Wegs trat jetzt ein Hinderniß ein, da kein römischer Schriftsteller von Homer's und Herodot's Einfachheit vorhanden und Livius für Anfänger der Sprache zu schwierig ist. Freilich, ist erst zu diesem das Verständniß eröffnet, so bieten die erste Decas oder der zweite punische Krieg einen reichen Stoff, und ebenfalls, um Cäsar's Zeitalter zu erkennen, die Sallustischen Werke mit Reden und Briefen Cicero's die erwünschten Materien dar. Kortüm (Professor in Basel, 1823 in seiner frühern Stelle zu Hofwyl), welcher jene Schwierigkeiten einer geraden Weiterführung der für die griechische Welt paßlichern Idee einsah, entfernte sich insoweit davon, als er Geschichte und Sprache der Römer jede für sich behandelte. Den unterdeß zu Jünglingen herangewachsenen Schülern erklärte man die lateinischen Dichter, die griechischen Tragiker und die alte Philosophie. Woher aber nun die Zeit, um gleichen, auf Lesung reichhaltiger Nationalwerke gegründeten Gang durch die Geschichte des Mittelalters einzuschlagen? Man wollte an die Lesung der „Nibelungen“ die älteste deutsche Geschichte knüpfen, dann Italienisch lehren, um mit Tasso die Geschichte der Kreuzzüge, mit Dante die Kenntniß von dem 13. Jahrh., und Englisch, um mit Shakspeare's Schauspielen die Kunde Britanniens zu verbinden; ja, der „Guerras civiles“ von Granada und der „Lusiade“ war nach einem Vorschlage A. W. Schlegel's gedacht. Allein man begriff, daß solche Ausdehnung des Lehrplans bei weitem alle Schulbildung überschreiten, ja, wenn er auch ausgeführt werden könne, nur Übersättigung hervorbringen müsse. Schacht (späterhin Professor in Mainz), dem die Fortsetzung des historischen Unterrichts aufgetragen wurde, beschränkte sich deßhalb auf deutsche Vorzeit und Mittelalter, mit Einflechtung Dessen, was aus den Geschichten der Nachbarn und der fernen Muselmänner nöthig sein möchte. Das Compendiarische verschmähte er gleichfalls. Neben der ältern deutschen Geschichte ward das „Nibelungenlied“ gelesen, darauf den Jünglingen, denen zuvor jede das planmäßige Studium hemmende Lecture, einem löblichen Grundsatz des Instituts zufolge, nicht erlaubt gewesen, das Heiligthum unserer großen Dichter und prosaischen Schriftsteller eröffnet. Das classische Alterthum und das Vaterland sind nun als Hauptgegenstände des geschichtlichen und philologischen Unterrichts bestimmt, worin den Lehrern die wohlgeordnete berner Bibliothek sehr zu Hülfe kommt; auch der Naturkunde hat gleich anfangs W. Albrecht (jetzt Director der nassauischen landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Idstein) einen ihr gebührenden Platz angewiesen, sowie Hesse (jetzt Regierungsrath im Darmstädtischen) dem mathematischen Fache durch Einführung der Schweins'schen Methode eine größere Wirksamkeit verschaffte. Der Unterricht im Zeichnen und im Gesang wird durch treffliche Lehrer besorgt. Schon Herr Griepenkerl, der für einen tüchtigen Spieler der Werke Sebastian Bach's gelten kann, gab der Musik viel Raum. Er und Laur (jetzt in Basel) haben aus den Zöglingen der Anstalt ein recht gutes Singchor gebildet. Der jetzige Führer der Concerte ist Herr Huber aus St.-Gallen, ein talentreicher Mann. Übrigens kommt in Sachen des Unterrichts nicht, wie in der Erziehung, die Oberleitung einem Einzigen, sondern der Lehrerversammlung zu, worin zugleich der eigentliche Erzieher seinen Platz, Hr. v. Fellenberg aber das Präsidium hat. F.'s landwirthschaftliche Verdienste hat der deutsche Agronom Schwarz geprüft. Über die

Gesammtheit seiner Institute gibt die Schrift des Grafen Villevieille „Des instituts d'Hofwyl" (Genf 1821) nicht immer die richtigste Ansicht.

Hogarth (William), Maler und Kupferstecher, geb. zu London 1697, wurde bei einem mittelmäßigen Silberschmied in die Lehre gethan, wo er mit Eingrabung von Wappen, Namenszügen und unbedeutenden Figuren sich beschäftigte. Dann besuchte er die Akademie von St.-Martins-Lane und zeichnete nach der Natur, ohne jedoch mehr als mittelmäßige Fortschritte hierin zu machen. Endlich erhob ihn sein Genie zum Maler der Charaktere und Leidenschaften. Wurde daher H. gleich kein großer Maler in Hinsicht auf Colorit und Helldunkel, ja wurde er nicht einmal ein völlig correcter Zeichner, so gehört er doch durch Neuheit der Erfindungen, Reichthum der Gedanken, Wahrheit im Ausdruck, Geist und Witz der Compositionen zu den ausgezeichnetsten Künstlern. Besonders stark war er in komisch-satyrischen Darstellungen; er hatte einen eignen feinen Beobachtungsgeist für das Lächerliche, das er mit gleicher Leichtigkeit auffaßte und darstellte. Oft entwarf er in Gesellschaften unvermerkt die Hauptzüge einer Scene mit Bleistift auf dem Nagel seines Daumen und trug sie so nach Haus in sein Collectaneenbuch. Caricatur wurde deßhalb sein Hauptfach, jedoch in einem edlern Sinne, als man diese gewöhnlich nimmt. (S. Caricatur.) In seiner frühesten Kunstperiode (1726—33) beschäftigte er sich mit Wappengraben, verfertigte Adressen für Kaufleute; dann zeichnete und stach er Platten für Buchhändler. Keine dieser Arbeiten kündigte ein besonderes Kunsttalent an; nur die 17 Platten zu der Duodezausgabe des „Hudibras" ließen einen mehr als mittelmäßigen Künstler ahnen. Hierauf legte sich H. auf Portraitmalerei, eine Gattung, die sich für einen Mann, dem jede Schmeichelei fremd war, und der bei Auffindung lächerlicher Züge seine Satyre nicht im Zaume halten konnte, wenig schickte. Dennoch verschafften ihm seine Leichtigkeit zu treffen und die eigne Art, mit welcher er Familiengruppen und ganze Cirkel darstellte, eine Zeitlang viel Arbeit. Mit Herrn Tyers eng verbunden, trug er zu den Verschöneryngen des Frühlingsgartens im Vaux-Hall durch seine Malerei Vieles bei. Von ihm sind z. B. die vier Tageszeiten. Tyers verehrte ihm eine goldene Einlaßkarte für sich und seine Freunde, mit der Aufschrift: „In perpetuam beneficii memoriam". Seit 1733 verbreitete sich H.'s Ruf durch das 3. Blatt aus dem Leben eines Freudenmädchens („The jew decoyed, or a Harlot's progress"). Er erhielt für die Darstellung dieses Lebenslaufs über 1200 Subscribenten. Jetzt hatte er seine eigenthümliche Sphäre gefunden. Nach dem Wunsche des Abbé Dubos stellte H. ganze Folgen dar, eine Reihe von Handlungen und Begebenheiten aus dem Leben einer Person, von der Geburt bis zum Grabe. In jenen Blättern z. B. ein junges Mädchen, wie es in der Hauptstadt ankommt, und alle wechselnde Scenen des Lasters bis zu einem frühzeitigen Tode. Was es heiße, für den Geist und das Herz malen, hat H. hierin meisterhaft gezeigt. In gleichem Sinn hat er das Leben eines Liederlichen, die Heirath nach der Mode u. A. m. dargestellt, während andre Werke, z. B. sein Jahrmarkt von Southwark, humoristisch sind: eine Gattung, in welcher Hogarth nicht weniger glänzend zuerst sich hervorthat. Als Geschichtsmaler lieferte er 1736 für das Bartholomäushospital zwei Gemälde, den Teich von Bethesda und den barmherzigen Samariter; allein das Genie, das in Scenen des Lasters und Unglücks des gemeinen Lebens sich bewährt hatte, verließ ihn in den Scenen, welche Anmuth und Würde erheischten; auch bei den ernstesten Gegenständen konnte er die komischen Züge nicht unterdrücken. So auch in seiner Predigt des heil. Paulus, in seiner Tochter Pharao's; nur sein Gemälde von Richard III. ist frei davon. 1753 gab er seine Analyse der Schönheit heraus (übersetzt von Mylius unter des Verf. Augen, Berlin 1754), worin er durch eine Menge von Beispielen zu beweisen sucht, daß die Wellen- oder Schlangenlinie die wahre Schönheitslinie sei. Bei dieser Arbeit

half ihm bis zum 9. Capitel der D. Benj. Hoadly; nachher M. Ralph, mit dem sich aber Hogarth nicht lange vertrug; das ganze Werk wurde endlich von dem D. Mordell durchgesehen und von Towsley die Vorrede geschrieben. Hogarth stach sein eignes Portrait, unten mit einer Malerplatte, auf welcher diese Linie dargestellt war, mit der Unterschrift: Linie der Schönheit und Grazie. Anfangs wußte man nicht, was er damit wollte, und als er sich hernach darüber erklärte, sagte man, und wol nicht ganz mit Unrecht, das habe man längst gewußt. Dies veranlaßte ihn, ein Blatt zu entwerfen, welches er als Empfangschein an die Subscribenten auf seine Analyse der Schönheiten ausgab, Colombo darstellend, wie er ein Ei auf die Spitze stellt, zur Widerlegung gegen Jene, die die neue Welt auch wollten gekannt haben, bevor er sie entdeckte. Um die Eier in der Schüssel schmiegen sich ein paar kleine Aale, das Symbol der Hogarth'schen Schlangenlinie. Die Vergleichung ist ein wenig überspannt; allein Hogarth war ein einfacher offener Mann, der nie heuchelte, am wenigsten dann, wenn es auf Würdigung eigner Verdienste ankam. Als die berühmte Sigismunda des Correggio in einer londner Versteigerung für 1624 Thaler wegging, sagte er treuherzig: „Wenn mir Jemand ebenso viel Geld gibt, so will ich wol noch etwas Besseres machen!" Lord Grosvenor hielt ihn beim Wort; er mußte eine Sigismunda malen und — mußte sie behalten. Hogarth erlag in dem Wettstreit; indeß soll sein Gemälde unstreitiges Verdienst haben; es wurde nach dem Tode seiner Witwe von Boydell für die Shakspeare-Galerie gekauft. 1757 legte Hogarth's Schwiegervater, Jak. Thornhill, seine Stelle als Maler des Königs zu Hogarth's Gunsten nieder. Hogarth starb 1764, im 67. J. seines Alters. Seine Werke wollen studirt sein, indem der geistreiche Künstler fast in jedes, noch so kleine Beiwerk, in jeden einzelnen Zug, komisch-satyrische Bedeutung und Anspielung legte. Die vorzüglichsten Commentare seiner Werke sind: „Hogarth illustrated by John Ireland", (3 Bde., Lond. 1791), und Lichtenberg's „Ausführl. Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche, mit verkleinerten, aber vollständigen Copien derselben von E. Riepenhausen" (6 Bde., Gött. 1796). Bei der franz. Übersetz. der Hogarth'schen „Analyse der Schönheit" von Jansen (Paris 1805, 2 Bde.) findet man eine schätzenswerthe „Notice chronologique, historique et critique de tous les ouvrages de peinture et de gravure de Mr. Hogarth". dd.

Hogendorp (Gysbert Karl, Graf v.), niederländ. Staatsminister, Mitglied der Ständeversammlung, Großkreuz des Löwenordens ꝛc., geb. zu Rotterdam 1762, kam, als er seinen Vater nebst dessen auf dem Cap erworbenen Vermögen 1773 im Schiffbruche verloren hatte, zugleich mit seinem ältern Bruder Dyrk (Dietrich), der sich später in Napoleons Diensten bekannt machte, nach Berlin in das Cadettenhaus; dann wurde er Page des Prinzen Heinrich, machte als Fähnrich den Feldzug im bairischen Erbfolgekriege mit und kehrte nach dem Frieden in sein Vaterland zurück, wo ihn der Erbstatthalter Wilhelm V. in seiner Garde anstellte (1782). Im folg. J. reiste er nach Amerika, litt Schiffbruch, ward von Franklin mit Güte aufgenommen und von den Amerikanern wegen seiner Ähnlichkeit mit Lafayette zuvorkommend behandelt, blieb 7 Monate in Philadelphia und kehrte 1784 in sein Vaterland zurück, wo er die Vorlesungen der Professoren in Leiden fleißig besuchte und nach bestandenem Examen sich die Doctorwürde erwarb. Aus Anhänglichkeit an das Haus Oranien verließ er den Militairdienst, als die Partei der Patrioten die Oberhand gewann. Nach der Wiederherstellung des Erbstatthalters ward er zum Großpensionnair von Rotterdam ernannt, legte aber diese Stelle nieder, als die Franzosen 1795 Holland eroberten und der Erbstatthalter nach England sich begeben hatte. Sein vergeblicher Plan 1802, eine Colonie für die Anhänger des Hauses Oranien auf dem Cap zu gründen, kostete ihm den größten Theil seines Vermögens; er wirkte daher im Stillen für die Sache des

Hauses Oranien, und schloß mit van der Duyn, Stirum, Repelaar, de Jonge, Changuion u. A. eine Verbindung, deren Zweck die Restauration des oranischen Hauses war. Als endlich 1813 die Waffen der Alliirten siegreich vordrangen, vereinigte er im Haag die Anhänger des Prinzen, schoß 50,000 Fl. aus seinen Mitteln vor, um Fahrzeuge zur Besetzung der Maas auszurüsten, und trug, so viel er vermochte, zu der Wiederherstellung des Prinzen bei. Dieser ernannte ihn zum Mitgliede der Commission, welche die neue Verfassungsurkunde entwarf, die im März 1814 angenommen und beschworen wurde. Hogendorp erhielt hierauf das Departement der auswärtigen Angelegenheiten und wurde Vicepräsident des Staatsraths. 1815 erhob ihn sein dankbarer König in den Grafenstand, welchen schon sein Urältervater erhalten, sein Großvater aber aufgegeben hatte. Zugleich erlaubte ihm der König, seinem Wappen den belgischen Löwen mit dem Pfeilbündel und der Jahrzahl 1813 beizufügen; auch bekam er das Großkreuz des neugestifteten Löwenordens. Wegen Kränklichkeit bat er 1816 um Entlassung aus dem Staatsdienst, die er mit Beibehaltung seiner Titel und seines Gehaltes erhielt. Seit 1815 ist Graf Hogendorp Mitglied der zweiten Kammer der Ständeversammlung und gehört zu der Oppositionspartei, die sich zu Gunsten der Rechte des Volks und der Verfassung bei mehren Verhandlungen gegen die Maßregeln der Minister Van Maanen, Appelius und Six erhoben hat. Auf seinen Platz in der ersten Kammer verzichtete Hogendorp, der ein wahrer Volksfreund und ein beredter Vertheidiger der Handelsfreiheit ist, darum, weil hier die Verhandlungen nicht öffentlich gepflogen werden, dies aber, seiner Überzeugung nach, nothwendig ist, wenn das innerste Wesen einer Repräsentativverfassung nicht verletzt werden soll. — Von ihm sind in Druck erschienen eine Abhandl. über den Handel nach Indien (1801, 2 Bde.); „Memoiren über den Handel nach Java" (1804); „Betrachtung über die Finanzen, bei Gelegenheit des Entwurfes zu einem System der Auflagen" (Amsterdam 1801) und „Betrachtungen über die politische Ökonomie des Königreichs der Niederlande" (Haag 1818—24, 9 Bde., in holländ. Sprache). Dieses Werk enthält die vorzüglichsten seiner in den Generalstaaten gehaltenen Reden. 12.

Höhe, in der Geometrie, die Erhebung eines Punktes über die Horizontalebene. Man denke sich durch den erhabenen Punkt eine auf die Horizontalebene senkrechte Linie (Verticallinie) gezogen, so ist die Länge dieser Linie die Höhe des Punktes. — In der Schifffahrtskunde steht **Höhe** statt Polhöhe. Wenn ein Schiff, in der Nähe eines Ortes, ungefähr unter gleicher geograph. Breite (Polhöhe) mit demselben sich befindet, sagt man, es sei auf der **Höhe** dieses Orts. — Ferner auf der hohen See sein; die See geht hoch. — **Höhe eines Gestirns** ist der zwischen diesem Gestirne und dem Horizonte enthaltene Bogen eines Scheitelkreises.

Hoheit (jur.), ein Titel, welcher Mitgliedern der souverainen kaiserl. und königl. Familien, den deutschen Großherzogen und ihren Erbprinzen (königl. Hoheit) gegeben wird und auch den übrigen Mitgliedern des mecklenburgischen Hauses beigelegt ist. Er war sonst geringer als der Titel Durchlaucht (Sérénité, Sérénissime), indem der letztere nur regierenden Souverains gegeben war, und ist nicht ganz gleichbedeutend mit dem französ. Altesse. Denn man übersetzt auch den Titel Durchlaucht mit Altesse sérénissime und fürstl. Gnaden mit Altesse.

Hoheiten und Hoheitsrechte des Staats, die aus dem Begriff und Zweck des Staats abfließenden Rechte, welche, insofern sie schon aus dem Wesen des Staats mit Nothwendigkeit folgen und also keines andern Rechtsgrundes bedürfen, **Majestätsrechte**, wesentliche Hoheits- oder Regierungsrechte, höhere Regalien genannt werden, insofern sie aber von der Wahl nach Erfahrungsbegriffen abhängig sind und also erst durch besondere Gesetze und Verträge zu Stande kommen, **niedere Regalien**, Regalien im engern Sinne, zufällige

Regierungsrechte heißen. Der Inbegriff aller Regierungsrechte macht die Staatshoheit, und diese, bezogen auf irgend einen bestimmten Zweck oder Gegenstand, die Hoheiten des Staats aus, welche daher so vielfach sind, als man aus irgend einer Ursache gewisse Gegenstände von andern abgesondert betrachten will. Erschöpfend ist folgende Eintheilung: 1) Kriegs- oder völkerrechtliche Hoheit; 2) Kirchen- und Schulenhoheit; 3) Justizhoheit; 4) Polizeihoheit; 5) Finanzhoheit. 37.

Hohenheim (Groß-), eine Stunde von Stuttgart, vom Herzog Karl von Würtemberg, als er aus England zurückkehrte (um 1776), zu einer landwirthschaftlichen Niederlassung ausersehen, an die sich nach und nach Gärten und Bauwerke anschlossen. Das schönste Schweizerreich prangte hier. Gartenanlagen, Antiken, Ruinen, Tempel, Monumente, Bäder, Thürme, Wasserleitungen, Cascaden, Moscheen, Pyramiden, Bildsäulen in vielerlei Geschmack und Nachahmung alter und mittlerer Zeit wechselten mit modernen Bauwerken der verschiedensten Art, mit Milchhäusern, Wirthshäusern, Strohhütten, bäuerisch maskirten Modezimmern, Schäfereien, Schweizereien, Mühlen, Einsiedeleien, Gewächshäusern u. s. w. Das neue Schloß, das noch jetzt durch hohe Lage und Façade von weitem imponirt, vollendete das Ganze (1796). S. die ziemlich vollständige Beschreibung im 7. Th. der „Auswahl kleiner Reisebeschreibungen" (Leipz. 1788). Die Gartenanlagen beschrieb der geh. Hofrath v. Rapp in dem „Taschenkalender für Natur- und Gartenfreunde" (1795—99), worin die Hauptpartien mit ihren Gebäuden zugleich in Kupferstich erschienen; früher erwähnte ihrer Hirschfeld (Th. 5); ausführlicher der Prinz de Ligne in seinem „Coup d'oeil sur Beloeil". Colorirte Ansichten in gr. Fol. gab Heideloff in 3 Heften, dann noch in 6 Lief. 1795—1800, bei Frauenholz. Jene Herrlichkeiten sind jetzt verschwunden; außer den Haupt-, Schloß-, Wohn-, und Stallgebäuden werden fast nur die Obstgärten und Pflanzungen exotischer Bäume erhalten. Dagegen haben König und Stände 1821 diese Domaine zu einer Landwirthschaft- und Forstlehranstalt gewählt. Diese steht unter der Oberaufsicht der Centralstelle des würtemb. landwirthschaftlichen Vereins und unter dem berühmten Director von Schwerz. Sie beschränkt sich nicht bloß auf den theoretisch-praktischen Unterricht erwachsener Jünglinge des In- und Auslandes aus den mittlern und höhern Ständen, sondern nach der eignen Idee des jetzt regierenden Königs und durch seine besondere Unterstützung werden hier auch arme Waisenknaben zu tüchtigen Knechten, Schaffern, Meyern rc. gebildet. Ferner zeichnet sich diese Anstalt aus durch eine auf die Bedürfnisse des Landes berechnete Versuchswirthschaft im Großen, eine Muster-Stamm-Merinosschäferei, eine Werkstätte für neue nützliche Maschinen und Ackergeräthe und eine landwirthschaftliche Privatverbindung, in welcher die Güterbesitzer, Ökonomiebeamten und Bauern einen Vereinigungspunkt mehr zur Austauschung und Prüfung von Kenntnissen und Erfahrungen finden. S. die Berichte über Hohenheim in dem seit 1822 erscheinenden „Correspondenzblatte des würtemb. landwirthschaftlichen Vereins". — Hohenheim (Klein-), eine halbe Stunde vom vorigen, eine königl., sehr anmuthig gelegene Schweizerei und Fohlenhof für die seltenen und kostbaren königl. Stutereien, vorzüglich aus Originalarabern und Persern bestehend, welche in den nahen, reizenden und sehenswürdigen königl. Landsitzen Scharnhausen und Weil vertheilt sind.

Hohenheim (Franziska, Reichsgräfin von), Herzogin von Würtemberg und Tekh, Gemahlin des Herzogs Karl Eugen (s. d.), geb. den 10. Jan. 1748 zu Adelmannsfelden in der schwäb. Herrschaft gl. N., von welcher ein Theil ihrer väterlichen Familie, den Freiherren von Bernardin, gehörte. In ländlicher Abgeschiedenheit erzogen, anspruchslos und ohne glänzende äußere Vorzüge, mußte sie sich dem älterlichen Willen unterwerfen und ihre Hand dem Freiherrn von Leutrum, einem Officiere, reichen, dessen treue Lebensgefährtin sie eine geraume Zeit

lang blieb. Ihre stillen, bescheidenen Tugenden erwarben ihr die Aufmerksamkeit des Herzogs, bald auch seine Zuneigung, und ohne in ihren Pflichten zu wanken, schien sie doch ihrem Verhängniß nicht entgehen zu können. Der Herzog erhob sie zur Reichsgräfin von Hohenheim und 1786 feierlich zu seiner Gemahlin. Als solche wurde sie vom Kaiser und Reich anerkannt und hatte 17 J. lang, liebend und verehrt, den wohlthätigsten Einfluß auf den zweiten Theil der Regierung ihres Gatten, wodurch sie sich ein dankbares Andenken in Würtemberg begründete. (M. s. Pfaff's „Gesch. Würtemb.", 2. Bd., 2. Abth.). Nach des Herzogs Tode zog sie sich auf ihren Witwensitz zu Kirchheim unter Tekh zurück, wo sie 1811 starb, von Vielen betrauert, denen sie Wohlthäterin und Freundin gewesen war.

Hohenlohe, ein mediatisirtes Fürstenthum (30 □M. mit 90,000 E.) theils unter würtembergischer, theils unter bairischer Hoheit. Außerdem besitzen die Fürsten die obere Grafschaft Gleichen in S.-Gotha und mehre Herrschaften. H. ist eins der fruchtbarsten Länder Deutschlands, reich an Wild, mit vielem Wein-, Land- und Bergbau. Auch war hier die wichtige Viehmastung für den Markt von Straßburg und Paris. — Das Haus Hohenlohe stammt von Eberhard, Herzog der Franken, Bruder des deutschen Königs Konrad I. (starb 918). Einer von Eberhards Nachkommen, Krato, erhielt bei der Theilung von Franken den District an der Tauber, Jaxt und Kocher (Hohenlohe). Die Ruinen der Burg Hohenlohe sieht man noch bei Uffenheim. Erst 1764 wurden alle Linien dieses zahlreichen Hauses Reichsfürsten. Das fürstliche Haus übt manche Gerechtsame durch seinen Senior aus. Noch blühen zwei Hauptlinien. Die erste, Hohenlohe-Neuenstein (protest.), theilt sich in die Zweige a) Langenburg (5 □M., 14,000 Einwohner), Residenz Langenburg; b) Langenburg-Öhringen oder Ingelfingen (5½ □M., 20,000 E.), Residenz Öhringen; c) Langenburg-Kirchberg (4 □M., 16,000 Einw.), Residenz Kirchberg. Die zweite Hauptlinie, Hohenlohe-Waldenburg (katholisch), theilt sich in die Zweige: a) Waldenburg-Bartenstein, (7 □M., 23,000 Einw.), Residenz Bartenstein; b) Hohenlohe-Bartenstein-Jaxtberg, gestiftet 1803 vom jetzigen Fürsten Karl Joseph Ernst Justin, Generallieut. in französ. Diensten (5 □M., 10,000 Einw.), Residenz Haltenbergstetten; c) Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (5 □M., 14,000 Einw.), Residenz Schillingsfürst. Dem Fürsten Ludwig Aloysius, damals regierender Fürst von Waldenburg-Bartenstein, bot Napoleon die Souverainetät an, wenn er dem Rheinbunde beitreten wollte; allein dieser Fürst verweigerte seine Zustimmung und trat 1806, als die Mediatisation erfolgte, die Regierung an seinen Erbprinzen Karl August ab. Jetzt lebt er in Luneville als französ. Generallieut. und Obercolonel der Legion Hohenlohe. 1823 befehligte er in dem Feldzug gegen die spanischen Cortes.

Hohenlohe-Ingelfingen (Friedrich Ludwig, Fürst v.), preuß. Feldherr im Feldzuge 1806, geb. 1746, folgte seinem Vater 1796, sowie seinem Vetter, Fürsten Ludwig Friedrich Karl zu Öhringen, in einem Theile seiner Lande. Im Kriege gegen die Franzosen befehligte er 1792 eine Division; ruhmvoll waren für ihn 1793 die Treffen bei Oppenheim, Pirmasens, Hornbach und sein Antheil an der Wegnahme der weißenburger Linien; 1794 errang er einen glänzenden Sieg bei Kaiserslautern und erhielt den Oberbefehl des Neutralitätscordons an der Ems. 1804 ward er Statthalter der fränkischen Fürstenthümer und Commandant von Breslau. Als 1805 Preußen sein Heer gegen Franken vorrücken ließ, befehligte der Fürst ein Corps zwischen der Saale und dem thüringer Walde, und im Kriege 1806 führte er das Heer, dessen Vorhut unter dem Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld (10. Oct.) eine Niederlage erlitt. Bei Jena geschlagen (14. Oct.), erhielt er den Oberbefehl beim Rückzuge, und führte die Trümmer des großen preuß. Heers, die unter ihm bei Magdeburg sich gesammelt hatten, der Oder zu und dem Könige nach. Allein die Lage des von ihm entfernten Generals Blücher gestattete

diesem nicht, den Befehl des Fürsten, „sich mit ihm zu vereinigen", zu vollziehen. Daher ohne Cavalerie und außer Stand, mit einer durch Märsche und Mangel abgematteten Infanterie in einen Kampf mit dem überlegenen Feind sich einzulassen, sah er sich genöthigt, zum Theil durch Massenbach's (s. d.) Übereilung, zu Prenzlau, 7 Meilen von Stettin (28. Oct. 1806), mit 17,000 M. zu capituliren. Er starb den 15. Febr. 1818.

Hohenlohe (Alexander Leopold, Prinz von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst), seit 1825 Domherr zu Großwardein in Ungarn, geb. den 17. Aug. 1793 zu Kupferzell bei Waldenburg, war das 18. Kind aus der Ehe des Erbprinzen Karl Albrecht und der Tochter eines ungarischen Edelmanns, Judithe Freiin von Rewizky. Der Urgroßvater, Graf Ludwig Gustav von Hohenlohe-Schillingsfürst, war der Erste, welcher aus dieser Familie 1667 zur römischen Kirche übertrat, nachdem er vorher von mancherlei Geisterbeschwörungen und Geldmacherkünsten umgeben gewesen war. (S. das Actenstück in der „Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercuren des Bauer Martin Michel von Wittighausen und des Domherrn und Prinzen Alexander v. Hohenlohe-Schillingsfürst", mit dessen Bild, Lpz. 1822.) Der Vater Alexanders konnte wegen Gemüthskrankheit nicht zur Regierung kommen und starb 1795. Die sehr andächtige Mutter hatte ihren Lieblingssohn von der Geburt an der Kirche geweiht, sie besiegte daher dessen Neigung zum Militairstand und übergab ihn einem Exjesuiten, Riel, Lehrer in dem Convicte zu Schillingsfürst. Ein Jahr nach der Aufhebung des Jesuitenordens ward auch P. Gaßner, der Exorcista rite instructus, aus Mörsburg nach Ellwangen verpflanzt, wo der Fürst Karl Albrecht einige Wundercurprotokolle von 1775 und 1776 als Zeuge unterschrieb. Nach der (von Andern bezweifelten) Versicherung des Legationsraths Scharold (s. dessen „Lebensgesch. Alex. F. v. H.", Würzb. 1822) ist „dessen großes Talent für Dicht- und Redekunst, sein tief philosophischer Geist, den er auf der Hochschule zu Fulda und nachher bei vielen Gelegenheiten bewies, nicht minder auch sein gründliches Wissen in der geist- und weltlichen Rechtsgelahrtheit, in der Kirchengeschichte, ja, sogar in der Theologie zu bewundern, welche Kenntnisse er fast einzig den Jesuiten, seinen Lehrern, zu danken hatte". Im 11. J. bereits ganz dem geistlichen Stande ergeben, kam er 1804, um Humaniora zu studiren, in das Theresianum nach Wien, wo eine seiner Schwestern an den Grafen von Fries vermählt war; 1808 schickte ihn die Mutter, um Philosophie zu studiren, auf die Akademie zu Bern (an welcher K. L. v. Haller Professor war), um vornehmlich von dem katholischen Stadtpfarrer Aloys Bock (jetzt zu Aarau) zur Literatur älterer und neuerer Zeit angeleitet zu werden. 1810 kehrte er nach Wien zurück, ward jedoch zuvor in Kupferzell von dem dirigirenden Rathe Martin über Specialverhältnisse seines Hauses unterrichtet. Auch gegen dessen Vorstellungen beharrte er, ungeachtet es dem Stamm an männlicher Descendenz mangelte, auf dem Entschluß für die kirchliche Laufbahn, und trat im 16. J. zu Wien in das erzbischöfl. Seminar für junge Priester, nachher in eine ähnliche Pflanzschule zu Tyrnau (Seminar. Strigoniense) in Ungarn, dessen hohem Klerus er 1819 sein Gebetbuch: „Sacerdos catholicum in oratione et contemplatione etc." gewidmet hat. Doch waren seine theologischen Studien durch Reisen und Welterfahrungen öfters unterbrochen, bis er 1814 nach Ellwangen zurückgerufen wurde, um unter den Augen seines Oheims, Weihbischofs Franz Karl von Hohenlohe-Schillingsfürst, auf der neuen Universität, besonders unter Leitung des General-Vicariatraths und Prof. der Moraltheologie, Bestlin, zu absolviren. In dems. J. hatte ihn das Metropolitanstift von Olmütz zum Kanonicus gewählt. Schon damals ließ er sich gern zu Bettlern und wundersüchtigen Frauen herab. Dagegen entstanden bei dem Studienexamen bedeutende Zweifel, und in Würtemberg schienen, ungeachtet der Verhältnisse des hoch-

geachteten Oheims, die Aussichten nicht günstig; er wendete sich daher nach Baiern. Im Jan. 1815 erhielt er die Weihe des Subdiakonats, und fing an, durch eine Predigt über die Bedeutung der h. Taufe und der Sterbekerze sein Talent zum Kanzelredner zu zeigen. Die Priesterweihe ertheilte ihm der Oheim den 16. Sept. 1815. Bei seiner Primizmesse predigte der dem Jesuitenorden angehörige D. Joh. Mich. Sailer über den Priester ohne Tadel (gedruckt München 1816, 4.), doch so, daß er ihm im Stammbuche dringend empfahl, sich einen Freund zu wählen, den er lieben könne und verstehen müßte. Nachdem der Fürst im Hohenloheschen seine priesterliche Thätigkeit geübt, auch die Decoration des Johanniterordens erhalten hatte, reiste er, vom König durch Reisegeld unterstützt, über Tirol nach Rom, wo er den 27. Oct. 1816 ankam, vornehmlich von den Jesuiten in ihrem Hauptsitz auf dem Monte Cavallo aufgenommen wurde, vom Card. Somaglia die Erlaubniß, in jeder Kirche Roms Messe zu lesen, erhielt und sich im Collegio Romano den englischen Jüngling, den h. Aloysius Gonga, zum Fürsprecher zu Erhaltung eines reinen Herzens erbat. Dann bekam er Wohnung und Kost im Jesuitercollegium, erhielt aber erst den 21. Nov. Audienz bei Pius VII. Hierauf begann er bei den Jesuiten seine geistliche Übungen, wo er sich die Fragen: „Hinterging dich die Welt, das Fleisch, der Satan? Ach, schreckliche Zurückerinnerungen!!" ans Herz legte, sich besonders den h. Xaverius als den „Seeleneiferer" zum Patron wählte, und an dem alten Pater Beichtiger, Panisoni, bewunderte, wie „die heilige Pflanze der Keuschheit den Verstand gegen Stumpfheit kräftig schütze", während er selbst glaubte, daß „heute alle die Sünden, die sein Herz beschweren, in das Meer der göttlichen Erbarmung geworfen waren". Nachdem er Mitglied der Herz-Jesu-Sodalität zum h. Paul geworden war und die päpstliche (seitdem 3 Mal erneuerte) Bevollmächtigung, Rosenkreuze, Crucifixe u. dgl. jedes Mal bis auf 3000 Stücke zu benediciren, erhalten hatte, verließ er Rom am 27. Febr. 1817 und nahm eine Copie des Bildnisses von Pius VII. mit, wovon das Camuccini'sche Originalgemälde der verst. Herzog von Gotha besaß. Dadurch, daß „er Rom, und Rom ihn gesehen, glaubte er den Grundstein seines Lebensgebäudes gelegt zu haben" und reiste über Loretto, Ancona, nach München, wo aber an seiner priesterlichen Vielthätigkeit im Predigen, Messelesen, doch bald der Neid nagte und ihn der Scheinheiligkeit beschuldigte, „auch weil Manche in seinen Predigten einen untergelegten römischen Text zu bemerken glaubten". Selbst in Bamberg, wo ihn der König 1816 zum supernumerar-geistlichen Rath bei dem Generalvicariat ernannt hatte, verschrie man ihn als Römling und als einen dem Jesuitismus und Obscurantismus Verschworenen. Aber die Volksstimme pries seine Andacht, seine Predigten, seine angenehm männlich klingende Stimme, unaffectirte Haltung, sanfte Mienen. Er hörte jetzt bei dem Curialisten Frey zwei Jahre lang über Kirchenrecht und Proceßordnung, lebte aber auch doch immer, seiner Salbung unvergessen, gern, wo Menschenkenntniß zu sammeln war. Daneben schrieb er 1819: „Der im Geiste der katholischen Kirche betende Christ", ein mehrmals aufgelegtes Gebetbuch, ließ zu Nürnberg gehaltene Charwochenpredigten drucken, verwickelte sich in die Bekehrungsversuche bei dem todtkranken D. Wetzel, worüber er sich durch eine „Abgedrungene Vertheidigung" zu rechtfertigen versuchte. (Vgl. D. Fuchs's „Annalen der protest. Kirche in Baiern", 2 Hefte, 1820.) Außerdem erschien zu Luzern durch Vermittelung der päpstlichen Nunciatur eine (ihm ebenfalls zugeschriebene) Erklärung: „Was bindet den Katholiken an den röm. Stuhl? beantwortet von Einem, der römisch-katholisch leben und sterben will". Dieses von der Mastiaux'schen Literaturzeitung auch den Staatsmännern anempfohlene Bekenntniß endigt mit einem Gebet für die Kirchsprengel, die noch keinen Bischof haben. 1820 machte Fürst von Hohenlohe sich noch durch eine Rede: „Was ist der Zeitgeist?" bemerkbar, die an die Kaiser Franz und Alexander und den König

von Preußen gerichtet war. Er sagt darin: „Nur der echte Christ ist auch getreu gehorsamer Unterthan. Ein solcher aber ist dem Vf. nur der echt-römische". — Nach dem Tode seiner Freunde Frey und Stapf (1820) schloß sich der Fürst mehr an die Väter des Capucinerklosters, an den Pfarrer zu Eltmann, Casseder, und D. Bergold, Pfarrer zu Hasfurt, an. Letzterer brachte ihn in Bekanntschaft mit einem noch aus Gaßner's Zeiten her durch eine Jesuitentradition enthusiasmirten, schon lange an ein begeisterndes Erbeten von Wundercuren gewöhnten Bauer, Martin Michel zu Unterwittighausen, einem badnischen Orte an der bairisch-fränkischen Grenze. Von diesem faßte der Prinz-Domherr den vielversprechenden Zuruf auf: daß doch er, der Priester, noch mehr Wunder zu erbeten vermögen müßte als der Bauer. Der Versuch wurde gewagt, daß der Bauer im Beisein des Prinzen und Priesters eine Prinzessin, Mathilde von Schwarzenberg, welche der geschickte Mechanist Heine zu Würzburg wegen einer Rückgrathsverschiebung seit 8 Monaten durch Maschinen allmälig schon zum Sitzen und Stehen gebracht hatte, und jetzt das Gehen selbst versuchen lassen wollte, im Vertrauen auf den Namen Jesu und die h. Dreifaltigkeit, ohne Wissen des Arztes, zum Gehen auffoderte. Sie faßte auf Michel's Zuspruch Glauben und Muth, und der Versuch entsprach. Seit dem Gelingen aber trat nun, weiterhin ohne den Bauer, der Prinz und Priester als der Wunderthäter hervor, wirkte zugleich durch persönliche Haltung, durch das Imposante eines priesterlichen Prinzen, durch seine Art von Predigten, durch geist- und weltliche Verbindungen, Umgänge rc., und erregte schnell ein Zusammenströmen der Hülfsbedürftigen, von denen er gewöhnlich festen Glauben, auch die h. Beichte foderte, alsdann über sie mit Anstrengung betete, und sie bald erschüttert, bald wirklich gebessert, bald mit guten Hoffnungen, oft aber auch mit der Verzweiflung, daß ihr Glaube nicht stark genug sei, entließ. (S. die schon angeführte „Quintessenz".) Indeß gelang im würzburger und bamberger Hospital keine der vielen von dem Prinzen versuchten Heilungen, und die Sanitätspolizei wurde befehligt, die Wunder nur in ihrer Gegenwart versuchen zu lassen und genau zu beobachten. Auf erhaltene Einladung eilte der Wundermann ins Bad Brückenau, von wo aber eine Erklärung, wie sehr sich die Augenkrankheit des Prinzen Friedrich von Hildburghausen, da er aus Vertrauen auf das priesterliche Gebet keine Arzneimittel mehr gebrauchte, verschlimmert habe, unter dem 1. Sept. 1821 von Hildburghausen aus in den Zeitungen erschien. Was irgend gelang, ist ein Fingerzeig für Physiker, wieviel hier und da das Vertrauen physisch vermöge. Aber daß dieses Vertrauen als eine theologische und kirchliche Sache gedeutet wurde und den Glauben an die h. Dreifaltigkeit und andre Kirchenlehren bestätigen sollte, dies war unlogisch und nur der alte Mißgriff, vermöge dessen man einst Äskulap's Vergötterung bewies, weil das Vertrauen der in seinen Tempeln Schlafenden bei Manchen so stark auf ihre Nerven wirkte, daß sie sich gesund fühlten. Auch katholische Theologen (der nähere Beobachter D. Brenner zu Bamberg, D. Gratz zu Bonn, ehemal. Lehrer des Prinzen zu Ellwangen) unterschieden das physikalisch Gelungene von dem seligmachenden Religionsglauben viel besser als der D. Onymus zu Würzburg und der Domvicar Bauer daselbst. Als die Aussichten bedenklicher wurden, legte v. Hohenlohe die Sache, als ein bloßes Phänomen von Folgen auf seine Gebete, den 16. Juli 1821 dem Papste selbst vor. Die päpstliche Berichtigungsantwort ist nicht wörtlich bekannt geworden und blieb in den Händen des Bischofs v. Groß zu Würzburg. Man war aber auch zu Rom behutsam genug, auf die tridenter Synode, daß neue Wunder ohne Prüfung und Billigung des Bischofs nicht zugelassen werden sollten, und auf die Mirakelbulle von Benedict XIV. zu verweisen. Hohenlohe war in Rom persönlich im Andenken, und meinen gleich Manche, die Person des Wunderthäters thue gar nichts zur Sache, so zweifelten doch Andre, ob die Gottheit, um gegen die „Pest der Neuerer"

seine Kirche durch Wunder siegend zu machen, den seiner Priesterthumskraft allzu viel zuschreibenden 28jährigen Bisthumscandidaten gewählt habe. Andre gingen bis auf P. Gaßner, dessen Einfluß auf die hohenlohesche Nachbarschaft und den unabgerissenen Faden zurück, welcher die Sache an starkem Verkehr mit den Jesuiten fest knüpfte. Nach erhaltenen Winken von Rom wurde jetzt die ganze Sache nicht mehr Mirakel zum Beweis für die Kirche genannt, sondern bloß priesterliches Gebet um Heilungen. Der von Brückenau zurückgekommene Wunderbeter erklärte aber auch sich selbst für erschöpft und verweigerte durchaus, unter Aufsicht der Sanitätspolizei zu wirken. Reisen nach Wien und Ungarn entrückten ihn der Beobachtung. Nach öffentlichen Nachrichten ertheilte seitdem der Fürst und Priester Scheine, daß er für Kranke, die sich (u. A. in Marseille und in Schottland) an ihn gewendet haben, zu einer bestimmten Stunde Messe lesen und beten wolle, und daß sie in der nämlichen Stunde sich mit ihm im Gebet zu Gott vereinigen sollen. Ob nun das Andrängen an Gott, wenn es zu gleicher Zeit geschieht, auf das Vertrauen der armen Kranken um so wirksamer sei, darf man kaum fragen, weil in diesen Dingen alles Fragestellen an den Verstand dem Pestübel der Aufklärung ähnlich sein soll. Indeß versichert ein „Vertrautes Gespräch, die von den Hrn. F. Alexander v. Hohenlohe, Domcapitularen des Erzbisth. Bamberg, gewirkten Heilungen der Kranken betreffend, von Cassiodor Zenger, Beneficiaten zu Paulsdorf bei Amberg" (Sulzb. 1823), daß zu Amberg mehre solche Gebetscuren in der Ferne gelungen seien. Wegen Heilung einer k. Prinzessin, Maria Anna, sei nach S. 160 v. Hohenlohe im Oct. 1822 zum Domprobst in Presburg ernannt worden (was jedoch nicht der Fall war). Auch habe der Herr Erzbischof von Toulouse die heilsamen Wirkungen anerkannt, welche die telegraphischen Gebete dieser Art in Frankreich bewirkt hätten. Ähnlichen Inhalts ist ein Druckschreiben des Lords W. Talbot von 1822. Deutschland hat es vorzüglich der Entschlossenheit und Geschäftserfahrung des Bürgermeisters v. Hornthal zu Bamberg zu danken, daß dem Wunderkram so schnell ein Ende gemacht wurde. (S. die „Darstellung der Ereignisse bei den vom Hrn. F. v. Hohenlohe zu Bamberg unternommenen Heilversuchen, von D. v. Hornthal, k. b. oberstem Justizrathe", 1822.) Zur Vergleichung bemerken wir noch des freimüthigen v. Spaun „Flugschrift üb. die Thaumaturgen des 19. Jahrh." und das Gegenschreiben an ihn vom Reichsrath Grafen Karl Arco, Präsidenten des Oberappellationsgerichts zu München. Menschenbeobachter erkennen des Prinzen persönliche Vorzüge, seine Suade und seine Kenntniß, das Imposante des römischen Cultus nachzuahmen. Seine Messen und Predigten machen überall Effect. Er kann vielleicht, fast unwillkürlich, den Übergang bis zum Wunderthäter von Stufe zu Stufe gefunden haben, wozu der somnambulirende Mysticismus der meist in protestantischen Umgebungen wirksamen Naturphilosophen mehr als eigne Schwärmerei vorbereitet haben mag. Neben vielen mißlungenen Versuchen bleiben dennoch einige als wahre Erfolge. Aber Vieles erfolgt, ohne selbst seine Ursache anzudeuten, wenigstens nicht aus derselben Ursache, welche laut dafür angegeben wird! Die Kunst, durch vereintes Beten in der Ferne zu heilen, ward auch von dem (1825 verst., noch als Weinschmuggler bekannten) Bauer Michel geübt. (S. des Pfarrers Wolf „Nachrichten über wunderbare Heilungen durch das in die Entfernung gerichtete Gebet des Landmanns Martin Michel" (Würzb. 1822). In der That ist der Gedanke, auf die nämliche Stunde in weiter Entfernung ein Gebet zu bestellen, eher eines Bauern als eines Gelehrten würdig. Jener darf gar wol nicht wissen, daß, wenn von Bamberg aus zu Marseille ein Gebetsverein Punkt 8 Uhr bestellt ist, der zu Bamberg Betende lange geendigt haben wird, ehe der zu Marseille, der Stunde nach, beginnen kann. Wo aber doch Alles wunderbar zugeht, da sind auch dergleichen Einreden des Verstandes, welche etwas mehr als Curialkenntnisse voraussetzen, überflüssig. 85

Höhenmessungen. Die Kenntniß der Höhenverhältnisse des Erdbodens ist nicht nur ein wichtiger Theil der physischen Geographie, sondern sie hat auch praktischen Nutzen in Hinsicht auf Cultur und künstliche Anlagen. Wir können durch die Kenntniß von den Höhen zugleich auf das Klima einer Gegend schließen; wir können Straßen und Wasserleitungen zweckmäßig anlegen, auch Sicherheitsmaßregeln gegen Überschwemmungen ergreifen. Der Geognost insbesondere muß zu den Charten von einer untersuchten Gegend, die er beschreiben will, Durchschnitte durch die bedeutendsten Punkte derselben legen, dieser Arbeit aber müssen Höhenmessungen vorausgehen. Der Militair kann, ohne von den Höhen der Punkte auf der vor ihm liegenden Charte unterrichtet zu sein, das Terrain nicht beurtheilen, auf welchem er Pläne zu Operationen entwerfen und leiten soll. Nicht minder bedarf der Topograph, welcher die aufgenommene Gegend plastisch in Gyps, Thon rc. darstellen will, der Kenntniß aller Erhabenheiten und Vertiefungen dieser Gegend. Es war daher überaus wichtig die Methode zu bestimmen, um mittelst der Kenntniß der Atmosphäre und des Gebrauchs der Instrumente, vorzüglich des Barometers und Thermometers, jede Höhe schnell und richtig zu messen. Sobald man wußte, daß der unsere Erdkugel umgebenden Lufthülle Schwerkraft und Elasticität eigen war, deren Wirkung man auch an dem Barometer wahrgenommen hatte, so gelangte man zu dem Schlusse, daß diese Wirkung beim Aufsteigen in der Atmosphäre sich modificiren und einem gewissen Gesetze unterworfen sein müsse. Man suchte dieses Gesetz durch Erfahrung ausfindig zu machen, indem man das Barometer auf bekannte Höhen trug, solches nebst den Thermometern daselbst beobachtete und daraus Regeln ableitete, um die Erhöhung eines Orts über der Meeresfläche zu finden. Die Lehre vom Höhenmessen mit dem Barometer (s. d.) verdankt ihren Ursprung und ihre Ausbildung französischen Gelehrten. Pascal war der Erste, welcher den 19. Sept. 1648 auf dem Puy de Dome bei Clermont jene Erfahrung machte, welche er gleichsam schon geahnet hatte. Es ergab sich nämlich, daß das Barometer im Klostergarten zu Clermont 26 Zoll 3½ Linie, dagegen auf dem Gipfel des genannten Berges nur 23 Zoll 2 Linien zeigte. Hieraus folgte, daß die Quecksilbersäule sich wie die Luftmenge verminderte, welche jene in dem Barometer trug, und Pascal schloß, daß man durch dieses Mittel erfahren könne, ob zwei Orte in demselben Niveau seien, oder welcher von beiden der höchste sei, wenn sie auch noch so weit von einander entfernt wären. Die Physiker, welche nach Pascal kamen, verfolgten jene Idee; allein der geringe Erfolg, zu welchem sie anfänglich gelangten, bewies, wie viel Schwierigkeiten selbige darbot, obgleich sie scheinbar so einfach war. Man hatte die Wage, aber man kannte den Werth der Gewichte nicht. Die barometrischen Messungen haben daher erst seit Deluc (1754) einige Genauigkeit erlangt. Genannter Physiker wußte die durch die Wärme auf die Luft und das Quecksilber hervorgebrachten Wirkungen von denjenigen zu unterscheiden, welche von ihren Gewichten abhingen, und die von ihm angegebenen Verbesserungen machen in der Geschichte des Barometers Epoche. Diese Geschichte ist von Pictet aufgezeichnet worden, welcher darin selbst eine ehrenvolle Rolle gespielt hat. Auch Biot hat die zur Vervollkommnung der Theorie barometrischer Messungen geschehenen Untersuchungen kurz angegeben und Tafeln zur Erleichterung der Rechnungen bekannt gemacht. Zuletzt beschäftigte sich Ramond 1809 mit diesem Gegenstande. In s. 1811 zu Clermont erschienenen Werke hat er die Bedingungen einer guten Beobachtung bestimmt, die den barometrischen Operationen eignen Umstände auseinandergesetzt und gelehrt, die Modificationen der Atmosphäre, deren Einfluß der Richtigkeit der Messung nachtheilig ist, zu erkennen, die Fehler zu schätzen und sie selbst zum Fortschreiten der Meteorologie zu benutzen. Seit Deluc's Entdeckung war die von dem Vf. der „Mécanique céleste" (Bd. 4, S. 289) vorgeschlagene Formel das Ausgezeichnetere über

diesen Gegenstand (vgl. Puissant's „Géodésie", Bd. 2, und Biot's „Astron.", Bd. 3); er führte natürlicher und einfacher alle Correctionen wegen Einwirkung der Temperatur, sowie der Feuchtigkeit und der Schwere, auf das Quecksilber und die Luft, auf einen bestimmten Punkt zurück; er stützte seine Theorie auf die genauesten Data; allein der Coefficient, welchen er vorläufig angenommen hatte, um das Verhältniß der Gewichte der Luft und des Quecksilbers darzustellen, erschien zu schwach; man mußte die Formel der Prüfung unterwerfen, indem man die Längen der Säulen ihren Gewichten substituirte und viele Ursachen zu Fehlern aufsuchte und beseitigte, und den angenommenen Coefficient verbessern oder vielmehr einen neuen bestimmen. Dies hat Ramond gethan. Er hat durch die genauesten Vergleichungen der barometrischen Messungen mit wirklichen Nivellements in derselben Gegend, wo die barometrischen Messungen entstanden sind, den Coefficient so bestimmt, wie er in Laplace's letzter Formel enthalten ist. Nicht nur Ramond, sondern auch viele andre Beobachter haben sich durch die Erfahrung überzeugt: daß diese Formel sowol für kleine als große Höhen und sogar zu Messungen unter der Erde gleich brauchbar ist. Dies hat zu dem Schlusse geführt: daß die barometrischen Messungen zu einer sehr großen Genauigkeit gelangen können, so oft sie 1) mit guten Instrumenten, 2) von guten Beobachtern und 3) unter den Beobachtungen günstigen Umständen geschehen. Zu jeder Untersuchung des Höhenunterschiedes zweier Punkte gehören zwei Barometer und vier Thermometer, von welchen letztern zwei an die Barometer befestigt und zwei frei sind. Diese Instrumente müssen so einfach sein, als es Bequemlichkeit und Genauigkeit verlangen; sie müssen alle völlig übereinstimmen. In Dresden werden dergleichen Instrumente in der Werkstätte des Hrn. Blochmann, Inspector des mathem. Salons, durch Hrn. Mechanikus Winkler &c. von vorzüglicher Brauchbarkeit gefertigt. Die Beobachter müssen ihre Instrumente gehörig kennen, um mit selbigen umzugehen, dann aber auch vorzüglich wissen, worauf es bei dergleichen Beobachtungen ankommt. Wenn zwei oder mehre Beobachter ein barometrisches Nivellement einer Gegend oder eines Landes unternehmen, so haben sie auf allen Beobachtungspunkten vorzüglich darauf zu sehen: daß a) die Instrumente senkrecht aufgehängt, vor der Einwirkung der Sonne geschützt und die freien Thermometer wenigstens 9 Fuß von dem Boden, auch sonst von allen wärmeleitenden Gegenständen entfernt seien; b) die Barometer richtig eingestellt und die Barometer- und Thermometerstände genau aufgezeichnet werden und c) die Beobachtungen an den in Correspondenz getretenen Instrumenten gleichzeitig erfolgen. Übrigens müssen die Beobachter auch den Zustand der Atmosphäre besonders berücksichtigen. Sie müssen vermeiden, bei stürmischer oder solcher Witterung zu beobachten, wo das Quecksilber im Barometer mehre Bewegungen oft hinter einander macht; jede andre regelmäßige Witterung, wo die Atmosphäre ruhig, hell oder mit Wolken versehen ist, oder auch von einem mäßigen Winde bewegt wird, ist dazu passend. Endlich dürfen die Instrumente nicht zu weit von einander entfernt sein. Die weiteste Entfernung darf nicht über 20 Meilen betragen, weil außerdem die Richtigkeit der Messung beeinträchtigt werden könnte. Befolgt man die obigen allgemeinen und die in jeder Anleitung zum Höhenmessen mit dem Barometer gegebenen Regeln, so kann man sich überzeugt halten, daß besagtes Instrument allemal da jedem andern vorzuziehen ist, wo man in kurzer Zeit von der Höhe eines Berges, von dem Gefälle eines Flusses &c. auf eine gewisse Strecke, von dem Höhenunterschiede der bedeutendsten Punkte einer Gegend, von der Tiefe einer Grube, von der Mächtigkeit eines Gebirgslagers &c. unterrichtet sein will. Hierbei ist zu bemerken, daß man beim barometrischen Nivellement eines Flusses dessen Gefälle nicht bis auf Zolle genau verlangen darf; indessen wird man durch sorgfältige Beobachtungen der Wahrheit sehr nahe kommen. Große Erleichterung bei Berechnung der Höhen nach Barometer-

beobachtungen gewähren die auf Laplace's Formel gegründeten Tafeln. Unter mehren zeichnen sich die „Tables hypsométriques" (Paris 1809), ihrer zweckmäßigen Einrichtung und Brauchbarkeit wegen, aus. Sie sind in der als Anhang zur 3. Aufl. des Lehmann'schen Werks: „Vom topographischen Zeichnen und Aufnehmen" (Dresden 1820), herausgekommenen Anleitung zum Höhenmessen mit dem Barometer, von J. G. Wiemann aus dem Franz. übertragen worden. Auch die von Gauß in Bode's „Astronom. Jahrb." von 1818 bekanntgemachten Tafeln sind ihrer Kürze wegen zu empfehlen, ob man schon hierbei noch gewöhnliche Logarithmentafeln zur Hand haben muß. Nicht minder verdienen Biot's „Tables barométriques" (Paris 1811) Empfehlung. Endlich verdienen die von dem achtungswerthen Physiker und Mineralogen d'Aubuisson 1809 in Betreff des vorliegenden Gegenstandes unternommenen Arbeiten, deren Gang und Resultate er in einem in der mathematischen und physikalischen Classe des Instituts zu Paris den 26. März und 9. April 1810 vorgelesenen Memoire dargestellt hat, vorzügliche Berücksichtigung. nn.

Höhenrauch, Heerrauch, eine Art Nebel, die auch Heiderauch, Sommerrauch, Landrauch genannt wird. Er gleicht durchaus in Farbe der Luft während des Moorbrandes in den Gegenden, wo es landwirthschaftlich ist, den Moor abzubrennen. Obgleich der Höhenrauch durchsichtiger ist als der eigentliche Nebel, so verdunkelt er doch die Luft in großen Entfernungen. Seine Bestandtheile sind feste oder trockene Materien, welche gleich dem Rauch in die Höhe getrieben werden können. Die Entstehung des Höhenrauchs ist noch nicht erklärt. In dem heißen und trockenen Sommer 1783 verbreitete sich dieser Rauch über die Atmosphäre von ganz Europa und hielt lange an. Im Febr. dess. J. hatte ein Erdbeben Calabrien und einen Theil Sicilien mit Messina verheert. Ebenso arg wüthete der Vulkan Hekla auf Island. Nur ein paar Tage zeigte sich 1804 ein ähnlicher Heerrauch, aber er war nicht so dick; auch damals hatte man vorher Erderschütterungen bemerkt. 1819 bemerkte man ihn abermals allgemein genug am 11. und 18. Mai.

Hohenstaufen. In der Schlacht bei Merseburg (1030) zwischen Kaiser Heinrich IV. und dem Gegenkönige Rudolf von Schwaben zeichnete Ritter Friedrich von Staufen, Herr zu Hohenstaufen in Schwaben unweit Göppingen, sich unter den Augen des Kaisers so mannhaft aus, daß dieser ihm das Herzogthum Schwaben verlieh und seine Tochter Agnes zur Gemahlin gab. So ward der Grundstein zur nachmaligen Größe eines Hauses gelegt, dessen Erhebung und Verlöschen die wichtigsten Epochen in der Geschichte des deutschen Reichs bezeichnen. Herzog Friedrich hinterließ 1105 zwei Söhne, Friedrich und Konrad; der Erstere folgte ihm als Herzog von Schwaben, und Konrad ward (1116) von s. Oheim, Kaiser Heinrich V., mit dem neuen Herzogthum Franken ausgestattet, welches dieser aus der 1057 heimgefallenen nordbairischen Markgrafschaft errichtet hatte. Nach dem Tode Kaiser Heinrichs V. (23. Juli 1125), der den Mannsstamm des fränkischen Kaiserreichs beschloß, schienen seine beiden Neffen, Friedrich II. (der Einäugige), Herzog von Schwaben, und Konrad, Herzog von Franken, Hoffnung zur deutschen Krone zu haben; aber eben ihre Verwandtschaft mit dem verst. Kaiser war Ursache, daß die beiden Directoren des Wahlgeschäftes, Erzbischof Adalbert von Mainz und der päpstliche Legat, Cardinal Gerhardt, ihm zuwider waren und daß Lothar von Sachsen (1125) zum Könige ausgerufen wurde. Sowol dies, als zunächst auch des neuen Kaisers Zurückfoderung der unter der vorigen Regierung an die Hohenstaufen gekommenen Besitzungen, entzündeten einen heftigen Krieg zwischen ihm und den Gebrüdern Hohenstaufen. Lothar würde in diesem Kampfe unterlegen haben, hätte er nicht durch die Vereinigung mit Herzog Heinrich dem Stolzen von Baiern, dem er seine Tochter und das Herzogthum Sachsen gab, sich gerettet; denn nun konnte Friedrich II. der ihm überlegenen Macht Bei-

der nicht mehr widerstehen, da sein Bruder Konrad von Franken nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande einen Zug nach Italien, wo er sich (1123) zum König ausrufen ließ, unternommen hatte. Der Friede von Mühlhausen (1135) zwischen Lothar und Konrad machte dieser 10jährigen Fehde ein Ende; Konrad verzichtete auf den Titel als italienischer König, erhielt aber unter den Herzogen den ersten Rang und, sowie sein Bruder, alle Länder zurück. Nach Lothars Tode (1137) wurde der Hohenstaufe, Herzog Konrad von Franken, auf Deutschlands Thron erhoben (den 22. Febr. 1138 gewählt und den 6. März deff. J. gekrönt). Erzbischof Adalbert von Trier und der päpstliche Legat, Cardinal Theodoin, vollbrachten dieses Werk; denn Konrad, klug und gewandt, hatte die geistlichen Stände während Lothars Regierung für sich zu gewinnen gewußt, und schien Allen weniger gefährlich, als sein Nebenbuhler — Herzog Heinrich der Stolze von Sachsen und Baiern, dessen große Macht man fürchtete. Der unauslöschliche Haß der Welfen (s. d.) gegen die Hohenstaufen (Ghibellinen, Waiblinger), dessen erster Keim in jener Verbindung Herzogs Heinrich mit Lothar schon lag, wurde dadurch noch mehr entzündet, daß Kaiser Konrad III. den Herzog Heinrich den Stolzen in die Acht erklärte, seine gesammten Lehen einzog und anderweit verlieh, weil dieser seiner Verordnung, das Herzogthum Sachsen, Toscana und einige andre italienische Besitzungen abzutreten, indem es gegen die deutsche Verfassung war, daß ein Fürst 2 Herzogthümer besaß, sich nicht hatte unterwerfen wollen. Über 300 J. dauerte der mit diesem kaiserl. Urtheile begonnene Zwist, der über Deutschland und Italien so viele Leiden brachte. Das Vertrauen, welches man im Reiche zu den Hohenstaufen hatte, leitete nach Konrads III. Tode (15. Febr. 1152) die Wahl auf seinen Neffen, Herzog Friedrich III. von Schwaben, Sohn Friedrichs II. (des Einäugigen), der in der Reihe der deutschen Könige Friedrich I. (s. d.) (Barbarossa), der Rothbart, hieß. Friedrich I. hatte durch seine stets wachsende Macht in Italien die Eifersucht des Papstes erregt; hierin lag wol der wichtigste Grund, daß seines Sohnes und Nachfolgers, Heinrichs VI. Bemühungen, die deutsche Krone erblich an seine Familie zu bringen, ungeachtet der schriftlichen Einwilligung von 50 Reichsständen, scheiterten, sodaß er kaum die Ernennung seines zweijähr. Sohnes Friedrich zu seinem Nachfolger erlangte (1169). Der päpstliche Widerwille gegen die Hohenstaufen bewirkte nach Heinrichs VI. Tode (1197), daß dem, während der Minderjährigkeit des jungen, als König anerkannten, Friedrich II., zum Reichsverweser ernannten Oheim desselben, Herzog Philipp v. Schwaben, erstlich Herzog Berthold v. Zähringen, sodann Otto, zweiter Sohn Herzogs Heinrich des Löwen, und durch Schenkung von seinem Oheim, König Richard von England, Herr der franz. Grafschaft von Poitou (Otto IV.) gegenübergestellt wurde. Philipps Ermordung durch den Pfalzgrafen Otto v. Wittelsbach (21. Juni 1208) verschaffte zwar Otto IV. auf einige Jahre die alleinige Regierung; allein als er seine kaiserl. Rechte in Italien geltend machen wollte, lud er den Unwillen des Papstes, Innocenz III., so sehr auf sich, daß dieser des jungen Königs Friedrich von Sicilien, den Otto bekriegte, sich annahm, den Kaiser in den Bann that und eine große Partei in Deutschland selbst gegen ihn aufreizte. König Friedrich zog nun nach Deutschland, ließ sich zu Aachen krönen, und ward nach Ottos IV. Niederlage bei Bovines (1214) Alleinherrscher als Kaiser Friedrich II. (Otto IV. starb den 19. Mai 1218.) Noch bei s. Leben hatte Friedrich (1137) seinen zweiten Sohn, Konrad, zum römischen König wählen lassen, nachdem der Erstgeborene, Heinrich (st. in der Gefangenschaft 1242), durch Empörung gegen seinen Vater sich dieser Würde verlustig gemacht hatte. Konrad IV. ward auch nach s. Vaters Tode (1250) von den mehresten deutschen Ständen als König anerkannt; allein Innocenz IV. that ihn in den Bann, erklärte ihn aller Länder verlustig und verfolgte ihn mit unversöhnlichem Hasse. Dennoch hielt Konrad, der

persönlich viele Freunde in Deutschland hatte, den Gegenkönig Wilhelm v. Holland im Zaum, das päpstliche Heer ward von ihm geschlagen, und schon wollte er in die Lombardei eindringen, als er im Lager bei Lavello (1254) starb, man glaubt an Gift, das sein unehelicher Bruder Manfred ihm beigebracht hatte. Dieser Manfred hatte nach Konrads IV. Tode sich der Königskrone von Sicilien bemächtigt; allein er mußte sie nach einem harten Kampf, worin er das Leben verlor, an Karl von Anjou, der vom Papste 1266 zum Könige von Neapel und Sicilien gekrönt worden war, überlassen. Karls harte, grausame Regierung erweckte wider ihn eine starke Partei; die Erinnerung an die edeln Hohenstaufen wachte auf, und so ward Conradin (s. d.), Konrads IV. einziger Sohn, aus Baiern, wo er bisher erzogen worden war, berufen, um den ihm rechtmäßig zukommenden Thron zu besteigen. Conradin verpfändete, um die nöthigen Kosten zu einem Zuge nach Italien aufzubringen, mehre Schlösser und Besitzungen für 2200 Mark Silber, zog an der Spitze eines Heers, begleitet von seinem Freunde, dem jungen Prinzen Friedrich von Baden, nach Italien, schlug den Thronräuber Karl am 23. Aug. 1268, hatte aber das Unglück, als er den Feind zu hitzig verfolgte, mit Friedrich und mehren deutschen Fürsten gefangen zu werden. Karl ließ ihn nebst seinen Begleitern am 29. Oct. 1268 zu Neapel öffentlich hinrichten. So fiel der letzte Hohenstaufen! Die hohenstaufischen Besitzungen fielen an Baiern, Baden und Würtemberg; die herzogl. Würde in Schwaben und Franken hörte auf, und nur der Titel eines Herzogs von Franken ging auf den Bischof von Würzburg über. Unvergänglich ist der Ruhm der Hohenstaufen wegen der politischen Größe, welche besonders die Friedrich durch ihre Weisheit, Güte und Kraft errungen haben, und wegen ihres Strebens, Deutschland von der Despotie der Päpste zu befreien, Ordnung unter allen Ständen im Reiche herzustellen und Handel und Gewerbe zu heben; aber ebenso auch wegen der unermüdlichen Sorgfalt, die sie den Wissenschaften und Künsten widmeten. Geschichte und Dichtkunst wurden vorzugsweise von ihnen befördert. In welchem Geiste z. B. die Geschichte von ihnen geschätzt wurde, erhellt aus dem Briefe Friedrichs I., worin er seinen Vetter, den Bischof Otto von Freisingen, zu seinem Historiographen ernennt. Beide Friedrich, mit wahrem Sinn für Gerechtigkeit erfüllt, erwarben sich unendliche Verdienste um die Justizpflege; die Gerechtsame des Unterthanen, selbst gegen den Thron, ließen diese Kaiser, sowie ihre eignen Rechte in bürgerlichen und geistlichen Dingen, genau bestimmen. Astrologie, Astronomie, Physik, Philosophie, Erdbeschreibung und vorzüglich Poesie waren die Gegenstände, welche mitten unter den öffentlichen Angelegenheiten und selbst im Getöse der Waffen von den Friedrichen mit Liebe beachtet wurden, und von dem erfreulichsten Einflusse war die enge Verbindung der deutschen Dichter mit den Sängern aus Neapel und Sicilien, seit diese Staaten den Hohenstaufen gehörten. Friedrich II., der zuerst die Reichstagsbeschlüsse in deutscher Sprache abfassen ließ, errichtete große Singschulen für die damaligen Minnesänger und gab ein Gesetz, welches die jungen Studirenden auf ihren Reisen nach den Universitäten vor jeder Gewaltthat in Schutz nahm. M. lese Friedr. v. Raumer's treffliche „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit" (6 Bde., mit 12 Kpf. und Charten, Lpz. 1823 fg.).

Hohenstaufen, ein hoher Berg im Königreich Würtemberg, zwischen den Städten Gmünd und Göppingen gelegen, der Stammsitz des berühmten deutschen Geschlechts, das von ihm seinen Namen führte. Er erhebt sich pyramidalförmig über den Bergrücken, der zwischen der Fils und Rems hinstreicht; an seinem südlichen Abhange liegt ein Marktfl. gl. N. Die Burg Hohenstaufen wurde im Bauernkriege (1525) von den Empörern verbrannt. Man sieht jetzt von ihren Trümmern nichts mehr als eine wenige Fuß lange niedrige Mauer.

Hohenwarth (Sigismund Anton, Graf von), Fürst zu Gerlachstein,

Erzbischof zu Wien, geb. 1730 zu Gerlachstein, war der Erzieher des Kaisers Franz. Er trat 1747 in den Orden der Jesuiten, wo in Wien Michael Denis als Noviz ihm beigesellt wurde. Von diesem Augenblicke an bestand zwischen Beiden die dauerhafteste Freundschaft. Hierauf studirte er in Grätz, war Lehrer zu Triest und Laibach, wurde Priester und wünschte zu den indischen Missionen gebraucht zu werden; allein seine Obern bestimmten den talentvollen Pater Sigismund für die Wissenschaften. Er wurde Lehrer der Universalgeschichte an dem Theresianum zu Wien, wo er in dem Umgang mit Liesganig, Hell, Eckhell, Neumann, Denis u. A. sich eine vielseitige Bildung erwarb. Maria Theresia wählte ihn zum Lehrer der Religion und Geschichte für die vier ältesten Prinzen des Großherzogs Leopold von Toscana. Von 1778 an lebte er zu Florenz an dem Hofe Leopolds 12 Jahre lang als Lehrer der Prinzen, wo er mit Heinse, mit Becker in Dresden, mit Herder und Münter u. A. einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt. Mit Hirzel in Zürich war er schon vom Theresianum her bekannt und wechselte mit ihm Briefe bis zu seinem Tod. In Florenz waren Fontana, Lanzi, Fabroni u. a. Gelehrte seine Freunde. Mit der Familie des Großherzogs kehrte er nach Wien zurück, wo er an s. „Geschichte des Hauses Lothringen" arbeitete. 1792 ging er als Bischof nach Triest, 1794 wurde er Bischof von St.-Pölten, 1803 Erzbischof zu Wien. Hier übertrug ihm 1806 der Kaiser den Vorsitz bei der Hofcommission in deutschen Schulsachen und ernannte ihn 1808 zum Großkreuz des kaiserl. Leopoldordens. Als Bischof und Erzbischof erfüllte er die Pflichten seines Amts mit großer Treue, besonders war er auf die Bildung der Seminaristen sehr aufmerksam. Er starb den 1. Juli 1820. Wahre Frömmigkeit, Liebe zu den Wissenschaften, Achtung gegen Gelehrte und Künstler, Wohlthätigkeit bei der einfachsten Einrichtung seines häuslichen Lebens, waren die Hauptzüge seines Charakters.

Hohenzollern. Vom alten Bergschlosse Zollern oder Hohenzollern in Schwaben stammt das Geschlecht d. N., dessen ältester bekannter Ahnherr, Thassilo, Graf v. Zollern, gegen 800 starb. Sein Nachkomme im achten Geschlecht war Robert II., Graf v. Zollern, der 1165 lebte und 2 Söhne hatte, Friedrich IV. und Konrad. Letzterer wurde 1200 erster Burggraf von Nürnberg; sein Urenkel, Friedrich III., erhielt 1273 die fürstliche Würde und das Burggrafthum Nürnberg als erbliches Lehen. Von ihm stammt die königl. preuß. Dynastie her. Konrads älterer Bruder, Friedrich IV., pflanzte als Besitzer der väterlichen Erbgüter das Stammhaus Hohenzollern fort. Sein Nachkomme im achten Geschlecht, Graf Eitel Friedrich IV., Geh.-Rath und Oberhofmeister, auch Kammerrichter zu Speier, ward 1507 von Kaiser Maximilian I. mit dem Reichserbkämmereramte beliehen, und vertauschte an diesen gegen die Herrschaft Haigerloch die Herrschaft Räzuns. Sein Enkel, Karl I., den Kaiser Karl V. in Spanien hatte erziehen lassen, erhielt, nach dem Erlöschen des Geschlechts der Werdenberg (1529), die Grafschaften Sigmaringen und Vöhringen. Dieser Graf v. Zollern ward Präsident des Reichshofraths und stiftete (1575) eine Erbvereinigung, nach welcher seine Söhne gemeinschaftlich den Titel und das Wappen der Grafschaften Hohenzollern, Sigmaringen und Vöhringen und der Herrschaften Haigerloch und Wöhrstein führen sollten, das Reichserbkämmereramt aber jedesmal bei dem Senior des Hauses bleiben sollte, wenn dieser nicht selbst sich dessen begeben würde. Seine Söhne, Eitel Friedrich VI. und Karl II., theilten sich in das väterliche Erbe also, daß Jener Hohenzollern und Dieser Sigmaringen und Vöhringen erhielt; Friedrich VI. erbaute das Schloß Hechingen, und hiervon nahm seine Linie den Namen Hohenzollern-Hechingen an, dagegen die seines Bruders von nun an Hohenzollern-Sigmaringen genannt wurde. Graf Johann Georg von Hohenzollern-Hechingen, Friedrichs VI. Sohn, ward vom K. Ferdinand II. in den Reichsfürstenstand erhoben (28. März 1623), welche Würde in der Folge auch

auf den Ältesten der sigmaringenschen Linie übertragen wurde; Kaiser Leopold I. verlieh endlich (1692) auch, doch mit Ausnahme der sigmaringenschen Seitenlinie Haigerloch, den nachgeborenen Söhnen den Fürstentitel. Das Stammland Hohenzollern war also nun eine gefürstete Grafschaft und mit allen Regalien, Nutzungen, Herrschaften, Zöllen ein ganz freies Eigenthum, weder vom Kaiser noch vom Reiche lehnbar; nur den Blutbann sollten die Fürsten vom Kaiser zu Lehn tragen. Unter Hermann Friedrich Otto, dem Vater des jetzt (seit 1810) regierenden Fürsten Friedrich Hermann Otto (geb. d. 22. Juli 1776) von Hechingen, verlor das Haus die lehnsherrlichen Rechte in den lüttichschen Herrschaften (Geule, Mouffrin und Boilonville) und erhielt dafür im Reichsdeputationshauptschlusse (1803) die Herrschaft Hirschlatt und das Nonnenkloster Mariä Gnadenthal im Dorfe Stetten. 1806 ward der Fürst von Hohenzollern-Hechingen (kaiserl. franz. Obrister) Mitglied des rheinischen Bundes, erhielt die Souverainetät und im Collegium der Fürsten seine Stelle unmittelbar nach Nassau.

Das Fürstenthum H.-Hechingen (5 □M., 14,900 E.) grenzt an Würtemberg, Baden und Sigmaringen, macht einen Theil der schwäbischen Alpen aus, wird von der Starzel bewässert und erzeugt in den Thälern (darunter das Killerthal das fruchtbarste ist) das nöthige Getreide, besonders da man auch viele Kartoffeln baut. Haupterzeugniß ist Holz. Das Land hat treffliche Weiden. Die Gewerke beschränken sich auf Wollenweberei und Baumwollenspinnerei. In diesen Besitzungen liegt das alte, jetzt wiederhergestellte Bergschloß Hohenzollern. Die Einkünfte des Fürsten werden auf 120,000 Gulden geschätzt, wozu 6 Herrschaften in den Niederlanden 60,000 Gulden beitragen. Residenz: Hechingen. Des regierenden Fürsten Oheim, der Fürst Franz v. H., geb. 1757, k. östr. General der Cavalerie, ist Präsident des k. k. Hofkriegsraths zu Wien und erhielt 1826, als er sein Dienstjubiläum feierte, vom Kaiser Franz den Orden des goldenen Vließes.

Des Grafen Karl II., Stifters der Linie Sigmaringen, Sohn, Johann, erhielt 1638 die fürstliche Würde und von dem Kurf. Maximilian von Baiern die Herrschaft Schwobeck. Der jetzt regier. Fürst, Anton Aloysius Mainhardt Franz (geb. d. 20. Juli 1762, folgte s. Vater den 26. Dec. 1785), verlor in Folge des luneviller Friedens die Feudalrechte in den niederländ. Herrschaften Boxmeer, Berg, Dixmüde, Gendringen, Etten, Wisch, Pannerden und Millingen und die Domainen in Belgien, wofür er die Herrschaft Glatt und die Klöster Inzighofen, Klosterbeuern und Holeschein erhielt. Auch er ward in den Rheinbund (1806) aufgenommen und erhielt, außer der Souverainetät, die Herrschaften Achberg und Hohenfels, die Klöster Klosterwald und Habsthal, außerdem noch die Souverainetät über alle ritterschaftliche Besitzungen innerhalb seines jetzigen Gebiets und der Territorien im Norden der Donau, namentlich die Herrschaften Gammertingen und Hettingen, die fürstl. fürstenbergischen Herrschaften Trochtelfingen, Jungnau, einen Theil des Amtes Möskirch, und über die turn- und taxischen Herrschaften Ostrach und Strasberg die Oberhoheit. H.-Sigmaringen hat mit den Standesherrschaften (s. d.) über 18 □M., 38,000 kath. E. Die Einkünfte rechnet man auf 300,000 Gulden, wozu die mittelbaren Güter in Baiern und 8 Herrschaften in den Niederlanden ein Dritttheil beitragen. Resid.: Sigmaringen an der Donau. Der nördliche, am linken Donauufer gelegene Theil, von der Alp durchzogen, hat meistens einen steinigen Boden, welcher das nöthige Getreide nicht hervorbringt, aber reich an Waldungen ist; der südliche, am rechten Donauufer gelegene Theil enthält viel flaches und fruchtbares Ackerland, sodaß Getreide ausgeführt werden kann. Beide fürstliche Häuser traten 1815 dem deutschen und 1817 dem heiligen Bunde bei und haben in der engern Bundesversammlung eine Gesammtstimme mit Liechtenstein, Reuß, Schauenburg-Lippe, Lippe-Detmold und

Waldeck. In der weitern Bundesversammlung hat jedes eine besondere Stimme. Ihr Contingent beträgt 145 M. (beim Rheinbunde war es 93 M.). — Durch das sigmaringensche Familienstatut vom 24. Jan. 1821, welches der König von Preußen, als Haupt des Gesammthauses Hohenzollern, bestätigt hat, sind die alten Erbverträge von 1575, 1695 und 1707 erneuert worden. Beim Abgange einer Linie fallen deren Lande an die überlebende, beim Abgange beider an das Haus Brandenburg. (S. Johler's „Geschichte, Land- und Ortskunde der Fürstenthümer H.-Hech. und H.-Sigm.", Ulm 1824, in statist. Hinsicht brauchbar.)

Hoherofen, s. Schachtofen.

Hoherpriester, in der deutschen Bibel, das Oberhaupt der jüdischen Priesterschaft. Moses übertrug diese Würde s. Bruder Aaron, in dessen Familie sie in ununterbrochener Reihenfolge forterbte; nach der Unterjochung des jüdischen Volks durch die Seleuciden, Ptolemäer und Römer wurde sie jedoch oft von den fremden Statthaltern nach Willkür ertheilt; zu den Zeiten Jesu scheint sie sogar von mehren wechselweis amtführenden Priestern zugleich verwaltet worden zu sein. Die Wichtigkeit dieser Würde war schon durch die Pracht und Kostbarkeit eines Gewandes angedeutet, das unter die vorzüglichsten Kunstwerke des Alterthums gehört. Berühmt ist besonders das Brustschild des Hohenpriesters, Urim und Thummim, d. i. nach Luther, Licht und Recht, nach andern Auslegungen hellglänzende Edelsteine genannt, welches aus zwölf in Gold gefaßten, mit dem Namen der zwölf Stämme bezeichneten und im Rechteck zusammengefügten Edelsteinen bestand. In diesem Schmuck erschien der Hohepriester als die heiligste und höchste Person im Volke bei seinen Amtshandlungen. Ihm stand die Anordnung und Oberaufsicht des Gottesdienstes, die Verkündigung der Befehle Jehovah's an das Volk, den nur er in wichtigen öffentlichen Angelegenheiten befragen durfte, und die Bewahrung der Nationalheiligthümer zu. Obschon die Rechtspflege besondern Richtern übertragen war, entschied er in schwierigen Fällen doch auch weltliche Händel in letzter Instanz, und in Krieg und Frieden konnte ohne seine Zustimmung nichts Bedeutendes unternommen werden. Er hieß vorzugsweise der Priester, der vor dem Herrn steht, und war im eigentlichsten Verstande der Mittler zwischen Jehovah und der Nation. Ein Mal im Jahre ging er allein in das Allerheiligste der Stiftshütte (später des Tempels), und durch sein Gebet und Opfer bei dieser Feierlichkeit glaubte das ganze Judenvolk mit Gott versöhnt und der Vergebung seiner Sünden theilhaftig zu werden, eine Vorstellung, deren Einfluß auf den christlichen Lehrbegriff vom Mittleramte Jesu leicht zu erkennen ist. Wie die römische Hierarchie jene jüdischen Begriffe vom Priesterthum zur Begründung ihres Ansehens zu benutzen und insbesondere die Vorrechte des Hohenpriesters auf den päpstlichen Stuhl überzutragen wußte, geben die Art. Hierarchie, Klerus und Papstthum näher an. E.

Hoheslied, oder Lied der Lieder, die Überschrift einer Reihe von Wettgesängen der Liebe, die zwar im biblischen Kanon unter den Salomonischen Schriften stehen, und auch, was Sitte, Colorit und Sprache betrifft, alle Spuren der Weichheit, Pracht und Üppigkeit des Salomonischen Zeitalters an sich tragen; aber doch, wegen der merkbaren Hinneigung ihrer hebräischen Sprachformen zur aramäischen Mundart, von Eichhorn und Andern für Erzeugnisse einer spätern Zeit erklärt werden. Diese Gedichte machen als verschiedene Scenen und Situationen einer fortschreitenden Handlung ein Ganzes aus, und als solches streifen sie näher an den Charakter der Idylle, als, wie Einige behauptet haben, des Dramas; daß sie aber sicherlich nicht das Werk eines Dichters waren, der, die Kunstregel vor Augen, sich nur mit seiner Phantasie in die Lage der darin handelnden Liebenden versetzte, sondern aus einem Herzen flossen, das selbst liebend und geliebt sein eignes Liebesglück besang, erhellt ebensowol aus der überall hervorstechen-

den Eigenthümlichkeit der Situationen und Wechselreden, als auch aus der Innigkeit und Entzückung des Gefühls, das aus jeder Zeile mit einer Natur und Wahrheit spricht, die sich weder verkennen noch erkünsteln läßt. Sei es denn, daß entweder Salomo diese Lieder der Liebe und Jugendfreude zur Erquickung für sich und seine Sulamith selbst geschrieben, oder ein späterer glücklich liebender Dichter unter den Hebräern seine Poesie mit Salomonischem Gewande ausgeschmückt habe; ein hohes Lied der Liebe bleibt es für Alle, die es unbefangen lesen — religiöse Beziehungen werden sie darin nicht entdecken; Alles spricht nur von der zärtlichen Liebe des Bräutigams und der Braut. Gleichwol haben seit Origenes bis in das 17. Jahrh. die Kirchenexegeten sich angestrengt, diesem Buche eine mystisch-religiöse Deutung zu geben; über 1200 J. war in der christlichen Kirche die Meinung herrschend, das Hohelied beschreibe die Vereinigung der gläubigen Seelen mit Gott, Christus sei der Bräutigam und seine Kirche die Braut; die Küsse, nach denen sie lechzt, seien ein Bild ihrer Sehnsucht nach ihm; die sehr ins Einzelne geschilderten Reize ihres Körpers nichts Andres als sinnliche Bilder von den inneren Reizen, durch welche die gläubige Kirche Christo wohlgefalle; die kleinen Füchse, die Sulamith als Zerstörer ihres Weinbergs fürchtet, müßten dann freilich die Ketzer und Irrlehrer sein. Weiser waren die jüdischen Rabbinen der alten Zeit, die das Lesen des Hohenliedes keinem vor dem dreißigsten Jahre erlaubten und es nie öffentlich in der Versammlung vorlesen und erklären ließen; ja, schon der Umstand hätte die christlichen Theologen von dem Wahne, hier eine religiöse Allegorie zu suchen, zurückführen sollen, daß das neue Testament nie von diesem Buche Gebrauch macht. Auch kehrten sich die deutschen Dichter des Mittelalters wenig an jene Deutungen, und nannten es ohne Bedenken das Buch der Minne. Unter den Theologen wagte Erasmus, den Thorheiten des Allegorisirens mit diesem Gedichte zuerst ein Ziel zu setzen; auch Bossuet hielt es für Salomon's Hochzeitlied; die größten Verdienste aber erwarb sich Herder um die Auslegung des Hohenliedes in Liedern der Liebe (1778). (S. s. „Werke zur Religion und Theologie", 7. Th., 1807.) Niemand hat dieses Gedicht wärmer und wahrer durchempfunden und das orientalische Colorit desselben unserm Verständnisse näher gebracht als er; auch scheint uns seine Übersetzung den Geist und die Süßigkeit der Urschrift besser wiederzugeben als andre Verdeutschungen unserer Zeit. Dr. Ewald hat das Hohelied übersetzt, mit einer Einleitung mit Anmerkungen und einem Anhange über den Prediger (Götting. 1826). E.

Höhlen, Grotten, Schlotten, die von der Natur hervorgebrachten hohlen Räume in der festen Erdrinde. Man findet sie besonders in dem Kalkstein der Übergangs- und Flözzeit, in dem Gyps, zuweilen in dem Sandstein und in den vulkanischen Felsarten (Basalt, Trachyt, Lava, Tuff); endlich muß auch der Drusenhöhlen auf Gängen gedacht werden, welche Krystalle enthalten. Die Gestalt der Höhlen hängt zum Theil von der Natur der Gebirgsart ab, in welcher sie vorkommen; doch ist es auch öfter der Fall, daß sich diese Gestalt durch äußere Einwirkungen verändert. Ihrer innern Beschaffenheit nach kann man die Höhlen in drei Classen theilen; die der 1. erscheinen als weite Spalten; die der 2. gehen an beiden Seiten zu Tage aus und bilden natürliche Stollen, die zuweilen den Gewässern als Bette dienen. Eine 3. Höhlenbildung, die am öftersten vorkommt, zeigt eine Reihenfolge von Grotten, welche ungefähr in gleicher Erhöhung und gleicher Richtung stehen und unter einander durch mehr oder weniger schmale Gänge zusammenhängen. Aus manchen Grotten gehen Flüsse hervor, andre dagegen nehmen Flüsse auf oder verschlingen sie gleichsam eine Strecke lang, bis sie wieder hervorkommen. Es gibt mehre sehr verschiedene Ursachen der Höhlenbildung. Die im Kalkstein und Gyps sind unstreitig Resultate der auflösenden Kraft des Wassers; die beinahe vollkommen wagerechte Richtung, das sanfte und gleichförmige Sen-

ken der meisten Höhlen scheinen die Wirkung eines langen Aufenthalts der Gewässer zu sein, welche schon bestehende Risse mittelst Durchfressung erweiterten. Bei dem Trachyt und der Lava scheinen gasartige Wirkungen die Höhlen hervorgebracht zu haben. Die Gypshöhlen enthalten oft böse Wetter, die Kalkhöhlen mancherlei Figuren von Tropfstein oder Stalaktit, dem festen Absatz aus den kalkhaltigen Gewässern. Die meisten dieser Kalkhöhlen enthalten auch Knochenreste von Thieren, z. B. von Hyänen, Elefanten, Bären. Berühmt sind die Baumanns- und Bielsteinshöhle am Harz, die Gailenreutherhöhle im Baireuthischen, die Elfenhöhle in Derbyshire, die bei Kerkdale in Yorkshire (entd. 1821), die bei Spaa, die Hundsgrotte bei Neapel, die Grotte auf Antiparos, die Fingalshöhle ꝛc. M. s. Buckland's „Reliquiae diluvianae" (Lond., 1823). (Vgl. Urwelt.)

Hohlmünzen, s. Bracteaten.

Holbach (Paul Thierry, Baron v.), Mitglied der Akademien von Petersburg, Manheim und Berlin, geb. zu Heidelsheim in der Pfalz 1723, starb zu Paris 1789, wo dieser scharfsinnige Kunstkenner und gelehrte Mineralog zu den ausgezeichnetsten Männern gehörte. Sein Charakter war heiter, wohlwollend und gesellig, was auch J. J. Rousseau in seinen „Bekenntnissen", nicht aus Übelwollen, sondern aus Vorurtheil und Irrthum gegen ihn anführen mag. In den höhern Cirkeln von Paris diente er einem Kreise von geistreichen Männern zum Vereinigungspunkte. Um die Naturgeschichte und Chemie erwarb er sich Verdienste, besonders durch Übersetzung mehrer deutschen Werke ins Französische. Er bearbeitete für die „Encyklopädie" eine Menge naturhistorischer, politischer und philosophischer Artikel; auch wird ihm das „Système de la nature" zugeschrieben, ein Werk, in welchem der Atheismus zum Princip gemacht ist. Groß waren die Verdienste, die er sich, rathend, helfend, fördernd, um Andre erwarb. Seine geselligen Talente werden von Denen, die ihn kannten, ungemein erhoben. Er verstand die Kunst, sich mit großer Bestimmtheit, Klarheit und Anmuth mitzutheilen. Seinen Reichthum betrachtete er nur als Mittel, das Gute und Schöne schneller und sicherer zu befördern, und die Art, wie er dabei verfuhr, machte ihn nur noch liebenswürdiger und ließ ihn seinen Zweck um so sicherer erreichen.

Holbein (Hans), berühmt als Maler und Formschneider, geb. 1498 (nach A. 1495) zu Augsburg, lernte seine Kunst bei s. Vater, Joh. Holbein, einem guten Maler. Von früher Jugend an gab der Sohn Beweise von Kunsttalent, malte in Miniatur, mit Wasserfarben und in Öl Portraits und historische Gegenstände so gut, daß er schon im Jünglingsalter sich Ruhm erwarb. Um diese Zeit zog sein Vater nach Basel, wo der junge Holbein die Bekanntschaft des Erasmus machte, der sich daselbst aufhielt, um seine Werke drucken zu lassen. Er malte diesen berühmten Gelehrten und verfertigte die Holzschnitte zu dessen „Lob der Narrheit". Als Holbein's Leben von einer bösen Frau verkürzt zu werden bedroht war, rieth ihm Erasmus, nach England zu gehen, und gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den Kanzler Morus. Dieser nahm ihn in sein Haus auf, wo er ihn gegen drei Jahre beschäftigte. Dann lud Morus den K. Heinrich VIII. zu sich, und hing alle Gemälde Holbein's in einer Halle auf. Der König, überrascht und entzückt von dem Anblicke, rief aus: „Lebt der Künstler noch, und ist er für Geld zu haben?" Morus stellte denselben vor, der König nahm ihn in seine Dienste, und belohnte ihn reichlich. Wie sehr er die Verdienste desselben schätzte, beweist die Antwort, die er einem Lord gab: „Ich kann aus sieben Bauern sieben Lords machen, aber keinen Maler Holbein". Die Portraits dieses Künstlers athmen Geist und Leben, in seinen historischen Darstellungen sind die Ideen gut geordnet, der Ausdruck geistvoll, die Ausführung vollendet. Die Fehler der altdeutschen Schule, Trockenheit und Härte, vermied H. glücklich. Er hat schöne Formen, ein lebhaftes Colorit, weiche Gewänder und Figuren bis zur Täuschung herausgearbeitet.

Die Leidensgeschichte Christi, den Leichnam desselben, eine heilige Familie und einige Köpfe rechnet man zu seinen vorzüglichsten Arbeiten. Seine meisten Gemälde sind zu Basel, Venedig und London. Im Formschneiden dürfte H. leicht der größte Künstler genannt werden. Schon in s. 16. J. schnitt er in Holz und gab bis zu s. Abreise nach England (1526) eine ansehnliche Sammlung kleiner Holzschnitte heraus. Die vortreffliche Ausführung derselben verschaffte ihm viel Arbeit in dieser Art. Nachdem er eine große Anzahl historischer Stücke gemalt hatte, zeichnete er dieselben ins Kleine und schnitt sie in Holz. Dies that er auch mit dem zu Basel gemalten Todtentanze (s. d.). Die Holzschnitte davon sind ein Meisterstück seiner Kunst. (Man hat davon viele Ausgaben.) Auch s. zu Basel gemalten Bauerntanz schnitt er in Holz, und diese Blätter haben sich sehr selten gemacht. Von einer Folge von 90 kleinen Blättern, welche historische Gegenstände aus dem A. Test. vorstellen, ist die beste Ausg. zu Lyon 1539 bei den Geb. Melchior und Kasper Trechsel erschienen. Wahrscheinlich sind diese noch vor dem Todtentanze verfertigt, denn sie sind minder vollkommen als jener; die Figuren sind zu kurz, und haben gezwungene und übertriebene Stellungen. H. starb zu London 1554 an der Pest. Wenzel Hollar (Kupferst. aus Prag, geb. 1607, gest. 1677, ein Schüler Merian's) hat 61 Bl. nach ihm gestochen. Von seinem Todtentanze hatte Papillon eine ausführliche Beschreibung geliefert. Über sein Leben s. den 1. Bd. von Füßli's „Geschichte der besten Künstler in der Schweiz". dd.

Holbein (Franz v.), Director des Theaters in Hanover, bekannt als Schauspieler und dramat. Schriftsteller, geb. 1779 zu Zizzersdorf bei Wien, war früher bei der Lottodirection in Lemberg angestellt, gab aber dieses Geschäft seiner Einförmigkeit wegen auf, und suchte durch Musik- und Sprachkenntnisse seinen Unterhalt zu erwerben, indem er gegen den Willen seiner Familie, unter dem Namen Fontano, in der Welt umherreiste. In Fraustadt in Schlesien, wo er mit dem Schauspieler und Theaterdirector Karl Döbbelin bekannt geworden war, betrat er zum ersten Male die Bühne, fand aber wegen seines östreich. breiten Dialekts wenig Beifall. Er lebte hierauf in Berlin als Sprach- und Musiklehrer, bis er 1798 durch Iffland bei dem dortigen Theater angestellt wurde. Als Bassist gefiel er in der Oper; im Schauspiel aber war ihm auch hier seine Mundart nachtheilig. Er begann daher von neuem seine herumreisende Lebensart. Bei dieser Gelegenheit lernte ihn die Gräfin Lichtenau kennen, die, obschon bedeutend älter, angezogen von seinem gefälligen Äußern, sich mit ihm verheirathete. Dadurch ward er in den Stand gesetzt, in freier Muße seine Talente auszubilden. Allein die Ehe war nicht glücklich; es erfolgte eine gerichtliche Trennung, und Holbein begab sich nach Wien, wo er Theaterdichter wurde. Indeß war hier sein Einfluß auf die Direction nur sehr gering; er ging daher mit Urlaub nach Regensburg, wo er die Bühne wieder betrat und sowol als Sänger, wie als Schauspieler verdienten Beifall erwarb; denn seine Sprache war nun frei von allem Dialekt. Er verband sich jetzt mit der Schauspielerin Mad. Renner, und machte mit ihr mehre Kunstreisen in und außer Deutschland; dann übernahm er die Direction der Bühnen von Würzburg und Bamberg, später die Regie des Theaters in Hanover, bis er die Leitung des Theaters in Prag erhielt; von hier ging er wieder nach Hanover. Als dramatischer Schriftsteller hat er sich durch s. scenische Bearbeitung des Schiller'schen Gedichts: „Der Gang nach dem Eisenhammer" (u. d. T.: „Fridolin") und durch mehre Lustspiele, die wenigstens das Verdienst haben, daß sie das sind, was man „bühnenrecht" nennt, Ruf erworben. Seine Bearbeitungen der Dichterwerke Andrer, wie z. B. mehrer Dramen des Calderon, des „Käthchens v. Heilbronn" von Kleist, und der „Brüder" des Terenz, haben jedoch weiter kein Verdienst, als diese Werke unserm Theaterpublicum und den Schauspielern annehmlich gemacht zu haben. Holbein's „Theater" erschien zu Rudolstadt 1811. 12.

Holberg (Ludwig, Freiherr von), Schöpfer der neuern dänischen Literatur und Volksschriftsteller in dem Sinne, wie es Cervantes bei den Spaniern, Molière bei den Franzosen, Shakspeare bei den Engländern ist, geb. 1684 zu Bergen in Norwegen, verlor seinen Vater, der sich durch eine tapfere That vom gemeinen Soldaten zum Obersten aufgeschwungen hatte, in seiner Jugend; es konnte daher auf seine Erziehung und Ausbildung wenig verwendet werden. In Kopenhagen studirte er 1702 Theologie und fremde Sprachen, und nahm nachher Hofmeisterstellen an. Durch das Lesen von Reisebeschreibungen wurde eine große Reiselust in ihm geweckt. Trotz seiner bedrängten Umstände, gelang es ihm doch zuerst Amsterdam, dann England, Deutschland, Frankreich und Italien zu besuchen. Hierauf lebte er zu Kopenhagen ein paar Jahre lang als Sprachmeister. 1718 erhielt er eine Professur der Metaphysik; 1720 wurde er Consistorialassessor und Professor der Beredtsamkeit. Bis dahin hatte sich H. fast nur der Jurisprudenz, der Geschichte und dem Sprachstudium gewidmet und bis zum 30. Jahre keinen Vers gemacht. Jetzt versuchte sich sein bewegliches Talent zum ersten Male in der Satyre, in welcher anfangs Juvenal ihm als Muster vorschwebte. Diese Versuche gelangen, und er schrieb nun sein großes heroisch-komisches Gedicht in Jamben, den „Peder Paars". Durch diese national-dänische Satyre begründete Holberg seinen Ruhm. Sie wurde in mehre Sprachen übersetzt. Ein Zufall brachte ihn nun darauf, für die Bühne zu arbeiten; hier fand er bald den eigentlichen Wirkungskreis für s. großes Talent. Er schrieb mit vieler Leichtigkeit schnell hinter einander 24 Lustspiele, die sämmtlich großen Beifall erhielten und wodurch er Stifter der komischen Bühne der Dänen wurde. Auch sichern die lebendige kräftige Laune, der gediegene Scherz und die originellen Charaktere seiner Lustspiele ihm überhaupt in der kleinen Reihe echter Lustspieldichter unter den Neuern einen der ehrenvollsten Plätze. War auch Vieles nur auf seine Zeit und die damalige Bildungsstufe seines Volks berechnet, so zeigt es doch von dem wahren und echt komischen Charakter seiner Stücke, daß sie noch immer gern gesehen und gelesen werden, da einer der ersten Dichter Dänemarks, Baggesen, eine Bearbeitung derselben der jetzigen Ausbildung der dänischen Sprache angemessen, unternommen hat. Auch sein satyrisch-humoristischer Roman: „Nicolaus Klimm's unterirdische Reise", in latein. Sprache, und gleich nach seiner Erscheinung in sieben Sprachen übersetzt, zuletzt deutsch von Mylius 1788, und dänisch von Baggesen 1789, machte H.'s Namen berühmt. Seine Episteln, Fabeln und Epigramme sind ebenfalls geschätzt; nicht minder seine historischen Werke, die er unter Christian VI. schrieb, welcher der Poesie nicht sehr günstig war; doch Holberg wußte sich in die Zeit zu finden. Er erwarb sich Ansehen und Reichthümer, und wurde 1747 vom Könige in den Freiherrnstand erhoben. Er starb 1754 und vermachte den bedeutendsten Theil seines Vermögens der Ritterakademie zu Soröe. Holberg war seinem Charakter nach Engländer, seinem Geschmack und seiner Bildung nach Franzose; er war immer mit Auswahl gekleidet, stets munter und fein in seinen Scherzen. In seiner Lebensweise war er äußerst mäßig. Eine seiner Eigenheiten war auch, daß er gern mit Frauen umging, ohne verheirathet zu sein; er fand ihre Unterhaltung treffender und natürlicher als die der Männer. Holberg's „Lustspiele", ins Deutsche übersetzt von Öhlenschläger, sind 1822 fg. in Leipzig in 4 Bdn. erschienen. Ein Dichter wie Öhlenschläger steht mit einem Dichter wie Holberg in natürlicher Wahlverwandtschaft, was denn auch die Übersetzung beweist. Besonders ist die derbe, sarkastische Mimik glücklich getroffen. Allerdings ist der deutsche Ausdruck nicht überall streng correct, doch erhält er für gebildete Leser dadurch auf der andern Seite etwas Pikantes, das zur Erhöhung der komischen Stimmung beiträgt. Prof. Rahbeck hat Holberg's vermischte Schriften in 21 Bdn. herausgeg., auch die neueste Ausg. von H.'s Komödien in 6 Bdn., Kopenh. 1826, besorgt.

Holkar, der Geschlechtsname eines der mächtigsten Marattenfürsten, dessen Länder im westlichen Hindostan nördlich von Punah liegen. Malarow-Holkar, der Große, gründete nach manchem blutigen Abenteuer, durch Kriegsmuth und Staatsklugheit, dieses Herrscherhaus, welches, verbunden mit Scindiah, einem andern Marattenfürsten, nördlich vom Nerbuddastrome, dem Hauptsitze der räuberischen Pindaries, den Engländern lange Zeit trotzigen Widerstand leistete und die Unzufriedenen aus der Kriegerkaste, welche in dem britischen Indien nicht mehr wie ehemals vom Raube und der Unterdrückung der Hindus leben durften, unter seinen Fahnen versammelte. Malarow's Nachfolger, Jeswaul-Row-Holkar, Subah von Malwa, besoldete 50,000 M. berittene Krieger und 50,000 M. zu Fuß; allein innere Zwietracht und ein Krieg mit dem Scindiah schwächten seine Macht. 1803 griff er den Peischwah, das Oberhaupt des Marattenbundes, an. Als dieser hierauf bei dem britischen Statthalter in Bombay Hülfe suchte, mischten sich sofort die Briten in die innern Händel der Maratten und schwächten alle Fürsten dieses Bundes, indem sie dem Peischwah Beistand leisteten. Holkar wurde nach einem tapfern Widerstande besiegt, und mußte in den Friedensschlüssen vom 24. Dec. 1805 und vom 2. Febr. 1806 mehre Provinzen an die britische Compagnie abtreten, wodurch er alle Verbindung mit dem Meere und mit dem Auslande verlor. Indeß dauerten die räuberischen Unternehmungen der Pindaries gegen das britische Gebiet fort; sie wurden insgeheim von Holkar und vom Scindiah unterstützt; und als 1807 der Peischwah selbst, durch seinen Minister, einen allgemeinen Krieg des westlichen Marattenbundes gegen die Briten erregte, traten auch Scindiah und der junge Holkar, dessen Mutter die Regentschaft führte, unter die Waffen. Aber der Marsch eines britischen Heers, unter dem Generalgouverneur Marquis v. Hastings (Lord Moira), brachte den Scindiah so außer Fassung, daß er einen neuen Bundesvertrag unterzeichnete, durch welchen er mehre feste Plätze als Bürgschaft seiner Treue an die Briten abtrat. Die Mutter des jungen Molhar-Row-Holkar rückte zwar wie eine Amazone an der Spitze ihres Heeres vor, um sich mit dem Peischwah zu vereinigen; doch die Niederlage dieses Fürsten veranlaßte auch sie, um Frieden zu bitten. Der junge Prinz befand sich damals mit seinen Ministern bei einem andern Heere, und die Minister wagten, gegen die Befehle der verwitweten Fürstin, eine Schlacht, deren Verlust das Schicksal Holkar's entschied. Denn bald nach dem Siege, welchen der Generallieutenant Hislop (21. Dec. 1817) über sein Heer erkämpft hatte, mußte er (31. Dec.) zu Machindpuhr den Unterwerfungsvertrag unterzeichnen, den ihm die Sieger vorschrieben. Als nun auch der Rajah von Berar gefangen und bald nachher der Peischwah selbst gänzlich besiegt war, ließ der Marquis von Hastings die Waffenplätze der Pindaries am Nerbudda angreifen. Ihre Haufen wurden zerstreut. Sie verloren Gepäck, Elefanten und Kanonen; ihre Anführer baten um Gnade; der Peischwah wurde abgesetzt und der 12jährige Holkar der ostindischen Compagnie zur Erziehung überliefert. Von den 78 Laks Rupien Einkünfte (gegen 8 Mill. Gulden), die der Holkar hatte, sind ihm 12 zu seinem Unterhalt und seinem Hofstaate bestimmt. Übrigens muß er ein englisches Truppencorps in seinen Staaten (dasselbe ist auch der Fall bei den übrigen Marattenfürsten) unterhalten, eine Festung abtreten, und darf ohne Erlaubniß des Generalgouverneurs keinen Europäer oder Amerikaner in seine Dienste nehmen. Doch behält er den prächtigen Titel: Maha-Rajah-Molhar, Row-Holkar (d. i. großer König Molhar, von dem Geschlechte der Fürsten Holkar). Nach diesem Vertrage und nach Vernichtung der Macht des Peischwah kann man den marattischen Fürstenbund als aufgelöst ansehen, und ganz Indien ist seit 1818, mit Ausnahme der Provinzen, die dem König von Kabul gehören, der Gewalt der britisch-ostindischen Compagnie unterworfen. K.

Holland, s. Niederlande (Königreich der).

Holländer, ein nach holländ. Art eingerichtetes Stampfwerk in den Papiermühlen, welches die Lumpen vermittelst einer mit eisernen Schienen beschlagenen Walze vollkommener zermalmt und reinigt, als es durch Stampfen geschehen kann. — **Holländerei**, eine auf holländische Art eingerichtete Milch- und Kuhwirthschaft. Oft versteht man aber auch nur diejenigen Gebäude und Anstalten auf einem Gute darunter, wo die Milch zu Butter und Käse verarbeitet wird. Der Name kommt daher, weil ausgewanderte Holländer zuerst den Gutsbesitzern ihr Vieh abpachteten.

Holländische Literatur und Sprache, s. Niederländische Literatur und Sprache.

Holländische Schule, s. Niederländische Schule.

Hölle, von hohl und Höhle, ursprünglich ein hohler, verborgener Ort. Besonders führt diesen Namen der enge und dunkle Raum zwischen dem Ofen und der Wand in den Familien, die sich mit wenigem Raum behelfen müssen. Auch wird dieses Wort von den untersten, tiefsten Räumen der Erde im Gegensatze des Himmels gebraucht. Sowie sich der Mensch das Göttliche, das Reine und Vollkommene als über sich und die Erde erhaben, als im Himmel und im Lichte wohnend, denkt, so versetzt er das Ungöttliche, das Unreine und Schlechte in die Tiefe, in den Abgrund, in die Nacht und Finsterniß; daher ist es gekommen, daß man sich den Wohnort der bösen Geister als ein unterirdisches, entweder in den innern nächtlichen Schlünden der Erde, oder in den Tiefen, über welche die Erde schwebt, befindliches Behältniß vorgestellt und die Hölle genannt hat.

Höllenstein oder **Silberätzstein**, lapis infernalis, causticum lunare (Chirurgie), besteht aus den salpetersauern Silberkrystallen, welchen man durch die Schmelzung ihr Krystallwasser genommen hat. Die Silberkrystalle schießen aus der Silberauflösung in Salpetersäure abgeraucht von selbst an. Der fertige Höllenstein ist schwarzbraun von Farbe, höchst ätzend und scharf, besteht inwendig aus kleinen Nadeln oder Strahlen, die aus dem Mittelpunkte nach der Oberfläche zulaufen, wird an der Luft etwas feucht und löst sich ganz im Wasser auf. Soll der Höllenstein gut sein, so muß er aus reinem Capellensilber bereitet werden; denn der kupferhaltige sieht grünlich aus, und zerfließt sehr leicht an der Luft. Man braucht ihn in der Chirurgie zum Wegnehmen des sogenannten wilden Fleisches. X.

Holm, im Niederdeutschen, ein Hügel, eine kleine Insel, besonders in einem Flusse, See rc. Diese Bedeutung hat es in dem Namen Bornholm, Stockholm. Dann ein Platz auf einer solchen kleinen Insel, und in weiterer Bedeutung ein Platz an der Küste, wo man Schiffe baut; daher ein Schiffsholm so viel als ein Schiffswerft.

Holstein, ein deutsches Herzogthum, grenzt im N. an Schleswig, im O. an die Ostsee und das Herzogthum Lauenburg, gegen S. und W. wird es zuerst durch die Elbe vom Königreich Hanover getrennt und darauf von der Nordsee bespült. Der Flächeninhalt ist 155 □M., mit 362,300 Einw., meistens Lutheranern, in 14 Städten, 22 Fl. und 286 Dörfern (147 Rittergütern). Ein Höhenzug durchzieht das Land von Süden nach N., wodurch es 2 Hauptsenkungen erhält, an einer Seite zur Elbe und Nordsee und an der andern zur Ostsee. Jene Abdachung ist sanfter absteigend und größer als die andre; auch werden hier mehre Flußgebiete gebildet, von denen die größten zum Elbgebiete gehören, wie das der Alster, der Pinnau, der Krükau und der Stör. Die Senkung der Ostsee ist dagegen hügelichter, und nur zwei ihrer Flüsse verdienen Erwähnung, die Schwentine und die Trave. Aber desto mehr Seegebiete bilden sich hier, von denen die größten vom Plöner- und Selentersee sind. In der östlichen Senkung gibt es reizende Gegenden, z. B. die Umgebungen von Plön, Eutin und Kiel. Der Boden ist fast durchaus fruchtbar, besonders in den Marschländern an der Elbe und Nord-

see, welche 4 Meilen unterhalb Hamburg anfangen und sich bis zur Breite von 2 Meilen ausdehnen. Aber auch ein großer Theil des Bodens der östlichen Abdachung ist jetzt diesen Marschgegenden gleichzusetzen, welches vorzüglich durchs Mergeln bewirkt ist. An Mineralien hat das Land zu Oldeslohe Salz und Kalk, aber keine Metalle. Wichtiger sind die Erzeugnisse des Pflanzen- und Thierreichs. Getreide ist fast immer im Überfluß. Fabriken und Manufacturen sind nicht in erfoderlicher Menge vorhanden. Die Erzeugnisse des Gewerbfleißes gehören daher nebst den Colonialwaaren und Weinen zu den Einfuhrartikeln. Ausgeführt werden Getreide, Pferde, Rindvieh, Butter und Torf. Die Aus- und Einfuhr der Waaren ist wegen der Lage an zwei Meeren leicht, und könnte durch Vermehrung der Canäle im Lande mehr erleichtert werden. Vorzüglich wichtig für den Verbrauch der holsteinischen Erzeugnisse ist das angrenzende Hamburg, wie Altona mit Lübeck. Die Theilnahme an dem grönländischen Robben- und Wallfischfange verschafft vielen Holsteinern Unterhalt und Gewinn. Überhaupt ist Holstein ein glückliches Land zu nennen, dem es nicht leicht an den nothwendigen Lebensbedürfnissen fehlen kann, und das gemeiniglich Überfluß hat. Für die geistige Bildung der Jugend sind in Glückstadt, Altona und Kiel gelehrte Schulen, und in Kiel eine 1665 gestiftete Universität. Großen Nutzen für die allgemeine Volksbildung stiftet das 1780 errichtete Schullehrerseminar in Kiel. Am 19. Dec. 1804 ward die Leibeigenschaft aufgehoben. Die wichtigsten holsteinischen Städte sind: Altona (s. d.), Glückstadt, Fest., der Sitz der Landesregierung, liegt an der Elbe und am Flüßchen Stör, das hier einen ziemlich guten Hafen bildet. Die Stadt hat 900 Häuser mit 5200 Einw. und nimmt Theil an dem grönländischen Robben- und Wallfischfange. Rendsburg an der Eyder, wo der holsteinische Canal, der den kieler Hafen mit der Eyder verbindet, aufhört, ist eine wichtige Festung mit 7500 Einw.; Kiel (s. d.). Minder bedeutend sind: Segeberg, wo ein Kalkberg ist, Oldeslohe, wo Salzquellen sind, Plön, Itzehoe, Wilster ꝛc. Landesherr ist der König von Dänemark; zum Behuf der besondern Justizverwaltung ist das ganze Land, mit Ausnahme der Städte und der adeligen Besitzungen, in 16 Ämter und 2 Landschaften getheilt, von deren Gerichtshöfen man an das obere Justizcollegium oder Obergericht zu Glückstadt, von den adeligen Gerichten aber an das Landgericht, das zum Theil die Ritterschaft besetzt, appellirt; doch ist noch das remedium supplicationis ad regem in gewissen Fällen erlaubt. Das Obergericht, welches die Reichsgerichte vertreten sollte nach der Bundesacte, fehlt hier noch. Die herrschende Religion ist die evangelisch-lutherische, jedoch mit großer Duldung andrer Religionsparteien, und in Hinsicht kirchlicher Ordnung ist das Land in 8 Propsteien getheilt. In jeder Propstei ist ein Consistorium oder geistliches Gericht, welches von mehren Predigern der Propstei unter dem Vorsitze des Propstes gebildet wird, und die zum Forum desselben gehörigen Sachen entscheidet. Von hier appellirt man an das Oberconsistorium in Glückstadt, welchen Titel das Obergericht unter dem Beisitze der Prediger zu Glückstadt und des Generalsuperintendenten erhält. Sowie in jeder Propstei der Propst, führt der Generalsuperintendent die allgemeine Aufsicht über die Kirchen und Schulen des Landes und besucht solche theilweise jährlich. Holsteins älteste Geschichte ist dunkel. Karl der Große bezwang die Sachsen, Einw. dieses Landes, damals Nordalbingen genannt, und versetzte über 10,000 Familien derselben jenseits des Rheins nach Flandern, Brabant und Holland. Kaiser Lothar machte Holstein und Stormarn zu einer Grafschaft und belehnte damit 1106 den Grafen Adolf I. zu Schauenburg, dessen Sohn, Adolf II., Wagrien dazu eroberte. Beide waren Lehnsträger der Herzoge von Sachsen. Nach des Grafen Adolf VIII. Tode erlosch der regierende Stamm der Schauenburger, und die Stände wählten 1460 Christian I., König von Dänemark, zum Grafen, behielten sich aber unter den Nachkommen des Erwählten die Wahl ihrer Fürsten

vor, ein Recht, das sie bis zum König Christian IV. und bis zum Herzog Philipp (1597) wirklich behaupteten. Damals ward ihnen die fernere Wahl vom Kaiser untersagt. Der Erwählte, bis dahin Lehnsmann des Bischofs von Lübeck, des Vorstandes der Stände von Holstein, ließ sich vom Kaiser Friedrich III. (1474) zum Herzog von Holstein und Ditmarsen, das später erobert wurde, ernennen. Bis dahin ward Ditmarsen eine sächsische Republik, von 48 Regenten regiert. Die Enkel Christians I., König Christian III. und Herzog Adolf, wurden die Stifter der beiden holsteinischen Hauptlinien, der königl. mit ihren Nebenlinien, Holstein-Sonderburg-Augustenburg und Holstein-Beck, und der herzogl., Holstein-Gottorp, von welcher letztern die jetzigen Regenten in Rußland, die Linie Holstein-Eutin und das herzogl. Haus Oldenburg abstammen. Die frühern Streitigkeiten zwischen Dänemark und dem herzogl. gottorpischen Hause wurden 1773 dadurch geendigt, daß der Großfürst, nachmalige Kaiser Paul I. von Rußland, seinen Antheil an Holstein dem König von Dänemark gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst überließ. Diese wurden 1777 zum Herzogthum Holstein-Oldenburg (s. d.) erhoben und von Paul I. der jüngern gottorpischen Linie überlassen. Als durch den Rheinbund die deutsche Reichsverfassung aufgelöst worden war, vereinigte der König von Dänemark das ganze Herzogthum Holstein (9. Sept. 1806) mit dem Königreiche Dänemark und hob die ständische Verfassung auf. In der großen europäischen Krisis von 1813 zog der Krieg sich auch nach Holstein. Das Land wurde im Dec. von den verbündeten schwedischen und russischen Truppen besetzt und nach einem kurzen Waffenstillstande der Friede zu Kiel (s. d.) am 14. Jan. 1814 geschlossen. 1815 trat der König von Dänemark dem deutschen Bunde wegen des Herzogthums Holstein bei und erhielt für dasselbe bei dem Bundestage die zehnte Stimme, mit welcher später die Stimme wegen Lauenburg vereinigt wurde, und im Plenum 3 Stimmen. Er stellt 3600 M. zum 10. Armeecorps des deutschen Bundesheeres. Holstein wurde dadurch wieder in Verbindung mit Deutschland gesetzt; eine ständische Verfassung soll der Bundesacte gemäß eingeführt werden. Die Prälaten und die Rittersch. des Herzogth. Holstein haben sich deßhalb an den Bundestag gewandt, und eine nachträgl. Eingabe, die sie der deutsch. Bundesversamml. überreicht haben, ist zu Lond. 1824 im Druck erschienen, 28 S. 4. S. die „Allg. Literat.-Zeit.", 1824, Nr. 236.

Hölty (Ludwig Heinrich Christoph). Dieser echt lyrische Dichter, vorzüglich in der Elegie und Idylle, geb. zu Mariensee bei Hanover 1748, der Sohn eines Predigers, war als Knabe munter und wißbegierig, liebreich und gefällig. Der Verlust seiner Mutter aber und die Blattern, die ihn in seinem 9. J. entstellten, raubten ihm diese Munterkeit. Dazu wirkte auch wol sein angestrengtes Studiren, welches er oft bis tief in die Nacht fortsetzte. Früh entwickelte sich sein Hang zur schauerlichen Rührung, ebenso früh das Talent der poetischen Darstellung. 1765 schickte ihn sein Vater auf die Schule in Celle, und 1769 nach Göttingen. Er studirte gewissenhaft Theologie, ohne jedoch das Lesen der ältern und neuern Dichter und seine Poesie darüber zu vergessen. Schon 1769 hatte er den Ruf eines geistreichen Jünglings; daher nahm ihn Kästner in seine deutsche Gesellschaft auf. In der Folge machte er Bürger's und Miller's Bekanntschaft; später lernte er Voß, Boje, die Grafen Stolberg und die übrigen Mitglieder des bekannten göttinger Dichtervereins kennen. Die besten Gedichte Hölty's, selbst in der Gattung, die ihm eigen war, sind aus der Zeit, wo jene Freunde ihn durch geistige Unterhaltung vielfach aufregten. Ungern mochte er sich von seinen Freunden und von Göttingen trennen. Um länger bleiben zu können, suchte er einen Freitisch und eine Stelle im philologischen Seminar, auch Erwerb durch Unterricht und Übersetzungen. Nicht wenig scheint ihm die Liebe seinen Aufenthalt in Göttingen werth gemacht zu haben. Denn er lernte, wie Petrarca, eine Laura kennen. Doch ver-

schwieg er ihr seine glühende Neigung. Sie wurde nachher bald verheirathet, und er mußte sein Gefühl unterdrücken. Im Herbste begleitete er Miller'n nach Leipzig. Schon damals war seine Gesundheit untergraben, denn sein angestrengtes Studiren hatte seinen reizbaren Körper sehr geschwächt. Dazu kam 1775 seines Vaters Tod, welcher ihn tief rührte. Im Herbste 1775 ging er nach Hanover, um eine Nachkur zu gebrauchen; aber vergebens. Im Vorgefühl des nahen Todes dichtete er hier mehre schwermüthige Elegien, und war mit der Sammlung seiner Gedichte beschäftigt, als der Tod ihn den 1. Sept. 1776 abrief. Er war, sagt Voß, ein Jüngling, dessen Geist unter der Last eines siechen Körpers so aufstrebte, daß er in jeder gewählten Gattung der Poesie unter den ersten Dichtern glänzt, der mit jedem neuen Versuche höher zur Vollkommenheit stieg, und selbst sein Vollkommenstes nur als Vorübung zu Werken des Mannes betrachtete. Er stellte nicht mit kalter Überlegung Gedanken und Bilder zusammen, worüber man mit sich einig geworden ist, sie schön zu finden. Voll warmer, allumfassender Liebe blickte er in die Natur umher, und sang, was sein Herz empfand. Überhaupt charakterisirte sich Hölty in seinen Gedichten durch Weichheit des Gefühls, das gleichsam aus der Brust in den Vers überfließt, und selbst in der metrischen Form mit sanfter, kunstloser Grazie uns anspricht, durch liebliche Schwärmerei und Wehmuth, Innigkeit und liebenswürdige Naivetät, durch eine ruhige und mehr schmückende als erfindungsreiche Phantasie, die in dem Kreise schmerzlichsüßer Gefühle und innerer Entzückungen weilt. Tiefe, stille Liebe und heißer Sinn für Freundschaft, süße, wehmüthige Freude an den flüchtigen Erscheinungen der Natur und des Lebens bilden die Hauptbestandtheile seiner Idyllen und Elegien. Daher ist das sanfte, elegische oder idyllische Lied ihm eigenthümlich, und nach ihm mit diesem Glücke kaum wieder gesungen worden. Die echte Ausgabe seiner Gedichte wurde durch Voß und Stolberg (1783) besorgt (zuletzt berichtigt und vermehrt durch Voß 1804). T.

Holz, das, ist ein Theil des Pflanzenstengels und der Pflanzenwurzel, vorzüglich der Bäume und Sträucher. In organischer Hinsicht ist das Holz aus verhärteten Pflanzenfasern zusammengesetzt, oder besteht aus einem Gewebe langgestreckter, erstarrter Zellen (Zellgewebe). Seiner Entstehung und Masse nach ist es verhärteter, durch den Beitritt des Sauerstoffs aus dem Wasser und vorzüglich aus der Luft erstarrter (gleichsam verkalkter) Pflanzenschleim, woraus es begreiflich wird, daß das Holz des Stengels oder Stammes härter und fester sein muß als das der Wurzel. Man kann das Holz und dessen Arten betrachten: 1) in naturgeschichtlicher Hinsicht oder nach seiner Bedeutung in der Pflanzenentwickelung (Pflanzenmetamorphose), 2) in chemischer Hinsicht, d. h. nach seinen Bestandtheilen oder Stoffen (chemischen Elementen); 3) in technologischer Hinsicht, nach seiner Benutzung, oder in Beziehung auf den Gebrauch, welchen der Mensch durch seine Kunst für das menschliche Leben davon macht. Seiner naturgeschichtlichen Bedeutung nach ist das Holz ein wesentlicher, zum Leben und Sein des Ganzen nothwendiger Theil, d. h. ein Organ des Stengels (auch der Wurzel). Solcher Organe hat der Stengel drei: a) die Rinde, b) den Bast und c) das Holz. (Denn das sogenannte Mark im Innersten des Stengels ist kein wesentlicher Theil, kein eigenthümliches Organ, sondern nur lockeres, vertrocknetes Zellgewebe.) Die Rinde, da sie unmittelbar mit der Luft in Berührung und daher in Wechselwirkung steht, scheint das Organ des Athmens für den Stengel (gleichsam seine Lunge oder Kieme) zu sein. Der Bast, welcher aus verlängerten, weichen Zellen besteht, ist das lebendigste Organ des Stengels; in ihm geht vorzugsweise der Saftlauf, der Gährungs- und Ernährungsproceß vor sich. Aus dem Holze dagegen, als dem innersten Organ, ist das Leben durch Erstarrung meist entwichen, wie in den Knochen bei dem höhern thierischen Organismus. Denn mit letzterm läßt sich die Pflanze

allerdings vergleichen, in welchem das Thier schon vorgedeutet ist, da das Pflanzenreich die Vorstufe zum Thierreich bildet, und wenn sonach der Stengel und die Wurzel dem Rumpfe, das Holz dem Knochen entspricht, so stellt der Bast das mit dem Gefäßsystem noch verschmolzene Fleisch, die Rinde aber die athmende Haut (bei niedern Thieren) oder die Lunge (bei höhern) vor. Die chemische Beschaffenheit des Holzes oder die Natur seiner nächsten Bestandtheile bei der lebenden Pflanze ist schwer zu erforschen; denn es ist weder im Wasser lösbar, noch im Weingeist, noch in Ölen, und ebenso wenig in Laugen und Pflanzensäuren, aber zerstörbar durch Schwefelsäure, Salpeter- und oxydirte Salzsäure. Bei der Destillation des Holzes, wobei es in verschlossenen Räumen durch Erhitzung verkohlt wird, gewinnt man sehr verschiedene Stoffe, nämlich a) Kohlenwasserstoffgas (ein brennbares Gas), b) kohlensaures Gas (vormals fixe Luft genannt), c) eine essigartige Säure (Holzessig), d) ein brandiges (empyreumatisches) Öl (Theer), e) als Rückstand und Hauptmasse die Kohle. — In technologischer Hinsicht spielt das Holz unter allen Materialien, die die Natur dem Menschen zu nützlicher Bearbeitung darbietet, wie bekannt, eine Hauptrolle. Über die Benutzung des Holzes, als Brennmaterial, vergl. Heizung, wie über die Benutzung ausländischer Hölzer zum Färben den Art. Farbestoffe. Auch sind in der Arzneikunde ausländische Hölzer (Quassia, China u. a.) wichtig. Für die Benutzung des Holzes zu Haus- und Stubengeräthen und andern Kunsterzeugnissen zu täglichem und seltnerm Gebrauch, also vorzüglich für die Erzeugnisse des Tischlers und Drechslers, kommen die verschiedenen Holzarten sehr in Betrachtung, deren Kenntniß, wenigstens der gebräuchlichsten, nicht nur den genannten Künstlern nothwendig, sondern auch jedem Menschen, aus den gebildeten Ständen wenigstens, kaum entbehrlich ist; denn wer die Eigenschaften der Holzarten kennt, kann sich für seine Bedürfnisse selbst die zweckmäßigsten wählen, und ist dann von dem nicht immer sichern Urtheil des Künstlers, bei welchem er Bestellungen macht, nicht abhängig. Wiewol Deutschland unter den übrigen europäischen Ländern gegenwärtig allein schon reich genug an mannigfaltigen, zum Theil trefflichen Holzarten ist, die noch überdies durch Beizen und andre Mittel sehr verschönert werden können, so begnügt sich doch der Luxus damit keineswegs, sondern zieht auch aus andern Welttheilen die schönsten Hölzer in seinen Kreis.

Die Holzarten unterscheiden sich 1) durch ihre Farbe, 2) durch die verschiedenen Grade der Härte (daher die bekannte Unterscheidung in weiche und harte oder feste Holzarten), 3) durch feine und grobe Adern oder Jahre (in der Sprache der Technik, nämlich die Spuren der Holzringe, wovon sich im lebenden Stamme alljährlich einer ansetzt), 4) durch grobe (sichtbare) und feine (kaum bemerkbare) Poren (Zwischenräume), 5) durch Elasticität und Zähigkeit, wovon es ebenfalls sehr verschiedene Grade gibt, deren schwächste den Namen Sprödigkeit erhalten, 6) durch ihr verschiedenes specifisches Gewicht. Daher die Wahl des Holzes, hinsichtlich dieser Eigenschaften, für die Haltbarkeit und Schönheit der Arbeiten keineswegs gleichgültig sein kann. Von der Härte, Zähigkeit, Feingarigkeit und Elasticität hängt vorzüglich die Dauer und Polirbarkeit, und von dieser, in Verbindung mit der Annehmlichkeit der Farbe, die mögliche Schönheit der Oberfläche der Arbeiten ab. Unter den in Deutschland jetzt einheimischen Bäumen liefern die Tanne (**Pinus abies**), die Fichte (**P. picea**) und Kiefer (**P. sylvestris**) ein weiches, grobaderiges, meist weißes oder röthliches und elastisches Holz, welches zu schönen Arbeiten nicht brauchbar, aber zu gemeinen Geräthen sehr dienlich ist. Zu den weichern, in verschiedenen Graden minder festen, deutschen Holzarten gehört das weiße, feinaderige und feinporige Lindenholz, das schon festere, meist röthliche Erlenholz und das weiße geschmeidige (wegen seiner Zähigkeit zu Korb- und Siebmacherarbeiten dienliche) Weidenholz, welchem das Holz der Pappel am ähnlich-

sten, das nur härtere Haselnußholz aber (Corylus avellana) an Weiße, Feinheit und Elasticität gleich ist. Diese und andre weiche Holzarten sind, in trockenem Zustande, mehr oder weniger leicht, worin sich, als eins der leichtesten, das Lindenholz auszeichnet. Unter den härtern, dichtern und daher schwerern inländischen Holzarten sind am meisten im Gebrauch: 1) Das Eichenholz, von braungrauer Farbe, sehr fest, aber spröde, von auffallender Porosität; hält sich in der Feuchtigkeit und Nässe gut, und dient daher zum Wasserbau, zu Fensterrahmen und andern für die Dauer bestimmten Arbeiten. 2) Buchenholz (Fagus) hat ein kenntliches Gewebe (röthliche, schuppenartige Flecken), ist ziemlich fest und weniger spröde als Eichenholz. 3) Weißbuchenholz (Carpinus betulus), von Einigen Hornbaum genannt, da das Holz keiner Buche angehört und ein fast hornartiges Gewebe hat, denn es ist sehr hart, meist weiß, elastisch und feinporig, dient daher zu haltbaren Drechsler- und Tischlerarbeiten. 4) Elzbeerholz (Crataegus torminalis), hart, sehr feine Poren, ziemlich zäh und elastisch; Farbe des jüngern Holzes weiß, des ältern röthlich oder braun, mit schwarzen Adern; daher brauchbar zu kleinen und feinen, wie zu großen Arbeiten. 5) Pflaumenbaumholz (Prunus domestica), röthlich (mitunter rosenfarben) und braungestreift, fest und politurfähig; daher zu feinen Arbeiten dienlich. 6) Kirschbaumholz (Prunus cerasus), gelbröthlich, feingeadert, ziemlich hart und dicht (schwer); zu Tischler- und Drechslerarbeiten sehr tauglich. 7) Ahornholz verschiedener Art, nämlich: a) Maßholder (Acer campestris), das vorzüglichste; b) Ahorn (A. pseudoplatanoides) und Spitzahorn (A. platanoides). Die Farbe ist sehr weiß, selten gelblich, das Gewebe dicht und fein (letzteres wird durch die jetzt bei den Drechslern und Tischlern gebräuchliche Lackpolitur noch sehr gehoben). 8) Birn- und Apfelbaumholz (Pyrus communis et malus), sind einander sehr ähnlich, meist röthlich, mit braunrothen Flecken, bisweilen auch weißgelblich; die Fibern (Adern) fein, aber spröde, die Poren geschlossen; vorzüglicher ist das Holz vom wilden Apfel- und Birnbaum. 9) Ibenholz (Taxus baccata, Iben- oder Eibenbaum, Taxus), ein treffliches, aber in Deutschland ziemlich seltenes Holz, weil bei uns die Stämme nur eine geringe Stärke erreichen. Ein dichtes, hartes, röthliches oder bräunliches Gewebe, keine sichtbaren Poren, sehr politurfähig, fest und elastisch; durch schwarze Beizung wird es dem Ebenholz ganz ähnlich. Noch viele andre, in Deutschland einheimische Bäume (als die Ulme, Esche, Birke, wilder und zahmer Kastanienbaum, Nußbaum, die Akazie, Stechpalme, der Maulbeer-, Cornelkirschen-, Aprikosenbaum u. s. w.) liefern ein brauchbares, aber weniger gebräuchliches, auch meist weniger vorzügliches Holz. Verschiedene Sträucher aber, wenn sie besser gepflegt und zu Bäumen gezogen würden, z. B. der Wachholderstrauch (Juniperus communis), der Weißdorn (Crataegus oxyacantha) und Kreuzdorn (Rhamnus catharticus) würden, besonders der letztere, vortreffliche Holzarten darbieten. Das Wurzelholz (von den größern Wurzeln verschiedener Bäume) ist schön figurirt oder geflammt, und wird daher unter dem Namen Masern zu feinen Sachen verarbeitet und von den Tischlern zum Furniren (Belegung mit dünnen Holzplatten) benutzt. Von ausländischen Holzarten sind folgende die gebräuchlichsten und vorzüglichsten: 1) Ebenholz (s. d.). 2) Grün-Ebenholz, unechtes Packholz, falsch Grenadillen-, Franzosenholz, Quajakholz (Quaiacum aspalathum), kommt von Madagascar, aus Westindien. Olivenfarbig, oft gelb geadert, mit grauem Splinte, außerordentlich hart und zugleich harzig; färbt beim Bearbeiten die Hände, wie das schwarze Ebenholz; zu feinen Drechslerarbeiten vorzüglich geeignet. 3) Roth-Ebenholz, Grenadillenholz (Ebenum, nach Andern Anthillis oretica), soll in Westindien, auf Madagascar und Candia wachsen. Sehr hart, aber gut zu bearbeiten, hat auf olivenfarbigem Grunde schöne braune Adern und ist sehr polirfähig. 4) Buchsbaumholz (Buxus). Der eigentliche Buchsbaum (bei uns wächst er nur als Strauch) ist im südlichen

Europa zu Hause. Das Holz ist gelblich, zum Theil mit grauen Adern durchzogen, sehr fest, ohne sichtbare Poren wie Elfenbein, und kommt an specifischer Schwere dem Ebenholz nahe, sodaß es im Wasser zu Boden sinkt; unter den ausländischen Holzarten das bekannteste; wird häufig auf der Drehbank verarbeitet, mitunter auch zu feinen Tischlerarbeiten benutzt. 5) Mahagoniholz (Swietenia mahagony) (s. d.). 6) Cedernholz (Juniperus bermudiana), ein röthliches, weiches und leichtes, zum Drechseln brauchbares Holz, von angenehmem Geruch und bekannt durch seinen Gebrauch zur Einfassung der feinern, besonders englischen, Bleistifte. Von diesem sogenannten Cedernholze ist aber die echte Ceder (Pinus cedrus), der berühmte Baum des Libanon, zu unterscheiden, wovon das Holz, nämlich der alten Bäume, ebenfalls röthlich von Farbe und wohlriechend von einem Harze ist, wovon es durchdrungen wird und wodurch es zugleich dem Wurmfraße widersteht. Es wird daher sehr geschätzt und unterscheidet sich von jenem auch durch seine vorzügliche Festigkeit. Von seltener gebrauchten, auch größtentheils weniger vorzüglichen ausländischen Holzarten gibt es noch eine Menge, worunter auch Farbehölzer (z. B. Brasilien- und Fernambukholz, Kampeschen- oder Blauholz, rothes und gelbes Sandelholz) vorkommen, die zu Erzeugnissen der Drehkunst verarbeitet werden können. Zur Kenntniß der Holzarten reicht aber die bloße Beschreibung nicht hin, sondern man muß sich auch die Anschauung davon verschaffen, z. B. durch Benutzung einer Holzsammlung, durch Besuchen der Werkstätte der Tischler, Instrumentenmacher, Drechsler, besonders in großen Städten, wo häufig auch ausländische Holzarten verarbeitet werden.

Holzanbau, die Anwendung der durch geprüfte Erfahrungen aus den Wirkungen der Natur gefolgerten richtigen Grundsätze, nach welchen jede Holzart in möglichst kurzer Zeit in Zuwachs und mit dem zu befriedigenden Holzbedürfniß in ein ausdauerndes gerechtes Verhältniß gebracht werden soll. Will man den Zweck des Holzanbaus erreichen, so muß man theils auf das Klima, die Lage und den Boden, nebst ihrem Einfluß auf die Forstwirthschaft, theils auf die Auswahl des Bodens und Standorts für jede Holzart, und auf die Urbarmachung des Bodens Rücksicht nehmen. In Ansehung des Klimas, worin die Wälder liegen, ist zu untersuchen, ob es warm, gemäßigt, oder kalt sei. Nicht weniger wichtig ist die Lage eines Waldes. Denn es ist nicht für jede Holzart gleichgültig, ob sie in der Ebene, auf Gebirgen, oder in welcher andern Lage nach der Himmelsgegend angebaut wird. Diese wirkt immer stärker oder schwächer auf die verschiedenen Holzarten und hat besonders einen großen Einfluß auf die Beschaffenheit des Bodens. Ganz anders zeigt sich das Wachsthum und Gedeihen der Holzarten in ebener hohen und ebener niedern Lage, als in einer schrägen östlichen, südlichen, westlichen und mitternächtlichen Lage. Nach allen diesen zu beachtenden Erfodernissen hat der Boden selbst einen ebenso großen Einfluß auf das Wachsthum der Holzarten, weil er den Nahrungsstoff zum Wachsen der Hölzer theils selbst erzeugen, theils aufnehmen, vorbereiten, aufbewahren und endlich mittheilen muß. Die allgemeine und besondere Kenntniß der Erdarten ist daher bei jedem Holzanbaue vorauszusetzen, weil ohne dieselbe der rechte Standort für jede Holzart nie gewählt werden kann, da doch auf dieser Wahl der Holzanbau vorzüglich mit beruht, indem das Laubholz nach seinen verschiedenen Arten einen ganz andern Boden verlangt als das Nadelholz. Ist die Auswahl des Bodens und des Standorts für jede Holzart geschehen, so muß nun noch vor dem wirklichen Holzanbau, besonders vor dem künstlichen, die Räumung und Urbarmachung des Bodens geschehen. Denn kein Holzanbau kann gedeihen, wenn der Samen nicht im Stande ist, auf frischen Erdboden zu fallen, darin schnell zu keimen, Wurzeln zu treiben und die erfoderlichen Nahrungssäfte zu seinem Wachsthum aus demselben zu ziehen. Bei der natürlichen Besamung ist der Platz, worauf das Holz abgetrieben worden ist, sofort von dem gefällten Holz zu

befreien, die Stöcke sind auszurotten, die Löcher auszuebnen und alles Andre abzuräumen, was den ausfliegenden Samen hindern könnte, in frischen Erdboden zu kommen. Sollte der Boden gar berast sein, so muß derselbe wund gehauen, oder auch wol gestürzt und aufgelockert werden, die Besamung mag von der Natur oder durch den Forstmann geschehen. Fände man den mit Holz zu besamenden Boden endlich gar moorig und sumpfig, so ist solcher Boden zuvor auszutrocknen, wenn man keine Bäume und Sträucher anbauen will, die ausdrücklich viel Feuchtigkeit erfodern. Der Holzanbau selbst zerfällt in den natürlichen und in den künstlichen. So gewiß und sicher auch der natürliche Holzanbau zum Zwecke führt, wenn wir ihn nicht in seinen Wirkungen hindern, sondern vielmehr befördern, so ist es dennoch oft nicht möglich, ohne den künstlichen Anbau einen Waldgang mit Holz in Bestand zu setzen. Natur und Kunst müssen hier meistentheils mit einander vereinigt werden, wenn man das vorgesetzte Ziel ganz erreichen will. Der künstliche Holzanbau kann geschehen a) durch Ausstreuung oder Aussäung des eingesammelten Holzsamens; b) durch Verpflanzung junger, entweder in Baumschulen erzogener, oder aus Dickungen der Wälder genommener Holzstämme; c) durch Steckreiser, Setzstangen, Wurzeln und Ableger; indeß gehört das Vermehren der Waldbäume, mit Ausnahme der ausländischen Holzarten, durch Ablegen, sowie auch durch Pfropfen, Oculiren und Copuliren mehr für den mit diesen Bäumen und Sträuchern beschäftigten Forstmann und Gärtner als für den praktischen Forstmann, der sich nur mit der Erziehung der Bäume und Sträucher zu Bau-, Nutz- und Brennholz zu beschäfigen hat. Weitläufiger findet man diesen Gegenstand beschrieben in der „Anweisung zur Holzzucht für Förster" von G. L. Hartig (4. Aufl. 1804). (Vgl. Forstwesen.) X.

Holzbrand oder Feuerschaden in Wäldern, auch Waldbrand genannt, ist das größte Hinderniß und Verderbniß einer guten Forstwirthschaft. Sollte der Feuerschaden auch nur ein sogenannter Erdholzbrand sein, der nur auf der Erde fortginge, so wird doch dieses Feuer und der Rauch Ursache, daß die Bäume aufhören zu wachsen, wenn sie nicht gar absterben; überdies sind die Brandplätze sehr schwer wieder mit Holz in Bestand zu bringen. Der Staat muß daher Anstalten dagegen treffen, um ihn wenigstens so viel als möglich abzuwenden. Die Ursachen, welche einen Waldbrand herbeiführen können, sind theils vorsätzliche, z. B. durch Holz- und Wilddiebe, theils aus Nachlässigkeit entsprungene. Solche Waldbrände kann die beste Forsthut nicht ganz verhindern, und nur die aller strengste, öffentlich bekanntgemachte Bestrafung eines entdeckten Frevels kann davon abschrecken. Nächstdem werden Waldbrände veranlaßt durch die Kohlen-, Aschen- oder Haidekrautabbrenner, Hirten, Holzhauer, Tabacksraucher, Landstreicher u. dgl.; denn die von Einigen behauptete Selbstentzündung der Wälder durch die Sonnenstrahlen ist noch nicht erwiesen. Durch den Blitz kann jedoch allerdings ein Waldbrand entstehen. Damit nun ein Waldbrand so selten als möglich entstehe, muß jede Forstordnung darüber bestimmte Vorschriften enthalten, über deren Befolgung jeder Forstbediente die gewissenhafteste Aufsicht zu führen hat. X.

Holzconsumtion oder Holzverbrauch, der wichtigste Gegenstand für den Forstwirth, indem der nachhaltige Bestand der Waldungen sich darauf gründet. Die Kenntniß des Holzverbrauchs bezieht sich nicht bloß auf das Brennholz, sondern auch auf das Nutz- und Bauholz. In Ansehung des letztern muß der Forstwirth die Eigenschaften des Holzes und die Gegenstände selbst genau kennen, damit er zu jedem die brauchbarste und dauerhafteste Holzart anweise. In Beziehung auf das Brennholz muß der Forstwirth die Eigenschaften des Holzes in Rücksicht seines Brennstoffs ebenso genau kennen, um das Verhältniß der Brennbarkeit der Holzarten nach ihren höchsten Graden und ihrer längsten Dauer der Hitze zu bestimmen, damit zu jedem Feuerbedürfniß, z. B. für Zimmer, Küchen, Brauerei, Brennerei, Schmel-

zerei, Ziegelbrennerei u. s. w., die zweckmäßigste und beste Holzart verbraucht und dadurch zugleich der Holzverbrauch vermindert wird. Bei diesen Bestimmungen kommt es vorzüglich mit auf den Umstand an, ob das Holz in oder außer der Saftzeit gehauen, und ob dasselbe grün oder trocken verbrannt und angewendet wird. X.

Hölzerne Uhren werden insbesondere auf dem Schwarzwalde und Thüringerwalde verfertigt und bilden einen bedeutenden Handelszweig für diese unwirthbare Gegend. Es gibt ihrer vielerlei Arten, als Schlaguhren, Repetiruhren, Kukukuhren, und andre, die künstlich zusammengesetzt sind, wobei sich menschliche Figuren bewegen u. s. w. Man gibt die Zahl der jährlich auf dem Schwarzwalde verfertigten Uhren, vielleicht übertrieben, auf mehr als 70,000 Stück an. Viele hundert Schwarzwälder schaffen diese Uhren zum Verkauf nach allen Ländern in Europa, ja bis nach Amerika, und bringen den Erwerb wieder in die Heimath. Die Hauptniederlage dieses Uhrenhandels ist zu Neustadt im Fürstenbergischen (Großherzogth. Baden).

Holzflöße, s. **Flöße**.

Holzhandel wird in waldreichen Gegenden im Großen nur mit Vortheil auf dem Wasser mittelst der Flöße und Schiffe getrieben, denn der Landtransport ist theuer und vermindert den Absatz. Ein solcher Handel ist der einzige Weg, die Nutzungen der Wälder einträglich zu machen, besonders wenn der Landesherr, vermöge des Forstregals, diesen Handel nicht ausschließlich treibt, sondern alle Waldbesitzer daran Theil nehmen läßt. Allein auf jeden Fall muß von dem Forstdirectorium zuvor mit reifer Überlegung ein Forstwirthschaftsetat auf wenigstens 150 J., in Ansehung des jährl. eignen Holzbedürfnisses, festgesetzt werden, damit es nicht zuletzt für das eigne Bedürfniß an Holz fehle und die Waldungen forstwidrig angegriffen werden müssen. Zu diesem Handel zieht man nicht bloß die rohen, höchstens bewaldrechteten Baumstämme, weil diese Handlungsweise einen geringen Vortheil abwirft, sondern man bearbeitet alles Bau- und Nutzholz aus dem Groben dazu, schneidet Breter, Latten, Schiffsplanken, Faßdauben u. s. w., um dadurch sowol den Holzpreis, als auch das Arbeitslohn und den Abgang für die Feuerung dem Staate zu gewinnen. Der stärkste Holzhandel wird auf dem Rhein, dem Main, der Weser und der Elbe getrieben. Auf beiden erstern Strömen ging das Holz vorzüglich nach Holland, und dieser Handel hieß daher der Holländerhandel (s. **Flöße**); auf den letztern beiden aber zogen vorzüglich die Engländer ihr Holz zum Schiffbau. Zum Glück für die deutschen Waldungen hat sich der Holländerhandel vermindert, und die Engländer ziehen kein Holz mehr aus Deutschland, weil sie es aus dem Norden von Europa und aus Ost- und Westindien, sowie auch aus Nordamerika wohlfeiler erhalten können. X.

Holzsäure (acide pyroligneux), eines der kräftigsten fäulnißwidrigen Mittel. Sie wird durch Destillation aus Holz, am besten aus Eichenholz, gewonnen und ist in England, wo man sie im Großen benutzt, ein gangbarer, wohlfeiler Handelsartikel. In ihrem ursprünglichen Zustande hat sie die Farbe des weißen Weines, einen scharfsauern, etwas zusammenziehenden Geschmack und einen brenzlichen Geruch. Wenn man sie acht bis zehn Tage ruhig stehen läßt, setzt sich ein schwärzlicher Theer ab, und die Säure wird beinahe farblos. Bei abermaliger Destillation wird sie noch mehr von dem mit ihr verbundenen Theer befreit; aber wie oft man auch die Destillation wiederholt, sie wird doch nie ganz von dem flüchtigen Öl frei, das die Ursache des ihr eignen brenzlichen Geruchs ist. Sie bewahrt das Fleisch nicht nur vor der Fäulniß, sondern gibt ihm auch jenen rauchigen Geschmack, der geräuchertem Fleisch eigen ist, und hat wirklich eben dieselben Eigenschaften, thierische Stoffe gegen Fäulniß zu bewahren, als das Räuchern in Holzdämpfen, das selbst bei den rohesten Völkern gebräuchlich und aus dem entferntesten Alterthum auf uns gekommen ist. In beiden Fällen wirkt die Säure auf die thierische

Substanz, in dem einen Fall bei der Räucherung, während der Destillation der Säure, im andern aber durch Eintauchen derselben in die bereits fertige Säure. Nach den Versuchen, die unter uns besonders Meinecke und Stolze (der auch ein Mittel gefunden hat, die Holzsäure zu reinigen) angestellt haben, ist minutenlanges Eintauchen des Fleisches hinreichend, die verlangte Wirkung hervorzubringen. Legt man das Fleisch zu lange in die Säure, so werden dessen Fasern aufgelöst. Man hat durch mehre in England gemachte Versuche ausgemittelt, daß sich das mit Holzsäure behandelte Fleisch sehr lange vollkommen gut erhält, wenn es nur schnell durch die Säure gezogen wird. Um die Wirkung des Klimas zu erforschen, wurden 1819 zwei Stücke Fleisch mit der Säure behandelt; das eine ward zu Hause aufgehängt, das andre aber nach Westindien geschickt und nach 15 Monaten von daher zurückgebracht. Beide wurden alsdann gekostet und vollkommen süß, frisch und zu jedem Gebrauche tauglich befunden. In neuern Zeiten hat man in England bei der Versorgung der Schiffe mit Lebensmitteln von der neuen Erfindung den ausgedehntesten Gebrauch gemacht, wodurch die zeither von dem häufigen Genusse des gesalzenen Fleisches für die Schiffsmannschaft entstandenen Nachtheile vermieden werden. Stolze hat gefunden, daß durch oft wiederholte Behandlung mit Holzsäure Leichname sich in Mumien verwandeln lassen. Diese Säure dient, außer ihrer Anwendung als fäulnißwidriges Mittel, auch den Cattundruckern statt des essigsauren Bleies, um ihr Eisenwasser zu bereiten. Sie ist, wiewol man sie nicht ganz rein herstellen kann, doch vollkommen tauglich für schwarze, braune und andre dunkle Farben, hingegen, wegen des damit verbundenen Öls und Weinsteins, nicht für rothe und gelbe Farben.

Holzschneidekunst. Um einen Holzschnitt zu verfertigen, nimmt man eine glatte Holzplatte, trägt auf diese die Zeichnung, schneidet mit scharfen Werkzeugen von verschiedener Form alle Umrisse, Schraffirungen und Züge so, daß die, welche sich auf dem Papiere abdrucken sollen, erhaben stehen bleiben, bestreicht sie dann mit Ölfarbe und druckt sie auf Papier ab. Diese Art von Platten hat viel Ähnliches mit den beweglichen Schriftplatten zum Bücherdruck, auf denen sich die Flächen der Buchstaben ebenso, wie bei jenen die Flächen der Züge, abdrucken. Die Abdrücke selbst nennt man *Holzschnitte*. Eine besondere Art von Holzschnitten nennen die Italiener chiaroscuro, die Franzosen camayeu, clair-obscur, wir Helldunkel. Diese druckt man mit drei und vier Holzplatten ab. Auf die erste werden die Umrisse gegraben, die zweite ist für die starken Schatten, die dritte und vierte für die Mitteltinten. Diese verschiedenen Platten machen ein Ganzes aus, und der Künstler muß Sorge tragen, daß, wenn sie nach einander auf dasselbe Blatt abgedruckt werden, Alles gehörig zusammenpasse. Die Italiener nennen Hugo da Carpi als Erfinder dieser Kunst; ein alter deutscher Meister aber, Joh. Ulrich Pilgrim, hat sich früher darin ausgezeichnet; bekanntlich gab Albrecht Dürer mehre Blätter in dieser Art, und Lukas Cranach eins mit der Jahrzahl 1500. Einer der ersten Meister ist Hans Lützelburger, genannt Frank. Einige seltene Arbeiten von ihm besitzt die k. Kupferstichsammlung in Dresden. Man schätzt von ihm vorzüglich das Technische seiner Blätter, z. B. in dem Alphabet mit dem Todtentanz. Die Deutschen nennen die Holzschneidekunst auch *Formschneidekunst*. Diese Benennung ist allgemeiner als jene. Diese Kunst entstand nämlich aus der Verfertigung der Spielkarten (die man in Deutschland schon gegen 1300 hatte), deren Formschneiden dieselbe Behandlung erfodert. Statt der grotesken Kartenfiguren fing man an, Bilder der Heiligen zu verfertigen, dergleichen auch die Geistlichkeit unter ihre Verehrer austheilte. Nach diesen in Holz geschnittenen Heiligenbildern verfertigte man auch historische Gegenstände, denen man eine ebenfalls in Holz geschnittene Erklärung beifügte, und hierdurch entstanden die ersten durch Holzplatten gedruckten Bücher, welche Guttenberg auf die Erfindung der

Buchdruckerkunst mit beweglichen Lettern führten. Gleich nach Erfindung dieser Buchdruckerkunst bediente man sich der Holzschnitte zur Verzierung der Bücher. Der größte Theil der hierzu gebrauchten Formschneider ist uns unbekannt geblieben oder mit den Druckern verwechselt worden; durch ihre Werke kennen wir nur Johann Schnitzer, Sebald Gallendorfer, Hans v. Culmbach und Michel Wolgemut, den Lehrmeister Dürer's. Im 16. Jahrh. nahte sich die Holzschneidekunst dem höchsten Grade ihrer Vollkommenheit. Viele Künstler beschäftigten sich mit ihr, unter denen Hieron. Resch, Alb. Dürer, Holbein, Altorfer u. A. sich besonders auszeichnen; viele Große unterstützten sie. In eben diesem Zeitraume gewann aber auch die Kupferstecher- und Ätzkunst an Ansehen und Vollkommenheit. Da nun diese viel schneller und mit ungleich weniger mühsamer Anstrengung zu erlernen war, so fand sie bald mehr Schüler als jene, und in diesem Umstande ist wol die erste Ursache von dem Verfall der Holzschneidekunst zu suchen. Ungeachtet die Formschneider es sich sehr angelegen sein ließen, die Kupferstecherkunst herabzusetzen, so gelang es ihnen doch nicht, die Nebenbuhlerin, die sich im Ausdrucke des Sanften und Weichen dem Auge so gefällig machte, zu verdrängen; ja, man vergaß, daß die Holzschneidekunst in der Kraft, womit sie ihre Gegenstände darstellt, von der Kupferstecherkunst nicht erreicht wird. Sowie diese ausgebreiteten Beifall erhielt, verminderte sich die Anzahl der Holzschneider. Viele von diesen gaben ihre Kunst auf, und beschäftigten sich entweder mit jener gangbaren, oder vereinigten ihre Kunst mit der Buchdruckerei, bei welcher sie ihre Geschicklichkeit noch immer zeigen konnten. Als jene Künstler nach und nach ausstarben, wurde ihre Kunst beinahe mit ihnen begraben; denn es war leichter, durch einen mittelmäßigen Kupferstich als selbst durch einen gut gearbeiteten Holzschnitt das Auge zu bestechen. Der Umstand jedoch, daß sich von einem Holzschnitte weit mehr Abdrücke machen lassen als von einer Kupferplatte, verhinderte den gänzlichen Untergang, bis man endlich zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrh. die Holzschneidekunst auch in ihre ästhetischen Rechte wieder einzusetzen versuchte. Die Sueurs, Jackson, Moretti, Canossa, Roger, Caron, Papillon, Beugnet, Dugoure haben sich mit Glück in ihr versucht; Zanetti suchte die Manier des Hugo da Carpi wieder einzuführen; die Gebrüder Unger und Gubitz in Berlin haben sie bis zu einem hohen Grade vervollkommnet, und in England wetteifern mit ihnen Nesbit, Branston, Clennol und Hole auf das rühmlichste, wie die von ihnen gemeinschaftlich gelieferten „Sinnbilder der Christen" (Leipzig 1818) beweisen; von Jos. Heller erschien zu Bamberg 1823 eine „Geschichte der Holzschneidekunst, nebst einem Verzeichniß der sämmtlichen xylographischen Werke", die den Erwartungen aber nicht entsprach. dd.

Holzsparkunst besteht darin, die Wärme oder den Wärmestoff aus den Körpern, die dergleichen enthalten, auf die zweckmäßigste und vortheilhafteste Weise zu entbinden, zu entwickeln oder herauszuziehen, und ihre Entweichung auf die bestmöglichste Art zu verhüten. Dieses wird erfolgen, wenn man a) bei der Anwendung des Holzes als Feuerungsmittel nur völlig trockenes und nach Verhältniß des Feuerungsraums gehörig klein gesägtes und gespaltetes Holz braucht; b) sowol dieses als jedes andre Feuerungsmittel durch den Zutritt der atmosphärischen Luft, oder richtiger: durch den zur Unterhaltung des Feuers tauglichen Theil der atmosphärischen Luft, welche die bei einem Feuer bemerkbare Wärme und Hitze aus sich hergibt, auf die schnellste und vollkommenste Weise verbrennt. Allein das schnelle und vollkommene Verbrennen kann nur dadurch erhalten werden, wenn man die Schornsteine, Stubenöfen, Küchenherde und überhaupt alle Feuerungen in Fabriken und Haushaltungen zweckmäßig erbaut. X.

Holzwaaren, ein bedeutender deutscher Handelszweig, womit insbesondere von Nürnberg, Fürth, Sonnenberg (bei Koburg), dann auch von Berchtesgaden, Ulm, Tirol und dem sächsischen Erzgebirge, auf den leipziger und frankfurter

Messen, nach Italien, Spanien, Amerika und Indien, über Holland und Hamburg, sehr große Geschäfte gemacht werden, so unbedeutend die Artikel auch an sich scheinen, und so gering einzeln ihr Geldwerth ist; z. B. Kinderspielsachen von tausenderlei Art und Erfindung, in Schachteln, Kästen, Rahmen u. dgl.

Homann (Johann Baptista), Begründer des nach s. Namen benannten Landkartenverlags, geb. 1664 in dem mindelheimischen Dorfe Kamlach, war für das Kloster bestimmt; dem zu entgehen, trennte er sich von s. Ältern, trat in Nürnberg zur lutherischen Religion über, wurde 1687 Notar, beschäftigte sich aber besonders mit dem Kupfer- und Landkartenstechen. Sein Eifer für diese Arbeiten, die damals einem allgemeinen Bedürfnisse abhalfen, stieg mit dem Beifall, der ihnen zu Theil ward. 1702 eröffnete er zu Nürnberg einen förmlichen Landkartenhandel, und lieferte nach und nach gegen 200 Charten, die sich im Allgemeinen durch Brauchbarkeit, besonders aber durch Wohlfeilheit auszeichneten. Dabei verfertigte er kleine Sphaeras armillares und Taschengloben, sowie andre mechanische Kunstwerke. Bei dieser rastlosen Thätigkeit brachte er seine Anstalt in großen Flor, und erwarb sich die allgemeine Achtung, in deren Genuß er 1724 starb. Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin hatte ihn zu ihrem Mitgliede erwählt, der deutsche Kaiser ihn mit einer goldenen Ehrenkette belohnt und ihn zu s. Geographen ernannt, und der Czar Peter ihn, als s. Agenten, ehrenvoll ausgezeichnet. Um die Beförderung des Studiums der Geographie in Deutschland hat die Homann'sche Anstalt, welche, von den Erben fortgesetzt, noch jetzt besteht, wichtige Verdienste. In neuern Zeiten hat sie durch den Wetteifer ähnlicher Anstalten bedeutend verlieren müssen. Zu erwarten ist, daß sie unter dem neuen Besitzer (Christoph Franz Fembo) mit erneuter Lebenskraft aufblühen werde.

Homburg vor der Höhe, an der Eschbach, 2 Meil. von Frankfurt, Residenz des Landgrafen von Hessen (s. d.), hat 390 H. und 3000 Einw., eine Forstlehranstalt, Leinwand-, Flanell-, Seiden- und Wollstrumpffabriken.

Home (Henry), philosophischer Denker und classischer Schriftsteller der Engländer, besonders im Gebiete der Ästhetik, Moral und Religionsphilosophie. Aus demselben schottischen Geschlechte mit dem berühmten Skeptiker David Hume herstammend, stand er zwar hinter dessen philosophischem Scharfsinne zurück, übertraf ihn aber durch Feinheit des Geschmacks und warmes Gefühl für Schönheit. Als angesehener Rechtsgelehrter verwaltete er mehre Ämter zu Edinburg mit solchem Ruhme, daß er zum königl. Richter über Schottland erhoben wurde, und (1752) den Namen Lord Kaimes erhielt. In dieser Zeit schrieb er s. „Versuch über verschiedene Gegenstände der britischen Alterthümer" (1746), in welchem er durch Erinnerung an die Vorzeit seine Mitbürger zur bürgerlichen Eintracht aufmuntern wollte. Zugleich beschäftigte ihn das Studium der Philosophie und der alten und neuern poetischen Literatur; daher auch seine ebenso bestimmte als geschmackvolle Darstellung. 1751 erschienen zu Edinburg seine „Versuche über die Principien der Sittlichkeit und der natürlichen Religion" (deutsch von Rautenberg, Braunschw. 1768, 2 Thle.), in welchen er den von den englischen Philosophen vorzüglich angenommenen Grundsatz des moralischen Sinnes weiter verfolgte. In den darauf folgenden „Historical law" (1759) und „The principles of equity" (1760, Fol.) suchte er die Grundsätze der Philosophie und Politik auf die Rechtswissenschaft anzuwenden. Am berühmtesten machten ihn seine „Elements of criticism" (3 Bde., 1762 und öfter; deutsch: „Grundsätze der Kritik", von Meinhard, Leipzig 1765, und in mehren Aufl.). Das Werk enthält eine Summe von psychologischen Beobachtungen über das Schöne in Beziehung auf die Gemüthskräfte, durch welche wir dasselbe auffassen und darstellen, durch die eingewebten Beispiele aus englischen Dichtern und Schriftstellern sehr anziehend vorgetragen, allein nur wenige allgemeine Bemerkungen über den guten Geschmack und die Grundsätze, von welchen die Kritik aus-

gehen soll; ja, der Geschmack selbst wird weniger seiner Natur nach und in Beziehung auf das Schöne untersucht, als vielmehr mit dem gesunden Menschenverstande verglichen und dadurch vorausgesetzt; aber auch in diese Grenzen eingeschränkt, hat das Werk noch soviel Werth, daß es als eine vollständigere, wenn gleich mehr psychologische Theorie des Geschmacks im Geiste seines Zeitalters und der philosophischen Schule in England anzusehen ist. Bei den Deutschen hat es lange Zeit als Richtschnur gegolten. Neben Home's übrigen Werken verdienen seine „Sketches on the history of man" (London 1774, 2 Bde., 4.; deutsch: „Entwürfe zu einer Geschichte des Menschen", Leipzig 1775 — 83, 2 Bde.), womit er seine literarische Laufbahn schloß, einer günstigen Erwähnung. Er starb 1782.

Homer, Homeriden. Das Wenige, was wir von dem Leben des berühmtesten aller Dichter wissen, ist höchst unsicher. Nach der gewöhnlichen Sage war sein Vater Mäon, seine Mutter Kritheïs, und er ward, als ein Kind der Liebe, am Flusse Meles unfern Smyrna geboren. Daher wurde er nach seinem Vater Mäonide, nach der Stelle seiner Geburt Melesigenes (der am Meles Geborne) genannt. Auch werden andre Genealogien des Homer angeführt. Bekanntlich stritten sich im Alterthum sieben Städte um die Ehre, Homer's Geburtsort zu sein: Smyrna, Kolophon, Chios, Argos, Athen, Rhodos und Salamis, statt deren zwei letzten Andre Kumä und Pylos nennen. Sucht man in seinen Gedichten Auskunft über seinen Geburtsort, so liefern diese manchen Beweis, daß er in Kleinasien, wahrscheinlich Jonien, oder auf einer der nahegelegenen Inseln gelebt habe (s. Wood „Über das Originalgenie Homer's", S. 32 — 60); nach dem Hymnus auf Apollon, den auch Thucydides anführt, auf Chios. Smyrna und Chios dürften das Meiste für sich haben. Fragt man nun weiter: Wann Homer gelebt? so begegnet uns dieselbe Unsicherheit, denn es ist nicht entschieden, ob er im 10., 9. oder 8. Jahrh. vor Chr. gelebt. Die mittlere Angabe ist die wahrscheinlichere. Man nennt als seine Lehrer den Phemios und Pronapides, nach einer späten, unverbürgten Biographie. Die vielen Reisen, die er nicht bloß durch Griechenland, sondern auch durch Phönicien und Ägypten gemacht haben soll, dürften wol bloß aus der Erd- und Schifffahrtskunde in seinen Gedichten gefolgert sein. Wäre er wirklich blind gewesen, wie Pausanias erzählt, so ward er doch gewiß nicht blind geboren, denn ein Blindgeborener hätte solche Schilderungen von sichtbaren Gegenständen, wie wir in den Homerischen Gedichten finden, nie entwerfen können. Noch hat man ihn bald zu einem blinden Schulmeister, bald gar zu einem blinden Bettler machen wollen, der aus Armuth sein Brod mit Absingen seiner Lieder vor den Thüren verdienen mußte. Diese Nachricht ist gegen Alles, was wir von den alten Sängern der Griechen und ihrem Zustande wissen. Wenn nicht reich und mächtig, waren sie doch sehr angesehen und geehrt, bei Opfern und Festen, in den Versammlungen der Bürger und den Palästen der Fürsten gleich willkommen. War daher Homer, wie es wahrscheinlich ist, solch ein umherwandernder Sänger, so war er doch gewiß kein Bettler und Schulmeister. Von seinem Tode ist ebenso wenig etwas Zuverlässiges bekannt. Dennoch hat man sein Grab auf der Insel Jos (jetzt Nio) gesucht. So wenig also wissen wir von Homer! Wie aber, wenn es nie einen Homer gegeben hätte? Nach einer alten Genealogie stammt unser Dichter im vierzehnten Gliede von einem thracischen Sänger; der Name von Mutter, Vater und Großvater haben Beziehung auf Poesie; wie also, wenn in dieser Genealogie eine Geschichte der Poesie läge, die von Thracien über Thessalien nach Griechenland, und von da nach Kleinasien kam? Homer wäre dann eine Gesammtstimme der Gesangsvorwelt, ein Vereiniger der Gesänge. Der Name Homer würde auf diese Weise zu einem Sammelnamen, und deutete eine ionische Sängerschule an, in der man die Poesie zugleich fortpflanzte und erlernte. (S. Fr. Schlegel's „Geschichte der Poesie der Griechen", S. 155, S. 69 — 79.) Auf solche

Weise dürften sich die widersprechenden Nachrichten von Homer entwirren lassen. Bestimmtere Auskunft darüber geben vielleicht die Gedichte selbst, die wir unter dem Namen Homer's besitzen. Vierundzwanzig werden uns genannt, die wir nicht mehr besitzen. Ohne diese verlorenen aber weiter zu berücksichtigen, halten wir uns bloß an die noch vorhandenen: „Ilias", „Odyssee", „Batrachomyomachie", Hymnen und Epigramme. Hier hat die Kritik entschieden, daß nicht Alles dem Homer könne zugeschrieben werden. Die Batrachomyomachie, d. h. der Frösche- und Mäusekrieg, dieses komische Epos, ist offenbar nichts Andres als ein, und zwar nicht eben mißlungener, Versuch, die Ilias und Odyssee zu travestiren, und verräth durch Darstellung, Sprache und neuere Sitten ein ungleich jüngeres Zeitalter als das Homerische. Die Hymnen, meist zur Gattung der epischen gehörig und von den Orphischen wesentlich verschieden, zum Theil nur Bruchstücke alter cyklischer Gesänge und Proömien oder Vorspiele der Rhapsoden, sind von genauerer Kritik ebenfalls in ein jüngeres Zeitalter herabgesetzt und dem ionischen Sänger abgesprochen worden. Es blieben also, da die Epigramme von keinem Gewichte sind, nur die zwei großen epischen Gedichte, Ilias und Odyssee, übrig, aus denen wir über Homer urtheilen können. Um zwei Mittelpunkte vereinigte sich hier die Masse der Sage und des Gesanges. Die eine ist ein großes gemeinsames Unternehmen, ein Gedränge von Kraft und Zwiespalt, der Ruhm des Tapfersten; die andre eine Fülle des Häuslichen, vereinigt mit dem Reizenden, das Wunderbare der Fremde, ein Bild der gewandtesten Klugheit, wie ihr endlich die erschwerte Heimkehr dennoch gelingt. Schon die Alten fühlten, daß die Odyssee in einem andern Geiste gedichtet sei als die Ilias, welche viel mehr Erhabenheit hat. Auch die Darstellung ist in beiden verschieden. In der Ilias sind oft in Einem Gesange vierzig Gleichnisse, während die ganze Odyssee nur zwanzig enthält. Longin (C. 33.) handelt ausführlich von dem Unterschiede der Ilias und der Odyssee; ihm zufolge hat man den Sänger der Ilias mit der aufgehenden, den Sänger der Odyssee mit der untergehenden Sonne verglichen. Die in der Odyssee häufig vorkommenden Klagen sollen Beleg zur Behauptung des Alters sein. Einige alexandrinische Grammatiker erhielten daher den besondern Namen Chorizonten, d. i. die Trennenden, weil sie beiden Gedichten zwei Verfasser zusprachen. Gewiß ist es, daß in der Odyssee andre Worte, Begriffe und Mythologie vorkommen. Was in der Ilias Iris, verrichtet Hermes in der Odyssee. Kein Gott und keine Göttin sind in beiden Gedichten ganz dieselben; die Gestalten haben sich verändert. Auch der Olymp, die Begriffe vom Reich der Schatten, das Costume der Götter in ihrem Umgange mit den Menschen sind anders; Lebensart, Sitten, sittliche Begriffe, Kunst und Kenntnisse der Menschen fortgerückt. Die Vermuthung, daß beide Gedichte weder Einem Verf., noch Einem Zeitalter angehören, liegt demnach nahe genug und kann nicht als grundlos verworfen werden. Wolf, in seinen „Prolegomenen zu Homer" ging aber noch weiter, und begründete eine neue Ansicht über die alte epische Gesangpoesie der Griechen überhaupt und die Homerischen Gedichte insbesondere. Weder die ganze Ilias, noch die ganze Odyssee haben Einen Verfasser, sondern jede ist ursprünglich eine Reihe von mehren Sängern fortgesetzter Gesänge. Die Beweise für diese Behauptung sind folgende: Zur Zeit Homer's war die Schreibkunst, wenn auch erfunden, doch nicht im allgemeinen Gebrauch und nicht bis zum Bücherschreiben ausgebildet. Wenn aber Homer nicht schreiben konnte, so konnte es ihm auch nicht einfallen, Werke von solchem Umfange zu dichten. Die Griechen waren auch zur Zeit Homer's noch nicht so gebildet, als zur Abfassung eines so kunstvollen Ganzen erfoderlich gewesen wäre: denn ist dieses gleich, zumal in der Ilias, nicht so vollkommen gebaut, als man öfter gemeint hat, so ist sie doch auf jeden Fall eine sehr künstliche Composition, und die Odyssee in dieser Hinsicht noch weit vollendeter. Zudem findet man aber auch in diesen Gedichten selbst manche

Ungleichheit, besonders zwischen den erstern und letztern Gesängen. In der Ilias enthalten Ges. 19 — 22 Merkmale eines neuen, gegen die vorhergehenden Gesänge fremden, Tons und Charakters in Denkweise und Sprache. Vom achten Buche der Ilias an bemerkt man Reste von Kitt, wodurch die Rhapsodien verbunden wurden. Zur Zeit Homer's endlich war die Sprache noch nicht so vollkommen und grammatisch gebildet, als sie in beiden Gedichten erscheint, und nach Hermann (edit. Orph. p. 687) ist sich auch die Metrik nicht gleich, indem zwischen dem 13. und 23. Gesange z. B. sich in dieser Hinsicht ein sehr bedeutender Unterschied zeigt. Das Ergebniß aller dieser Forschungen nun ist, daß keins dieser beiden Gedichte weder von Einem Verf. noch aus Einer Zeit sei. Man kann mehre kleine Ganze darin unterscheiden; wie denn z. B. Gesang 7, 8, 9 eine Rhapsodie ausmachen: die Siege Hektor's. Andre Stücke machen eben solche Ganze, manche derselben sind offenbar, und zum Theil auch schon von dem Alterthume anerkannte spätere Einschiebsel, z. B. das Schiffsverzeichniß, die Wettspiele, die Doloneia u. a. m. Es fragt sich nun, wie aus diesen an sich verschiedenen kleinern Ganzen endlich zwei große wurden? Jahrhunderte lang erhielten sich diese Stücke durch den Gesang der Rhapsoden, und waren die Lieblingsgesänge der ionischen Griechen. Lykurg brachte, etwa ein Menschenalter nach Homer, von seinen Reisen nach Kreta und Asien die erste Sage von den Homerischen Gedichten in das griechische Mutterland. Drei Jahrhunderte später fingen Pisistratus und die Pisistratiden an, die Werke Homer's zu sammeln, und veranstalteten, daß sie alljährlich an dem Feste der Panathenäen von den Rhapsoden öffentlich vorgetragen wurden. Nach ihrer schriftlichen Aufzeichnung und Zusammenordnung wurden sie nun zu mehren Malen überarbeitet, ergänzt, fortgeführt, und erhielten zuletzt durch die Bemühungen der Alexandrischen Kritiker die Gestalt, aus welcher sich der gegenwärtige Text gebildet hat. Den Alexandrinern verdanken sie auch die Abtheilungen in 24 Gesänge nach der Zahl der Buchstaben des Alphabets. (Man s. die hierbei zu unterscheidenden Perioden bei Wolf, S. 22 fg., u. vgl. Schlegel a. a. O., S. 175 — 178.) Die hierbei thätigen Gelehrten hießen Diaskeuasten, d. i. Zubereiter oder Überarbeiter. Vor diesen Diaskeuasten darf man demnach keine Ilias und Odyssee annehmen. Schwerlich also haben diese ihre ursprüngliche Gestalt, indem auch bei der treuesten Überlieferung in einem so langen Zeitraume allmälige Abweichungen unvermeidlich scheinen. Diese wurden noch größer durch die Kühnheit der Grammatiker in Berichtigung der Lesarten, und das Verwerfen einzelner Stellen war so häufig, daß daraus das Sprichwort hervorging: den Homer aus dem Homer herausweisen. Nicht aber bloß einzelne Stellen, sondern ganze Rhapsodien erklärte die Kritik für unecht. Aus diesem Allen urtheile man nun selbst, wieviel wir von dem ursprünglichen Homer wissen können und haben mögen. Die sogenannten Homerischen Werke erscheinen zum großen Theile als zusammengefügte Bruchstücke mehrer Verfasser, und der eine Homer verwandelte sich in mehre Homeriden, d. h. in Sänger aus derselben ionischen Schule (s. Griechische Literatur), aus welcher Homer selbst hervorging, oder der er wol gar selbst vorstand. Homeriden aber, gleichsam Abkömmlinge Homer's, werden diese Sänger mit Recht genannt, weil ihre Geister das Gepräge der schönen moralischen und ästhetischen Form Homer's, des Meisters der ionischen epischen Sängerschule, an sich tragen. Wenn wir nun dennoch von Homerischen Gedichten reden, so geschieht es theils nur aus Gewohnheit, theils, weil man annehmen kann, daß von dem wirklichen Homer, dessen Dasein wir doch nicht geradezu ableugnen mögen, der Grund zu diesen Gedichten gelegt und vielleicht auch der größere Theil gegeben sei. Wie dem aber sei, die ganze kritische Ansicht (die an Harles, Voß, St.-Croix, Mannert, Hug, Bouterwek, Schlosser u. A. auch ihre Gegner gefunden hat, ohne doch völlig widerlegt worden zu sein), spricht den Homerischen Gedichten nur den Charakter kunstgerechter Epopöen ab,

in denen eine ursprüngliche künstlerische Einheit, mit strenger Unterordnung aller einzelnen Theile unter einem Alles in dem Gedichte umfassenden Plane, das Ganze bestimmt, und es sieht demnach eigentlich mit nichts mißlich aus, als mit den Regeln, welche gewisse Ästhetiker, dem Aristoteles nachtretend, aus jenem vermeinten Ganzen ableiteten. Eine dem Epos fremdartige, mechanische und dramatische Einheit hat man ihm aufgedrungen, welche füglich in der Homerischen Poesie wegfallen kann, ohne daß sie ihren poetischen Werth und selbst die echt epische Form verlöre. Ungeachtet hier keine einfache untheilbare Handlung ist, sondern eine Mehrheit des Dargestellten, welche Vermehrbarkeit und Verminderung zuläßt, so ist doch Handlung überhaupt das Leben der Homerischen Poesie. Nirgend ist Darstellung des Ruhenden oder sogenanntes poetisches Gemälde, Alles ist in beständigem Fluß, in bewegendem Fortschritt; es wird vor unsern Augen. Aber nicht jeder Ausdruck des Handelns verträgt sich mit epischer Form: ein leidenschaftliches Handeln griffe in das lyrische und dramatische Gebiet. Homer's Helden mögen daher von den gewaltigsten Leidenschaften bewegt werden: die Darstellung davon erscheint stets leidenschaftlos. Was der Dichter erzählt, muß jedem fühlenden Herzen Theilnahme einflößen, er selbst aber tritt nie mit der seinigen hervor, zeigt weder Neigung noch Abneigung. Ganz in seinen Gegenstand versunken, verliert er sich in ihm, und in dem Grade, wie seine Subjectivität untergeht, tritt die Objectivität reiner hervor. Deßhalb thut er keiner seiner Personen Unrecht Selbst Grieche, ist er doch auch ein Freund der Troer und stellt ihr Gutes mit höchster Unparteilichkeit ins Licht. So bleibt er immer in Ruhe, fesselt uns überall an eine lebendige Gegenwart und hält uns fest. Hier ist nichts die Aufmerksamkeit auf einen letzten Punkt Spannendes. Gleichmäßige Entfaltung im stetigen Fortschritt ist der Charakter des Homerischen Epos. Mit Recht rühmt Herder von Homer: „Die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenstände seiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der feste Umriß jeder seiner Züge in jeder Person seiner unsterblichen Gemälde, die unangestrengte sanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, die Charaktere sieht, und ihre Tugenden und Laster, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählt, sie sind es, die in der Geschichte der Menschheit den Homer zum einzigen seiner Art und der Unsterblichkeit würdig machen." Das Große liegt bei Homer in den Ideen, nicht im Ausdruck, der sich nie ungewöhnlich erhebt. Seine Darstellung charakterisirt sich durch die treueste Anschauung und sinnlichste Wahrheit, ist schlicht und einfach, wie die Natur, hat aber bei aller dieser Einfachheit zugleich die sinnlichste Mannigfaltigkeit. Jeder Gegenstand hat seinen eigenthümlichen Ton und Farbe. Und wie abwechselnd sind die Scenen, wie mannigfaltig die Charaktere, wie reich die Gemälde, wie ausgeführt das Einzelne ohne Künstelei und Ängstlichkeit! Hätte man die Gedichte Homer's stets nur mit natürlichem Sinn, mit reinem Natur- und Kunstgefühl gelesen, wie anders würde das Urtheil über sie ausgefallen sein, wie viel unnöthigen Theorienkram würde man sich erspart haben! Fast überall aber suchten die Ästhetiker die Schönheit dieser Poesie und das Wesen des Epos in der Einheit, Künstlichkeit, Ökonomie, dem Gebrauch des Wunderbaren und der Maschinen, woran Homer gewiß nicht dachte, in der Einmischung des Himmels in die Erde, in einer Encyklopädie alles Wissenswürdigen, und wer weiß, worin noch, nur eben da nicht, wo es wirklich lag. Das Beste hat hierüber A. W. Schlegel gesagt in seiner Recension von Göthe's „Hermann und Dorothea", und nicht ohne vielfache Belehrung wird man lesen, was Herder, zuerst in den „Briefen zur Beförderung der Humanität", über die Humanität Homer's schrieb. Deutschland hat das Glück, Ilias und Odyssee in einer vortrefflichen Übersetz. von J. H. Voß (neueste Aufl., Stuttgart 1821, 4 Bde.) zu besitzen, welche alle vorhergehende, zum Theil sehr schätzbare, Versuche von Damm, Küttner, Bodmer, Stolberg, Bürger u. A. weit hinter sich gelassen hat, und welche ganz vollkommen sein würde,

wenn sie auch die Homerische Einfalt völlig erreicht hätte. Wolf's 100 Verse der Odyssee (in den „Analekten") sind in jeder Hinsicht das Höchste, was ein Übersetzer erreichen kann, aber für das Ganze läßt sich ein solcher Versuch nicht durchführen. Die „Batrachomyomachie" haben mit ungleichem Erfolg übersetzt Damm, Willamov, Piper, Leo v. Seckendorf, Eschen, Weinzierl; die Hymnen Stolberg und Schwenck, und zum Theil Seckendorf und Eschen. Von den Ausg. nennen wir die von Clarke (London 1729 — 40, 4 Bde., 4., u. öfter) und Ernesti (Leipz. 1759 — 64, 5 Bde., u. 1824 fg.), von Wolf (neueste Aufl., Leipz. 1817, 4 Bde.) und Heyne, nur die Ilias (Leipz. 1802 fg., 8 Bde.). Von der „Batrachomyomachie" haben wir einzelne Ausg. von Schier u. Borheck; von den Hymnen von Ilgen, Matthiä und Hermann. Zur Erklärung des Homer ist so viel geschrieben, daß die bloßen Titel ein eignes Buch füllen könnten. Was Blackwell, Wood, de Bosch, Köppen, Grodbeck, Fr. Schlegel, Jenisch u. A. über Homer überhaupt oder einzelne Gedichte oder auch nur Einzelnes in diesen Gedichten geschrieben haben, verdient Beachtung. Zur Einführung in den Zeitgeist Homer's besitzen wir Feith's „Homerische Alterthümer", de Marées's „Versuch über die Cultur der Griechen zur Zeit Homer's", Halbkart's „Homerische Psychologie"; mehre Schriften über Moral und Theologie Homer's von Heyne, Harles, Delbrück, Hermann, Voß, Wagner, sowie über die Geographie in Homer's Werken von Schönemann, Schlichthorst, A. W. Schlegel und Voß. Selbst über Medicin, Mineralogie und überhaupt Encyklopädie Homer's fehlt es nicht an eignen Schriften. Statt aller dieser nennen wir nur ein Werk noch, welches den Freunden der Homerischen Dichtungen gleichviel Vergnügen als Belehrung gibt: „Homer, nach Antiken gezeichnet von W. Tischbein, mit Erklärungen von Heyne". dd.

Homilie (griech.), die älteste und den allgemeinen Bedürfnissen angemessenste Predigtgattung, ein erläuternder Religionsvortrag über den biblischen Text, dessen Inhalt er Schritt vor Schritt verfolgt. Die Homilie macht entweder 1) den Text selbst zum Thema, und bringt, ohne sich an eine streng logische Ordnung der Theile zu binden, die einzelnen Gedanken, Lagen und Bilder derselben, wie er sie gibt, nach einander zur Sprache, um sie zur religiösen Belehrung und Erbauung der Zuhörer anzuwenden; oder sie faßt 2) die einzelnen religiösen Punkte des Textes unter einen allgemeinen praktischen Hauptgedanken, dem sie sich füglich unterordnen lassen, zusammen, und behandelt sie als Theile des in dem ganzen Text durchscheinenden Themas mit unmittelbarer Anwendung auf die religiösen Bedürfnisse der Zuhörer. Die Predigten der ältern Kirchenlehrer waren nur Erklärungen vorgelesener oder hergesagter Bibelabschnitte mit eingeflochtenen Ermahnungen, und weil man diese Vorträge seit dem 4. Jahrh. **Homilien**, d. i. Unterhaltungen, Gespräche, nannte, erhielt auch die wissenschaftliche Anweisung, christliche Religionsvorträge oder Predigten abzufassen und zu halten, den Namen **Homiletik**. T.

Homilius (Gottfried August), Musikdirector an den drei Hauptkirchen und Cantor an der Kreuzschule zu Dresden, einer der größten Organisten und Kirchencomponisten neuerer Zeit, geb. am 2. Febr. 1714 zu Rosenthal an der böhmischen Grenze, ward 1742 Organist an der Frauenkirche zu Dresden; 1755 erhielt er obengenannte Ämter und starb am 1. Jun. 1785. Er zeigte im Orgelspiel Reichthum an Gedanken, tiefe Kenntniß der Harmonie, ungemeine Fertigkeit und treffliche Wahl im Registriren. Von seinen trefflichen Kirchencompositionen ist gedruckt seine Passionscantate nach Buschmann's Poesie: „Die Freude der Hirten über die Geburt Jesu" (1777); und einige Motetten, in den von Hiller herausgeg. 6 Theilen Motetten; sechs deutsche Arien im Clavierauszuge für Freunde ernsthafter Gesänge (1786 gestochen). Im Manuscripte sind noch von ihm eine Passion mit prosaischem Text aus dem Evangelisten Marcus mit poetischen Arien und Chören; eine andre

Passion: „Wir gingen alle in der Irre ꝛc."; ein Cantate; ein ganzer Kirchenjahrgang auf Sonn- und Festtage; 32 ein- und zweijährige Motetten für Singstimme, ein einstimmiges Choralbuch in 167 Chorälen; 22 variirte und fugirte Choräle und ein Choralbuch, die zu Dresden gewöhnlichen Melodien enth., bekannt.

Hommel, der Name mehrer großen Rechtsgelehrten in Sachsen. 1) **Ferdinand August**, geb. zu Leipzig 1697, studirte seit 1713 Philosophie und Rechtslehre, letztere auch zu Halle, wo er 1719 Doctor der Rechte wurde. Darauf eröffnete er in Leipzig seine juristischen Vorträge mit großem Beifall, verband damit eine thätige Praxis, wurde Beisitzer des Schöppenstuhls, bald öffentlicher Professor des Rechts und Appellationsrath, und starb 1766. Er war ein ebenso vortrefflicher Lehrer als praktischer Rechtsgelehrter. Seine Schriften zeigen von mannigfaltiger Gelehrsamkeit; besonders verband er Philosophie mit Jurisprudenz. Vorzüglich hat er sich um die Referirkunst verdient gemacht durch seine „Anleitung, gerichtliche Acten geschickt zu extrahiren und eine Sentenz darüber abzufassen" (6. Aufl., Halle 1795). Sein Andenken hat J. A. Ernesti gefeiert: „Memoria D. Ferd. Aug. Hommelii" („Opusc. orator. nov. Vol.", Leipz. 1791). Er sah mit Vergnügen, wie sein noch berühmterer Sohn, 2) **Karl Ferdinand**, beständiger Decan und Ordinarius derselben Facultät wurde (1763), in welcher er selbst wegen körperlicher Schwäche seinen dritten Platz behielt. Zu Leipzig 1722 geb., studirte derselbe früher Medicin, dann in Leipzig und Halle die Rechtswissenschaften, wurde 1744 Doctor, 1750 öffentl. Lehrer der Rechte zu Leipzig, 1756 ordentl. Professor der Decretalen, erster Lehrer dieser Wissenschaften, kursächs. wirkl. Hof- und Justizrath u. s. w., und starb 1781, ebenso angesehen als begütert. Er verfolgte die ruhmvolle Bahn seines Vaters; ja, er übertraf ihn noch, denn er war ebenso einheimisch in der theoretischen als in der praktischen Rechtsgelehrsamkeit, bearbeitete alle Theile derselben mit Scharfsinn und Gründlichkeit, und gehörte zu den ersten Rechtsgelehrten neuerer Zeit, welche in die Behandlung ihrer Wissenschaft Geist und Leben brachten und alle Art von Barbarei und Schulzwang aus dem Kreise derselben zu verdrängen suchten. Er bearbeitete nicht nur mehre Gegenstände der philosophischen Rechtslehre in seinen Schriften, sondern behandelte auch das Positive mit seltenem philosophischem Scharfsinn, und trug daher besonders zur Verbreitung einer menschlichern und dem Geiste der Zeit angemeßnern Ansicht des Criminalrechts, sowol in seinen Schriften als in seinem umfassenden Lehr- und Geschäftskreise, thätig bei; er beurkundete ferner nicht nur in seinen Werken, selbst in denen, welche die Literatur der Rechte betreffen, einen bei solcher Gelehrsamkeit seltenen Witz, sondern suchte auch eine reinere, zweckmäßigere und geschmackvollere Schreibart in den deutschen Gerichten einzuführen, wozu er durch mehre in deutscher Sprache verfaßte juristische Werke das Muster aufstellte. Übrigens setzte er die Rechtswissenschaft auch mit Kritik, Geschichte, Alterthumskunde und aller Art der Gelehrsamkeit in vielseitige Verbindung, wovon z. B. seine „Bibliotheca iuris rabbinica et Saracenorum arabica", seine „Jurisprudentia numismatibus illustrata", und seine mannigfaltigen akademischen Schriften zeugen. Ausgezeichnet sind sein „Deutscher Flavius, d. i. Anleitung sowol bei bürgerlichen, als peinlichen Fällen Urtheile abzufassen" (4. Ausg., verm. u. verb. von Dr. E. F. Klein, Baireuth 1800, 2 Bde.); „Rhapsodia quaestionum in foro quotidie obvenientium etc." (7 Bde., 4. Ausg., Leipzig 1783—87, 4., wovon der 7. Bd., von Rössig herausgeg., das Leben Hommel's enthält); ferner seine Übersetzung des Beccaria: „Von Verbrechen und Strafen", nebst Anmerk. (Breslau 1778), sein Buch (unter dem angenommenen Namen Alex. v. Joch) „Über Belohnungen und Strafen nach türkischen Gesetzen" (2. Ausg., 1772), seine „Oblectamenta juris feudalis" (Leipz. 1755, 4.). T.

Homocentrisch, was einerlei Mittelpunkt hat. Zwei Kreise sind homocentrisch, wenn sie aus einerlei Mittelpunkt gezogen sind.

Homogen, s. **Heterogen**.

Homöopathie, der Name einer neuen von Samuel **Hahnemann** (s. d.) aufgestellten Heilart, welche seit beinahe zwei Decennien die Aufmerksamkeit der Ärzte und Laien auf sich gezogen hat. Der Name drückt zugleich das Wesen dieser Heilart aus, welches darin besteht, daß immer ein solches Mittel gegen Krankheiten gegeben werden soll, welches bei Gesunden ein der zu heilenden Krankheit möglichst ähnliches, nicht aber gleiches Leiden (ὁμοιον παϑος) hervorbringe; daher auch als oberster Grundsatz dieser Lehre gilt Similia similibus curantur. Um aber solche Heilmittel gegen einen bestimmten Krankheitsfall auffinden zu können, macht die Homöopathie Versuche mit Gesunden, um an diesen die Wirkung der Heilmittel zu prüfen, und vereinigt die Resultate dieser Versuche unter dem Namen „reine Arzneimittellehre". In der Überzeugung, daß jede Krankheit eine hohe Empfänglichkeit für den passenden Arzneistoff mit sich führe, und daß die Kraft der Arzneimittel durch sehr feine Zertheilung wachse, gibt sie die Arzneien in sehr kleiner Gabe (z. B. ein Decilliontheil Gran) und immer nur Ein Mittel auf ein Mal, auch nicht eher eine neue Gabe desselben Mittels oder ein neues Mittel, bis die Wirkung der ersten Gabe vorbei ist. Dabei verordnet sie eine sehr strenge Diät, damit die Wirkungen der Mittel durch nichts gestört werden. Sie richtet die vorzüglichste Aufmerksamkeit auf die Symptome der Krankheit, namentlich auf die sogenannten subjectiven Symptome, auf die eignen Empfindungen des Kranken, die mit einer bis jetzt nicht gewöhnlichen Beachtung des Einzelnsten erforscht und aufgezeichnet werden. Wenig kümmert sie sich dagegen um den bestimmten Verlauf der Krankheit und um die nächste Ursache derselben, wenngleich sie die entfernten Ursachen wenigstens diätetisch nicht ganz unbeachtet läßt. Ebenso wenig beachtet sie die Verwandtschaft der Krankheiten unter einander und die Ausprägung derselben in bestimmte nosologische Formen, sondern sieht jeden einzelnen Krankheitsfall als einen individuellen an, gegen welchen das specifische Mittel auf die oben bemerkte Weise gesucht werden muß. Daß die Homöopathie so mit der seit 22 Jahrh. unter mancherlei Formen bestehenden Hippokratischen Medicin in Opposition getreten ist, leuchtet ein, und daher die zahlreichen Befehdungen, die sie erlitten hat und noch erleidet und die auf beiden Seiten nicht immer mit gehöriger Sachkenntniß und Mäßigung geführt worden sind. Hier kann der Ort nicht sein, die Gültigkeit oder Verwerflichkeit der Homöopathie zu beleuchten, da dies nicht in der Kürze und nicht allgemein verständlich geschehen kann; es genüge hier nur, auf einige der wichtigsten Streitpunkte aufmerksam zu machen. Die Homöopathie wirft der Hippokratischen Medicin vor, sie handle nach dem Grundsatze: Contraria contrariis curantur, und bewirke so nur Palliativcuren; dieser Vorwurf ist ungerecht, denn der rationelle Arzt handelt nach dem Grundsatze, durch das Wechselspiel der gesunden Organe der Thätigkeit der erkrankten wieder aufzuhelfen, und nur der rohe Empiriker weiß nichts weiter als durch Contraria zu heilen; ja, es verschmäht die Hippokratische Medicin selbst den homöopathischen Grundsatz nicht, wie die Behandlung der Nervenübel ausweist. Zweitens beschuldigt die Homöopathie die ältern Ärzte, daß sie das Unerkennbare, die nächste Ursache zu heilen versuche, dagegen die Homöopathie sich den Vorwurf gefallen lassen muß, daß sie nur an die Oberfläche der äußern Erscheinung hafte, und auch diese, bei Vernachlässigung der objectiven Symptome, nur unvollständig und dabei mit einer unpraktischen Mikrologie auffasse. Drittens beschuldigt die Homöopathie die ältern Ärzte, daß sie Mittel geben, deren Wirkung sie nicht kennen, wogegen sich erwidern läßt, daß nur bei Kranken, nie aber bei Gesunden sich die Wirkung der Mittel vollständig offenbare. Viertens gibt die Kleinheit der Gabe bei den Homöopa-

thikern und die Größe derselben bei den ältern Ärzten eine wichtige Differenz, wobei indessen diese Letztern doch bedenken sollten, daß sie täglich fast eine Auflösung von Einem Grane Brechweinstein in acht Unzen Wasser verordnen und davon heilsame Wirkung erwarten und auch erhalten. Die unzweckmäßigen Mischungen der Arzneien vermindern sich aber auch bei den Ärzten der ältern Schule immer mehr. Nicht wohl kann sich die Hippokratische Schule mit der Ansicht befreunden, daß jede Krankheit ein Individuum, jede Unterordnung des Einzelnen unter einen Gattungsbegriff hier etwas Unnatürliches sei, und daß der Verlauf der acuten Krankheiten, die Lehre von der Krise u. dgl. (die Basis der Hippokratischen Medicin) ein Unding sei, da doch eine treue Beobachtung der Natur gerade das Gegentheil lehrt; mit Recht kann daher die ältere Medicin den Homöopathikern den Vorwurf machen, daß sie die Natur der Krankheit nicht nur nicht kennen, sondern es auch verschmähen, sie zu erkennen. Es wird daher, da die Kenntniß von der Natur und dem Verlaufe der Krankheit die unumstößliche Stütze der Hippokratischen Medicin ausmacht, eine bedeutende Umwälzung der Heilwissenschaft durch die Homöopathie selbst dann nicht erfolgen, wenn die meisten ihrer Grundsätze sich bewähren sollten; sie wird sich in eine Kenntniß der specifischen Mittel auflösen und auf diese Art an die bisherige Medicin als dankbarer Zuwachs anschließen, wie es die bisherigen Systeme nach und nach alle gethan haben. Die Literatur der Homöopathie ist bereits ziemlich angewachsen; Hahnemann's „Organon der rationellen Heilkunst" erschien zuerst Dresden 1810, und wird jetzt in der vierten deutschen Ausgabe erscheinen, nachdem es in Dresden von Brunnow in das Französische (Dresden 1824), in London von Ahner ins Englische, vom Prof. Bernardo Quaranta zu Neapel ins Italienische, und in Kasan von Petersen ins Russische übersetzt worden ist. Die „Reine Arzneimittellehre von Hahnemann" erschien in 6 Bdn., Dresden 1811—21; eine 2. Aufl. hat Dresden 1822 begonnen. Das „Archiv für homöopathische Heilkunst" besteht unter Stapf's Leitung seit 1821 (Leipzig) und bietet einen Vereinigungspunkt für die homöopathischen Arbeiten. Andre Werke über Homöopathie und zum Theil Gegenschriften lieferten A. F. Hecker, Bischoff, Puchelt, Rau, Heinroth u. A. m. 16.

Hompesch (Ferdinand, Freih. v.), letzter Großmeister des Johanniterordens, geb. 1744 zu Düsseldorf, kam in s. 12. J. nach Malta, wo er Page des Großmeisters ward, sich nach und nach bis zum Großkreuz emporschwang, 25 J. lang Minister des wiener Hofs bei s. Orden war, und 1797, durch den überwiegenden Einfluß der bairischen Zunge, zum Großmeister gewählt wurde. Er war der erste Deutsche, der diese Würde bekleidete. Als Bonaparte im Juni 1798 auf s. Fahrt nach Ägypten auf Malta landete, wurden ihm von dem Commandanten Bosredon alle Festungswerke mittelst einer verrätherischen Capitulation, um die Hompesch nicht einmal gefragt worden war, übergeben. Der Großmeister sah sich mit der rücksichtslosesten Härte von dem übermüthigen Sieger behandelt, mußte Zeuge sein, wie man allenthalben und selbst in seinem Palaste die Wappen und Zeichen des Ordens vernichtete, und ward am dritten Tage nach der Übergabe nach Triest eingeschifft. Man zahlte ihm 100,000 Thaler für sein Silbergeräth, und versprach ihm eine gleiche Summe als Jahrgehalt, die er aber nie bekommen. Nach seiner Ankunft in Triest widersprach Hompesch feierlich der von ihm nicht geschlossenen noch je gebilligten Capitulation, und legte einige Monate nachher seine Würde zu Gunsten Kaiser Pauls I. nieder. Er lebte seitdem in der Dunkelheit und großer Bedrängniß. Die Noth zwang ihn endlich, sich nach Montpellier zu begeben und die Rückstände der ihm versprochenen Pension zu fodern. Man war ihm zwei Mill. schuldig. Er hatte mit Mühe von dieser Summe 15,000 Franken erhalten, als er 1803 starb.

Hondekoeter (Melchior), der Sohn des ebenfalls als Maler berühmten Egidius H., geb. zu Utrecht 1636, in der Folge Schreiber bei seinem Vater und

Onkel, starb daselbst 1695. Mit bewundernswürdiger Kunst malte er Thiere, hauptsächlich Vögel, deren Gefieder er auf das täuschendste nachahmte, besonders Enten, Gänse, Pfauen. Seine Hintergründe sind wohlgeordnete Landschaften. Sein Pinsel ist weich und voll, sein Strich fest und breit. Die Holländer bezahlen seine Gemälde zu hohen Preisen.

Honig. Die bekannte süße Substanz, welche der Bienenstaat aus dem Reiche Florens und Pomonens sammelt und in seinen Zellen aufbewahrt. Die beste Sorte, der weiße, wird auch Jungfernhonig genannt. Dieser läuft in der Sonne aus den Bienenkuchen von selbst aus. In allen Ländern wird Honig gewonnen, jedoch ein größerer Handelszweig ist er nur vorzüglich in Rußland, Polen, Malta, Spanien und Frankreich. Daß aus Honig die nürnberger, thorner, danziger und ulmer Pfeffer- oder Lebkuchen verfertigt werden, ist bekannt. Der Honig vom Berg Hybla in Sicilien und der vom Hymettus in Attika wird noch jetzt wegen seines Wohlgeschmacks geschätzt. — **Honigpräparate.** In der Pharmacie wird der Honig theils durch Kochen mit Wasser oder auch vermittelst des Einweichens gereinigt (mel despumatum), theils werden demselben andre Arzneistoffe hinzugesetzt; so entstehen verschiedene Präparate, in welchen der Honig den Hauptbestandtheil ausmacht. Die Verbindung von Honig und Essig gibt den Sauerhonig (Oxymel simplex); wird Zeitlosen- oder Meerzwiebelessig genommen, so heißt das Präparat Oxymel colchicum oder squilliticum. Überdies setzt man zu dem Honig ein Decoct des Süßholz (mel liquiritiae), den Aufguß von Rosenblättern (mel rosatum), Veilchen, Rosmarin rc. hinzu, oder verdünnt ihn bloß mit Wasser (hydromel). — **Honigthau**, eine zuckerartige Substanz auf den Blättern gewisser Gesträuche und Bäume, die man sonst für einen Thau aus den Wolken hielt. Es gibt zwei Arten desselben: die eine ist örtlich, und ein von Blattläusen ausgespritzter Saft; die andre allgemein, wenn nämlich bei einer plötzlichen Veränderung der Lufttemperatur, wo nach einer heftigen Wärme eine plötzliche kalte Luft oder ein Sonnenregen eintritt, das Verfliegen der Ausdünstungen gehindert wird und diese als verdichtete Säfte liegen bleiben.

Honneurs, diejenigen äußern Ehrenbezeigungen, welche beim Militair nach bestimmten Regeln sowol in niedern Dienstgraden gegen höhere, als auch besonders vornehmen und ausgezeichneten Personen erwiesen werden. Sie bestehen theils im Präsentiren des Gewehrs, theils im Abfeuern des Geschützes, in Paradirungen, in Begrüßungen mit klingendem Spiel, in gesenkter Fahne, in Ehrenwachen rc. Im gesellschaftlichen Leben macht entweder der Hauswirth oder die Hausfrau, oder in Ermangelung dieser eine andre damit beauftragte Person bei Besuchen die Honneurs, d. h. es werden den Gästen von ihnen die erfoderlichen Aufmerksamkeiten erzeigt.

Honorar, Ehrensold für literarische Erzeugnisse. Dr. Johnson's bekanntes Wort: „Derjenige Schriftsteller, der sich seine Arbeit nicht bezahlen läßt, ist —" mag den Ehrensold in Metall überhaupt rechtfertigen.

Hontheim (Johann Nicolaus von), aus einem alten patricischen Geschlecht in Trier, geb 1701, und auf den Jesuitenschulen daselbst unterrichtet, wo er auch das römische und kanonische Recht eifrig studirte. Nachdem er mit s. Bruder die Universitäten Löwen und Leiden besucht hatte, wurde er 1724 zu Trier Dr. der Rechte, bei welcher Gelegenheit er über die natürliche Rechtswissenschaft und die höchste Gewalt schrieb. Aus Vorliebe für seine Studien und aus Hang zur Einsamkeit wählte er den geistlichen Stand, dessen er sich mit frommem Eifer annahm. Bald darauf machte er eine Reise nach Rom. Dort lernte er die römische Curialpraxis, die Politik des päpstlichen Hofes und die Mißbräuche der Priesterregierung durch den Augenschein kennen. Er wurde, als er zurückkam, von dem gelehrten Kurfürsten Franz Georg zum geistl. Rath des Consistoriums zu Trier,

und bald darauf zum Professor der Pandecten und des Codex ernannt, auch zur Besorgung mehrer wichtigen Landes- und Kirchengeschäfte gebraucht, durch deren eifrige Verwaltung seine Gesundheit zerrüttet wurde. Daher übertrug ihm der Kurfürst eine ruhigere Stelle am Consistorium und erhob ihn 1748 zum Weihbischof des Erzbisthums, welche Stelle er bis in sein spätes Alter bekleidete. Als solcher schrieb er s. „Diplomatische Geschichte von Trier" (in lat. Sprache, 1750, 3 Bde., Fol., denen noch 2 Bde., u. d. T. eines „Prodromus", 1760 folgten), ein Werk tiefer und fleißiger historischer Forschung. Mehr als durch dieses aber hat er sich durch sein Werk „Über den Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes", ein Buch zur Vereinigung der streitenden Parteien in der christlichen Kirche, welches er 1763, 4., unter dem erdicht. Namen des Justinus Febronius in latein. Sprache herausgab, als einen kühnen Gegner der päpstlichen Anmaßungen und muthigen Vertheidiger der Freiheit der Kirche berühmt gemacht, und, obwol er von den Jesuiten erzogen und ein aufrichtiger Verehrer des katholischen Glaubens war, den römischen Stuhl durch s. Angriff so erschüttert, daß ihm der Papst, dem er selbst aus reinem Eifer das Werk gewidmet hatte, zornig überall nachspüren, und sein Buch, durch verschiedene Breven an die geistlichen Kurfürsten und andre Geistliche, streng verbieten ließ. Allein es wurde desto allgemeiner bekannt, in mehren Aufl. verbreitet, übersetzt und in allen christlichen Staaten Europas mit Beifall gelesen. Gegen die Einwürfe und Widerlegungen, welche dieses Buch fand, vertheidigte er sich in mehren folgenden Theilen bis 1774 unter angenommenem Namen und verfertigte (1777) auch einen Auszug daraus. Bald hatte der römische Hof den Verf. ausgespürt, ohne ihm jedoch, wegen des mächtigen Schutzes, dessen er genoß, etwas weiter anhaben zu können. Indessen ermüdete man doch durch ununterbrochene Neckereien den schon 80jährigen Greis dergestalt, daß dieser sich endlich 1778 zu einem schriftlichen Widerruf seines Systems überreden ließ, über welche verbrauchte Formalität man sich in Rom höchlichst freute, obgleich die Wirkungen s. Schriften nicht mehr zu ändern standen. Auch erklärte er sich über diesen Widerruf (1781) in einer besondern latein. Schrift, aber natürlich sehr unbestimmt. Er verrichtete seine Geschäfte unausgesetzt bis an das Ende seines frommen und wohlthätigen Lebens zu Montquintin (1790), stand mit den wichtigsten Gelehrten der verschiedenen Religionsparteien in Verbindung, und genoß überall den Ruf einer unbescholtenen Tugend und Frömmigkeit. T.

Honthorst (Gerhard), ein vorzüglicher Maler der niederländischen Schule, geb. 1592 zu Utrecht, bildete sich in Italien und erhielt von den Italienern seinen Zunamen delle notte daher, daß fast alle seine Bilder vom Kerzenlicht beleuchtet waren. Er gehörte zu jenen Künstlern seiner Zeit, die vom höchsten Grade des Manierirten und den willkürlichsten Ausschweifungen der Phantasie des Arpinos und Merigi in eine sklavisch-treue Nachahmung der Natur nach Caravaggio verfielen. Jedoch entlehnte Honthorst vom Caravaggio nur seine Carnation, sein Leben, seine großen Schatten und Lichtmassen; in den Umrissen war er genauer, in den Formen gewählter, in den Bewegungen graziöser. Er war zuletzt Maler des Prinzen von Oranien, wohnte im Haag und arbeitete viel auf dem Lustschloß „im Busch", wo noch gegenwärtig viele seiner schönsten Bilder zu sehen sind.

Hood (Samuel), englischer Admiral, geb. 1735 zu Butleigh, wo sein Vater Pfarrer war, lernte von früher Jugend an den Seedienst auf einem Kriegsschiffe. Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges Capitain, erhielt er die Vestalin, eine Fregatte von 35 Kanonen, und bemächtigte sich, gleich nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Portsmouth, einer franz. Fregatte. Darauf gab man ihm zur Belohnung das Commando des Afrika von 64 Kanonen. Nach dem Anfange des amerikanischen Krieges zum Baronet und Admiral erhoben, zwang er in der Seeschlacht, die Sir George Brydges dem Grafen de Grasse lieferte, den Grafen, sich

ihm zu ergeben. Nach dem Kriege wurde er zum Pair von Irland und zum Lord der Admiralität ernannt. Im Kriege mit Frankreich 1793 fg. bemächtigte er sich der Stadt Toulon; als aber die Republikaner diese Stadt wieder eroberten, zerstörte er daselbst die franz. Marine, alle Zeughäuser und Vorräthe. Darauf blokirte er Genua, eroberte Corsica und kehrte nach England zurück. 1796 wurde er Viscount, Gouverneur des Hospitals von Greenwich, und Baron Catherington. Er starb 1816 in einem Alter von 92 Jahren. — S. Sohn Sir Samuel Hood, engl. Contreadmiral, geb. 1753, ein kühner Seeofficier, lebt noch als Pair.

Hooft (Pieter Corneliszoon), geb. zu Amsterdam 1581, Sohn des großen Patrioten, des Bürgermeisters Cornelis H., eines der Edlen, die sich 1587 mit Gefahr ihres Lebens Leicester's Tyrannei widersetzten. Er bildete sich durch das Studium der römischen und griechischen Classiker und durch seine Reisen in Italien. Nach s. Zurückkunft bekleidete er von 1609 — 47 das Amt eines Drosten von Muiden und Richters von Goolland, ohne nach höhern Würden, wozu ihn Geburt, Kenntnisse und Reichthum befähigten, zu verlangen. In Muiden lebte er im Umgange mit geistreichen Männern und Frauen und im Genusse der Ergötzungen der Musik und Poesie. Hooft ist als der Schöpfer der holländ. Literatur in Prosa, wie in der Poesie, zu betrachten. Tacitus war ihm als Geschichtschreiber sein Muster und das Ziel seines Strebens; auch wird seine Übersetzung desselben noch jetzt für classisch gehalten. In der Geschichte Heinrichs IV. und des Hauses Medici zeigte er sich selbst als Meister; doch den größten Werth hat s. „Geschichte der Niederlande von 1550 — 87", wo die Statthalterschaft des Engländers Leicester ihr Ende erreichte. Seine Briefe werden als Muster betrachtet, und als Dichter schuf er in Holland sowol die Tragödie als die erotische Gattung. Er starb 1647.

Hopfen, eine zur Würzung der Biere häufig gebrauchte Pflanze, die zwar wild wächst, aber veredelt in vielen Ländern sorgfältig gebaut wird. Die vorzüglichsten Sorten, welche in Handel kommen, werden im Braunschweigischen, in Böhmen, in Baiern und in England gewonnen. Die Frucht wird im Sept. geerntet, dann sorgfältig getrocknet und aufgehoben. Der häufige Wechsel der Preise dieses Artikels macht ihn zu einem Gegenstande der Speculation im Handel.

Hopital (Michel de l'), Kanzler von Frankreich, geb. 1506 zu Aigueperse in Auvergne, behauptet als Dichter, als Magistratsperson und als Gesetzgeber die erste Stelle in der polit. und literar. Gesch. des 16. Jahrh. in Frankr. Sein Vater war Arzt, und, wie s. Feinde behaupteten, ein Jude, entsagte aber der Medicin und trat in die Dienste Karls von Bourbon, Connetables von Frankreich, dessen Angelegenheiten er mit Eifer und Redlichkeit vorstand und der ihn reichlich dafür belohnte. Michel de l'Hopital wurde, als sein Vater mit dem Connetable Frankreich verließ, zu Toulouse verhaftet, auf Befehl des Königs aber losgelassen. Nachdem er zu Padua seine juristischen und Sprachstudien beendigt hatte, ward er Auditor der Rota zu Rom; 1534 rief ihn der Cardinal Grammont nach Paris. Da dieser aber bald darauf starb, mußte er 3 Jahre lang sich sein Brot als gewöhnlicher Advocat verdienen; dann wurde er Parlamentsrath zu Paris, seine Stelle wurde ihm aber durch die Unwürdigkeit seiner Collegen verleidet. 1547 wurde er als Gesandter auf das Concilium zu Trient geschickt, welches nach Bologna verlegt wurde, daher er sich 16 Monate dort aufhielt. Nach dem Sturze s. Gönners, des Kanzlers Olivier, ernannte ihn Margarethe von Valois zu ihrem Hauskanzler und durch den Einfluß des Card. von Lothringen ward er 1554 Oberintendant der Finanzen. Mit unbestechlicher Treue verwaltete er den königl. Schatz, der durch Verschwendung, Veruntreuungen und Kriege völlig erschöpft war. Als nach Heinrichs II. Tode (1559) der Cardinal von Lothringen unter Franz II. an der Spitze der Geschäfte stand, trat l'Hopital in den Staatsrath, folgte bald darauf Margarethen

von Valois als Kanzler nach Savoyen, kehrte aber schon nach 6 Monaten nach Frankreich zurück, wo man ihn in der Hoffnung zum Kanzler ernannt hatte, daß er den Übeln, die das Reich zerrütteten, abhelfen würde. L'Hopital zeigte sich in diesem neuen Amte, mitten unter den Parteien des Hofes und der allgemeinen Gährung des Reichs, als einen unverzagten Weisen. Er sah ein, daß nur durch Mäßigung die vernichtete Ordnung der Dinge wieder herzustellen sei und suchte durch weise Rathschläge das Feuer des Bürgerkrieges zu unterdrücken und, als seine Bemühungen fruchtlos waren, wenigstens die Übel zu mildern und zu heilen, die er nicht hatte verhindern können. (Vgl. Hugenotten.) Diesen Grundsätzen gemäß, durch welche er sich bei den Katholischen in den Verdacht des Calvinismus brachte, sprach er in der Versammlung der Stände zu Orleans, zu St.-Germain-en-Laye 1561, bei dem Colloquium zu Poissy und in der Versammlung der Stände zu Moulins 1566; das nach der letzten Stadt benannte Edict war sein Werk. Aber eben diese Mäßigung stimmte zu wenig zu dem Charakter der berüchtigten Katharina von Medici: die Königin ließ ihn von dem Kriegsrath ausschließen. L'Hopital zog sich 1568 auf sein Landhaus bei Estampes zurück, genoß hier im Umgange mit den Musen eines unerwarteten Glücks, und starb 1573. Rastlos thätig und ohne Furcht als Staatsbeamter, ein treuer Unterthan und aufgeklärter Philosoph, folgte er nur den Grundsätzen der Vernunft und Tugend, und opferte für diese selbst den Ruhm auf. Mitten unter dem heftigsten Fanatismus ließ er die Stimme der Menschlichkeit hören, und im Schoße des Aufruhrs vertheidigte er mit gleichem Muthe das Ansehen des Königs und die Rechte der Nation. Das einzige Ziel, nach dem er unaufhörlich strebte, war die Erhaltung des innern Friedens und gegenseitige Duldung. Er konnte es nicht erreichen, aber seine edeln Bemühungen verdienen von der Nachwelt anerkannt zu werden. Dufey (Verf. einer guten Übers. und Erläuter. des Beccaria) gab 1824 zu Paris die „Oeuvres complètes de Michel l'Hopital, précédées d'un essai sur la vie de l'auteur" (7 Bde., m. Kpf.) heraus.

Horatier, drei Brüder unter den Römern, welche der Sage nach unter Tullus Regierung und auf dessen Vorschlag mit ebenso viel Brüdern (den Curiatiern) von albanischer Seite gekämpft haben sollen, um den Streit beider Völker im Zweikampfe zu entscheiden. Sie sollen, setzt Dionysius von Halikarnaß hinzu, um das Wunder voll zu machen, beiderseits die Söhne zweier Schwestern und zu gleicher Zeit geboren gewesen sein. Auch war einer der Curiatier an eine Schwester der Horatier verlobt. Allein beide Theile vergaßen ihre Familienverhältnisse über die Sache des Vaterlandes. Als Tullus der Horatier Willen vernommen, welchem der Vater derselben beistimmte, ließ er die Brüder, umringt von dem römischen Heere, feierlich einsegnen und der Götter Schutz empfehlen. Dasselbe geschah auch von Seiten der Albaner. Hierauf wurde von beiden Theilen auf einer großen Ebene der Kampfplatz abgesteckt, zuvor aber an dem gemeinschaftlichen Opferaltar die Übereinkunft beschworen, daß die Partei der Besiegten der siegenden ohne Ausflucht unterwürfig sein sollte. Darauf traten die Kämpfer in den Kampfplatz. Heiß war der Streit; bald fielen zwei der Römer zu den Füßen ihrer Sieger. Die Albaner jauchzten; die Römer sprachen dem übriggebliebenen Horatier Muth ein. Ungleich war der Kampf, aber List ersetzte die Kraft. Der Horatier sah seine Gegner durch Wunden ermüdet. Er selbst war unverwundet. Um sie daher von einander zu trennen, ergriff er zum Schein die Flucht, und da sie nun, wie er gewünscht, soweit es jedem seine Wunden verstatteten, ihn verfolgten, kehrte er plötzlich um, streckte die getrennten Gegner, einen nach dem andern, todt zu Boden und entschied dadurch den Sieg und die Oberherrschaft seines Vaterlandes über die Albaner. Unter lautem Jubel der Römer zog er, mit den Waffen der Erschlagenen geschmückt, in die Stadt zurück. Da sah er unter dem Volke seine Schwester in Thränen über den Tod ihres Bräutigams. Sie nannte lautklagend den Namen des Geliebten,

dessen Waffenrock, welchen sie dem Geliebten selbst verfertigt, als blutiges Siegeszeichen über den Schultern des Bruders hing. Aufgebracht, daß Klagen über den Geliebten in den Jubel des Vaterlandes und seinen Sieg sich mischten, stieß der Bruder der Schwester den Dolch in die Brust. Nach strenger Gerechtigkeit, welche die Römer stets übten, sollte er zum Tode verurtheilt werden. Dies geschah auch, ohne Rücksicht auf jene That, durch welche er sich um sein Vaterland so verdient gemacht hatte. Schon sollte das strenge Urtheil vollzogen werden, als der Horatier, auf Tullus's Rath, an das Volk appellirte. Das Volk ertrug des alten Vaters Thränen nicht, der, vor kurzem noch von blühenden Kindern umgeben, durch schimpflichen Tod des letzten seiner Söhne beraubt werden sollte. Der Befreier des Vaterlandes wurde von der Todesstrafe losgesprochen; doch mußte er zuvor, um den Gesetzen Genüge zu leisten und den Mord zu sühnen, nach angestelltem Opfer mit verhülltem Haupte unter einem quer über die Straßen gezogenen Balken (gleichsam unter dem Joche) hinweggehen, welches bei den Römern für eine schimpfliche Strafe galt. T.

Horatius Cocles. Als der etrurische König Porsenna, zu welchem die aus Rom vertriebenen Tarquinier geflüchtet waren, im J. 507 vor Chr. gegen Rom vordrang, soll, nach der historischen Sage, ein muthiger Mann jenes Namens, dem Feinde fast allein sich entgegengestellt und ihn durch lange, tapfere Gegenwehr so lange aufgehalten haben, bis hinter ihm und auf sein Zurufen die Tiberbrücke abgebrochen war. Dann stürzte er sich, ermattet von Wunden, mit seiner ganzen Rüstung in den Strom, und erreichte, trotz der ihm folgenden Pfeile des Feindes, glücklich das gegenseitige Ufer der Tiber. Das Vaterland belohnte ihn durch eine Ehrensäule, und seine Mitbürger nannten ihn dankbar den Retter des Vaterlandes. Er soll ein Abkömmling der Horatier (s. d.) gewesen sein und den Beinamen Cocles daher empfangen haben, daß er im Kampfe ein Auge verlor. T.

Horaz. Quintus Horatius Flaccus wurde geb. zu Venusium, in Apulien, den 7. Dec. des J. 689 der Stadt Rom, 65 vor Chr. Sein Vater, ein Freigelassener, aber, wie der Sohn sagt, reines Lebens und Herzens, besaß ein kleines Grundstück, welches er jedoch um des Sohnes willen verließ. Er bemerkte nämlich an diesem Talente, deren Ausbildung er nicht versäumen wollte, und zog daher nach Rom, wo er entweder Mäkler oder Auctionseinnehmer ward und nach seinem geringen Vermögen das Äußerste für die Erziehung des Sohnes that. Er ließ ihn die edlen, des wahren Freien würdigen Künste lehren, hielt ihn wie einen Jüngling aus den besten Häusern und war ihm selbst ein wackerer Sittenaufseher und der Tugend Muster. So rühmt es der dankbare Sohn selbst (Satyren, Bd. I, S. 6, 66 — 92). Orbilius Pupillus, ein Grammatiker, der die Gedichte des Homer und des Livius Andronicus erklärte, war der erste Lehrer des jungen Horaz, der schon in frühen Jahren bedeutende Fortschritte in dem Studium der griech. Literatur machte. Zwanzig J. alt, ging er nach Athen, um dort seine Studien fortzusetzen. Während dieser Zeit ereigneten sich in Rom die wichtigsten Veränderungen. Julius Cäsar ward ermordet, Brutus und Cassius, die letzten Stützen der sinkenden Republik, verließen Italien, kamen nach Athen, rüsteten sich dort zum Kriege und nahmen die römischen Jünglinge, die sich der Wissenschaften wegen hier aufhielten, in ihr Heer auf. Unter ihnen auch Horaz, der mit Brutus nach Macedonien aufbrach, während zu Rom M. Lepidus, M. Antonius und Cäsar Octavianus sich auf fünf Jahre zu Triumvirn der Republik erklärten und die Provinzen unter sich theilten. Horaz ward in dem Heere des Brutus Tribun, d. i. Oberster einer Legion. 42 v. Ch. wurde bei Philippi in Macedonien die letzte Schlacht für die römische Freiheit gekämpft; Brutus und Cassius fielen; Horaz rettete sein Leben durch die Flucht. Leute, die sich auf Scherz, Urbanität und Feinheit nicht verstanden, haben aus einer Ode des Horaz selbst (B. 2, Od. 7) schließen wollen,

der Dichter sei auf schimpfliche Weise geflohen; siegreich aber hat ihn Lessing gegen diesen, wie gegen andre Vorwürfe gerettet („Rettung des Horaz", s. Lessing's sämmtl. Schriften, Bd. 3, S. 191 fg.). Den Besiegten ward die Freiheit zur Rückkehr angekündigt, und Horaz bediente sich derselben. Sein Vater war indeß gestorben, sein väterliches Erbgut eingezogen worden: Armuth, sagt er selbst (Briefe, B. 2, Br. 11, 49 fg.), trieb ihn an, Verse zu machen. Ob es mit dieser Äußerung so ernstlich gemeint sei als Manche glauben, bleibe dahingestellt; genug, Horaz machte schwerlich jetzt zum ersten Male Verse, und machte sie auch jetzt nicht etwa, um Brot damit zu verdienen, welches ihm, wenn auch nur mäßig, die erlangte Stelle eines Quästurschreibers gewährte. Wie hätte er seine Muße edler verwenden können, als indem er das Talent gebrauchte, welches die Natur ihm in so reichem Maße verliehen hatte? Und wie konnte er Das, was beim Anblick der Zeitbegebenheiten sein innerstes Wesen gewiß noch oft genug gewaltsam aufregte, besser beschwichtigen als durch die Poesie? Aber auch bei der Philosophie fand er Zuflucht. Er wählte deßhalb eine Gattung der Poesie, die sich vornämlich dem philosophisch-dichterischen Geiste eignet, die didaktische; denn wer zweifelt, daß die Satyre zu dieser gehöre? Die siebente Satyre des ersten Buchs ist das erste Horazische Gedicht von denen, die er aufbewahrt hat. Daß Horaz für diese Gattung von Poesie ein vorzügliches Talent besaß, wird Niemand leugnen, der nur Einiges von ihm gelesen hat, und es konnte ihm daher nicht fehlen, Aufmerksamkeit auf sein Talent und die Erzeugnisse desselben zu erregen. Zwei Dichter des ersten Ranges, Virgil und Varius, schenkten ihm ihre Freundschaft, und dieser verdankte er die erste Bekanntschaft mit Mäcenas, jenem feinen Weltmanne, der, ohne jemals aus seinem Privatstande herauszutreten, der Freund und Vertraute des Cäsar Augustus war, und als Liebhaber des Schönen seinen Reichthum gern zu Verschönerung des geselligen Lebens durch die Künste anwendete. Nach neun Monaten nahm Mäcenas den Horaz in seinen vertrautern Kreis auf, und beschenkte ihn nach einigen Jahren mit dem sabinischen Landgute, dessen Horaz in seinen Gedichten so oft gedenkt. Wenn der Dichter nicht ein noch glänzenderes Glück machte, so lag die Schuld bloß an ihm, in dessen Herzen die Erinnerung an die gute alte Zeit der Republik und die Partei, der er gedient, allzu treu fortlebte, als daß er es leicht über sich gewonnen hätte, die Gnade des mächtigen Usurpators zu suchen. Ja er wich dieser vielmehr aus, wie die drei Billets des Augustus an ihn, welche Sueton uns in der Biographie des Dichters aufbewahrt hat, und deren eins nicht ohne Empfindlichkeit ist, unwidersprechlich beweisen. Selbst der Antrag, welchen Augustus ihm durch Mäcenas thun ließ, in seine Dienste zu treten und die Besorgung seiner Privatcorrespondenz zu übernehmen, lehnte er unter dem Vorwande seiner schlechten Gesundheitsumstände von sich ab, und ein an August gerichtetes Gedicht mußte dieser im eigentlichen Sinne abdringen. Übrigens war Horaz, der so große Beispiele von dem Unbestande der menschlichen Dinge erlebt hatte, weise oder klug genug, sich vom geschäftigen Leben zu Rom zu entfernen und die Einsamkeit in seinem Sabinum einem scheinbar größern Glücke vorzuziehen, was vielleicht auch seinen Neigungen am meisten zusagte. Fast alle seine Gedichte an Mäcenas drücken Liebe u. Freiheit, Gleichgültigkeit gegen ein Glück, das von der Meinung Andrer abhängt, und seine Zufriedenheit mit einer Lage aus, in welcher er sich noch immer über seine Wünsche reich befand. Indeß trug er ebenso wenig eine Rusticität zur Schau, als ihm strenges, mürrisches Wesen zur Tugend nothwendig schien; vielmehr zeigte er überall eine echte Urbanität, welche für jedes Verhältniß den angemessenen Ton findet. Er hat uns hinterlassen vier Bücher Oden und Lieder; ein Buch sogenannter Epoden, die von den Oden sich nicht bloß im Metrum unterscheiden, indem der zweite Vers immer kürzer ist als der erste, sondern auch durch den Inhalt, vermöge dessen man sie zu den Satyren rechnen kann, in denen er den Archilochus zum Muster nahm; zwei Bücher Satyren und zwei Bücher

Briefe, deren einen an die Pisonen man öfters als ein eignes Werk unter dem Tit. Poetik anführt. (Man sehe darüber die Ausg. der „Ars poetica" von Hurd, Regelsberger und Schelle.) Will man den Horaz als Lyriker würdigen, so vergesse man nicht, daß er unter den Römern der Erste war, welcher die römische Sprache für die lyrische Poesie ausbildete, und sie, mit nicht geringer Mühe, für die schwerern griechischen Sylbenmaße ausarbeitete. Dem anhaltenden Studium und der Beharrlichkeit des Dichters gelang es, einen meisterhaften Versbau zu Stande zu bringen; der Wohlklang und die Harmonie seiner Verse sind bezaubernd für jedes empfängliche Ohr. Doch ist dies keineswegs das einzige Verdienst des Dichters, denn an Empfindung und Ausdruck steht er nicht zurück. Hier sagt man nun freilich, und es läßt sich nicht leugnen, daß der größte Theil der lyrischen Gedichte des Horaz nur aus Nachahmungen griechischer Muster, des Archilochus, Alkäos, Stesichorus, der Sappho u. A. bestehe, und darum auch so voll von griechischen Bildern, Wendungen und Wortfügungen, ja stellenweise bloß Übertragungen aus dem Griechischen sei. Dieses Vorwurfs hat sich Mancher bedient, um den dichterischen Ruhm des Horaz zu verunglimpfen. Zugegeben aber, daß man Horaz dem Lyriker Originalität nicht zugestehen könne, so wird sie doch Niemand Horaz dem Satyriker absprechen. Wie die Satyre überhaupt als didaktisches Gedicht eine römische Erfindung war, so war Horaz Der, der ihr nach Ennius, Pacuvius und Lucilius, durch welche Form und Zweck bestimmt waren, einen eigenthümlichen Ton gab, wie nur er ihr denselben geben konnte. Die Satyren des Horaz, zu denen man seine Briefe gleich mit zählen darf, weil sie sich von jenen durch wenig mehr als die Aufschrift und die Richtung an eine Person unterscheiden, haben mehr oder weniger ein Colorit des Komischen, und dürfen nur aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt werden. Horaz will weniger die Laster züchtigen als die Narrheiten in ihrer lächerlichen Blöße zeigen, denn er sieht mehr Narren als Schurken in der Welt, und spricht auch sich selbst von einer Portion Narrheit nicht frei. Indeß suchte er nach Möglichkeit davon zu heilen, wenn er sie für verderblich hielt. Den Vorurtheilen und Irrthümern setzt er darum seine Philosophie entgegen, die, weit entfernt, den Genuß des Lebens zu verbittern oder gar zu verbieten, nur die Weisheit zum Wächter stellt, und alle die Tugenden lehrt, ohne welche der reine Genuß theils unmöglich ist, theils ganz verbittert wird. Die leichte, gefällige Art, womit er, ohne es zu scheinen, philosophirt, das Salz, womit er seine Gedanken würzt, die Feinheit und Leichtigkeit, mit denen er sich mittheilt, verhindern alle Einförmigkeit und gewähren die anziehendste Unterhaltung. Und mit dieser Weisheit stellt er die eigne und fremde Thorheit in Gegensatz. Man weiß nicht, was man hierbei am meisten bewundern soll, ob seine genaue Kenntniß des menschlichen Herzens und der verschiedenen Menschenklassen, oder seine Wahrheitsliebe, Freimüthigkeit und Offenheit, oder den guten Ton, die Urbanität, die er in Ernst und Spott nie verleugnet, oder die Geschicklichkeit, jeden Gegenstand so zu stellen, daß das Lächerliche, ohne mit dem Finger gewiesen zu werden, auffällt, oder die Kunst, jeden Charakter so zu schildern, daß er uns nicht mehr und nicht weniger zeigt als die Natur. Oft scheint er auf die Narren gar nicht Jagd zu machen, oder, wo er es thut, ist sein Spott weder bitter noch giftig, und mit so viel Gutmüthigkeit begleitet, daß der Belachte, wenn er gescheit war, selbst dazu lächelte, daß sein Spott also wol empfindlich, aber nicht beleidigend war. Sein Vortrag ist der leichteste und ungezwungenste, und Horaz wußte den Hexameter so zu bearbeiten, daß er durchaus den natürlichen Schritt der gesellschaftlichen Unterhaltung zu gehen scheint. Noch jetzt sind diese seine Darstellungen nicht ohne Anwendbarkeit und Interesse, und der Dichter ist darum stets der erwählte Liebling aller Männer von Geist geblieben, deren Sittlichkeit die feine Lebensart nicht ausschließt. In seinem Leben ereignete sich sonst nichts Erhebliches, wenn man nicht etwa dahin rech-

nen will, daß er auf August's ausdrücklichen Befehl den säcularischen Gesang zur Feier der hundertjährigen Spiele verfertigte. Er starb plötzlich im J. R. 746, dem 9. vor Chr. und 57. seines Alters, nicht lange nach dem Tode seines Gönners und Freundes Mäcenas, neben dessen Grabmal auf dem Esquilin er beerdigt wurde. Von seinen ältern Erklärern nennen wir den Acron, Porphyrion und den Scholiasten des Cruquius; von seinen neuern Herausgebern und Erklärern wollen wir bloß Dan. Heinsius, zuerst 1605, John Baxter, Bentley, zuerst 1711, Sanadon, Gesner, Zeune, Jani, Mitscherlich nur die Oden und Epoden (erstere Leipz. 1778 — 82, 2 Bde., letztere Leipz. 1800, 2 Bde.), Döring (Leipz. 1803, 2. Aufl. 1815), Eichstädt, Preis, Heindorf, Fea (Rom 1811, 2 Bde.), und von den Übersetzungen die von Jak. Schmidt, Ramler, Eschen, Jördens und Voß (neue verb. Aufl., Braunschweig bei Vieweg, 1821), Günther, Kl. Schmidt und Kannegießer anführen. Der Übersetzung der Briefe und Satyren des Horaz von unserm Wieland müssen wir besonders gedenken, weil wir erst durch die beigefügten Einleitungen und Erläuterungen über den Geist des Horaz und seines Zeitalters und die Eigenthümlichkeiten dieser Werke eine Belehrung erhalten haben, welche den Genuß an diesen Werken um Vieles erhöht. Eine anziehende Erscheinung ist der Versuch einer Übersetz. der Briefe des Horaz von Wolf, mit Scholien, die Keinem unbekannt bleiben darf. dd.

Horeb (arab. Dsjabel Musa), eine Spitze desselben Gebirges in Nordarabien, zu welchem der nicht weit entfernte Sinai gehört, ist durch die Geschichte Moses's merkwürdig. Die Mönche auf dem Sinai zeigen noch jetzt am Horeb den Fels, wo auf Moses's Schlag Wasser hervorsprang. Nach ihm nannte eine kleine Partei der Hussiten einen Berg zwischen Ledez und Lipnicze in Böhmen, wo sie sich versammelten, Horeb, und sich selbst Horebiten.

Horen, bei Homer Luft- und Windgöttinnen, die Pförtnerinnen des Himmels. Der alte ionische Sänger gibt keine Anzahl und keine Namen von ihnen an. Eine alte Sage aber berichtet, die Athener hätten deren zwei gekannt: Thallo, die Hora der Blüthe und des Frühlings, und Karpo, die Hora des fruchtbringenden Herbstes. Beide findet man anderwärts auch als Chariten oder Grazien genannt, die indeß eine Zeit lang mit den Horen, wenn nicht als dieselben, doch als eng verschwisterte Göttinnen gegolten haben. Beide waren da aber nicht bloße Pförtnerinnen des Himmels, sondern Göttinnen der Jahreszeiten; der Begriff von den Horen hatte sich also verändert, aber doch nicht so, daß sich die spätere Bedeutung nicht mit Leichtigkeit aus den frühern ableiten ließe. Selbst der Begriff von Schönheitsgöttinnen, welcher mit den Chariten und Horen in der Folge der Zeit verbunden wurde, entwickelte sich ungezwungen daraus. Hora bedeutet nämlich 1) ursprünglich Luft; mit diesem Begriffe verband sich 2) der Begriff der Zeit, der bei Homer häufig vorkommt (hora bei den Römern die Stunde); hiernächst 3) das Jahr. Immer ist hier noch von keiner Jahreszeit die Rede; wenn Homer diese bezeichnen will, setzt er hinzu: die Hora des Frühlings, Winters ꝛc. Sodann findet sich in engerer Bedeutung 4) Hora als Jahreszeit des Frühlings oder Sommers, und weil diese die schönste ist, 5) als die Zeit der Blüthe des Menschen, der Jugend, Schönheit. Wie die Horen und Chariten gemeinschaftlich als Göttinnen der Jahreszeiten gedacht werden konnten, läßt sich leicht einsehen, wenn man weiß, daß die Chariten der Abstammung nach die Erfreuenden, Freude Spendenden, bedeuten. Nur muß man auch hier nicht an die spätern Chariten denken, sondern an die frühern attischen: Hegemone, die Führerin, nämlich des Jahres, und Anxo, die Vermehrende, Wachsthum Befördernde. Mit diesen beiden wurden die attischen Horen oft vermengt, und man unterschied beide nachher so, daß man die Horen als die Jahreszeiten überhaupt herbeiführend, die Chariten als die Annehmlichkeiten derselben ertheilend, dachte. Bis hierher ist die Schwierigkeit, diesen My-

thus zu entwickeln, nicht zu groß; sie vermehrt sich aber, wenn man die spätere Aussage von den Horen bei Hesiodus hinzunimmt. Bei diesem Dichter sind der Horen drei, Töchter der Themis, und heißen Dike, Gerechtigkeit, Eunomia, gesetzliche Ordnung, und Eirene (Irene), Friede. Daß diese mit den Pförtnerinnen des Himmels, mit den Göttinnen der Jahreszeiten nichts gemein haben, daß bei jenen eine physische, bei diesen eine moralische Idee zum Grunde liege, springt in die Augen. Es ging den Horen wie den Chariten. Wie bei diesen die Idee von dem physisch Wohlgefälligen auf das geistig Schöne übertragen wurde, so bei jenen die Idee von dem physisch Gesetzlichen auf das geistig Gesetzliche, wobei sie immer noch als Göttinnen des Schönen und Liebenswürdigen gedacht wurden. Wie mag es aber gekommen sein, daß drei politisch-sittliche Abstracta als Horen so an die Stelle der Zeit- und Jahresgöttinnen traten, daß diese darüber fast in Vergessenheit geriethen? Ohne Zweifel trat Themis hier als vermittelnde Ideelein. Die Horen, als Zeitgöttinnen, wurden deren Töchter, insofern man früher unter ihr physische Ordnung und Gesetzlichkeit dachte, besonders im Laufe der Zeit. Diese Töchter mochten anfangs ganz andre Namen haben. Da man nachher Themis als moralische Ordnung dachte, legte man ihr jene moralischen Abstracta als Töchter bei, und diese verdrängten entweder die frühern attischen, oder traten an die Stelle der noch frühern namenlosen Homerischen. Auch auf diese Weise erhält man Schönheit wieder als das Letzte bei den Horen, sodaß die Schönheitsgöttinnen als Göttinnen der Gesetzlichkeit, d. i. der Wohlordnung und des Maßes, sind. Daß man oft genug alle diese Ideen mit einander vermischt habe, und daß der Mythus von den Horen dadurch sehr verwickelt worden sei, erhellt aus der doppelten Namenreihe derselben bei Hygin, welcher zwei Mal elf Horen namhaft macht. Alle Namen aber sind bedeutend, und untersucht man sie, so findet man in dem ersten Namensverzeichnisse lauter Töchter der Themis, als Jahreszeiten und Urheberinnen des bürgerlichen Wohlstandes, in dem zweiten aber die Horen in der engern Bedeutung, als Zeichen des Tags und des Lebens, zusammengetragen. Nach der gewöhnlichen Angabe blieben indeß drei Horen,

welche dem Menschengeschlecht vollzeitigen alles Beginnen,

wie Hesiodus sagt. Die bildende Kunst stellte in den ältesten Zeiten auch nur zwei dar, z. B. am amykläischen Throne. Drei hingegen waren am Throne des olympischen Jupiter. An einem Leuchter in der albanischen Villa sieht man sie in der Stellung von Tanzenden, die Kleider mittelst einer in den Seiten gebundenen Schleife in die Höhe gezogen. Die erste Figur trägt eine Fruchtschale in der Hand, und neben ihr liegen Früchte, ein Symbol des Herbstes; die übrigen zwei halten nichts in der Hand, aber zu den Füßen der einen brennt auf erhöhten Steinen ein Feuer, das Sinnbild des Winters, und an der Seite der dritten steigt eine Blume, das Bild des Lenzes, empor. Auf den Köpfen tragen sie Kronen von Blättern. Als vier Figuren erscheinen sie an einem Leuchter im Farneseschen Palaste; vorzüglich schön und charakteristisch aber auf einem Sarkophag in der albanischen Villa. dd.

Hören, s. Gehör.

Horiah, eigentlich Niklas Urß, ein siebenbürgischer Wlache, geb. zu Nagy Aranios, im Albinser Comitate, ein Mensch nicht ohne Anlagen und Bildung, aber von wilden Leidenschaften verzehrt, besonders rachsüchtig und hochstrebend, faßte unter Joseph II. Regierung den verwegenen Plan an der Spitze seiner wlachischen Landsleute und andern räuberischen Gesindels, sich zum König des Landes aufzuschwingen. Zu dem Ende bearbeitete er seinen Gefährten **Kloska**, und mit diesem die täuschbaren, rohen, aber freilich auch schwer bedrückten Wlachen im Geheim; dann ging er nach Wien und wußte vom Kaiser für den Flecken Bran, im Zarander Comit. das Marktrecht auszuwirken. Mit Hülfe der darüber ausgefertigten Urkunde überredete er 1784 die Wlachen, die nicht lesen konnten, er sei dadurch be-

rechtigt, an einem bestimmten Tage alle Edelleute in der ganzen Gegend zu ermorden. Die Verschwörung wurde entdeckt und zur Verhaftung der Anführer Befehl gegeben. Nun glaubte die Rotte zu ihrer eignen Sicherheit nicht länger zögern zu dürfen und fing an den Adel und die Geistlichkeit mit beispielloser Grausamkeit zu verfolgen. Mehre Tausend Menschen verloren unter den größten Martern das Leben, viele Hunderte von Rittersitzen wurden zerstört, ehe man kräftige Maßregeln treffen konnte, dem grauenvollen Unwesen zu steuern. Die Rebellen leisteten den Winter hindurch den hartnäckigsten Widerstand. Horiah nannte sich sogar Rex Daciae und konnte mit seiner Bande erst nach vieler Anstrengung 1785 unterdrückt werden. Er ward gefangen und hingerichtet.

Horizont (von ὁρίζειν, begrenzen), Gesichtskreis, auch Horizontalkreis, im Allgemeinen der Kreis, in welchem scheinbar der Himmel von der Erde begrenzt wird. Er ist unter den größten Kreisen der Himmelskugel einer der wichtigsten. Aufgang, Untergang und Höhen der Gestirne werden bloß auf ihn bezogen; überdies gibt er mit andern größten Kreisen der Himmelskugel merkwürdige Durchschnittspunkte. Er theilt die ganze Himmelskugel in die obere und untere Halbkugel, die, wie aus dem Folgenden erhellen wird, als gleich zu betrachten sind. Seine beiden Durchschnittspunkte mit dem Meridian bestimmen die Mittags- und Mitternachtspunkte, deren Entfernung von einander die Mittagslinie ausmacht. Mit dem Äquator geben seine Durchschnittspunkte den Morgen- und Abendpunkt. Diese vier Punkte zusammengenommen theilen den Horizont in vier Quadranten, Viertel. Man unterscheidet in der Astronomie den scheinbaren Horizont von dem wahren. Jener ist die ebene Fläche des sichtbaren Kreises, welche die gekrümmte Oberfläche der Erdkugel an der Stelle berührt, wo der Beobachter sich befindet; dieser aber die ebene Fläche, die durch den Mittelpunkt der Erde und mit dem scheinbaren Horizont parallel geht. Erweitert man beide bis zur scheinbaren Himmelskugel, so ist ihr Abstand von einander das Maß von einem Winkel am Mittelpunkte der Erde, welcher die Horizontalparallaxe genannt und desto kleiner wird, je mehr man die Himmelskugel erweitert. Bei den Fixsternen findet keine Horizontalparallaxe statt. Die Erde ist in Beziehung auf sie nur ein Punkt, und es ist einerlei, ob man den scheinbaren oder wahren Horizont als den Ort annimmt, von dem aus man sie betrachtet. Bei Beobachtung der Sonne, des Mondes und der Planeten kommt aber dieser Umstand allerdings in Erwägung, und man muß die scheinbaren (d. h. auf den scheinbaren Horizont bezogenen) Örter derselben auf den wahren Horizont reduciren. (S. Parallaxe.) Da die Horizontalebene allemal senkrecht auf der lothrechten Linie steht, so wird horizontal für gleichbedeutend mit wagerecht gebraucht. — Horizontalwinkel ist ein Winkel, der in der Horizontalebene gemessen wird.

Hormayr (Joseph, Freiherr v.), Ritter des Stephansordens, Geh.-Rath und tirolischer Kanzler, aus einem altadeligen, ursprünglich bairischen Geschlechte, geb. 1705 zu Innsbruck, zeichnete sich im juridischen und publicistischen Fache als Schriftsteller aus, diente in Schwäbisch-Östreich und in Tirol, dessen ganze Einrichtung, nach dem neuen System Theresiens, die ihm vorzügliches Zutrauen schenkte, größtentheils von ihm herrührt. Auch die herrlichen Straßenanlagen in Tirol sind fast ganz sein Werk. Er erklärte sich, in Östreich der Erste, und lange vor Sonnenfels, mit der größten Freimüthigkeit gegen den barbarischen Gebrauch der Folter. Unendlich viel nützte er seinem tirolischen Vaterlande, als Freund der Gelehrten und Künstler, z. B. des Hirten und Gelehrten Peter Anich, der Naturforscher Scopoli, Niklas und Gregor Fontana, des großen historischen Kritikers Tartarotti, durch seine wichtigen Verbindungen mit Muratori, Maffei, mit den Akademikern von München. Er starb 1778 zu Innsbruck.

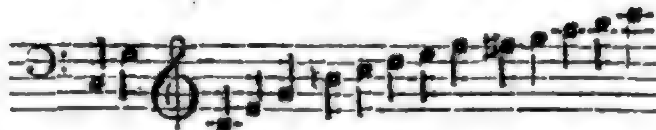
Hormayr (Joseph, Freiherr v.), zu Hortenburg, Ritter des Leopolder-

dens, k. k. wirkl. Hofrath und Historiograph, Enkel des Vorigen, geb. zu Innsbruck den 20. Jan. 1781, widmete sich dem Studium der Geschichte, zumal der vaterländischen, dahingezogen durch sein außerordentliches Gedächtniß, vermöge dessen er ganze Classiker, 10 — 12,000 Verse vor- und rückwärts, und eine ungeheure Menge historischer Thatsachen, Namen und Jahrzahlen auswendig wußte. Im 8. J. schrieb er eine kleine latein. Geschichte von Baiern, im 13. J. gab er sein erstes Werkchen, eine Geschichte der Herzoge von Meran, in Druck. Beide Versuche sind als kindische Zeitvertreibe zu betrachten. Hormayr hat übrigens darin die größte und vielleicht einzige Ähnlichkeit mit Joh. Müller, daß alle Liebe zur vaterländischen Geschichte in ihm sehr früh geweckt und gepflegt wurde. Nachdem er von 1794 — 97 in Innsbruck die Rechte studirt hatte, trat er in Dienste. 1798 begann er die Ausarbeitung seiner „Beiträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter", wofür er die meisten Quellen selbst entdeckte, herausgab, und zur Lösung aller Vorfragen benutzte, die der „Geschichte Tirols" selbst im Wege stehen konnten, die er im Winter 1805 herausgab, bis jetzt aber noch nicht vollendete. 1799 und 1800 diente er in der tirolischen Landwehr, erhielt mehre Auszeichnungen, die Freundschaft Chasteler's, und, obgleich der jüngste Hauptmann der Landwehr, die Beförderung zum Major. 1801 kam er nach Wien, wurde im März 1802 im Ministerium der auswärt. Angelegenheiten in der Section von Deutschland angestellt, und zeichnete sich durch Thätigkeit, patriotische Federkraft und historische Magazin- und Requisitionskunst so aus, daß er im April 1803 wirkl. Hofsecretair wurde und zu den deutschen Sachen noch die Direction des geh. Staats-, Hof- und Hausarchivs bekam, unter den Ministern Grafen Cobenzl und Stadion. Zur Emporhaltung des Nationalgeistes in den heimathlichen Bergen lieferte er eine Reihe tiroler Almanache, die „Beiträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter", die „Geschichte Tirols", das „Archiv für Süddeutschland", wichtige Beiträge für den „Tyrolischen Sammler" u. a. Zeitschriften. Im Dec. 1805 war er dem Fürsten Liechtenstein auf dem Friedenscongresse zu Presburg für die deutschen Angelegenheiten als historische Auskunftsperson untergeordnet, in welcher Eigenschaft ihm sein außerordentliches Gedächtniß sehr zu statten kommen mochte. Bald darauf begann er seine Arbeiten aus dem östr. Staatsrechte mit der Abhandlung über Minderjährigkeit, Großjährigkeit und Vormundschaft im östr. Kaiserstaate und Kaiserhause, und mit der zweimaligen Ordnung des östr. Titels und Wappens, nach der Annahme der Erbkaiserwürde und nach der Niederlegung der deutschen Krone; doch wollen die Kenner auf diese Rechts- und Hofschriftstellerei keinen besondern Sachwerth legen. 1807 begann er seinen „Östr. Plutarch", der, trotz großer Mängel, sein bestes Werk bleiben dürfte. Beständig einer der lautesten literarischen Gegner Bonaparte's und seines Systems, half er Übersetzungen der Schriften von Cevallos über die Vorgänge in Bayonne, über die Beraubung und Gefangenschaft des Papstes, über den Vendeekrieg verbreiten. Er war die Schwungkraft im Triebrade aller Einverständnisse und Vorbereitungen zum Aufstande in Tirol. Im Dec. 1809 ertheilte ihm der Kaiser den Leopoldsorden, zur Belohnung seiner Verdienste um das von ihm neu geordnete, und um das Fünffache vermehrte geheime Staatsarchiv. 1809 wurde er zur Armee von Inneröstreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann bestimmt, mit der gefahrvollen Aufgabe, den früher von ihm vorbereiteten Aufstand in Tirol und Vorarlberg zur Ausführung zu bringen. Hier konnte und sollte er zeigen, ob er auch ein Mann der That, wie ein Held der Feder wäre, und nicht bloß verstände, das Feuer anzublasen, sondern auch auf den rechten Punkt zu leiten. Er trat an die Spitze der außerordentlichen Landesbewaffnung und Landesverwaltung, und führte dieselbe unter großen Hindernissen, fast ohne Mittel, meist in verzweiflungsvoller Lage, vom Feinde in die Acht erklärt, durch Hülfe seiner treuen und tapfern Landsleute mit großem Erfolge fort, bis der znaimer Waf-

fenstillstand die Räumung Tirols und Vorarlsbergs gebot. 1809 wurde er wirkl. Hofrath, von nun an ausschließlich dem geheimen Centralarchive geschenkt und zahlreichen historischen Arbeiten ganz hingegeben. Es ist bekannt, daß 1813 seltsame politische Verwickelungen ihn, den Appellationsrath Schneider und viele andre Tyroler und Vorarlberger in Staatsgefangenschaft und Verbannung brachten. Im Aug. 1815 ernannte ihn der Kaiser zum Historiographen des Reichs und des kaiserl. Hauses. Von 1817 — 19 erschien zu Wien seine „Allgem. Geschichte der neuesten Zeit, vom Tode Friedrichs des Gr. bis zum zweiten pariser Frieden", 3 Bde. (Vgl. „Hermes", V.) Auch redigirt er das „Wiener Archiv für Geschichte, Geographie, Statistik und Literatur". Seit 1823 gab er in Verbindung mit andern Gelehrten „Wiens Geschichte und seine Denkwürdigkeiten", mit Kpf. und Urkunden, heraus, wovon das 3. Heft des 5. Bds. 1825 die Geschichte mit dem wiener Congresse endigte; die „Denkwürdigkeiten Wiens" sollen 4 Bde. in einzelnen Heften ausmachen. Hormayr hat als Geschichtschreiber Feuer, er glänzt auch zuweilen durch sarkastischen Witz, besitzt selbst für manche Einzelnheiten eine glückliche Darstellungsgabe; aber ihm fehlt reiner Geschmack, strenge Wahrheitsliebe, gehaltene Ausführung, philosophischer Geist, classische Bildung, umfassender Überblick der verschiedenen historischen Grenzgegenden und das tiefere Anschauungsvermögen, worin die großen Alten so unübertrefflich sind. Als Geschichtforscher hat er ungleich mehr geleistet, obwol er nicht versteht, die Schlacken vom Erze zu sondern. Anders urtheilt über ihn Charles Villers in Hormayr's „Archiv" (Aug. 1824).

Horn, der feste, etwas durchscheinende Körper, welcher als knochenartiger Auswuchs an den Köpfen mancher Thiere, besonders der wiederkäuenden, hervorwächst, und nach dem Abwurf oder der Tödtung der Thiere zu mannigfaltigen technischen Zwecken verwendet wird, als zu Verfertigung von Knöpfen, Pfeifenröhren, Pulverhörnern rc. Vom Abfalle oder den Spänen macht man in neuerer Zeit noch den Gebrauch, daß man sie vermittelst Dämpfe erweicht, sie dann in Formen preßt und wieder erharten läßt. Man verfertigt auf diese Weise sehr zierliche Sachen.

Horn, Waldhorn (Cor de chasse, Corno di Caccia), ein Blasinstrument von Messingblech ohne Tonlöcher, aus einer langen, rundgewundenen Röhre bestehend, die sich in einen weiten Schalltrichter endigt, wird mittelst eines metallenen Mundstücks mit einem konischen Kessel und schmalen Rande geblasen. Wegen der Länge seines Rohres steht es um eine Octave tiefer, als die Trompete, hat zwar sonst mit dieser Vieles gemein, aber einen weitern Umfang und keine so grellen Töne. Die natürlichen Töne des Horns sind:



Um die Töne F und Fis, welche auf dem Horne mit unserm temperirten Tonsysteme nicht völlig übereinstimmen, nach dem Tonsysteme zu verbessern und überhaupt Töne herauszubringen, welche das Horn von Natur nicht angibt, hat man das Stopfen erfunden, welches darin besteht, daß der Hornist bei Intonation der Töne, durch mehr oder weniger Hineinschieben der Hand in den Schalltrichter, der Luft den Ausgang mehr oder weniger hemmt. Die gestopften Töne klingen natürlich dumpfer. Um das Horn in verschiedenen Tonarten benutzen zu können, hat man verschiedene Arten des Horns angewendet, nämlich tiefe B-Hörner, C-, D-, E-, Es-, F-, G-, A- und hohe B-Hörner. Zum Ausdruck des Großen ist das Horn nicht geeignet, aber sanfte, zärtlich klagende und die Lücken der Saiteninstrumente ganz ausfüllende Töne liegen im Umfange des Horns. Das Studium desselben ist mit-

hin dem Componisten sehr wichtig. Die Deutschen haben es zur höchsten Vollkommenheit gebracht, haben ihm Klappen und Ventile gegeben, ja sogar Maschinenhörner gemacht, womit man bloß durch Einsätze in allen Tönen der Musik auf der Stelle begleiten kann.

Horn oder Hornes (Philipp II. von Montmorenci-Nivelle, Graf v.), eines der ausgezeichnetsten Opfer, die Philipp II., König von Spanien, seinem Zwecke, die katholische Kirche in den Niederlanden aufrecht zu erhalten, bringen zu müssen glaubte, war der Enkel von Joh. de Nivelle, der, von s. Vater enterbt, seine Baronie und seine väterlichen Lehen verloren hatte. Philipp v. Horn, geb. 1522, souverainer Herr v. Horn, Altena, Mörs rc., einer der reichsten Herren in den Niederlanden, war Capitain der flamandischen Garden des Königs von Spanien, Chef des Staatsraths der Niederlande und Admiral im flandrischen Meere. In der Schlacht bei St.-Quentin hatte er sich durch glänzende Thaten ausgezeichnet, und den größten Antheil an dem Siege von Gravelines. Die Bande des Bluts, die ihn mit dem großen Egmont vereinigten, ließen ihn auch dessen politische Meinungen über die Duldsamkeit theilen. Ihre Verbindung mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien (s. d.) vernichtete Beide. Weit entfernt, die Widersetzlichkeit desselben gegen das königl. Ansehen zu theilen, blieben sie allen seinen Vorstellungen unzugänglich. Vergebens stellte Oranien ihnen vor, daß es für sie kein Drittes gebe, daß sie entweder unter die Willkür eines unerbittlichen Ministers sich beugen, oder ihr Heil unter der Fahne der Freiheit suchen müßten. Und er hatte Recht; Herzog Alba ließ Beide verhaften, ihnen den Proceß machen und sie am 4. Juni 1568 enthaupten. Sein Bruder, Floris v. Montmorenci, wurde ebenfalls enthauptet, und so erlosch der Stamm von Montmorenci-Nivelle.

Horn (Franz), Dr. der Philosophie, geb. zu Braunschweig am 30. Jul. 1781. Nachdem er den Unterricht im Catharineum und im Carolinum gut benutzt hatte, studirte er 1799 in Jena die Rechte und in Leipzig Philosophie, Geschichte und Ästhetik, wobei er sich den damals Einfluß gewinnenden Ansichten der Schlegel'schen Schule anschloß. Er arbeitete fast die Hälfte der Nächte, wodurch er vermuthlich den ersten Grund zu seiner nachmaligen Kränklichkeit legte. 1803 ging er nach Berlin, wohin ihn Gedike gerufen hatte, und wurde Lehrer am Gymnasium zum grauen Kloster. Michaelis 1805 ward er als ord. Lehrer an das Lyceum zu Bremen berufen. Im folg. Sommer heirathete er zu Berlin die älteste Tochter des sel. Gedike. Doch manche schmerzliche Leiden, nie unterbrochene geistige Anstrengung, und wol auch das ungewohnte Klima, untergruben, seine Gesundheit dergestalt, daß er Urlaub nahm, um ärztliche Hülfe zu suchen. Doch erfolgte seine Genesung nicht, und Horn mußte einem Berufe entsagen, der so sehr mit seiner Neigung übereinstimmte. Seit dem Junius 1809 lebt er wieder zu Berlin, in dem häuslichen Kreise der Liebe und Freundschaft, wegen s. Kränklichkeit jedem öffentlichen Amte, das regelmäßige Thätigkeit verlangt, entsagend; sonst aber vielfach beschäftigt als Privatlehrer, sowie durch Vorträge für Männer und Frauen über Shakspeare und deutsche Literaturgeschichte. — Als Schriftsteller war Horn unermüdet thätig. Schon im 14. J. schrieb er kleine Romane und Novellen (z. Theil gedruckt 1797). In s. ersten größern Roman „Guiscardo" (Leipzig 1801) hat er manche der bedeutendern Kämpfe der neuern Dichterwelt mit sich selbst, mit dem Leben und mit der alten Schule des 18. Jahrh. gut dargestellt. In den „Umrissen zur Kritik der neuesten Literatur" erklärt er „Die Dichter", einen Roman in 3 Thln. (Berlin 1817), für sein bestes Werk, und in den Nachträgen zu jenen Umrissen hat er selbst einige Ansichten über sich und verschiedene s. Schriften gegeben. Die meiste Phantasie herrscht in dem Roman „Kampf und Sieg" (Bremen 1811). Auch hat sein Roman „Liebe und Ehe" (Berlin 1820) Beifall, vorzüglich bei den Frauen gefunden. Unter den Novellen ist wol dem „Ewigen Juden"

die meiste Theilnahme geworden. Sein Werk über die „Geschichte und Kritik der Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen von Luther's Zeit bis zur Gegenwart" (Berl. 1822 fg., 3 Bde.) zeichnet sich durch Fleiß mit Liebe und Wahrheitssinn, wie durch geistreiche Kritik aus. Daran schließen sich die „Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands von 1790—1818 (2. Aufl., Berl. 1821). Noch arbeitet er seit 20 J. an einem Werke zur Erläuterung sämmtl. Dramen Shakspeare's („Sh.'s Schauspiele, erläutert von F. H."), wovon bis jetzt 3 Bde. erschienen sind (Leipzig 1823 fg.).

Horn, Cap=, die südlichste Landspitze Amerikas (s. Feuerland), kalt und unfruchtbar, mit hohen Eisfelsen am Gestade und in den Häfen. Treibholz und frisches Wasser, auch wilden Sellerie, zur Erquickung der Seekranken, findet der Seefahrer, und nichts weiter.

Horneck (Ottokar v.), einer der ältesten Geschichtschreiber in deutscher Sprache, lebte in der zweiten Hälfte des 13. und im Beginn des 14. Jahrh. Sein Vaterland war Steiermark, wo sein Stammschloß Horneck noch zu finden ist. In der Kunst des Minnegesangs ward er unterrichtet durch Konrad v. Rotenburg. Sein Leben fällt in die Zeit, in welcher, nach dem Untergange der Hohenstaufen, die Blüthe des ritterlichen Gesanges vorüber war. Nachdem er in der Schlacht am Weidenbache gewesen und in Rudolfs v. Habsburg Gefolge mit nach Böhmen gezogen, kehrte er in die vom böhmischen Joche befreite Heimath zurück, und genoß der Gunst des steirischen Landhauptmanns Otto v. Liechtenstein, der auf der Burg zu Gräz residirte. Er wandte seine Geschicklichkeit im Schreiben und Reimen auf geschichtliche Darstellung, wofür damals die deutsche Prosa wenigstens noch nicht gebildet war. Um das J. 1280 verfaßte er ein Werk über die Weltreiche, welches mit dem Tode Kaiser Friedrichs II. schloß, und zu Wien sich handschriftlich vorfindet. Aufgefodert, auch das Wichtige seiner eignen Zeit aufzuzeichnen, schrieb er jene große, aus mehr als 83,000 Versen bestehende Chronik, die der Benedictiner Pez 1745 als dritten Folioband s. „Scriptor. rerum Austriac." herausgegeben hat. Diesem beträchtlichen Umfange, der rhythmischen Form, der schwierigen Sprache und der oft ermüdenden Weitläuftigkeit, die noch an das alte ritterliche Epos erinnert, nebst andern Gründen ist es zuzuschreiben, daß dies vortreffliche Buch erst seit wenig Jahren von unsern Gelehrten wirklich benutzt und in seinem hohen Werthe anerkannt worden. Es umfaßt die Zeit von Manfreds Tode bis zu Kaiser Heinrich VII., und ist also für die Geschichte Rudolfs und Ottokars, Adolfs von Nassau und Albrechts von Östreich vorzüglich wichtig. Reicher als irgend ein andres Werk jener Zeit ist es an ausführlicher Erzählung merkwürdiger Ereignisse, die der Verf. erlebte, an Schilderung bedeutender Männer, die er gekannt hat, und an Beschreibung von Festlichkeiten, Turnieren und Schlachten, denen er zum Theil selbst beiwohnte. Daß er Gerücht und Fabel von wirklicher Geschichte zu unterscheiden wußte und überhaupt ein wahrheitsliebender Mann gewesen, davon zeugen viele Stellen s. Werkes. Darum hielt er es auch in kirchlichen und politischen Zwisten mit freidenkenden Zeitgenossen, und verhehlt dies nicht im mindesten, sodaß man oft über s. Aussprüche staunen muß. M. s.: „Aus und über Ottokars v. Horneck Reimchronik", von Th. Schacht (Mainz 1821).

Hornemann (Friedrich Konrad), ein berühmter Reisender, geb. 1772 zu Hildesheim, studirte zu Göttingen Theologie und ward in Hanover angestellt. Der glühende Wunsch, das innere Afrika zu besuchen, bewog ihn, sich 1795 an Blumenbach mit der Bitte zu wenden, ihn der afrikanischen Gesellschaft in London als Reisenden zu empfehlen. Nachdem dieser den Jüngling geprüft und sich von seinen Fähigkeiten zu einem so schwierigen Unternehmen überzeugt hatte, schrieb er an Sir Jos. Banks, und Hornemann wurde angenommen. Er entwarf sogleich einen Reiseplan, den er der Gesellschaft vorlegte. Nun studirte er mit größtem

Eifer Naturgeschichte, und orientalische Sprachen. Im Febr. 1797 war er in London; die Gesellschaft gab ihm ihre Instructionen, worauf er über Paris nach Marseille ging und sich dort einschiffte. Nachdem er Cypern besucht, stieg er zu Alexandrien ans Land und verweilte einige Monate in Kairo, um die Sprache der Maugrabiner oder südlichen Araber zu lernen. Auf die Nachricht von der Landung der Franzosen in Ägypten wurde er, wie alle Europäer, in das Schloß gebracht, um sie vor der ersten Wuth des Volks zu sichern. Die Ankunft der Franzosen gab ihm die Freiheit wieder. Bonaparte, von Hornemann's Planen unterrichtet, gab ihm Pässe, und zeigte sich geneigt, s. Reise auf alle Weise zu befördern. Am 5. Sept. 1799 verließ Hornemann Kairo mit der Karavane von Fezzan; den 8. betrat er die lybische Wüste, erreichte den 16. Siouah, eine schon von Brown besuchte Oase, und kam nach einer beschwerlichen Reise von 74 Tagen in Murzuk, der Hauptst. von Fezzan, an. Er verweilte hier einige Zeit, und machte einen Ausflug nach Tripolis, von wo er den 29. Jan. 1800 wieder abreiste. Am 12. April schrieb er, daß er im Begriff sei, mit der großen Karavane von Bornu abzugehen. Seitdem fehlten bestimmte Nachrichten von ihm. Erst 1818 theilte Herr v. Zach in s. „Correspondence astronomique" einen Brief des engl. Capit. Smith mit, nach welchem Hornemann auf dem Rückwege von Tripolis nach Fez, an einem Fieber, das er sich nach großer Ermüdung durch Wassertrinken zugezogen, gestorben und zu Aucalus begraben ist. Sein Begleiter, der Bey von Fezzan, versicherte dem Capitain, daß er Hornemann's Papiere nach Tripolis an den britischen Consul geschickt habe. Sein Tagebuch hat Hornemann früher von Tripolis aus nach England geschickt. Von diesem in deutscher Sprache geschrieb. Tagebuche gab die afrikanische Gesellschaft 1802 eine engl. Übersetz., Karl König aber in dems. J. das Original heraus. Es enthält eine Menge schätzbarer Nachrichten, und hat durch die Zusätze Rennel's, Young's und Marsden's einen noch größern Werth erhalten. Das 3. H. der „Zeitgenossen" enthält eine umständliche Biographie Hornemann's von s. Jugendfreunde Crome.

Hornhaut, die durchsichtige, aus feinen Platten bestehende hornartige Haut, welche vorn den kleinen Kugelabschnitt des Augapfels bildet. (S. Auge.) — **Hornhautfistel.** Die vollkommene Hornhautfistel hat an der äußern und innern Oberfläche der Hornhaut eine Öffnung, die unvollkommene hat nur auf einer Fläche eine Öffnung; die einfache hat keinen Rand an der Öffnung, welchen dagegen die zusammengesetzte hat. — **Hornstein**, ein Name verschiedener Steinarten, welche in Ansehung ihrer Farbe, der Durchsichtigkeit, oder ihres Gewebes Ähnlichkeit mit dem Horne haben. So werden alle durchscheinende Steinarten, welche im Bruche muschelförmig sind, Hornsteine genannt. Dahin gehören der Achat mit s. Unterarten, der Korallenstein, auch der gemeine Feuerstein, welcher vorzugsweise Hornstein genannt wird. — **Hornwerk.** (S. Außenwerke.) — **Hornsilber**, eine neutrale, im Wasser auflösliche, weiße, im Sonnenlichte schwarz werdende salzige Verbindung aus Silber und Salzsäure; so genannt, weil sie im Feuer zu einer hornförmigen, durchscheinenden Masse zusammenfließt.

Hornpfeife, ein musikalisches, im Fürstenthum Wales übliches Instrument. Es besteht aus einer hölzernen Pfeife mit gehörigen Schalllöchern, und einem Horn an jedem Ende; in dem einen sammelt sich die hineingeblasene Luft, aus dem andern gehen die gebildeten Töne hervor. In den Gegenden an Englands nordwestlichen Küsten, wo diese Pfeife heimisch ist, begleitet man mit ihr einen Nationaltanz, welchen wir auch unter dem Namen Hornpipe oder Matelotte kennen. Er besteht aus künstlichen Schritten, welche den Takt stark bezeichnen und eigentlich mit hölzernen Schuhen getanzt werden müssen. Zwei einander gegenüberstehende Personen tanzen abwechselnd. Dieser Tanz ist besonders geeignet, Füße und Körper auszuarbeiten.

Hornthal (Franz Ludwig v.), geb. 1760, Dr. der Philosophie und der Rechte, ein ausgezeichnetes Mitglied der Kammer der bairischen Abgeordneten, studirte zu Bamberg, hielt dann Privatvorlesungen über Philosophie und Mathematik, wurde Lehrer der fürstbischöfl. Edelknaben, legte aber diese Stelle nieder und widmete sich der praktischen Laufbahn als Advocat mit solchem Erfolg, daß ihm die wichtigsten Geschäfte in und außer dem Fürstenthum vertraut wurden. Mit Festigkeit, Kraft und diplomatischer Gewandtheit führte Hornthal als wahrer Volksvertreter die schwierigsten Processe gegen den eignen und nachbarliche Fürsten und Herrn siegreich in Wien oder Wetzlar durch; ebenso oft trat er als glücklicher Vertheidiger peinlich Angeklagter oder als Anwalt der Armen auf. Dadurch kam er mit vielen ausgezeichneten Staatsmännern in Geschäftsberührung, und wurde mit allen Verhältnissen seines Landes innigst vertraut. Als das Fürstenthum 1803 an Baiern kam, ernannte ihn die neue Regierung zum Landescommissair, dann zum Landesdirectionsrath, Stadtcommissair und Polizeidirector in Bamberg, wo er eine in öffentlichen Blättern als musterhaft gepriesene Polizei neu schuf. Während der franz. Durchzüge gegen Preußen 1806, war er Regierungscommissair bei den franz. Behörden, dann, nach kurzem Ruhestand, Rath bei der obersten Justizstelle in Franken. In den beiden folgenden J. ordnete er das verworrene Schuldenwesen (an 12 Mill. Gulden betragend) der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg, was früher mehre kostspielige reichsgerichtliche Commissionen umsonst versucht hatten. Hierauf ging er 1809 in Finanzgeschäften der Regierung nach Wien, und kehrte 1810 mit vielfältigen Beweisen der Zufriedenheit seines Königs, der ihm auch 1815 wegen seiner Verdienste um den Staat den erblichen Adel verlieh, zurück. An der allgemeinen Erhebung des Volksgeistes in Deutschland 1812—15 nahm Hornthal den lebendigsten Antheil; vorzüglich wirkte er als politischer Schriftsteller für das Beste des Volks. Den Männerverein zu Ausrüstung freiwilliger Krieger und die Feier des 18. Oct. in Bamberg beförderte er eifrigst durch Rede, Schrift und That. Dabelow's berüchtigte Flugschrift über den 13. Art. der deutschen Bundesacte züchtigte er durch ein zwei Mal aufgelegtes „Sendschreiben" (Bamb. 1816). Gleichzeitig schrieb er „Ansichten über den wechselseitigen Einfluß der Umwälzung des Staats und des Staatscredits", hauptsächlich gegen die verderblichen Finanzoperationen und Schuldenmachereien der letzten Souverainetätszeit. Ebenso bekämpfte er Dabelow's spätere Schrift über Souverainetät ꝛc. (Bamb. 1816). Im Hungerjahre 1817 wurde er Schöpfer einer Armenspeiseanstalt, zu deren Besten er Vorschläge über Abwendung der Fruchttheuerung, vorzüglich durch einhellige und populaire Maßregeln, Aufhebung der Sperre unter den deutschen Staaten ꝛc. herausgab. Nach Massenbach's Verhaftung erbot er sich, wie Martin, durch den „Neuen rhein. Mercur" zu dessen Vertheidigung gegen die preuß. Regierung; auch suchte er in einer Druckschrift 1819 das Widerrechtliche bei Oken's Entlassung zu zeigen. Endlich nahm er sich der Sammlung von Unterschriften zu einer Adresse an die Bundesversammlung wegen Vollzug des 13. Art. der Bundesacte thätig an. Dafür ward er von der in München erscheinenden, dem constitutionellen Geiste durchaus abholden „Neuen Allemannia" und von verwandten Blättern heftig angegriffen; er antwortete durch eine „Actenmäßige Abfertigung" (1817), der bald, weil die Zeitschrift für halbofficiell galt, ein Schreiben an den Minister Montgelas folgte. — 1818 erschien das Gesetz über die Gemeindeverfassung und bald darauf die Verfassungsurkunde für das Königreich Baiern, welche, als die erste Constitution eines größern deutschen Staates, dem freiern Volk- und Bürgerthum in Deutschland festen Boden gab. In diesem Sinne schrieb Hornthal die sehr freimüthigen „Beiträge zur Kritik der bairischen Verfassungsurkunde" (Bamberg 1818), wodurch auf manche Lücken, wie auf manche Auswüchse, besonders zum Behuf des bevorstehenden Landtags, aufmerksam gemacht wurde. — Mittlerweile kam die Ge-

meindeverfassung zum Vollzug, und H. wurde zum ersten Bürgermeister von Bamberg, und kurz darauf zum landständischen Abgeordneten gewählt. Als Bürgermeister ordnete er in seiner 3jährigen Vorstandzeit, unterstützt von wackern Gemeinderäthen, den während der willkürlichen Bevormundung der Gemeinden auch hier zerrütteten Haushalt, wurde Gründer einer Leihanstalt und andrer gemeinnützigen Einrichtungen, und suchte, nicht ohne Kampf mit manchen Behörden, die verfassungsmäßige Selbständigkeit der Gemeinde überall zu wahren und zu festigen. (Vgl. „Darstellung der Verhältnisse der Stiftungen in Bamberg", Erlangen 1821.) Mit ebenso viel Kraft als Erfolg stellte er sich dem Wunderunwesen des Fürsten von **Hohenlohe** (s. d.) entgegen, indem er die Sache, wiewol mit aller Schonung religiöser Meinungen, polizeilich behandelte. — Nicht minder bedeutend war v. Hornthal's Wirksamkeit in der bair. Ständeversammlung. Schon beim ersten Landtage mit Behr, und anfänglich auch Häcker, Führer der Opposition, bekämpfte er vorzüglich das Staatsschuldenwesen, den Finanz- und Armenhaushalt, die Mißbräuche jeder Art in der Verwaltung, sowie alle freisinnige Institutionen in ihm ihren Vertheidiger, und alle Anträge auf Besserung ihren Urheber oder Beförderer fanden. Auf dem zweiten Landtage, 1822, wirkte er mit Aretin, Weinbach, Köster, Hoffstetten u. A. entscheidend gegen ultramontanischen Einfluß auf die Verfassung. Ebenso kräftig sprach er für den süddeutschen Handelsverein, für Öffentlichkeit der Rechtspflege, Sparsamkeit im Staatshaushalt und ganz besonders für Verminderung und zugleich Besserstellung des stehenden Heeres, für die Vereinfachung der ungeheuer kostspieligen und doch unzweckmäßigen Armenverwaltung u. s. f. — Selbst der König und die Prinzen erkannten sein Verdienst und seine würdevolle Haltung öffentlich an, und nicht leicht hat sich die Meinung im Volke über einen seiner Abgeordneten bestimmter ausgesprochen wie über Hornthal. 1823 hat er seine politische Gesinnung (u. A. in seiner Flugschrift über den Congreß zu Verona) ebenso unverhohlen gegen alles Unlautere und Knechtische ausgesprochen, wie vorher in den Zeiten ausländischer Despotie.

Horoskop, ein mit den Tags- und Nachtlängen bezeichnetes mathematisches Instrument. Die Astrologen bedienten sich desselben, um die Stellung der Gestirne bei der Geburt eines Menschen zu bestimmen. Sie nannten dies Nativitätstellen, und hielten es für einflußreich auf die Handlungen und Schicksale der Menschen. (S. **Astrologie**.)

Hörrohr, s. **Gehörwerkzeuge**.

Horst, in der Jägersprache, das zwischen die Äste aus Holzreisern, Erde, Grashalmen und Moos gebaute und freistehende Nest der Raubvögel. Beim Landwirthe heißt Horst theils ein im Moorlande liegender erhabener Platz oder Hügel, der auch in nassen Jahren trocken bleibt, theils bei Verbesserung des Sandbodens die ausgegrabenen Klumpen darunter liegenden Thons, wenn derselbe vitriolische Theile enthält. Um diese vitriolischen Thonklumpen zur Verbesserung des Sandbodens brauchbar zu machen, wird Kalk darunter gemischt, ehe sie dem Sandboden beigemengt werden.

Hortensius (Quintus), der berühmte Redner und Nebenbuhler des Cicero, bekleidete mehre militairische und bürgerliche Posten, war Consul, 70 J. v. Chr., und Cicero's College als Augur. Die Partei des Clodius, welche er gemeinschaftlich mit Cicero bekämpfte, mißhandelte ihn so arg, daß er kaum mit dem Leben davon kam. Seinen Tod soll er sich durch eine übermäßige Anstrengung im Vortrage einer Rede zugezogen haben. Er war reich, und liebte den Glanz und das Wohlleben. Seine Reden sind sämmtlich verloren gegangen. Er stand dem Cicero oft gegenüber, namentlich als Vertheidiger des Verres, jedoch waren beide Redner gute Freunde. Die Alten rühmen die Beredtsamkeit des Hortensius als blühend, schmuckreich, dem asiatischen Style sich nähernd; er war fein und scharf

in der Auffassung und Eintheilung seiner Materie und bestach durch schnelle Effecte. Sein Vortrag wurde durch einen vornehmen Anstand und eine sehr wohlklingende Sprache unterstützt. (Vgl. Cicero.)

Horus, Sohn des Osiris und der Isis, der gewöhnlich als Kind, ihr im Schoße ruhend und an ihrer Brust saugend, abgebildet wird, war der letzte unter den Götterkönigen, die in Ägypten regierten. Als Typhon den Osiris getödtet hatte, ließ er auch ihn allenthalben aufsuchen. Seine Mutter hatte ihn aber der Latona übergeben, welche ihn verborgen hielt. Dennoch ward er von Titanen getödtet, seine Mutter aber gab ihm das Leben wieder und machte ihn unsterblich. Zugleich lehrte sie ihn die Kunst, zu heilen und zu weissagen, welche er zum Besten der Menschen anwandte. Sein Vater aber stieg aus der Unterwelt herauf und lehrte ihn die Kriegskunst. Als er erwachsen war, warb er Truppen und bekriegte den Typhon, dessen endliche Besiegung ihm glücklich gelang. (S. Typhon.) Hammer erklärt ihn für den Janus oder Amenthes. — Horus, Horus Apollo oder Horapollo, ist der Name eines angeblichen alten Schriftstellers der Ägypter, der ein Werk über die Hieroglyphen geschrieben haben soll, das wir in einer von einem gewissen Philippus verfaßten griechischen Übersetzung besitzen.

Hose, ein Kleidungsstück, das schon bei den Babyloniern eingeführt war, und bei ihnen zugleich die Stelle der Strümpfe vertrat. In Europa finden wir die Hosen zuerst bei den Galliern; die Römer nannten daher einen Theil von Gallien das behosete Gallien (Gallia braccata). Bei den Römern wurden sie erst in den spätern Zeiten allgemein; die Strümpfe trennte man nur vor einigen Jahrhunderten davon. Man trug sie bald eng, bald weit, wie die Mode wechselte, und ging darin so weit, daß man wol 200 Ellen Zeuch zu einem Paar sogenannter Pluderhosen verwandte. Unbegüterte stopften sie aus. Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der sie verboten hatte, ließ einst Einem, den er in dergleichen Hosen erblickte, dieselben aufschneiden, da denn einige Scheffel Kleien herausfielen. Gegen diesen Unfug eiferten Osiander (in seinem „Hoffahrtsteufel") und Musculus (in seinem „Hosenteufel"). Erst unter Ludwig XIV. wurde die heutige Art Hosen eingeführt.

Hoseas, der erste unter den kleinen Propheten des A. Test., in dessen Kanon sein Buch erst nach dem babylonischen Exil eingetragen wurde, trat im Reiche Israel um 770 v. Chr. auf, um die Sittenlosigkeit seiner Zeitgenossen zu rügen und ihnen mit göttlichen Strafen zu drohen. Das durch ihre Schuld verletzte Verhältniß mit Gott kleidet er in den ersten drei Capiteln seines Buchs in die den hebräischen Dichtern wegen des Bundes, den Jehovah mit den Israeliten geschlossen hatte, sehr geläufige Allegorie einer Ehe ein, die ihm sein Weib gebrochen. Die übrigen Capitel behandeln denselben Gegenstand in abwechselnden Bildern mit Vorwurf, Ermahnung und Drohung; das nahe Exil wird vorherverkündigt, und die tröstliche Verheißung der endlichen Rückkehr des gebesserten Volks milderte das Ende dieses prophetischen Buchs. Sein poetischer Charakter ist Eile von Bild zu Bild, von Spruch zu Spruch; nirgends verweilt der Dichter lange, der Strom eines gewaltig aufgeregten Gefühls reißt ihn fort. Daher findet man bei ihm die Rundung, Anmuth und Harmonie, die andre Propheten auszeichnet, in geringerm Grade; das öftere schnelle Abbrechen, die Fülle seines Styls und die schroffe Eigenheit seiner Bilder machen sein Buch an mehren Stellen dunkel, und die nackte Derbheit seines Ausdrucks verletzt nicht selten das Zartgefühl. Dessenungeachtet wird er durch seine unverkennbare Originalität, durch die Tiefe und Wahrheit seiner Empfindung und durch die Kraft und Fülle seiner Sprache, wenn schon als eine wilde Blume, immer einen vorzüglichen Rang unter den Dichtern des hebräischen Alterthums behaupten. E.

Hosianna (hebr.), d. i. Heil ihm! Hilf ihm (o Gott)! ein bei den Juden

gebräuchlicher feierlicher Glückwunsch für Könige und Helden der Nation, wie unser Vivatrufen. E.

Hospitäler, s. Krankenhäuser.

Hospitalfieber, ein bösartiges Fieber, welchem man jenen Namen deßwegen beilegte, weil es gemeiniglich in Hospitälern, besonders in Militairspitälern und großen Krankenhäusern, wo viele Menschen in engem Raume und eingeschlossener Luft leben müssen, entsteht. Beinahe jedes Fieber kann in solchen Spitälern einen bösartigen Charakter annehmen und einen ansteckenden Stoff erzeugen. Die Ursachen der Entstehung und Eigenheit dieses Hospitalfiebers sind theils Strapatzen der Soldaten, Mangel an gesunder Nahrung, Sorge und Angst, besonders aber die eigenartige Verderbniß der Luft vom Beisammenleben vieler Menschen in einem engen Raume, oder selbst nur weniger in einem verschlossenen engen Behältnisse; daher ein ähnliches Fieber bei den in Kerkern eingeschlossenen, auf Schiffen oder in engen, dumpfen Hütten lebenden Menschen entstehen kann, welches Kerkerfieber, Schiffsfieber genannt wird. Man hat das Hospitalfieber häufig mit Nervenfieber, Typhus u. a. m. verwechselt, welche jedoch niemals ganz seinen Charakter ausdrücken, obgleich es von jedem Etwas annehmen kann. Das Hospitalfieber ist seinem Ursprunge nach im hohen Grade Das, was man sonst unter dem Faulfieber und faulichten Nervenfieber begriff, nämlich ein Fieber mit gesunkener Lebenskraft und Verletzung der Verrichtungen des Nervensystems. Die Ursachen nämlich, welche es hervorbringen, vermindern nicht nur die Kräfte des arteriellen und nervösen Systems, sondern verändern selbst die Mischung des Blutes und der übrigen Flüssigkeiten, woher die Zufälle, schneller, aber schwacher und kleiner Puls, Schwäche in allen willkürlichen und unwillkürlichen Verrichtungen, schlechte Eiterung der Geschwüre, Geneigtheit zu Brand und Blutungen, übermäßigen Schweißen und andern Ausleerungen, das eigne Gefühl von Mattigkeit, Irrereden und Verlust des Bewußtseins, entstehen. Der vom Hospitalfieber erzeugte ansteckende Stoff erregt auch in andern Menschen ein Fieber, welches jedoch von dem ursprünglichen sich verschieden darstellen kann. Hier kommt es nämlich auf Einflüsse der Witterung und Jahreszeit und auf die Körperbeschaffenheit des Kranken an, welchen Charakter und welche Form die Krankheit annehmen wird. Bei kraftvollen, jugendlichen, gut genährten und vollblütigen Personen, bei denen das arterielle System vorherrschend, oder durch erhitzende Getränke gesteigert ist, bei trockener, kalter Luft, in einer die Entzündung begünstigenden Witterung, entsteht ein entzündlicher Zustand des Nervensystems, welcher bis zur Höhe einer Gehirnentzündung steigen kann, mit schnellem, aber vollem und selbst etwas härtlichem Puls und mit heftigen Phantasien begleitet ist, und die sogenannte antiphlogistische Heilmethode, Mittelsalze, vegetabilische Säuren, selbst zuweilen Blutausleerungen erfodert. Bei andern Personen hingegen, deren Unterleibsorgane schon vorher gelitten haben oder geschwächt sind, bei fehlerhafter Diät, feuchter, gelinder oder warmer Witterung, wird der entzündliche Zustand mehr das Nervensystem des Unterleibes, besonders die großen Nervengeflechte desselben befallen; es entsteht dann das sogenannte gastrische Nervenfieber, welches mit Zufällen einer gestörten Verdauung, belegter, trockener, schwarzer Zunge, Übelkeit, Würgen u. s. w. erscheint, die scheinbar den Gebrauch der Brechmittel anzeigen, und oft zur wirklichen Anwendung derselben anführen. Ergreift aber das ansteckende Gift solche Personen, bei welchen die oben genannten und andre die Arteriellität herabsetzende, das Nervensystem verletzende, die Säfte selbst verändernde Einflüsse stattgefunden haben, so entsteht ein dem ursprünglichen Hospitalfieber ähnliches Fieber, welches man das typhöse, faulichte, oder auch adynamische nennen könnte. Es zeigt sich indeß selten eine Form dieses Fiebers ganz rein, indem dasselbe sich bei jedem Kranken in unterschiedlichen Graden, in mannigfaltigen Verbindungen darstellt, bald der, bald jener Theil vorzüglich

angegriffen ist, eine Form in die andre übergeht. Daher ist leicht begreiflich, daß weder einerlei Methode, noch ein allgemeines Mittel dagegen anzuwenden ist, sondern daß der Arzt auf den Ursprung und die Entstehungsart, auf die Natur der äußern Einflüsse, auf den Charakter und die Form, auf die vorzüglich leidenden Organe, auf den Verlauf der Krankheit und die in demselben sich ereignenden Veränderungen genau Acht haben und die Behandlung danach einrichten muß. Die Behauptung, daß von dem Hospitalfieber nur einmal der Mensch angesteckt werden könne, gilt nur von der als Petechialfieber erscheinenden Form desselben, indem dieses wahrscheinlich wie mehre andre Ausschlagsfieber, sich in der Regel nur einmal im Körper erzeugt. (S. Petechien.) Zur Verhütung der Entstehung des Hospitalfiebers trägt am meisten die Vermeidung der dasselbe begünstigenden Ursachen bei, Erneuerung der Luft, Verbesserung der Nahrungsmittel rc., vor Allem aber, daß man die Kranken nicht zusammenschichtet, sondern so viel als möglich vereinzelt. Die Ansteckung hat man durch mineralsaure Dämpfe zu vermeiden oder doch zu vermindern gehofft, indem das ansteckende Gift, welches man von ammoniakalischer Natur vermuthet, durch die sauern Dämpfe zerstört werden soll. Allein die Wirksamkeit jener Dämpfe ist noch immer zweifelhaft. Vermeidung der Atmosphäre solcher Kranken und der Berührung solcher Dinge, welche den ansteckenden Stoff von ihnen aufgenommen haben, bleibt wahrscheinlich das einzige sichere Mittel, die Ansteckung zu verhüten. L.

Hospodar, ein slavisches Wort, so viel als Herr, ist der Titel der Fürsten der Moldau und Walachei (s. d.).

Hostien heißen die kleinen, runden, dünnen, weißen, von ungesäuertem Weizenmehle gebackenen Scheiben, die man in der lutherischen und römischen Kirche bei der Communion statt des Brotes zu brauchen pflegt, besonders nach der Consecration. Die größte Fabrik für solche hat Halle. Früher wurden bei dem heil. Abendmahle gewöhnliche Brote gebraucht, dann aber besondere und eigends zu diesem Gebrauche bereitete Brote, bis im 4. Jahrh. runde, große Oblaten (s. d.) aufkamen, welche man nach geschehener Weihung in so viele Stücke zu zerbrechen pflegte, als nach der Anzahl der Communicanten nöthig waren. Seit dem 12. Jahrh. wurden die hier beschriebenen Hostien, auch Oblaten genannt, eingeführt. Von der römisch-katholischen Kirche wird das Brot im Abendmahl darum Hostie genannt, weil sie die Verwandlung desselben in den Leib Christi annimmt, und sich des Ausdrucks bedient, der Leib Christi werde von dem Meßpriester als ein unblutiges Opfer (hostia) dargebracht. Das bei der Communion nach dem neuen Ritus der vereinigten evangelischen Kirche am Reformationsfeste 1817 zu Berlin gebrauchte Brot bestand aus runden, dünnen, ungefähr 3 Zoll im Durchmesser haltenden und $\frac{1}{2}$ Zoll dicken Scheiben Weißbrot, welche in drei Theile gebrochen wurden. Ähnlicher Brote bediente man sich an andern gemischten Orten bei dieser Feier, und im Nassauischen sind zum Abendmahle der evangelisch-christlichen Kirche größere Hostien verordnet. (Vgl. Union.) E.

Höst (Jens-Kragh), D. der Rechtsgel., geb. auf St.-Thomas den 15. Sept. 1772, Sohn des 1794 verst. königl. Etatsraths Höst, der in frühern Jahren Mitglied des königl. Raths auf St.-Thomas und St.-Jean in Westindien war. 1801 wurde Höst Assessor des Hof- und Stadtgerichts, verlor aber 1808 diese Stelle durch einen Ausspruch des höchsten Gerichts. Er scheint durch zu freie Äußerungen s. Glück geschadet zu haben. Allein er hat sich nicht nur um die dänische Literatur und die dänische Geschichte, sondern auch um die Erhöhung der Vaterlandsliebe ein großes Verdienst erworben. Er war es, der mit Guldberg und Haste die schöne Idee faßte, durch schriftstellerische Annäherung in Schweden und Dänemark auch beide Nationen einander näher zu bringen (s. „Nordia“, 1795, eine dänisch-schwedische Zeitschrift) und in s. gedruckten Schreiben an Professor Gräter,

welches Nyerup's „Udsigtover Nordens aeldste Poesie" angehängt ist, auch die deutsche Muse zum Beitritt auffoderte. Er war es, der mit Nyerup, Pram und Baggesen die auf eben diese Idee gegründete skandinavische Literaturgesellschaft errichtete, wovon die Herausgabe des „Skandinavischen Museums" die unmittelbare Folge war. Außerdem verdanken ihm Dänemark und Schweden durch mehre seiner Zeit- und Flugschriften, sowie seiner glücklichen Übersetzungen, Erweiterung und Verbreitung ihres literarischen Ruhms. Außer der „Nordia" gedenken wir hier nur seiner „Svenske Blade", seiner „Euphrosyne", „Iris", „Dannora" und „Dana"; unter seinen Übersetzungen aber seines „Odins, oder die Auswanderung der Asen", nach Leopold, und seines „Blumenkranzes von Romanen" aus dem Franz. und Deutschen. Auch gab er eine schwedische Sprachlehre und ein schwedisches Handwörterbuch für Dänen heraus. 1810 schrieb er „Merkwürdigkeiten in Christians VII. Regierung"; 1813: „Entwurf einer Gesch. der dänischen Monarchie unter Christian VII."; 1815: „Klio", Bd. 1; „Politik und Geschichte", 5 Bde. (1820 fg). Sein wichtigstes Werk ist (in dänischer Sprache) „Der Geh. Cabinetsminister Graf Struensee und dessen Ministerium" &c., Kopenhagen 1824, 3 Thle., welches zuerst die Geschichte der Struensee'schen Periode gründlich und unparteiisch dargestellt und alle frühere Schriften über diese Zeit berichtigt hat. 87.

Hottentotten (ein holländ. Name; sie selbst nennen sich Quanquis), ein afrikanisches Volk, welches die Südspitze von Afrika bewohnt, und theils unter britischer (vormals holländischer) Herrschaft steht, theils unabhängig lebt. Sie haben Ähnlichkeit mit den Negern, gehören aber nicht zu denselben. Für ihre schnalzenartige Sprache sind die Sprachwerkzeuge ganz eigenthümlich gebaut. Ihre Hautfarbe ist gelbbraun, die Haare wollenartig, kraus und schwarz, die Backenknochen stehen sehr weit hervor, die Nase ist flach und der Mund groß, doch nicht mit solchen Lippen, wie die Neger. Sie sind von gewöhnlicher Größe, wohlgewachsen und gut gebildet, und haben einen sehr gelenkigen Körper. Die Hottentotten sind ein gutmüthiges, dienstfertiges Volk, welches mit den Fehlern der rohen Naturmenschen auch ihre guten Eigenschaften verbindet; aber weder Bosheit noch Rachgier ist ihnen eigen; hingegen sind sie unreinlich, abergläubisch und sinnlich. Sie sind in viele Horden, Geschlechter und Familien abgetheilt. Einige leben als Dienstboten in den Häusern der Colonisten oder in der Nähe von den Höfen der Colonisten in einiger Abhängigkeit von ihnen, andre in weit entlegenen Dörfern (Kraals). Erstere nennt man Cap- oder Coloniehottentotten, sie haben nach und nach einige Bildung erhalten, und treiben Viehzucht mit etwas Landbau; letztere heißen freie, wilde oder Schakalshottentotten, und ziehen mit ihren Kraals und Viehheerden nomadisch umher. Viele haben auch nach den Gegenden, wo die Familien wohnen, einen besondern Namen. Heut zu Tage haben sich die Hottentotten sehr vermindert. Der freien Hottentotten sind in den meisten Bezirken des Caplandes nur noch wenige; die einzelnen Horden, die man noch hier und da antrifft, sind nicht zahlreich. 1810 zählte man in der jetzt britischen Colonie des Caplandes 19,764 Hottentotten. Die zu London errichtete Missionsgesellschaft und die Brüdergemeinde unterhalten in diesem Theile Afrikas Missionnaire, durch welche ein Theil der Hottentotten zum Christenthum bekehrt worden ist. Schon jetzt bemerkt man bei der wachsenden Bevölkerung des Caps, daß in eben der geometrischen Proportion, in welcher die christlichen Bewohner in der Colonie auffallend zunehmen, die hottentottische merklich abnimmt und sogar auswandert. Die Chonaquacs- oder Gonakashottentotten, welche in der Nähe des Kaffernlandes wohnen und welche Vaillant schildert, sind stärker, größer und schwärzer als die übrigen Hottentotten. Die Buschmänner (Bosjesmannen, wilde Hottentotten), welche in den buschigen und gebirgigen Gegenden der südlichen Spitze von Afrika vom Raube leben, sind

den Colonisten, welche dieselben verdrängt haben, sehr gefährlich. Meisterhaft hat ihre ekelhafte Thierheit Lichtenstein in seiner „Reise in das südl. Afrika" geschildert. Die Buschmänner bilden ein liederliches Gesindel von Landstreichern und Räubern aus verschiedenen Hottentottenstämmen, die sich in öde und unzugängliche Gebirgsgegenden geflüchtet haben. Nach Campbell wohnen die meisten Buschmänner an den vier Flüssen Malalareen, dem gelben, Alexander- und Cradokflusse. Ihre Zahl beträgt einige Tausende. Sie sind die erklärten Feinde aller ihrer Nachbarn, der übrigen Hottentotten, der Kaffern und der Colonisten, indem sie aus ihrem Hinterhalte auf Vorübergehende lauern und mit vergifteten Pfeilen nach ihnen schießen. Sie rauben vorzüglich Vieh zu ihrer Nahrung, denn sie behalten keines lebendig, um es aufzufüttern oder sich fortpflanzen zu lassen, sondern Alles, was sie erbeuten, wird sogleich geschlachtet und aufgezehrt, sobald sie es in Sicherheit gebracht haben. Oft ist daher die Colonie genöthigt, Militair gegen sie abzuschicken, um ihren Räubereien Einhalt zu thun. Die durch Vermischung der Weißen mit den Hottentottinnen entstandene Race nennt man Mestizhottentotten. Sie sind frei wie die Weißen.

Hottinger, eine schweizerische Familie, berühmt durch mehre Gelehrte, vorzüglich Theologen: 1) **Johann Heinrich**, der Ältere, geb. zu Zürich 1620, machte in der Schule das. solche Fortschritte in den alten Sprachen, daß man ihn auf öffentliche Kosten einige auswärtige Universitäten besuchen ließ. Er reiste 1638 nach Genf, von da nach Frankreich und Holland. Hier studirte er in Gröningen orientalische Sprachen. Mit einem Schatze von Kenntnissen kehrte er über England 1641 in sein Vaterland zurück. 1642 wurde ihm die Professur der Kirchengeschichte in seiner Vaterstadt übertragen, 1643 die Professur der Katechetik und orientalischen Sprachen. Seine lehrreichen Vorträge und praktischen Übungen belebten das Studium der orientalischen Literatur. Noch mehr verbreitete sich sein Ruhm durch zahlreiche Schriften über dieselbe. Mit ungemeinem Fleiße erforschte er die innere Verwandtschaft der morgenländischen Sprachen, und machte auf den Gewinn, welchen die Schrifterklärung daraus ziehen könne, aufmerksam, z. B. in seiner „Grammatica quatuor linguarum hebr., chald., syr. et arab. harmonica" (Zürich 1649, 4.); in seinem „Etymologicum orientale" (Frankf. 1661), „Thesaurus phil. s. clavis scripturae" (Zürich, 3. Ausg. 1696, 4.), durch welches Buch er zum Aufleben des Studiums der orientalischen Literatur am meisten beigetragen hat, u. a. m.; ferner setzte er mit diesem Studium das Studium der orientalischen Geschichte und Archäologie in enge Verbindung, und über die Geschichte der Juden und Mohammedaner, wie überhaupt über die Geschichte der Religionen und Secten des Orients, gab er die erste genauere Kunde, z. B. in seiner „Historia orientalis" (Zür. 1651 u. 1660, 4.), „Promtuarium s. bibliotheca oriental." (Heidelb. 1658, 4.) u. a., sowie in seiner bis auf die Geschichte der Reformation gehenden sehr geschätzten „Historia ecclesiastica N. T." (Zürich 1651—67, 9 Bde.), welche nach authentischen Quellen ausgearbeitet, aber nicht frei von manchen religiösen Vorurtheilen, in der Ordnung etwas locker und rauh im Vortrag ist. Vorzüglich bemühte er sich, auch den Zustand der orientalischen Kirchen genau kennen zu lernen, und theilte in seinen Schriften manches Ergebniß dieser Forschungen mit. Sein Ansehen in der gelehrten Welt war so gestiegen, daß der Kurfürst von der Pfalz sich durch einen eigenhändigen Brief an den Rath zu Zürich die Erlaubniß auswirkte, ihn auf einige Jahre nach Heidelberg kommen zu lassen, um durch seine Wirksamkeit dem gesunkenen Flore dieser Universität wieder aufzuhelfen, welches auch Hottinger (1653—61) mit dem glücklichsten Erfolg bewirkte. Seinem Bestreben aber zur Vereinigung der protestantischen Religionsparteien, welche der Kurfürst zu bewirken wünschte, stellten sich die gewöhnlichen Hindernisse in den Weg. 1658 begleitete er den Kurfürsten auf den Reichstag zu

Frankfurt, wo er die bedeutendsten Männer Deutschlands kennen lernte und mit dem großen Orientalisten Ludolph Freundschaft schloß. Beide faßten damals den Plan, einige in der orientalischen Literatur erfahrene junge Leute auf fürstliche Kosten zur Erforschung des Zustandes der afrikanischen, besonders der äthiopischen, Kirchen von Afrika reisen zu lassen. Als er nach Heidelberg zurückgekehrt war, bat der Kurfürst den Rath zu Zürich um Verlängerung seines Urlaubs, und erhielt ihn auch. Mit Ehrenbezeigungen überhäuft, kehrte er endlich 1661 nach Zürich zurück. Hier wurden ihm bald die Würde eines beständigen Rectors der Universität, mehre ehrenvolle Ämter, ja einige Mal selbst Staatsgeschäfte, z. B. eine Gesandtschaft nach Holland, übertragen. 1667 wollte er endlich einem wiederholten Rufe der Universität Leiden folgen; aber das Schicksal hinderte ihn, sein Vaterland zu verlassen, indem er mit dreien seiner Kinder auf einer Fahrt auf der Limmat sein frühes, allgemein betrauertes Ende fand. 2) Sein Sohn Johann Jakob, geb. zu Zürich 1652, begann unter des Vaters Anleitung seine Studien, bekleidete nachher mehre geistliche Ämter, wurde 1698 Professor der Theologie zu Zürich und starb 1733. Sein Leben hat J. J. Lavater beschrieben („Tempe Helvetia", 2. Bd., S. 7 fg., wo auch ein Verzeichniß seiner meisten theologischen Schriften, an der Zahl 114, gegeben wird). Unter ihnen wird des Inhalts wegen am meisten geschätzt seine „Helvetische Kirchengeschichte" (Zürich 1708—20, 2 Bde., 4.), durch welche er die Würde seiner Kirche zu behaupten bemüht war, und einige ebenso viel Verstand als Mäßigung verrathende Unionsschriften. Über Vater und Sohn siehe: Meister's „Berühmte Züricher", 2. Thl., S. 10 fg. u. S. 293 fg. — Mit Letzterm ist nicht zu verwechseln: 3) der 1750 geb. Johann Jakob, Prof. und Chorherr zu Zürich, und das. gest. den 4. Febr. 1819, rühmlich bekannt durch die Herausgabe mehrer Classiker, z. B. des Sallust, der Schrift des Cicero „De divinatione", der Übersetzungen derselben Schrift und des Werkes über die Pflichten, der Charaktere Theophrast's u. a. m. Nicht bloß als Philolog, auch als Ästhetiker und Literator hat dieser ebenso scharfsinnige als geschmackvolle Gelehrte sich bedeutende Verdienste erworben. Seine treffliche Preisschrift: „Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern" (Manheim 1789), gehört zu dem Vorzüglichsten, was wir in dieser Art besitzen. Außerdem verdient bemerkt zu werden seine „Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Literatur" (Zürich 1784—86, 3 Bde.), „Über Bodmer" (Zürich 1785), „Salomo Geßner" (Zürich 1796) und andre kleine Schriften in deutscher und lateinischer Sprache, die zum Theil in den „Opuscul. orat." (Zürich 1816), theils in den „Zürcherischen Beiträgen" abgedruckt sind. Mit Wieland und Jacobs vereinigte er sich zur Herausg. des „Neuen attischen Museums". T.

Houdon (N.), Mitglied des Instituts, Ritter der Ehrenlegion, einer der ersten jetzt lebenden Bildhauer Frankreichs. Schon 1782 gründete er seinen Ruf. Vorzüglich bemerkenswerth sind seine Diana und die sitzende Statue von Voltaire, welche letztere der Künstler zwei Mal ausführte und wovon das eine Exemplar im Peristyl der Bühne des großen franz. Theaters aufgestellt ist. Auch hat man von ihm eine über dem Gesicht des Verstorbenen modellirte, trefflich gearbeitete Büste von Rousseau, ferner die von d'Alembert, Barthélemy, der verst. Markgräfin von Ansbach, des Marschall Ney, Napoleons, der Kaiserin Josephine u. m. A. Seine Statue des Cicero, im Saale des ehemaligen Erhaltungssenats, stellt diesen Redner dar, wie er den Verräther Catilina aus dem Senate weist, und ist von vortrefflicher Wirkung. Für den Unterricht in der Akademie hat Houdon zwei mit großer Kenntniß der Muskellagen ausgeführte Modelle menschlicher, der Haut beraubter, Körper ausgearbeitet, deren größeres 5½ Fuß hoch ist. 12.

Houris, Jungfrauen, welche in Mohammed's Paradies eine der Belohnungen der Seligen ausmachen sollen. Sie sind, nach der Schilderung des Korans,

von blendender Schönheit, denn Rubinen und Perlen werden beschämt durch sie; keiner Unreinigkeit unterworfen, von keinem Menschen oder Geiste je der Jungfrauschaft beraubt, haben sie die süßen schmachtenden Blicke ihrer großen schwarzen Augen nur für den einzigen Geliebten. In unaufhörlich grünenden Gärten findet man sie in Lauben, auf grüne Kissen und die schönsten Teppiche hingegossen, und eine Fülle des süßesten Genusses erwartet den Seligen in ihren Armen. Wie oft aber auch sie den süßesten Genuß gewährten, werden sie doch nie aufhören, jungfräulich zu sein. Man sieht, Mohammed hat nichts gespart, dem üppigen Orientalen auch von dieser Seite sein Paradies reizend zu malen. Er hatte aber ein Vorbild hierzu in dem Parsismus, in dessen Paradies, Behisht und Minu genannt, die schwarzäugigen Nymphen, Hurani behisht, deren Obhut dem Engel Zannyad anvertraut ist, ebenfalls nicht in Schatten gestellt sind. Es versteht sich nun aber wol von selbst, daß hier bloß ein Männerparadies gemalt ist, in welchem die Weiber sich eben nicht zum besten befinden dürften. Sie sollen aber an einen besondern Ort der Glückseligkeit gelangen, wo es ihnen an allen Arten von Vergnügungen nicht mangeln soll. Die von ihren Männern recht innig geliebten Weiber haben eine Hoffnung mehr, denn dem Manne steht es frei, statt der Houris seine Gattin zurückzufodern. dd.

Houtmann (Cornelius), Gründer des holländischen Handels mit Ostindien, geb. zu Gouda in der Mitte des 16. Jahrh., mußte sich, seiner Geschäfte wegen, einige Zeit in Lissabon aufhalten, zog aus Neugierde Erkundigungen ein über den Handel mit Indien, der damals Portugal ausschließend bereicherte, und über die Wege dahin. Er bemerkte bald, welche Vortheile seinen Landsleuten aus dieser Schifffahrt zufließen könnten; allein da den Fremden alle Nachforschungen aufs strengste untersagt waren, erregte Houtmann Verdacht, wurde eingesperrt und zur Entrichtung einer großen Geldstrafe verurtheilt. Da er diese nicht bezahlen konnte, wendete er sich an die amsterdamer Kaufleute mit dem Antrage, ihnen Alles zu verrathen, was den Handel nach Indien betreffe, wenn sie ihn befreien wollten. Sie kauften ihn los, und er hielt, als er 1594 nach seinem Vaterlande zurückkam, sein Versprechen. Die Kaufleute bildeten eine Gesellschaft, die sich die Compagnie der entfernten Lande nannte, rüsteten 4 Schiffe aus und ernannten Houtmann zum Supercargo. Den 2. April 1595 lief die Flotille aus und landete den 23. Juni 1596 vor Bantam auf Java. Sie wurden freudig aufgenommen, allein die Portugiesen wußten sie bald mit den Eingeborenen zu entzweien. Sie machten noch mehre Versuche auf den ostindischen Inseln, sahen sich aber endlich genöthigt zurückzukehren, nachdem die Mannschaft auf weniger als ein Drittel zusammengeschmolzen war. Den 14. Aug. 1597 liefen sie wieder in den Hafen von Amsterdam ein. Ungeachtet diese erste Expedition wenig Vortheil gebracht hatte, beschloß man doch sogleich die Absendung einer zweiten. Es bildeten sich nach dem Beispiele von Amsterdam ähnliche Compagnien in den Seestädten der vereinigten Provinzen; endlich vereinigten sich alle in eine ostindische Compagnie, welche den Portugiesen den ostindischen Handel entriß, sie aus Ostindien vertrieb und bis ans Ende des 18. Jahrh. sich ausschließend in dem Handel dahin erhielt. Houtmann ging als Befehlshaber der zweiten Unternehmung 1598 wieder nach Ostindien ab und war dies Mal glücklicher. Nachdem er Madagaskar, die Maldiven und Cochinchina besucht hatte, landete er auf Sumatra, wo er anfangs von dem Könige freundlich aufgenommen, allein bald darauf bei einem Feste verhaftet wurde. Die Schiffe, welche schon geladen hatten, kehrten zurück, und man glaubte Houtmann getödtet. Allein am 31. Dec. 1600 kam er mit 3 Matrosen an Bord eines vor Achem liegenden holländischen Schiffes, erklärte aber, er wolle sich der Gefangenschaft nicht entziehen, weil er hoffe, die Freiheit noch zu bekommen und mit dem Könige einen seinen Landsleuten vortheilhaften Vertrag abzuschließen. Der König zeigte wirk-

lich günstige Gesinnungen, gab aber den Einflüsterungen der Portugiesen nach, und sandte Houtmann in das Innere des Landes, wo er in der Folge starb. Von diesen ersten Reisen der Holländer erschienen anziehende Beschreibungen, später ließen sie über ihre Seefahrten amtlich nichts mehr bekannt werden.

Houwald (Christoph Ernst, Freih. v.), Landsyndicus des Markgrafthums Niederlausitz, geb. den 29. Nov. 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz, ward im Hause seines Vaters, Besitzers dieser Standesherrschaft, bis in sein 16. Jahr unterrichtet, wo der vertraute Umgang mit der Natur und der romantische Spreewald, der das alte gothische Schloß umgab, schon in dem Knaben den Hang zum Dichten weckten; er entwarf kleine Lieder, und Schiller's „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" begeisterte den 13jähr. Knaben dergestalt, daß er ein Trauersp. in 5 Acten: „Der Tod des schwedischen Generals Lillienhöck", zu Stande brachte. 1794 kam er nach Halle auf das Pädagogium, dessen Vorsteher, Kanzler Niemeyer, auf Houwald's Bildung besonders einwirkte. Hier wohnte er 4 Jahre mit dem jüngern Contessa auf Einem Zimmer, wodurch die Freundschaft entstand, die auf sein ganzes Leben von großem Einfluß gewesen ist. Auch als er 1799 fg. auf der Universität Halle die Kameralwissenschaften studirte, wohnte er mit Contessa in Einem Hause. Seine Freistunden füllte Houwald mit dem Studium der Literatur und mit Musik aus. Seit 1802 widmete er sich dem ständischen Dienste seiner Provinz. In dieser Zeit ließ er einige Dichtungen unter dem Namen Ernst, oder Waluhdo (dem Anagramm von Houwald), in Zeitschriften und Sammlungen abdrucken. Nach seiner Vermählung 1806 widmete er sich ganz seinen Berufsgeschäften, bis 1815 die neue Organisation der an Preußen abgetretenen Niederlausitz dem Wirkungskreise der Stände enge Schranken setzte. H. zog sich jetzt in die Einsamkeit seines Landgutes Sellendorf zurück, wo ihm das Schicksal seinen Jugendfreund, den jüngern **Contessa** (s. d.), wieder zuführte. Beide Freunde dichteten in ihrer ländlichen Abgeschiedenheit, und Contessa gab zuerst ein Bändchen Erzählungen von Houwald „Romantische Accorde" heraus (1817). Diesem folgte: „Das Buch für Kinder gebildeter Stände" (Leipzig 1819 fg., 2 Bde.). Nachdem er diese Arbeiten, sowie ein neues, Contessa zugeeignetes, Bändchen Erzählungen günstig aufgenommen sah, versuchte H. sich im Drama. Es erschienen die kleinern tragisch-dramatischen Dichtungen: „Die Freistatt" und „Die Heimkehr" (welche zuerst seinen Ruf begründeten); ihnen folgten seit 1821 die größern: „Das Bild", „Der Leuchtthurm", „Fluch und Segen". Nicht lange nachher wählten H. die niederlausitzer Landstände zu ihrem Landsyndicus. Seitdem scheint er nur seinem Amte zu leben; er hat Sellendorf verkauft und wohnt jetzt mit seiner Familie bei Lübben in seinem kleinen reizenden Neuhaus. Auch sein Freund Contessa theilte diesen Aufenthalt mit ihm. H.'s Dichtungen sind Blüthen der Gemüthswelt; sanfte Wehmuth ist ihr Grundcharakter. Im „Bilde" treten gut gezeichnete Charaktere hervor; Bildung und Gediegenheit der Sprache, ein trefflicher Dialog und meisterhafte poetische Schilderungen zeichnen dieses Trauerspiel aus. Vorherrschender ist das lyrische Element in seinen übrigen Dramen. Unter seinen Erzählungen sind mehre vortrefflich, z. B. die Novelle: „Das Wiedersehen auf dem St.-Bernhard", und die Erzählung: „Jakob Thau, der Hofnarr". Seine neuesten Arbeiten sind: das Gelegenheitsstück „Fürst und Bürger"; das Trauerspiel „Die Feinde" und „Vermischte Schriften" (2 Bde.). Auch gab er (Leipzig, bei Göschen) den „Waisenfreund" (3 Thle.), und 1826 Contessa's des Jüngern Werke in 9 Bänden, und in Berlin den „Brandenburgischen Hausfreund" heraus.

Howard (John), ein Menschenfreund, der mit uneigennütziger Sorgfalt sein ganzes Leben der Verminderung des menschlichen Elends widmete, der Sohn eines reichen Kaufmanns, geb. zu Clapton in England 1727, wurde in seiner Er-

ziehung streng gehalten, sollte erst in London die Handlung erlernen, verließ sie aber, als er sich nach seines Vaters Tode im Besitz eines großen Vermögens sah, auch wegen seiner Schwächlichkeit zu diesem Geschäfte wenig geeignet war, und machte eine Reise nach Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr 1752 blieb er einige Zeit in London, und beschäftigte sich daselbst vorzüglich mit Physik und Medicin. Schon damals zeigte sich sein Edelmuth in Unterstützung der Armen thätig. Seine schwache Gesundheit nöthigte ihn zu großer Enthaltsamkeit und zum Landleben. Die Pflege und Behandlung, welche er von einer Witwe, bei welcher er wohnte (Sara Loidorn) erfuhr, rührte ihn so, daß er ihr, obgleich sie schon 60 J. alt war, in seinem 26. J. seine Hand gab und sie zärtlich liebte. Aber er verlor sie schon 3 J. nachher. Als das Unglück, welches Lissabon durch das fürchterliche Erdbeben betroffen, bekannt worden war, war er entschlossen, nach Portugal zu reisen, schiffte sich auch 1755 ein; allein das Schiff wurde von einem franz. Caper genommen und nach Brest gebracht, wo er einige Monate in Kriegsgefangenschaft lebte und Gelegenheit hatte, das Loos der Gefangenen mit eignen Augen kennen zu lernen. Die lebhafte Theilnahme, welche ihm hier seine eigne Erfahrung für dasselbe einflößte, scheint vorzüglich den großen und edelmüthigen Plan, das Schicksal der Gefangenen zu lindern, in ihm erweckt zu haben. Als er auf sein Ehrenwort nach England zurückgekehrt war, machte er den ersten glücklichen Versuch durch Vorstellungen bei seiner Regierung, den Zustand der Gefangenen in Frankreich zu verbessern. Seine physikalischen Untersuchungen und seine Arbeiten verschafften ihm die Aufnahme in die königl. Societät der Wissenschaften. Er kaufte sich nachher ein kleines Landgut zu Lymington, verheirathete sich (1758) zum zweiten Male, ließ sich aber nach dem Tode dieser zweiten Gattin, welche ihm einen Sohn geboren hatte, in der Nähe von Bedford, auf einem väterlichen Gütchen, Cardington, nieder, wo man ihn wie überall, als liebevollen Wohlthäter der Armen und Unglücklichen verehrte. Auch wurde er hier in die Versammlungen der Dissidenten gezogen und 1773 zum Sheriff der Grafschaft Bedford gewählt. Die Verwaltung dieser Stelle setzte ihn in den Stand, das Elend der Gefangenen und alle Gefängnisse im Königreiche genau kennen zu lernen. Sein redlicher Eifer zog die Aufmerksamkeit des Hauses der Gemeinen so sehr auf sich, daß man von ihm einen Bericht über diesen Gegenstand verlangte, welcher nicht nur zwei Bills bewirkte, eine die Erhaltung der Gesundheit der Gefangenen, die andre die Loslassung und Unterstützung Derer betreffend, welche zwar freigesprochen, aber dennoch ungebührlicher Weise im Gefängnisse festgehalten wurden, sondern ihm auch eine öffentliche Danksagung des Unterhauses veranlaßte. Dieses munterte ihn auf, die Untersuchung der Gefängnisse in England zu vollenden. Bald aber erstreckten sich seine menschenfreundlichen Absichten auf ganz Europa. Zwölf Jahre verwendete er zur Ausführung dieses Plans und reiste von 1775—87 vier Mal nach Deutschland, fünf Mal nach Holland, zwei Mal nach Italien, durchflog auch Spanien und Portugal, die nordischen Staaten und die Türkei. Überall war sein Hauptzweck, die Hospitäler und Gefängnisse zu besichtigen. Howard scheute weder Kosten noch Gefahr, um diese Gemächer des Jammers zu untersuchen; ja, er soll sich sogar, um seine menschenfreundliche Wißbegierde zu befriedigen, in Valladolid erboten haben, einen Monat selbst im Kerker zu bleiben. Überall fand der einfache, liebreiche und edelmüthige Mann Achtung, und selbst an vielen Höfen (z. B. bei Joseph II.) eine ausgezeichnete Aufnahme. Das erste Ergebniß seiner Reisen war sein Werk „Über die englischen und ausländischen Gefängnisse und Zuchthäuser" (Warrington 1777), das durch seine folgenden Reisen in den spätern Ausgaben, z. B. 1784, Verbesserungen und größere Vollständigkeit erhielt (im Ausz. deutsch von Köster übersetzt, Leipzig 1780). Selten hat ein Buch so segensreiche Folgen wie dieses gehabt, denn es hat zur Errettung vieler Tausende

welche trostlos im tiefen Kerker schmachteten, mit Krankheiten kämpften, und so körperlich und geistig sich verzehren mußten, mächtig gewirkt, die Aufmerksamkeit der Regierungen in den gebildeten Staaten Europas auf eine zweckmäßige Verbesserung der Gefängnisse und Zuchthäuser zuerst hingeleitet, und dadurch zur Besserung und einer menschlichern Behandlung der Gefangenen, besonders in England, Frankreich und Deutschland, beigetragen. Damit war jedoch sein Eifer nicht zufrieden. Er wollte nun, nachdem er das furchtbare Kerkerfieber glücklich bekämpft, auch den Fortschritten der Pest sich entgegenstellen. Er nahm in dieser Absicht den Charakter eines englischen Arztes an, welchen zu behaupten ihm nicht schwer wurde, da er früher eifrig die Arzneikunde studirt hatte, überall den Kranken unentgeltlich Hülfe leistete und mit wichtigen Empfehlungen versehen war. So reiste er 1785 zuerst nach Marseille. Nachher durchwanderte er die Pesthäuser und Lazarethe in Italien und in der Türkei, wobei er sich oft der äußersten Gefahr aussetzte. Überall half er, wo er nur konnte. Nachdem er sich von der Natur der Pest und den wirksamsten Mitteln gegen diese Seuche unterrichtet hatte, gab er 1789 seine wichtige Schrift „Über die vorzüglichsten Lazarethe in Europa, mit Nachrichten über die Pest" heraus (a. d. Engl., Leipz. 1791), kündigte aber am Schlusse dieses Werks eine noch größere Reise in den Osten an, um auch in Asien die Pest kennen zu lernen, und die ihm bekannten Mittel gegen dieselbe zu versuchen. Er verließ sein Vaterland noch 1789, wurde bei einem Krankenbesuche in Cherson in der Krim von einer epidemischen Krankheit angesteckt und starb den 20. Jan. 1790, ein Opfer seiner warmen Menschenliebe. Er liegt, wie Potemkin, in der Nähe von Cherson begraben; ein kleiner Obelisk bezeichnet sein Grab. Seine Schriften, wozu noch eine Übersetzung der „Historischen Bemerkungen und Anekdoten, die Bastille betreffend", aus dem Franz. 1780 (deutsch, Berlin 1789), eine englische Übersetzung des peinlichen Gesetzbuchs des Großherzogthums Toscana (1789) und mehre physikalische Abhandlungen in den „Schriften der londner Societät der Wissenschaften" kommen, zeigen ihn auch als einen Mann von vielem Beobachtungsgeiste. Er hat einen Sohn hinterlassen, der wahnsinnig ist. Auch in seinem Testamente soll Howard den Hauptgegenstand seines Wirkens nicht vergessen und eine große Summe zur Verbesserung der Gefängnisse und Tollhäuser vermacht haben. Sein Vaterland hat dem Manne, der sich um die Menschheit so verdient gemacht hat, ein Denkmal in der St.-Paulskirche zu London errichtet.

Howard (Luke), einer der vorzüglichsten unter den lebenden Meteorologen, dessen Theorie der Wolkengestaltung durch die Zeitschrift von Göthe: „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie", 1. Band, 3. Heft, und durch dessen dort befindliches Gedicht in Deutschland bekannt geworden ist, gehört zur Gesellschaft der Freunde oder Quäker, wohnt in Tottenham-Green bei London und ist ein Pharmaceuticalchemist. Seine Anstalt zu Stratford in Essex, die bedeutendste dieser Art in England, vielleicht in Europa (bekannt unter der Firma: Howard, Jewell und Gibson), deren Haupteigenthümer und Vorsteher er ist, scheidet, mischt und bereitet die Stoffe, welche theils zu Heilmitteln, theils zu den mechanischen Künsten gebraucht werden, und verkauft sie im Großen. Howard ist geb. in London den 28. Nov. 1772, wo sein vor wenig Jahren verstorbener Vater, Robert Howard, eine Weißblechfabrik hatte, welche noch jetzt die vorzüglichste ihrer Art in England ist. Er erhielt den ersten Unterricht in einer gelehrten Schule zu Burford bei Oxford und wurde dann bei Manchester in eine Drogueriehandlung gethan. Obgleich er hier sehr beschäftigt war, fand er dennoch Zeit, Französisch, Chemie, Botanik und so viel Physik zu lernen, als die ihm mangelnden Kenntnisse in der Mathematik es verstatteten. 1798 wurde er in London Handelsgenosse des durch seine Verdienste um die Bell-Lancaster'schen Erziehungsinstitute und um andre milde Anstalten so berühmten Quäkers, des wohlhabenden William

Allen. Howard und Allen waren auch Mitglieder eines philosophischen Vereins junger Männer in London, die Originalabhandlungen über wissenschaftliche Gegenstände schrieben und darüber ihre Meinungen austauschten. Unter andern Aufsätzen, welche Howard dadurch veranlaßt wurde mitzutheilen, war auch sein „Essay on the modification of clouds". Schon vorher hatte er der Linné'schen Societät eine Abhandlung übersendet: „On the appearances exhibited by the pollen of flowers, when treated in water and alcohol under the microscope". Als Allen sich 1805 zur Ruhe setzte, nahm Howard die beiden obengedachten Associés, und verlegte sein Laboratorium nach Stratford. Die große Mitbewerbung, welche in einem Lande unvermeidlich ist, wo es weder an erfinderischen Köpfen noch an Mitteln fehlt, zwingt die Inhaber solcher Einrichtungen, die neuen Ergebnisse, welche bei ihren Arbeiten zum Vorschein kommen, geheim zu halten. Dieser Ursache und seiner frühen Neigung zur Meteorologie hat man es beizumessen, daß Howard nie unter den Schriftstellern über Chemie aufgetreten ist. H.'s erste meteorologische Berichte erschienen monatlich in dem „Athenaeum", einer von D. Aikin herausgeg. Zeitschrift, die 1809 aufhörte. Sie begannen aufs neue in Nicholson's „Philosophical journal", und da auch dieses 1813 einging, so wurden sie in Thomson's „Annals of philosophy" eingerückt. Hier findet man sie nun regelmäßig von seinem ältesten Sohne aus den täglichen auf seinem Laboratorium gemachten Beobachtungen mitgetheilt. Die methodisch geordneten Resultate 10jähr. meteorolog. Beobachtungen gab H. heraus in dem Werke: „The climate of London" (1818 u. 1820, 2 Bde.), mit einer lehrreichen Abhandl. über die Mitteltemperatur eines Klima, über das Jahr und dessen Eintheilungen, über Wind und Regen, über die Dauer der Jahreszeiten und über die periodischen Wechsel des Barometers. Außerdem hat H. mehre Aufsätze moralischen und religiösen Inhalts drucken lassen, denn er ist ein Christ im edelsten Sinne des Wortes, nach den Lehrsätzen der Freunde. Daher kosten ihm seine Berufsgeschäfte bei weitem nicht so viel Zeit als die freiwillige und mühsame Besorgung der Angelegenheiten dürftiger oder schutzloser Quäker und Andrer, wie auch verschiedener milden Anstalten. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er dessen Stelle in der Comité der Bibelgesellschaft, wo er unter die thätigsten Mitglieder gehört. Die kernhaften Art. „Penn", „Quakers" und „Woolman" in Rees's „Cyclopaedia" sind auch aus seiner Feder.

Howe (Richard, Graf), engl. Admiral, geb. 1722, trat in seinem 14. J. in Dienste, und ward zum Lohn für glänzende Thaten 1746 Capitain. Als die Feindseligkeiten wieder begannen, trug er unter Lord Hawke 1757 viel zur Eroberung der Insel Aix bei, und zerstörte den Hafen von Cherbourg. Nach dem Tode seines Bruders, 1758, erhielt er den Titel eines irländischen Barons. 1770 wurde er zum Contreadmiral und Oberbefehlshaber im mittelländischen Meere ernannt. Im amerikanischen Kriege zeichnete er sich durch Anordnung weiser Maßregeln vielfach aus. Er lebte dann bis 1782 in Ruhe, als er den Auftrag erhielt, das belagerte Gibraltar neu zu verproviantiren, was er auch mit ebenso viel Glück als Geschicklichkeit ausführte. Während des Friedens wurde er zum ersten Lord der Admiralität ernannt, legte aber 1788 diese Stelle nieder, und wurde zum Range eines Grafen von Großbritannien erhoben. Der Krieg 1793 rief ihn nochmals auf eine Bahn, von der ihm sein hohes Alter schon entfernt zu haben schien. Er erhielt als Admiral der weißen Flagge den Befehl über die Flotte im Canal, blokirte eine Zeitlang den Hafen von Brest, und erfocht in der Seeschlacht am 1. Juni 1794 einen glänzenden Sieg. 1795 wurde er zum General der Seetruppen und zum Ritter vom Hosenbandorden ernannt, worauf er 1797 das Commando seiner Flotte niederlegte. In dem Aufstande der Matrosen auf den Flotten von Portsmouth und Plymouth leistete er seinem Vaterlande den letzten Dienst. Sein

Ansehen und die Achtung, in der er bei den Matrosen stand, stellten die Ruhe wieder her. 1799 starb er. Sein besonnener Muth und sein fester Sinn hatten ihm hohe Achtung erworben; die Matrosen nannten ihn wegen seiner dunkeln Gesichtsfarbe nur den schwarzen Dick (Dick: das englische Verkleinerungswort von Richard). Streng und gerecht zugleich, wurde er von seinen Untergebenen gefürchtet und geliebt.

Howick (Charles, Lord), ehemals Lord Grey (aus der normannischen Familie de Croy, welche Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt war), des großen Pitt berühmter Gegner, geb. den 13. März 1764, ward in Eton erzogen. Nach geendigten Universitätsstudien reiste er auf das feste Land; hierauf wählte ihn Northumberland für das Unterhaus, in welchem er bis 1806 zu den Häuptern der Opposition gehörte. Er erklärte sich 1793 gegen den Krieg mit Frankreich, und schlug drei Mal (zuerst den 3. Mai 1793) eine Parlamentsreform vor; auch widersetzte er sich der Suspension der Habeascorpusacte, der Vereinigung Irlands mit England und dem Kriege 1801 mit Dänemark und Schweden. Deßhalb überschickte ihm der Handelsstand von Stockholm eine Denkmünze mit seinem Bildnisse und der Inschrift: „Dem tugendhaften Weltbürger und dem kraftvollen Vertheidiger des Seerechts der Völker im britischen Volksrathe". Nach Pitt's Tode traten seine Freunde in das Ministerium, und Lord Grey ward erster Lord der Admiralität. Als Fox starb, erhielt er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, und nach dem Tode seines Vaters den Titel Lord Howick. Im März 1807 brachte er die Bill für die Emancipation der Katholiken in das Parlament, und trat, als der König derselben seine Zustimmung verweigerte, aus dem Ministerium. Hierauf bekämpfte er in der Opposition das politische System der Minister, und verlangte im April 1815, daß England in dem Kriege mit Bonaparte neutral bleiben solle. Seitdem hat er sich standhaft der Frembenbill und jeder Beschränkung der britischen Volksfreiheit widersetzt, auch wiederholt die Emancipation der Katholiken und die Einziehung aller müßigen reichbesoldeten Staatsämter mit Nachdruck empfohlen. Seit 1794 ist er mit der Tochter des verstorbenen Lords Ponsonby vermählt, die ihm mehre Kinder geboren hat.

Hoym (Karl Georg Heinrich, Graf v.), k. preuß. dirigirender Minister in Schlesien, geb. 1739 zu Poploz in Hinterpommern; zu seiner Zeit einer der tüchtigsten Geschäftsmänner des preuß. Staats, begann seine Studien auf dem königsberger Gymnasium, und setzte sie fort auf der Universität zu Frankfurt a. d. Oder. 1761 ging er zum Militair, trat aber bald in das Finanzfach. Er stieg schnell empor; 1762 wurde er Kriegs- und Domainenrath, und 1767 Geh.-Rath und zweiter Kammerdirector. 1768 wurde er Friedrich dem Gr. persönlich bekannt, der ihn 1769 zum Regierungspräsidenten in Kleve und 1770 zum dirigirenden Minister in Schlesien ernannte. Seine Verwaltung dieser Provinz wird in den Jahrbüchern Schlesiens unvergeßlich bleiben. Die beiden Nachfolger Friedrichs beehrten Hoym nicht minder mit ihrem Vertrauen. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn in den Grafenstand, ließ sich von ihm 1796 bei der Huldigung in Südpreußen repräsentiren und übertrug ihm auch die Verwaltung dieser neuen Erwerbung. Nach dem tilsiter Frieden wurde Hoym bei seinem hohen Alter in Ruhestand versetzt und starb in demselben Jahre zu Dyrnfurt bei Breslau.

Huarte (Juan), der einzige spanische Schriftsteller, welcher über das Gebiet seines Vaterlandes hinaus als Philosoph berühmt geworden ist. Er war 1520 zu S.-Juan del pié del Puerto (S.-Juan) in Niedernavarra geb. und lebte 1590 als prakticirender Arzt in Madrid, welcher Beruf ihn bei seinen psychologischen Beobachtungen sehr begünstigte. Sein Werk: „Examen de ingenios para las sciencias", welches ihn in Europa berühmt machte und in viele Sprachen übersetzt wurde, erschien zu Bilbao 1580 und zeigt ihn als praktischen Denker von

vielen Kenntnissen, aber nicht ohne Paradoxien. H. verbesserte es bei jeder neuen Auflage, die es in seinem Vaterlande erlebte. Lessing hielt dieses an Erfahrungen und Beobachtungen über die geistige Verschiedenheit der Menschen reichhaltige Werk einer Verdeutschung vorzüglich würdig („Joh. Huart's Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften", Zerbst 1752, in einer verbess. Aufl. von Ebert, Wittenberg 1785). In der Vorrede zu dieser Übers. hat Lessing den Verf., der noch jetzt bei seiner Nation in ehrenvollem Andenken ist, trefflich gewürdiget. Man machte ihm übrigens den Vorwurf, einen untergeschobenen Brief des Proconsuls Lentulus an den römischen Senat, in welchem der Heiland nach seinem Äußern beschrieben wird, als echt bekannt gemacht zu haben.

Huber. Dieser Name erinnert in der literarischen Welt an vielfache Verdienste, z. B. in der Medicin an den Anatomen und Professor der Anatomie zu Kassel, Johann Jakob (1707), in der Schweiz geb., starb 1778; in der Jurisprudenz an den berühmten Staatsrechtslehrer Ulrich, Professor der Rechte zu Franeker, geb. zu Dokum in Friesland 1636, gest. 1694, dessen Werk „De jure civitatis" (Leiden 1667, 4.) für diese Wissenschaft bedeutend ist, und an dessen Sohn Zacharias (1669—1731); in der Philosophie an eine geniale Schriftstellerin, Maria (1694 zu Genf geb., gest. zu Lyon 1759), welche durch einige deistische Schriften, besonders durch ihre „Lettres sur la religion de l'homme" (1739 und 1754), welche auch ins Engl. und Deutsche übersetzt worden sind, viel Aufsehen erregte. Endlich kennen wir einen berühmten Maler, Johann Jakob, 1668—1748, welchen Füßli in seiner „Geschichte der schweizer Maler" den Tintoretto der Schweizer nennt.

Huber (Michael), geb. 1727 zu Frontenhausen in Niederbaiern, lebte lange in Paris, war seit 1766 Lector der franz. Sprache auf der Universität Leipzig und starb daselbst 1804. Berühmt als Literator und Übersetzer, machte er die Franzosen in ihrer Sprache, die er gleich der seinigen vollkommen inne hatte, zuerst mit den besten Werken seiner Nation bekannt. Zwar waren seine Übersetzungen nur prosaisch, und es mußte daher den Originalen viel von ihrer poetischen Kraft entgehen; allein auch so, und begleitet von seinen kritischen Bemerkungen, zeigen sie, wie richtig er seine Originale verstanden, und knüpften das Band zwischen franz. und deutscher Literatur fester an. Ebenso nützte er durch seinen Unterricht. Außer den Übersetzungen der Werke Geßner's (Zürich 1768—72, und öfters wiederholt), gab er auch „Choix de poésies allemandes" in 4 Bdn. (Paris 1766, 12.) heraus, die erste franz. Anthologie deutscher Gedichte, in welcher Sammlung er selbst Poesien von Klopstock, Wieland, Lessing, Kleist u. A. übersetzte und eine brauchbare Übersicht der Geschichte der deutschen Dichtkunst gab. Ferner übersetzte er in derselben Sprache Thümmel's „Wilhelmine", ausgewählte Briefe von Gellert und Rabener, Meiners's „Philosophische Briefe über die Schweiz", Campe's „Neuen Robinson", vorzüglich aber Winckelmann's „Kunstgeschichte" (Leipzig 1781, 3 Bde., 4.). Außerdem gab er auch „Notices générales de graveurs et de peintres, précédées de l'histoire de la gravure et de la peinture depuis l'origine de ces arts jusqu'à nos jours" (Dresd. u. Leip. 1787, neue Ausgabe v. Rost, Leipzig 1797; in dem „Manuel des curieux et des amateurs de l'art") u. m. a. von geringerer Bedeutung heraus und war Mitarbeiter an vielen gelehrten Journalen.

Huber (Ludwig Ferdinand), geb. in Paris 1764, gest. in Ulm 1804 als k. bairischer Landesdirectionsrath, Sohn des Vorigen, kam in seinem 2. J. mit s. Ältern nach Leipzig und nahm von ihnen jene liebenswürdige Mischung von franz. Beweglichkeit und deutscher Innigkeit an, die s. Charakter so eigenthümlich war. Eine treffliche Erziehung und der Umgang mit ausgezeichneten Männern des In- und Auslandes wirkten günstig auf die Entwickelung seiner Talente. Eine

unermüdliche Lesebegierde bereicherte ihn mit Kenntnissen und machte ihn vornehmlich in der neuern schönen Literatur der Franzosen, Engländer und Deutschen einheimisch. Schon in s. 15. Jahre fing er an, Übersetzungen für den Druck zu liefern. Nachdem er sich zu Dresden unter dem Minister von Stutterheim zum Geschäftsmanne gebildet hatte, ward er 1787 Legationssecretair bei der sächs. Gesandtschaft zu Mainz, welcher Ort für diplomatische Geschäfte damals besonders wichtig war. Am folgenreichsten war daselbst für Huber der Umgang mit Georg Forster und dessen geistreicher Gattin. Mit Aufopferung seiner bürgerlichen Verhältnisse, die ihm eine glänzende Laufbahn versprachen, mit größter Anstrengung und Selbstaufopferung ward er der Retter, Vater und Pfleger der Forster'schen Familie. Er heirathete nach Forster's Tode die Gattin desselben, lebte mit ihr und ihren Kindern in dem Dorfe Bosle bei Neufchatel und beschäftigte sich mit Schriftstellerei, besonders im politischen Fache. 1798 ging er nach Stuttgart, übernahm an Posselt's Stelle die Herausgabe der „Allgemeinen Zeitung" und ward 1803 Landesdirectionsrath zu Ulm. Huber's Schriften charakterisirt jene geistreiche Leichtigkeit, die das Talent allein durch lebendigen Umgang, nicht durch Bücher, erwirbt. Dennoch hat er sich weniger durch Werke von poetischer Eigenthümlichkeit als vielmehr durch glückliche Bearbeitungen und geistreiche Kunstkritiken ausgezeichnet. Schon früher zog ihn vorzüglich die englische Literatur an, und aus dieser Quelle floß seinem Talente reichhaltiger Stoff. So gab er 1785 „Ethelwolf", ein Schausp. in 5 Aufz., nebst vorläufigen Anmerk. über Beaumont und Fletcher und das ältere engl. Theater überhaupt, heraus. Dann bereicherte er die deutsche Bühne mit mehren guten Bearbeitungen der besten franz. Lustspiele, wozu vorzüglich die beliebten Lustsp.: „Offene Fehde" (Manheim 1788), „Der tolle Tag oder Figaro's Hochzeit" (Lpz. 1785), „Die Abenteuer einer Nacht" (Manh. 1789) und andre in s. „Neuern franzôs. Theater" (3 Bde., Lpz. 1795—97) gehören. Unter s. Originalschauspielen hat nur „Das heimliche Gericht" (neue A., Berlin 1795) Aufsehen gemacht, so lange der Stoff desselben in der Mode war. Glücklicher war er in s. Erzählungen (3 Samml., Braunschw. 1801—2, und in mehren Almanachen und Zeitschriften, die er herausgab), welche zu den besten Erzeugnissen der Deutschen in diesem Fache gehören. Sein Nachlaß ist, in s. „Sämmtl. Werken seit 1802", Tüb. 1807 (nebst Biogr.). In der Kunstkritik nahmen s. Recensionen in der „Allgem. Literaturzeitung", welche auch in s. „Vermischten Schriften" (2 Thle., Berl. 1793), begleitet von einer treffl. Abhandlung über Kritik, hauptsächlich in Beziehung auf den Zustand und nationellen Charakter der schönen Literatur in Deutschland, wieder abgedruckt worden sind, einen ehrenvollen Rang ein. Nicht minder geschätzt sind s. übrigen Schriften, z. B. „Friedenspräliminarien". Er war auch Herausg. der „Klio" und der „Europäischen Annalen".

Huber (Franz), Naturforscher, geb. um 1750 zu Genf, Sohn des daselbst 1790 verst. talentvollen Silhouetteurs Johann Huber, von dem Grimm in s. Correspondenz so viel Anekdoten erzählt, verlor in seinem 15. Jahre, als er sich in einer Winternacht verirrte, geblendet vom Schnee und angegriffen von der strengen Kälte, das Licht seiner von Natur schwachen Augen für immer. Dennoch gab ihm ein junges Mädchen, welches Huber liebte, ihre Hand, und sowol der Beistand dieser Lebensgefährtin als der eines jungen Mannes, Namens Burnens, dessen sich Huber zum Vorlesen und Schreiben bediente, machten es ihm möglich, in seiner Wissenschaft so rühmlich fortzuschreiten. 1796 erschienen in Briefform s. „Nouvelles observations sur les abeilles" (2. verm. Ausg., Paris 1814), in welchen er zuerst die bisher unbekannte Befruchtungsart der Bienenkönigin (des Weisels) entwickelt und darthut, daß dieser Act beim Ausfluge der Bienen durch das Annähern der Drohnen an den Weisel geschieht. In s. „Mémoire sur l'in-

fluence de l'air et de diverses substances gazeuses dans la germination de différentes plantes" theilte er seine mit Sennebier gemeinschaftlich gemachten Beobachtungen mit. Auch mit Karl Bonstetten war H. in fortwährender wissenschaftl. Verbindung. Als sein Gehülfe Burnens eine Anstellung erhalten hatte, erzog Huber s. Sohn für die Naturwissenschaft. Dieser hat später eigne Beobachtungen über die Ameisen theils handschriftlich dem Institut mitgetheilt, theils in einem nun auch ins Englische übers. Werke bekanntgemacht: „Essai sur l'histoire et les moeurs des fourmis indigènes" (Paris 1806, 1. Bd.). 12.

Huber (Therese), geb. den 7. Mai 1764 in Göttingen, Tochter des berühmten Heyne. Die Kränklichkeit ihrer Mutter und deren Gemüthsstimmung verkümmerte ihre Jugend und beraubte sie einer sorgfältigen Erziehung. Therese war meist ohne alle Gespielen auf ein enges Haus und einen kleinen Garten eingeschlossen. Mit Lehrstunden ward sie nicht geplagt, lesen lernte sie im dritten und vierten Jahre von ihrem zwei J. ältern Bruder. Bis in ihr zwölftes Jahr las sie Romane, Trauerspiele; ihr Unterricht war schlecht, allein ihre ganze Umgebung war geistvoll und wissenschaftlich. Herder, Bürger, die Stolberg, Dohm und andre gute Köpfe waren häufig in dem Hause ihrer Ältern. Therese war 12 J. alt, als ihre Mutter starb, und damit schloß sich ihre trübe Kindheit. Des Vaters Schmerz erregte die Begier in dem 12jährigen Mädchen, ihn durch Gespräch zu zerstreuen; nun las sie, um ihm zu erzählen, Geschichte, Völkerkunde; Abends hörte er sie an, oder sie seine Gespräche mit Ernst Brandes, seinem nachmaligen Schwager. Als Heyne seine zweite Frau heirathete, ward Therese in eine hanöv. Pension gethan, damals die beste des Landes. Im 15. Jahre kehrte sie zu ihrem Vater zurück und fand in ihrer Stiefmutter eine Freundin, die ihr noch jetzt die vertrauteste auf Erden ist. Nun trat Therese in die Welt; eine Zahl edler Jünglinge, späterhin ausgezeichnete Männer, waren damals in Göttingen versammelt und gaben der Gesellschaft eine würdige Haltung. Therese ward ein blühendes Mädchen, sie bildete sich eine Unabhängigkeit des Denkens und Betragens, die Viele mißdeuten konnten, Wenige verstanden. In ihrem 20. J. heirathete sie Georg Forster (s. d.), mit dem sie wenig persönlichen Verkehr gehabt hatte, dessen Charakter, Schicksale, Bestimmung aber ihre Achtung, ihren Enthusiasmus, ihren Ehrgeiz anregten. Sie folgte ihm nach Polen und war ihm dort, was Viele ihres Geschlechts dem weichen, edeln, stets geistiger Nahrung bedürfenden Manne nicht hätten sein können. Nach 3 Jahren siedelte sich Forster in Mainz an; Verschiedenheiten in dem Wesen beider Gatten, welche keinem gewöhnlichen Gesetz unterworfen waren, trübten ihr Verhältniß als Eheleute; ihre Freundschaft blieb unverbrüchlich bis zu seinem Tode. 1792 schritten die franz. Heere in Deutschland ein; Forster ward der Anhänger ihrer Sache. Die Zeit heftiger Entschlüsse war gekommen, und ein Fremder, ein Engländer, der sich Studien halber bei Forster aufhielt, bewog ihn nach dem 2. Dec. 1792 in Frankfurt, s. Frau und beiden Kinder nach Strasburg zu senden. Von hier ging Therese mit ihren Kindern in das Fürstenthum Neufchatel, wo eine ihrem Hause befreundete Familie sie aufnahm. Forster begab sich als Deputirter des neuen Rheindepartements nach Paris; Kriegsunruhe, Meinungsstreit, Freiheitsenthusiasmus hatten die natürlichsten Bande gelöst. Sein Briefverkehr mit Theresen war ununterbrochen; er sah sie und s. Kinder noch einmal am Schlusse d. J. 1793 an der franz. und schweiz. Grenze, übergab sie s. Freunde L. F. Huber (s. d.), der bei diesem Beisammensein gegenwärtig war, und starb im Jan. 1794. Nun ward Huber der Versorger der drei Hinterbliebenen in einer Zeit allgemeinen Mangels, in einem theuern Lande. Beider Ältern boten den ein halbes Jahr nach Forster's Tode zu Gatten verbundenen Kindern keine Hülfe an; diese baten auch um keine. Die Familie lebte arm und geehrt von ihrem Geisteserwerbe, denn in dieser Lage versuchte Therese zum ersten Mal zu schreiben. Doch kannte sie weder

Grammatik noch Orthographie; nie hatte sie in irgend einer Rücksicht, so auch nicht mit der Feder, die Augen auf sich ziehen wollen. Ihr erster Übersetzversuch fiel jämmerlich aus! Huber's Feder fuhr über halbe Seiten ausstreichend weg. Endlich kam Louvet's „Divorce nécessaire" zu Stande. Im Übersetzen kam sie darauf, diesem Roman einen Schluß zuzusetzen. Nun erstaunte Huber über die Leichtigkeit ihres Styls; aber die Orthographie war ganz genialisch. Von da (1795) bis zu Huber's Tode, 1804, sind alle erzählende Dichtungen, die unter seinem Namen erschienen, von ihr verfaßt worden. Niemand wußte es; die es erriethen, sprachen es nie aus. Huber's Tod zerstörte ein fast idealisches häusliches Glück, dem seit sechs Monaten eine sichere, bürgerliche Wohlhabenheit zur Seite stand. Allein auch dieses Glück war durch Schmerz geheiligt. Zwei Kinder gingen ihrem Vater ins Grab voraus, in 8 Monaten zählte Therese drei Todte und blieb Witwe mit zwei Forster'schen, zwei Huber'schen Waisen. Die ersten zehn Jahre nach ihres Mannes Tode lebte sie bei ihrem Schwiegersohn, einem baierischen angesehenen Beamten, zum Theil auf dem Lande, noch länger in einer kleinen Landstadt. Zum Unterhalt der Ihrigen setzte sie ihre literarischen Arbeiten fort, ohne sich zu nennen. Fünf Jahre lebte sie in Stuttgart und seit 1824 in Augsburg, das Redactionsgeschäft des „Morgenblatts" besorgend. Sie blieb in jeder Lage der thätigsten Häuslichkeit ergeben, lernte wenig aus Büchern, obschon sie viel las, viel mehr durch den Umgang mit einem großen Theil der edelsten Menschen ihrer Zeit. Hierdurch bildete sie sich eine Sicherheit des Betragens, die mit der Frömmigkeit gepaart, welche vielfache Leiden in ihr entwickelten, ihr trotz der Beweglichkeit und Reizbarkeit ihres Wesens Seelenruhe gibt. — Diese seltene Individualität, mit reicher Bildung und echter Kenntniß des Herzens wie des Lebens überhaupt verbunden, gibt ihren Erzählungen Gehalt, Tiefe und Wahrheit. Wir nennen nur ihre letzten Romane: „Hannah" (Leipz. 1821); „Ellen Percy, oder Erziehung durch Schicksale" (Leipz. 1822, 2 Bde.) und „Jugendmuth" (Leipz. 1823, 2 Bde).

Hubertsburg, k. sächs. Jagdschloß im leipziger Kreise, ehemals prächtig, im siebenjährigen Kriege zerstört, jetzt ein Getreidemagazin. In den Seitengebäuden befindet sich eine katholische Capelle nebst Wohnungen für Pensionnairs; auch wurde hier seit 1774 eine Fabrik von Steingut und Steinpergament angelegt. In dem Schlosse daselbst wurde der **hubertsburger Friede**, 15. Febr. 1763, zwischen Preußen, Östreich und Sachsen unterzeichnet, welcher den siebenjährigen Krieg beendigte. Zu Paris wurde nämlich der Friede zwischen Großbritannien, Frankreich, Spanien und Portugal am 10. Febr. 1763 geschlossen. Der hubertsburger Vertrag befestigte die Stellung der preußischen Monarchie in der Reihe der ersten Mächte von Europa. Die Kaiserin Königin Maria Theresia entsagte allen ihren Ansprüchen auf die in den Friedensschlüssen zu Breslau und Berlin 1742 an Preußen abgetretenen Provinzen (Schlesien und Glatz). Friedrich II. gab dem König von Polen und Kurf. von Sachsen dieses Kurfürstenthum zurück. Der dresdner Friede von 1745 wurde bestätigt, das deutsche Reich namentlich in den hubertsburger Vertrag mit eingeschlossen. Diesen doppelten Vertrag unterzeichneten östr. Seits Hr. v. Collenbach, preuß. Seits Hr. v. Hertzberg, und sächs. Seits der Baron v. Fritsch.

Hübner (Johann), ein verdienter Schulmann des vorigen Jahrh., durch seine in allen Schulen gebrauchten historischen und geographischen Werke und durch seine zweckmäßige Erfindung, die Landkarten methodisch zu illuminiren, von welcher der berühmte Homann in Nürnberg seit 1702 den ersten Gebrauch machte, vorzüglich bekannt. Um seine Verdienste gerecht zu beurtheilen, muß man sich in seine Zeit versetzen, denn in manchem Irrthume seines Zeitalters war auch Hübner befangen. Doch läßt sich aus der Menge der Auflagen, welche seine Schriften er-

lebten, auf das Bedürfniß derselben zu ihrer Zeit mit Recht schließen. So erhielten z. B. seine „Kurzen Fragen aus der alten und neuen Geographie“ noch bei seinem Leben (seit 1693) 36 Auflagen und wurden in die meisten neuern Sprachen übersetzt. Auch wurden seine „Kurzen Fragen aus der politischen Historie“; seine „Ganze Historie der Reformation in funfzig Reden“; seine sehr brauchbaren „Genealogischen Tabellen“ und „Kurze Fragen aus der Genealogie“; ferner sein kleiner „Atlas scholasticus“ und die mit Richey und Fabricius bearbeitete Hamburgische „Biblioth. hist.“ mit vielem Beifall gebraucht, wozu gewiß auch der treuherzige, einfache Ton derselben beitrug, mit welchem er selbst Märchen, wie Geschichte, faßlich und angenehm erzählte, denn er hatte die meisten seiner Schriften für den Schulunterricht bestimmt und wollte in denselben eine leichte, zugleich belehrende und unterhaltende Übersicht Dessen geben, was ihm wissenswürdig schien. Er ward geb. zu Tyrgau, unweit Zittau (nicht, wie Andre berichten, in Torgau), 1668; lehrte nach Vollendung seiner Studien öffentlich Geographie und Geschichte auf der Universität Leipzig, ward 1694 Rector in Merseburg, dann 1711 Rector an dem Johanneum zu Hamburg und starb als solcher 1731. Auch in Poetik und Rhetorik ist er durch sein „Reimwörterbuch“ (erschienen 1696), wiederholt und mit einer kurzgefaßten Anleitung zur deutschen Poesie: „J. Hübner's neuvermehrtes poetisches Handbuch“ (Leipzig 1712), und durch seine „Oratorischen Fragen“ (5. Aufl., Leipz. 1709), noch mehr aber in den ältern deutschen Schulen durch seine beliebten „Biblischen Historien“ (seit 1714 in mehren Aufl., Übers. und Bearbeitungen) bekannt. Das „Reale Staats-, Zeitungs- und Conversationslexikon“ aber, wie auch einige andre Werke, welchen man zur Empfehlung seinen Namen vorgesetzt hat, sind nicht von ihm. Er schrieb nur die Vorreden zu denselben. — Sein Sohn, Johann, Advocat in Hamburg, gest. 1753, hat mehre seiner Schriften nachgesehen, fortgesetzt und von neuem herausgegeben; z. B. das „Museum geographicum“, welches ein brauchbares Verz. der besten Landkarten ist (Hamburg 1746). Letzterer gab auch selbst einige nützliche historische und geographische Werke, z. B. „Bibliotheca genealogica“ (deutsch, Hamburg 1709) und eine „Vollständige Geographie“ (Hamburg 1745, 3 Thle.) heraus, welche mehrmals aufgelegt worden ist.

Hudson (Henry), ein englischer Seefahrer, welcher vier große Reisen in die Nordsee unternahm, um einen Weg nach Japan und China zu entdecken; die erste 1607, die andre im folgenden J. Ohne sich von dem ungünstigen Erfolge seiner Forschungen abschrecken zu lassen, unternahm er dieselbe Reise auf Kosten der holl. Compagnie zum dritten Male 1609. Er reiste von Amsterdam aus und nahm seine Richtung nach Nova-Zembla, aber das Eis hinderte ihn, seinen Plan weiter zu verfolgen; 1610 lief er auf gemeinschaftliche Kosten einiger Privatpersonen von neuem aus, um zu untersuchen, ob es nicht im Westen der Davisstraße einen Weg ins Südmeer gebe. Er kam auf dieser Fahrt bis an den Eingang des an der nördlichen Küste von Canada gelegenen Meerbusens, welchen die Engländer nach ihm die Hudsonsbai benannten, und gab der umliegenden Gegend den Namen Neubritannien. Hudson faßte den Entschluß, im südlichen Punkte dieser Gegend zu überwintern, um im folg. Frühlinge seine Entdeckungen weiter zu verfolgen, hatte aber nicht genug für Vorrath an Lebensmitteln gesorgt, um in dieser öden Gegend so lange verweilen zu können. Er würde auch wahrscheinlich mit seiner ganzen Mannschaft umgekommen sein, wenn ihm nicht die Vorsehung unerwartet durch einen Zug von Seevögeln zu Hülfe gekommen wäre. Mit Wiederkehr des Frühlings setzte er seine Forschungen einige Zeit fort, sah sich aber endlich genöthigt, seine Untersuchung aufzugeben und nach Europa zurückzukehren. Mit Thränen im Auge vertheilte der unglückliche Hudson den geringen Vorrath, der noch übrig war, ließ aber in der Verzweiflung über seine Lage die unvorsichtige Drohung hören,

er werde einige seiner Leute im Lande zurücklassen. Die Verstocktesten unter diesen bemächtigten sich daher seiner bei der Nacht, banden ihm die Hände auf den Rücken, und gaben ihn so, nebst seinem Sohne und den sieben kränkesten seiner Leute, die ihm anhingen, in seiner Schaluppe der Willkür der Wellen oder den Anfällen der Wilden preis. Vergebens waren die Nachsuchungen, welche die Engländer späterhin um seinetwillen anstellten.

Hudsonsbai, ein 14,000 □M. großer Meerbusen, 51—68° N. B., zwischen Eastmain (dem Ostlande von Labrador), Canada, Neuwales und den nordamerikanischen Polarländern. Er ist 250 Seemeilen lang, 200 breit und in der Mitte 140 Klaftern tief, kann aber nur vier Monate im Jahre beschifft werden. Die übrige Zeit ist diese Bai beständig mit Treibeis angefüllt. Ihr südlichster Theil heißt Jamesbai, der nördliche Baltonsbai, und der nordwestliche, zwischen der Westküste und Insel Barren, Thomas-Roes-Welcome, oder blos Welcome. Im Nordwesten dringt aus dem Meere Chesterfields-Inlet tief ins Land; oberhalb desselben liegen die Wager- und Repulsebai. In dieses Binnenmeer ergießen sich mehre große Ströme, und zwar in die Jamesbai: der Albany, Abitibbe und der Moosefluß; westlich der Severn, der Nelson, der Churchill und der Seal. Die Hudsonsbai ist voll Sandbänke, Klippen und Inseln. Unter den letztern ist die Southamptoninsel (64° N. B.) die größte, da sie 100 Seemeilen lang, aber sehr schmal ist. Der Entdecker dieses Meers war ein Däne, Anschiöld; doch erhielt sie den Namen von Henry **Hudson** (s. d.). Später machten der Capitain Thom. Button, Robert Bylot, Thom. James und A. hier Entdeckungen. Unter der Regierung Karls II. ward die Hudsonsbaicompagnie errichtet, an welcher der Prinz Rupert und viele Große Theil nahmen. Diese hat, mit kurzen Unterbrechungen, bis auf den heutigen Tag den Alleinhandel in diesen Gewässern und an diesen Küsten besessen und vier Niederlassungen begründet: die südlichste, Moosefort oder Saint-Louis, südlich von der Jamesbai (51° 28′), Albanyfort oder Sainte-Anne (52° 18′), Yorkfort am Nelsonfluß (57° 30′), und Churchillfort oder Prinz-Wales (59°). Die Hudsonsbailänder: **Labrador** (24,000 □M., mit 6000 Eskimos); 2) **Neuwales** (23,000 □M.), welches in die von Parry 1822 entdeckte Halbinsel Melville ausläuft, gehören seit dem utrechter Frieden den Engländern, und stehen, jenes unter dem Gouvernement Newfoundland, dieses unter dem zu Quebec. Das Klima ist außerordentlich rauh. Im Jan. steht sogar in Yorkfort das Thermometer auf 50° unter dem Fahrenheit'schen Eispunkte. Weingeist, der freien Luft ausgesetzt, gefriert in wenig Stunden zu festem Eis. Sogar in beständig geheizten Zimmern, in Kellern, die 10 Fuß tief sind, friert der londner Porter in ganzen Oxhoften bis auf einige Maß ein. Die Luft ist alsdann so voll Eistheilchen, daß man durchaus nicht darin ausdauern kann. Außerordentlich sind die Anstalten, welche man treffen muß, um sich vor dem Froste, selbst in geheizten Zimmern, zu schützen. Sogar mitten im Sommer, wo das Fahrenheit'sche Thermometer oft auf 90° steigt, thaut doch die Erde kaum drei bis vier Fuß tief auf. Der Boden der östlichen Küsten ist durchaus unfruchtbar und felsig. Auch auf der Westküste, in den nördlichen Gegenden, finden sich außer Wachholdern, Fichten und Pappeln kaum andre Bäume, die noch dazu ganz verkrüppelt sind. Etwas südlicher, nach der Jamesbai zu, wird das Klima so milde, daß man wenigstens Kartoffeln, rothe Rüben, ja sogar Mais und Bergreis bauen kann. Außer einigen Beeren, besonders von der Gattung der Himbeeren, der Preiselbeeren und der Beerentraube, gibt es wenig Früchte, die wild wachsen. Dagegen sind die Thiere um die Hudsonsbai sehr gesuchte Gegenstände des Handels. Das nordamerikanische Elen (moose-deer), das Rennthier, das Bisamthier, der nordamerikanische Bisan, der Biber, verschiedene Bären und Ottern, Hermeline, Waschbären, Stinkthiere, mehre Eichhörner, auch Narhwal, Wallrosse und Nordkaper sind die

vorzüglichsten Säugthiere. Unter den Vögeln sind der Fischadler, die Schneeeule, die Rabenkrähe, der Maisdieb, die virginische Nachtigall, die Schneeammer, der Flachsfink, das Goldhähnchen, die Zugtaube, das Schneehuhn und der sonderbare Rheinchops, sowie die Taucher, die Möven, die Seeraben, der Papageientaucher und die Hudsonsbaigans die merkwürdigsten; die letztere vertritt nicht allein die Stelle der Eidergans, wegen ihres ausnehmend weichen Gefieders, sondern sie liefert auch die schönsten Schreibfedern. Amphibien und Fische gibt es sehr wenige; Frösche nur bis zu 61°; Lachse erscheinen bisweilen. Die Europäer ziehen zur Nahrung vorzüglich die Hasen und die Schneehühner vor. Unter den Küstenvölkern unterscheidet man die südlichen, die nördlichen Indianer, und die Eskimos. Die erstern machen mit den Nadowessiern, Tshippawas und Knistenohs einen Hauptstamm aus. Sie treiben die Jagd und den Pelzhandel vorzugsweise, machen durch die ungemessenen Länder von Nordamerika Reisen von mehren hundert Meilen, sind aber durch den Mißbrauch des Branntweins gänzlich verdorben. Die nördlichen Indianer wohnen von 59° nordwärts, und haben die Kupferindianer und die sogenannten Hunderibben zu Grenznachbarn. Sie sind zwar auch kupferfarben, haben aber doch etwas Bart und sind ein ganz eigner Schlag Menschen. Sie treiben die Jagd mit weit weniger Gewandtheit und Vortheil, als ihre südlichen Nachbarn. Im Winter fahren sie auf Schlitten, von ihren Weibern gezogen, die in vollkommener Sklaverei gehalten werden. Dies Volk ist auch darin das Gegentheil der südlichen Indianer, daß es gar keine geistigen Getränke liebt und weder kriegerisch noch grausam ist. Die Eskimos endlich, welche die nördlichen Küsten der Bai bewohnen, kommen selten nach den europäischen Niederlassungen, sondern man schickt im Sommer eine Schaluppe an ihre Küsten, um ihnen Pelzwerk und Häute abzunehmen. Nach dem ursprünglichen Befehle, den die Hudsonsbaicompagnie ihren Faktoren gegeben, sollen diese Alles anwenden, um die Wilden zum Christenthum und zu guten Sitten zu bekehren; sie sollen ehrlich und nicht betrüglich mit ihnen umgehen, auch so viel als möglich, die Natur des Landes und seiner Erzeugnisse erforschen. Indeß lehrt die Erfahrung, daß diese Anleitung wenig befolgt wird. Die Zahl der zu den Niederlassungen gehörigen Personen beträgt etwa 250; die Exporten der Hudsonsbaigesellsch. dahin belaufen sich auf 16,000 Pf. St., die zurückgebrachten Waaren auf 29—30,000 Pf. St., die aus Neuwales auf 120,000 Pf. Die Herrnhuter haben in Labrador Missionen zu Unity, Okkak, und Hoffenthal.

Huehuetlapallan, die nach neuern Untersuchungen von Phöniciern und Carthagern gegründete Urstadt in der mexikanischen Provinz Guatemala, 3 Stunden von der Stadt Palenque. Ein Engländer, William Bullock, hatte während seines Aufenthalts in Mexiko 1822 mehre Überreste des Alterthums entdeckt, von denen er eine Sammlung in London 1824 ausstellte, die Murray beschrieben hat. Vieles davon bezieht sich auf jene große Urstadt Amerikas, welche der Capit. D. Ant. del Rio zuerst 1787 genau untersuchte, worauf D. Paul Felix Cabrera in Neu-Guatemala erwies, daß sie eine phönicisch-kananäische und carthagische Pflanzstadt gewesen sei. Die Trümmer derselben bedecken die Höhen und den Abhang einer Hügelkette in den Urwäldern am Flusse Micol; unter ihnen ist ein pyramidenähnliches Gebäude, ein Grabmal, sehr merkwürdig. Berthoud hat das von Rio und Cabrera über jene Urstadt verfaßte Werk: „Huehuetlapallan" rc. ins Engl. übers. (deutsch zu Meiningen 1823), mit 17 lithograph. Bl. Fol., welche die dort aufgefundenen Alterthümer darstellen, die sämmtlich mit den altägypt. symbolischen Figuren und Vorstellungen übereinstimmen. Die nähere Untersuchung dieser merkwürdigen Stadt wird ein neues Licht über die früheste Geschichte der neuen wie der alten Welt, besonders über Ägypten, Carthago und Phönicien verbreiten (S. Mexiko, und Bullock's Reise: „Six months in Mexico", Lond. 1824.)

Hufeland (Christian Wilhelm), königl. preuß. Staatsrath, geb. zu Langensalza am 12. Aug. 1762. Sein Vater war Hofrath und Leibarzt des Herzogs von Weimar. Der Sohn war erst praktischer Arzt in Weimar, wurde 1793 Rath und Professor in Jena, bekam dann den Titel als herzogl. weimar. Hofrath und Leibarzt, und 1801 den Ruf als Leibarzt des Königs von Preußen, Director des Colleg. med. chirurg. und erster Arzt der Charité, mit dem Titel eines königl. preuß. Geheimenraths. Er zeichnet sich durch Gründlichkeit und großen Umfang seiner Kenntnisse, durch Selbstdenken und scharfsinnige genievolle Anwendung der Wissenschaft auf die Praxis aus. Er kannte genau den Geist der alten und neuen Systeme und nahm als sinnvoller Eklektiker das Gute und praktisch Brauchbare, wo er es fand. Er lieferte eine Monographie als gekrönte Preisschrift über die Skrofelkrankheit, verbesserte die Behandlung dieses Übels und brachte ein neues wirksames Mittel, die salzsaure Schwererde, dagegen in Aufnahme. Die Blatterimpfung, sowie die Behandlung der Blattern überhaupt, gewann sehr durch seine Bemerkungen über diesen Gegenstand 1789. Auch hat er auf die Ungewißheit der Zeichen des Todes und auf die Gefahr, Scheintodte lebendig zu begraben, aufmerksam gemacht. Als Lehrer der Medicin bildete er viele junge Ärzte, welche sein angenehmer und lehrreicher Vortrag, noch mehr aber seine echt menschenfreundliche Behandlung an ihn fesselten. Durch die Anlegung und Herausgabe des „Journals der praktischen Medicin" erwarb er sich ein wahres Verdienst um die Heilkunst, indem es nicht nur nähere Kenntniß vieler Krankheiten verschaffte, sondern auch Aufschluß über die Anwendbarkeit vieler Heilmittel gab. Die Verbreitung der Brown'schen Theorie verwickelte ihn in literarische Fehden, da er zu sehr selbständiger Denker war, um mit dem großen Haufen eine einseitige und lückenhafte Theorie anzunehmen, und zu aufrichtiger Wahrheitsfreund, um seine Meinung zurückzuhalten und nicht die Mängel jenes Systems und dessen Unbrauchbarkeit für die Praxis zu zeigen. Er that jedoch dieses mit seiner gewohnten Humanität und Mäßigung, verkannte das wahrhaft Gute, was die Brown'sche Lehre hat, nicht, und nahm selbst in seinem Ideengang Mehres davon auf. Er trug zur Begründung der wissenschaftlichen Heilkunst viel bei durch seine pathologischen Untersuchungen und durch das in der Folge herausgeg. „System der prakt. Heilkunde" (angef. 1800). Auch um die Erhaltung der Gesundheit erwarb er sich ein großes Verdienst, indem er noch als akademischer Lehrer über die Diätetik Vorlesungen hielt, aus welchen in der Folge die berühmte „Kunst das menschliche Leben zu verlängern" (Makrobiotik) entstand. 1822 erschien von ihm zu Leipzig, mit Zusätzen und Anmerk. versehen, Darwin's „Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts".

Hugdietrich, s. Heldenbuch.

Hugenotten (Hugonotten). Dieser Name, den die Katholiken spottweise den Calvinisten in Frankreich gaben, wird wahrscheinlich von dem Orte bei Tours abgeleitet, wo die Protestanten anfangs sich gewöhnlich versammelten. Schon unter Franz I. (1515—47) hatten die Lehren Luther's und Zwingli's Eingang in Frankreich gefunden. Noch mehr verbreitete sich Calvin's Glaubenslehre, obgleich Franz I. durch Bücherverbote, Strafverordnungen und einzelne Hinrichtungen sie zu unterdrücken suchte. Unter Franzens Nachfolger, Heinrich II., machte sie noch schnellere Fortschritte, wie heftig auch gegen sie gewüthet ward. Die Gesinnungen und der Einfluß der Königin Margaretha hatten nicht wenig Antheil an dieser Ausbreitung, und die damaligen Parteien am Hofe gewannen großen Einfluß auf die blutigen Verfolgungen der Anhänger des Protestantismus. Die Einen wollten sich mit den Gütern der hingerichteten und vertriebenen Ketzer bereichern, die Andern durch die Bestrafung derselben in der Gunst des Volks sich festsetzen. Die Parteien der Bourbons und der fünf Prinzen von Guise benutzten

unter der Regierung des schwachen Franz II. den Meinungszwist der verschiedenen Religionsparteien, um ihre politischen Absichten durchzusetzen. Die Bourbons gehörten zur Partei der Protestanten, und um ihre Gegner zu schwächen und wo möglich zu vernichten, setzten die Guisen die Verfolgung der Ketzer mit wilder Grausamkeit fort. In jedem Parlamente wurde eine besondere Kammer angeordnet, welche die Protestanten verhören und bestrafen sollte, die brennende Kammer (chambre ardente) genannt, weil alle des Protestantismus Überwiesene verbrannt wurden. Die Güter der Flüchtigen wurden verkauft, und die zurückgebliebenen Kinder waren dem Elende preisgegeben. Ungeachtet dieses Druckes aber würden die Protestanten dennoch nicht daran gedacht haben, sich zu empören, wenn nicht ein Prinz vom königl. Hause durch das Versprechen seines Schutzes sie aufgemuntert hätte. 1560 spann sich die Verschwörung an. Die Mißvergnügten fragten verschiedene Rechtsgelehrte und Theologen, ob man mit gutem Gewissen gegen die Guisen die Waffen ergreifen könnte. Die Gutachten der protestantischen Gottesgelehrten in Deutschland erklärten es für erlaubt, sich gegen die unrechtmäßige Herrschaft der Guisen aufzulehnen, wenn es unter der Leitung eines Prinzen vom königl. Hause und mit Beistimmung des größern Theiles der Stände geschähe. Die Unzufriedenen besprachen sich darauf über die Wahl eines Anführers, und alle Stimmen entschieden für den kühnen Prinzen Ludwig von Condé, der die ganze Angelegenheit geleitet hatte, und mit Freuden die Gelegenheit ergriff, sich durch den Beistand der Hugenotten furchtbar zu machen. Der Name des Anführers blieb indeß noch ein Geheimniß, und es ward zum Stellvertreter desselben ein protestantischer Edelmann aus Perigord, Johann du Barry, Herr de la Renaudie, ernannt. Eine Anzahl von Calvinisten sollte sich, so ward verabredet, an einem bestimmten Tage nach Blois zu dem Könige begeben, um eine Bittschrift zu überreichen, worin um freie Religionsübung gebeten ward, und wofern dieses Gesuch, wie sich voraussehen ließ, verweigert würde, sollte eine erlesene Schar bewaffneter Protestanten sich der Stadt Blois bemächtigen, die Guisen aufheben, und den König zwingen, den Prinzen von Condé zum Oberstatthalter des Reichs zu ernennen. Der Anschlag wurde verrathen. Der Hof verließ Blois und es wurden Kriegsvölker aufgeboten. Der größte Theil der Protestanten, die sich zur Ausführung des Unternehmens bewaffnet hatten, ward getödtet oder gefangen; nur wenige von denjenigen, die in die Gewalt des Hofes fielen, fanden Gnade, und gegen 1200 mußten mit dem Leben büßen. Die Guisen drangen jetzt auf die Einführung der Inquisition; der weise Kanzler Michael de l'Hôpital aber gab, um dieses größere Übel zu verhüten, den Rath, die Untersuchung des Verbrechens der Ketzerei den Bischöfen zu überlassen und den Parlamenten das gerichtliche Verfahren in Glaubenssachen zu untersagen. So verfügte es auch der König (1560) durch das Edict von Romorantin. Unter der Regierung seines Nachfolgers, Karls IX., während dessen Minderjährigkeit die Königin Mutter, Katharina von Medici, die Regentschaft führte, ward der Kampf der Parteien noch heftiger, und das streitende Interesse der Glaubensgegner immer mehr zum Vorwande gebraucht, sehr unheilige Zwecke durchzusetzen, und es war keineswegs die Folge weiser Beurtheilung der Religionsverhältnisse im Staate, sondern der Erfolg einer klugen Berechnung, was den Protestanten eine gesicherte Religionsfreiheit verschaffte, welche die Königin, um das Gleichgewicht der Parteien herzustellen, ihnen durch das sogenannte Edict vom Januar (1562) ertheilte. Die Protestanten erhielten dadurch neuen Muth, aber ihre Glaubensgegner, unzufrieden mit jener Verordnung, störten ohne Scheu die freie Religionsübung der Hugenotten. Es kam zu blutigen Auftritten, die den ersten bürgerlichen Krieg entzündeten, wozu das Blutbad zu Vassy (1562) die nächste Veranlassung gab. Diese Religionskriege verheerten Frankreich fast bis zum Ende des 16. Jahrh. und wurden nur zuweilen durch Friedensschlüsse, womit es von Seiten des Hofes am

wenigsten aufrichtig gemeint war, unterbrochen. Die Schuld des vielfachen Unglücks, das diese Kriege über das Volk brachten, trug die Unbeständigkeit und die falsche Politik der Königin Katharina von Medici, welche sowol auf den elenden Karl IX., als den nicht weniger verächtlichen Heinrich III. den entschiedensten Einfluß behauptete. Sie war den Hugenotten im Herzen nicht gewogen, sondern wünschte die Ausrottung derselben, und es war bloß die Eingebung einer ränkesüchtigen Politik, die sie bewog, die Protestanten, zum Ärger der Gegenpartei, von Zeit zu Zeit zu begünstigen und ihnen die Gewissensfreiheit zu gestatten. Immer schwankend zwischen beiden Parteien, schmeichelte sie sich mit der Hoffnung, beide während des Friedens im Gleichgewichte zu halten, oder während des Krieges eine durch die andre aufzureiben. Beide Parteien waren daher gewöhnlich unzufrieden mit dem Hofe und folgten nur ihren Anführern. Ein wilder Glaubenseifer ergriff das Volk. Die erhitzten Gemüther trachteten nur dahin, sich einander aus Religionshaß zu verderben, und wenn man einige Parteihäupter ausnimmt, welche diese fanatische Gährung zur Befriedigung ihrer Ehrsucht benutzen wollten, so waren die Übrigen nur darauf bedacht, ihrem Glauben mit Feuer und Schwert die Oberhand zu verschaffen. Die schrecklichste Wirkung von Katharinas Hinterlist war die pariser Bluthochzeit (1572), wozu sie und ihr Sohn, in tückischer Verstellung ihr folgsamer Schüler, mit ihren Vertrauten den tief angelegten Entwurf gemacht hatten. Kurz vorher, ehe mit Heinrich III. der Stamm der Könige aus dem Hause Valois ausstarb und dem Hause Bourbon, dessen Haupt der protestantische Heinrich, König von Navarra, war, der Weg zu dem Throne eröffnet wurde, verwickelten sich noch mehr die Verhältnisse der beiden Parteien. Der schwache König sah sich gezwungen, sich mit dem tapfern König von Navarra gegen die gemeinsamen Feinde zu vereinigen, als die Ränke der ehrgeizigen Guisen, welche unverhohlen nach der Krone strebten, das Volk so sehr gegen ihn empört hatten, daß man im Begriff war, ihn vom Throne zu stoßen. Nach Heinrichs III. Ermordung mußte der König von Navarra einen harten Kampf um die eröffnete Thronfolge bestehen, und erst, als er sich, selbst auf den Rath von Sully, 1593, entschlossen hatte, zum katholischen Glauben überzutreten, konnte er eines ruhigen Besitzes der Krone sich erfreuen. Fünf Jahre nachher sicherte er die staatsbürgerlichen Rechte der Hugenotten durch das Edict von Nantes, welches ihnen freie Religionsübung gestattete und gleiche Ansprüche mit den Katholiken auf alle Ämter und Würden gab. Auch behielten sie die Festungen, welche ihnen als Sicherheitsplätze waren eingeräumt worden. Dies ließ ihnen also fortdauernd das Mittel, eine Art von Freistaat im Staate zu bilden, und eine solche mächtige Partei, die man seit langer Zeit in die Nothwendigkeit gesetzt hatte, gegen die Regierung mißtrauisch zu sein, mußte den unruhigen Großen stets einen willkommenen Stützpunkt und eine Aussicht auf gewissen Beistand darbieten. Ludwig XIII., der entartete Sohn, ebenso schwachsinnig und bigott, als sein Vater, Heinrich IV., geistvoll und großherzig war, ließ sich durch seinen herrschsüchtigen Günstling de Luines und durch Geistliche gegen die Hugenotten aufreizen, welche desto kräftigern Widerstand hätten leisten können, da sie in mehren Landschaften sehr mächtig waren. Aber schon in dem ersten Religionskriege, welcher 1621 ausbrach, verloren die Protestanten die meisten Sicherheitsplätze durch die Treulosigkeit oder Feigheit der Befehlshaber. Doch außer einigen andern blieb ihnen nach dem Frieden, welchen sie, unter sich uneinig und des Krieges müde, bald abschlossen, auch das feste Rochelle, das ihnen eine Verbindung mit England erleichterte. Richelieu, welcher sich vorgesetzt hatte, die königl. Gewalt, die er unter Ludwigs Namen ausübte, unumschränkt zu machen, bot Alles auf, den Protestanten jenes Bollwerk ihrer Freiheit zu entreißen, und so jeden Überrest eines Verhältnisses zu vernichten, das an Zeiten erinnerte, wo innere Parteien die Kraft der Königsgewalt so oft gelähmt hatten. Rochelle fiel 1629

nach einer hartnäckigen Vertheidigung in Ludwigs Gewalt; die Hugenotten mußten alle festen Sicherheitsplätze übergeben und hingen, von nun an wehrlos, ganz von des Königs Willkür ab. Zwar ward ihnen vollkommene Gewissensfreiheit versprochen, und Richelieu sowol als sein Nachfolger Mazarin störten sie nicht in dem Genusse derselben; als aber Ludwig XIV. von dem wollüstigen Leben zur Frömmelei überging, ließ er sich von seinen Hofgeistlichen und der Maintenon zu empörender Bedrückung seiner protestantischen Unterthanen verleiten, um sie in den Schoß der rechtgläubigen Kirche zurückzuführen. Schon 1681 nahm er ihnen die meisten bürgerlichen Rechte, und als Colbert, welcher gewaltthätige Maßregeln noch ziemlich gehindert hatte, gestorben war, folgte der König ganz der Leitung seiner verfolgungssüchtigen Rathgeber, des Kriegsministers Louvois, des Kanzlers le Tellier und des Jesuiten la Chaise, seines Beichtvaters. Es wurden in die mittägigen Landschaften, wo die meisten Protestanten wohnten, zahlreiche Haufen von Dragonern gesandt, welche die Unglücklichen mit Gewalt zur Abschwörung ihres Glaubens bringen sollten. Um das Auswandern der Protestanten zu verhindern, wurden die Grenzen sorgfältig bewacht; aber dennoch gelang es schon damals mehr als 500,000 fleißigen Hugenotten, nach der Schweiz, nach Deutschland, Holland und England zu entfliehen. Viele, welche dieses Rettungsmittel nicht fanden, mußten zum Schein ihren Glauben verlassen. Man sandte darauf Verzeichnisse von den angeblich bekehrten Protestanten an den König, und es ward seinen schmeichelnden Rathgebern leicht, ihn zu überreden, daß er sich den Ruhm erworben, die Zahl der Protestanten in Frankreich bis aufs Unbedeutende vermindert zu haben. Der König erließ daher (22. Oct. 1685) in dieser irrigen Voraussetzung eine Verordnung, durch welche das Edict von Nantes aufgehoben ward. Aber er hatte noch über eine halbe Million protestantischer Unterthanen, und der ebenso ungerechte als unweise Widerruf raubte Frankreich eine große Anzahl nützlicher und reicher Bewohner, welche mit ihrem Kunstfleiße, ihrem Vermögen und ihren wissenschaftlichen Talenten im Auslande eine willkommene Aufnahme fanden. In Frankreich war indeß die Ruhe keineswegs vollkommen hergestellt. In den Landschaften zwischen der Rhone und Garonne waren die Protestanten noch sehr zahlreich, die nahen unwirthbaren Cevennengebirge boten ihnen eine Freistätte an; da führten sie als Camisards (s. d.), größtentheils nur mit Knitteln bewaffnet, noch lange einen Krieg, dem Vendéekrieg in unsern Tagen nicht ganz unähnlich. Nach 20 J. (1706) mußte man sich endlich zu Unterhandlungen mit ihnen bequemen; doch wurde es nie ganz ruhig. Im flachen Lande, besonders zu Nismes, blieb noch immer protestantischer Geist im Verborgenen; selbst bei Katholiken war das Mitleid erregt und manche Verfolger der Protestanten waren ihre Beschützer geworden; auch fehlte es unter den Reformirten nicht an verborgen gehaltenen Geistlichen. Unter Ludwig XV. wurden zwar neue, aber nicht so strenge Maßregeln gegen die Reformirten ergriffen, und diese wagten es (1746), sich in Languedoc und dem Dauphiné wieder öffentlich zu zeigen. Nach und nach erhoben sich mehre Stimmen für die Duldung andrer Religionsmeinungen; Montesquieu brach die Bahn; aber mächtiger wirkte Voltaire, über Jean Calas's unglückliches Schicksal empört, durch seine Schrift über die Toleranz (1762). Von dieser Zeit an wurden die Protestanten nicht mehr beunruhigt, aber noch durften sie auf öffentliche Ämter keinen Anspruch machen. Erst die Revolution gab ihnen alle bürgerliche Rechte wieder, und sie verwendeten häufig ihren bis dahin verborgen gehaltenen Wohlstand zum Ankauf von Staatsgütern. Es war daher kein Wunder, wenn einige von ihnen, bei der neuesten Veränderung der Dinge, mehr Anhänglichkeit an die vorige Regierung vermuthen ließen, da sie ihnen Vergünstigungen bewilligt hatte, die sie unter der neuen wieder zu verlieren fürchten mußten. Obgleich ihnen der Vorwurf einer Widersetzlichkeit gegen die neue Regierung nicht gemacht werden konnte, so entstan-

den doch Bewegungen, die neue Bedrückungen der Protestanten und blutige Auftritte zu Nismes und in dasiger Gegend zur Folge hatten, durch die zweckmäßigen Maßregeln der Regierung aber gedämpft wurden. S. Aignan, „De l'état des Protestans en France" (2. Aufl., Paris 1818).

Hughes (Thomas Smart), Prediger in London, berühmt durch seine „Travels in Sicily, Greece and Albania" (Lond. 1820, 2 Bde., 4.), geb. den 25. Aug. 1785 zu Nuneaton in der Grafschaft Warwick, wurde in Shrewsbury von dem gelehrten D. Butler, Herausgeber des Äschylus, unterwiesen, und studirte seit 1803 in Cambridge. Bei den Bewerbungen um die Universitätspreise in der classischen Literatur that er sich so hervor, daß ihn das St.-Johns-College zum Fellow wählte. Im Dec. 1812 ging er über Sicilien nach Griechenland, von wo er 1814 zurückkehrte. Nun wurde er Tutor von Trinity Hall, dankte aber nach 2 Jahren ab, worauf ihn das Emanuelstift zum Fellow wählte. Er ließ sich 1815 ordiniren und wurde im folgenden Jahre zu einem der königl. Prediger an der Whitehall in London ernannt. Durch seinen „Aufruf an das britische Volk in der Sache der Griechen" (London 1822) gab H. seinen Landsleuten die erste kräftige Anregung zur Unterstützung der Griechen. 62.

Hugo (Gustav), D., Geh. Justizrath (1819), Ritter des Guelphenordens (1816), Professor der Rechte in Göttingen, einer der ersten jetzt lebenden, um römisches Recht und die Rechtsgeschichte vorzüglich verdienten Gelehrten, geb. zu Lörrach im Badenschen, 23. Nov. 1764, erhielt seine frühere Bildung zu Montbéliard und zu Karlsruhe, studirte zu Göttingen von 1782—85, wo er sich viel mit Philosophie und Geschichte beschäftigte und einen Preis erhielt, war dann Lehrer des Erbprinzen von Dessau von 1786—88, promovirte in Halle 1788 und wurde zu Göttingen 1788 außerordentlicher, 1792 ordentlicher Prof. der Rechte u. s. w. 1805 ernannte ihn die kais. russ. Gesetzcommission und die Académie de législation zu ihrem Correspondenten, später das k. holländische Institut und andre gel. Gesellschaft zu ihrem Mitgliede. Im ersten Jahre seines Lehramts gab er Gibbon's „Übersicht des römischen Rechts" (44. Cap. d. „Gesch. des Verfalls des röm. Reichs") übers. und mit Anmerkungen heraus; ferner Ulpian's „Fragmente" 2c., über die er las und deren neue Ausgabe seinen Ruf begründete. Dann versuchte er einige Vorschläge von Leibnitz und Pütter auszuführen, indem er erstlich das heutige römische Recht nicht nach der Titelfolge bearbeitete und vortrug, was damals auf den meisten Universitäten etwas Neues war, zweitens die Rechtsgeschichte nach Zeiträumen darstellte, was schon Reitemeier gethan hatte, und drittens die Philosophie des positiven Rechts in seinen civilistischen Lehrcursus aufnahm. Haubold und Savigny strebten mit ihm nach einem Ziele, und das röm. Recht dankt diesen Männern seine tiefere Ausbildung. Hugo trägt Encyklopädie der Rechtswissenschaften, Geschichte des römischen Rechts, das heutige römische Recht, Exegese der Beweisstellen und Rechtsphilosophie vor. Seine durch Forschung und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Schriften betreffen meistens die genannten Fächer. Von seinem „Lehrbuch der juristischen Encyklopädie" (Berlin 1792) und von seinen „Institutionen des heutigen römischen Rechts" (Berlin 1789) erschienen die 6. Aufl. 1820; von seinem „Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts" (Berlin 1790) die 9. Aufl. 1823; von seinem „Lehrbuch des Naturrechts als Philosophie des positiven Rechts" die 4. Aufl. 1819. Diese Schriften machen auch einzelne Bände seines „Lehrbuchs eines civilistischen Cursus" (7 Bde.) aus. Zur römischen Rechtsgeschichte und andern Fächern hat Hugo schätzbare literarisch-kritische Beiträge geliefert, z. B. in dem von ihm (Berlin 1790—1817) herausgegebenen „Civilistischen Magazin"; auch seine Recensionen in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" gehören hierher. Der Scharfsinn dieses Rechtsgelehrten gefällt sich bisweilen in paradoxen Behauptungen, wobei er dem Historischen ein allzu

großes Gewicht beilegt; so hat er z. B. in seinem „Lehrbuch des Naturrechts", welches mehr geistreiche Reflexionen über die gegebenen Rechtsverhältnisse nach Montesquieu's Vorbild, als eine reine Rechtsphilosophie enthält, die willkürliche Entsetzung der Beamten zu rechtfertigen und die Sklaverei in Schutz zu nehmen gesucht.

Hugo Capet, Sohn Hugo des Großen, eines mächtigen Herzogs in Frankreich, dessen Hauptstadt Paris war. Die letzten Karolinger hatten fast alle Besitzungen, und damit ihre Macht, an ihre unruhigen Vasallen verloren. Ein einziger war noch übrig, Herzog Karl von Niederlothringen. Dieser wurde bei der Königswahl übergangen; und Hugo, durch Klugheit und Tapferkeit berühmt, bemächtigte sich 987 des Throns, zu welchem er keine Rechte hatte, mit List und Gewalt. Herzog Karl von Lothringen wollte zwar seinen Anspruch auf die Krone durch die Waffen geltend machen, wurde aber von Hugo gefangen, und starb 992. So stiftete Hugo die dritte Dynastie der franz. Regenten, welche in drei Hauptlinien: der Capetinger, 987—1328, Valois bis 1589 und Bourbon bis auf Ludwig XVI. (1793), 800 Jahre lang den Thron besessen hat, und 1814 unter Ludwig XVIII., nach Napoleons Vertreibung, wieder erhielt. Die Familiengüter Hugos wurden zu königl. Domainen, nur das Herzogthum Burgund wurde durch seine Brüder, Otto und Heinrich, auf deren Nachkommen vererbt. Hugo suchte durch Macht und Klugheit seinen Thron zu gründen, ohne sich an seinen frühern Feinden zu rächen. Den Namen Capet soll er nach Einigen wegen seines starken Kopfes, nach Andern wegen seiner Klugheit erhalten haben, noch Andre halten ihn für einen Familiennamen. Hugo starb 996. Durch ihn wurde Paris die Hauptstadt des Königreichs.

Hugo von Trimberg, Verfasser eines der größten und besten satyrischen Gedichte der altdeutschen Literatur, lebte in der letzten Hälfte des 13. Jahrh. als Schullehrer zu Thürstadt bei Bamberg. Sein Gedicht „Der Renner" (der Titel wird verschieden erklärt und ist vielleicht unecht) ist in vielen Handschriften aufbewahrt und (Frankfurt a. M. 1549, Fol.) gedruckt, aber verfälscht. Ohne poetische Einheit der Erfindung und Anordnung, ist es ein bunter Weltspiegel voll gesunder und heitrer Lebensweisheit und gutmüthiger Laune.

Hühnen, Hühnengräber. Das Schrecken, welches die wilden Hunnen vor sich her verbreiteten, ging in der Folge in die Volksmeinung über, sie seien nicht bloß mißgestaltete, häßliche, sondern auch meistentheils ungewöhnlich große Menschen gewesen, sodaß der verstümmelte Name Hunne (in Hühne verwandelt) mit Riese gleichbedeutend war. (Nach Andrer Meinung scheint indessen auch die Ansicht obgewaltet zu haben, daß Deutschland ursprünglich mit Riesen bevölkert gewesen sei, welche Hühnen hießen.) Da die mit den Hunnen vorgefallenen Schlachten zahlreich und blutig waren, so bezeichnete man Leichenhügel auf solchen Stätten, wo man die Erschlagenen begraben hatte, mit dem Namen Hunnen- oder Hühnengräber. Weil nun diese Gräber einen großen Hügel bildeten und man späterhin ihren Ursprung nicht mehr wußte, so trugen auch sie dazu bei, die Vorstellung von Hühnen mit Riesen zu verwechseln, und diese Hühnengräber wurden also für Riesengräber gehalten. Daraus entstand nun auch ein zweiter Irrthum, der, daß man jeden ähnlichen Hügel ebenfalls als Hühnengrab bezeichnete, obschon er nichts weniger als die Asche von Hunnen oder von Riesen, als vermeintlichen Urbewohnern Deutschlands, sondern im Gegentheil die unserer Ahnen, der alten Deutschen, aus den ersten Jahrh. n. Chr. enthält. Die Zeit und die Cultur des Bodens haben dergl. Gräber ziemlich selten gemacht, und die, worüber man genauere Kunde hat, dürften wol nur im Holsteinischen zu suchen sein. Indessen ist nicht zu leugnen, daß in Schottland, besonders im nördlichen Theile desselben, Ossian's Gesängen zufolge, gewiß noch manche solche Heldengräber zu finden sein dürften,

wie sie nach einer gelieferten Schlacht den blaubeschildeten Führern, einem Königssohn, der umgekommenen Jungfrau mit dem schneeigen Busen errichtet wurden. Sitte und Cultur und Abstammung der Hochschotten und der Bewohner der holsteinischen Gegend war gleich. Schottlands nördlicher Theil hat sich am wenigsten geändert. Warum soll denn nicht am rauschenden Krona sich das Grab hoch erheben, das Ossian einem von seinem Vater erschlagenen Feinde aus Erde und Steinen aufwölbte? Gewiß gibt auch mancher Ort in Deutschland noch zu ähnlichen Nachforschungen Gelegenheit. Die Hühnengräber in Holstein (besonders in der Nähe des Dorfes Volksstädt und des Pachthofes Höhebeck), die wir genau kennen, aber richtiger als Heldengräber bezeichnen sollten, liegen meistentheils auf einem weiten Raume in großer Anzahl, auf einer heitern Fläche bald zerstreut, bald nahe an einander. Sie sind kugelförmig, 10—16 Fuß hoch, und haben einen Umfang von 100—300 Fuß. Vielleicht waren sie im Anfange kegelförmig und sanken nur mit der Spitze ein. Mit ihrem düstern Moosgewand erheben sie sich aus den Saatfeldern. Manche schmückt eine Eiche, eine Buche, die spätere Enkel pflanzten. Einige haben noch ganz ihre Urgestalt, wie sie Ossian so oft anführt. Die steigende Cultur droht auch dort die Gräber unserer Voraltern zu vernichten. Mit der Fläche des Bodens gleich oder auch etwas eingesenkt, findet man, wenn die Erde hinweggeschafft ist, einen von Granitsteinen eingeschlossenen Raum, der gegen 4 Fuß lang und 3 Fuß breit ist, und in welchem Aschenkrüge mit verbrannten Knochenstücken stehen. Rings umher liegen Schwerter, Dolche, Speerspitzen, Streitäxte, Keile, theils von Metall, theils von hartem Stein, Granit, Basalt, Feuerstein gefertigt und in Strahlenform gelegt, Spangen, Haken zu Wehrgehängen, Gürtel, Nadeln von Bronze u. s. f. Die letztern sind oft so zierlich gearbeitet und die Urnen selbst den etrurischen, griechischen Formen so ähnlich, daß man entweder eine viel größere Kunstbildung bei unsern Vorfahren annehmen muß als man gewöhnlich zugibt, oder aber auf eine innigere Handelsverbindung zwischen dem Süden und Norden Europas schließen kann. Zum Theil mag manches solches Stück auch wol die Beute von Römern gewesen und das Verbrennen der Todten ihnen nachgeahmt worden sein, denn aus Ossian sehen wir wenigstens, daß dies in Schottland ganz unbekannt war, und doch sind dessen Bewohner höchst wahrscheinlich aus Holstein und Jütland hinüber gekommen, und hatten um jene Zeit die Sitte, hohe Leichenhügel aufzuthürmen und dem Todten seinen schönsten Schmuck mitzugeben u. s. f., mit Ausnahme des Verbrennens, mit den Deutschen dieser Halbinsel gemein. Läßt doch auch Ossian eine seiner Jungfrauen mit „dem Gewand der Fremdlinge" bekleidet sein! (Vgl. Meyer's „Darstellungen aus Norddeutschland", Hamb. 1816, und Ossian's Gesänge.) Daß nur Helden, Anführern und dergl. solche Hügel errichtet wurden, wissen wir theils aus Ossian's Gesängen, theils ergibt es sich daraus, daß oft unfern solcher Gräber im flachen Boden die Spuren von Urnen und Granitsteine gefunden wurden, die ohne Zweifel die Reste gewöhnlicher Menschen bargen.

Huldigung, die ausdrückliche Anerkennung fremder Vorzüge, mit wohlwollender Unterordnung verbunden. In juristischen Verhältnissen versteht man darunter gewöhnlich die feierliche und eidliche Gelobung (homagium), Einem treu, hold und gewärtig zu sein, besonders aber die Landeshuldigung (vasallagium), d. i. die feierliche und eidliche Gelobung der Treue und des Gehorsams von Seiten der Unterthanen gegen ihren Fürsten und Landesregenten. Die Landeshuldigung gilt also dem Staatsvereine überhaupt, und unterscheidet sich dadurch von der Huldigung im Lehnsverhältnisse (Lehnseid), in dem städtischen oder Gemeindeverhältnisse (Bürgereid), im gutsherrlichen (Erbeid, Erb- oder Gerichtspflicht) und im Dienstverhältnisse (Amts- oder Diensteid). Sonst huldigten einander auch gegenseitig beigeordnete Körperschaften. Die (Landes-) Huldigung aber ist zwar das

äußere Zeichen der Landeshoheit auf der einen und der Landesunterthänigkeit auf der andern Seite, nicht aber die Bedingung derselben; mithin werden beide schon vorausgesetzt, und man ist nicht darum Unterthan (sagt Bunz in s. „Grundsätze der Huldigung in Deutschland", Tübingen 1794), weil man huldigt, sondern man huldigt darum, weil man Unterthan ist. Der Begriff der Unterthänigkeit kann ohne Huldigung, aber der Begriff der (Landes-) Huldigung nicht ohne Unterthanenschaft bestehen; sowie der Landesherr ein solcher nicht darum oder dadurch ist, weil man ihm den Huldigungseid leistet, sondern darum die Huldigung fodert, weil er Landesherr ist. Vor dem Erwerbe der Landeshoheit kann sie daher auch nicht gefodert, vor dem Eintritte in den Staatsverein darf sie nicht geleistet werden; und sie ist also auch kein Erwerbmittel, sondern nur das zuverlässige Beweismittel der Landeshoheit. Nur letzteres mangelt, wo sie nicht vorhanden ist; doch kann sie immer noch gefodert werden. Ihr Zweck ist nur, die schon vorhandene Pflicht durch feierliche Anerkennung zu verstärken und ins deutliche Bewußtsein zu rufen. Sie wird darum mit einer gottesdienstlichen Handlung verbunden, und sollte wegen ihrer Wichtigkeit von dem Regenten stets in eigner Person angenommen werden. Doch wird sie auch in fremdem Namen gefodert. Übrigens wird sie mit Recht nur von Unterthanen und ansässigen Ausländern, und zwar in Masse, oder nach Classen und Ständen geleistet. Mit dem feierlichen Huldigungsacte der Landesunterthanen pflegt gewöhnlich eine Bestätigung der Freiheiten und Rechte des Landes von Seiten des Landesherrn verbunden zu sein.

Hull, oder Kingston upon Hull, am Flusse gl. N., eine blühende Fabrik-, Handels- und Seestadt in Yorkshire in England, mit 26,800 Einw., schickt zwei Mitglieder zum Parlamente. Unter den Manufacturen müssen die Ölmühlen, worin Leinöl gepreßt und gereinigt wird, zwei große Zuckerraffinerien und alle die Gewerbe genannt werden, welche die zum Schiffbau nöthigen Stoffe verarbeiten. Der Binnenhandel beläuft sich jährl. auf den Werth von 5 Mill. Pf. St. Der Seehandel wird durch die Lage der Stadt an der Mündung des Flusses, und in der Nähe eines zweiten Stromes, des Humber, begünstigt. Es sind in neuern Zeiten zwei große Schiffswerfte, das eine auf dem Hull, das andre auf dem Humber, angelegt worden. Hier werden viele Grönlandsfahrer ausgerüstet. 1811 brachten 42 Schiffe 552 Wallfische, 993 Robben, 2 Narvals, 2 Eisbären und 4872 Tonnen Thran zurück. 1815 segelten 58 Schiffe aus. Hull hat schöne Gebäude: das wichtigste ist die Dreifaltigkeitskirche, im gothischen Styl, nach großen Verhältnissen 1312 erbaut; eins der schönsten Denkmäler der Baukunst aus dem Mittelalter. Auch sind 5 Hospitäler in der Stadt, von denen das eine ein großes, vortrefflich eingerichtetes Krankenhaus ist. Kürzlich ist auch durch die Bemühung des William Spencer ein öffentlicher botanischer Garten bei Hull angelegt worden.

Hullin (Pierre Augustin, Graf), geb. zu Genf 1758, Uhrmachergeselle, erster Erstürmer der Bastille am 14. Juli 1789, hierauf zur Zeit des Schreckenssystems verhaftet, nach dem 9. Thermidor in Freiheit gesetzt, dann Adjutant in den italienischen Feldzügen Bonaparte's, Commandant von Mailand 1797 und nach der Schlacht bei Marengo 1800; hierauf Divisionsgeneral und Vorstand der Militaircommission, die den Herzog von Enghien zum Tode verurtheilte; Großofficier der Ehrenlegion, und zum Grafen erhoben 1804; im Feldzuge von 1805 Commandant von Wien, in dem von 1806 Commandant von Berlin, und nach dem tilsiter Frieden Commandant von Paris, als solcher in der Verschwörung Mallet's schwer verwundet; in der Folge Begleiter der Kaiserin Marie Louise nach Blois im März 1814, hierauf, seit dem 8. April, ein erklärter Anhänger der neuen Regierung; 1815 aber Bonaparten aufs neue ergeben und von ihm wieder zum Commandanten von Paris ernannt; nach der zweiten Rückkehr der Bourbons flüchtig, in der Ordonnanz vom 24. Juli 1815 mit begriffen, hierauf

durch die Ordonnanz vom 17. Jan. 1817 aus Frankreich verbannt; dann in Brüssel, endlich in Hamburg mit Handelsunternehmungen beschäftigt: — dies sind die wichtigsten Umstände aus dem Leben des General Hullin, der 1819 die Erlaubniß erhielt, nach Frankreich zurückzukehren. Er ist gegenwärtig blind und schrieb 1824 über den Tod des Herzogs von Enghien gegen Savary.

Human, menschlich, was dem Menschen angemessen ist und geziemt, daher **Humanität**, Menschlichkeit, im weitern Sinne, d. i. Das, was uns den Charakter der Menschheit gibt, im Gegensatze der Bestialität und Brutalität. Schon Cicero verbindet mit dem Grundbegriffe die Nebenvorstellungen von Leutseligkeit, Menschenfreundlichkeit, Feinheit und Artigkeit im Betragen, und weil diese Eigenschaften nur durch eine der Bestimmung des menschlichen Geistes angemessene Bildung erlangt werden können, knüpft er an den Begriff der Humanität den Besitz aller der Anlagen, Kenntnisse und Fertigkeiten, welche Anspruch auf Bildung geben, und vorzugsweise dem Menschen angehören, der durch menschliche Bildung sich eigenthümlich entwickelte. Die Humanität ist folglich harmonische Ausbildung der menschlichen Kräfte unter Herrschaft der Vernunft. Als die griechische und lateinische Sprache sich in die neuern verloren und die Ideenschätze des classischen Alterthums aus dem wirklichen Leben in die Bibliotheken der Gelehrten übergingen, blieben sie in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung noch allein Anhalt und Muster der Bildung für Diejenigen, die sich über die Rohheit ihres Zeitalters erheben wollten. Wenn die Alten durch Verkehr mit der Welt und philosophische Studien unmittelbar zu feinerer Bildung gelangten, so konnte es nun nicht ohne Vermittelung des Sprachstudiums geschehen. Der Schlüssel zu den Quellen der classischen Bildung, die man bis ins vorige Jahrh., ja hin und wieder noch bis heute für die einzig echte hielt, die Philologie, wurde nun Bedingung aller wissenschaftlichen Bildung, und da diese für den höchsten Grad der menschlichen galt, so glaubte man mit Recht den Begriff der Humanität auf die Kenntniß der alten Sprachen ausdehnen zu müssen, und nannte die philologischen und die mit ihnen unmittelbar zusammenhängenden Studien in dieser Beziehung **Humaniora**; das Erziehungssystem aber, das alle Bildung auf die Erlernung der alten Sprachen baut, den **Humanismus**. Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften im Occidente war dieses System das herrschende. Das im 15. und 16. Jahrh. neu angeregte Studium der classischen Literatur und Sprache wurde der Grund der neuern gelehrten Bildung, und die **Humanisten**, d. h. die Kenner und Lehrer dieses Studiums, blieben seitdem, bis in die letzte Hälfte des 18. Jahrhunderts, im ungestörten Besitze der Alleinherrschaft über die gelehrte Welt. Daß nun, auf diesem Wege zur Bildung, der Zweck über der Beschäftigung mit den Mitteln oft aus den Augen gesetzt; daß die Beschränkung des vielumfassenden Begriffs der Humanität auf den, zu verschiedenen Zeiten engern und weitern Gesichtskreis der Philologie allmälig zur Gewohnheit und durch manche unvermeidliche Folge verderblich wurde; daß der philosophische Steifsinn der Scholastiker mit allen seinen Kleinlichkeiten in den grammatischen und kritischen der Humanisten überging; daß sie nicht selten über den todten Buchstaben den milden, vielseitigen Geist der Alten verloren, und sich durch ihre, bisweilen absichtliche Inhumanität, Anmaßung und Rauhigkeit nicht weniger, als durch die erstaunliche Gelehrsamkeit berühmt, aber, versteinert in den Formen des Alterthums, zur lebendigen Wirksamkeit auf das gegenwärtige Geschlecht, das sie verachteten, immer untüchtiger machten: das Alles waren Verirrungen des Humanismus, bei denen seine Humanität verdächtig und oft Gegenstand der Satyre werden mußte. In offene Fehde wider die Humanisten trat in der zweiten Hälfte des vorig. Jahrh. der **Philanthropinismus**, dessen Wortführer, Basedow und Campe, im Vereine mit den Mitarbeitern seines Revisionswerks, durch die Verdrängung des Lateinischen und

Griechischen aus den Schulen der Nichtgelehrten der Menschheit einen Dienst zu leisten glaubten. Die Mehrzahl der Gelehrten blieb jedoch, da die Philanthropen sich nicht ohne Grund den Vorwurf der Übertreibung und Seichtigkeit in ihrer Bekämpfung des Humanismus zugezogen hatten, auf der Seite des letztern, obgleich der Stoß, den seine Herrschaft in diesem Streite erlitt, an den Reformen der deutschen Schulen und in der Geschichte des neuern deutschen Buchhandels bemerklich wurde. Neuerdings hat der Begriff der Humanität die ihm gebührende Sphäre wieder gewonnen; Nichts, was zur harmonischen Ausbildung des Menschen dienen und ihn der ewigen Bestimmung seines Geistes näher führen kann (vgl. Bildung), ist von der Humanität, in dem Sinne, in welchem sie Herder in seinen berühmten Briefen befördern will, und von dem pädagogischen Systeme des Humanismus, wie es Niethammer in seinem „Streite des Humanismus und Philanthropinismus" (Jena 1818) aufgestellt hat, ausgeschlossen, und der Vorzug, daß die wahre Humanitätsbildung ihren Endzweck eben in diese Erziehung des Menschen für seine ewige Bestimmung setzt, mußte ihren immer merklicher werdenden Sieg über den Philanthropinismus, der mehr die Brauchbarkeit für irdische Zwecke beabsichtigt, herbeiführen. Bei alle dem verdankt es der Humanismus den Angriffen der Philanthropen, daß er seine Verirrungen erkannt, sich aus seiner frühern Einseitigkeit herausgearbeitet und den Grundsatz der allgemeinen Menschenbildung angenommen hat, der unter allen Erziehungsgrundsätzen dem Begriffe der Humanität am meisten entspricht; und wenn auch noch nicht alle Schulmänner unserer Zeit in diese Ansicht eingehen mögen, so wollen doch die besten nichts Andres sein als humane Lehrer der Humanität. In diesem Sinne vermuthlich hinterließ Gleim ein bedeutendes Vermächtniß zur Stiftung einer Humanitätsschule, die noch errichtet werden soll. Im Übrigen dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß im gemeinen Leben oft nur der Inbegriff der äußern Form, unter welcher Humanität sich ausspricht, die ohne den innern Geist nur leerer Schein und Heuchelei sind, oder ein für Humanität geachtetes conventionelles Benehmen, fälschlich Humanität genannt zu werden pflegt. E.

Humboldt (Karl Wilhelm, Freiherr v.), preuß. Staatsminister, geb. zu Berlin 1767, empfing in seiner Vaterstadt eine sorgfältige Unterweisung in Sprachen und Wissenschaften; daher sein Streben nach Gründlichkeit, mit welchem er mehr als ein Gebiet des menschlichen Wissens auf das genaueste erforscht hat. Sein Werk über das kleine Epos „Herrmann und Dorothea", enthält umfassende Betrachtungen über die Poesie überhaupt. Seine „Untersuchungen über die baskische Sprache", die er an Ort und Stelle studirte, verbreiteten ein helles Licht über die unbekannte Ursprache. (Ein baskisches Wörterbuch von ihm befindet sich in Adelung's „Mithridates", Thl. 4.) Seine Übersetzung des „Agamemnon" von Äschylus ist das Ergebniß der schwierigsten Untersuchungen über Sprache und Versmaß der Griechen. Nachdem Humboldt mehre Jahre in Jena, wo er Schiller's Freundschaft und täglichen Umgang genoß, gelebt hatte, trat er seine diplomatische Laufbahn an, als k. preuß. Resident zu Rom. Dieser Ort, wo er späterhin als außerordentlicher Gesandter bevollmächtigt wurde, gab nicht nur seinem Studium des Alterthums neuen Schwung, sondern bildete ihn auch zu einem vorzüglichen Staatsmanne aus. In der Folge ernannte ihn der König zum Chef der Section für den Cultus und die öffentliche Erziehung. Die Abhängigkeit dieser Section von dem Minister des Innern, welche die freie Thätigkeit des Chefs derselben zu sehr beschränkte, bewog vielleicht den Herrn v. Humboldt diesen Posten aufzugeben. Er ging hierauf 1810, mit dem Range eines Staatsministers, als Gesandter seines Hofes nach Wien, in jener wichtigen Periode, wo der Norden und Süden Europas einer Schneelawine glich, die nur noch einiger Erschütterung bedurfte, um über die Weltherrschaft von Westen her vernichtend hinabzustürzen.

Wie gut er die edle Politik Östreichs und ihre mit der rücksichtsvollsten Weisheit geleitete Entwickelung einsah, ergibt sich schon daraus, daß er von seinem Könige zum Bevollmächtigten bei dem Friedenscongresse zu Prag ernannt wurde. Er war bei dem Congresse zu Chatillon und dem Frieden zu Paris, welchen er zugleich mit dem Staatskanzler Hardenberg 1814 unterzeichnete, beschäftigt; er war nachher bei dem Congresse zu Wien sehr thätig und unterzeichnete daselbst (1815) den Frieden zwischen Preußen und Sachsen. Im Juli 1816 begab er sich nach Frankfurt als bevollmächt. preuß. Minister, zur Berichtigung der Territorialangelegenheiten in Deutschland. Bald nachher ernannte ihn der König zum Mitgliede des Staatsraths und beschenkte ihn mit liegenden Gütern. Hierauf ging er als außerordentlicher Gesandter seines Hofes nach London, und von hier im Oct. 1818 nach Aachen. 1819 wurde er mit Sitz und Stimme in das k. preuß. Ministerium berufen, wo er mehre Zweige, u. a. die ständische Angelegenheit, die bisher zum Ministerium des Innern gehört hatten, und das vom Staatskanzler abgetretene Departement des Fürstenthums Neufchatel erhielt. Indeß blieb er in Frankfurt a. M., als Mitglied der Territorialcommission, bis zu deren Auflösung den 10. Juli 1819, worauf er seinen Posten in Berlin antrat, dessen er jedoch bald enthoben wurde. Er gehörte mit zu der Commission, welcher die Prüfung des Constitutionsentwurfs übertragen war. 1825 erwählte ihn die pariser Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu ihrem auswärtigen Mitgliede.

Humboldt (Friedrich Heinrich Alexander, Freih. v.), Bruder des Vorigen, geb. den 14. Sept. 1769 zu Berlin, studirte in Göttingen und Frankfurt an d. Oder, besuchte in Hamburg die Handelsakademie bei Büsch und machte 1790 mit G. Forster und van Geuns eine Reise an den Rhein, nach Holland und England, wovon s. 1793 zu Braunschweig erschienenen „Beobachtungen über die Basalte am Rhein" eine Folge sind. 1791 studirte er auf der Bergakademie in Freiberg die Bergwerkswissenschaften und die Botanik. (S. s. „Specimen florae Fribergensis subterraneae", Berlin 1793.) Durch Kenntnisse, anziehenden und lehrreichen Umgang, Witz und Laune, Herzensgüte und Wohlthätigkeit erwarb er sich in Freiberg allgemeine Achtung und Liebe. 1792 ward er als Assessor bei dem Bergwerks- und Hüttendepartement angestellt und bald darauf als Oberbergmeister der fränkischen Fürstenthümer nach Baireuth versetzt. Hier traf er viele gute Einrichtungen, unter Anderm stiftete er die Bergschule zu Steben; auch machte er mit dem Galvanismus lehrreiche Versuche (Berl. 1796, 2 Thle.). Allein schon 1795 gab er jene Stelle aus Liebe für seine Reisepläne freiwillig auf und reiste mit dem Hrn. v. Hafter nach Italien, dann im Herbste mit s. Freunde, dem sächs. Bergrath Freiesleben, durch einen Theil der Schweiz. Seit Ostern 1797 ging er in Gesellschaft s. Bruders und des jetzigen russ. Hofraths Fischer über Wien und Salzburg nach Paris, wo er mit Aimé Bonpland, einem Zöglinge der Arzneischule und des botanischen Gartens zu Paris, bekannt wurde. Humboldt, der seit 1792 den Vorsatz gefaßt hatte, auf eigne Kosten eine Reise nach den Wendecirkeln zu unternehmen, begab sich mit einer beträchtlichen Instrumentensammlung nach Madrid, wo ihm der Hof im März 1799 die Erlaubniß ertheilte, die spanischen Colonien in Amerika zu bereisen. Sogleich berief er s. Freund Bonpland zu sich und schiffte sich mit ihm zu Corunna ein. Ihr Plan war, in Zeit von 5 Jahren eine Reise von 9000 Meilen zu machen, die umfassendste, welche je ein Privatmann unternahm. Sie landeten auf Teneriffa, wo sie den Krater des Pico erstiegen, um die Analyse der atmosphärischen Luft zu machen und geologische Beobachtungen über die Basalte und Porphyrschiefer Afrikas anzustellen. Im Juli erreichten sie den Hafen von Cumana in Südamerika. Sie besuchten 1799 und 1800 die Küste von Paria, die Missionen der Indier und die Provinz Neuandalusien; sie durchstreiften Neubarcelona, Venezuela und das spanische Guiana.

Nachdem sie die Länge von Cumana, Caracas u. a. O. durch die Beobachtung der Jupiterstrabanten bestimmt und auf den Gipfeln des Ceripa und der mit dem Bejarion gekrönten Silla von Avila botanisirt hatten, reisten sie im Febr. 1800 aus Caracas nach den reizenden Thälern von Aragua ab, wo der große See von Valencia durch die Pracht der tropischen Pflanzenwelt entzückt. Von Portocabello drangen sie von den Küsten des antillischen Meeres bis gegen den Äquator vor, durchwanderten dann die weiten Ebenen von Calabozo, Apura und die Llanos, wo das Reaumur'sche Thermometer selbst im Schatten auf 33—37° stieg, und der glühende Erdboden auf mehr als 2000 □M. eine Abweichung der Bleiwage von nur 5 Zoll zeigte. Auch am Meeressande bemerkten sie hier überall die Erscheinungen der Strahlenbrechung und des sonderbarsten Aufschwellens. Zu S.-Fernando von Apura begannen sie eine mühselige Schifffahrt von mehr als 500 Seemeilen in Canots und nahmen das Land mit Hülfe der Längenuhren, der Jupiterstrabanten und Mondsweiten auf. Sie fuhren den Rio Apura hinab, der sich unter dem 70. Breitengrade in den Oronoco ergießt, fuhren diesen Fluß wieder bis an die Mündung des Rio Guaviare hinauf, kamen an den berühmten Wasserfällen von Atures und Maipure vorbei, wo die Höhle von Atarnipo die Mumien einer durch den Krieg der Caraiben und Maraviten aufgeriebenen Nation in sich verschließt. Von der Mündung des Rio Guaviare fuhren sie die Flüsse Atahapo, Tuamini und Temi wieder hinauf. Von der Mission von Javita aus drangen sie zu Lande bis an die Quellen des Guginia (Rio Negro). Indianer trugen die Canots durch dichte Gehölze von **Hevea, Lecythis** und **Laurus cinnamomoides** nach dem Cano Pimichin, durch welchen sie nach dem Rio Negro kamen, den sie bis an die Festung S.-Carlos und die Grenzen von Grand Para, der Hauptcapitanerie von Brasilien, hinabfuhren. Um den Arm des Oronoco, welcher Cassiquiare heißt und zwischen jenem und dem Amazonenflusse die Verbindung macht, zu bestimmen, gingen Humboldt und Bonpland von der spanischen Festung S.-Carlos durch den schwarzen Fluß und den Cassiquiare wieder nach dem Oronoco und auf diesem bis an die Mission von Esmeraldo bei dem Vulkan Duida, oder bis an den Ursprung des Flusses. Allein die Guaicas-Indianer, eine weiße, fast zwerghafte, aber kriegerische Menschenrace, und die kupferfarbenen Guajariben, wilde Menschenfresser, welche das Land nach Westen hin bewohnen, machten es unmöglich, bis an die Quellen des Oronoco vorzubringen. Von Esmeralda aus ging die Reise 345 franz. Meilen den ganzen Oronoco hinab bis an seine Mündung nach St.-Thomas in Neu-Guiana oder Angostura. Die Reisenden passirten zum zweiten Male die Wasserfälle, auf deren südlicher Seite weder Peter Gumilla noch Caulin vorgedrungen waren. Nach großen Beschwerden kehrten sie auf dem Oronoco nach Barcelona und Cumana durch die Missionen der caraibischen Indianer, einer riesenhaften Menschenrace, zurück. Einige Monate verweilten sie auf der Küste und begaben sich dann durch den südlichen Theil von St.-Domingo und Jamaica nach Cuba. Hier beschäftigten sie sich drei Monate theils mit der Längenbestimmung der Havana, theils mit der Erbauung eines neuen Ofens für die Zuckersiedereien. Sie wollten eben nach Veracruz abreisen, um über Mexico und Acapulco nach den philippinischen Inseln und von da, wo möglich, durch Bombai, Bassora und Aleppo nach Constantinopel zu gehen, als falsche Nachrichten über Baudin's Reise sie bewogen, ihren Plan zu verändern. Amerikanische Zeitungen meldeten, daß dieser Seemann von Frankreich nach Buenos-Ayres reisen, und nachdem er das Cap Horn umschifft, an den Küsten von Chile und Peru hinsegeln würde. Humboldt hatte seit s. Abreise von Paris 1798 dem Museum und dem Capitain Baudin versprochen, wenn im Laufe seiner Reise die franz. Unternehmung zur Ausführung käme, sich derselben anzuschließen. Dem gemäß sandte er s. Handschriften und Sammlungen von 1799 und 1800 geradewegs nach Europa, wohin sie auch, mit

Ausnahme eines Drittels der Sammlungen, das in einem Schiffbruche verloren ging, glücklich gelangten, und miethete ein Fahrzeug im Hafen von Betabam, um nach Cartagena in Indien und von da durch die Erdenge von Panama nach dem Südmeere zu gehen. Im März 1801 verließ er Betabam, segelte den südlichen Theil der Insel Cuba entlang und bestimmte astronomisch verschiedene Punkte in der Inselgruppe, die Königsgärten genannt, nebst den Ankuhrten des Hafens von Trinidad. Man verweilte am Rio Sinu, wo noch nie ein Botaniker Kräuter gesammelt. Die Heftigkeit der Brandungen bei St.-Martha machte das Anlanden zu Carthagena sehr schwierig; man mußte sich, um vor Anker zu kommen, an die Küste retten, und dieser Aufenthalt verschaffte Humboldt den Vortheil, die Mondfinsterniß am 25. März 1801 zu beobachten. Da die Jahreszeit nicht mehr erlaubte, von Panama aus nach Guayaquil zu segeln, ward der Plan, die Landenge zu durchschneiden, aufgegeben. Der Wunsch, den berühmten Mutis zu besuchen, bewog die Reisenden, einige Wochen in den Wäldern von Turbaco zuzubringen, die mit so herrlichen Blumen prangen, und dann den Magdalenenfluß hinabzufahren, von dem H. eine Charte entwarf, während Bonpland die an Heliconia, Psychotria, Melastoma, Myrodia und Dychotria emetica reiche Vegetation studirte. Von Honda, wo sie landeten, reisten sie auf fürchterlichen Wegen durch Eichenwälder und Gehölze von Melastoma und Cinchona nach St.-Fé-de-Bogota, der Hauptst. von Neugranada. Mutis's prächtige Sammlungen, der Wasserfall von Taquendama, die Bergwerke von Mariquita, St.-Anna und von Zipagnira, die natürliche Brücke von Icononzo, zwei durch ein Erdbeben aus einander gerissene Felsen, die einen dritten schwebend in der Luft tragen, alle diese Merkwürdigkeiten beschäftigten die Reisenden bis in den Sept. 1801. Trotz der ungünstigen Regenzeit reisten sie nach Quito; sie stiegen wieder ins Thal des Magdalenenflusses hinab, kamen bei den Anden von Quindiu vorbei, wo sich der beschneite Gipfel des Tolina mitten aus Wäldern von Storax, baumartigen Passionsblumen, Bambusrohr und Wachspalmen erhebt. Als sie barfuß und durchnäßt im Thale des Flusses Cauca angekommen waren, verweilten sie zu Cartago und Buga und durchwanderten die Provinz Choco, das Vaterland der Platina. Sie stiegen nun durch Caleto und die Goldwäschen von Quilichao nach Popayan am Fuße der beschneiten Vulkane von Purace und Sotara. Der Thermometer stand in diesem herrlichen Klima immer auf 17—19° Reaumur. Mühsam stiegen sie zum Krater des Vulkans Purace empor, dessen Mündung voll kochenden Wassers ist, und der mitten im Schnee Dünste von geschwefeltem Wasserstoff auswirft. Dann gingen sie, das giftschwangere Thal von Patia vermeidend, durch die steilen Cordilleren von Almaguer nach Pasto und durchschnitten von da aus durch Guachucal die hohe Gebirgsebene der Provinz de los Pastos. Nach einer viermonatlichen höchst mühseligen Reise kamen sie endlich in die südliche Hemisphäre, nach den Städten Ibarra und Quito. Die letztere, durch Bildung ihrer Einwohner ausgezeichnete Stadt erreichten sie den 6. Jan. 1802. Acht bis neun Monate lang setzten sie ihre geologischen und botanischen Nachforschungen in dem durch seine kolossalen Gebirge, s. Vulkane, s. Vegetation, s. alten Denkmäler, besonders aber durch die Sitten seiner ehemaligen Bewohner merkwürdigen Reiche von Quito fort. Sie stiegen zwei Mal in den Krater des Vulkans von Pichincha, wo sie Versuche über die Analyse der Luft, ihre elektrische, magnetische und hygroskopische Ladung, ihre Elasticität und den Grad der Temperatur des kochenden Wassers anstellten. Inzwischen machten sie einzelne Ausflüge nach den Schneegebirgen von Antisana, Cotopaxi, Tunguragua und dem Chimborasso. Sie studirten besonders die geognostische Beschaffenheit der Anden. Die trigonometrischen und barometrischen Messungen Humboldt's haben bewiesen, daß einige dieser Vulkane sich seit 1753 beträchtlich gesenkt haben, womit auch die Beobachtungen der Einwohner übereinstimmen.

Zugleich überzeugte sich Humboldt, daß alle diese großen Massen durch Krystallisation entstanden sind. Ein für die Wissenschaften leidenschaftlich eingenommener Mann, Karl Montufar, Sohn des Marquis v. Selvalegre von Quito, begleitete sie seit dem Jan. 1802 auf ihrer ganzen übrigen Unternehmung nach Peru und Mexico. Von den Umständen begünstigt, bestiegen sie die vornehmsten Berggipfel bis zu einer früher nie erreichten Höhe. Auf dem Chimborasso gelangten sie, am 23. Juni 1802, 3096 Toisen oder 18,576 Fuß (3485 Fuß höher, als Condamine 1745 gekommen war) über die Fläche des stillen Meeres. Sie sahen das Blut aus Augen, Lippen, Zahnfleisch treten und erstarrten fast vor Kälte. Eine Schlucht verhinderte sie, bis zu dem noch etwa 224 Toisen (oder 1344 Fuß) von ihnen entfernten Gipfel des Chimborasso zu gelangen. Von Quito aus begaben sie sich nach dem Amazonenflusse und Trina, in der Erwartung, dort die wichtige Beobachtung des Durchgangs des Merkur durch die Sonnenscheibe zu machen. Sie besuchten die Ruinen von Lactacunga, Hambato und Riobamba, ein Land, das in dem schrecklichen Erdbeben vom 7. Febr. 1797 umgewühlt wurde, gingen durch die Schneefelder von Assonay nach Cuença und von da durch den Paramo von Saraguro nach Loxa, wo sie in den Wäldern von Gonzanama und Malacatos wichtige Untersuchungen über die Chinarinde anstellten. Von Loxa traten sie durch Ayavaca und Gouncabamba in Peru ein, indem sie die hohen Anden überstiegen, um nach dem Amazonenflusse zu kommen. Sie sahen die prächtigen Trümmer der Kunststraße von Yega, die über den porphyrnen Rücken der Anden weg zwischen 12—1800 Toisen Höhe von Cusco an bis Assonay geht und mit Herbergen und öffentlichen Springbrunnen versehen ist. In dem Dorfe Chamaya bestiegen sie eine Flöße und fuhren auf dem Flusse dieses Namens in den Amazonenfluß. Sie bestimmten die astronomische Lage dieses Zusammenflusses. Da Condamine sich erst unterhalb Quebrada-de-Chuchunga auf dem Amazonenflusse eingeschifft, auch keine Längenbestimmung als an der Mündung des Rio Napo angestellt hatte, so suchte Humboldt diese Lücke auszufüllen, indem er auf dem Amazonenflusse bis an die Wasserfälle von Rentewa fuhr und zu Tomependa einen genauen Plan von diesem unbekannten Theile des Maranon entwarf. Bonpland hatte sich unterdeß mit botanischen Untersuchungen beschäftigt. Zum fünften Male passirten unsere Reisenden jetzt die Anden, um durch Montan und Peru zurückzukehren. Sie bestimmten den Punkt, wo die Magnetnadel von Borda den Mittelpunkt der Abweichung zeigte, obgleich unter dem 7° südl. Breite, und studirten die reichen Minen von Hualguayok, wo das Silber sich 2000 Toisen über der Meeresfläche findet. Von Caxamarca aus, das durch seine Bäder und Ruinen berühmt ist, stiegen sie nach Truxillo hinab, dessen Nachbarschaft die Reste der ungeheuern peruanischen Stadt Mansiche enthält, mit Pyramiden geziert, in deren einer man im 18. Jahrh. für mehr als 4 Mill. Livres geschlagenes Gold entdeckte. Bei diesem westlichen Hinabsteigen der Anden hatten sie zum ersten Male den überraschenden Anblick des stillen Meeres und jenes langen und engen Thales, wo Regen und Donner unbekannt sind. Längs den unfruchtbaren Küsten des Südmeers begaben sie sich über Santa und Guarmey nach Lima, wo Humboldt so glücklich war, im Hafen von Callao-de-Lima das Ende des Merkurdurchgangs ziemlich genau beobachten zu können. Im Jan. 1803 schifften sich unsere Reisenden nach Guayaquil ein, einem Hafen am Ufer eines ungeheuern Flusses, wo die Vegetation an Palmen, Plumaria, Tabernaemontana und an Bananengewächsen in einer unbeschreiblichen Pracht erscheint. Nach 30 Tagen erreichten sie Acapulco. So sehr auch Humboldt seine Rückreise nach Europa jetzt zu beschleunigen wünschte, so bewog ihn doch die Schönheit Neuspaniens, die Gastfreiheit seiner Bewohner und die Furcht vor dem zu Veracruz herrschenden schwarzen Erbrechen, s. Abreise bis tief in den Winter zu verschieben. Nachdem sie sich mit den Pflanzen, der Luft, den stündlichen Ver-

änderungen des Barometers, magnetischen Erscheinungen und besonders mit der Länge von Acapulco beschäftigt hatten, reisten sie nach Mexico ab. Sie erhoben sich nach und nach durch die schwülen Thäler von Mescala und Papagayo, wo der Thermometer sich im Schatten auf 32° Reaumur erhält. Sie setzten zu den hohen Ebenen von Chilpanzlugo, Theuilotepec und Tasco über, wo unter einem milden Klima Eichen, Cypressen, Tannen und europäisches Getreide gedeihen. Hier besuchten sie die Bergwerke von Tasco, deren Silbergänge von dem harten Kalkfelsen zu dem Glimmerschiefer übergehen und blätterigen Gyps in sich enthalten, und stiegen dann im April 1803 durch Cuernaraca und die Nebel von Cuchilaqua nach der Hauptst. Mexico, welche höchst anmuthig liegt und sich durch ihre wissenschaftlichen Anstalten vor allen Städten der neuen Welt auszeichnet. Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten, während dessen Humboldt die Länge von Mexico berichtigte, besuchten unsere Reisenden die berühmten Bergwerke von Moran und Real-del-Monte, wo der Minengang von Biscaya dem Grafen v. Regla schon mehre Mill. Piaster lieferte; sie untersuchten die Obsidiane von Oyamel, welche in dem Perlstein und Porphyr Lager bilden und den ehemaligen Einwohnern zu Messern dienten. Dies ganze Land, voll Basaltblöcke, Mandelsteine und kalkartiger, secundairer Bildungen bietet für die Geologie die anziehendsten Erscheinungen dar, welche bereits del Rio, ein Schüler Werner's, analysirt hatte. 1803 besuchten sie den mittäglichen Theil des Königreichs. Sie richteten ihre Nachforschungen zuerst auf Hunhuetoca und gingen dann durch Queretano, Salamanca und die fruchtbaren Ebenen von Yrapuato nach Guanaxuato, dessen Bergwerke unendlich beträchtlicher sind, als die von Potosi je waren. Zwei Monate beschäftigten sie sich hier mit Messungen und geologischen Untersuchungen, prüften die Bäder von Comagillos, deren Temperatur 11° Reaumur höher ist als die philippinischen Inseln, und reisten dann durch das Thal von S.-Yago nach Valladolid, der Hauptst. des ehemal. Reiches Mechoacan. Von da stiegen sie, trotz der steten Herbstregen, nach den Küsten des stillen Meeres in die Ebenen von Jorullo hinab, wo 1759 in einer einzigen Nacht bei einem der größten Ereignisse, die je der Erdball erlitt, sich aus der Erde ein Vulkan von 1494 Fuß Höhe erhob, der mit mehr als 2000 noch jetzt rauchenden kleinen Öffnungen umgeben war. Sie stiegen bis auf den Grund des Kraters hinab, dessen mit Kohlensäure außerordentlich überladene Luft sie analysirten. Aus dem anmuthigen und fruchtbaren Reiche Mechoacan kehrten sie durch die hohe Ebene von Tolucca nach Mexico zurück. Zu Tolucca besuchten sie den merkwürdigen Händebaum, den Cheiranthostaemon des H. Cervantes, von dem seit den ältesten Zeiten nur ein einziges Exemplar vorhanden ist. Zu Mexico beschäftigten sie sich mit dem Ordnen ihrer Herbarien und geologischen Sammlungen, der Berechnung der gemachten Messungen und dem geologischen Atlas, für den Humboldt Zeichnungen entworfen hatte. Sie verließen diese Stadt im Jan. 1804, um den östlichen Abhang der Cordilleren zu untersuchen; sie maßen die beiden Vulkane von Puebla, den Popocatepec und Itzaccihuatl geometrisch. Darauf stiegen sie durch Perote nach Xalapa. Trotz des gefallenen hohen Schnees erreichte Humboldt den Gipfel des um 162 Toisen den Pic von Teneriffa übertreffenden Cofre und bestimmte die Lage desselben durch Beobachtungen an Ort und Stelle. Er maß gleichfalls den Pic von Orizana trigonometrisch. Nach einem angenehmen Aufenthalt in diesen Gegenden stiegen unsre Reisenden nach dem Hafen von Veracruz hinab, entgingen glücklich dem bereits stark herrschenden schwarzen Erbrechen und reisten auf einer spanischen Fregatte nach der Havana ab, wo sie ihre 1800 dort niedergelegten Sammlungen zurücknahmen. Sie blieben 2 Monate daselbst, worauf sie nach Philadelphia sich einschifften, das sie nach 32 Tagen erreichten. Hier und zu Washington brachten sie abermals 2 Monate zu und kamen im Aug. 1804 nach Europa zurück. Die reichen Samm-

lungen, welche sie mitgebracht haben, sind einzig in ihrer Art und von unschätzbarem Werthe; sie enthalten allein 6300 Arten Pflanzen. Die Beschreibung dieser Reise und ihrer wichtigen Ergebnisse lieferte Humboldt in dem zu Paris, Hamburg und London seit 1810 erscheinenden Prachtwerke: „Voyage de Humboldt et Bonpland" (gr. Fol.), dessen erste Abtheilung der allgemeinen Physik gewidmet ist und den eigentlichen Reisebericht enthält. Der erste Theil dieses Reiseberichts ist in den bis jetzt erschienenen Lieferungen, welche auch den besondern Titel führen: „Vues des Cordillères et monumens des peuples de l'Amérique", und mit 50 bis 60 Kupf. begleitet sind, enthalten. Die zweite Abtheilung betrifft die Zoologie und vergleichende Anatomie; die dritte enthält einen politischen Versuch über Neuspanien; die vierte ist der Astronomie, die fünfte der Mineralogie und dem Magnetismus, die sechste endlich der Botanik gewidmet. Die ganze Reihe, welche aus 12 Bdn. 4., 3 Bdn. Fol., zwei Sammlungen geographischer und einer Sammlung pittoresker Zeichnungen bestehen wird, nennt ein Kenner mit Recht „ein Riesenwerk an innerm und äußerm Umfang und Gehalt, dem die neueste Literatur Europas nur wenig ähnliche an die Seite stellen kann". Humboldt hat seitdem in Paris mit Gay-Lussac die Theorie von der Lage des magnetischen Äquators berichtigt und der Akademie der Wissenschaften 1817 seine Charte von dem merkwürdigen Laufe des Oronoco vorgelegt. Im Oct. 1818 befand er sich in London, wo es hieß, daß die verbündeten Mächte ihn ersucht hätten, ein Gutachten über die politischen Verhältnisse der südamerikanischen Völkerschaften zu entwerfen. Zur Ausführung s. Planes einer wissenschaftlichen Reise nach Ostindien und Tibet hatte ihm der König von Preußen zu Aachen im Nov. 1818 eine jährl. Unterstützung von 12,000 Thalern und den Gebrauch der nöthigsten physikalischen und astronomischen Instrumente bewilligt. Diese Reise ward aber aufgegeben. H. lebte nun mehre Jahre in Paris den Wissenschaften; im Winter 1822 ward er nach Verona berufen, um den König von Preußen auf s. Reise durch Italien zu begleiten. Sein Aufenthalt in Neapel ward die Veranlassung zu Untersuchungen über die Bildung der Vulkane, und die Resultate s. Forschungen legte er dem Publicum in einer kleinen Schrift vor. Ende 1826 kehrte er von Paris nach Berlin zurück.

Hume (David), ein scharfsinniger Skeptiker und erster classischer Geschichtschreiber der Engländer, stammte aus der vornehmen, aber nicht reichen Familie der Grafen Home oder Hume ab. Er war geb. zu Edinburg in Schottland 1711. verlor seinen Vater, dessen Besitzungen an Hume's ältern Bruder fielen, schon als Kind. Seine Mutter erzog ihn mit größter Sorgfalt. Er sollte sich nach dem Rathe seiner Verwandten den Rechten widmen; allein ein stärkerer Trieb zog ihn zur Philosophie hin. Seine Vermögensumstände und seine durch anhaltenden Fleiß geschwächte Gesundheit nöthigten ihn jedoch, 1734 nach Bristol zu gehen und die Handlung zu ergreifen. Als er sich aber zu derselben gar nicht geeignet fand, ging er nach Edinburg zurück, und bald darauf nach Frankreich, um daselbst unabhängig und mit möglichster Beschränkung seiner Bedürfnisse der wissenschaftlichen Ausbildung seines Geistes leben zu können. Dort schrieb er auf dem Lande bei Rheims seine treffliche psychologisch-kritische Abhandlung „Versuch über die menschliche Natur", welche er nach seiner Rückkehr 1737 in London (1738—40, 3 Bde.) herausgab (deutsch von L. H. Jakob, mit kritischen Versuchen, 1790). Da dieses Buch wider sein Erwarten damals nicht die geringste Aufmerksamkeit erregte, so setzte er es nicht fort und ging mit gekränktem Ehrgeiz in die Einsamkeit zu seinen Studien zurück. Er studirte nun desto eifriger die griechische Sprache, und schrieb seine moralischen, politischen und literarischen Versuche und Abhandlungen, wovon er zu Edinburg 1742 den ersten Theil herausgab. In diesen führte er mehre politische und moralische Gegenstände geistreich aus. Dieses

Buch wurde besser aufgenommen. Von 1745—47 wurden seine Studien dadurch unterbrochen, daß er zuerst Aufseher des jungen Marquis von Anandale wurde, dann den General Saint-Clair auf seiner Expedition an die franz. Küste und endlich auf seiner Gesandtschaftsreise nach Wien und Turin begleitete. Zu Turin arbeite er den ersten Theil der oben genannten Abhandlung um, um durch eine gefälligere Darstellung die öffentliche Aufmerksamkeit auf sie zu ziehen. Diese Umarbeitung (London 1748, deutsch übersetzt von Tennemann, nebst einer Abhandlung über den philosophischen Skepticismus von Reinhold, Jena 1793, und in mehren Sprachen erschienen) unter dem Titel: „Enquiry concerning human understanding" (Untersuchung über den menschlichen Verstand), erreichte aber jenen Zweck ebenso wenig als eine zweite Ausg. der Versuche. Diese Untersuchungen sind auch in der Sammlung „Essays and treatises on several subjects" mit andern philos. Abhandlungen (London 1755, 4 Bde., deutsch von Pistorius, Hamburg 1755—56) erschienen. Nach dem Tode seiner Mutter (1749) ging er nach Schottland, und arbeitete dort auf dem Landhause seines Bruders unverdrossen fort; schrieb auch daselbst den zweiten Theil der Versuche unter dem Titel: „Political discourses", worin er vorzüglich über Handel und Geld tiefere Untersuchungen anstellte. Jetzt fingen erst seine Schriften an, einige Aufmerksamkeit zu erregen, vorzüglich da er mehre Gegner fand, denen er aber nie antwortete. 1752 gab er zu Edinburg jene Reden und eine „Untersuchung über die Grundsätze der Moral" heraus, welche er selbst für die beste unter allen seinen Schriften hielt. Er entwickelte darin den Grundsatz des moralischen Sinnes genauer als seine Vorgänger. Die Stelle eines Aufsehers der Bibliothek der Advocaten in Edinburg, welche, ohne großen äußern Vortheil, ihm Gelegenheit gab, die historische Literatur seiner Nation kennen zu lernen, veranlaßte, daß Hume Geschichtschreiber wurde. Er faßte den Plan, die englische Geschichte seit der Thronbesteigung des Hauses Stuart zu schreiben und dadurch zugleich diesen nach seiner Ansicht sehr entstellten Theil der Geschichte aufzuklären. 1754 gab er den 1., 1756 den 2. Theil dieses Werks heraus, welches ihn als philosophischen Geschichtsschreiber der neuen Zeit so berühmt gemacht hat. Aber die Unparteilichkeit, wonach er strebte, brachte alle politische Parteien in England gegen ihn auf. Überall hörte er Tadel. Mißmüthig, doch rastlos arbeitete er fort, gab zu London 1757 seine „Natürliche Geschichte der Religion" heraus (von Resewitz übers., Quedlinb. 1789), eine Schrift, in welcher sein religiöser Skepticismus durch die Geschichte sehr fein entwickelt ist, u. durch Hurd's Gegenschrift noch bekannter wurde; 1759 die „Geschichte des Hauses Tudor" und 1761 sein Werk über die frühern Perioden der engl. Geschichte, welches er, schon kälter gegen das öffentliche Urtheil, in seiner literar. Muße zu Edinb. in sorgenfreiern Umständen ausarbeitete. (Seine histor. Werke sind mehrmals, z. B. von Dusch, zuletzt von Timäus, ins Deutsche übersetzt worden; Timäus hat seine Übersetzung nicht vollendet.) Unerwartet bekam er noch in seinem 50. J. vom Grafen v. Hertfort den Antrag und die wiederholte Einladung, ihn als Gesandtschaftssecretair nach Paris zu begleiten, nahm ihn endlich an, und wurde in Paris mit so ausgezeichneten Höflichkeitsbeweisen und Ehrenbezeigungen überhäuft, daß er sich denselben nicht genug entziehen konnte. Doch gefiel ihm der Aufenthalt dort sehr wohl. 1766 kehrte er nach England zurück, nachdem er seit dem Abgange des Grafen die Geschäfte der Gesandtschaft als Chargé d'affaires besorgt hatte. Es ist bekannt, daß er in Frankreich mit Rousseau in Verbindung kam, ihn bewog, mit nach England zu gehen, und dort eine Pension für ihn auswirkte; aber es war vorauszusehen, daß eine Verbindung zwischen dem Charakter des reizbaren und schwärmerischen Rousseau und dem ruhigen Skeptiker Hume, dessen Zweifel wol oft die Farbe des kalten Spottes trug, und der durch seinen gründlichen Scharfsinn überhaupt mehr abstieß als an sich zog, nicht lange dauern konnte und sich auf unangenehme Weise endigen

müßte. 1767 erhielt Hume noch die Stelle eines Untersecretairs, 1769 verließ er aber die politischen Beschäftigungen, kehrte nach Edinburg mit einem noch größern Einkommen zurück und lebte in ruhigem Genusse des Erworbenen und seines wachsenden Ruhmes noch im späten Alter ungetheilt den Wissenschaften. Von 1775 an sah er seinem Tode ruhig und heiter entgegen, verbesserte noch Mehres an seinen Schriften zum Behuf neuer Ausg. und starb mit der größten Heiterkeit 1776 unverheirathet und mit Hinterlassung eines ansehnlichen selbsterworbenen Vermögens. Nach seinem Tode erschienen noch „Gespräche über die natürliche Religion" (deutsch v. Schreiter, nebst einem Gespräche über den Atheismus von Platner, Leipz. 1781). Er hat seine eigne Biographie selbst aufgesetzt, welche 1777 zu London erschien. Er schildert sich darin als einen Mann von sanfter, ruhiger Gemüthsart, vieler Selbstbeherrschung und Mäßigung, Offenheit und Geselligkeit, mit herrschender Begierde nach literarischem Ruhm. Im Umgange war er witzig und unterhaltend. Sein Charakter hatte ebensowol auf seine Philosophie als auf seine Art, die Geschichte zu behandeln, großen Einfluß. In seinen scharfsinnigen und gründlichen philosophischen Werken, namentlich in s. „Untersuchungen über den menschlichen Verstand", welche seinen Skepticismus am vollkommensten entwickeln, der auf die Locke'sche Erfahrungsansicht gegründet war und von einer Kritik der Lehre des Causalzusammenhanges ausging, machte er den ersten bedeutenden Angriff auf die dogmat. Metaphysik der Neuern; sie waren es daher, welche Kant's Geist zu s. Kritik aufregten, und so einen neuen Charakter der Philosophie verbreiteten. Letztere Kritik hat mit Hume's Skepticismus das Resultat gemein, daß die Vernunft über die Erfahrung hinaus nichts mit Gewißheit zu erkennen im Stande sei. Sein philosoph. Skepticismus hatte aber wieder den größten Einfluß auf s. histor. Werke. Ruhe, Streben nach Unparteilichkeit und Gerechtigkeit, fester Zusammenhang der Thatsachen und politischer Scharfsinn sind ihre Hauptvorzüge; dagegen Mangel an Phantasie und Wärme in der Schilderung der Begebenheiten und Charaktere, Fehler in der Anordnung seines Stoffes, Anhäufung von Betrachtungen und einseitige Vorliebe für die Schilderung der Könige die vorzüglichsten Mängel derselben. Seine „Geschichte der Regenten des Hauses Stuart" wird für den ausgezeichnetsten Theil derselben gehalten, denn an diesem Hause nimmt er den innigsten Antheil, und die Kritik dieser Geschichte hat ihm sehr Vieles zu verdanken. Weniger einheimisch war er in der frühern Geschichte. Doch hat gegen seine Unparteilichkeit der berühmte Fox in seiner 1808 erschienenen (deutsch von Soltau 1810 übers.) „Geschichte der frühern Regierungszeit Jakobs II." große Zweifel erhoben. Übrigens ist Hume's Styl in beiden Gattungen gleich ernst, bestimmt, deutlich und von geschmackvoller Correctheit. T.

Hummel (Johann Nepomuk), einer der ersten jetzt lebenden Clavierspieler und berühmter Componist, geb. 1778 zu Preßburg, erhielt im vierten J. von seinem Vater, Johann Hummel, der damals an der Militairstiftung zu Wartberg als Musikmeister angestellt war, Unterricht auf der Violine. Unverkennbar sprach sich aber sein Talent aus, als er im folgenden Jahre im Singen und Clavierspielen unterrichtet wurde, und zwar im gemeinschaftlichen Unterricht mit mehren zugleich spielenden Schülern. Neigung und Fleiß hatten ihn bald so weit gebracht, daß er bei Kirchenmusiken auf dem Chore mitsingen konnte und unter den übrigen Zöglingen Vorspieler ward. Als Kaiser Joseph zwei Jahre später die wartberger Stiftung aufhob, wurde Hummel's Vater bei dem neu errichteten Schikaneder'schen Theater in Wien als Orchesterdirector angestellt. Der 7jährige Hummel zog durch seine für dieses Alter außerordentliche Kunstfertigkeit die Aufmerksamkeit der Musikkenner auf sich, und man kam dem Wunsche seines Vaters, den hoffnungsreichen Sohn dem großen Mozart vorzustellen, entgegen. Des unsterblichen Meisters Abneigung vor dem Unterrichtgeben war bekannt; dennoch erbot

er sich, sein Lehrer zu werden, unter der Bedingung, daß der Schüler ihm gänzlich übergeben werden und in seinem Hause wohnen müsse. Von 1787—88 genoß H. diesen unschätzbaren Unterricht; dann ging der jetzt 9jährige H. mit seinem Vater auf Reisen, besuchte ganz Deutschland, Dänemark, Schottland (wo er seine ersten Compositionen, Variationen fürs Pianoforte, in Druck gab), England und Holland. Überall ward er mit dem ausgezeichnetsten Beifall gehört, denn außer Mozart hatte es noch Niemand in diesem Alter zu solcher Meisterschaft gebracht. Nach sechs Jahren kehrte er nach Wien zurück. Hier studirte er erst wissenschaftlich die Composition unter Albrechtsberger, dem Lehrer der meisten neuern wiener Componisten. Hierauf genoß er einige Jahre hindurch den in ästhetischer und dramatischer Hinsicht äußerst lehrreichen Umgang und Unterricht Salieri's. Der Ordnung nach war damals Weigl der erste, Süßmayr der zweite und Hummel der dritte Schüler Salieri's. Als der Fürst Nicolaus Esterhazy von London und Paris zurückkam, boten dieser Fürst und der damalige Director der k. k. Hoftheater, Baron von Braun, Hummel zu gleicher Zeit Dienste an. Hummel zog die fürstl. Dienste vor. Da der kunstsinnige Fürst Kirchenmusik besonders liebte, so fand Hummel eine gute Gelegenheit, sich auch in diesem Fache mit Glück zu versuchen. Seine erste Messe erhielt den ganzen Beifall Haydn's. Als späterhin eine Gesellschaft Cavaliere das k. k. Hoftheater übernahm und Fürst Esterhazy sich an die Spitze derselben stellte, fand H. Gelegenheit, Mehres mit Glück fürs Theater zu schreiben. 1811 verließ er die fürstlichen Dienste und privatisirte in Wien, wo er sich durch seinen Unterricht ein großes Verdienst erwarb, indem er eine bedeutende Anzahl der vorzüglichsten Clavierspieler beiderlei Geschlechts bildete. Von Zeit zu Zeit machte er kleine Reisen; noch 1816 besuchte er Berlin, Leipzig u. s. w. und wurde allenthalben als einer der ersten Pianofortespieler, der mit einer außerordentlichen Fertigkeit einen ausgebildeten Vortrag, großen Reichthum harmonischer Gedanken und eine Meisterschaft in der musikalischen Improvisation auf s. Instrumente verbindet, anerkannt und bewundert. Seit dem Oct. 1816 ging er als Capellmeister in k. würtembergische Dienste, und 1820 in großherzoglich weimarische. 1822 unternahm er eine Reise nach Rußland, auf der er einen ungemeinen Beifall einerntete; 1823 war er auf einer Reise durch Holland und Belgien begriffen; 1825 erntete er den größten Beifall in Paris ein. Er ist vorzüglich Instrumentalcomponist. Außer vielen Variationen, Fugen, Sonaten, Trios, Rondos, Phantasien, Romanzen, Liedern und Potpourris, einer großen Anzahl Kirchenmusiken und allen Gattungen von Tanzmusik, hat er 3 Ballets componirt: „Helene et Paris", „Das belebte Gemälde", „Sappho von Mitylene", ferner: „Lob der Freundschaft", Cantate mit Chören; „Diana ed Endimione", ital. Cantate; „Le vicende d'Amore", komische Oper in 2 Acten; „Mathilde von Guise", Oper in 3 Acten; „Das Haus ist zu verkaufen", Oper in 1 Act; „Die Eselshaut", Feenspiel mit Gesang und Tänzen; „Die Rückfahrt des Kaisers", Op. in 1 Act; „Der Zauberring" und „Der Zauberkampf", beides Pantominen; zwei große Missen. Seine berühmtesten und gehaltreichsten Compositionen sind wol s. zwei großen Pianoforteconcerte aus A-moll und H-moll.

Humor. Man gebraucht diesen Ausdruck in einer dreifachen Bedeutung: in der physiologischen, psychologischen und ästhetischen, und man wird nie zum reinen Verständniß gelangen, wenn man diese Bedeutungen nicht gehörig unterscheidet. Bekanntlich bedeutet das lat. Wort Humor Feuchtigkeit; die gangbare Bedeutung aber ist Laune, Aufgelegtsein, Aufgeräumtsein ꝛc. Man sieht leicht, daß die letztere Bedeutung die psychologische, die erstere die physiologische ist, und daß beide auf irgend eine Weise zusammenhängen müssen. Um diesen Zusammenhang zu erklären, müssen wir bis auf Hippokrates und Galen zurückgehen. Als diese berühmten Ärzte ihre Systeme entwarfen, waren Physik und Chemie, im Zurück-

gehen von dem Zusammengesetzten auf das Einfache, bis auf vier Elemente gekommen: Feuer, Wasser, Luft und Erde. Aus diesen vier Elementen hatten schon alte Physiker ebenso viele Ureigenschaften der Dinge abgeleitet: aus dem Feuer die Wärme, aus dem Wasser die Kälte, aus der Luft die Feuchtigkeit, aus der Erde die Trockenheit; und aus diesen vier Ureigenschaften aller Dinge erklärte man alle physische Verschiedenheiten derselben, wofern diese eben vierfach waren, z. B. die Tags- und Jahreszeiten, die vier Himmelsgegenden, die vier Hauptwinde, die vier Stufen des menschlichen Alters. In dem menschlichen Körper nahm man aber vier Hauptsäfte oder Feuchtigkeiten (humores) an: Blut, Schleim, schwarze und gelbe Galle; und diese vier Hauptsäfte wurden auf die vier Ureigenschaften aller Dinge zurückgeführt und durch beide die geistige Verschiedenheit der Menschen erklärt. Übergewicht von Blut bewirkte im Körper warme Feuchtigkeit, von Schleim kalte Trockenheit, von gelber Galle trockene Wärme, von schwarzer Galle kalte Feuchtigkeit. Hieraus leitete man nun die vier Temperamente ab, woher sich auch ihre Namen erklären lassen. Indem Galen auch bei der Heilkunst eine vorzügliche Rücksicht auf diese vier Humores nahm, ward er Vater der Humoralpathologie, d. i. jener Krankheitslehre, welche, um die Genesung zu bewirken, auf Verbesserung der Säfte ausgeht. Durch Boerhaave und Gaubius kam sie in neuerer Zeit, jedoch mit Modificationen, wieder in Flor. Genug, um zu zeigen, wie der physiologische Humor sich nach jener Jahrhunderte lang geltenden Theorie als wirkliche Feuchtigkeit zu erkennen gibt; und angenommen, daß die Sache, wenn auch nicht ganz, doch auf ähnliche Art sich so verhalte, wie dieser Humor auch auf die Äußerungen der Seele einen mächtigen Einfluß haben müsse. Wenigstens kann es jetzt nicht befremdend sein, von einem psychologischen Humor zu hören, und es bedarf wol keiner Erinnerung, daß der Ausdruck hier metaphorisch genommen sei. Die Franzosen haben in diesem Sinne das Wort humeur, die Engländer humour. Den Engländern sagt man nach, daß sie besonders im humour sich auszeichnen; und wirklich ist vornehmlich durch Schriftsteller dieser Nation der Ausdruck Humor und humoristisch in Gebrauch und Umlauf gekommen. Einer ihrer berühmten Schauspieldichter, der selbst in zwei Lustspielen den Humor zum Gegenstande seiner Darstellung gewählt hat, Ben Jonson, gibt uns in einem derselben („Every man out of his humour") die beste Erklärung dieses metaphorischen Ausdrucks. Er sagt: „Humor, im physischen Verstande genommen, besteht aus Luft und Wasser und hat die Eigenschaften der Nässe und Flüssigkeit. Gieße Wasser auf den Boden hin, es wird ihn naß machen und fließen. Ebenso fließt auch die Luft, wenn man sie durch ein Horn oder eine Trompete zwingt, augenblicklich hinweg und läßt eine Art von Thau zurück. Hieraus ziehe ich den Schluß: Dasjenige, was feucht und flüssig ist und folglich keine Consistenz hat, ist Humor. Das Cholerische, das Melancholische, das Phlegma im menschlichen Körper werden also genannt, und so kann man durch eine Metapher auch der menschlichen Seele Humor beilegen. Wenn z. B. eine besondere Eigenschaft einen Menschen so beherrscht, daß sie alle seine Kräfte, Wirkungen und Lebensgeister in ihrem Flusse einen und denselben Weg zu nehmen zwingt". Lessing war der Erste, der das Wort Humor in diesem Sinne durch Laune übersetzte, erklärte aber nachher („Hamb. Dramaturgie", Nr. 2, 308, Anm.), sehr Unrecht daran gethan zu haben; „denn", sagte er, „ich glaube es unwidersprechlich beweisen zu können, daß Humor und Laune ganz verschiedene, ja, in gewissem Verstande ganz entgegengesetzte Dinge sind. Laune kann zu Humor werden; aber Humor ist, außer diesem einzigen Falle, nie Laune". Daß Lessing hierin Recht gehabt, wird der Art. Laune zeigen, aus welchem sich ergeben wird, daß Humor und Laune zwar in psychologischer, nicht aber in ästhetischer Bedeutung sich entsprechen. Bei dem Launigen finden wir jene Stimmung der Seele, jene eigne Wendung der Einbildungskraft,

durch welche die Ideen aus der gewöhnlichen Sphäre herausgehen und unter einem hervorstechendern, seltsamern Charakter erscheinen. Der Geist erhebt sich über das Übliche, setzt die eingeführten Regeln hintenan, treibt seinen Scherz mit ihnen und freut sich seiner Unabhängigkeit. Mit Wohlgefallen und Leichtigkeit entwischt ihm der ebenso aufrichtige als offene Ausdruck einer ihn hinreißenden Empfindung oder Idee in der individuellesten Tonart, womit sie ihn ergriffen; und in der Überraschung, welche diese Freimüthigkeit, diese Sorglosigkeit und Sonderbarkeit hervorbringt, liegt kein geringer Reiz. Hier wird also die Laune zu Humor, und wir würden einen solchen Charakter, wo wir ihn dargestellt fänden, für einen humoristischen erklären müssen. Wie aber, auch die Darstellung? Hier liegt es! Als man die Unterordnung der Laune unter das Lächerliche machte, dachte man bloß an humoristische Charaktere, nicht an humoristische Darstellung und humoristische Dichter. Wie aber diese Letztern vorzugsweise Humoristen genannt werden, so sollte, dies ist Lessing's Meinung, der ästhetische Humor auch vorzugsweise den Namen des Humors behalten, und nicht, wie im Psychologischen, mit der bloßen Laune verwechselt werden. Daß dies keine willkürliche Foderung sei, sieht man schon daraus, weil der psychologische Humor nur in Einem Falle sich zugleich als ästhetischen zeigt; noch mehr aber daraus, weil, wie aus jenem folgt, der ästhetische ungleich mannigfaltiger ist. Man nehme das erste beste wahrhaft humoristische Werk zur Hand, und man wird sich leicht überzeugen, daß nicht bloß das Belustigende, das Lächerliche, das Sonderbare, sondern auch das Ernste, das Wehmüthige, das Erhabene, ja, das Feierliche selbst in demselben uns begegnen. Es muß also etwas Andres sein als die bloße Ausführung der Laune, der durch sie bestimmten Charaktere, und selbst launiger Einfälle und Ausfälle, was solche Werke zu humoristischen macht. Daß es eine eigne Art der Darstellung sei, leuchtet Jedem ebenso bald ein, als daß in dieser Art der Darstellung der Grund liege, warum man bei ihr so sehr an die Ursachen und Erscheinungen des psychologischen Humors erinnert wird, daß man kein Bedenken getragen hat, sie mit demselben Namen zu bezeichnen. Wie in aller Welt aber, so muß man fragen, kommt ein Dichter dazu, der mit der kühnsten Imagination den lebhaftesten Witz, Tiefe des Geistes, Zartheit des Gefühls, so viel Vernunft und Wahrheitssinn vereinigt — denn dieses Alles und mehr noch findet man in echten Humoristen —, auf eine in Stoff und Ausdruck so sonderbare und ungewöhnliche Weise darzustellen, daß seine Darstellung und er selbst fast thöricht scheinen? Man hat oft genug gesagt, und Garve sagt es auch, daß dies nichts als Folge des solchen Dichtern inwohnenden psychologischen Humors sei, daß sie in dieser Stimmung seltsame und außerordentliche Gedanken und Einfälle hervorbringen, Träume eines Wachenden, der aber ein vorzüglicher Kopf ist, Ideen, welche durch ihre Abweichung von den Ideen andrer Menschen in Verwunderung setzen, und daß diese Ideen und Bilder, wie sie sich wider Willen dem Dichter aufdrangen, ohne sein Zuthun von selbst ihren Fortgang, auf eine nicht minder sonderbare und seltsame Weise, nehmen. Der poetische Humor soll also ebenso unbewußt und unwillkürlich sein als der psychologische. Aber, bemerkt Jean Paul Richter mit Recht, wurde jener nicht aus freier Absicht erzeugt, so konnte er nicht den Vater unter dem Schaffen so gut ästhetisch erfreuen als den Leser; und eine solche geborene Anomalie müßte gerade alle vernünftigen Menschen für Humoristen nehmen und wäre der wahnsinnigste Schiffspatron des Narrenschiffs selber, das er commandirte. Ist nun aber die humoristische Darstellung eine mit freier Absicht erzeugte, so muß man um so mehr fragen, ob bloß Grille, oder, wie bei den andern Arten ästhetischer Darstellung, ein nothwendiger Grund den Dichter bestimmte. Läßt man sich nur von den vielen hier herrschenden falschen Ansichten nicht irreleiten und hält nicht das Zufällige für das Wesentliche, so wird man hierüber nicht in Zweifel bleiben. Wie überall, so wird auch hier die Dar=

stellung durch des Dichters Weltanschauung bedingt; und wenn wir nun auf diese eine achtsame Rücksicht nehmen, so finden wir den Humoristen in der Mitte zwischen dem Komiker und Satyriker. Beide stellen dar die (durch nicht befolgte objective Norm der Vernunft) verscherzte Selbsteinigkeit des Menschen. Zweierlei Gattungen von Menschen verscherzen sie: die Narren und die Schurken. Beide haben die Verkehrtheit mit einander gemein, nur daß sie bei diesen absichtlich bewußt ist, während jene sich fest einbilden, durchaus nicht verkehrt zu sein. Dort liegt der Fehler in der Gesinnung und dem Willen, hier in dem Verstande; und das macht die Einen verabscheuungswerth, die Andern nur lächerlich. Jene sind darum ein Gegenstand für den Satyriker, diese für den Komiker, deren Darstellung, wie an seinem Orte gezeigt werden soll, hierdurch bestimmt wird. Der Humorist, wie gesagt, steht zwischen beiden, nähert sich aber mehr dem reinen Komiker durch seine Disposition, auch da noch lächeln zu können, wo Andre das Gesicht in düstere Falten ziehen. Der wahre Humorist, der nichts ohne Menschenliebe ist, sieht die menschliche Natur als eine eigne Mischung guter und schlimmer Eigenschaften an, und im Ganzen mehr Schwachheit als Verbrechen, mehr Thorheit als Laster. Er führt jede, auch die moralische, Verkehrtheit auf ein falsches Urtheil zurück, mit dem Unterschiede aber vom Komiker, daß er selbst sich mit allem anscheinenden Ernste unter die falsch Urtheilenden stellt und zu der Classe zu gehören scheint (daher die humoristische Subjectivität, die Rolle eines parodischen Ichs, wie Jean Paul sagt), während der reine Komiker, auch wo er nur das Factum darlegt, doch leicht als außerhalb der Classe befindlich erkannt wird. Wie sehr auch von der Hoheit überzeugt, zu welcher die menschliche Natur sich steigern läßt, hat der Humorist doch das befangene Menschengeschlecht, wenigstens seinem jetzigen Zustande nach, losgesprochen von der alle Freuden des irdischen Daseins raubenden Mühe, einen Gipfel zu erklimmen, den wir kaum mehr zu finden wissen, weil Wissenschaften, Politik, Erziehung, Druck der Verhältnisse u. A. m. schon am Fuße des Berges einen so dichten Verhau gemacht haben, daß oft auch der muthigste Wille und die kühnste Kraft ihn nicht durchbrechen können. Es gibt für den Humor, wie Jean Paul sagt, keine einzelne Thorheit, keine Thoren, sondern nur Thorheit und eine tolle Welt. Darum findet er die Menschen weder lächerlich noch abscheulich, sondern bedauernswerth, woraus sich jene milde Empfindsamkeit erklärt, welche dem Humoristen vor Andern eigen ist, und durch welche seine Stimmung bald bis zum weichen Elegischen herab-, bald bis zum erhabenen Pathos hinaufsteigt; jenes, wenn er die Lage des Menschengeschlechts, dieses, wenn er die Gegenstände bedenkt, welche die Rolle des Schicksals in der Welt übernommen haben. Bemächtigt sich der Gedanke an beide zugleich seiner Seele, so entsteht jene Lustigkeit, welche mit Thränen im Auge lacht, mit zitternder Stimme scherzt, und, gleichsam als wolle sie den Schmerz betäuben, eine Ausgelassenheit affectirt, in welcher der lebhafteste Witz sarkastisch lauter barocke Behauptungen ausströmt. Er erniedrigt, wie Jean Paul bemerkt, das Große, um ihm das Kleine, und erhöht das Kleine, um ihm das Große zur Seite zu setzen und so beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit Alles gleich ist und Nichts. Diese Stimmung, welche den Humoristen von seiner ernsten und erhabenen Seite zeigt — denn er hat, wie Janus, ein Doppelgesicht —, darf aber nicht die vorherrschende sein, weil er sonst nur verwunden würde, da er doch, menschenliebend, wie er ist, vielmehr heilen und aus der Entzweiung die Harmonie wieder herstellen will. Darum kehrt er weniger sein Gesicht mit dem Ausdruck des erhabenen Ernstes nach dem Menschen hin, als das andre, voll milden Lächelns. Sein Streben ist dahin gerichtet, die Menschen in eine mildere Region zu führen, wo sie, zwar nicht frei von den Stürmen und Dünsten, doch einen milden Himmel sehen und des Sonnenscheins sich freuen, Himmel und Erde zugleich genießen zu können. Welche Mittel ihm dabei zu Gebote stehen? „On voit

sortir des traits d'une morale douce et sublime, et des aperçus profonds sur le coeur, dont il démèle les plus délicats mouvemens. Et puis il paroit si disposé au bonheur! il le trouve si facilement. Quel plaisir on goûte dans cet abandon de son ame, dans cet innocent libertinage de son imagination, surtout dans ce sentiment de bonté, d'indulgence, de bienveillance universelle, qui l'attache à tous les hommes". Da sind sie beisammen, diese Mittel, wie sie Suard in einer seiner Charakteristiken Sterne's verzeichnet hat. Wer sagt sich nun nicht selbst, daß Alles dies von wesentlichen Folgen für die Darstellung sein werde? Der Styl, das Colorit des Humoristen können nicht weniger eigenthümlich sein als seine Weltanschauung; diese wird sich in jenen spiegeln. Die humoristische Schönheit wird daher kaum eine andre sein können als eine unregelmäßige, wobei der Willkür der Laune oder des kleinen eigensinnigen Geistes Capriccio, wie Wieland ihn nennt, ungleich mehr Einfluß verstattet sein wird, als in Werken von regelmäßiger Schönheit der Fall sein kann und darf. Gebräche es hier nicht an Raum, so ließe sich an den Darstellungen eines Sterne, Hippel, Jean Paul u. A. (wir nennen hier Viele nicht, weil sie bloß komische, satyrische, witzige, launige Schriftsteller sind, aber keine humoristischen) ausführlicher zeigen, worin diese Schönheit bestehe und wie sie entstehe, vielleicht auch, wie man sie verfehle. Hieraus würde man sehen, daß humoristische Werke etwas Lyrisches an sich haben, und daß die durchscheinende, mehr oder weniger liebenswürdige Subjectivität des Dichters keinen geringen Antheil an dem Vergnügen habe, welches sie gewähren. Braucht es ferner der Erinnerung, daß der Humor nicht zum Spleen werden dürfe? Daß der Humorist auch im Tone, in den Wendungen, Ausdrücken, dem ganzen Colorit Alles vermeiden müsse, was an diesen bösen Dämon erinnert? Die feinsten Bemerkungen über humoristische Darstellungsweise findet man bei Jean Paul („Vorschule der Ästhetik"), dem Ersten, welcher auch den epischen, dramatischen und lyrischen Humor unterschied. Dieser selbst vorzügliche Humorist erklärt Humour für das romantisch Komische, das umgekehrte Erhabene, worin das Endliche auf das Unendliche, der Verstand auf die Idee angewandt wird, und gibt vier Bestandtheile desselben an: humoristische Totalität (wo nicht das Einzelne, sondern das Endliche, durch den Contrast mit der Idee, vernichtet wird), die vernichtende oder unendliche Idee, die humoristische Subjectivität und humoristische Sinnlichkeit. Der weitern Ausführung bedarf es nicht; man suche sie bei ihm selbst. Sollte man auch Bedenken tragen, seine Theorie unbedingt zu unterschreiben, so wird man doch des Wahren und Tiefen hier mehr als irgendwo finden. dd.

Humoral, was auf die Feuchtigkeiten Bezug hat; daher Humoralpathologie, in der Medicin, die Lehre von den Krankheiten, insofern die Ursachen derselben in Veränderungen der Flüssigkeiten oder in Abweichungen der Säfte des Körpers von ihrer naturgemäßen Menge und Beschaffenheit gesetzt werden. (S. **Humor**.) Ihr wird die Solidarpathologie entgegengesetzt, welche die Ursachen der Krankheiten bloß in Abweichungen der festen Theile des Körpers und deren Verrichtungen suchte. Die Ansichten der sogen. Humoralpathologen waren jedoch selbst verschieden nach dem jedesmaligen Stande ihrer Kenntnisse von der Natur und dem menschlichen Körper insbesondere. (S. **Arzneikunde**, **Medicin**, **Hoffmann**, **Stahl** u. A.) So einseitig, irrig und zum Theil grob-mechanisch die Vorstellungen waren, die sich die Stifter und Anhänger der Humoralpathologie meist von der Beschaffenheit der Säfte, ihrer Verderbniß und dem Antheile, den sie an der Entstehung der Krankheiten hatten, machten, so hatten sie doch eine dunkele Ahnung der Wahrheit, welche sie nur auf einem falschen Wege zu erreichen suchten. Sie irrten; aber die Solidarpathologen irrten ebenso sehr, wenn sie die Säfte des Körpers von allem Antheile an der Entstehung der Krankheiten aus-

schlossen. Die jetzige geläuterte Pathologie verwirft die gemäßigte Humoralpathologie nicht, indem die flüssigen sowie die festen Theile zum Ganzen unsers Organismus gehören und beide von einander unzertrennlich sind, sodaß die Abweichung der festen Theile in ihrer Function augenblicklich auch Abänderung der Säfte zur Folge haben muß. (S. Pathologie.) H.

Hundsrück, eine Fortsetzung der Vogesen, waldiges Kalkschiefergebirge von mittelmäßiger Höhe in der preuß. Provinz Niederrhein, in den Regierungsbezirken Koblenz und Trier, zieht sich von Morgen gegen Abend zwischen den Flüssen Nahe, Rhein und Mosel. Es ist größtentheils mit dichten Waldungen bedeckt, wovon der Sohnwald (bekannt durch die Räuberbande des Schinderhannes) und der Hochwald die ausgedehntesten sind. Im Kreise Simmern, in der Gegend von Gemünden, ist die höchste Höhe des Gebirges (1600 Fuß), dessen Abzweigungen sich längs des Rheins und der Mosel hinziehen und das enge Bette dieser Flüsse und die vielen Krümmungen derselben verursachen. Die Abdachung des Gebirges nach dem Rheine und nach der Mosel bildet kleine Ebenen, die mit Schluchten und Thälern, von vielen Bächen ausgehöhlt, und Höhen unterbrochen sind. Die Dörfer sind durchgängig an oder auf die Höhen gebaut und von Obstbäumen umgeben, die schlechtes Obst tragen. Der Boden des Hundsrückens ist nicht überall gleich. Da, wo sich die Ebenen den Flüssen zuneigen, wird treffliche Winterfrucht gezogen. In dem höhern, steinigern Boden gedeiht Gerste und Hafer, vorzüglich aber trefflicher Flachs und Hanf. Der Flachs wird an Güte selbst dem rigaischen und schlesischen gleich geschätzt und daher in Brabant sehr gesucht. Seit einigen Jahren wird viel Klee, um des Samens willen, gezogen, der stark nach England durch kreuznacher Handelshäuser versandt wird. Die großen Wälder enthalten viel Wild und die Bäche sind reich an Krebsen und Forellen. Das Vieh ist durchgängig klein, das Fleisch aber vorzüglich wohlschmeckend. Der Hundsrücker ist, wie alle Gebirgsbewohner, stolz auf sein rauhes Land und kehrt gern aus der Fremde wieder zurück nach seiner Heimath. Einige schreiben Hunsrück und leiten diese Benennung von einer Colonie Hunnen ab, welche Kaiser Gratian in diese Gegend versetzt haben soll, oder von einem Rest Hunnen, welche nach der Niederlage Attila's bei Chalons sich hierher geflüchtet haben.

Hundstage nennen wir die Zeit vom 24. Juli bis zum 24. Aug., weil während derselben der Hundsstern (Sirius) zugleich mit der Sonne aufgeht. Man schrieb sonst diesem Gestirne und seiner Vereinigung mit der Sonne die Hitze zu, die gewöhnlich in diesem Zeitraume am drückendsten ist.

Hundswuth, eine meist bei den Hunden, auch bei Katzen, Wölfen u. a. m. (doch wahrscheinlich bei diesen seltener) vorkommende specifische Krankheit, welche auf folgende Art sich äußert: In der ersten Periode verliert der Hund seine sonstige Freundlichkeit und Geselligkeit, trauert, sucht die Einsamkeit, versäumt das Essen oder läßt es gar stehen, will nicht trinken, gehorcht seinem Herrn nicht, kennt ihn wol gar nicht mehr, oder wedelt nur mit dem Schwanze, wenn er ihn sieht, läßt sich zwar noch von ihm streicheln, auch wol auf den Arm, mit zur Jagd oder zu andern Geschäften nehmen, ist aber dabei doch immer träg und mürrisch; beißt um sich, wenn er nur ein wenig gereizt wird, ist stille, verkriecht sich an dunkele Orte, ohne zu schlafen, und läßt sich ohne Murren nicht leicht anlocken. Seine Augen werden trübe oder fließend, er läßt die Ohren und den Schwanz hängen und wirft sich oft hastig auf Alles hin, was ihm aufstößt oder dargeboten wird. Sobald man solche Zeichen an dem Hunde gewahr wird, ist die Krankheit schon im Entstehen, und sie geht in einigen Tagen, zuweilen aber schon nach 12—24 Stunden in die wirkliche Wuth oder die zweite Periode über. In dieser wachsen alle vorherige Zufälle schnell an; das Thier schäumt vor dem beständig offen stehenden Maule, es läßt die bleifarbige Zunge heraushängen, die Augen sind roth fast feurig, die

Haare sträuben sich und stehen empor, das Thier knirscht mit den Zähnen, hat eine heisere Stimme, ohne zu bellen, sucht immer zu flüchten, und läuft wild, ohne bestimmtes Ziel, oft in krummen Linien, ohne sich aufhalten zu lassen, umher. Gesunde Hunde fliehen vor einem solchen, bellen ihn nicht einmal an, verfolgen ihn nicht, sondern schmeicheln ihm eher ganz furchtsam. Alles, was ihm begegnet, fällt er an, wenn er es erblickt und erlangen kann, schnappt und beißt nach Allem, ohne zu bellen. Er wirft sich zu Boden, steht schwach wieder auf, schäumt immer mehr, bekommt Zuckungen und fällt plötzlich todt nieder. Diese Periode kann 3—4 Tage dauern. Die Krankheit ist eine von den specifischen, deren eigne Natur noch nicht entdeckt ist; sie ist tödtlich und erzeugt im Körper des kranken Hundes ein Gift, wodurch sie sich sowol auf andre Thiere als auf Menschen fortpflanzt. Der Name Wuth ist für die Krankheit nicht ganz passend, da die Wuth oder Tollheit nur ein einzelnes Symptom derselben ist, das nicht einmal immer vorhanden ist, indem manche Hunde nur die sogenannte stille Wuth bekommen und plötzlich absterben. Unter die veranlassenden Ursachen rechnet man besonders große und anhaltende Kälte, große Hitze, schnelle Abwechselung von Hitze und Kälte, wenn z. B. die Hunde unter dem heißen Ofen liegen und dann wieder plötzlich in die Kälte kommen, wenn sie vieles, besonders verdorbenes Fleisch fressen, den Geschlechtstrieb nicht befriedigen können, überhaupt die Verzärtelung und unnatürliche Aufziehung der Schoß- und Stubenhunde: die ekelhafte Modesünde unserer Zeit. Die am gewissesten wirkende Ursache ist die Ansteckung durch den Biß eines andern an dieser Krankheit leidenden Thieres. Ob bloß der Speichel des wüthenden Thieres die Krankheit errege, oder ob selbst das Belecken von demselben, der Genuß des Fleisches und der Milch (z. B. von Kühen, welche gebissen worden sind) dies vermöge, darüber sind zwar die Meinungen getheilt, allein der Vorsicht gemäß ist es, auch jene Ansteckungsart anzunehmen und Maßregeln dagegen zu ergreifen. Schon wenn sich die Zeichen der ersten Periode bei dem Hunde einstellen, muß man die äußerste Vorsicht gebrauchen. Ein solcher Hund muß entweder sogleich getödtet, oder doch sehr sorgfältig verwahrt werden; denn schon von diesem ist der Biß giftig und vermag die schreckliche Krankheit zu erregen. (S. Wasserscheu.) H.

Hunger, das Gefühl des Bedürfnisses der Nahrung. Wenn der Magen die Speisen und Getränke, die er erhielt, verdaut und fortgeschafft hat, so ist die eigenthümliche Nervenkraft desselben erschöpft, und es bedarf einiger Zeit, ehe sich dieselbe wieder sammelt. Diese Zeit ist um so kürzer, je gesünder, jünger, kräftiger und thätiger der Mensch ist. Sobald sich die Nervenkraft des Magens wieder gesammelt hat, wächst die Lebensthätigkeit desselben wieder, und verlangt ihr Object. Dieses Verlangen nennen wir im anfangenden Grade: Eßlust, Appetit. Wird dieser nicht befriedigt, so entsteht der Hunger, der schon ungestümer in seinen Foderungen wird, und endlich, wenn auch diese nicht befriedigt werden, in Heißhunger übergeht. Der Appetit ist ein nicht unangenehmes Gefühl, der Hunger hingegen ist lästig und wird wegen der immer höher steigenden Empfindlichkeit der Magennerven immer peinlicher. Bei manchen Menschen, welche ohnedies krankhaft empfindliche Magennerven haben, wird schon die erste Regung des Appetits zu einem unangenehmen Gefühle, und wenn sie nicht sogleich befriedigt wird, zum angreifenden Schmerze in der Magengegend, den man Jähhunger nennt, und welcher, wenn er nicht gestillt wird, plötzliche Schwäche bis zur Ohnmacht verursacht. Wird der Hunger gar nicht befriedigt, so entsteht hieraus ein fürchterlicher krankhafter Zustand im Körper und ein elender Tod. Das Blut nimmt bei längerer Dauer des Hungers, wegen Mangels an Ersatz der verlorenen nahrhaften Stoffe eine ganz abweichende, scharfe und aufgelöste Beschaffenheit an; daher entsteht gänzliche Abmagerung des Körpers und Schwäche, Blutfluß aus allen Theilen desselben, heftige Reizung des Nervensystems, wozu die aufs höchste gestiegene

Empfindlichkeit der Magennerven, die sich endlich über das ganze Unterleibsnervensystem verbreitet, noch mehr beiträgt, und woraus Schmerzhaftigkeit des ganzen Körpers, Schlaflosigkeit, Zuckungen, Wahnsinn bis zur Raserei erfolgen, bis endlich der wohlthätige Tod der schrecklichen Scene ein Ende macht. H.

Hungercur. Der große Einfluß, den der Genuß zu vieler oder in Hinsicht auf Beschaffenheit nicht zweckmäßiger Speisen auf die Entstehung von Krankheiten hat, bedingt die Hoffnung, daß man durch Verminderung der Speisen, sowie durch eine sorgfältige Auswahl, wesentlich zur Heilung vieler Krankheiten beitragen könne. Wird aber die Entziehung der Speisen in einer gewissen Regelmäßigkeit bis zu einem solchen Grade gebracht, daß der heftige Hunger nicht nur nicht befriedigt wird, sondern auch die Kräfte und die Masse des Körpers dadurch auffallend vermindert werden, und sucht man dadurch die Heilung zu unterstützen, so heißt eine solche Cur die Hunger- oder Entziehungscur, die neuerdings besonders durch Louvrier und Rust empfohlen und verbessert worden ist. Sie wird bei fest eingewurzelten Übeln, welche gelindern Methoden nicht weichen wollten, z. B. bei veralteter Syphilis, Gicht u. s. w., und bei manchen organischen Fehlern vorzüglich in Anwendung gezogen, während derselben werden auch andre Mittel, welche die besondere Beschaffenheit der Krankheit erfodert, z. B. Quecksilbereinreibungen bei veralteter Syphilis, angewendet, ja man befördert die Wirkung der Entziehung der Nahrungsmittel selbst noch durch Ausleerungen des Blutes, oder auch durch Abführungsmittel. So großen Erfolg man auch von einer solchen Behandlungsweise in der Beseitigung jener Übel gesehen hat, so bleibt sie doch immer sehr angreifend und beschwerlich. Unerwartete Erscheinungen stellen sich bisweilen bei einzelnen Individuen ein, welche wol eine Unterbrechung der ganzen Cur nothwendig machen. Immer leiden die Kräfte in sehr hohem Grade, und der Körper magert zu sehr ab; darum müssen zur Nachcur stärkende und ernährende Mittel angewendet werden. — (S. Struve, „Über diät. Entziehung und Hungercur in eingewurzelten chronischen, namentlich syphilitischen oder pseudosyphilitischen Krankheiten", Altona 1822, gr. 4.) 34.

Hunnen, ein nordasiatisches, vielleicht zu den Finnen gehöriges Stammvolk, das nomadisch an Chinas Grenzen wohnte. Erst mit der Regierung des Me-te, eines Sohnes des Teu-Man, gegen dessen Einbrüche die Chinesen 209 v. Chr. die große Mauer erbauten, tritt die Geschichte der Hunnen aus dem Dunkel hervor. (S. De Guigne's „Histoire des Huns".) Dies mächtige Volk, nicht ganz ohne Bildung, herrschte über die Mongolei und den größten Theil Nordasiens bis an das kaspische Meer und die Grenzen Tibets, und war lange ein gefährlicher Nachbar der Chinesen. Nachdem aber innere Unruhen der Hunnen Macht geschwächt hatten, gewannen die Chinesen eine, wiewol zweifelhafte und oft unterbrochene, Oberherrschaft über sie, und machten ihrem nördlichen Reiche schon im J. 93 n. Chr., ihrem südlichen aber im 5. Jahrh. ein Ende. Nach dem Untergange des alten Hunnenreichs im Norden zog ein Theil dieses Volkes nach Youen-pan, zu den Quellen des Jaiks, unfern der Wohnungen der Baschkiren. Das Land ward in der Folge Tangu oder Großhungarien genannt. Allein schon zu den Zeiten Augusts wohnten, nach dem Zeugnisse der römischen Geographen, Hunnen am kaspischen Meere. Die neuen Ankömmlinge hatten gegen Südwest die Alanen zu Nachbarn und näherten sich den Grenzen der Römer. Während sie sich nach Norden und Süden ausbreiteten, blieben sie in Osten durch Kriege mit den Chinesen in Verbindung. Als aber die To-pa oder So-ten, die am Amurflusse wohnten und im Westen von China sich verbreiteten, zu Anfange des 4. Jahrh. die Sienpi aus ihren Besitzungen trieben, drängten sich wieder die Hunnen nach Westen dem kaspischen Meere und Pontus Euxinus zu. Nach einem blutigen Kampfe mit den Alanen vereinigten sie sich mit denselben, um über den Pontus Euxinus

zu gehen und die Gothen anzugreifen (376), wodurch der Anfang zu der großen Völkerwanderung gemacht wurde. Mit ihnen kamen viele von ihnen überwundene Nationen; sie unterwarfen sich alle an der Nordseite der Donau wohnende Völkerschaften. Mit den Römern kriegten sie bald, bald dienten sie hordenweise unter ihren Fahnen. Ruas zwang den Römern einen Tribut ab. Ihm folgten 443 seine Neffen, Bleda und Attila, des Mandra's (Münzuk's) Söhne. Diese richteten ihre Waffen gegen die Deutschen und Sarmaten. Bleda starb, aber Attila setzte seine Eroberungen fort, und stiftete eins der ausgedehntesten Reiche, das die Geschichte kennt. (S. Attila.) Bald nach seinem Tode (453) zerfiel das Reich; aber noch lange wohnten hunnische Horden an der nördlichen Donau und am Palus Mäotis, bis endlich Volk und Name verschwinden.

Hunter. Zwei in der Geschichte der Arzneikunst berühmte Brüder. 1) **William**, geb. in Kilbridge in der Grafschaft Lanerk oder Clydesdale in Schottland, am 2. Mai 1718, bildete sich früh zu einem der größten Anatomen, Wundarzte und Geburtshelfer, und starb nach mehren ehrenvollen Anstellungen als Leibarzt der Königin von England am 20. März 1783. Er machte mehre für die Naturkunde des Menschen sehr wichtige Entdeckungen ꝛc. Ebenso eifrig beschäftigte er sich mit andern Zweigen der Naturgeschichte, und sammelte von seiner Jugend an ein sehr reichhaltiges Naturaliencabinet; sowie er auch ein schätzbares Münzcabinet besaß, welches C. Combe beschrieben hat. Mit jenen Eigenschaften verband er eine große Kenntniß der alten Literatur. An seinen Schriften wird Bestimmtheit, vielseitige, scharfsinnige Beobachtung und ausgebreitete Gelehrsamkeit vorzüglich gerühmt. Er schrieb die „Anatomy of the human gravid uterus" (London 1775, Fol., s. Hauptwerk; auch lateinisch) und eine Reihe von Abhandlungen in den „Philosophical transactions" der medicinischen Gesellschaft in London. 2) **John**, der jüngere Bruder des Vorigen, geb. 1728, studirte unter seines Bruders Anleitung in London Anatomie und Chirurgie, und zeichnete nachher sich ebenfalls als ein großer praktischer Wundarzt aus, sodaß er endlich 1789 Generalwundarzt der englischen Armee wurde und als solcher am 16. Oct. 1793 starb. Auch durch seine geistreichen und glücklichen Naturforschungen ist dieser Gründer der vergleichenden Anatomie selbst im Auslande berühmt, welche er in mehren Werken, z. B. in der „Natural history of the human teeth" (1771, 4.; Suppl. 1778, 4.; deutsch, Lpz. 1780, 2 Thle., mit Kpf.); „On the venerale disease" (1786, 4.; deutsch, Leipz. 1787, m. Kpfrn.); „A treatise on the blood, inflammation and gun-shot wounds" (Lond. 1794, 4.; deutsch von E. B. G. Hebenstreit, Leipz. 1797, 2 Bde., mit Kpfrn., nebst seinem Leben), und in mehren, auch in deutschen Zeitschriften übersetzten Abhandlungen mittheilte. Er besaß ein sehr seltenes anatomisches Museum und wendete seine beträchtlichen Einkünfte mit vielem Eifer auf Sammlungen von merkwürdigen Naturalien und Versuche in der Naturkunde.

Hupazoli (Franz), einer der wenigen Menschen, welche in 3 Jahrhunderten lebten. Geb. 1587 zu Casale im sardinischen Gebiet, starb er 1702. Er war anfangs ein Geistlicher und lebte hernach auf Scio als Venedigs Consul in Smyrna, seit seinem 82. Jahre. In fünf Ehen zeugte er 24 Kinder und außer diesen 25 Bastarde. Er trank nur Wasser, rauchte nie Taback und aß wenig (fast nur Wildpret und Früchte). Er trank viel Saft der Scorzonerwurzel, aß Abends fast nichts, ging frühe schlafen und stand frühe auf, hörte dann die Messe, spazierte und arbeitete den ganzen Tag bis ins höchste Alter. In 22 Bdn. schrieb er Alles nieder, was ihm Merkwürdiges begegnete oder er erlebt hatte. Kein Fieber traf ihn jemals. Er ließ sich keine Ader öffnen und brauchte nie Arznei. Im 100. Jahre wurde sein graues Haar abermals schwarz. Er ging noch nach dieser Lebensperiode oft 4 Meilen des Tags. 109 J. alt verlor er seine Zähne und nährte sich von

Brühen. Vier J. später erhielt er 2 große neue Zähne und fing wieder an Fleisch zu essen. Gegen Ende seines Lebens hörte eine ihm fast seit 30 J. gewöhnliche monatliche Blutausleerung auf. Da erst befiel ihn der Stein und häufig Schnupfen, bis er starb. Übrigens war der Charakter des Mannes sanft. Sein Hauptbedürfniß war Umgang mit Frauenzimmern. Übrigens war Hupazoli ein reicher Mann mit wenig Bedürfnissen.

Huronen, eine nordamerikanische Völkerschaft, welche vormals zahlreich war, auf der Ostsee des Huronensees wohnte, aber 1650 von den Irokesen vertrieben wurde und jetzt im Südwesten des Eriesees wohnt. Die sogenannten fünf Nationen (die fünf mohakischen Nationen, auch Irokesen genannt) nennen die Huronen Väter; ohne Zweifel daher, weil sie von den Huronen abstammen, die jetzt bis auf 700 Krieger herabgekommen sind. Sie gehören zu den gebildetsten der freien Nordindianer, wohnen in ordentlich gezimmerten Häusern, halten Pferde, Rindvieh und Schweine und bauen Getreide zum Verkauf. Ein Dorf derselben (Loretto bei Quebek) hat jetzt die christliche Religion angenommen. Zuweilen begreift man unter dem Namen Huronen auch die Irokesen, welche aber ein besonderes Volk bilden.

Husaren, ursprünglich der Name der ungarischen Reiterei, welchen sie 1458 erhielt, als Matthias I. den Prälaten und Edelleuten des Reichs befahl, sich mit ihren Reitern in seinem Lager einzufinden. Damals mußte von 20 Häusern ein Mann gestellt werden; und so entstand aus dem ungarischen Worte husz, zwanzig, und ar, die Löhnung, der Name Huszar, Husar. Später ward diese leichte Reiterei von den übrigen europäischen Mächten in Bewaffnung und Kleidung nachgeahmt. (S. **Reiterei**.)

Huß, Hussiten. Johannes Huß, geb. 1373 zu Hussinecz bei Prachaticz in Böhmen, daher er sich Huß oder Joh. v. Hussinecz nannte, ging, von seinem Grundherrn und andern Gönnern unterstützt, 1389 auf die Universität nach Prag, wo er bald durch Fleiß und gute Sitten ausgezeichnet war, als Famulus eines Professors Zugang zu dessen Bibliothek und dadurch Gelegenheit bekam, sich eine in jenem Zeitalter vorzügliche theologische Bildung zu erwerben. 1396 wurde er Magister, und fing 1398 an, öffentliche theologische und philosophische Vorlesungen zu halten. 1402 wurde ihm das zufolge einer Privatstiftung bestehende Amt als böhmischer Prediger an der Bethlehemscapelle zu Prag übertragen; hierdurch begründete er seinen Einfluß auf das Volk, das seine Predigten mit nicht geringerm Beifall hörte als die Studenten, und da ihn die Königin Sophia bald darauf zu ihrem Beichtvater machte, gewann er auch Eingang bei Hofe. Um diese Zeit wurden ihm die Schriften Wiklef's bekannt. Bei seiner vertrauten Bekanntschaft mit der Bibel fühlte er bald die Wahrheit, mit welcher dieser kühne Reformator die Mißbräuche der Priesterherrschaft rügte, und wurde nun der eifrigste Herold einer Reform, welche der ausgearteten Kirche die Einfachheit und Reinheit des schriftmäßigen Christenthums wiedergeben sollte. Seine Freimüthigkeit blieb nicht unbemerkt, und da er in den häufigen Fehden der deutschen Akademiker mit den böhmischen sich der Letztern thätig annahm (wie z. B. bei dem Stimmrecht bei akademischen Wahlen gegen die Vorrechte der Ausländer dabei), hatte er bald mit einer mächtigen Gegenpartei zu thun. Dies machte den Zwist, der bisher nur ein Streit der philosophischen Schulen des Realismus, wozu sich Huß, und des Nominalismus, wozu die meisten Deutschen sich bekannten, gewesen war, zur Sache der Nationen. Bei 5000 ausländische Professoren und Studenten verließen Prag und gaben den Universitäten zu Leipzig, Erfurt, Ingolstadt, Rostock und Krakau theils ihr Entstehen, theils neuen Flor: ein Verlust, den Prag und Huß selbst, obwol nun Rector, empfinden mußte. Doch konnte er in Böhmen jetzt noch nicht angegriffen werden; das große Schisma hatte die Blößen der Priesterherrschaft aufge-

deckt; Böhmen erkannte Benedict XIII. gar nicht, und seit 1409 auch Gregor XII. nicht mehr an; Adel und Volk waren durch einige helle Köpfe, die als Vorläufer der Huß'schen Lehre galten, gegen die willkürlichen Satzungen des Papstthums eingenommen und an freiere Urtheile gewöhnt; Wenzels lockere Regierung begünstigte den antipapistischen Geist Vieler im Volke aus politischen Gründen, und aus Neigung den allgemein geachteten Huß. Dieser durfte daher die verwilderten Sitten der Priester und Laien öffentlich rügen und wider den Ablaßhandel des Papstes in Böhmen predigen; er sagte nichts Neues, wenn er Seelenmessen, Bilderdienst, Mönchsleben, Ohrenbeichte, Fasten u. dgl. für Erfindungen des geistlichen Despotismus und Aberglaubens, und die Vorenthaltung des Kelchs beim Abendmahle für schriftwidrig erklärte. Der neue Papst, Alexander V. foderte ihn endlich nach Rom, und da er sich nicht stellte, übernahm der Erzbischof von Prag, Sbynko, die unmittelbare Verfolgung des Lehrers der Wahrheit. An 200 Bde. Wiklef'scher Schriften wurden 1410 im erzbischöflichen Palaste verbrannt, und das böhmische Predigen in der Bethlehemscapelle verboten. Huß gehorchte aber weder diesem Verbote, noch der neuen Ladung des Papstes, Johann XXIII., sondern appellirte, da seine Abgesandten zu Rom verhaftet wurden, an ein allgemeines Concilium. Als der Papst den Kreuzzug wider Ladislaw von Neapel auch in Böhmen predigen ließ, erklärte er sich aufs heftigste dagegen, und sein Freund Hieronymus erlaubte sich Gewaltschritte, die der Papst auf Huß's Rechnung schrieb und ihn mit dem Kirchenbanne und Prag mit dem Interdict belegte, so lange Huß darin war. Dieser ging daher, mißtrauisch gegen den Schutz des schwachen Königs, zu dem Grundherrn seines Geburtsortes, Nikolaus, nach Hussinecz. Hier und in mehren Gegenden des bechiner Kreises predigte er mit vielem Beifall im Freien, und schrieb die merkwürdigen Bücher von den 6 Irrthümern und von der Kirche, worin er die Verwandlung der Hostie, den Glauben an den Papst und Heilige, die Kraft der Absolution eines lasterhaften Priesters, die unbedingte Obedienz gegen irdische Obere, und die herrschende Simonie aufs stärkste bestreitet, und die heil. Schrift zur alleinigen Richterin in Glaubenssachen macht. Der Beifall, den diese Lehren bei Adel und Volk fanden, vermehrte Huß's Anhang beträchtlich, und weil ihm nichts mehr am Herzen lag als die Verbreitung der Wahrheit, folgte er der Einladung des konstanzer Conciliums mit Freuden, um seinen Glauben vor den Theologen aller Nationen zu vertheidigen. Wenzel gab ihm den Grafen Chlum und zwei andre Böhmen von Adel zur Bedeckung mit, Sigmunds kaiserl. Geleitsbrief verbürgte seine persönliche Sicherheit, und Johann XXIII. versprach ihm, nach seiner Ankunft zu Konstanz den 4. Novbr. 1414, dasselbe. Gleichwol wurde er schon den 28. Novbr. bei einem Privatverhöre vor einigen Cardinälen verhaftet und blieb, trotz der mehrmaligen starken Einsprüche der böhmischen und mährischen Großen, im Verhaft und, obwol krank, ohne Anwalt. Beim öffentlichen Verhöre, am 5. Juni 1415, überschrien die Väter des Conciliums seine Vertheidigungsrede mit lärmenden Schmähungen; in den Verhören am 7. und 8. Juni durfte er sich zwar im Beisein des Kaisers ausführlich verantworten, allein da auf seine Gründe gar nicht geachtet und ein unbedingter Widerruf von Ketzereien, die er gelehrt und nicht gelehrt habe, von ihm gefodert wurde, Huß aber fest auf seinem Glauben blieb, so konnte das letzte Verhör, den 6. Juli 1415, keinen andern Erfolg haben als sein einmal beschlossenes Todesurtheil. Hier hatte Huß noch den Muth, den Kaiser an sein sicheres Geleit zu erinnern, und Sigmund konnte sich dabei einer flüchtigen Schamröthe nicht erwehren; doch die Erbitterung gegen einen Mann, der es gewagt hatte, die Wahrheit zu sagen, war zu groß, als daß es noch eine Rettung für ihn gegeben hätte. Er wurde, ohne eines Irrthums überführt oder aus der heil. Schrift widerlegt zu sein, noch an demselben Tage lebendig verbrannt und seine Asche in den Rhein gestreut. Als man

ihn auf dem Wege zum Scheiterhaufen an einem Platze, wo seine Schriften verbrannt wurden, vorüberführte, lächelte er und verschied unter den freudigsten Gebeten. Selbst seine Feinde sprechen mit Bewunderung von seiner unbescholtenen Tugend im Leben und seiner Standhaftigkeit im Tode.

Huß's gemäßigter, frommer Sinn würde die schreckliche Rache nicht gebilligt haben, die seine böhmischen Anhänger nun in einem der blutigsten Kriege für seinen Tod an Kaiser, Reich und Geistlichkeit nahmen. Die Anordnungen und Bannflüche des Conciliums wurden in Böhmen verlacht, und statt die neue Lehre vernichten zu können, wurde das Auto-da-fé von Konstanz die Losung zum Vereine einer Menge aus allen Ständen in Böhmen, die sich nach ihrem Lehrer **Hussiten** nannten. Wenzel mußte ihnen 1417 zur Feier des Abendmahls in beiderlei Gestalt mehre Kirchen einräumen, und da ihre Anzahl mit jedem Tage wuchs, gab es bald Viele unter ihnen, die mehr als Freiheit der Religionsübung wollten. Das zweideutige, feige Benehmen dieses Königs (st. 13. Aug. 1419) und die inquisitorischen Gewaltthätigkeiten des Cardinal-Legaten, Johann Dominico, entzündeten die Flamme des Aufruhrs. Die Ansprüche des verhaßten Kaisers Sigmund auf die erledigte Krone konnten sie nicht löschen. Immer auf Ausrottung der Ketzer hinarbeitend, treulos in Verträgen, und weder mit seinen Heeren der Tapferkeit der Hussiten, noch dem Genie ihrer Feldherrn gewachsen, mußte er einer 15jährigen Anarchie des ererbten Königreichs zusehen. Den ersten Schritt zum Aufstande thaten die Hussiten durch eine blutige Rache an den Katholischen; ihre Klöster, deren es in Böhmen mehre und prächtigere als irgendwo gab, und ihre Kirchen wurden geplündert und eingeäschert, die Priester und Mönche ermordet. Johann **Ziska** v. Troczновw, ein böhmischer Ritter, bildete aus dem ihm zuströmenden Haufen ein wohlberittenes, geübtes und in seiner Wagenburg unüberwindliches Kriegsheer, und erbaute zum Waffenplatze und Stützpunkte desselben, auf einem durch Huß's Feldpredigten geheiligten und von der Natur festen Berge im bechiner Kreise die verschanzte Stadt Tabor. Unter ihm befehligte Huß's ältester Freund, Nikolaus v. Hussinecz, bekannt durch seinen Muth, mit dem er sich schon 1417 an die Spitze der Hussiten gestellt und den abtrünnig gewordenen Ulrich v. Rosenberg sammt seinem kaiserl. Heere 1420 von Tabor zurückgeschlagen hatte. Er widersprach zuerst aus warmem Patriotismus dem Plane der Prager, einen fremden Fürsten zum Könige zu wählen, starb aber zu früh für Böhmens Wohl, den 25. Dec. 1420, mit dem Ruhme, mehr ein Vertheidiger des Hussitischen Glaubens als ein Verfolger der Katholischen gewesen zu sein. In dieser Verfolguug war Ziska der Eifrigste und Grausamste, und nicht ohne Bedeutung führte er den Titel: Ziska vom Kelch, Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten, wie sich die Hussiten unter seinen Fahnen nach ihrer Festung nannten. Denn die Stärke seines Heeres und seine Siege über die Kaiserlichen gaben ihm ein Übergewicht in den böhmischen Angelegenheiten, das dem Protectorat nahe kam. Als daher, weil das Morden, Sengen und Brennen seines Heeres und der kleinen Haufen, die unter der Ägide des Religionskrieges auf Beute gingen, immer weiter um sich griff, die gemäßigter denkenden Hussiten vom Adel und der prager Bürgerschaft, denen es zunächst um den Kelch im Abendmahle (daher Calixtiner oder Prager) und um die Ruhe des Reichs zu thun war, erst dem König Wladislaw von Polen, dann dem Großfürsten Vitold von Lithauen, und endlich dessen Neffen, Koribut, die böhmische Krone antrugen, verweigerte Ziska mit den Taboriten seine Zustimmung, und der Unterschied dieser Parteien, der sich schon in der Verschiedenheit ihrer Foderungen an eine kirchliche Reform gezeigt hatte, wurde nun zur wirklichen Trennung. Nichts war der Sache der Hussiten gefährlicher als die Vervielfältigung der Secten und Parteien in Böhmen; jede handelte seit 1421 allein, und nur gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigten sie sich, um, sobald er ver-

trieben war, einander wieder zu befehden. Ziska, vor Raby zwar gänzlich erblindet, und gegen einen dreifachen Feind, gegen die Kaiserlichen, die er in der Hauptschlacht bei Deutschbrod 1422 und fortwährend in kleinen Gefechten schlug, gegen den Adel, der bei seinen Räubereien unermeßlich verlor, ohne ihnen ein Ziel setzen zu können, und gegen die Prager, die ihre Stadt nur durch den harten und bald gebrochenen Frieden, 14. Sept. 1424, vom Untergange retteten, immer gleich siegreich, starb den 12. Oct. dieses Jahres an der Pest. Mit seinem Tode zerfiel die furchtbare Masse, die nur sein Feldherrntalent und Glück zusammengehalten hatte, in mehre Parteien. Die Mehrzahl der Taboriten nahm den von Ziska empfohlenen Andreas Procopius, der, früher zum geistlichen Stande bestimmt, der Geschorne (Holy, rasus) hieß, zum Feldherrn. Koribut, seit 1422 ein Schattenkönig der Prager, war, obgleich er den Busso v. Vitzthum mit dem stärksten Heere, das Sachsen jemals aufgebracht, den 16. Juni 1426 bei Außig geschlagen, doch diesen durch Verwilderung und Raubsucht fürchterlichen Parteien der Hussiten nicht gewachsen und mußte 1427 der Krone entsagen. Dafür zeigte sich nun Procop seines Vorgängers würdig. Die entscheidenden Siege, die er im Juli 1427 und den 14. Aug. 1431 bei Mieß und Tachau über die den Hussiten an Masse weit überlegenen Kreuzheere der deutschen Reichsvölker gewann, machten die Hussitischen Waffen nicht weniger furchtbar als die verwüstenden Streizzüge, welche die einzelnen Parteien seit Anfang des Krieges fast in jedem Jahre bis 1432 nach den benachbarten Ländern unternommen hatten. Östreich, Franken, besonders aber Sachsen und die dem Papste noch ergebenen böhmischen Länder, Lausitz und Schlesien, wurden ein Schauplatz der empörendsten Greuelthaten und Räubereien. Alles sehnte sich daher nach Ruhe, und da die deutschen Waffen nichts gegen die Hussiten ausrichteten, sah die baseler Kirchenversammlung sich genöthigt, durch Sigmund, der unter dem böhmischen Adel und den Pragern immer einen Anhang behalten hatte, Unterhandlungen mit diesen Ketzern anzuknüpfen, und so kam es den 20. Nov. 1433 zu einem Vergleiche (prager Compactaten), der aber nicht von allen Parteien angenommen wurde. Den Feindseligkeiten, welche darüber aufs neue entstanden, machte ein vollständiger Sieg der Calixtiner und Katholischen unter Meinhard v. Neuhaus bei Böhmischbrod, den 30. Mai 1434, ein Ende. Die nun herrschenden Calixtiner nahmen, in Verbindung mit den katholischen Ständen, den Kaiser Sigmund zum König an, welcher die nach den Wünschen der Calixtiner vom Concilium etwas gemilderten Compactaten den 5. Juli 1436 zu Iglau beschwor, aber, seinem Versprechen wieder untreu, den 9. Dec. 1437 starb, ohne Böhmen vollkommen beruhigt zu haben. Die sehr geschwächten Taboriten konnten ihre Sache nur noch in Landtagsunterhandlungen und theologischen Streitschriften fortführen, wobei zwar ihr Glaubensbekenntniß eine Reinheit und Ausbildung gewann, die es den Confessionen der Protestanten des 16. Jahrh. in vielen Stücken ähnlich machte, aber ihre Religionsfreiheit immer mehr litt, bis sie sich in die 1457 aus ihrer Mitte entstandene und unter den härtesten Verfolgungen durch ihre Standhaftigkeit und Sittenreinheit ehrwürdige böhmisch-mährische Brüdergemeinde verloren. (S. Böhmische Brüder.) E.

Husten besteht aus einer tiefen Einathmung, auf welche sogleich eine schnelle und starke Ausstoßung der Luft erfolgt, wobei wegen der zugleich verengerten Stimmritze des Kehlkopfes ein beträchtliches Geräusch entsteht. Jeder fremdartige Stoff, welcher die mit eigenthümlicher Empfindlichkeit begabte Haut der Luftröhre berührt, erregt die stärkere Gegenwirkung derselben, um jenen lästigen Reiz wegzuschaffen. Die zum Athmen gehörigen Organe haben ihr eigenthümliches Leben, welches theils von ihrem Baue, theils von der specifischen Stimmung ihres Nervensystems abhängt. Nur die atmosphärische Luft ist ihrem Leben befreundet, jeder andre Stoff ist ihnen fremd, feindlich und beleidigend. Daher erregt

schon ein Tropfen Wasser, der in die Luftröhre schlüpft, einen heftigen Husten, wodurch sich die Natur des ihr lästigen fremden Körpers entledigen will. Das plötzliche Ausstoßen der Luft aus den Lungen wird durch die schnelle und heftige Zusammenziehung des Zwerchfells und der Brust- und Rippenmuskeln, selbst auch durch die krampfhafte, schnelle Verengerung der Luftröhrenzweige, bewirkt. Der fremdartige Reiz, welcher zunächst die Nerven des Luftröhrenkopfes und der Luftröhre verletzt, wirkt durch die Verbindung der Nervengeflechte zugleich auf jene benachbarten Theile und zwingt sie zur Mitleidenheit. Wird der Husten von äußern, in den Kehlkopf oder in die Luftröhre eingedrungenen Reizen erzeugt, z. B. durch Speise und Getränk (beim sogenannten Verschlucken, durch das Einathmen von Rauch, Staub, scharfen Dünsten u. dgl.), so hört er wieder auf, sobald der fremde Körper entfernt ist; er wird aber eine anhaltende Krankheit, wenn das eigenthümliche Leben der Organe des Athmens in dem Grade zerstört, die Empfindlichkeit derselben, besonders der innern, den Kehlkopf, die Luftröhre und deren Zweige umkleidenden Haut, so erhöht wird, daß selbst die ihr befreundete atmosphärische Luft bei dem Einathmen, der von den Schleimbälgen, die in großer Menge in der Haut des Kehlkopfes, der Luftröhre und ihren Ästen verbreitet sind, abgesonderte Schleim einen zu heftig wirkenden Reiz verursachen und den Husten erregen. Am öftersten kommen die in diese Classe fallenden Krankheiten in der Form von Katarrh, Lungenentzündung und Seitenstechen, Bluthusten und Lungensuchten vor. Der Katarrh, welcher auch im gemeinen Leben oft ausschließlich unter dem Namen Husten begriffen wird, weil dieser das vorzügliche und oft einzige Zeichen ist, wodurch er sich äußert, besteht in einer gelinden Entzündung der Schleimhaut der Luftröhre mit erhöheter Empfindlichkeit dieser Theile und vermehrter Schleimabsonderung. Gemeiniglich hält man diese Krankheit für unbedeutend, zumal wenn kein allgemeiner Fieberzustand damit verbunden ist, und oft sogar beobachtet man weder eine passende Diät, noch braucht man die angemessenen Heilmittel dagegen. Allein jeder über 14 Tage oder 3 Wochen dauernde Husten ist verdächtig; jeder Katarrh, wenn er vernachlässigt wird, kann in Lungenentzündung übergehen, wenn z. B. durch erhitzende Getränke der entzündliche Zustand höher gesteigert wird, oder kann Veranlassung zu Knoten und Geschwüren in den Lungen und zu nachfolgender Lungensucht werden. Auch solche Reizungen, welche zwar nicht unmittelbar auf die Respirationswege wirken, aber sie doch mittelbar durch den oben erwähnten Zusammenhang der Nerven angreifen, können Husten erregen. So ist ein in den Lungen versteckter und verschlossener Eitersack, Wasseranhäufung in der Brust u. s. w. oft mit Husten begleitet; selbst scharfe und reizende Stoffe im Magen, z. B. scharfe Galle, Säure, alkalische scharfe Unreinigkeiten können, zumal wenn die Empfindlichkeit der Luftwege schon erhöht ist, durch die Mitleidenschaft der Theile Husten erregen; daher der sogenannte Magenhusten unter den erfoderlichen Bedingungen nicht unter die leeren Einbildungen gehört. H.

Hut. Gewöhnlich glaubt man, daß die Alten unsere Hüte, wenigstens die von Filz, nicht gekannt hätten. Allein es kommen Spuren wahrer Hüte schon bei den ältesten Griechen, wie z. B. im Hesiodus vor. Die Römer trugen Hüte von gewebter, dichter Wolle, oder von grobem Tuche. Jedoch scheint die Kunst, die Wolle zu einem eigentlichen Filz zu verarbeiten, erst im Mittelalter aufgekommen und erst gegen das 16. Jahrh. vervollkommnet zu sein. Gegenwärtig nimmt man theils Schaf- und Lämmerwolle, theils Hasen- und Kaninchenhaare, theils die Haare von Bibern, angorischen Ziegen und Lamas. Letztere geben die feinsten Hüte. Es ist aber nothwendig, daß die Haare und die Wolle vorher sortirt, auf einer Horde mit Stöcken geschlagen und aufgelockert und darauf kartetscht werden. Dann vermischt man die verschiedenen Arten der Haare und Wolle so mit einander, als es die Güte und Feinheit des Hutes fodert. Die feinsten werden

aus zarter Lämmerwolle mit Biberhaaren bereitet; sie müssen nun von neuem aufgelockert und auf dem Fachtische, der einer Horde gleicht, mit einer schwingenden Saite, oder dem sogenannten Fachbogen, geschlagen und in Massen zusammengebracht werden, die man die Fache nennt. Diese werden hierauf mit Stücken Pappe oder Leder zusammengedrückt und auf der kupfernen Filzplatte, die durch einen kleinen Ofen erhitzt wird, unter öfterm Benetzen mit Wasser gefilzt oder in ein Ganzes vereinigt. Darauf kommt der Filz in die Walke. Es wird nämlich in einem Kessel Wasser, entweder mit Essig oder mit verdünnter Schwefelsäure vermischt, aufs Feuer gesetzt und darin der Filz gekocht. Dann kommt er noch naß auf die Form, wo er nun seine Hutgestalt annimmt, mit Bimsstein und einer Fischhaut abgerieben und dann gefärbt wird. Gewöhnlich macht man die schwarze Farbe aus Blauholz, Galläpfeln und Kupferwasser. Ist der Hut gefärbt und getrocknet, so wird er mit Hausenblase, arabischem Gummi oder Hornspänen gesteift. Endlich legt man die letzte Hand daran, indem man ihm mit verschiedenen Bürsten und dem warmen Bügeleisen seinen nöthigen Glanz gibt. — Strohhüte werden am feinsten und schönsten in Toscana gearbeitet; doch hat man es auch in England, besonders in Bedfordshire, darin sehr weit gebracht. Man läßt das Stroh vorher von Schwefeldämpfen durchziehen, wodurch es die nöthige Weiße erhält. Dann spaltet man die Halme, mittelst eines hineingesteckten Drahtes, erweicht darauf die gespaltenen Halme im Wasser, und läßt sie von Kindern in Bänder zusammenflechten, die zuletzt zusammengenäht werden. Um von Spänen recht feine Hüte zu machen, hat vor zehn Jahren ein gewisser Thomas in London eine eigne Maschine erfunden, die nicht allein die Späne zu Bändern webt, sondern auch diese Bänder mit Seide durch Nähen vereinigt.

In der **Heraldik** dient der Hut zuweilen statt der Krone und des Helms, oder wird auch zugleich mit denselben gebraucht. Es gibt in dieser Hinsicht geistliche und weltliche Hüte. Unter den geistlichen, welche die Form gemeiner runder Hüte mit breitem Rande haben, nennen wir 1) den rothen Cardinalshut, der auf jeder Seite 15 herabhängende Quasten hat; 2) den erzbischöflichen Hut, grün, mit 10 Quasten auf jeder Seite; 3) den Bischofshut, ebenfalls grün, aber nur mit 6 Quasten, und 4) den schwarzen Hut der päpstlichen Protonotarien, mit 3 Quasten. — Zu den weltlichen Wappenhüten gehören besonders die Fürstenhüte. Diese sind eigentlich rothe Mützen mit breiter Hermelineinfassung, und mit dem Reichsapfel, einem Kreuze, oder auch wol einem bloßen Hermelinschwänzchen oben darauf; doch findet man sie auch, nach Art königl. Kronen, mit Reifen oder Bögen gemacht. Der Unterschied, den Einige zwischen Kur- und Fürstenhüten machen, ist ohne Grund. Der erzherzogl. östreichische Hut unterscheidet sich von den gewöhnlichen Fürstenhüten durch eine eckige Verbrämung und durch einen mit Perlen besetzten Bogen, auf welchem oben der Reichsapfel ruhet. Noch erwähnen wir hier des großen runden Hutes der schweizerischen Eidgenossenschaft, der, zum Zeichen der Freiheit, über den vereinigten Wappenschildern der sämmtlichen Cantone schwebend vorgestellt wird.

Hutcheson oder **Hutchinson** (Francis), geb. in Irland 1694, wird als Stifter der Schule der sogenannten schottischen Moralphilosophen angesehen. Er ward Professor zu Glasgow 1729 und starb 1747. Er gründete die Sittlichkeit auf das moralische Gefühl und führte diese Lehre aus in seinem „System of moral philosophy" (London 1752, 4., 2 Thle.). Auch für die Ästhetik waren s. Untersuchungen wichtig. Hierher gehört „Enquiry into the original of our ideas of beauty and virtue" (Lond. 1720 u. 1727, deutsch, Frankf. 1762). Seine Darstellung ist einfach, deutlich und präcis.

Hutten (Ulrich v.) stammte aus einem alten Geschlechte, das in den Diensten des deutschen Kaiserhauses manchen wackern Ritter und Staatsmann aufzu-

weisen hatte. Auf dem Stammschlosse Steckelberg am Main, 2 Meilen von Fulda, ward Hutten 1488 geb. Im 10. Jahre that ihn sein Vater nach Fulda ins Stift, um ihn zum Mönch erziehen zu lassen. Die dortige Klosterschule war eine der berühmtesten in ganz Deutschland. Der Jüngling konnte in ihr die beste Bildung erlangen und er ließ es auch nicht daran fehlen; allein Mönch zu werden, sagte ihm so wenig zu, daß er schon 1504 nach Erfurt entfloh, wo er mit mehren Gelehrten und Dichtern in genaue Bekanntschaft trat. Eine ansteckende Seuche trieb ihn im nächsten Jahre nach Köln, dessen Universität damals ungemein blühend war. Als aber einer der aufgeklärtesten Lehrer auf dieser Hochschule, Rhagius, verwiesen wurde und nach Frankfurt a. d. O. ging, begleitete ihn Hutten dahin, wo 1506 die neue Universität eingeweiht wurde. Sein Gönner, der Ritter Eitelwolf von Stein, unterstützte ihn bei seinem 3jährigen Aufenthalte hier auf mancherlei Weise. Indessen die Ruhe und Stille sagte dem feurigen Ritter nirgends lange zu. Er ging, obschon von jener bösen Krankheit gepeinigt, die damals, aber erst ausgebrochen, pestartig wüthete und den Schimpf noch nicht an sich trug, welcher jetzt mit ihr verknüpft ist, nach dem nördlichen Deutschland, und besuchte namentlich Greifswald und Rostock, wo er überall als Dichter und guter Kopf willkommen war und die ihm nöthige Unterstützung durch seine Arbeiten fand. 1511 besuchte er Wittenberg, wo er über die Verskunst ein Werk herausgab. Von da ging er nach Pavia, um die Rechte zu studiren, und so, was dann vielleicht möglich war, die Gunst seines immer noch zürnenden Vaters zu gewinnen. Gerade in die Zeit seines Aufenthalts fiel Pavias Eroberung durch die Schweizer in Maximilians I. Diensten, und diese Unruhen bewogen ihn nach Bologna zu wandern, nachdem er auch hier von den wilden Kriegern seiner Habe beraubt worden war. Der gänzliche Mangel nöthigte ihn endlich, 1513 unter dem kaiserl. Heere Kriegsdienste zu nehmen, bis er im folgenden Jahre, wo er sie wieder verließ, zuerst in ganz Deutschland bekannt wurde. Herzog Ulrich von Würtemberg ermordete nämlich einen von des Ritters Vettern theils aus Eifersucht, theils aus Haß gegen denselben. Hutten ließ seinem Unwillen über den fürstl. Mörder in Gedichten, Briefen, Reden freien Lauf. Durch die Reuchlin'schen Händel mit dem Dominicaner Hogstraaten in Köln ward er nicht weniger berühmt. Hutten nahm sich des gelehrten, redlichen und darum so verfolgten Reuchlin in Schriften, besonders in satyrischen, aufs kräftigste an, und namentlich trugen die „Epistolae obscurorum virorum", an denen er den meisten Antheil hatte, dazu bei, die Mönche in ihrer ganzen aufgedunsenen Blöße zu zeigen. Seinem Vater zu Gefallen zog er 1515 noch einmal nach Italien, in Bologna Doctor der Rechte zu werden. Er besuchte erst Rom und ging dann nach Bologna; allein nirgends konnte er lange rasten, und bald kam er über Venedig ins Vaterland zurück, wo er in Augsburg von dem schönsten deutschen Mädchen, Constantia, Peutinger's Tochter, mit dem poet. Lorberkranz geschmückt und von Maximilian zum Ritter geschlagen wurde. In Italien hatte Hutten das Leben der Mönche in seiner ganzen Scheußlichkeit kennen gelernt und war so sehr Feind der Klerisei geworden, daß er durch die Herausgabe des Laurentius Valla: „De falso credita et ementita donatione Constantini" derselben gleichsam, als Vorläufer Luther's, den Krieg erklärte. Zwar widmete er die Schrift dem Papste Leo X. selbst, allein es möchte schwer zu entscheiden sein, ob dies mehr Spott oder wirkliche Überzeugung war, daß dieser Papst redlicher sei, und es besser meine als die frühern. 1518 trat der Ritter in die Dienste des gebildeten Albrecht, Erzbischofs von Mainz, und machte in dessen Geschäften manche Reise, u. a. nach Paris. Namentlich begleitete er den Erzbischof nach Augsburg auf den Reichstag, wo Luther mit Cajetan seine bekannte Unterredung hatte und wo Hutten in einer Demosthenischen Rede die deutschen Fürsten zu einem Kriege gegen die Türken anfeuerte; allein das Hofleben ward ihm ebenfalls bald zuwider, und so zog er, mit dem schwä-

bischen Bund vereint, 1519 gegen seinen Erbfeind, Ulrich von Würtemberg, zu Felde, wo er mit dem tapfern Franz von Sickingen vertraut wurde. Nach beendigtem Kriege ging er für einige Zeit wieder nach Mainz, wo er von allen Seiten Beifall für die mancherlei gegen die Hierarchie gerichteten Schriften erntete. Um aufs neue in der Art aufzutreten, begab er sich in die Einsamkeit seiner väterlichen Burg. Eine Schrift folgte hier der andern, Roms Übermuth und Schlechtigkeit in vollem Lichte darzustellen, und da man dort dabei nicht ruhig blieb, sondern bei Hutten's Gönner, Albrecht von Mainz, klagte, so verlor er am Ende zwar diesen Gönner, trat aber nun nicht nur mit Luther in unmittelbare und offene Verbindung, sondern begann auch späterhin, Alles deutsch zu schreiben, statt daß er vorher nur in lat. Sprache arbeitete. Dadurch kam es so weit, daß man in Rom seine Auslieferung verlangte, daß man gegen ihn Meuchelmörder anstellte und er in Karls V. Hauptquartiere selbst nicht sicher war. Der treue Freund, Franz von Sickingen, räumte ihm aber eine Stätte in seiner Burg ein, und sie war nun der Ort, von wo an Fürsten und Volk neue Sendschreiben ergingen. Inzwischen begann Sickingen eine blutige Fehde mit dem Erzbischof Richard von Trier. Sie endete unglücklich für den Ritter, und Hutten mußte einen andern Zufluchtsort aufsuchen. Er hoffte ihn in der Schweiz zu finden, aber Erasmus war ihm entgegen, sodaß er von einem Orte zum andern mußte, bis er endlich, 36 J. alt, von seiner neu ausgebrochenen Krankheit überwältigt, auf der Insel Ufnau im Zürchersee, d. 31. Aug. 1523 die Ruhe fand, die ihm auf Erden, theils in Folge seines Charakters, theils seiner Familienverhältnisse, theils seiner Arbeiten, nie zu Theil geworden war. Hutten war einer der freimüthigsten, kühnsten Männer seiner Zeit, ein Vorläufer und Beförderer der Reformation, ein Beispiel, ein Gehülfe für Luther, den er nie persönlich kennen lernte, denn in Augsburg (1518) achtete er ihn, den Bettelmönch, zu wenig. Allein späterhin war er von der größten Achtung für den gleichgesinnten, kühnen Mann durchdrungen, wie er es früher schon für Reuchlin gewesen war. Könnte man ihm etwas Böses nachsagen, so wäre es eine Art Leichtsinn, der ihn so manche Verhältnisse übersehen ließ, die schonender behandelt werden mußten, wenn man mit Erasmus sprechen will. Aber sein Wahlspruch: Es sei gewagt! (**Jacta alea esto!**) ließ ihn daran so wenig wie den vom Glück mehr begünstigten Luther denken. Unrecht, Betrug, Heuchelei, Tyrannei empörte ihn, und so entlarvte er sie mit aller Kraft der Feder, die ihm wie Wenigen, besonders in der lateinischen Sprache, unter allen Gestalten zu Gebote stand. Sein gerader, muthiger Sinn ließ ihn, wenn auch alle seine Freunde zitterten, nichts fürchten. Man zählt 45 Schriften von ihm; mehre ungerechnet, bei welchen es nicht mit Gewißheit ausgemittelt ist, ob sie von ihm herrühren. Eine Sammlung derselben ist nach mancherlei mißlungenen Versuchen endlich zu Stande gekommen, aber auch dieser haben der Obscurantismus und Servilismus unseres Jahrhunderts — den edeln Ritter noch im Grabe verfolgend — Hindernisse in den Weg gelegt, die einer bessern Nachwelt unglaublich scheinen werden. Sie erschien in 5 Bden. (Berl. und Leipz. 1821—25); Herausgeb. ist E. J. H. Münch. Die vollständigste und neueste Lebensbeschreibung des Ritters ist in Nürnberg 1823 von E. J. Wagenseil in Augsburg, der sich fast ein halbes Jahrh. lang mit dem Studium von Hutten's Schriften beschäftigt hat, erschienen.

Hüttenkunde, ein Theil der angewandten Chemie, welcher die in den Erzeugnissen des Mineralreichs befindlichen Körper durch zweckmäßige Behandlung im Großen darstellen lehrt und welcher die Regeln angibt, nach denen diese Darstellung mit den größten ökonomischen Vortheilen bewirkt werden kann. Die Hüttenkunde in ihrem weitesten Umfange und in ihrer größten praktischen Ausdehnung ist eine Wissenschaft, die ihre Lehren aus sehr verschiedenen Doctrinen entlehnt. Obgleich Chemie und Mineralogie die eigentliche Grundlage der Hüttenkunde aus=

machen, so sind doch auch die Lehren der Mathematik, Physik, Baukunst, Forstwissenschaft und Bergbaukunde, sowie die Buchführungskunst, eine wesentliche Bedingung, um das Hüttenwesen mit Erfolg zu betreiben. Der Bau der Öfen ist außerdem ein Geschäft, welches dem Hüttenmanne speciell obliegt und welches er keinem Baubeamten füglich überlassen darf. Die Vorbereitungen, denen die Erze vor der eigentlichen Verarbeitung unterworfen werden, sind ebenso wichtig als die Schmelzarbeiten selbst, indem sie die Bedingungen zum Gelingen des Schmelzprocesses enthalten. Ebenso ist es auch nothwendig, von der Wirkung der Brennmaterialien, von der Darstellung der Kohle aus ihnen und von der Wirkung und Einrichtung der Gebläse unterrichtet zu sein. Man theilt die Hüttenkunde in die allgemeine und in die besondere, je nachdem sie sich ohne Ausnahme über alle, oder nur ausschließlich über ein einzelnes hüttenmännisches Erzeugniß ausdehnt. S. Lampadius, „Handb. der Hüttenkunde" (Göttingen, 4 Bde., m. K.).

Hüttenrauch, s. Arsenik.

Hüttner (Johann Christian), Literator und Übersetzer, seit vielen Jahren zu London im Depart. der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, geb. 1766 zu Guben in der Niederlausitz, studirte in Leipzig, wo er sich durch Beck's Vorlesungen, Schriften und Rath bildete. Dieser Gelehrte empfahl ihn 1791 nach London, als Führer des jungen Staunton, dessen Vater ihm Gelegenheit verschaffte, Großbritannien, Frankreich, Italien und das südliche Deutschland zu sehen. Auch nahm er ihn mit nach China, wohin der Baronet Staunton den Lord Macartney als Legationssecretair begleitete. Während dieser Gesandtschaft ließ der Lord von ihm die diplomatische Correspondenz mit dem chinesischen Hofe, zum Behufe des Dolmetschers, eines Missionnairs, ins Lateinische übertragen. Staunton's und Barrow's Beschreibungen der Gesandtschaftsreise übersetzte Hüttner nachher ins Deutsche mit Anmerk. und gab selbst eine kurze Nachricht davon heraus. In der Folge wollte er sich in London mit dem Schweizer Escher in den Buchhandel einlassen, entsagte demselben aber bald. Dann arbeitete er an englischen Reviews, schrieb für deutsche Zeitschriften, vornehmlich für „London und Paris", correspondirte mit der „Neuen hamburger Zeitung", mit den „Geograph. Ephemeriden", mit der „Allgemeinen Zeitung" u. a. m., mit Brockhaus in Amsterdam und Leipzig, übersetzte Jones's Menu u. A. und gab Unterricht in alten Sprachen und im Deutschen. Bekannt wurde er durch die „Englischen Miscellen" (Tübingen 1800—6, 24 Thle.). In denselben theilte er, als nur wenig englische Zeitschriften nach Deutschland kamen, das Wichtigste über den englischen Kunstfleiß, über Manufacturen, Handel, Literatur ꝛc. mit. H. lebte von seiner Feder in der theuersten Stadt von Europa ganz gemächlich, bis Napoleon 1806 den Briten das feste Land verschloß. Von allen bisherigen Hülfsquellen abgeschnitten und verheirathet, fing er schon an die Verlegenheiten zu fühlen, denen fast alle Fremdlinge in London ausgesetzt sind, die keinen festen Unterhalt haben, als sein alter Freund, D. Burney, Verf. der „Geschichte der Musik", ihn dem reichen Lord Lonsdale empfahl. Dieser Pair beschenkte ihn von Zeit zu Zeit ansehnlich und verwendete sich für ihn bei den Ministern Sir Charles Long und Canning. Da 1808 Englands Verbindung mit der pyrenäischen Halbinsel durch die Allianz mit Spanien wiederhergestellt wurde, brauchte ihn Canning, damals an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten, um die portugiesischen und spanischen Briefe, Bittschriften, Memoiren, Zeitungen ꝛc., in das Englische übersetzen zu lassen, und stellte ihn 1809 als Translator der Staatskanzlei der auswärtigen Angelegenheiten an. In diesem Amte ist H. seitdem genug beschäftigt, sodaß er nur dann und wann noch, bald an englischen, bald an deutschen periodischen Blättern, besonders an den „Zeitgenossen", Theil genommen hat.

Hutungsrecht, in der Landwirthschaft das Recht gewisser Personen, ihr

Vieh auf den Brachfeldern andrer Landbesitzer hüten oder weiden zu lassen: ein Recht, welches in manchen Gegenden der so äußerst wünschenswerthen Abschaffung der sogenannten Dreifelderwirthschaft und mithin der Vervollkommnung des Ackerbaues große Schwierigkeiten in den Weg legt. (S. Ackerbau.)

Huygens (Christian), n. A. Huyghens, Forscher und Entdecker in dem Gebiete der Mathematik, Physik und Astronomie, Sohn des Dichters Constantin Huygens, geb. 1629 im Haag, begleitete den Grafen Heinrich v. Nassau auf seinen Reisen 1649 nach Holstein und Dänemark. Nachher bereiste er Frankreich und England, und weilte von 1666—81 in Paris mit Gehalt des Königs von Frankreich. Ihm verdankt man z. B. die Anwendung des Pendels bei den Uhren (1656), durch welche er auf die Entdeckung der Evoluten (s. d.) geleitet wurde, und über welche er sich, gleichwie über jene entscheidende Verbesserung der Uhren, in s. wichtigsten Schrift: „Horologium oscillatorium etc." (Paris 1673, Fol.) verbreitet, wie auch die erschöpfende Darstellung mehrer mit s. eben erwähnten Theorie der Pendeluhren und der Evolution in Verbindung stehenden Eigenschaften der Cykloide. Diese und andre geometrische Entdeckungen wandte er sehr glücklich auf die Mechanik an. Er untersuchte die Bewegung schwerer Körper auf vorgeschriebenen Wegen; gleichzeitig (1661) mit Wallis und Wren entdeckte er die Gesetze der Mittheilung der Bewegung durch Stoß, stellte die Theorie der Schwungbewegung, in welcher er die Aufgabe von den Mittelpunkten des Schwunges löste, und die Gesetze der Centralkräfte auf, sowie ihm auch die Entdeckung des von Jakob Bernoulli vervollkommneten Grundsatzes der Erhaltung der lebendigen Kräfte zugeschrieben wird. Nicht minder zeichnete er sich in der Optik aus, und gab eine physisch-mathematische Theorie von der Bewegung des Lichts, durch welche er die Stärke und Lebhaftigkeit des Lichts zu erklären versuchte. Endlich erwarb er sich auch um die Astronomie durch Festerstellung vieler Grundwahrheiten große Verdienste, untersuchte mit von ihm selbst verbesserten Teleskopen (1655) genauer die Gestalt und den Ring des Saturn und entdeckte den vierten Trabanten dieses Planeten, u. s. w. Seine Schriften sind in 3 Sammlungen erschienen: „Huygenii opusc. posthuma" (Leiden 1707); „Opera varia ed J. A. s'Gravesande" (mit dem Leben Huygens's, ebend. 1724, 4 Thle.); und endlich „Opera reliqua etc." (Amst. 1728, 2 Thle., 4.). Die Rechtswissenschaft, welche er zu Leiden studirte, verließ er aus größerm Drange zu den mathematischen und Naturwissenschaften, denen zu Liebe er viel auf Reisen war, und bald in Paris, bald im Haag als Privatmann seiner Wissenschaft lebte. Am letztern Orte starb er 1695. S. s. Biogr. vor der Ausg. s. Werke durch Gravesande, und in Montucla's „Hist. des math.", 2. Bd., S. 415.

Huysum (Hans v.), geb. zu Amsterdam 1682, der erste Blumen- und Fruchtmaler der neuern Zeit. Er übertraf an Weichheit und Frische, an Zartheit und Lebendigkeit der Farbe, an Feinheit des Pinsels im Ausdrucke des Saftigen und in den treffendsten Abstufungen des Lichts alle seine Vorgänger. Sein Vater, Justus H., ein Gemäldehändler und sehr mittelmäßiger Maler, beschäftigte ihn anfangs in allen Gattungen der Malerei. Aber er fühlte, als er in das reifere Alter trat, einen vorzüglichern Trieb zur Darstellung der Erzeugnisse des Pflanzenreichs, und beschränkte die ganze Kraft seines Pinsels darauf, alle Kunst in der lebendigen Nachbildung derselben zu erschöpfen. Er trennte sich daher von s. Vater und verheirathete sich gegen 1705. In der Landschaft folgte er der Manier des in Holland sehr geschätzten Nik. Piemont. Aber das Höchste erreichte er in seinen Blumen- und Fruchtstücken. Er wußte die Geheimnisse der Natur zu erspähen, die flüchtige Blüthe in ihrem schönsten Augenblicke zu fesseln und durch zauberische Wahrheit und Mannigfaltigkeit der Farben, wie durch das fast Transparente der zarten Blumenkörper, das Äußerste in dieser Gattung zu erstreben. Er war der

Erste, der den Einfall hatte, Blumen auf hellem Grunde darzustellen. Auch war er so eifersüchtig in s. Kunst, daß er Niemand erlaubte, ihn arbeiten zu sehen, und, außer der Tochter eines Freundes und seinem auch als Maler geschätzten Bruder, Michael, keine Schüler annahm. Seine Blumen sind schöner und wahrer als s. Früchte; die Thautropfen und Insekten, die er dazu malte, haben die höchste Lebendigkeit. Unglückliche Umstände, besonders die Gefallsucht und Verschwendung s. Frau und die schlechte Aufführung s. Sohnes, machten ihn tiefsinnig; doch war an s. Arbeiten keine Spur davon zu erblicken. Er starb zu Amsterdam 1749, ohne s. drei Söhnen Vermögen zu hinterlassen, obgleich jedes s. Bilder mit 1000—1400 Gulden bezahlt wurde. —Sein andrer Bruder, Justus, war Schlachtenmaler, starb aber schon in s. 22 J. — Der dritte, Jakob, copirte s. Bruders Blumen- und Fruchtstücke so täuschend, daß s. Copien sehr theuer bezahlt wurden, und starb in England 1740.

Hyacinth (Mineral), s. Zirkon.

Hyacinthen, Zwiebelgewächse mit Blumen, die im Februar, März und April hervorkommen und allen Blumisten große Freude durch ihren schönen Bau, ihre Farbenpracht und ihren Wohlgeruch gewähren. Man hat einfache und doppelte und zieht gewöhnlich die Zwiebeln aus Harlem in Holland, von welcher Stadt aus damit nach allen Ländern der Welt hin ein bedeutender Handel getrieben wird, da sie durch die ursprünglichen Entdecker der Varietäten und deren tiefe Kenntniß der Blumenvegetation in den Familien der dortigen Blumisten sich in ihrer Schönheit und Fortpflanzung erhalten, in andern Ländern aber gewöhnlich schnell ausarten. Die Preise derselben sind sehr verschieden. Die ordinairen Sorten werden im Rummel verkauft, d. h. ohne Angabe der Farben und Namen. (Vgl. Blumenhandel.)

Hyacinthus, nach Einigen ein Sohn des lakonischen Königs Amyklas oder Öbalus, oder des Pierus und der Muse Klio. Der schöne Jüngling gewann die Liebe Apollo's. Zephyrus aber war sein Nebenbuhler und trieb beim Scheibenwerfen die Wurfscheibe so, daß sie zurück auf den Scheitel des Jünglings fiel und ihn erschlug. Der trostlose Apoll verewigte des Lieblings Andenken durch ein Wunder; denn aus seinem Blute erwuchs, wie die Dichter erzählen, die Hyacinthe, wobei man die blaue Schwertlilie und den kleinen Rittersporn denken muß, deren Blätter mit den Zügen AI bezeichnet sind, was sie bald für die Wehklage des Gottes, bald für die Anfangsbuchstaben von Ajax erklären, von welchem man dasselbe erzählt. Zu Amyklä im Peloponnes wurde dem Hyacinth zu Ehren jährlich ein großes Fest gefeiert.

Hyaden, Nymphen, nach Ovid Töchter des Atlas und der Äthra; nach A. Töchter des Kadmus oder des Erechtheus; ihre Zahl wird verschieden angegeben. Den Tod ihres Bruders Hyas, der von einer Löwin war zerrissen worden, beweinten sie so anhaltend, daß die Götter, von Mitleiden bewegt, sie an den Himmel versetzten, wo sie das bekannte Gestirn im Kopfe des Stiers bilden und noch immerfort weinen. Am wahrscheinlichsten erhielten diese Sterne ihre Benennung von dem Griechischen ὕειν, regnen, weil bei ihrem Auf- und Untergange gemeiniglich Regen folgt, daher man sie auch die Traurigen, die Regenbringenden (lat. Suculae) nannte, welches späterhin die Erfindung der obigen Fabel veranlaßte. Einige Dichter haben auch die Hyaden und Plejaden mit einander verwechselt.

Hyalith, neue Geschirrmasse, vom Grafen Buquoy (s. d.) erfunden. Sie ist aus solchen stein- und metallartigen Bestandtheilen zusammengesetzt, aus denen kein Glas hervorgebracht werden kann; sie verdient daher den Namen Steinmasse. Der Hyalith ist nicht allein ganz undurchsichtig und von solcher Härte, daß die Scherben Feuer geben, sondern er hat auch von Natur einen so schönen Glanz, wie er durch keine Politur hervorgebracht werden kann. Bei der ungewöhnlichen

Festigkeit dieser Masse ist gar kein Zerspringen zu befürchten, wie dies beim englischen Wedgwood der Fall ist, wenn man zu heiße Getränke in denselben gießt. Die aus Hyalith verfertigten Geschirre sind von verschiedener Art, geschliffen oder geschnitten, mit und ohne Vergoldung, und machen einen interessanten Luxusartikel aus.

Hyalurgie, derjenige Zweig der technischen Chemie, welcher Glas bereiten lehrt. (Vgl. Glas.) Die Kalke der unedeln Metalle, insofern sie sich nicht verflüchtigen, schmelzen in einer gewissen Hitze, welche meist die Glühhitze übersteigt, zu Glas, und können in diesem Zustande sogar etwas von den Oxyden edler Metalle in sich aufnehmen. Die Gläser selbst sind ebenso verschieden als die Metalle, aus denen sie entstehen. Die Verschiedenheit spricht sich nicht nur aus in der Leichtigkeit ihrer Darstellung, sondern auch in der Dauerhaftigkeit der Gläser, und vorzüglich in der Farblosigkeit und Färbung derselben. Metallkalke oder Oxyde, die für sich allein schwer zu Glase fließen, thun es leichter, sobald sie, mit andern Oxyden vermischt, der Hitze ausgesetzt werden. Mehre fließen nämlich sehr leicht, wie z. B. Potasche, Natrum rc. Diese dienen als Zuschläge oder Schmelzmittel der andern strengflüssigern. Einige geben farbenlose durchsichtige Gläser, wohin vor Allem die Kieselerde gehört, sodaß unser gemeines Glas hauptsächlich aus Kieselglas besteht. Sehr viele liefern farbige Gläser, z. B. das Eisen ein grünschwarzes Glas, als hohes Oxyd ein gelbrothes, Braunstein ein violettes, Blei ein gelbes, Kobalt ein schwarzblaues, Kupfer ein braunes oder grünes, Zinn ein undurchsichtiges. Aus Gemischen entstehen andre Farben, auch wol Farblosigkeit; so wird das Rothgelbe oder Gelbgrüne des Eisens durch das Violett des Braunstein achromatisirt; ein andres Mengenverhältniß führt Schwarz herbei. Ungefärbte Gläser können die Farbe andrer verdünnen und angenehmer machen. Bleikalk gibt u. a. dem Kieselglase einen bedeutenden Diamantglanz, ein solches Glas wird, als Straß, zu künstlichen Diamanten verwendet. Durch andre färbende Oxyde lassen sich diese Producte den Rubinen, Granaten, Sapphiren ähnlich machen und bekommen den Namen der Flüsse. Da Bleikalk und andre leichtflüssige Oxyde als Überzug, Glasur, über Thongefäße benutzt werden, so gehört dieser Gegenstand auch hierher. — Was im gemeinen Leben gewöhnlich Glas heißt, ist 1) entweder gemeines, grünes Fenster- oder Crownglas, und 2) Krystall- oder Flintglas. Beide unterscheiden sich in der Stärke der farbigen Ränder, welche sie den durch sie gehenden Bildern heller Körper ertheilen; aber auch durch die Verrückung dieser Bilder (Brechung). (Vgl. Fraunhofer.) Beide Arten werden durch langes Glühen zu Fritte bearbeitet und nachher in thönernen Hafen und gewölbten Öfen geschmolzen. Mittelst eiserner Pfeifen bläst man das Glas zur Blase und gibt dieser nachher die gewünschte Gestalt. Krystallglas verlangt ungefärbten Kiesel und reine Flußmittel, die meist in Kreide, Arsenik, Bleikalk oder Potasche, auch in mehren zugleich bestehen. Oder man nimmt Salze, deren einer Bestandtheil ein solches Flußmittel ist, deren zweiter sich im Feuer verflüchtigt, wie das Glaubersalz, der Gyps rc. Viele Gegenstände, die man aus Krystallglas bereitet, müssen gegossen werden; hier ist es wichtig, zu wissen, daß die darin enthaltenen schweren Oxyde sich beim Gestehen zu Boden setzen, daß also eine und dieselbe gegossene Glasmasse verschiedenartige Eigenschaften an verschiedenen Punkten haben kann. In neuern Zeiten ist durch die Ausbildung der Glasmacherkunst die Verfertigung dioptrischer Werkzeuge sehr vervollkommnet worden. 81.

Hyde de Neuville (Paul, Graf v.) gehörte während der Revolution und der kaiserl. Regierung zu Denen, die sich durch geheime Umtriebe gegen die damals bestehende Macht in Frankreich auszeichneten. Seit der Restauration hielt er sich zu den Gliedern der äußersten rechten Seite in der Deputirtenkammer. Geb. zu Charité-sur-Loire, woselbst sein Vater, der ihm ein bedeutendes Vermögen

hinterließ, eine Knopffabrik hatte, kam er zu Anfang der Revolution nach Paris, machte sich jedoch erst 1797 politisch bemerklich. Damals schloß er sich mit seinem Schwager Delarue (Mitgl. des Rathes der Fünfhundert) der unter dem Namen Clichy bekannten Partei an, deren Streben dahin ging, alle vom Geist der Freiheit hervorgerufene Institutionen zu vernichten und die alte Regierungsart wiederherzustellen. Das beste Mittel hierzu fand man darin, das Volk durch jede mögliche Art in Bewegung zu bringen, ihm die den Ideen nationaler Freiheit anhängenden Männer verhaßt zu machen, indem man sie mit den blutbedeckten und sinnlosen Ungeheuern der Schreckensperiode zu vermengen suchte, und der Menge so oft wie möglich vorzureden, daß sowol der allgemeine Charakter als auch der Culturgrad und die Sitten der Nation mit den Institutionen einer freien Verfassung völlig unverträglich wären. In Folge der Schwäche der Directorialregierung war dieser Plan mit Beihülfe einer Menge feiler Federn bereits so weit gediehen, daß man die Hoffnung hegen durfte, den kaum durch Ströme Blutes in den westlichen Depart. unterdrückten Brand eines Bürgerkrieges in mehren Provinzen aufs neue ausbrechen zu sehen, als die unerwartete Rückkehr Bonaparte's aus Ägypten Alles vereitelte. Hyde de Neuville wußte seine Rolle indeß so geschickt zu spielen, daß lange Zeit kein sonderlicher Verdacht auf ihn fiel, obschon er im Interesse der royalistischen Partei mehre Reisen nach England unternahm, wo er seinen Schwager Delarue wiederfand (der in Folge des 19. Fructidor nach Guyana verbannt worden war, sich von da aber dorthin gerettet hatte). Gegen das Ende 1799 knüpfte H. de N. ein Verständniß mit den Insurgenten in den Westdepart., vorzüglich mit Georges Cadoudal, mit Dandiqué und Bourmont an und legte zugleich dem britischen Ministerium einen Plan zu einer Contrerevolution in seinem Vaterlande vor, der eben ausgeführt werden sollte, als der 18. Brumaire die Sache vereitelte. Dennoch gab man das Unternehmen nicht ganz auf, und H. de N. hatte sogar die Dreistigkeit, sich dem ersten Consul selbst vorzustellen und ihm die Wiedereinsetzung der Bourbons ans Herz zu legen. Da dies aber nicht gelang, so begann mit Hülfe seiner Sinnesverwandten in Paris sich eine geheime Gegenpolizei zu bilden, deren Zweck es war, alle Schritte der Regierung auszuspioniren, um so, bei erster Gelegenheit, einen Streich gegen dieselbe führen zu können. Chef dieser Anstalt war ein gewisser Dupérou, der unter der Firma eines Kaufmanns seine Talente zum Intriguiren hier bewies, bald aber entdeckt wurde. Schon war der Verhaftsbefehl gegen H. de N. ausgefertigt, als es ihm, gewarnt durch seine Freunde, noch gelang, sich nach England zu retten. Seine Papiere, wichtige Aufschlüsse über die Umtriebe jener Zeit gebend, fielen aber der Regierung in die Hände und wurden von dieser im Mai 1800 u. d. T.: „Correspondence angloise" bekannt gemacht, wodurch das Publicum auch u. A. erfuhr, daß H. de N. unter dem Namen Paul Berri s. vielfachen Reisen nach England und ins Innere von Frankreich gemacht hatte. Später beschuldigte ihn ein Bericht des Polizeiministers Fouché, Theilnehmer an dem Attentat vom 3. Nivose (mit der Höllenmaschine) gewesen zu sein. Eine von ihm 1801 herausgeg. Denkschrift weist jedoch diese Anklage zurück. Bald darauf begab er sich nach Lyon, wo er bis 1805 in großer Verborgenheit lebte, endlich aber durch Verwendung seiner Freunde, durch die Bitten seiner Gattin, vorzüglich aber durch den Einfluß der Kaiserin Josephine, von Napoleon die Erlaubniß erhielt, seine Angelegenheiten in Frankreich ordnen und dann sich nach Spanien begeben zu dürfen. Hier blieb er nur kurze Zeit und ging mit s. Familie nach Nordamerika, wo er sich in Neuyork ankaufte und ein Nachbar des Generals Moreau wurde. Er soll vorzüglich diesen General bewogen haben, nach Europa zurückzukehren und die Waffen gegen sein Vaterland zu ergreifen. H. de N. kehrte 1814 nach Napoleons Sturz nach Frankreich zurück, folgte hierauf 1815 Ludwig XVIII. nach Gent und ward nach der zweiten Restauration zum Mitglied der Deputirtenkammer erwählt,

wo er seinen Platz unter den Ultraroyalisten nahm und sich durch seine Auffoderungen zu den schärfsten Maßregeln gegen Alles, was nach der Denkweise der linken Seite sich hinneigte, auszeichnete, hierdurch aber nicht selten selbst die Minister in Verlegenheit brachte. Vorzüglich ergoß sich sein Eifer gegen die Beibehaltung der Beamten, die er alle abgesetzt und mit reinen Royalisten ergänzt wissen wollte, gegen das Amnestiegesetz, gegen die nicht in s. Sinn zusammengesetzten Tribunale rc. Die Pariser nannten daher ihn und seine engsten Anhänger wortspielend: „Les hideux". Nach Auflösung der Kammer von 1815 ward er von Ludwig XVIII. in den Grafenstand erhoben und als bevollmächt. Minister zu dem Congreß der nordamerikanischen Staaten gesendet; auch erhielt er das Großkreuz der Ehrenlegion. 1822 kehrte er zum zweiten Male aus Amerika zurück, ward 1823 vom Depart. de la Nievre abermals zum Deputirten in der Kammer erwählt, bald darauf aber als Botschafter nach Lissabon gesendet. Hier unterstützte er, bei Gelegenheit der durch den Prinzen Miguel erregten Unruhen, die Sache des legitimen Monarchen. Der König Johann VI. ernannte ihn dafür zum Grafen von Bemposta. Als aber der britische Einfluß daselbst überwiegend wurde, verließ er 1824 Lissabon, kehrte nach Paris zurück und nahm s. Sitz in der Kammer ein, wo er sich durch s. Opposition gegen Villèle, sowie durch s. enge Verbindung mit Chateaubriand, das Mißfallen der Regierung zuzog und jenen diplomatischen Posten verlor.

Hyder Ali, Beherrscher von Mysore (Mayssur, in Ostindien), einer der größten, thätigsten, gerechtesten, aufgeklärtesten und tapfersten Fürsten Asiens, geb. 1728, starb 1782. Als der Sohn des Gouverneurs der mysorischen Bergveste Bangalur führte er anfangs eine Reiterschar an, schwang sich aber, nachdem er die Kriegskunst von den Franzosen kennen gelernt hatte, bis zum Befehlshaber des mysorischen Heers empor, bei welchem er europäische Kriegs- und Mannszucht einführte, maßte sich die oberste Gewalt an und verdrängte den vorherigen König und dessen Familie. Darauf eroberte er Calicut, Bednor, Onor, Cananor und a. benachbarte Staaten und erweiterte bis 1766 seine Besitzungen bis zu 3360 □M. Zwei Kriege führte er mit abwechselndem Glücke gegen die englisch-ostindische Compagnie; in dem zweiten unterstützten ihn die Franzosen sehr thätig. Hyder Ali zeichnete sich unter den asiatischen Fürsten durch ungewöhnliche Milde aus, die ihm allgemeine Liebe erwarb. In s. Regierung herrschte die größte Ordnung; er beförderte Cultur, Künste und Handel, und schützte alle Religionsparteien, wenn sie nur seine Gesetze befolgten. Das von ihm gestiftete Reich wurde durch die Kriege, welche sein Sohn und Nachfolger, Tippo Saheb (s. d.), mit den Engländern führte, immer mehr geschwächt und nach der Eroberung der Hauptstadt, Seringapatnam (4. Mai 1799), in verschiedene Stücke vertheilt.

Hydra von Lerna, s. Hercules und Lernäische Schlange.

Hydraulik oder **Hydrodynamik** und **Hydrostatik**. Da die Schwere auf alle Körper, ohne Rücksicht auf den Widerstand der Luft, welcher ihrer Bewegung ein Hinderniß in den Weg legt, gleich stark wirkt, dieser aber die Bewegung der Körper nur nach Maßgabe ihrer geringern oder größern Dichtigkeit mehr oder weniger hemmt, so würde es auch keine besondere Statik (s. d.) der flüssigen Körper, d. i. Hydrostatik und Mechanik (s. d.), Hydraulik oder Hydrodynamik jener Körper geben, wenn dieselben sich nicht durch die äußerst leichte Verschiebbarkeit auch ihrer kleinsten Theile von den festen Körpern unterschieden, daher denn eine flüssige Masse unter ganz andern Bedingungen im Gleichgewicht oder in Bewegung sich befinden muß als eine feste. Da die kleinste Kraft hinreicht, den Zusammenhang der Theilchen einer Flüssigkeit aufzuheben, und jeder Tropfen senkrecht gedrückt wird, so müßte die ganze Masse zerfließen, wenn nicht jedes Theilchen von allen dasselbe umgebenden, und diese wieder von den Wänden des Gefäßes zurückgehalten würden; daher denn auch die Seitenwände, und nicht bloß, wie

bei festen Körpern, die Unterlage (hier der Boden des Gefäßes) einen Druck erleiden, der mit der Höhe der darin enthaltenen Wassersäule in einem gewissen Verhältnisse steht. Eine flüssige Masse kann nur in Ruhe sein, wenn sie eine wagerechte Oberfläche gebildet hat, indem im entgegengesetzten Falle die an einem niedrigern Orte der Oberfläche befindlichen Theilchen von den höher liegenden gepreßt, und mithin, da die seitwärts noch tiefer liegenden ihnen kein Hinderniß entgegensetzen können, zerfließen würden. Aus demselben Grunde nun, wie die Theile einer Flüssigkeit gegenseitig einer auf den andern drücken, müssen sie denselben Druck auch auf einen fremden, dieser ihrer Wirkung unterworfenen flüssigen (wenn dieser sich nicht mit jenem vermischt) oder festen, völlig oder nur zum Theil darin eingetauchten Körper ausüben. So rührt das Schwimmen eines Körpers daher, daß er bei geringerer Dichtigkeit als das Wasser in dasselbe eingetaucht, einen geringern Druck ausübt als eine gleich große Masse von diesem, und deßwegen von demselben, indem sich das Gleichgewicht wiederherzustellen strebt, gehoben wird; während ein Körper von einer größern eigenthümlichen Schwere als das Wasser, darein eingetaucht, auch einen größern Druck ausübt als eine gleich große Wassermasse, und nun mit dem Überreste seines Drucks zu Boden sinkt. Wir erhalten dadurch ein Mittel, das specifische (eigenthümliche) Gewicht eines Körpers, d. i. das Verhältniß seines Gewichts zu dem einer gleich großen Menge von Wasser oder von einer andern Flüssigkeit zu bestimmen. Wird das Gleichgewicht einer flüssigen Masse (Hydrostatik) auf irgend eine Art gestört, so müssen die einzelnen Theile der Flüssigkeit anfangen sich zu bewegen, nach einer Richtung und mit einer Stärke und Geschwindigkeit, welche abhängt sowol von dem Drucke, dem sie einzeln für sich ausgesetzt sind, als auch von der Kraft, mit der die Schwere auf sie wirkt. Diese Untersuchung ist Gegenstand der Hydraulik und Hydrodynamik. Wird z. B. nahe am Boden eines bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser angefüllten Gefäßes in dessen Seitenwand eine kleine Öffnung gemacht, so springt das Wasser, gedrückt von dem darüber stehenden, in horizontaler Richtung durch die Öffnung, und bringt man eine aufwärts gebogene Röhre daselbst an, so steigt es gerade in die Höhe und würde, weil die Kraft, mit der es getrieben wird, gleich ist dem Drucke der im Gefäße über der Öffnung stehenden Wassersäule, ebenso hoch steigen, als diese ist, wenn nicht auf seinem Wege auch die Schwerkraft auf dasselbe wirkte und es dadurch, ehe es jene Höhe erreicht hat, wieder zum Fallen nöthigte. Die Anwendung der Hydraulik wird im gemeinen Leben dadurch erschwert, daß, gegen die der Einfachheit wegen nöthige Annahme, beim Wasser und andern Flüssigkeiten immer noch einiger, wenn gleich geringer, Zusammenhang der Theile stattfindet, dessen Wirkung durch die Erfahrung bestimmt werden kann, da nur daraus die Stärke jenes Zusammenhanges hervorgeht. Die gründliche Kenntniß dieser Verhältnisse macht die Grundlage der ganzen Hydrotechnik oder Wasserbaukunst, und auch der Maschinenlehre zur Benutzung der Pumpen, Wassermühlen u. s. w. aus. Sie zeigt die Gesetze, nach denen die Flüsse und Ströme ihr Bette sich geben, austiefen oder versanden, und wie man Dämme, Schleusen, Canäle, Häfen anlegen muß. S. Kästner's „Anfangsgründe der Hydrodynamik“ (2. Aufl., Göttingen 1797); Wiebeking's „Übers. der Wasserbaukunst“ (2. Aufl., Hamb. 1802, 2 Bde.).

Hydrioten, Spezzioten und Ipsarioten, Bewohner der kleinen dürren Felseneilande Hydra, Spezzia und Ipsara, die kühnsten und geschicktesten Seeleute und Kauffahrer des griechischen Archipels. Sie bilden in dem jetzigen Kampfe Griechenlands mit der Pforte den Kern der griechischen Seemacht. Ipsara (das alte Psyra, mit einem Tempel des Bacchus), der äußerste Vorposten Griechenlands nahe an der nordwestl. Küste von Scio, kaum 2 □M. groß, war in einen festen Waffenplatz verwandelt, um die Dardanellen und Kleinasiens Küste zu beobachten. Als vor hundert J. einige kühne Griechen, die sich dem tür-

kischen Joche entzogen, diesen unfruchtbaren Felsen anbauten, hieß die Insel Psara. Anfangs arme Fischer, wurden sie durch Seefahrt und Handel wohlhabend, den Geist der Unabhängigkeit treu bewahrend. Zur Zeit der franz. Revolution beschifften sie das ganze mittelländische Meer und wurden reich. Seit dieser Zeit stieg die Volksmenge von 6000 auf 12,000 M. Hydra, der Mittelpunkt des griechischen Seehandels, das Palladium hellenischer Unabhängigkeit und der Sitz der Navarchen (Admiralität), liegt, sowie das nahe Spezzia, südöstlich vom Peloponnes, drei Stunden von der Küste, und ist durch steile Felswände und Batterien gegen feindliche Landungen geschützt, sodaß nur Brander den Schiffen im Hafen gefährlich werden können. Spezzia dagegen ist schutzlos; daher flüchten sich die Einwohner bei Annäherung des Feindes nach Hydra. Beide Inseln, ungefähr 4 □M. groß, haben, ohne Brunnen, Heerden und Pflugschar, 40,000 Einw., die von Schifffahrt und Handel leben. Die Stadt Hydra mit 30,000 Einw. erhebt sich amphitheatralisch über dem Hafen. Die schöngebauten Häuser sind mit neuen Kunstwerken von Marmor geschmückt, im Innern geschmackvoll und sehr reinlich. Dieser Geschmack zeigt sich selbst in dem Anzuge der Matrosen. Den Frauen, welche sehr eingezogen in der Mitte ihrer Familien leben und sich schwarz kleiden, ist der Gebrauch von Kostbarkeiten verboten. Die ersten Bewohner von Hydra und Spezzia waren albanesischen Ursprungs; sie unterscheiden sich durch ihre arnautische Mundart, sowie durch Charakter, Kleidung und Gebräuche von den Romäern (Neugriechen). Als die Russen in dem Kriege von 1774 Morea räumten, flüchteten sich viele Peloponnesier mit ihrem Vermögen vor der Rache der Türken auf den Felsen von Hydra. Sie bauten nun größere Schiffe und unternahmen entferntere Handelsreisen, vorzüglich, seit Frankreich in Folge des Krieges von 1792 seinen Levantehandel aufgeben mußte. Man sah diese neuen Argonauten in allen Häfen Italiens, Frankreichs, Spaniens, der Ostsee und selbst in Amerika. In Marseille tauschten sie Tücher und Seidenwaaren von Lyon gegen griechisches Getreide ein. Ebenso kühn als geschickt, drangen sie mitten durch die engl. Kreuzer in die gesperrten Häfen ein und machten einen großen Gewinn, sodaß sie bei der Ausbreitung ihres Handels schon vor 1810 Handelshäuser in den vornehmsten Städten Europas errichten konnten. Wegen der algierischen Corsaren rüsteten sie ihre Schiffe mit Kanonen aus. Gegenwärtig gibt es auf Hydra 6000 Seeleute, die zusammen 350 Handelsschiffe von 200 Tonnen Last im Durchschnitte, mit 2000 Stück Kanonen, besitzen. Von Jugend auf an strenge Thätigkeit, an Mäßigkeit und an die Gefahren des Seelebens gewöhnt, sind die Hydrioten nebst den meisten Insulanern des Archipels die kühnsten, die geschicktesten und die wohlfeilsten Seeleute des mittelländischen Meeres. Der Handel hat sie aber nicht nur bereichert, sondern auch aufgeklärt. Außer den gewöhnlichen Volksschulen besitzt Hydra seit etwa 25 J. eine Unterrichtsanstalt für die alte classische Literatur und für die italienische und franz. Sprache. Die reichen Hydrioten ließen, wie die Chioten und Andre, Bücher aus fremden Sprachen übersetzen und drucken. Sie schickten ihre Söhne auf die besten Schulen in Deutschland, Frankreich und Italien. So lernten sie Wissenschaften und Künste lieben, ihre Sitten verfeinerten sich, und sie gründeten an mehren Orten gute Schulanstalten. Als aber der allgemeine Friede den Hydrioten, Spezzioten, Ipsarioten u. andern Kauffahrern des Archipels den bisher ausschließend von ihnen getriebenen Handel entzog, und die Pforte, mit Argwohn den veränderten Zustand der griechischen Nation betrachtend, ihren Wohlstand zugleich mit ihren Schulen zu unterdrücken anfing, mußten die gebildeten Griechen befürchten, in das vorige Elend der Sklaverei zurückgestoßen zu werden. Darum beförderten sie, namentlich die Hydrioten, eifriger als je die Bildung talentvoller Jünglinge und verbreiteten auf allen Inseln wie auf dem Festlande durch geheime Boten, Apostel genannt, den Wunsch nach Be-

freiung. Seitdem hat aber der Seekrieg bei gänzlicher Stockung des Handels ihre Reichthümer erschöpft; kaum vermögen noch die Primaten den Sold der Matrosen und die Ausrüstung der Schiffe zu bestreiten. Sie haben daher in Zeiten der Gefahr daran gedacht, mit ihrem Vermögen auszuwandern; nur das Volk, welches, um den nächsten Tag unbekümmert, lachend und singend, den Kampf wie Spiel und Tanz behandelt, würde dies nicht zulassen. In Hydra erschien seit 1824 eine amtl. Zeitung: „Der Freund des Gesetzes". — Über die Thaten dieser tapfern Insulaner, der Hydrioten Kondorioti und Tumbasi und der Ipsarioten Georg und Konstantin Kanaris, Miaouli u. A. in dem Seekriege seit 1821, vgl. Griechenaufstand. Berühmt machte sich die Spezziotin Bubulina, deren Schiffe zuerst Napoli-di-Romania sperrten. Sie war eine schöne Frau von 45 J., von freiem, muntern Wesen, das treue Abbild einer alten Spartanerin, hochherzig und voll glühender Vaterlandsliebe. Ihr Gemahl verlor vor einigen Jahren in Constantinopel das Leben, und ihr ältester Sohn blieb im Anfange des jetzigen Krieges. Sie selbst verband sich später mit Kolokotronis und ward 1826 von einem Griechen, dem sie die Hand ihrer Tochter verweigerte, erschossen. — Diese drei Inseln, nebst den übrigen, welche die Fahne des Kreuzes seit April 1821 aufgepflanzt haben, wie Samos (über 8 □M., mit 40,000 Einw.), Tine (4 □M., mit 24,000 Einw.), Mykoni (4000 Einw.) u. a. m., haben für den Krieg 206 wohlbemannte, größere Fahrzeuge mit 15,000 Matrosen und 4000 Kanonen ausgerüstet (ihre Handelsmarine bestand nach Pouqueville aus 615 größern Schiffen mit 17,500 Matrosen und 5878 Kanonen). Die türkische Flotte hat bisher nur Ipsara und Samos (s. d.) ernstlich angegriffen. Am 3. Juli 1824 umzingelte der Kapudan Pascha mit s. Flotte Ipsara, eroberte es durch Verrath albanesischer Söldner und verwandelte es nach einem mehrtägigen Kampfe, in welchem ein ebenso reicher als tapferer Ipsariote, der das Fort St.-Nikolas vertheidigte, sich und die Seinigen nebst den anstürmenden Türken in die Luft sprengte, in einen Steinhaufen. Ipsara dient jetzt den griechischen Seeräubern zum Schlupfwinkel. Die meisten Ipsarioten hatten sich nach Salamis gerettet. Hydras Schicksal hängt von dem des Peloponneses ab. Unter den kleinen Inseln ist Syra mit 1000 E. allein der Pforte treu geblieben. Die Einw. sind Katholiken und stehen unter dem Schutze des Königs von Frankreich, daher sie von den Türken weniger bedrückt werden. 20.

Hydrocephalus, der Wasserkopf, die Kopfwassersucht, s. Wassersucht.

Hydrogen, s. Wasserstoff.

Hydrographie, die von den Gewässern handelnde Geographie.

Hydrologie, die Lehre vom Wasser, Beschreibung der verschiedenen Wasser auf der Erde in Ansehung der Stoffe, womit sie gemischt sind.

Hydrometer, ein Wassermesser, zur Wahrnehmung des steigenden oder fallenden Wassers.

Hydrophobie, s. Wasserscheu.

Hydrostatik, s. Hydraulik.

Hydrostatische Wage, s. Aräometer und Wage.

Hydryaden, in der Mythologie, eine Art von Nymphen (Wassernymphen), welche zugleich mit den Hamadryaden die Töne von Pan's Syrinx mit Tänzen begleiten.

Hyeren, s. Hieres.

Hygieia, Hygiea, die mildlächelnde Göttin der Gesundheit, war eine Tochter des Asklepios oder Äskulapius. Homer, Hesiodus und Pindar, welche diesen noch nicht als Gottheit kennen, wissen natürlich auch noch nichts von einer Göttin Hygiea. Wahrscheinlich entstand dieser Mythus zu der Zeit, wo der Tem-

peldienst des Asklepios begann. Da man in seinen Tempeln die Heilkunst selbst ausübte, so trat mit dem heilenden Gott auch die Göttin der Gesundheit in immer engere Verbindung, hatte ihre Tempel nahe bei den seinigen, und ihre Bildsäulen auch in diesen. Sie wurde dargestellt als ein Mädchen von schlankem Wuchs, in einen langen Talar gehüllt; milde Jungfräulichkeit ist ihr Charakter, sie mag sich nun traulich zu ihrem Vater halten oder für sich gebildet sein. Eine Schale von Maza, einer Art Gerstenbrot, hat sie in der Hand, woraus eine Schlange frißt (denn Schlangen gehören zu den Symbolen der Heilkunst); daher Hygiastik, d. i. die Kunst, die Gesundheit der Menschen zu erhalten und zu befördern und die Lebensdauer zu verlängern. (S. Wildberg's „Hygiastik", Berl. 1822, 2. Aufl.)

Hygrometer oder Notiometer, Hygroskop. Es ist für die Meteorologie von größter Wichtigkeit, zu jeder Zeit die Menge des in der Luft enthaltenen Wassers zu bestimmen. Die Werkzeuge, welche dazu dienen sollen, werden Hygrometer (Feuchtigkeitsmesser) genannt. Nun zeigt die alltägliche Erfahrung, daß mehre Körper eine große Fähigkeit besitzen, die in der Luft schwebende Feuchtigkeit aufzunehmen, und sich dadurch, jeder nach seiner besondern Construction, in der Richtung seiner Längen- oder Breitenfasern zu verlängern oder zu verkürzen. So z. B. werden Stricke und Darmsaiten durch Nässe verkürzt und zugleich aus einander gedreht, und auf diese Beobachtung gründet sich das bekannte Lambert'sche Hygrometer, welches aber, bei der Unregelmäßigkeit der durch die Feuchtigkeit an der Darmsaite hervorgebrachten Bewegungen, seinem Zwecke nicht völlig entspricht, die Grade der Nässe oder Trockniß anzugeben unfähig ist und eigentlich den Namen eines Hygroskops (Feuchtigkeitsanzeiger) verdient. Saussure und de Luc suchten daher andre Substanzen, welche mit Zu- oder Abnahme der Feuchtigkeit völlig regelmäßig sich verlängerten oder verkürzten. Jener glaubte diese Eigenschaft bei einem von seiner Fettigkeit, durch Kochen in Lauge, befreiten Menschenhaare, dieser bei einem sehr dünnen, nicht der Länge, sondern der Quere der Fibern nach geschnittenen Fischbeinstreifen zu finden. Saussure spannt das gehörig zubereitete und an einem Ende befestigte Haar über eine feine, leicht bewegliche Welle durch ein kleines Gewicht, während de Luc einen feinen Golddraht zur Anspannung des Fischbeinreifens gebraucht, sodaß, wenn das Haar durch Einwirkung der Feuchtigkeit oder Trockniß sich verlängert oder verkürzt, die Welle und ein damit verbundener Zeiger herumgedreht werden muß, und dadurch Zu- und Abnahme des in der Luft enthaltenen fein zertheilten Wassers anzeigt. Damit man aber auch die Menge desselben angeben kann, muß noch der Punkt der größten Feuchtigkeit und Trockniß am Hygrometer bestimmt werden. Saussure bestimmt an seinem Hygrometer den Punkt der höchsten Feuchtigkeit durch Setzen desselben unter eine mit Wasser gesperrte und inwendig damit befeuchtete gläserne Glocke; de Luc hingegen durch unmittelbares Eintauchen seines Hygrometers in Wasser. Den Punkt der höchsten Trockniß aber bestimmt jener unter einer gläsernen Glocke, die auf einem bis zum Glühen erhitzten, mit ausgeglüheter Potasche bedeckten Bleche steht; dieser durch Anhängen des Hygrometers in einem genau verschlossenen, mit frischausgeglühetem, ungelöschten Kalke zum Theil angefüllten zinnernen Gefäße. Inwiefern endlich die Indicationen beider Instrumente Zweifeln unterliegen, zeigt Zylius's „Prüfung der neuen Theorie des Herrn de Luc vom Regen und seiner daraus abgeleiteten Einwürfe gegen die Auflösung" (Berlin 1795).

Hylas, ein schöner Knabe, dessen Ältern verschieden angegeben werden. Hercules, der ihn liebte, nahm ihn mit sich auf dem Argonautenzuge; als er aber in der Gegend von Troja ans Land gestiegen war, um Wasser aus dem Flusse Ascanius zu schöpfen, und die Nymphen sein reizendes Bild durch die krystallenen Fluten sahen, wurden sie so entzückt von seiner Schönheit, daß sie ihn hinabzogen

und der Erde entrückten. Hercules rief vergebens des Lieblings Namen an den Ufern, und versäumte darüber, zur Argo zurückzukehren, die ohne ihn ihre Reise nach Kolchis fortsetzte.

Hylozoismus, eigentlich die Behauptung oder die Durchführung der Ansicht, daß die Materie lebe. Dieses Leben im weitern Sinne leiten Einige von einer durch die Natur verbreiteten Weltseele ab, daher auch diese Lehre häufig Hylozoismus genannt wird.

Hymen, Hymenäos, der Vermählungsgott der spätern Griechen, von welchen die Vermählung selbst und der Brautgesang ebenfalls Hymenäos genannt sein sollen; wahrscheinlicher ist aber, daß umgekehrt der Vermählungsgott seinen Namen von dem Brautgesange habe, weil man diesen früher findet als jenen. Nach der gewöhnlichen Meinung war Hymenäos ein so schöner Jüngling, daß man ihn leicht mit einer Jungfrau verwechselt hätte; allein er war arm, und liebte deßhalb, obschon nicht unerwidert, doch unglücklich. Um der Geliebten nahe zu sein, kleidete er sich einst am Feste der Eleusischen Ceres in weibliche Tracht und mischte sich in die Feier. Während dieser drang eine Schar Seeräuber ein, und raubte unter den sämmtlichen Jungfrauen auch ihn. Als die Räuber auf einer wüsten Insel gelandet und vor Müdigkeit entschlummert waren, ermordete er sie, eilte nach Athen zurück, und gelobte die geraubten Jungfrauen alle zurückzubringen, wofern man ihm die Geliebte vermählen wolle. Mit Freuden willigte man ein, und weil, sagt man, seine Ehe so glücklich war, so gedachte man seiner zuerst in allen Brautgesängen, bis er nachher vergöttert wurde. Indeß fehlt es nicht an andern Sagen, deren Verschiedenheit auch nichts Gewisses über seine Herkunft erwarten läßt. Bald heißt er der Sohn des Tonkünstlers Magnes, bald des Bacchus und der Venus, bald Apollo's und einer Muse; und zwar weiß man wieder nicht, ob Urania, Terpsichore, Klio oder Kalliope. Claudian sagt, daß Venus dem Sohne der Muse Obmacht über die Ehen ertheilt, daß man ohne ihn sich nicht im bräutlichen Lager vereinigen und nicht die hochzeitlichen Fackeln anzünden dürfe. Genug, er kam ins Gefolge der Göttin der Liebe und unter Amor's Gefährten. Keine Vermählung fand statt, wobei er, der Ehestifter, nicht feierlich angerufen wurde. Er erscheint: um die Stirn die Blüthe des Majorans, in der Linken den feuerfarbigen Hochzeitschleier, in der Rechten die hochzeitliche Fackel, an den Füßen goldene Sandalen; Gesang und Tanz begleiten ihn. Beim Tode des Adonis läßt Bion ihn seine Fackel verlöschen und den hochzeitlichen Kranz zerreißen. Glauben wir dem schönen Hymnus Catull's an diesen Gott, so hatte Hymen seinen Sitz auf dem Helikon bei den Musen. dd.

Hymettus, ein Gebirge (jetzt Trellowuno) in Attika, berühmt durch die Menge und Vorzüglichkeit des Honigs, welchen die Bienen hier einsammelten. Dieser Honig bleibt immer flüssig. Jupiter, dem auf diesem Gebirge ein eigner Dienst geweiht war, führte davon den Beinamen **Hymettius**, der hymettische.

Hymnus (griech.), ein Lobgesang, welcher zu Ehren der Götter oder Heroen bei feierlichen Opfern und Festen mit Begleitung der Musik, oft auch unter feierlichen Tänzen, gesungen wurde. Nach den Gottheiten erhielt er verschiedene Namen und Charaktere, z. B. Dithyrambus, Päan 2c.; dann jedes Loblied oder jede Ode, worin ein übersinnlicher oder vorzüglich erhabener Gegenstand im erhabenen Schwunge der Dichtkunst besungen wird. Viele Psalmen der Hebräer sind in dieser Rücksicht auch Hymnen zu nennen und dem morgenländischen Charakter und ihrer Religion zufolge noch feuriger und religiöser als die Hymnen der Griechen. Letztere waren früher fast ganz episch (wie die Homerischen); sie erzählten die Mythen der Götter, und gaben von ihnen wie von den Thaten der Menschen eine anschauliche Schilderung. Die spätern, wie die des Pindar und Kallimachus, wurden schon lyrischer. Die christlichen Hymnen sind größtentheils ganz lyrisch und

sprechen das Gefühl des Menschen aus, der sich zu dem Unsichtbaren voll innern Dranges zu erheben strebt. Sie werden gewöhnlich nur mit figurirter Musik gesungen, denn die langsame und gleichförmig fortschreitende, oft auch im Singen gedehnte Melodie des Chorals hemmt den feurigen Flug des Hymnus; daher auch die meisten Lobgesänge in unsern Gesangbüchern, welche ihren Gegenständen nach dem Hymnus angehören, wenn sie für eine bestimmte Melodie gedichtet worden sind, in dem Tone des sanftern, ruhigern und gereimten Liedes, zur Prosa herabsinken. Wenige von Klopstock, Voß, Cramer, Herder, Lavater und einigen Andern, z. B. diejenigen, welche auf die erhebende Melodie: „Wachet auf, ruft uns u. s. w." gedichtet worden sind, machen eine Ausnahme. T.

Hyperbel, Hyperbole, s. Kegel. In der Rede: eine **Figur** (s. d.), welche eine Sache übertreibt, sie in einem übertriebenen Lichte oder Schatten darstellt, d. h. sie vergrößert oder verkleinert. Bewegte Gemüthsstimmung, Erregung der Einbildungskraft oder Laune, bedingen sie. — **Hyperbolisch**, übertrieben.

Hyperboräer, jenseit des Boreas wohnend, nannten die Alten alle unbekannte Bewohner des Westen und Norden, von denen sie glaubten, daß sie stets unter dem Einflusse eines günstigen Himmels ständen. Früher setzte man in die westlichen Länder die Wohnung der Nacht und das Schattenreich, und die im ewigen Dunkel wohnenden Cimmerier. Statt dessen fand man glückliche und ziemlich gesittete Völker, die einen goldreichen Boden bewohnten und nicht durch den kalten Nordwind Griechenlands beunruhigt wurden, gegen den die Alpen und Pyrenäen sie zu schirmen schienen. Da entstand die Sage von Völkern, die sich einer steten Gesundheit und eines langen Lebens erfreuten und als Lieblinge Apollo's, dem sie in fruchtreichen Ebenen mit Musik und Opfern dienten, geschützt vor dem Nordwinde, das glücklichste Leben führten. Bei ihnen herrschte ewiger Frühling und ewige Jugend; ganze Jahrtausende verlebten sie in steten Festen und Lustbarkeiten. Nach und nach aber, als man die Westländer genauer kennen lernte, ward der Name Hyperboräer aus ihnen verdrängt und in den Norden verpflanzt.

Hyperion, s. **Titanen**.

Hypermnestra, s. **Danaiden**.

Hypnos, s. **Somnus**.

Hypochondrie (griech. ὑπο, unter, und χονδρος, der Rippen- und der Brustknorpel; daher Hypochondrium, die Gegend des Unterleibes, welche unter den kurzen Rippen liegt), eine der schwierigsten Krankheiten. Ihr Sitz ist im Unterleibe, besonders in der Gegend unter den kurzen Rippen; allein wenn sie zu einem gewissen Grade angewachsen ist, äußert sie sich durch die mannigfaltigsten und veränderlichsten Zufälle in dem ganzen Körper. Denn es werden wenig Krankheiten sein, über deren Zufälle nicht ein Hypochondrist ein Mal klagt. Er fühlt auch alle Leiden, die er klagt; er fehlt nur in dem Zurückschließen auf die Ursachen dieser Zufälle. Bald fühlt er Drücken in der rechten Seite, und er glaubt, daß er Leberverhärtung habe; bald klagt er über Schmerz in der Brust, und fürchtet sich vor Lungenentzündung; ein ander Mal wird ihm der Kopf schwer, eingenommen und schwindlich, und nichts ist gewisser, als daß ein Nervenschlag auf dem Wege ist; plötzlich entsteht ein Klingen, Sausen und Brausen vor den Ohren, und er erwartet einen Blutschlagfluß; dann kommen Flecken vor den Augen, und der schwarze Staar soll ehestens nachfolgen. Wenn er Herzklopfen bekommt, befürchtet er einen Herzpolypen; von etwas krampfhafter Beklemmung schließt er auf Brustwassersucht. Eine unbedeutende Pustel wird ihm zum unheilbaren Krebsgeschwüre, eine vorübergehende Verstopfung des Leibes zum Miserere, ein wenig Durchfall zur Ruhr u. s. w. Alle diese Zufälle finden ihre Erklärung in dem Wesen und dem Sitze der Krankheit, ihren Ursachen und Veranlassungen.

Die Hypochondrie ist eine Verletzung der Function des Nervensystems des Unterleibes, vorzüglich der großen Geflechte hinter dem Magen, als dem eigentlichen Centralnerven. Daher ist die Empfindlichkeit des Nervensystems krankhaft erhöht, sein Wirkungsvermögen aber geschwächt. Zugleich ist die Grenze, welche im Organismus zwischen dem Nervensysteme des Unterleibes und dem des Gehirns und Rückenmarks stattfindet, vermindert, sodaß Gefühle des Unterleibes zum Bewußtsein gelangen, welche im gesunden Zustande nicht empfunden werden, und sich zu entferntern Organen fortpflanzen. Die Störung in der Function des Nervensystems des Unterleibes hat zunächst eine Schwäche und Abweichung der Verdauung zur Folge, welche gemeiniglich die ersten und meisten Zufälle der Hypochondrie hervorbringen, von denen alsdann alle übrige abstammen, sowie sich die krankhafte Mitleidenheit über den ganzen Organismus ausbreitet. Es entsteht also zuerst Spannen, Drücken und Ziehen unter den kurzen Rippen, bald auf der einen, bald auf der andern Seite, bald in der Herzgrube, langsame oder stockende Ausleerung, Verhaltung der Blähungen, Auftreibung des Leibes, Mangel an Appetit, vermehrtes Drücken, überhaupt schlechteres Befinden nach dem Essen. In der Folge gesellen sich dazu Beklemmung des Athmens, unbeschreibliche Angst, Eingenommenheit des Kopfes. Auch bei nüchternem Magen entsteht zuweilen Magenschmerz, Übelkeit oder Erbrechen. Auf Augenblicke, zumal nach geendigter Verdauung, ist dem Hypochondristen leicht, wohl und heiter; aber ehe man sichs vermuthet, treten die alten Beschwerden wieder ein. Die Störung des Nervenzustandes hat auch auf das Gemüth der Kranken bedeutenden Einfluß. Sie sind bald schwermüthig, bald übertrieben lustig; mit ihrem körperlichen Zustande unaufhörlich beschäftigt, achten sie auf jede ungewöhnliche Empfindung in ihrem Körper, eben weil sich jedes Gefühl ihnen lebhafter aufdringt. Jeden kleinen Zufall wollen sie erklärt wissen; jedem schieben sie eine wichtige Krankheit unter; für jeden wünschen sie ein Arzneimittel zu haben. In den Stunden der Angst sind sie furchtsam, verzagt, erwarten den Tod jeden Augenblick, werden fromm und sogar abergläubisch; fühlen sie sich wohl, so blasen sie, wie Unzer sagt, ihre Sünden wie kleine Federchen von sich ab. Manchmal überfällt sie die Angst so plötzlich, daß sie aufspringen müssen und nirgends Ruhe finden. Andre verläßt ihr Gedächtniß zuweilen so plötzlich, daß sie sich nicht auf ihren Namen besinnen können. Mitten in den ernsthaftesten Gesprächen, selbst im Gebete kommen ihnen die lächerlichsten Dinge vor; Andre bekommen plötzlich einen Trieb zu den seltsamsten Handlungen, deren sie sich nur mit Mühe enthalten können. Veranlassende Ursachen zu dieser Krankheit können alle die Dinge werden, welche die Function des Nervensystems des Unterleibes verletzen, die Empfindlichkeit desselben krankhaft erhöhen, die Verdauung schwächen, und die Absonderungen des reproductiven Nervensystems von dem sensitiven vermindern. Dahin gehören vorzüglich übermäßige Anstrengung des Geistes durch zu vieles Studiren, sitzende Lebensart, schwelgerisches Leben, Übermaß in reizenden Getränken, besonders in Caffee, und im Genusse der physischen Liebe; aber auch Mangel an Übung der körperlichen und geistigen Kräfte, Müßiggang und Langeweile. Hypochondrie ist keine gefährliche Krankheit. Der Hypochondrist glaubt zwar 6 Tage der Woche hindurch, alle Tage zu sterben, er hat ein elendes Dasein, ist sich selbst zur Last, den Seinigen und dem Arzte zur Plage. Die Hypochondrie kann nur schwer und langwierig geheilt werden, weil sie selbst der Heilung am meisten entgegenstrebt. Der Hypochondrist soll des überflüssigen Medicinirens sich enthalten, allein wenn der Poltergeist rege wird, möchte er lieber zehnerlei Mittel auf einmal nehmen; er soll seine Sinnlichkeit bezähmen, allein sein empfängliches Nervensystem kann den Lockungen Kupido's nicht widerstehen; er soll sein Gemüth beherrschen, allein sein Gemüth wird vom Körper beherrscht; er soll dem Sitzen, dem Studiren entsagen und sich körperliche Bewegung ma-

chen, allein dies verbieten entweder Verhältnisse, Neigung, Nahrungssorgen oder Bequemlichkeit und Faulheit; er soll endlich nach einem festen Plane eine einfache Diät Jahrelang beobachten, seinem Arzte, zu dem er einmal Zutrauen hat, unbedingt folgen und nur dann etwas Medicin nehmen, wenn es dieser der Zufälle wegen für nöthig hält; allein er will in 3 Wochen gesund sein, seine festesten Vorsätze sind in acht Tagen vergessen, und er möchte lieber aller Welt seine Leiden klagen, und zehn Ärzte, die jedoch alle zusammen nicht so klug sind, wie er sich selbst dünkt, auf einmal um Rath fragen, um mit jedem zu streiten und keinem zu folgen. So kommt es denn freilich, daß selten ein Hypochondrist geheilt wird, sondern daß er, nachdem er Jahrelang sich und Alle, die um ihn sein müssen, geplagt hat, entweder an hinzukommenden Krankheiten oder organischen Fehlern stirbt, oder daß sich die Krankheit im Alter, wo sich die übergroße Empfindlichkeit des Nervensystems von selbst legt, allmälig verliert. H.

Hypokrysis, hypokrytische Musik, nannten die Griechen einen Theil der Kunst, welche sie mit Orchesis, und die Römer mit Saltatio bezeichneten; er begriff Alles in sich, was auf Tanz, Geberden und Stellungen Bezug hatte. Die hypokritische Musik war eine Art Mimik im heutigen Sinne. Die Benennung Musik aber für eine Kunst, bei der nichts eigentlich Musikalisches vorkam, ist daher zu erklären, daß man damals unter Musik überhaupt einen Inbegriff aller Wissenschaften verstand.

Hypothek (pignus, Unterpfand, Unterpfandsrecht), ein Recht an einer Sache, um wegen einer Foderung sich an dieselbe zu halten, auch wenn sie in die Hände eines Andern als des Schuldners übergegangen ist. Es ist dies ein Recht, welches weder mit einem Gebrauche der Sache (außer durch einen Vertrag, wodurch die Benutzung dem Gläubiger auf Rechnung der Zinsen überlassen wird, antichresis), noch mit der Befugniß über die Sache selbst zu verfügen verbunden ist. Das Unterpfandsrecht kann durch Vertrag bestellt werden (pignus conventionale); es wird in verschiedenen Fällen durch das Gesetz auch ohne Vertrag begründet (pignus legale); es ist in andern Fällen eine Folge gerichtlicher Einweisungen (pignus praetorium und judiciale). Wenn auf einem Gegenstande mehre Rechte des Unterpfands zusammentreffen, so müssen zuvörderst diejenigen befriedigt werden, welchen die Gesetze ein Vorzugsrecht beigelegt haben (privilegirte Hypotheken, dergleichen u. a. der Fiscus und die Ehefrauen wegen ihres Heirathsgutes haben); sodann, wenige besondere Fälle ausgenommen, die ältern vor den jüngern, doch so, daß unter den Conventionalhypotheken diejenigen, welche unter öffentlicher Autorität bestellt sind, auch den ältern, welche nur auf eine Privaturkunde gegründet sind, vorgehen. 37.

Hypothekarische Creditinstitute, Anstalten, bestimmt zu Gelddarleihen, gegen Verpfändung von Grundeigenthum. Den bisherigen Anstalten dieser Art liegt jedoch nur der Schutz des dargeliehenen Münzcapitals, höchst selten der weit wichtigere des Landbesitzes zum Grunde. Der beiderseitige Vortheil wird am besten erreicht durch Mobilisirung des Grundeigenthums. Außer der preußischen und östreichischen Monarchie aber gibt es nur wenige europäische Staaten, wo das hypothekarische Creditwesen, als Mobilisirung des Grundeigenthums, auf eine den Gesetzen des Nationalhaushalts angemessene Weise eingerichtet wäre. In der östreich. Monarchie hat man durch das Intabulationssystem, in Ansehung der größern Güterbesitzer, einen bedeutenden Schritt dazu gethan; noch zweckmäßiger ist das Creditwesen des schlesischen und märkischen Adels in der preuß. Monarchie; eine, das gesammte Grundeigenthum im Lande umfassende Creditanstalt der Art bearbeitet man in Preußen. Der Graf von Soden hat im 12. Thl. seiner „Nationalökonomie" einen Plan zu einer solchen Anstalt in Vorschlag gebracht und dieselbe Nationalhypothekenbank genannt.

Hypothekenbücher, Hypothekenwesen. Auf einem gut eingerichteten Hypothekenwesen beruht der Credit und die Sicherheit des bürgerlichen Verkehrs; der Gläubiger muß sicher sein, daß ihm die verpfändete Sache diejenige Sicherheit gewähre, welche der Grund seines Vertrauens bei dem Darlehn war, und daß ihm solche weder durch ältere ihm unbekannt gebliebene vertragsmäßige, noch durch gesetzlich privilegirte Hypotheken geschmälert werde. Dagegen muß es auch der Freiheit der Bürger überlassen bleiben, die Sicherheit, welche sie bei einem Grundstücke finden, selbst zu schätzen, nur daß ihnen die factischen Prämissen auf zuverlässige Weise vorgelegt werden. Dazu führen öffentliche Hypothekenbücher, in welche unter öffentlicher Autorität alle Pfandrechte, sie mögen durch Gesetz, Vertrag oder richterlichen Ausspruch entstehen (wie z. B. in Frankreich alle rechtskräftige Urtheile und alle Notariatsinstrumente von Rechtswegen hypothekarische Rechte geben), eingetragen werden müssen. Wenig Staaten wird es ganz an einer solchen Anstalt fehlen; allein in den meisten bleibt dabei noch viel zu wünschen übrig. Frankreich hat Hypothekenregister, welche von eignen Beamten (Conservatoren) geführt werden und in welche alle Hypotheken auf Verlangen der Gläubiger eingetragen werden. Ihr Vorzugsrecht richtet sich nach dem Datum der Einschreibung, allein es muß vor Ablauf von 10 Jahren erneuert werden, indem die Wirkung einer jeden Inscription mit dem Ablauf dieser 10 Jahre von selbst erlischt. In Preußen werden bei den Gerichten Hypothekenbücher gehalten, in welche alle Grundstücke, der Grund ihres Erwerbs, Kaufpreis, Taxe, darauf haftende Reallasten und Pfandschulden eingetragen werden. Diese Einrichtung ist bei weitem mühsamer, aber auch zuverlässiger und vollständiger als die französische. Verschiedene andre Staaten haben ähnliche Institute. 37.

Hypothenuse heißt in einem rechtwinklichen Dreiecke die dem rechten Winkel gegenüberliegende Seite, im Gegensatze der beiden andern Seiten, welche **Katheten** heißen.

Hypothese, ein Satz, den man mit Wahrscheinlichkeit annimmt, um daraus etwas Andres zu erklären. Es wird dabei erfodert, daß sie an und für sich nichts Widersprechendes enthalte, mit andern ausgemachten Wahrheiten, sowie mit den Umständen übereinstimme, die sich bei der Sache, die man daraus erklären will, finden, unter allen andern möglichen Erklärungsgründen der fruchtbarste und einfachste sei und keiner neuen subsidiarischen Hypothese, um ihre Wahrscheinlichkeit selbst erst zu beweisen, bedürfe. Dann versteht man unter Hypothese auch eine bedingte Annahme, Bedingung, so z. B. in dem sogenannten hypothetischen oder bedingten Urtheil, wo sie die Voraussetzung bedeutet, unter welcher etwas behauptet wird. — **Hypothetisches Verhältniß** heißt das Verhältniß von Bedingung und Bedingten, Grund und Folge.

Hypotypose, in der Rhetorik, die Redefigur, vermöge deren man der Anschaulichkeit wegen einen Gegenstand als gegenwärtig vorstellt. In dem Unterricht bezeichnet Hypotypose auch die Versinnlichung der Begriffe durch anschauliche Vorstellungen, die ihnen unterliegen, wodurch diese Begriffe klar gemacht werden, Anschaulichmachung der Begriffe. Man bedient sich hierbei des Gemeinbildes oder des Beispiels, ferner des Gleichnisses und der Analogie, also überhaupt entsprechender Anschauungen.

Hypsipyle, des lemnischen Königs Thoas Tochter, die, als die Weiber auf Lemnos ihre Männer im Schlafe ermordeten, weil sich dieselben thracische Sklavinnen zu Beischläferinnen gewählt hatten, ihren Vater verschonte und sorgfältig auf der Insel Chios verbarg. Als bald darauf die Argonauten auf Lemnos landeten, nahm Hypsipyle sie wohl auf, und zeugte mit Jason zwei Söhne, den Thoas und Euneus. Später erfuhren die Lemnierinnen, daß Hypsipyle ihren Vater erhalten habe, und wollten sie ermorden. Sie rettete sich durch die Flucht; Seeräuber

fingen sie auf und verkauften sie dem König Lykus (oder Lykurgus von Nemäa), der sie zur Wärterin seines Sohnes Opheltes machte. Als das Heer der sieben Fürsten des Lykurgus Gebiet gen Theben durchzog, fanden sie Hypsipyle allein in einem Gehölze mit dem Knaben an der Brust. Sie setzte den Knaben hin, um die Durstigen zu erquicken. Diesen aber tödtete eine Schlange. Zu seinem Andenken stifteten die Griechen die nemäischen Spiele. Hypsipyle aber ward ins Gefängniß geworfen, und würde den unglücklichen Zufall mit dem Leben gebüßt haben, wenn nicht ihre Söhne sie befreiet hätten.

Hyrkanien, eine rings von Bergen umgebene, im Innern an Wein und Obst fruchtbare Provinz des alten Persiens, welche jetzt die nördliche Hälfte von Khorasan, längs des Sees aber den östlichen Abschnitt von Masenderan in sich faßt. Die Bewohner Hyrkaniens stammten wahrscheinlich von den nördlichen Scythen ab. Schon im ersten Jahrh. gab es unabhängige Könige in Hyrkanien, die dem parthischen Reiche oft gefährlich wurden.

Hysterie, dem Wesentlichen nach bei dem weiblichen Geschlechte Das, was Hypochondrie bei dem männlichen ist, mit derjenigen Verschiedenheit, welche die Eigenheit des weiblichen Körpers und Charakters mit sich bringt. Eine krankhaft erhöhte Empfindlichkeit des Nervensystems ist auch hier die Quelle, aus welcher alle die mannigfaltigen Zufälle herzuleiten sind, von welchen hysterische Frauenzimmer befallen werden; nur mit dem Unterschiede, daß diese Verstimmung des Nervensystems von den weiblichen Geschlechtsorganen ihren Ursprung nimmt (daher der Name von dem griech. *ύστερα*, die Mutter), und daß, bei der natürlich größern Empfindlichkeit auch des höhern (animalischen) Nervensystems, die Zufälle leichter allgemein werden und sich schneller auch in andern Theilen des Körpers, besonders im Muskelsysteme, zeigen; daher Krämpfe mancherlei Art, Zusammenziehungen des Halses, auch Kopfschmerzen, Ohnmachten, Herzklopfen u. A. m. viel öfter vorkommen, und zuweilen so hartnäckig sind, daß solche Personen wirklich Anfälle dem Scheintode ähnlich bekommen können. Sonst schrieb man dergleichen Zufälle den aus dem Magen aufsteigenden Dünsten zu; daher man sie Vapeurs nannte, die bei den Damen sehr Mode waren, jetzt aber durch die Krämpfe abgelöst worden sind. **H.**

J.

J, der 9. Buchstabe des deutschen Alphabets, bezeichnete bisher zwei verschiedene Laute, wovon der eine ein Selbstlaut und der andre ein Mitlaut, oder vielmehr ein Mittellaut zwischen einem Selbst- und Mittellaute ist. Im letztern Falle nennt man diesen Laut und sein Zeichen, welcher nur am Anfange der Worte oder Sylben vorkommt, Jod. Der Selbstlaut J ist sowol seiner natürlichen Folge, als auch der Öffnung des Mundes nach, der mittelste unter den Selbstlautern. Bald wird er in der Aussprache gedehnt, bald geschärft. Im Oberdeutschen wird ie sehr oft in eü verwandelt, welche Form auch in der höhern Schreibart vorkommt, z. B. fleuch statt flieh.

Jambus, s. Rhythmus.

Jarbas, s. Dido.

Jason, Sohn des Äson, Königs von Jolkos in Thessalien, und der Polymeda (nach A. Polymete, Alcimede, Polypheme u. a.), ein Heros des alten Griechenlands, bekannt durch die Unternehmung des Argonautenzuges. Früher wohnte er der kalydonischen Jagd bei. Sein Lehrer war der Centaur Chiron, der Erzieher fast aller damaligen griechischen Helden. Sein Vater legte die Regierung

von Iolkos nieder, noch ehe Jason volljährig war. Daher regierte sein Oheim Pelias als Vormund. Die Veranlassung zu Jason's Zuge nach Kolchis erzählt die Mythe gewöhnlich so: Pelias ließ einst zu einem feierlichen Opfer des Neptun alle seine Verwandten, also auch den Jason, einladen. Als dieser auf seinem Wege nach Iolkos an den Fluß Evenus (Enipeus, Anaurus) kam, fand er die Juno in der Gestalt einer alten Frau, welche ihn bat, sie über den Fluß zu tragen. Jason that dies, ließ aber seinen einen Schuh im Schlamme stecken. So kam er zum Pelias, der sich darüber entsetzte, weil ein Orakelspruch ihm geweissagt hatte, daß Derjenige ihm Thron und Leben rauben würde, der zu dem Opfer ohne Schuhe käme. Pelias fragte den Jason, was er wol mit Demjenigen machen würde, der ihm von dem Orakel als sein Mörder verkündigt worden wäre? Auf Eingebung der Juno antwortete Jason, er würde ihn nach Kolchis schicken, um das goldene Vließ wieder zu holen. Diesen Auftrag erhielt nun Jason vom Pelias. Nach Andern hatte Pelias seinem Bruder Äson den Thron geraubt. Als Jason 20 Jahr alt war, befragte er das Orakel, wie er sich den Besitz seines rechtmäßigen Erbes wieder verschaffen könnte? Das Orakel befahl ihm, in der Kleidung eines Magnesiers, mit einer Leopardenhaut um die Schultern und mit zwei Lanzen bewaffnet, nach Iolkos an den Hof des Pelias zu gehen. Dies geschah; doch kam Jason nur mit einem Schuhe bei dem Pelias an, da er den andern auf die angezeigte Weise verloren hatte. Alles verwunderte sich über diesen Aufzug, und Pelias, der ihn nicht kannte, erkundigte sich nach seiner Herkunft. Jason antwortete dreist, er sei Äson's Sohn, ließ sich dann die Wohnung seines Vaters zeigen, und feierte daselbst mit seinen Verwandten, Pheres, Neleus, Admetus, Amythron, Akastus und Melampus, fünf Tage lang das Fest des Wiedersehens. Hierauf gingen sie zusammen zum Pelias und verlangten die Abtretung des Reichs. Pelias wagte nicht ihn abzuweisen, und antwortete, daß er bereit sei, dasselbe ihm zu überlassen, wenn er zuvor eine rühmliche That ausgeführt, und das goldene Vließ wieder nach Thessalien zurückgebracht haben würde, wie der Schatten des Phryxus und das Orakel befohlen hätten, da sein hohes Alter ihm nicht erlaube, selbst diese Unternehmung auszuführen. Auf der Fahrt dahin (s. Argonauten) zeugte Jason mit der Hypsipyle auf Lemnos den Euneus und Nebrophonos (Deipylus). Von der Medea (s. d.) unterstützt, erreichte er den Zweck seiner Reise glücklich, und kehrte mit ihr, als seiner Gemahlin, nach langem Herumirren in die väterliche Heimath zurück. Hier rächte er die Ermordung seiner Ältern und seines Bruders durch den Tod des Pelias. Dennoch war es ihm nicht möglich, zu dem Throne von Iolkos zu gelangen, sondern er mußte ihn dem Akastus, dem Sohne des Pelias, überlassen und sich mit seiner Gemahlin nach Korinth flüchten. Hier lebten Beide 10 Jahre in der glücklichsten Ehe, bis Jason, der Medea überdrüssig, sich in Glauke (nach A. Kreusa), die Tochter des korinthischen Königs Kreon, verliebte, sie heirathete und seine Gemahlin und Kinder verstieß. Aber jene rächte sich schrecklich an der verhaßten Nebenbuhlerin und floh, als Jason sie dafür bestrafen wollte, auf ihrem Drachenwagen zum Könige von Athen Ägeus, nachdem sie ihre mit Jason erzeugten Kinder, Mermeros und Pheretos, getödtet hatte. Nach Einigen soll Jason hierauf sich aus Verzweiflung getödtet haben; nach A. führte er seitdem ein trauriges, heimathloses Leben, und ward, als er eines Tages am Meeresufer, im Schatten desselben Schiffes, welches ihn früher nach Kolchis gebracht hatte, erschöpft eingeschlafen war, von einem herabstürzenden Balken zerschmettert; Andre erzählen, er habe sich späterhin mit der Medea ausgesöhnt, sei mit ihr nach Kolchis zurückgegangen, habe nach dem Tode seines Schwiegervaters den Thron desselben bestiegen und noch viele Jahre in Frieden regiert.

Ibarra (Joachim), königl. span. Hofbuchdrucker, geb. zu Saragossa, starb am 23. Nov. 1785, 59 J. alt. Es gelang ihm, die Buchdruckerkunst auf eine

Stufe der Vollkommenheit zu erheben, von welcher man bis dahin in Spanien noch keinen Begriff gehabt hatte. Aus seinen Pressen gingen die Prachtausgaben der Bibel, des mozarabischen Missals, der „Geschichte Spaniens" von Mariana, des „Don Quixote" und der span. Übers. des Sallust hervor. Letztere, welche 1772 in einem Foliobande erschien, ist vom Infanten Don Gabriel verfertigt und sehr selten geworden, da der Prinz die ganze Aufl. an seine Freunde verschenkte. J. war der Erfinder einer Dinte, welche er, ohne ihrer Schwärze zu schaden, nach Gefallen im Augenblicke verdicken oder verdünnen konnte. Auch war er der Erste, der in Spanien die Kunst einführte, die Druckbogen nach dem Abdrucke zu glätten, um ihnen ein gefälligeres Ansehen zu geben. Da er sein Vaterland nie verlassen hatte, so war er auch Erfinder fast aller seiner Verbesserungen.

Ibell (Karl Friedrich), geb. den 30. Oct. 1780 zu Wasen im Herzogthume Nassau, wo sein Vater Beamter war, erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium zu Idstein, studirte in Göttingen die Rechtswissenschaft und wurde Secretair des nassauischen Regierungspräsidenten von Kruse, dann Secretair, Assessor und 1806 Rath bei der Regierung in Wiesbaden. Hier nahm er den thätigsten Antheil an der Regulirung der standesherrlichen Verhältnisse im Herzogthum Nassau. Auch hält man ihn für den Urheber des neuen Steuersystems, das 1811 nach dem Edict von 1809 eingeführt wurde. Dieses System hat den Ruf, daß es von allen, welche die neuere Zeit entstehen sah, in seiner Anwendung das einfachste und folglich zweckmäßigste ist, sowie es auf den Principien der allgemeinen Rechtsgeltung und Gleichheit vor dem Gesetze beruht. 1813 und 1814 war Ibell oft in Frankfurt a. M. und man glaubt, daß er an den dort gepflogenen diplomatischen Verhandlungen, in Beziehung auf das Herzogthum Nassau, Antheil genommen. Ibell wurde als Präsident der Landesregierung und als Staatsrath ohne Zweifel Mitschöpfer der gleichsam verjüngten Staatsverwaltung, welche 1815 u. 1816 im Herzogth. Nassau eintrat. Er erhielt um dieselbe Zeit den k. preuß. rothen Adler- u. den königl. hanöv. Guelphenorden, in Folge der mit Preußen wegen Austausch mehrer Landestheile gepflogenen Unterhandlungen und des mit Hanover über die Bestimmung der Universität Göttingen, als Landesuniversität für die herzogl. nassauischen Unterthanen, abgeschlossenen Vertrags. Der Glaube, daß von ihm hauptsächlich ausgegangen sei, was bei einer neuen Staatsreform manche herkömmliche und altgewohnte Verhältnisse stören mußte, zog dem staatsklugen, höchst wirksamen und umsichtigen Manne Widersacher und Feinde zu. Den 1. Juli 1819 wagte es ein 28 J. alter, fanatisirter Apotheker, Karl Löning aus Idstein, den Mordstahl auf Ibell zu zücken, der sich eben im Bade zu Schwalbach befand. Durch Geistesgegenwart und Körperstärke wandte jedoch dieser den Stoß ab und hielt den Mörder fest, bis er zur Haft gebracht werden konnte. Löning entleibte sich im Gefängnisse. Dieser Mordversuch hatte die strengsten Untersuchungen wegen staatsgefährlicher Umtriebe zur Folge; doch ward kein Mitschuldiger entdeckt. Bald nachher zog sich Ibell von den Geschäften zurück und wurde später mit Pension entlassen. Seitdem lebt er dem Privatstande zurückgegeben.

Iberien (alte Geogr.) 1) Eine sehr fruchtbare Landschaft in Asien, die aus einer großen, von allen Seiten mit Gebirgen umschlossenen Ebene bestand; ein Theil des jetzigen russischen Georgiens. In den ältern Zeiten gehörte dies Land wahrscheinlich zur persischen Monarchie, wenigstens scheint dies aus dem Namen des Flusses Cyrus zu erhellen. Alexander und seine Nachfolger kamen nicht hierher. Die Iberier blieben also von dieser Zeit an wahrscheinlich unabhängig, bis sie durch Pompejus und Trajan unter römische Oberherrschaft kamen, unter welcher sie bis nach Kaiser Julian blieben. Dann geriethen sie bald unter türkische, bald unter persische Hoheit, oder hatten eigne Fürsten. 2) Hieß ganz Spanien Iberien und der Hauptfluß Iberus (Ebro). — Die Iberi oder Iberier, wahrscheinlich das älteste

nach Westen gedrängte, europäische Volk, bildete die Grundlage der Bevölkerung Italiens, Galliens, Hispaniens und Lusitaniens. Ihre Sprache lebt noch im Munde der Basken. Mit ihnen vermischte sich ein später eingewandertes Volk, die Celten (s. d.), die als ein Stammvolk Spaniens betrachtet wurden.

Ibis, der den Priestern Ägyptens als Sinnbild ihres Vaterlandes heil. Vogel und nach Älian X, 29, Symbol der Rede. Den von ihm erhaltenen Bildern nach, ist er der noch jetzt in Ägypten wohlthätige Schlangentödter, etwas größer als unser Storch; denn er ist 30 — 40 Zoll lang. Er nistet auf Palmbäumen und nährt sich am liebsten da, wo der Nil eben zurückgetreten ist und Schlangen, Frösche, Fische und Insekteneier rc. rc. im Schlamm zurückgelassen hat. Selbst Ägypten hat 2 Ibisarten, die eine hat ein röthliches Gesicht mit rothem Schnabel und Beinen bei einem schwarzen Gefieder des Körpers, die andre auch ein röthliches nacktes Gesicht, aber ein weiß röthliches Gefieder am Körper. Der Schnabel ist ungefähr 7 Zoll lang, von gelber gegen die Spitze röthlicher Farbe, leicht gekrümmt mit stumpfer Spitze, die Kehle ist unten nackt und großer Erweiterung beim Verschlingen fähig.

Ibykus, griechischer Lyriker, Zeitgenosse des Anakreon, nach der gewöhnlichen Angabe aus Rhegium in Unteritalien, lebte um die Mitte des 6. Jahrh. vor Chr. Er begab sich nach Samos zu der Zeit, als Polykrates über diese Insel herrschte, und brachte daselbst sein Leben zu. Auf einer Reise, erzählt man, wurde er von Räubern überfallen und getödtet. Da er keine Rettung sah, so drohte er ihnen, die Kraniche, die soeben über ihren Köpfen wegflogen, würden seine Rächer sein. Als diese Räuber nachher zu Korinth einen Zug Kraniche in der Luft erblickten, sagte einer zu dem andern lachend: „Siehe da die Rächer des Ibykus!" Dies hörte Einer der Umstehenden und zeigte es der Obrigkeit an, welche die Räuber gefangen nehmen und, nachdem sie den Mord des Ibykus eingestanden hatten, hinrichten ließ. Ibykus soll 7 Bücher lyrischer Gedichte in dorischer Mundart geschrieben und das musikalische Instrument Sambuka, nebst einer Gattung Gedichte, worin er sein Leben besang und die nach ihm ibykinische Lieder genannt wurden, erfunden haben. Wenige Fragmente sind von ihm übrig. Das Schicksal des Ibykus hat übrigens zu Schiller's schöner Ballade „Die Kraniche des Ibykus" Veranlassung gegeben.

Ich nennt Jeder sich selbst und was unmittelbar zu seiner Person gehört, vorzüglich sein geistiges Selbst, oder seine Seele, die mit ihren eigenthümlichen Äußerungen und Wirkungen, als Gegenstand des innern Sinnes, vom Körper, als Gegenstand des äußern Sinnes (der insofern zum Nichtich gehört), verschieden, aber mit demselben auf die innigste Weise verbunden ist. Dieses Ich wird auch, insofern es in seinen individuellen Äußerungen und Erscheinungen (d. i. in den bestimmten Zuständen des Vorstellens, Fühlens und Begehrens) betrachtet wird, von den Philosophen das empirische Ich genannt, indem man es von dem sogenannten transscendentalen (nicht durch einzelne Wahrnehmung erkennbaren) Ich, d. i. von der Seele als reinem und beharrlichem Subjecte der Gedanken, mit Hinwegdenkung aller besondern Zustände und Äußerungen derselben betrachtet, unterscheidet. Die Kant'sche Schule betrachtet die Vorstellung Ich als Product und Gegenstand der reinen Thätigkeit des Bewußtseins, oder als das Bewußtsein des Bewußtseins, das sich selbst in seiner Thätigkeit festhält. Fichte suchte jene Vorstellung noch höher zu steigern und über das Bewußtsein hinauszugehen, indem er die Behauptung umkehrte und das Bewußtsein als Product des Ichs, das Ich selbst aber (welches er nun insofern das absolute oder reine nannte) als das Subject betrachtete, welches das Bewußtsein hervorbringe und construire. Das reine Ich, lehrte er, sei absolute Thätigkeit, welche sich selbst setzt (daher der erste Grundsatz seiner Philosophie: Ich bin Ich, A = A), und sich ein Nichtich (Object) entgegensetzt. Nach

dieser Vorstellungsweise ist das Ich selbst kein Gegenstand des Bewußtseins (d. h. es kömmt nie als etwas Wirkliches zum Bewußtsein), sondern der letzte Grund des Bewußtseins, von welchem alle einzelne empirische Handlungsweise ausgehe, ja von dem selbst das empirische Ich nur Accidenz, und Alles, was außer dem Ich, Product sein soll. T.

Ichtyolith (griech.), in der Mineralogie ein versteinerter Fisch, oder ein Stein, in welchen ein Fisch abgedruckt ist.

Ida (alte Geogr.). 1) Gebirge in der Landschaft Troas, an dessen Fuße die Stadt Troja lag und dessen Abhang bis an das Meer eine Ebene bildet, auf welcher die Belagerung der Stadt Troja vorging. Sein südlicher Theil hieß Gargarus und eine der höchsten Spitzen desselben Kotylus. Auf dem Ida befand sich ein Tempel der Cybele, welche daher die idäische Mutter (Idaea mater) genannt wurde. Hier entschied Paris den Streit der drei Göttinnen und sprach der Venus den Preis der Schönheit zu. Von hier soll auch Ganymed entführt worden sein. Überhaupt ist der Ida der Schauplatz vieler griechischen Mythen. Auf ihm wuchsen besonders Fichten, weßwegen das idaische Pech berühmt war. 2) Ein Berg auf der Insel Kreta, eigentlich nur der mittlere und höchste Gipfel des Gebirges, welches von W. nach O. die Insel durchschneidet; der westliche Theil wurde Leuki (albi montes), der östliche Dikte genannt. Dieser höchste Gipfel des Gebirges, vorzugsweise Ida genannt, jetzt Psiloriti, hat an seinem Fuße einen Umfang von 600 Stadien (nach Barthélemy Toisen oder 360,000 Fuß). Oben endigt sich dieser Gipfel in zwei Felsenspitzen, die fast immer mit Schnee und Eis bedeckt sind. Er gewährt seiner Höhe wegen eine weite Aussicht und ist mit Fichten-, Ahorn- und Cedernwäldern eingefaßt, sonst aber nicht sehr fruchtbar. Unter den wenigen Gewächsen, die auf diesem Berge wachsen, ist die Tragacantha (Bocksdorn) bekannt. Reiche Quellen entspringen auf demselben, welche die benachbarten Felsen befruchten. In den Höhlen auf demselben haben die ersten Anbauer von Kreta gewohnt. Auch soll dort die erste Erfindung des Eisens gemacht worden sein. Vor allen war das Gebirge Ida berühmt als Jupiter's Geburtsort. (S. Kandia.)

Idalium, ein von den Dichtern oft genannter Ort auf der Insel Cypern. Neben demselben lag auf einem Berge ein Tempel u. Hain der Venus (Venus Idalia).

Ideal, im Allgemeinen Urbild, ein Gegenstand höchster Vollkommenheit, wie wir ihn durch Ideen denken und durch Einbildungskraft veranschaulichen; idealisch Das, was sich über die Wirklichkeit erhebt und nur ein Gegenstand der Einbildungskraft ist. In der Ästhetik bezeichnet man mit diesem Ausdruck Etwas, das einer Idee gemäß gebildet ist, im Gegensatz von Dem, was bloß die Wirklichkeit zum Vorbilde hat. Es gibt nämlich zwei Arten ästhetischer Nachbildung, die bloß individuelle und die idealische. Jede hat ihren eigenthümlichen Charakter. In jener erscheinen die Gestalten im Charakter der wirklichen oder gemeinen Natur, mit allen individuellen Mängeln, Beschränkungen und Gebrechen derselben, in dieser als Wesen einer höhern Natur, welche nur das Wesentliche darstellt, und alle zufällige Züge, Mängel und Beschränkungen der individuellen Bildung vermeidet. Die Einbildungskraft gelangt zu solchen Kunstidealen durch Abstraction von den Anschauungen individueller Bildungen. Indem die Einbildungskraft die bloß individuellen und zufälligen Merkmale von den wesentlichen absondert und nur diese darstellt, entstehen Idealbildungen einer besondern Art; sondert sie das Eigenthümliche dieser Art aufs neue von dem Wesentlichen und Allgemeinen ab, so entstehen Idealbildungen einer höhern Art, und fährt sie mit dieser Absonderung besonderer Bestimmungen immer weiter fort, so gelangt sie endlich zu einem höchsten, allgemeinen Ideale, das als das reine, keiner weitern Absonderung und Verallgemeinerung fähige Idealbild der ganzen Gattung zu betrachten ist. Durch diese Fähigkeit erschafft der Mensch Bildungen, die über die wirkli-

chen Bildungen der Natur erhaben sind. Darum sind sie aber noch nicht über die Natur selbst erhaben, denn wir verstehen unter Natur nicht bloß die wirklichen Erscheinungen in der Sinnenwelt, sondern auch die denselben zum Grunde liegenden Gesetze und Urbilder. Diesen gemäß bildet die Einbildungskraft ihre Ideale, die also ebenfalls natürlich sind; nur in höherm Sinne als das Wirkliche. Sie überfliegt die Schranken des Wirklichen, bildet nach diesen Gesetzen des Möglichen eine idealische Welt, und bevölkert sie mit Wesen, die vollkommener und schöner sind als die Bewohner der sichtbaren Schöpfung. Den Stoff zu diesen Dichtungen nimmt sie aus der Wirklichkeit, verarbeitet ihn aber nach Ideen der Vernunft und vereint die Züge des Vollkommenen, Großen und Schönen, die sich in der Wirklichkeit nur einzeln und zerstreut finden, zu einem Ideale des Vollkommenen, Großen und Schönen. Man glaube indeß nicht, alles Ideale, als solches, sei auch schön, im gewöhnlichen Sinne; denn es kann auch ein Ideal des Häßlichen, des Schrecklichen, des Bösen geben. Das Ideal geht lediglich auf Vollkommenheit, mag sich diese nun im Guten oder Bösen, im Erhabenen oder Niedrigen, im Schönen (Anmuthigen) oder Häßlichen zeigen; die Einbildungskraft schafft durch dasselbe Verfahren einen Homer'schen Olymp und eine Dante'sche Hölle, einen Gott und einen Teufel, einen Hain der Liebesgöttin und ein dunkles Reich, wo der Tod mit seinen Schrecknissen haust, eine Madonna und ein Zerrbild. Deßhalb sind die Ausdrücke: schönes Ideal, ideale Schönheit und Ideal der Schönheit, die häufig ohne Unterschied für einander gebraucht werden, nichts weniger als gleichbedeutend. Das Ideal der Schönheit ist das vollkommen Schöne, das schöne Ideal die allgemeinste Darstellung der in der Idee irgend einer Wesengattung begründeten Schönheit, die ideale Schönheit eine solche, wo die Schönheit eines Gegenstandes durch das Idealisiren erhöht erscheint. Gewissermaßen entgegengesetzt dem Ideal ist das Charakteristische, welches begründet wird durch das Abweichende einer Bildung von der reinen Gattungsform. Jede dieser Abweichungen ist eine besondere Bestimmung, folglich eine Beschränkung des Ideals der Gestalt auf besondere Verhältnisse ihrer Formen zu einander und zum Ganzen. Indem aber das Ideal durch jede Abweichung von der Gattungsform an seiner ursprünglichen Reinheit Etwas einbüßt, gewinnt es dadurch auf der andern Seite ebenso viel Charakter wieder, und befriedigt auf diese Weise den neben dem Idealschönen auch bestimmte Bedeutung und Individualität (Eigenthümlichkeit) fodernden Kunstsinn, der nicht bloß Schönheit, sondern auch Wahrheit verlangt. Diese Kunstwahrheit wird bewirkt durch den Ausdruck des Charakteristischen. Hieraus geht von selbst hervor, daß Wahrheit und Charakteristik (s. d.) weder der ganz vollständige, noch auch der höchste Zweck der Kunst sei; sondern daß zu ihr noch die Idealität der Form und die Schönheit der Darstellung hinzukommen müsse. In keinem Falle darf die Wahrheit der Schönheit aufgeopfert werden. Es muß also zwischen beide ein Mittel treten, daß die Wahrheit sich nicht anders als schön darstellen könne. Dieses Mittel ist das Ideal. Indem dieses alles bloß Individuelle und Zufällige hinwegräumt und nur das Wesentliche in sich aufnimmt, fällt auch zugleich Alles weg, was der Schönheit widerstreben könnte. So war es in der Plastik der Griechen, als deren Grundsatz und zugleich allgemeinen Charakter ihrer Werke man idealische Individualität (oder schöne Darstellung des Ideals unter charakteristischen Bedingungen) annehmen muß. Man unterscheidet überhaupt zwei Arten von Idealen. Durch Beziehung einer Idee auf Begriffe entstehen Ideale der Vernunft, durch Beziehung einer Idee auf Anschauungen Ideale der Einbildungskraft, auch vorzugsweise Ideale genannt. Von letztern war bisher die Rede. Nach seiner Eintheilung in speculative und praktische Vernunft stellte Kant zwei Ideale der Vernunft auf, das Ideal der reinen Vernunft, worunter er die Vorstellung eines Wesens aller Wesen begreift, und das Ideal der praktischen Vernunft, d. i. das höchste Gut, die Vor-

stellung eines Wesens, welches den moralisch vollkommensten Willen mit der höchsten Glückseligkeit in sich vereinigt und die Ursache aller Glückseligkeit in der Welt ist, sofern sie mit der Sittlichkeit in genauem Verhältniß steht. Endlich wird Ideal oft gleichbedeutend mit Idee, besonders im praktischen Gebiete und zwar so gebraucht, daß darunter gedacht wird eine unendliche Aufgabe als Gegenstand des menschlichen Bestrebens. dd.

Idealgeld, Idealmünze, Geld oder Münze, die man sich als Begriff denkt, welcher kein wirkliches Geld, keine wirkliche Münze entspricht, der man jedoch die Kraft des wirklichen Geldes zu verschaffen sucht. Ein Hamburger Bancothaler oder Schilling z. B ist reelles, wirkliches Geld, aber nur ideelle oder fingirte Münze; denn ihnen entspricht eine genau bestimmte Quantität Silber, und dieses ist Das, was gilt oder reelles Geld ist. Dagegen ist dieses Geld nicht ausgemünzt, und es gibt also keine wirklichen Münzen dieser Art, obgleich man sie, wenn man wollte, darstellen könnte. Banknoten und Papiergeld sind Idealgeld oder Idealmünzen. Sie haben ihre Kraft entweder davon, daß Sicherheit vorhanden ist, die durch ihren Namen angedeuteten wirklichen Münzen oder Geldsorten beliebig zu erhalten, oder durch den Glauben sie doch wenigstens zu irgend einem bestimmten reellen Werth an bestimmten Orten und zu bestimmten Zwecken anzubringen. So bestimmt als dieser Werth ist und so gewiß derselbe anzubringen ist, so viel können dergleichen Münzen auch nur gelten. Geld oder Münzen, die nirgends als Werth angebracht werden könnten, würden auch gar nichts gelten und eine völlig nutzlose Waare sein. Sollte aber eine Idee ohne Gegenstand zu Vergleichung der Werthe gebraucht werden, so müßte man ihr erst einen wirklichen Gegenstand von Werth anweisen, und dann würde eigentlich dieser Gegenstand der Werthmesser sein, nicht aber die ideale Münze, welche ein bloßer Name ist. Dies würde der Fall mit der sogenannten Makute (s. d.) sein, die man gewöhnlich als Beispiel einer reinen Idealmünze anzuführen pflegt. Ein Pfund Sterl. ist reelles Geld, aber eine Idealmünze, die man bloß zur Rechnung braucht. Daher dergl. Münzen auch bloß Rechnungsmünzen (s. d.) genannt werden.

Idealisiren heißt: wirkliche Gegenstände mittelst der Einbildungskraft so behandeln, daß dieselben Vernunftideen gemäß erscheinen; das Wirkliche als etwas Ideales darstellen. Wie die Einbildungskraft dabei verfahre, ist im Art. Ideal gezeigt worden, aus welchem zugleich hervorgeht, von welcher Wichtigkeit dieses Verfahren in den Darstellungen der schönen Kunst sei; denn man kann gewissermaßen behaupten, daß alle schöne Kunst, insofern sie der bloßen Nachahmung der Naturwirklichkeit entgegengesetzt ist, darauf beruhe. Um dies noch genauer zu entwickeln, sei hier eine Stelle Cicero's (Orat., IX) angeführt, die so merkwürdig ist, daß sie zum Text einer vollständigen Theorie dieses Gegenstandes dienen könnte. „Als Phidias", sagt Cicero, „die Statue der Minerva oder des Jupiter verfertigte, schränkte er sich nicht bloß auf die Betrachtung eines Modells ein, um es nachzuahmen, wie es ist, sondern in seinem Innern wohnte ein andres Urbild höherer Natur, dessen Schönheit seine Blicke fesselte und seine Erfindung wie seine Ausführung leitete". Wenn Cicero hier sagt, Phidias habe sich nicht bloß auf die Betrachtung eines Modelles eingeschränkt (non contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret), so versteht er darunter nicht, daß er überhaupt kein Modell gebraucht habe, sondern er meint damit: es war nicht Der oder Jener, den er nachahmte, seine Nachahmung hing sich nicht an die genaue Ähnlichkeit eines Individuums, seine Absicht war nicht die sklavische Nachbildung des Modelles, das er vor Augen hatte. Und sobald der Künstler nicht den Zweck hat, die getreue Abbildung eines gegebenen Individuums zu liefern, sondern durch die Formen der Gestalt die Idee einer Schönheit auszudrücken, von der die Natur ihm kein Ganzes in einem Modelle darzustellen vermöchte, muß er sich wol der genauen

Nachahmung des Modells enthalten. Seine Einbildungskraft selbst muß dann, durch das ihr eigne Vermögen, Gestalten zu bilden, das Bild dazu hervorbringen. Und dies that Phidias. Das Urbild des Schönen, das der Künstler in seinem Innern trägt, wird, wie Cicero sagt, der Lenker seiner Kunst und seiner Hand, und dadurch wird der Künstler ein Schöpfer, insoweit es der Mensch zu sein vermag. Durch das Verfahren der dichtenden oder bildenden Einbildungskraft erscheint der dargestellte Gegenstand einmal als ein nichtwirklicher (bloß möglicher), und dann als einer, der alle Wirklichkeit übertrifft. Nun stehen das Werk des Künstlers und das Werk der Natur nicht mehr in demselben Gebiet, und erlauben auch nicht mehr denselben Maßstab. Welche Folgerungen sich hieraus ergeben, wird man da sehen, wo das Wesen der schönen Kunst entwickelt wird. dd.

Idealismus nennt man gewöhnlich dasjenige philosophische System, nach welchem die Dinge außer uns als bloße Erscheinungen betrachtet und aus dem menschlichen Vorstellungsvermögen erklärt werden, und nur der Betrachtende sich selbst für etwas Wirkliches hält, oder nach einer andern umfassendern Bestimmung: in welcher das Ideale als das Ursprüngliche gesetzt, das sogenannte Reale darauf zurückgeführt wird. In der Philosophie der Alten war Idealismus jener Art seiner Natur nach unmöglich. Descartes gab zu ihm die Veranlassung, Malebranche ging noch einen Schritt weiter, der Bischof Berkeley (s. d.) aber suchte das Nichtdasein der Materie zuerst zu beweisen, und ist deßhalb als der Urheber des neuern Idealismus anzusehen. Sein System ist dieses: Es ist keine von unsern Vorstellungen unabhängige Materie vorhanden, sondern die Ideen, die wir von der Körperwelt haben, entstehen durch die Einwirkung Gottes auf unsern Verstand, und die ganze Körperwelt besteht eigentlich nur im Verstande Gottes, der nach einer bestimmten Ordnung die sinnlichen Vorstellungen in uns erweckt, welche Ordnung den Lauf der Natur ausmacht. Kant nennt diesen Idealismus den dogmatischen oder schwärmenden, und setzt ihm entgegen seinen kritischen, auch formalen und transscendentalen genannt. Wenn jener behauptet, alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung sei nichts als lauter Schein, und nur in den Ideen des reinen Verstandes und der Vernunft sei Wahrheit; so behauptet hingegen dieser, alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung sei zwar nur Erkenntniß der Erscheinungen, aber die einzige Erkenntniß für uns, worin Wahrheit sei. Der Kant'sche Idealismus erscheint sublimirt in der Philosophie Fichte's, welche, mit Hintansetzung der Natur lediglich die absolute Subjectivität als reine Wahrheit geltend machen will. Der Geist dieser Philosophie besteht in der Subjectivität des Objectiven, Alles wird zurückgeführt auf das Ich, welches sich ein Nichtich entgegensetzt, und daraus entwickelte sich ein System der absoluten Identität (Einerleiheit) des Subjectiven und Objectiven (der Vorstellung und des Vorgestellten, der Welt in uns und der Welt außer uns, des Gedankens und der Gegenstände, des Geistes und der Materie) im Ich, welches System besonders durch Schelling auf eine blendende Weise ausgeführt wurde. dd.

Idee. Wenn wir von dem gemeinen Gebrauch dieses Wortes im täglichen Leben und dem ziemlich gleichstehenden in der Philosophie Locke's und Wolf's absehen, nach welcher Idee so viel wie Vorstellung ist, und uns der ursprünglichen Bedeutung annähern, welche Plato diesem Worte gab, so verstehen wir darunter die dem Wesen der Dinge entsprechenden Grundgedanken des Geistes. Es gibt gewisse Vorstellungen, deren Gegenstand weder durch einen Verstandesbegriff, noch durch eine sinnliche Anschauung völlig dargestellt werden kann, weil derselbe ein Unbedingtes, ein Unbegrenztes, ein Unendliches ist, das kein Raum und keine Zeit ganz faßt, und welches folglich auch keine Erscheinung ganz darstellt. Solche Vorstellungen sind nur möglich durch eine Kraft in uns, welche das Unbedingte, Unendliche zu denken vermag und also über die Beschränkungen des Raumes und

der Zeit erhaben ist. Wir nennen diese Kraft Vernunft, und ihre Vorstellungen nennt der durch Philosophie bestimmte Sprachgebrauch Ideen. Betrachtet man sie näher, so bemerkt man zwei besondere Arten derselben, welche sich dadurch unterscheiden, daß die Einen nur auf Begriffe, die Andern nur auf Anschauungen beziehbar sind. Die der ersten Art nennt man vorzugsweise Ideen der Vernunft, Vernunftbegriffe, denn sie haben bloß in dieser ihren Ursprung, ihre Gegenstände sind nur durch Vernunft denkbar (Gott, Welt, Ewigkeit, Heiligkeit u. s. w.). Die eine und höchste Idee der Vernunft ist das Unbedingte oder schlechthin Vollkommene. Die Ideen des in sich selbst Gegründeten, des Unendlichen, Ewigen, Nothwendigen sind in ihr enthalten, und selbst unbegreiflich, liegt sie doch allem Erkennbaren, sowie aller philosophischen Erkenntniß zum Grunde. Sie bietet den höchsten Standpunkt dar, auf welchem der menschliche Geist die Gesetze der Natur und die Verbindung der Dinge zu einer großen harmonischen Einheit erkennen lernt. Die der andern Art nennt man Ideen der Einbildungskraft oder ästhetische, weil sie die Einbildungskraft aus verschiedenartigem Stoff erzeugt, den theils die Sinne, theils die Vernunft liefern, und den die schöpferische Bildungskraft zu einem organischen Ganzen gestaltet, das eben darum auch durch keinen Begriff in allen seinen Merkmalen bestimmt und deutlich gedacht, sondern nur in einer Anschauung dargestellt werden kann. Ideen der Einbildungskraft sind also gleichfalls nur durch Vernunft möglich, entstehen aber nicht aus der Vernunft allein, sondern aus Vereinigung von Anschauungen und Ideen. Darum enthält auch jede Darstellung einer ästhetischen Idee, der sinnlichen Klarheit und Beschränkung ungeachtet, in der sie erscheint, zugleich immer noch etwas Unaussprechliches, Unendliches, das sich nicht begreifen, deutlich machen, sondern nur fühlen läßt. Allem Obigen zufolge sind Ideen der Vernunft reine, von allem Sinnlichen abgezogene Vorstellungen von Dingen, die nie in der Erscheinung vorkommen, die aber in dem Wesen der Vernunft nothwendig sind und deren Dasein durch sie verbürgt ist. Ideen der Einbildungskraft sind Ideale im engern Sinne, Vorstellungen von Erscheinungen, aber nicht die bloß sinnlichen Abdrücke derer, die uns wirklich umgeben, sondern derer, die von der Einbildungskraft durch die Einwirkung der selbstthätigen Natur unsers Geistes, seinen Gesetzen gemäß, aus jenen erzeugt werden, und deren Möglichkeit die Anlage zur schönen Kunst überhaupt im Menschen begründet. (S. Ideale.) dd.

Identität ist ein philosophischer Kunstausdruck für gedachte Gegenstände, insofern sie selbst gleich sind (Einerleiheit), oder nur in gewissen Stücken mit einander übereinstimmen (relative Identität, Ähnlichkeit). Sie ist der Gegensatz von Verschiedenheit. Z. B. die Begriffe Hund und Löwe sind relativ identisch, insofern sie beide die Begriffe: vierfüßige Säugethiere, Raubthiere ꝛc. enthalten; in andern Bestimmungen verschieden, und so ist die relative Gleichheit, d. i. die Ähnlichkeit nur, wo zugleich Verschiedenheit ist. Auch ist dieser Ausdruck in der Mathematik gewöhnlich, und bezeichnet Das, was der Größe und Form nach völlig übereinkommt; z. E. zwei Dreiecke, wenn sie gleichen Flächeninhalt, gleiche Winkel und gleiche an ihnen liegende Seiten haben, sind identisch. L. M.

Identitätssystem, s. Schelling'sche Philosophie.

Ideologie. So haben die neuern Franzosen die Wissenschaft genannt, welche sie an die Stelle der ihnen verhaßten Metaphysik sich gesetzt haben. Sie ist besonders von Destutt de Tracy ausgebildet worden. (S. Franz. Philosophie.)

Idioelektrisch, s. Elektricität.

Idioma, s. Idiotikon.

Idiosynkrasie (griech.) wird die eigenthümliche Einwirkungsart gewisser Reize auf einen thierischen Körper, oder (subjectiv betrachtet) die eigenthümliche (größtentheils von der Regel abweichende und nicht selten krankhafte) Empfind-

lichkeit eines Menschen für gewisse Reize genannt. Sie zeigt sich namentlich in der Abneigung vor gewissen physischen Einwirkungen (z. B. Abneigung vor dem Rosengeruch), vorzüglich bei dem weiblichen Geschlechte, und in den nachtheiligen Wirkungen gewisser Reiz- und Heilmittel, welche in gleichem Falle sonst überall heilsam sind. Dann wird dieser Ausdruck auch zur Bezeichnung gewisser, einem Individuum eigenthümlichen und von der Regel abweichenden Arten geistiger Neigung und Abneigung, oder einer besondern geistigen Reizbarkeit gebraucht, und man sagt im letzten Falle z. B eine Idiosynkrasie gegen Etwas haben. T.

Idiot. Bei den Griechen ein Bürger, der einsam und still für sich lebt, ohne Theilnahme an der Regierung, an dem Wohl und Weh der Gemeinde; und daher noch jetzt, mit Ausdehnung des eigentlichen Begriffs, jeder blöd- oder stumpfsinnige Mensch.

Idiotikon, ein Wörterbuch, welches nur die in einer gewissen Gegend, Provinz, Landschaft eigenthümlichen Wörter, Redensarten und Sprecharten, (Idiotismen, Spracheigenheiten, von Idioma, Mundart, Dialekt, Sprechart) enthält. Wir Deutsche haben ein schweizerisches von Stalder (Aarau 1819), ein schwäbisches von Schmid, ein bairisches und oberpfälzisches von Prasch, Nicolai, Zaupser, Hübner und Westenrieder, ein östreichisches von Höfer, ein hennebergisches von Reinwald, ein hamburgisches von Richey, ein bremisches von Tilling, ein holsteinisches von Schütze, ein westfälisches von Strodtmann, ein plattdeutsches von Dähnert, ein preußisches von Henning, ein lief- und esthländisches von Hupel, und können das Adelung'sche Wörterbuch als ein obersächsisches Idiotikon betrachten. Fulda gab einen Versuch einer allgemeinen deutschen Idiotikensammlung heraus, und es wäre zu wünschen, daß wir mehr als Einen Versuch besäßen, weil wir dann erst den Reichthum unsers Sprachschatzes ganz würdigen könnten. Daß auch für die Schriftsprache Vieles daraus zu benutzen wäre, ist kein Zweifel, und Campe hat sich durch die hierauf gelenkte Aufmerksamkeit ein wahres Verdienst erworben. dd.

Idiotismus ist eine Eigenheit im Ausdrucke, welche nur in dieser oder jener Sprache stattfindet. Diese Eigenheiten gehen von dem individuellen Volkscharakter aus und entwickeln sich wieder im Gebiete des Allgemeinen, als in demjenigen Kreise der Sprache, welchen wir die Conversations-, oder die Sprache des gewöhnlichen Lebens nennen. Da sich das menschliche Gemüth in den tausendfachen Stufen seiner Äußerung nach allen Seiten hinwendet und allenthalben Bilder zur Versinnlichung und Darstellung seiner Ideen sucht und findet, so ergibt sich daraus, daß gerade die Conversationssprache den schwierigsten Theil jeder Sprache ausmacht, und daher auch, besonders in den fremden Sprachen, das aufmerksamste Studium erfodert. Da übrigens die Bildung der alten Sprachen abgeschlossen ist, und wir besonders der Conversationssprache der Griechen und Römer, als für uns fast gar nicht vorhanden, keine Aufmerksamkeit zu schenken brauchen, so erhellt, daß das Studium der neuern Sprachen, insofern wir hier, außer der ernsten Sprache des Denkens und Philosophirens, auch noch die Umgangssprache des täglichen Lebens zu lernen haben, unendlich schwieriger sein müsse als das Erlernen der alten Sprachen. Pq.

Idolatrie (griech.), Bilderdienst, Götzendienst, s. Götze.

Idomeneus, der Sohn des Deukalion und ein Enkel des Minos, Königs von Kreta. Er soll sehr schön und einer der Liebhaber der Helena gewesen sein; doch blieb er Menelaus's Freund und besuchte ihn oft in Lacedämon. In Begleitung des Meriones führte er die Kreter mit 80 Schiffen nach Troja, und zeichnete sich daselbst durch seine Tapferkeit aus. Bei den Leichenspielen des Patroklus veruneinigte er sich mit dem Ajax Oïleus, weil dieser den Eumelus, er selbst aber den Diomedes für den Ersten unter den Wettfahrern hielt. Achilles hieß sie Beide schweigen, und

Diomedes warf sogar dem Idomeneus Blödigkeit der Augen wegen seiner Jahre vor, woraus erhellt, daß er damals schon sehr alt gewesen sein müsse. Nach der Eroberung Trojas schiffte er sich in Begleitung des Nestor unter allen Griechen zuerst ein, und wurde unterwegs von einem heftigen Sturme überfallen. Um diesem zu entgehen, that er das unbesonnene Gelübde, dem Neptun, wenn ihn dieser glücklich nach Hause führen würde, diejenige Person zu opfern, die ihm daselbst zuerst begegnen würde. Der Sturm legte sich und er langte glücklich im Hafen an; aber die erste Person, welche ihm aufstieß, war sein einziger Sohn, der von der Ankunft des Vaters gehört hatte und ihn zuerst bewillkommnen wollte. Nichtsdestoweniger opferte ihn Idomeneus wirklich. Seine Unterthanen, welche fürchteten, daß die Götter wegen dieser auf ihrem Lande lastenden Blutschuld zürnen würden, empörten sich und verjagten ihn von der Insel. Er ging nach Italien und baute daselbst die Stadt Salent, wo er die weisen Gesetze des Minos einführte und nach seinem Tode vergöttert wurde. Nach andern Schriftstellern war es Leukos, der den Idomeneus aus Kreta vertrieb, welcher sich darauf nach Kolophon begab, daselbst starb und auf dem Berge Cerkaphus begraben wurde. Wieder Andre, namentlich Diodor, erwähnen jenes übereilten Gelübdes gar nicht und lassen vielmehr den Idomeneus glücklich nach Kreta zurückkommen und nach einer langen friedlichen Regierung ruhig sterben, bei Gnossus begraben und göttlich verehrt werden.

Idria, eine wegen ihrer außerordentlich ergiebigen Quecksilbergruben berühmte Stadt in Innerkrain (östreich. Königreich Illyrien), mit 380 H. (zerstreut auf Hügeln gebaut) und 4139 Einw., darunter 617 Bergwerkspersonal; Sitz eines Oberbergamts. Die 1497 entdeckten Gruben sind zum Theil unter Wasser gesetzt worden, das man nicht wieder wegschaffen konnte, weßwegen der Ertrag der idrianer Quecksilbergruben sehr gesunken ist und jetzt nur wenig über 5000 Ctnr. Quecksilber und 2000 Ctnr. Zinnober jährlich betragen soll. Eine Stunde davon, nördlich von der Stadt, liegt der Flecken Unteridria. Der idrianer Bezirk hat 3 □M. und 10,000 Einw., die auch Spitzen und Leinwand verfertigen.

Iduna, Idunna, s. Nordische Mythologie.

Idus, s. Calender.

Idylle (εἰδύλλιον, ein kleines Bild, eine kleine Schilderung, dann überhaupt ein kleines Gedicht) ist die allgemeine Benennung von Gedichten, welche den Menschen in derjenigen Einfachheit und Unverderbtheit schildern, worin man glaubt, daß er vor Entstehung der bürgerlichen Verhältnisse und des aus denselben hervorgehenden Verderbnisses gelebt habe. Wenn wir einmal genöthigt sind einen ersten, ursprünglichen Zustand der Menschen anzunehmen, so drängt sich uns der Gedanke auf, daß dies der Hirtenstand gewesen sein müsse, denn Viehzucht und Ackerbau sind die ersten Beschäftigungen der Menschen gewesen und ohne Widerspruch älter als jede andre Beschäftigung und bürgerliche Vereinbarung. Da nun die frühesten Anklänge der Dichtkunst auch in dem ersten Ursprunge des Menschengeschlechts gesucht werden müssen, so folgt, daß nicht allein aus diesem Grunde, sondern auch, weil die Natur dieses Standes nothwendig die Veranlassung zur Dichtkunst geben mußte, der erste Ursprung jeglicher Poesie in dem Hirtenleben zu finden ist: die Betrachtung der Natur, deren Wunder jeden Augenblick vor den Blicken des Hirten offen dalagen, mußte den poetischen Funken in seinem Innern entzünden und ihn zum Dichter machen. Die eigentliche Idylle, als besonderes Erzeugniß der Dichtkunst, zeigt sich jedoch erst, im Gegensatze der bürgerlichen Verderbtheit, als Schilderung der Unschuld und Unbefangenheit, Naivetät und Wahrheit, und wird durch die Sehnsucht des Menschen nach einem bessern Zustande und nach der Wiedervereinigung mit der Natur hauptsächlich veranlaßt. Zu dieser Schilderung bedient man sich daher auch gern und vorzüglich der Personen, Scenen und Vorfälle aus dem Landleben, weil dieses der Natur noch am nächsten ist, obgleich

man jene Schilderung nicht auf dasselbe beschränken darf (deßhalb sind auch die Namen bukolisches Gedicht, Hirtengedicht und Schäfergedicht für diese Dichtungsart zu sehr beschränkend); und namentlich gab das harmlose Hirtenleben der alten Völker mit dem Ideal eines goldenen Zeitalters oder einer Unschuldswelt, wo der Mensch im friedlichen Genusse seiner selbst und der Natur wenig bedürfend lebte, zu solchen Schilderungen reichen Stoff. — Da diese Schilderungen theils erzählend, theils unmittelbar darstellend sein können, so gibt es epische und dramatische Idyllen. Episch sind die bekannten Hirtenromane alter und neuerer Dichter, ferner Voß's „Luise", Göthe's „Herrmann und Dorothea" rc., in beschränkterer Form der größte Theil der Idyllen des Theokrit und seiner Nachahmer Virgilius und Calpurnius; dramatisch Guarini's „Pastor fido" (der allerdings ein mit romantischer Beimischung versehenes Hirtengedicht genannt werden kann), Geßner's „Evander" und verschiedene andre Stücke der Neuern, wozu auch noch die Satyrdramen der Griechen gerechnet werden können; bloß lyrisch hingegen sind die meisten Bukolien und Eklogen der Alten und Neuern (z. B. von Ew. v. Kleist, J. N. Götz, J. F. Schmidt und Bronner). Die Idylle versetzt uns, wie schon oben gesagt, in den einfachen, natürlichen Zustand des Menschenlebens, und der Inhalt muß, sowol in Absicht auf die Materie als auf die Form und den Vortrag, den Charakter dieses Zustandes genau darstellen. Man muß darin eine Welt erkennen, in welcher die Natur allein Gesetze gibt. Durch kein bürgerliches Herkommen, durch keine willkürliche Regel des Wohlstandes eingeschränkt, müssen die Menschen in derselben sich den Eindrücken der Natur hingeben. Sie kennen keine Bedürfnisse, als diejenigen, welche die Natur auferlegt, und keine Güter, als die Gaben, welche sie ertheilt. Ihre Hauptleidenschaft ist Liebe, aber eine Liebe ohne Zwang, ohne Verstellung und ohne Platonische Veredlung. Ihre Künste sind Leibesübungen, Gesang und Tanz; ihr Reichthum ist schönes und fruchtbares Vieh; ihre Geräthschaft ein Hirtenstab, eine Flöte und ein Becher. Es gibt auch allegorische Idyllen, zu welcher Gattung die erste und zehnte Ekloge des Virgil, die Idyllen der Madame Deshoulieres, auch gewissermaßen Pope's „Messias" gehören. — Der größte Idyllendichter der Alten war Theokrit, der auch die einfachsten Verhältnisse des Stadtlebens in seinen Idyllen schildert; ihm folgen Bion und Moschus. Pope hat nicht ohne Erfolg in vier Idyllen den Virgil nachgeahmt; und Geßner wurde von einigen ältern Kritikern für ein Muster der Idyllendichter, welches selbst den Theokrit übertroffen habe, ausgegeben. Seit der Maler Müller, Voß, Göthe u. A. in dem Gebiete der Idylle aufgetreten sind, hat sich Geßner's Ruhm vermindert. Pq.

Iferten, s. Yverdun.

Iffland (August Wilhelm), geb. d. 19. Apr. 1759 zu Hanover, der Sohn angesehener bemittelter Ältern, erhielt sehr zweckmäßigen Unterricht, welchen er aber, seinem eignen Geständnisse zufolge, nicht so nützte, wie es seine Talente gestattet hätten. Denn die Besuche dramatischer Vorstellungen hatten ihn dergestalt für die Schauspielkunst eingenommen, daß er dadurch von allen andern Gegenständen abgezogen wurde. Er verließ ohne Vorwissen seiner Ältern in seinem 18. J. Hanover, betrat in Gotha zuerst das Theater und ging, als diese Bühne nach Eckhof's Tode, der sein Freund und Vorbild ward, aufgelöst wurde, 1779 nach Manheim, von wo er 1796 nach Berlin zur Direction des königl. Nationaltheaters berufen wurde. Hier ernannte ihn der König von Preußen 1811 zum Generaldirector aller königl. Schauspiele und zum Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe. Er starb den 22. Sept. 1814. Seine Selbstbiographie befindet sich im 1. Bde. seiner Werke. Als Schauspieler hat ihn bisher wol Niemand an wahrhafter Consequenz und strengem innern Zusammenhange, den unerlaßlichen Erfodernissen jeder Kunst, also auch der Schauspielerkunst, erreicht, noch weniger übertroffen. Wenn eine jahrelang geübte Kritik, wenn ein Scharfblick, wie ihn nur immer das

redlichste und beharrlichste Studium der Schauspielerkunst zu verleihen vermag, in J.'s Spiele jene unzusammenhängenden Lücken, jene unbewußten Äußerungen der Routine, welche das Spiel gewöhnlicher Mechaniker zu charakterisiren pflegen, nicht wahrnehmen konnte, wenn man im Gegentheil jedem einzelnen Theile seiner Darstellungen das klarste Bewußtsein und die uneingeschränkteste Beherrschung des Stoffs ansah, und wenn endlich jede seiner Darstellungen ein streng in sich zusammenhängendes, nie unterbrochenes Ganzes ausmachte, so sind wir genöthigt, Iffl., im umfassendsten Sinne des Worts, einen wahrhaften Künstler zu nennen. Zu tragischen Darstellungen war, wenigstens in der letzten Zeit seines Lebens, sein Äußeres wenig geeignet; und obgleich sein König Lear allgemein anerkannt war, so ist es doch ausgemacht, daß sich Iffl.'s künstlerischer Charakter im Ganzen mehr für nachbildende, besonnene und treue Sittendarstellung als für solche eignete, in welchen Gefühl und Phantasie mit schöpferischer Kraft hervortreten. Seine ernsten Familiencharaktere und seine komischen, bloß reflectirenden Darstellungen, in welchen das Menschliche sich nur in der Ironie spiegelt, traten mit einer jedes Herz und jeden Sinn erfreuenden Glorie hervor, und hier ist es, wo wir dem Künstler die Palme zugestehen müssen. Hier erinnern wir an seinen Abbé de l'Epée, Valberg, Lorenz Stark, Amtmann in den „Jägern"; ferner an s. Schewa (in dem „Juden", von Cumberland), Constant in d. „Selbstbeherrschung", Amtmann in der „Aussteuer", Bittermann in Kotzebue's „Menschenhaß und Reue". Als dramatischer Schriftsteller entwickelte er denselben Charakter. Sowie ihn hier der Mangel an Schwung der Phantasie zu den eigentlich höhern, poetisch = freien Erzeugnissen unfähig machte, so wurde er auch durch eben diesen Mangel außer Stand gesetzt, dramatische Werke von höhern poetischem Gehalte zu liefern. Daher eine oberflächliche Empfindsamkeit, die sich ohne tiefere Sehnsucht in dem Kreise wirklicher, alltäglicher Betriebe zeigt, die Grundlage fast aller seiner Stücke ist, bei denen die Ironie und die komische Kraft sich nicht thätig als gebietende Leiterin, sondern als untergeordnete Dienerin zu zeigen pflegt. Die „Jäger" (vielleicht auch die „Hagestolzen" und einige Theile des „Herbsttags") machen hiervon, als ein in der idyllischen Darstellung roher, ungekünstelter Natur fast vollendetes Stück, eine Ausnahme. Nicht minder sind einige wahrhaft komische Charaktere seiner Stücke sehr verdienstlich und würden, wenn sie in einem rein komisch gehaltenen Ganzen ständen, der höchsten Wirkung fähig sein. Dahin gehören der Amtmann Riemen, Constant in „Selbstbeherrschung" und einige andre. Im Ganzen findet man jetzt seine Stücke gedehnt und macht ihnen den Vorwurf einer wegen allzu langen und häufigen Moralisirens schleppenden Handlung, eines etwas holprigen Dialogs und allzu großer Familienähnlichkeit. In seinen theoretischen Abhandlungen und Aufsätzen, welche man in seinen „Theaterkalendern" findet, hat Iffl. ergreifende Blicke in das Wesen der Menschendarstellung gethan und dem sich bildenden Schauspieler fruchtbare Winke gegeben. Eine Sammlung seiner dramatischen Schriften erschien unter dem Titel: „Iffl.'s dramat. Werke" (Leipzig 1798 — 1802, 16 Bde.); „Neue dramat. Werke" (Berlin 1807). Pq.

Ignaz von Loyola, s. Jesuiten.

Ikarus, s. Dädalus.

Ikon (griech.), ein Bild. — Daher Ikonismus, ein nach dem Leben gefertigtes Ebenbild. — Ikonolatrie, Anbetung der Bilder. — Ikonoklasten (s. d.), Bilderstürmer. — Ikonomachie, Bilderstreit, Bilderkrieg. — Ikonographie, die Beschreibung alter Bildsäulen, Brustbilder, Hausgötzen, mosaischer Arbeiten und alter Gemälde mit Wasserfarben. Michel Angelo und Ursinus waren die Wiederhersteller dieser Wissenschaft, welche von Joh. Angelus Canini und Bernhard von Montfaucon noch mehr ausgebildet worden ist. Canini gab seine „Ikonographie" 1669 zu Rom (1 Bd., 4.) heraus und von Montfaucon besitzen wir s. „An-

tiquités expliquées", die neueste ist Visconti's „Iconographie ancienne" (Paris 1808 — 17, 4 Bde., 4.). Sie enthält die Bildnisse der Fürsten und berühmten Männer des Alterthums. 3 Thle. bilden die „Iconogr. grecque"; die folg. die „Iconogr. romaine". Den 5. Bd. gab A. Mongez 1821 heraus. Der 6. Bd. beschließt das Ganze. Auch die „Iconographie des contemporains, depuis 1789 — 1820", von Delpech (Paris 1824, 30 Liefr., jede mit 4 Portr. und Facsimile) hat Beifall gefunden. — Ikonologie, Bilderlehre.

Iliade, Ilias, s. Homer.

Ilithyia, richtiger Eileithyia, war bei den Griechen diejenige Göttin, welche den Gebärenden Beistand leistete. Der Name, welchen Einige aus den morgenländischen Sprachen ableiteten, scheint rein griechisch zu sein und die Kommende zu bedeuten. In dem ersehnten Augenblicke erscheint nämlich die erflehte Geburtsgöttin auf dreimaliges Rufen, und die Gebärende ist gerettet. Pausanias sagt, unweit der Capelle des Serapis zu Athen sei der Ilithyia ein Tempel erbaut gewesen, welche, von den Hyperboreern kommend, der kreisenden Latona in Delos Hülfe geleistet habe. Dagegen glaubten die Kretenser, Ilithyia sei in der Gegend von Knosus zu Amnisus geboren und eine Tochter der Here (Juno). Es gibt also zwei Ilithyien, die man wohl von einander unterscheiden muß. Der griechischen Sage nach hatte Here, die Vorsteherin und Beschützerin der Ehe, zwei Töchter, Hebe, welche die reine Jungfrau, und Ilithyia, welche die Gebärerin bedeutete. Daher sendet oder verweigert Here den Beistand ihrer Tochter Ilithyia, ja sie selbst stellt sich oft als die ans Licht Bringende, Helfende (Lucina) dar, wie aus der Stelle beim Terenz: „Juno Lucina, fer opem", erhellt. Nach Horaz in der säcularischen Ode ist Ilithyia und Lucina eins. Die zweite Göttin d. N. war eine Gottheit, welche in Kleinasien als Symbol der gebärenden und allnährenden Kraft in der Natur betrachtet wurde und sich von Medien aus über die asiatischen Küsten des schwarzen Meers herab nach Kleinasien verbreitet hatte. Das Sinnbild dieser Göttin war am Himmel der Mond, auf der Erde die Kuh. In Scythien ward sie die Stiergöttin, die taurische, in Kleinasien hingegen, verbunden mit dem Dienste der phrygischen Cybele, die große Mutter mit den vielen Brüsten. Ihr Hauptsitz war zu Ephesus und sie selbst, mit dem spätern Dienste der Kinder der Latona verschmolzen, ward nachmals die Artemis der Griechen und die Diana der Römer. In der Folge vermehrte sich wahrscheinlich die Zahl der Ilithyien auf drei, und es gab dann deren zwei gute und eine böse. Alle drei zusammengenommen nannte man späterhin Genetyllides oder Geburtsgöttinnen.

Ilium heißen in der alten Geographie zwei Städte, welche wohl von einander zu unterscheiden sind. 1) Neuilium, jetzt noch unter dem alten Namen Troja, oder unter dem neuen von Trojahi bekannt, in der Landschaft Troas, nahe am Ausflusse des Hellesponts in das ägäische Meer. 2) Altilium, oder das eigentliche, berühmte Troja, von Ilus, einem Sohne des Troas, Ilium genannt, lag mehr landeinwärts. (S. Troja.)

Illuminatenorden (d. i. die geheime Gesellschaft der Erleuchteten) wurde 1776 von Adam Weishaupt, damaligem Professor des kanonischen Rechts zu Ingolstadt, gestiftet, wobei ihm als Zweck die höhere Ausbildung der Menschheit zu reiner Sittlichkeit und einem diesem ganz gemäßen Leben dunkel vorschwebte. Diese Gesellschaft verbreitete sich zuerst von Ingolstadt aus über München und Eichstädt, vorzüglich in dem katholischen Deutschland, dann auch in einigen Gegenden des protestantischen, und zählte zur Zeit ihrer Blüthe mehr als 2000 Mitglieder; unter diesen Männer von den größten und anerkanntesten Verdiensten. Nachdem aber 1785 die bairische Regierung mehre Mitglieder entdeckte und ohne gesetzmäßige Form hart bestraft, auch den Orden, als dem Wohle des Staats gefährlich, aufgehoben und dessen Fortdauer hart verpönt hatte, erlosch

derselbe völlig; wenigstens hat man seitdem von seiner Fortdauer keine Spur nachgewiesen. Von der Veranlassung zur Stiftung dieses Ordens führen wir Folgendes an. Schon auf der Universität hatte sich Weishaupt mit schriftlichen Versuchen über einen zu stiftenden Orden beschäftigt; als Ideal schwebte ihm der Freimaurerverein vor, von dessen Einrichtung, Zusammenhang, Klugheit, Behutsamkeit in der Auswahl der Mitglieder und unaufhörlicher Prüfung derselben er sich die übertriebensten Vorstellungen machte. Inzwischen war er zu Ende 1773 nach Ingolstadt auf den Lehrstuhl des geistlichen Rechts berufen worden, welchem die Jesuiten seit 19 J. vorgestanden hatten. Diese boten Alles auf, ihn von dort zu entfernen. Weishaupt, der sich nach einer Schutzwehr gegen ihre Anfeindungen umsah, glaubte, daß geheime Verbindungen überhaupt das wirksamste Mittel gegen unverdienten Druck gewährten. Seine bereits beschlossene Aufnahme in eine Freimaurerloge, wo er Sicherheit zu finden hoffte, wurde anfangs durch äußere Umstände verzögert und endlich ganz von ihm aufgegeben, als ein Abgesandter einer auf Alchymie arbeitenden Loge in Ingolstadt erschien, um die fähigsten der dortigen Studenten dafür zu werben. Dies zu verhindern, beschloß er die Gründung eines eignen Ordens, dessen Geist er in einer Stelle Abbt's (in dem Buche: „Vom Verdienste") ausgedrückt fand. Noch bestimmter drückt sich Weishaupt später darüber also aus: „Selbstdenkende Menschen aus allen Welttheilen, von allen Ständen und aus allen Religionen und unbeschadet ihrer Denkfreiheit, trotz aller so verschiedenen Meinungen und Leidenschaften, durch ein gegebenes höheres Interesse in ein einziges Band dauerhaft zu vereinigen, sie dafür glühend und auf den Grad empfänglich zu machen, daß sie in der größten Entfernung als gegenwärtig, in der Unterordnung als Gleiche, daß Viele wie ein Einziger handeln und begehren und aus eignem Antriebe, aus wahrer Überzeugung von selbst thun, was kein öffentlicher Zwang, seit Welt und Menschen sind, bewirken konnte": dies sei die Absicht, die ihm bei seinem Orden vorgeschwebt habe. So war denn unstreitig Beförderung der Weisheit und Tugend, moralische Ausbildung des Menschen und, um diese zu erreichen, zugleich Sicherung vor äußern Bedrückungen aller Art das ins Auge gefaßte Ziel; und in diesem Geiste entwarf Weishaupt die Statuten für die Ordensglieder, die er, bevor er auf den Namen Illuminaten verfiel, Perfectibilisten nannte. Am 1. Mai 1776 ward der Orden gegründet, und als die ersten Mitglieder wurden diejenigen aufgenommen, die durch diese Anstalt gerettet werden sollten. Das Ritualsystem, das Lehrgebäude und die Gradfolge bestand aus folgenden Theilen: Erste Classe, Pflanzschule, a) Vorbereitungsaufsatz, b) Novität, c) Minervalis, d) Illuminatus minor, e) Einweihung eines Magistratus. Zweite Classe, Freimaurerei (d. i. damaliges Logenwesen), 1) symbolische: a) Ritualbuch der Lehrlinge, der Gesellen und der Meister; b) Constitutionsbuch; 2) schottische: a) Illuminatus major, oder schottischer Noviz; b) Illuminatus dirigens, oder der schottische Ritter. Dritte Classe, Mysterien, 1) kleine, a) Presbyter oder der Priestergrad; b) Princeps oder der Regentengrad; 2) große Mysterien, a) Magus, b) Rex. Zur Charakteristik des Geistes dieser Verfassung, die nie vollständig ausgearbeitet wurde, dient Weishaupt's eigne Erklärung, daß ihm dabei die Verfassung der Jesuiten Vorbild gewesen. Was dort zu bösen Zwecken angewandt worden, sollte hier zu guten angewandt werden. Weishaupt foderte, was bei dem Mangel an Zwangsmitteln und der Lage der Mitglieder nicht durchzusetzen war, blinden Gehorsam der Untergebenen gegen die Obern; eine Art von katholischer Beichte wurde eingeführt; die Mitglieder sollten sich bemühen, allenthalben angesehene Männer an sich zu ziehen und in alle öffentliche Angelegenheiten Einfluß zu gewinnen; sie sollten in den Besitz aller öffentlichen Stellen und Ämter zu kommen suchen, sie sollten nicht nur über ihre eignen Fortschritte in der Moral und Aufklärung monatlich Bericht erstatten, sondern auch über ihre Nebenmit-

glieder Beobachtungen einsenden. Der moralische Schaden, den diese Grundsätze nachsichziehen mußten, leuchtet ein. Auch ohne öffentliche Verfolgung konnten gute und rechtliche Männer nicht lange in einer solchen Form vereinigt bleiben; dazu aber kam noch, daß viele unfähige und unwürdige Menschen aufgenommen und daß selbst von Denen, die guten Willen hatten, nur Wenige Weishaupt's Plan zu fassen vermochten. Dennoch, sagt ein billiger und gründlicher Beurtheiler, waren die Illuminaten besser als ihr Orden. Noch mögen einige geschichtliche Hauptpunkte hier Platz finden. Nachdem der Orden einige Jahre bestanden hatte, beschloß man, ihn mit den Freimaurern in Verbindung zu bringen. Weishaupt wollte zwar die Kenntniß der Maurerei den höhern Graden seines Ordens aufbehalten, willigte jedoch ein, daß alle Mitglieder die drei ersten Maurergrade erhalten sollten. 1780 ward Knigge gewonnen. Dieser, im wahren Eifer für die Sache, und den Orden für alt und ausgebildet haltend, nahm, dem ihm ertheilten Auftrage gemäß, viele vornehme, gelehrte und rechtschaffene Männer zu Minervalen auf und ertheilte ihnen das gleiche Recht der Aufnahme. Als er aber, um sie vollständig zu belehren und zu befriedigen, von Weishaupt nachdrücklich die Darlegung des ganzen Systems foderte, erhielt er von diesem das Geständniß, daß bis jetzt nur die untere Classe, die Pflanzschule, in einigen katholischen Provinzen errichtet sei, und zugleich die Auffoderung, nach seinen Materialien die höhern Grade auszuarbeiten. Knigge erklärte sich bereit dazu. Bei einer persönlichen Zusammenkunft vereinigte man sich über die Art und Weise, und bevollmächtigte zugleich Knigge, den bevorstehenden Convent der Freimaurer zu Wilhelmsbad zu einer Vereinigung beider Orden zu benutzen. Knigge's Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Er gewann unter Andern Bode, der, nachdem er sich genau von Allem unterrichten und bis zum Illuminatus dirigens hatte befördern lassen, förmlich versprach: treu und eifrig für den Orden zu wirken, demselben die Oberhand in dem neuen System der Freimaurerlogen zu verschaffen u. s. w. Doch ehe noch Bode sein Versprechen erfüllen konnte, eilte der Orden seinem Ende entgegen. Knigge und Weishaupt, von verschiedenen Ansichten geleitet, entzweiten sich, und Ersterer sagte sich endlich 1784 von aller fernern Theilnahme los. So in seinem Innern zum Untergange reif, mußte der Orden den äußern Verfolgungen unterliegen. Schon 1783 hatten sich Stürme gegen ihn erhoben und am 24. Juni 1784 erschien ein kurfürstl. bairischer Befehl, der alle geheimen Verbrüderungen aufhob. Obwol die Illuminaten, sowie die Freimaurer gehorchten, so erschienen dennoch heimliche Anklagen, zu deren Beweis die Angegriffenen umsonst auffoderten. Ein zweites Verbot erfolgte am 2. März 1785, von Pater Frank und Kreitemeyer nomine Serenissimi erlassen. Zugleich fing man an, ohne je ein Beispiel des Ungehorsams beweisen zu können, einige der rechtschaffensten Mitglieder des Ordens zu bestrafen. Weishaupt wurde seines Amtes entsetzt. Er fand bei dem Herzoge Ernst v. Gotha Aufnahme. Nun erst wurden die aus dem Orden Getretenen Utschneider, Cossandey und Grünberger, die schon lange die heimlichen Angeber gewesen, vor eine geheime Commission gerufen, um Alles, was sie vom Orden wußten, schriftlich anzuzeigen und ohne weitere Gewähr eidlich zu erhärten. Doch noch vor ihrer Beeidigung machten Kreitemeyer und Dumhof nomine Serenissimi das dritte Verbot bekannt. Trotz der darin versprochenen Verzeihung dauerte die Verfolgung fort. Viele würdige Männer wurden abgesetzt, verwiesen, eingesperrt. Bei dem Processe ging man jedoch mit Schonung und billiger Rücksicht auf die Verhältnisse der Personen zu Werke. Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Aufhebung des Ordens, der einen wahren Staat im Staate bildete, durchaus rechtmäßig war; aber nicht die Art, wie man dabei verfuhr. Was von dem Einflusse der Illuminaten auf die franz. Revolution gesagt worden ist, sind leere Träumereien.

Illusion (Täuschung). Dieser Ausdruck hat, obgleich er von dem lat.

illudere, d. i. täuschen, betrügen, berücken, verspotten (auch vereiteln, fruchtlos machen, z. B. ein Gesetz, dessen Buchstaben man umgeht), herkommt, in dem gesellschaftlichen Leben und in dem Gebiete der schönen Künste eine günstigere Bedeutung erhalten und bezeichnet eine Täuschung, der man sich gern, ja mit Bewußtsein hingibt, im Gegensatze des Betruges (fraus), den man vermeidet und der das Schöne nur erheuchelt, wenn die Illusion es vielmehr erhöht. Illusion ist nämlich eine solche, größtentheils durch Kunst erzeugte Täuschung, welche auf dem Sinnenscheine beruht, der, ausgebildet durch die anschauende Einbildungskraft, den Verstand bestimmt, das Sinnlichdargestellte für wirklich anzusehen. Sie ist nicht ästhetisch, wenn sie Zweck für sich ist, d. h. diese Verwechselung des Scheinbaren mit dem Wirklichen selbst zur Absicht hat, oder wenn sie eine bloß materielle Wirkung bestrebt, sondern wenn sie als Mittel dient, das Schöne darzustellen und das in sich Vollendete zu verkörpern. Im erstern Falle würde sie in einen Betrug ausarten, dessen Gegenstand durch Aufdeckung des Scheins sein Interesse verliert, oder Mißfallen und Abscheu erregt (wie z. B. gemalte Statuen); ein Gegenstand muß vielmehr ein höheres Interesse an sich tragen wofern er nicht durch Aufhebung jenes Scheins in Nichts verschwinden soll. Die Täuschung aber, welche die Erzeugnisse der schönen Künste hervorbringen sollen, ist eine solche, welche man (d. i. der Gebildete) freiwillig, ja mit dem Bewußtsein, daß die angeschauten Gegenstände nicht wirklich sind, fortsetzen und erneuern kann, wobei man also den Schein festhält, welchen die Phantasie bis zur Anschaulichkeit des Wirklichen ausbildet. Unter allen schönen Künsten ist die Illusion vorzüglich denjenigen, welche sichtbar darstellen (darstellende Künste im engsten Sinne), eigen und natürlich, mithin den sogenannten bildenden Künsten (unter diesen aber vorzüglich der Malerei) und den mimischen, z. B. der Schauspielerkunst. Wer dieses angenehme und unterhaltende Spiel des Gemüths mit dem Sinnenscheine hervorbringen will, muß sehr genau den Ursprung desselben, oder die Art und Weise kennen, wie sich die Gegenstände unsern Sinnen zeigen, namentlich, was die bildenden Künste anlangt, wie die sichtbaren Gegenstände sich dem Auge darstellen, und er muß der ihm gegebenen Kunstmittel schon in gewissen Graden mächtig sein, um denselben durch seine Kunst hervorzubringen. Der Zeichner muß daher die Wirkungen des Lichtes und Schattens kennen, und wissen, wie die sichtbaren Gegenstände nach ihrer Vorderseite einzeln, oder in der Ferne, perspectivisch, erscheinen, und diesen Anblick durch Anordnung der Gegenstände auf der Fläche täuschend hervorzubringen im Stande sein. In der Tonkunst hat die Illusion einen sehr beschränkten Wirkungskreis, da sie das Hörbare in größerer Vollkommenheit als die Wirklichkeit zeigt und alle sogenannte Malerei der Töne unter ihrer Würde ist. Auch auf die Poesie wird dieser Begriff übertragen und man redet von einer poetischen Illusion, wenn die (selbst nicht durch die Mimik dargestellten) poetischen Gegenstände dem Leser des Gedichts oder dessen Zuhörer mit einer solchen Anschaulichkeit vor die Einbildungskraft treten, daß das Gemüth sich ganz denselben hingibt und unter ihnen, wie in einer besondern Welt, verweilt, ja daß sie dem Gemüthe gleichsam wirklich werden. T.

Illyrier, Illyrien. Die Illyrier, ein stammverwandtes Volk der alten Thracier (vermischt mit Griechen, Phöniciern, Siciliern und Kelten), verbreiteten sich auf dem ganzen Küstenlande auf der Ostseite des adriatischen Meers, den hierzu gehörigen Inseln und dem westlichen Macedonien bis Epirus; doch Philipp, König von Macedonien, nahm ihnen den ganzen Bezirk von Macedonien bis an den Fluß Drinius (jetzt Drino) ab, und nun wurde Illyrien (Illyricum, Illyrica) in Illyrica graeca und barbara eingetheilt. Das erstere (das heutige Albanien) wurde Macedonien einverleibt. In demselben lagen Dyrrachium (Durazzo), vormals Epidamnus, wo sich die Römer gewöhnlich nach Italien einschifften, u. Apollonia, eine ansehnliche griech. Handelsstadt u. Akademie. Das letztere erstreckte sich vom

Flusse Arsia (jetzt Arsa) in Istrien bis an den Drinius und ward in Japydia, Liburnia und Dalmatia eingetheilt. Diese Provinz erhielt einen glänzenden Namen in der Geschichte der römischen Kaiser, deren mehre in ihr geboren worden sind. Seeräuberei war ein Haupterwerbszweig der Illyrier, deren Könige daher mit den Römern schon früh in Streitigkeiten verwickelt wurden, welche endlich die Unterjochung der Illyrier unter ihrer Königin Teuta, 228 vor Chr., zur Folge hatten. Das wilde Volk suchte zwar von Zeit zu Zeit die Fesseln abzuschütteln, allein von Cäsar geschlagen und von Augustus, Germanicus und Tiber gänzlich entkräftet, wurde das Land endlich eine römische Provinz, behauptete aber auch als solche einen bedeutenden Rang im großen Staate. Der Name selbst, dem im 4. Jahrh. das Beiwort magnum zugegeben wurde, umfaßte jetzt fast alle gegen Morgen gelegene römische Provinzen. Bei der Theilung des römischen Reichs kam Illyrien zu dem abendländischen Kaiserthume, bei dessen Verfall (476) es an die morgenländischen Kaiser fiel. In der Mitte des 6. Jahrh. ließen slawische Kolonisten aus Rußland und Polen sich dort nieder, denen es bald gelang, sich von der schwachen byzantinischen Regierung unabhängig zu machen. So entstanden die kleinen Königreiche Dalmatien und Kroatien. Zwar unterwarfen die Kaiser 1020 sich diese Provinzen wieder, allein 20 J. darauf errangen sie ihre Unabhängigkeit aufs neue. Venetianer und Ungarn machten (1090) sich ebenfalls zu Herren kleiner Ländertheile Illyriens. 1170 entstand dort das Königreich Rascian, aus welchem 200 J. später Bosnien sich bildete. Dalmatien kam anfangs an Venedig, ward aber 1270 größtentheils ein Raub der Ungarn, die bis an das schwarze Meer vorgedrungen waren. Doch sowol diese als Venedig verloren beinahe Alles an die Türken, denn nur ein kleiner Theil von Dalmatien verblieb Venedig, und Ungarn nur Slavonien und ein Theil von Kroatien. — Der Friede von Campo-Formio (17. Oct. 1797) brachte das venetianische Dalmatien nebst seinen Inseln bis Cattaro unter Östreichs Herrschaft. 12 J. später trat das alte Illyricum aufs neue in die Gegenwart ein. „Der Kreis Villach, Krain, das ehemalige östr. Istrien, Fiume und Triest, die Länder, welche unter dem Namen Litorale bekannt sind, und Alles, was uns auf dem rechten Saveufer überlassen ist, Dalmatien, nebst seinen Inseln, sollen künftig den Namen Illyrische Provinzen führen". Also decretirte der damalige Kaiser der Franzosen am 14. Oct. 1809. 15 Monate hatte dieses Interim gedauert, während dessen Illyrien noch einen Zuwachs von 31 □M. durch einen Theil des von Baiern abgetretenen italienischen Tirols erhalten hatte, als am 15. April 1811 ein kaiserl. franz. Decret erschien, das die Organisation der illyrischen Provinzen in militairischer und finanzieller Hinsicht definitiv regulirte. Das Land, abgesehen von seinen bedeutenden Handelsstädten und Seehäfen, welche der Seemacht eines Reichs, wie das französische werden sollte, sehr wichtig waren, bot große innere Hülfsquellen dar. Auch die Einw. paßten gut in Napoleons Plan, durch das Schwert sich zum Alleinherrn zu machen, denn sie sind größtentheils von roher, kriegerischer und wilder Natur. Seit 1815 ist Illyrien ein östr. Königreich und nebst dem davon getrennten Königr. Dalmatien (s. d.) der Grundpfeiler von Östreichs Seemacht. 1825 wurde auch der klagenfurter Kreis, also das ganze Land Kärnthen, dem laibacher Gubernium zugetheilt, folglich Illyrien einverleibt. Das illyrische Küstenland besteht seit 1825, außer dem Commercialgebiete Triest, nur aus zwei Kreisen, dem Görzer und Istrianer. Das Istrianer Kreisamt hat jetzt s. Sitz in Mitterburg. Das Königreich Illyrien enthält auf 431 □M. in 35 Städten, 59 Marktfl., 7891 Dörf., 897,000 Einw., meistens Slawen, Morlachen und Deutsche. Es wird von 2 Gubernien, zu Laibach (s. d.), Hauptstadt des Königr., und zu Triest (s. d.) verwaltet. Dem Geogr. und Statist. ist R. v. H.g.'s „Reise durch das östr. Illyrien, Dalmatien und Albanien im J. 1818" (Meißen 1822, 2 Thle.) zu empfehlen. I.

Imagination, s. Einbildungskraft.

Iman (Imam) ist eine von denjenigen Personen der türkischen Ulema (Geistlichkeit), welche in den Moscheen den Gottesdienst verrichten. Sie beten, lesen den Koran vor, predigen, leisten den Kranken Beistand, sprechen den Segen bei Vermählungen und sind überhaupt die eigentlichen Priester der Türken. In ihrer Tracht sind sie von den Personen weltlichen Standes bloß durch den Tulbend verschieden, der bei ihnen etwas höher, als gewöhnlich, geformt ist. Sie erhalten ihre Besoldung aus den Moscheen, bei welchen sie angestellt sind und stehen bei dem Volke in großem Ansehen. Der türkische Kaiser selbst führt als geistliches Oberhaupt der Muselmänner diesen Namen.

Imaus, bei den Alten, ist das jetzige Himalayagebirge.

Imbert (Barthelemi), Dichter, geb. 1747 in Nimes, versuchte sich in der Dichtkunst und Literatur nicht ohne Beifall; auch würde sein Gedicht: „Le jugement de Pâris", welches sich durch angenehme Einzelnheiten, frische und lebendige Darstellung und durch eine sehr glückliche Sprache auszeichnet, einen noch größern Beifall erhalten haben, wenn die Handlung desselben mehr zusammengedrängt, die Reden verkürzt und der Styl mehr ausgebildet wäre. Seine „Fables" (in 1 Bde.) sind mit Scharfsinn erfunden und gut vorgetragen; Dasselbe läßt sich von seinen „Contes" sagen. Seine übrigen Werke sind: „Historiettes", Gedichte und Prosa; „Les égaremens de l'amour", ein angenehm geschriebener Roman; „Choix d'anciens fabliaux", in welchem es dem Verf. gelungen ist, die Darstellung der Vorzeit mit Glück und ohne Aufopferung der natürlichen Einfachheit nachzuahmen; „Le jaloux sans le savoir", Lustspiel; „Le jaloux malgré lui", Lustspiel; und das Trauerspiel: „Marie de Brabant". Imbert zeigte sich im Tragischen ohne Kraft und gezwungen, im Lustspiel mehr verständig als komisch. Doch erhielten seine Stücke einigen Beifall, weil man mehre gut durchgeführte Scenen, eine lobenswerthe Sprache und sehr glückliche Verse in denselben mit Dank erkannte. Er starb 1790.

Immatriculation, Eintragung in die Matrikel (s. d.).

Immediatstände, Immediatstifter, in der vormaligen deutschen Reichsverfassung solche Stände und Stifter, welche unmittelbar unter Kaiser und Reich standen. (S. Mediatisirte Fürsten.)

Immensurabel, Immensurabilität, s. Incommensurabel.

Immunität (Steuerfreiheit), von immunis, frei von Abgaben.

Impanation, s. Abendmahl.

Imperativ, s. Kategorien und Kant.

Impfen (medicin.), anstatt einimpfen, wird uneigentlich gebraucht von der Einpflanzung einer Krankheit von einem Geschöpfe auf das andre. Daher sagt man: die Blattern u. s. w. impfen. (S. Inoculation und Kuhpocken.) In der Pflanzen- und Gartenkunde ist impfen gleichbedeutend mit pfropfen. (S. Pfropfen und Oculiren.)

Imperator hieß bei den Römern überhaupt der oberste Befehlshaber eines Heeres, und Imperium der kriegerische Oberbefehl. Eigentlich war aber Imperator ein Titel, der in verschiedenen Zeiten verschiedene Bedeutungen hatte. So führten zuerst die Consuln den Titel Imperator, ehe sie Consuln genannt wurden; nachher wurde es ein Titel, welchen die Soldaten und der Senat ihren Feldherren nach einem großen erfochtenen Siege beilegten und welchen diese so lange behielten, bis sie triumphirt hatten. Späterhin wurde Niemand mehr mit dem Titel Imperator beehrt, als wer wenigstens 10,000 Feinde geschlagen hatte. Nach dem Untergange der republikanischen Verfassung ward Imperator der vornehmste Titel der Kaiser, um dadurch ihre höchste Gewalt anzuzeigen. Besonders bedienten sich Augustus's Nachfolger desselben, und er war mit dem zu sehr verhaßten Titel Rex gleich-

bedeutend. In noch spätern Zeiten erhielt er ganz die Bedeutung, die wir mit dem Worte Kaiser verbinden. Aber auch triumphirenden Generalen wurde dieser Titel noch beigelegt, und in diesem Falle hatte er die alte Bedeutung. Die Kaiser scheinen ihn vornehmlich deßwegen bekommen zu haben, weil alle Feldherren als unter ihnen stehend betrachtet wurden. Zu den Zeiten der Republik setzte man diesen Titel hinter den Namen, z. B. Cicero imperator; als Titel der Kaiser stand er jedoch vor dem Namen. Imperator war bei den Einwohnern von Präneste auch ein Beiname des Jupiter, dessen Bildsäule von T. Quinctius, als dieser Präneste eroberte, mit nach Rom genommen und im Tempel des capitolinischen Jupiter aufgestellt wurde.

Imprägnation bezeichnet in der Chemie die Vereinigung gewisser Substanzen, wenn sie sich bei der Auflösung verschlucken, hauptsächlich die Auflösung der Salze und Gasarten in Wasser und andern Flüssigkeiten. Wenn man sagt, eine gewisse Quantität Wasser wird von einer großen Quantität Salz imprägnirt, so ist es ebenso viel als: das Salz wird vom Wasser bei der Auflösung verschluckt. M. L.

Improvisatoren (Improvisatori) heißen in Italien Dichter, welche aus dem Stegreif über jedes ihnen aufgegebene Thema ein Gedicht zugleich verfertigen und declamiren (improvisiren) oder, mit einem Instrumente sich begleitend, singen. Bei den wilden Völkern, wo die Phantasie stärker, lebhafter und ungezähmter ist, findet sich die Gabe des Improvisirens ziemlich allgemein, besonders durch Musik angeregt (z. B. bei vielen Negerstämmen), und aus mehren Stellen der Alten läßt sich schließen, daß die ältesten griechischen Dichter nichts Andres als Improvisatoren waren. In Neueuropa scheint das Talent des Improvisirens ein natürliches Erzeugniß des italienischen Bodens zu sein; doch auch Spanien, besonders Valencia und Minorca, entbehrt die beredten Zeugen einer poetischen Nationalität nicht. Nachdem die improvisirte Dichtkunst zugleich mit der provençalischen im 12. Jahrh. in Italien eingewandert war, scheint auch Petrarca diese Kunst ausgeübt zu haben; wenigstens ist von ihm bekannt, daß er die schöne Sitte der improvisirenden Dichter, die Sitte, den Gesang mit der Laute zu begleiten, in Italien eingeführt hat. Seit Wiederherstellung der Wissenschaften gab es in Italien Personen beiderlei Geschlechts, welche Gedichte, selbst von bedeutendem Umfang, aus dem Stegreife componirten. Zuerst bediente man sich hierzu der lateinischen Sprache, welche bis zu Ende des 15. Jahrh. die Sprache der Gelehrten war. Besonders leidenschaftlich war die Liebe zur improvisirten Poesie unter Leo X. und an den Höfen zu Urbino, Ferrara, Mantua, Mailand und Neapel. Einer der ältesten dieser Improvisatoren war Serafino d'Aquila, geb. 1466, gest. 1500, ein jetzt vergessener Dichter, der aber bei seinem Leben mit Petrarca an Ruhm wetteiferte. Doch übertraf ihn der gleichzeitige Bernardo Accolti, der Einzige von Arezzo (l'unico Aretino) zubenannt. Wenn es hieß: der Einzige recitire seine Verse an einem öffentlichen Orte, so kam Alles in Bewegung, die Läden wurden geschlossen, die Geschäfte verschoben, und Gelehrte und Ungelehrte strömten ihm zu. Fast nicht mindern Ruhm hatte der florentinische Improvisator Cristoforo, der Erhabenste (Altissimo) zubenannt. Unter den Improvisatoren gegen Ende des 15. und zu Anfange des 16. Jahrh. waren Nicolo Leoniceno, Mario Filelfo, Pamfilo Sassi, Ippolito von Ferrara, Battista Strozzi, Pero, Nicolo Franciotti, Cesare da Fano. Drei Improvisatoren jener Zeit waren blind, Cristoforo Sordi, Aurelio Brandolini und sein Bruder Rafaello. Es scheint, die griechischen Gelehrten, welche zu Anfang des 16. Jahrh. von Konstantinopel nach Italien flüchteten, verbreiteten daselbst mit dem Geschmack an ihrer Sprache und Literatur auch ihre Gebräuche. In verschiedenen Städten Italiens führte man jene Symposien ein, bei denen zu den Freuden der Tafel die Freuden des Geistes

sich gesellten. Leo X. liebte sie sehr und versammelte die Gelehrten gern an seiner Tafel. Unter ihnen war Andrea Marone, ein großer Improvisator, sein Liebling. Die gleichzeitigen Schriftsteller erzählen Wunder von seinem Talent. Hadrian VI., der die Dichter als eine Art von Abgöttern ansah, vertrieb ihn vom Vatican, wo Leo ihm seine Wohnung angewiesen hatte; Clemens VII. aber rief ihn zurück. Ein andrer Improvisator, Namens Querno, machte bei Leo eine Art von Hofnarren. Bei Tafel erhielt er, der den Wein nicht wenig liebte, aus des Papstes eignem Glase zu trinken, unter der Bedingung, daß er auf jeden aufgegebenen Gegenstand wenigstens zwei lateinische Verse machen sollte; waren diese schlecht, so erhielt er wenigstens die Hälfte Wasser unter seinen Wein. Spottweise nannte Leo ihn den Erzpoeten (Archipoëta). Nach Leos Tode hörte man auf, in lateinischer Sprache zu improvisiren, denn alle gute Köpfe schrieben jetzt in der lingua volgare, und die Improvisatoren folgten nach. Es läßt sich erwarten, daß sie dadurch um Vieles zahlreicher wurden. Nur einige der berühmtesten machen wir namhaft. Der Erste ist Silvio Antoniano, 1540 zu Rom im niedern Stande geboren, durch seine Talente aber zur Würde eines Cardinals erhoben. Er war ein gelehrter Kenner der alten Sprachen und in allen Wissenschaften wohl bewandert. Wegen seines Talents zu improvisiren nannte man ihn Poëtino. Einst hatte er an einem schönen Frühlingsabend auf dem Lande, mitten in einer sehr zahlreichen Gesellschaft, in einem Lustwäldchen zu improvisiren angefangen, als eine Nachtigall, gleichsam von seinem Gesange herbeigezogen, sich auf einen nahen Baum setzte und, wie von einer schönen Eifersucht ergriffen, mit ganz besonderer Lebhaftigkeit zu schlagen anhob. Das Erstaunen der Zuhörer bei diesem unerwarteten Wettkampfe gab den Versen des Dichters neuen Reiz, und dieser, von dem eignen Umstande selbst begeistert, verließ den vorher behandelten Gegenstand, wandte sich an die Nachtigall und pries die Schönheit ihrer Stimme und die Anmuth ihres Gesanges in so rührenden und harmonischen Versen, daß alle Zuhörer bis zu Thränen gerührt wurden. Einer der berühmtesten Improvisatoren aber war der Ritter Perfetti, geb. 1680 zu Siena, und 1747 zu Rom gestorben. Wir besitzen von Fabroni eine Biographie dieses Dichters, und von seinen improvisirten Gedichten sind 1748 zwei Bde. erschienen. Sein Vortrag war klar, über jeden Gegenstand wußte er eigenthümlichen Schmuck zu verbreiten, und da er ein unglaubliches Gedächtniß besaß, so drängte er am Ende den Inhalt seines ganzen Vortrags in wenige Verse zusammen. Er hatte dabei das Ansehen eines Begeisterten und war gewöhnlich am Ende vor Erschöpfung bewegungslos und halbtodt. Er recitirte seine Verse singend, um Zeit zum Überdenken zu gewinnen und das Maß besser zu halten, und ließ sich auch wol von einer Guitarre begleiten. Sein liebstes Versmaß war die Ottave. Der glorreichste Tag seines Lebens war der, an welchem er (unter Benedict XIII.), durch Verwendung der Prinzessin Violanta von Baiern, auf dem Capitol die Lorberkrone empfing: eine Ehre, die damals um so schmeichelhafter war, da sie durch Verschwendung noch nicht an Werth verloren hatte, denn nur Petrarca und Tasso waren bis dahin dieser Ehre würdig geachtet worden. Das römische Bürgerrecht und das Recht, die Lorberkrone seinem Wappen beizufügen, waren neue Auszeichnungen für ihn. Metastasio zeigte ebenfalls von früher Jugend an ein seltenes Talent zu improvisiren, allein die Ausübung dieses Talents war bei ihm eine gewaltsame Anstrengung der Natur. Hatte er eine Zeitlang improvisirt, dann fühlte er alle seine Kräfte erschöpft, man mußte ihn zu Bette bringen und durch Reizmittel wieder beleben; seine Kräfte aber kehrten unter 24 Stunden nie zurück. Er mußte daher, um sein Leben zu erhalten, einer so gefährlichen Kunst entsagen. Übrigens hat es auch an Frauen nicht gemangelt, welche dieses Talent in einem hohen Grade ausgebildet hatten. Quadrio gedenkt dreier berühmten Improvisatricen, der Cecilia Micheli von Venedig, der Giovanna de Santi,

und einer Nonne, Barbara von Correggio. Keine von allen indeß hat mehr Ruf erhalten als unter Pius VI. die berühmte Maddalena Morelli Fernandez, unter den Arkadiern Corilla Olimpica genannt, die im Toscanischen lebte und die Bewunderung aller Reisenden erregte. Sie war zu Pistoja geboren, wo ihr Talent, das sie durch vielfaches Studium sorgfältig ausbildete, sich frühzeitig entwickelte. Der Beifall, der ihr in Italien zurauschte, bewog den Kaiser Franz I., sie nach Wien zu berufen, wo sie mit Auszeichnung empfangen und mit Gnaden überhäuft entlassen wurde. Die Kaiserin Katharina berief sie nach Petersburg; die Furcht vor dem strengen Klima hielt sie aber ab, dahin zu gehen. Die Akademie der Arkadier nahm sie zu ihrem Mitgliede auf, und 1776 ward sie zu Rom öffentlich gekrönt und von dem römischen Senate zu einer Nobile cittadina ernannt. Sie verließ Rom und lebte nachher zu Florenz, wo sie 1800 starb. Neuere Improvisatricen sind die Bandettini (s. d.), die Fantastici zu Florenz, die Mazzei, geb. Lanti, welche Letztere vielleicht Alle durch die Ergiebigkeit ihrer Phantasie, durch den Reichthum und die Reinheit ihres Ausdrucks, durch den Wohlklang und die Regelmäßigkeit ihrer Verse übertrifft. Sie versuchte sich selbst in der Tragödie. 1764 starb zu Verona der berühmte Improvisator Zucco, der an dem Abbé Lorenzi einen würdigen Zögling und Nachfolger hinterließ. Auch der Advocat Bernardi in Rom war als Improvisator berühmt. Großen Ruf unter den Improvisatoren unserer Zeit haben Francesco Gianni (s. d.), von dessen Stegreifgesängen eine Sammlung 1795 erschienen ist, ferner Sestini. (S. über die ital. Improvisatoren einen Aufsatz in der „Abendzeitung", Jahrg. 1820, Nr. 123, 124.) Noch mehr hat sich berühmt gemacht Tommaso Sgricci aus Arezzo, welcher 1816 in Florenz mit einer improvisirten Tragödie auftrat, wozu Stoff und Personen von den Zuschauern angegeben wurden. In Paris improvisirte er mit großem Beifall 1826 die Tragödie „Missolunghi". In Turin hatte er das Trauersp. „Hector" improvisirt, das der Stenograph Delpino (Turin 1823) drucken ließ. In Florenz improvisirte S. als Trauerspiel den Tod der Maria Stuart. Er wurde dafür geadelt. — Von jeher aber erschienen die gedruckten Werke der bewundertsten Improvisatoren nicht über dem Mittelmäßigen. Perfetti war deßwegen klug genug, nie zuzugeben, daß Etwas von ihm gedruckt werde; und wahrscheinlich hätten wir auch von Metastasio nicht solche reizende Gedichte, hätte er nicht dem Improvisiren entsagen müssen. Der Grund ergibt sich von selbst. Die Gegner dieser Art von poetischen Ergötzungen mögen daher in ihrem strengen Urtheile nicht ganz Unrecht haben, ohne daß deßhalb die Bewunderer der Improvisatoren an Geschmack und Einsicht verdächtig gemacht werden könnten. Die wirkliche oder anscheinende Begeisterung des Dichters, sein lebhaftes Gefühl, seine treffende Action und Mimik, die Begleitung eines Instruments und überhaupt das ganze erhöhte Wirken einer lebendigen Gegenwart können die mächtigsten Wirkungen nicht verfehlen und lassen der Krittelei keine Zeit, sich zu äußern. Mit Recht sagt daher Bouterwek in s. „Geschichte der ital. Poesie": „Unter den poetischen Merkwürdigkeiten des heutigen Italiens ist die Kunst der Improvisatoren von mehr Bedeutung als die meisten gedruckten Sammlungen neuerer ital. Gedichte. Ihre Kunst beweist, mit welcher Biegsamkeit und Kraft eine italienische Phantasie, wenn sie einmal in Bewegung ist, Bilder und Worte in poetische Verhältnisse zusammenträgt. Daraus erklärt sich, wie es einem Italiener, auch bei einer nur mäßigen Cultur des Geistes, möglich ist, durch ein Bändchen nicht schlechter Verse die Zahl der vielen, die er vor sich findet, zu vermehren, wenn er die Poesie seiner Vorfahren auch nur mit dem Gedächtnisse aufgefaßt hat. Der erkünstelte und doch glückliche Enthusiasmus der heutigen Improvisatoren ist das lebendige Denkmal der guten Zeit des italienischen Geistes". Freilich je mehr Geist und poetisches Feuer den Improvisator beseelt, desto vorzüglicher wird ihm sein Werk gelingen; nach den gewöhnlichen herumzie-

henden Improvisatoren, welche z. B. in Rom auf dem Platze von Termini ihre Künste täglich zeigen, darf man nicht alle beurtheilen. Auffallend ist es, daß fast alle Improvisatoren in Toscana oder Venedig, hauptsächlich aber zu Siena und Verona geboren sind, und daß eben daselbst dieses Talent des Improvisirens sich ununterbrochen fortgepflanzt hat. Unsere Karschin würde in Italien gewiß eine sehr bewunderte Improvisatrice geworden sein. Als erster öffentlicher Improvisator der Deutschen ist 1824 der talentvolle Wolf aus Altona (jetzt Professor der neuern Sprachen am Gymnasium in Weimar) an mehren Orten mit Anerkennung aufgetreten. In Frankreich gab 1825 Eugène de Pradel mit Beifall improvisatorische Abendunterhaltungen.

Imputation, s. Zurechnung.

Inachus, ein Sohn des Oceanus und der Thetys, der Stammvater des ältesten Königsgeschlechts von Argolis, welches 382 Jahre regierte, seit 1800 v. Chr. Als Juno und Neptun um den Besitz von Argos stritten, sprach es Inachus als Schiedsrichter der Juno zu. Besonders berühmt ward er durch seine Tochter Jo.

Inauguraldisputation, s. Disputation.

Incest (Incestus), s. Blutschande.

Inclination heißt überhaupt die Neigung; in der Mathematik die Richtung einer Linie nach einem gewissen Punkte (nach dem Sinne der alten Mathematiker, namentlich Apollonius und Pappus). Die Astronomie bedient sich dieses Worts für die Winkel, welche die Planeten- und Kometenbahnen mit der Erdbahn (Ekliptik, gewöhnlich Sonnenbahn genannt) machen. Ein solcher Winkel ist desto kleiner, je weniger der Planet oder Komet von der Ekliptik abweicht. Nach den neuesten Beobachtungen von Lalande und Bode ist der Winkel dieser Abweichung bei Merkur 7°, für Venus 3°, 23′, 20″, bei Mars 1°, 51′, bei Pallas ungefähr 30°, bei Ceres 10°, 47″, bei Jupiter 1°, 19′, 10″, bei Saturn 2°, 30′, 20″, bei Uranus 0°, 43′, 45″. Genauere Bestimmungen für Ceres und Pallas, sowie für Juno und Vesta sind von der Zukunft zu erwarten. Die Kometen weichen unter verschiedenen oft sehr großen Winkeln von der Ekliptik ab, da sie den ganzen Himmel durchkreuzen. Die Inclination der Bahn des Mondes ist, je nachdem die Sonne auf ihn wirkt, verschieden, hält sich aber zwischen 5°, 1′ und 5°, 17′. — Inclination der Magnetnadel, s. Magnetnadel. M. L.

Incognito (ital.), unbekannt. Man sagt von hohen Reisenden, sie reisen incognito, wenn sie unter fremden Namen und mit Ablegung der äußern Zeichen ihres Ranges reisen.

Incolat, s. Indigenat.

Incommensurabel, unmeßbar, nennt man in der Mathematik eine Größe, welche von keiner andern zur Einheit genommenen Größe gemessen werden kann. Von der Art sind z. B. alle Quadratwurzeln, welche nicht ganze Zahlen sind, als die Q.W. von 12 ist = 3, 4641... und so ins Unendliche fort. Diese Eigenschaft der Größen heißt daher Incommensurabilität. M. L.

Incubation oder Tempelschlaf. Man glaubte in der Nähe der Götter einen divinatorischen Traum erhalten zu können; deßhalb überließ man sich demselben, und die Alten erzählen von vielen Orakeln durch Incubation, bei welcher, wie beim Somnambulismus, verschiedene anregende Einflüsse mitwirkten.

Incubus, s. Alp.

Independenten, eine protestantische Religionssecte in England und Holland, die am Ende des 16. Jahrh. unter der Regierung der Königin Elisabeth entstanden ist. Weil die Independenten alle Gebräuche der Anglikanischen Kirche (s. d.) für papistisch, ja für heidnisch erklärten und ihren Gottesdienst davon reinigten, so nannte man sie auch Puritaner. Allein sie selbst waren unter sich nicht in allen Stücken einig; daher gab es bei ihnen fast so viel verschiedene Einrichtungen als Ge-

meinden. Die leidenschaftlichste Secte der Puritaner bildeten die **Brownisten**, deren Stifter, Robert Brown, ein Theologe, 1580 die Ordnung und Gebräuche der bischöfl. Kirche als unchristlich und abergläubig angriff. Er verband sich mit einem Dorfschulmeister, Rich. Harrison, um von aller Kirchengewalt völlig unabhängige Gemeinden zu stiften. Seine Neuerungen betrafen jedoch nicht die Lehre, sondern nur die Form der reformirten Kirche. Bei den Brownisten war jede einzelne Gemeinde oder Congregation eine selbständige Kirche, die weder unter Bischöfen noch unter Ältesten stand; jede regierte sich selbst und ernannte oder entließ die Pastoren, nach der Stimmenmehrheit; auch konnte jedes Mitglied predigen, oder, wie sie es nannten, weissagen. Da Brown seine Meinungen mit großer Heftigkeit und auf eine für andre kirchliche Gesellschaften beleidigende Art vortrug, so ward er verhaftet, jedoch auf Lord Burghley's Verwendung freigelassen. Hierauf ging er nach Seeland, wo er, sowie zu Amsterdam und Leiden, mehre Gemeinden stiftete; auch schrieb er eine Abhandlung über schleunige Kirchenreform (Middelburg 1582). Einige Jahre später trat er wieder in England auf. Ein Erzbischof gab sich vergebens Mühe, ihn auf andre Ansichten zu bringen; sein Vater stieß ihn aus dem Hause, und er führte ein unstetes Leben, wobei ihm seine Heftigkeit öftere Gefängnißstrafe und endlich den Kirchenbann zuzog. Zuletzt unterwarf er sich der bischöfl. Kirche und erhielt sogar eine Pfründe; doch soll er seine Meinungen nicht förmlich widerrufen haben. Er lebte ausschweifend und starb im Gefängniß zu Northampton 1630, wohin man den kranken, fast 80jährigen Mann bringen mußte, weil er einen Beamten, der rückständige Steuern von ihm einfoderte, durchgeprügelt hatte. Die Menge der Brownisten und ihr feindseliger Eifer erregte bald darauf solche Besorgnisse, daß man einzelne einsperrte, andre zum Galgen verurtheilte und die meisten nach Holland verbannte. Gleichwol dauerte die Secte unter dem Namen der Congregationalisten fort, bis einer ihrer Prediger, John Robinson, Brown's feindselige Grundsätze gegen die bischöfliche Kirche aufgab und die Secte an den Geist christlicher Liebe und Mäßigung gewöhnte. Seitdem nennen sich die Gemeinden derselben, welche J. Robinson als ihren zweiten Stifter ansehen, Independenten. In den Bürgerkriegen des 17. Jahrh. waren sie eine mächtige politische Partei. (S. **Cromwell**.) Jetzt unterscheiden sich die Independenten von den übrigen protestantischen Kirchen durch Nichts, als daß sie jede Glaubensformel verwerfen, indem sie von ihren Anhängern allein den Glauben an das Evangelium fodern, und daß sie ihre Prediger, zu denen sie fromme und tüchtige Männer wählen, nicht ordiniren lassen. Unter diesen befinden sich mehre ausgezeichnete Gelehrte. 20.

Index. Überhaupt Register, Nachweiser. In der Mathematik besonders Stellenzeiger; so wird der Ausdruck bei den Logarithmen für die Kennziffer, bei den Reihen für die Gliederstelle u. s. w. gebraucht.

Indicativ (Indicativus, nämlich modus) heißt diejenige Form (modus) eines Zeitworts, durch welche eine Handlung oder ein Zustand als wirklich und direct ausgesprochen, ein Prädicat einem Subjecte als wirklich und ihm unmittelbar zugehörig beigelegt oder abgesprochen wird, z. B. ich bin; dahingegen der Conjunctiv Etwas als zufällig und möglich, oder unbestimmt und mittelbar (indirect) anzeigt, z. B. ich sei. Inwiefern das Nothwendige als eine Art des Wirklichen, nämlich als das Unbedingtwirkliche angesehen werden kann, kann der Indicativ auch das Nothwendige ausdrücken; z. B. 2 Mal 2 ist 4. Der Indicativ, oder die bestimmt anzeigende Form des Zeitworts, stellt sich, wie alle modi, verschieden in den Sprachen dar und ist gewöhnlich in der Endung zu erkennen, bezeichnet auch gewöhnlich zugleich Person, Zahl und Geschlecht.

Indien, indische **Colonien**, in Hinsicht auf den Welthandel. (Vgl., was Geographie und Statistik betrifft, den Art. **Hindostan**.) Schon im Alterthume war Indien für Phönicier, Karthager und Ägypter der Quellenpunkt des

Welthandels, worüber Heeren's „Ideen" (1. Bd., 3. Abth., 4. Aufl., 1824) belehren. Die Europäer aber erhielten bis zu Ende des 15. Jahrh. die köstlichen Waaren Indiens nur aus der zweiten Hand, theils über Ägypten, wohin sie auf dem arabischen Meerbusen kamen, theils auf einem langen Karavanenwege durch das innere Asien. Dieser Handel war in den Händen der Venetianer und Genueser, welche die europäischen Märkte mit asiatischen Waaren versahen und dadurch reich und mächtig wurden. Die Umschiffung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, welche (1498) den Seeweg zu Indiens Reichthümern zeigte, führte die Portugiesen zum Besitze eines Reichs in Asien. Wenige Jahre, nachdem Vasco de Gama (s. d.) an der Küste von Indien gelandet war, waren sie schon die begünstigtsten Kaufleute auf der ganzen Küste, hatten trotz der geschäftigen Eifersucht der Mohammedaner, in deren Händen bisher der gewinnvolle Handel mit indischen Waaren gewesen war, einige Niederlassungen gegründet und mit mehren einheimischen Fürsten Handelsbündnisse geschlossen, in welchen dieselben den König von Portugal für ihren Oberherrn erkannten. Franz v. Almeida, der erste portugiesische Vicekönig in Indien (von 1505 — 9) erhöhte den Ruhm seines Volkes in den indischen Meeren; überall, wo seine Schiffe landeten, gründete er Handelsniederlassungen, und nahm selbst Ceylon schon 1506 in Besitz. — Sein größerer Nachfolger in der Verwaltung, Alfons v. Albuquerque (von 1510—15), befestigte das stolze Gebäude der portugiesischen Herrschaft in den indischen Meeren. Er legte Festungen an zur Beschützung der Handelsniederlassungen und eroberte das wichtige Malakka, wo sich die Handelsschiffe von Japan, Sina, den Molukken, den Philippinen, von Bengalen, Persien, Arabien und Afrika sammelten, und der Schrecken, welchen diese Eroberung verbreitete, bewog die mächtigsten Fürsten der jenseitigen indischen Halbinsel, das Bündniß der Portugiesen zu suchen; er nahm bald darauf die Molukken und mit ihnen den reichen Gewürzhandel, und beschloß seine Laufbahn mit der Eroberung von Ormuz, der reichsten und wichtigsten Handelsstadt im persischen Meerbusen, deren Besitz er durch eine starke Festung sicherte. Bald nach seinem Tode herrschten die Portugiesen vom arabischen bis zum persischen Meere; fast alle Häfen und Inseln an den Küsten von Persien und Indien waren in kurzer Zeit in ihrer Gewalt; sie besaßen die ganze malabarische Küste bis zum Vorgebirge Komorin, hatten Niederlassungen auf der Küste Koromandel und am bengalischen Meerbusen, Ceylon war ihnen zinsbar; selbst in China hatten sie Factoreien, und die Häfen von Japan, wohin ein Sturm ihnen den Weg wies, waren ihren Handelsschiffen geöffnet. Zu dieser Höhe war ihre Macht um 1542 gestiegen, und 60 J. führten sie ihren gewinnvollen Handel ohne mächtige Nebenbuhler. Auf allen europäischen und asiatischen Märkten bestimmten sie den Preis der Waaren. Kein fremdes Handelsschiff konnte in den indischen Häfen eine Ladung einnehmen, ehe nicht die portugiesischen Schiffe befrachtet waren; kein Schiff konnte sicher in den indischen Gewässern fahren ohne portugiesische Pässe, und selbst Diejenigen, welche mit Erlaubniß der Portugiesen Handel trieben, durften doch nicht mit Zimmet, Ingwer, Pfeffer, Stahl, Eisen, Blei und Waffen handeln, weil diese Waaren Gegenstände ihres Alleinhandels waren. Der Mittelpunkt ihrer Herrschaft war seit Albuquerque Goa, wo der Statthalter des Königs von Portugal, unter dem Namen eines Vicekönigs oder Gouverneurs, seinen Sitz hatte. Durch kühne, oft empörende Gewaltstreiche sicherten sie ihre Herrschaft in Asien. Sie beschossen die mächtigsten Städte auf den indischen Küsten, verbrannten die Schiffe ihrer Feinde in den eignen Häfen derselben, wiegelten die abhängigen einheimischen Fürsten gegen ihren Oberherrn auf, um die innere Zwietracht zur Erhöhung ihrer Macht zu benutzen, und keinem Fürsten gewährten sie Frieden oder Bündniß, der nicht dem Könige von Portugal huldigte und seine Abhängigkeit durch die Erlaubniß, eine Festung in seiner Hauptstadt zu

bauen, sicherte. Selbst in den Küstenländern, wo sie nur handelten und nicht zugleich geboten, sondern die Eingeborenen ihren einheimischen Fürsten allein unterworfen blieben, herrschten sie doch mittelbar durch den Schrecken ihres Namens. Portugal verdankte diese Herrschaft der Kraft einzelner vorleuchtender Männer, die in der schönsten Zeit seines Ruhmes mit heroischer Begeisterung zu jenem fernen Schauplatze eilten. Der Hang zu ritterlichen Abenteuern, der nach der Bezwingung der Mauren keinen Gegenstand mehr in der Heimath fand, hoffte und suchte dort volle Befriedigung. Aber die Nachfolger der Helden, welche die Handelsgröße ihres Volks gegründet hatten, waren nicht mit gleicher Kraft gerüstet; Habgier und Plünderungssucht wurden bald die einzigen Beweggründe, welche zu Unternehmungen antrieben; die Ehre des portugiesischen Namens, dem jene Männer, selbst wenn sie Gewaltschläge fallen ließen, Achtung zu erhalten wußten, ward immer mehr verdunkelt; der empörende Mißbrauch der Gewalt reizte den Widerstand der Eingeborenen, welche, früher durch die Herrschsucht der listigen Fremdlinge gegen einander bewaffnet, jetzt beim Anblicke der gemeinsamen Gefahr desto fester sich verbanden. Als nun auch auf dem Throne von Portugal dem kräftigen Johann II und dem großherzigen Emanuel schwache Fürsten folgten, als unter dem Jesuitenzöglinge Sebastian das Reich seinem Verfalle immer mehr entgegensank, verfiel auch das stolze Gebäude in Asien. Die Vereinigung Portugals mit Spanien (1580) entschied den Sturz der portugiesischen Handelsmacht in Indien. Die spanischen Könige vernachlässigten die asiatischen Niederlassungen. Raub, Plünderung und Ungehorsam nahmen überhand; einige Befehlshaber in Indien machten sich unabhängig, andre gingen zu den indischen Fürsten über, andre wurden Seeräuber. Die Portugiesen wurden von Holländern und Engländern wie Spanier behandelt.

Die Niederlande hatten bisher die indischen Waaren, mit deren Vertrieb sie sich beschäftigten, von dem großen Handelsmarkte Lissabon abgeholt. Philipp II. aber, unwillig gegen die Abgefallenen, verbot den niederländischen Schiffen den Hafen der portug. Hauptstadt, und zwang dadurch das betriebsame Volk, an die Quelle selbst zu gehen. Sie waren eben mit den vergeblichen Versuchen beschäftigt, einen neuen Weg nach Indien durch die nördlichen Meere zu finden, um ihren Feinden auszuweichen, als Cornelius Houtman, ein Niederländer, der mehrmals auf portugiesischen Schiffen Handelsreisen nach Indien gemacht hatte, ihnen seine Dienste anbot. Er ward 1595 mit vier Schiffen nach Indien gesandt, um die Küsten, die Bewohner derselben und die Handelsverhältnisse jedes Ortes zu erforschen, und kehrte mit günstigen Hoffnungen zurück; denn schon auf dieser ersten Reise waren Handelsbündnisse mit den Fürsten auf der Insel Java geschlossen. Die Gesellschaft der Kaufleute, welche diese Unternehmung beförderte, sandte darauf den Admiral van Steck mit dem Auftrag ab, auf jener Insel (die von dem Mittelpunkte der portugiesischen Handelsmacht entfernt, aber den Gewürzinseln nahe genug lag, um einen Schleichhandel zu begünstigen, und nicht weniger gut gelegen war zur Anknüpfung eines Handelsverkehrs mit China und Japan) holländische Comptoire anzulegen und mit den einheimischen Fürsten Verträge zu schließen. Der Haß, welchen die Eingeborenen auf die zuweilen auch hier landenden Portugiesen geworfen hatten, unterstützte ihn nicht wenig bei der Ausführung dieses Unternehmens. Es traten nun mehre kleine Gesellschaften in Holland zusammen, die den indischen Handel zum Gegenstand ihrer Unternehmungen machten; aber es zeigte sich bald, daß der zu starke Zudrang die Handelsmärkte in Indien, wie in Europa, überfüllte. Um diesen Nachtheil aufzuheben und den eifersüchtigen Portugiesen einen kräftigern Widerstand entgegensetzen zu können, als Einzelne zu leisten vermochten, wurden die kleinen Handelsgesellschaften 1602 in eine große Ostindische Gesellschaft vereinigt, welche das Recht erhielt, Krieg und Frieden mit

den Fürsten Asiens zu schließen, Festungen zu bauen, Besatzungen zu unterhalten und einen Gouverneur zu wählen. Als nun auf Java und auf andern Punkten befestigte Comptoire angelegt und mit mehren Fürsten von Bengalen Handelsbündnisse geschlossen wurden, begann der lange Kampf mit den eifersüchtigen Nebenbuhlern. Hatten die Portugiesen den Vortheil einer genauern Kenntniß der indischen Meere, so konnten dagegen die Niederlande auf eine kräftigere Unterstützung aus Europa rechnen, da Philipp II. und seine Nachfolger die Niederlassungen in Asien oft ohne Hülfe ließen. Als aber Zeit und Erfahrung jenen Vortheil auch den Holländern gaben und sie damit auch noch den Vorzug einer stärkern und besser bedienten Seemacht verbanden, ward den Portugiesen ein Platz nach dem andern entrissen. 1621 räumten diese ihren siegreichen Nebenbuhlern die Molukken, 1633 Japan, 1641 Malakka, 1658 Ceylon, 1660 Celebes (wo die Portugiesen nach dem Verluste der Molukken sich festgesetzt hatten, um sich durch Schleichhandel noch einigen Antheil an dem Gewürzhandel zu verschaffen), und seit 1663 fielen auch die wichtigsten Plätze auf der Malabarküste, wo sich die portugiesische Handelsmacht am längsten behauptet hatte, in die Gewalt der Holländer. Zu gleicher Zeit, als die Portugiesen mit den Holländern kämpften, traten auch die Engländer gegen sie in die Schranken. Schon 1600 gab die Königin Elisabeth den Kaufleuten in London ein ausschließendes Vorrecht zum Handel nach Indien auf 15 Jahre, und im folgenden Jahre liefen die ersten vier Handelsschiffe der ostindischen Compagnie von Lancaster nach den Molukken aus. Der reiche Gewinn dieser ersten Handelsreise reizte die verbundenen Kaufleute, Alles aufzubieten, um die Hindernisse zu besiegen, welche Portugiesen und Niederländer neuen Ansiedlungen auf den indischen Küsten in den Weg legten, und es gelang ihnen bald, auf Java, Amboina und Banda Niederlassungen und Festungen anzulegen und den Gewürzhandel mit den Niederländern zu theilen. Zwar ward ihnen dieser Vortheil bald wieder durch die Holländer entrissen, welche sich durch einen Gewaltstreich im alleinigen Besitze der Molukken sicherten, dagegen aber waren die Engländer desto glücklicher in ihren Niederlassungen auf den Küsten von Malabar und Koromandel, und schlugen die Angriffe der stärkern Portugiesen immer gleich ab. Wichtiger noch war der Vortheil, den sie 1623 errangen, als sie, von den Persern gerufen, diesen die Portugiesen aus Ormuz vertreiben halfen; denn außer dem Antheile an der reichen Beute der eroberten Waarenlager erhielten sie eine Niederlassung am Eingange des persischen Meerbusens (Bender-Abassi), und gelangten zu dem Handel mit Seide, morgenländischen Teppichen, Goldstoffen und andern persischen Waaren. So erhob sich seit der Mitte des 17. Jahrh. auf den Trümmern des portugiesischen Asiens die Handelsmacht der Holländer und Briten. Aber den freudigen Begrüßungen, womit die Eingeborenen, als sie der Herrschaft der verhaßten Portugiesen los wurden, die Holländer empfingen, folgte bald neue Trauer. Sie sahen, daß sie das harte Joch der Portugiesen mit einem härtern vertauscht hatten, daß Habsucht und Kaufmannsgeiz unter den neuen Gebietern dieselben Wirkungen hervorbrachten, die ihrer Ruhe und Freiheit seit der Ankunft der ersten Europäer so verderblich gewesen waren. Auch die Holländer waren, wie die Portugiesen, fast immer im Kriege mit den Eingeborenen auf den Inseln und auf dem festen Lande, wo sie Niederlassungen gegründet hatten. So ward gleich nach der Vertreibung der Portugiesen von den Gewürzinseln durch Gewalt erzwungen, daß die Gewürznelkenbäume auf allen Inseln, außer auf Amboina, ausgerottet wurden; auf Banda wurden alle Bewohner vertilgt, weil sie nicht Sklaven werden wollten, und die ganze Insel wurde unter Weiße vertheilt, welche von den benachbarten Eilanden Sklaven zum Anbau ihres Bodens zogen. Das prächtige Batavia auf der Nordküste von Java ward seit 1619 der Sitz der holländischen Regierung von Indien und die Hauptniederlage des asiatischen Handels der Ostindischen Gesellschaft; von hier aus

herrschte der Generalstatthalter gleich einem Könige, während der fünfjährigen Dauer seiner Amtsgewalt, über die inländischen Fürsten. Bis auf die neuesten Zeiten, wo das ganze europäische Colonialsystem erschüttert ward und fast alle Handelsniederlassungen in Asien in die Gewalt der meerbeherrschenden Briten fielen, blieben die Holländer, ungeachtet häufiger Kämpfe mit den Eingeborenen, im Besitze ihrer Ansiedelungen, unter welchen Surate auf der Nordküste der vorderindischen Halbinsel, das Commandement Malabar, wo Kochin die Hauptfestung, das Gouvernement Koromandel mit der Festung Negapatnam, die Niederlassung Chinsura in der Direction Bengalen, das Gouvernement Malakka, die äußerste holländische Besitzung auf der südlichen Spitze der Halbinsel diesseit des Ganges, Celebes, das einzige Gebiet, wo sie nach der Entwaffnung und Unterwerfung der eingeborenen Fürsten förmlich herrschten, Java, die Molukken, die südliche Küste von Borneo (die späteste Niederlassung) die wichtigsten waren.

Ehe wir zu den englischen Colonien in Indien zurückkehren, müssen wir einen Blick auf die übrigen Handelsniederlassungen werfen, welche gleichfalls im 17. Jahrh. gegründet wurden, die Ansiedelungen der Dänen und Franzosen. Ein holländischer Factor, Boschower, der von dem Könige von Ceylon als hohen Gunstbeweis den Titel eines Prinzen erhalten hatte, ward nach seiner Rückkehr in die Heimath kalt aufgenommen und bot unmuthig dem Könige Christian IV. seine Dienste zur Anlegung einer Niederlassung auf Ceylon an. Es ward sogleich (1618) eine ostindische Gesellschaft in Kopenhagen gebildet, und Boschower reiste mit sechs Schiffen, von welchen die Hälfte dem Könige, die andre jener Gesellschaft gehörte, nach Indien ab. Er starb unterwegs. Der dänische Seemann, der die Schiffe führte, fand eine schlechte Aufnahme in Ceylon, als er ohne Boschower ankam, und wandte sich alsbald nach Koromandel, der nächsten Küste des indischen festen Landes. Der inländische Fürst von Canjore bewilligte ihm gegen eine jährliche Abgabe einen fruchtbaren Landstrich, wo sogleich der Grund zu der Stadt Tranquebar gelegt und bald darauf zur Beschützung der neuen Niederlassung die Festung Dansburg erbaut ward. Die übrigen Europäer, welche sich in Indien niedergelassen hatten, legten den Dänen anfangs keine Schwierigkeiten in den Weg, und diese betrieben einen ziemlich bedeutenden Handel. Als aber die Holländer immer mächtiger und übermüthiger wurden, schlossen sie die neuen Nebenbuhler bald von allen Märkten aus. Die Angelegenheiten der dänischen Gesellschaft verfielen; sie trat der Regierung ihre Niederlassungen ab und ward 1634 völlig aufgelöst. Seit 1643 hörte die Schifffahrt der Dänen nach Indien ganz auf. 1670 aber errichtete Christian V. eine neue Handelsgesellschaft, welcher er durch Ausrüstung von Schiffen ein so bedeutendes Geschenk machte, daß fast die Hälfte des zusammengeschossenen Capitals von seiner Freigebigkeit herrührte. Sie erhielt überdies das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen. Die neue Gesellschaft ward bald in neue Kriege mit den eifersüchtigen Holländern und dem von diesen aufgehetzten Fürsten von Canjore verwickelt. Ohnmächtig dauerte sie fort bis 1729, wo sie nicht mehr im Stande war, ihr kleines Gebiet länger zu behaupten, und aufgehoben wurde. Zwei Jahre nachher ward sie von Christian VI. zum zweiten Male erneuert. Sie erhielt einen Freibrief auf 40 Jahre und den ausschließenden Handel vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach China. Die Gesellschaft hatte so glücklichen Fortgang, daß ihr Freibrief, als derselbe abgelaufen war, auf 20 J. erneuert ward, aber mit einer Einschränkung, welche das Recht des Alleinhandels der Gesellschaft nahm und jedem dänischen Unterthan den indischen Handel gegen eine gewisse Abgabe an die Gesellschaft freigab. Während dieser Zeit waren mehre wichtige Niederlassungen und Besitzungen auf den Küsten Malabar und Koromandel, in Bengalen, in Behar, in Orissa, an der Malakkastraße erworben, und diese Ansiedelungen waren in Hinsicht auf die Belebung der Schifffahrt und des Han-

dels der Dänen so wichtig geworden, daß der König 1770 der Gesellschaft alle Niederlassungen in Indien für 170,999 Thlr. abkaufte und die Beamten derselben in seine Dienste nahm. Der Handel nach Indien und nach China ward seitdem allen dänischen Unterthanen freigegeben.

Schon waren die Ostindischen Gesellschaften in England und Holland aufgeblüht, und die Franzosen hatten, einzelne mißlungene Unternehmungen abgerechnet, noch keinen unmittelbaren Handelsverkehr mit Indien angeknüpft. Endlich aber ward der franz. Handelsminister Colbert so laut aufgefodert, den Unternehmungsgeist der Nation zu begünstigen, daß er sich 1665 entschloß, eine ostindische Handelsgesellschaft zu gründen und ihr auf 60 J. alle Freiheiten und Rechte zu verleihen, welche die englische und holländische Gesellschaft genossen. Die verbundenen Kaufleute mußten ein Capital von 15 Mill. Liv. zusammenbringen. Die Insel Madagaskar, am Eingange des indischen Meeres und der afrikanischen Küste nahe, zum Handel nach Afrika, Persien, Arabien und Indien gut gelegen, wurde zum Mittelpunkte der neuen Niederlassungen gewählt. Aber schon in fünf Jahren war die Handelsgesellschaft durch schlechte Verwaltung, durch Veruntreuung ihrer Beamten in solchen Verfall gerathen, daß sie ihre Niederlassungen der Regierung abtrat. Es ward nicht besser, und zwei Jahre später wurden alle Franzosen, die auf Madagaskar zurückgeblieben waren, ermordet. Indeß ward statt Surate in Guzerat, wo die Franzosen anfangs die Niederlage ihrer Waaren hatten, der damals unbedeutende Flecken Pondichery gewählt, welcher sich bald zu einer ansehnlichen Stadt erhob. Während des ganzen 17. Jahrh. aber konnte der franz. Handel nach Indien sich nicht heben. Die Mängel des Verwaltungssystems, Kriegsunfälle, unkluges Eingreifen der Regierung hinderten das Gedeihen aller Niederlassungen, sodaß manche kaum gegründete Ansiedelung schnell wieder aufgegeben werden mußte. Endlich überließ die ostindische Gesellschaft den uneingeschränkten Genuß ihrer 1714 wieder erneuerten Vorrechte den Schiffsausrüstern von St.-Malo. Erst unter der Staatsverwaltung des Cardinals Fleury kam Ordnung und Thätigkeit in diese Handelsunternehmungen, als die Brüder Orri und Fulvy die Leitung derselben übernahmen. Pondichery hob sich bald aus seinem Verfalle und das seit 1720 von den Franzosen in Besitz genommene, als Station der Indienfahrer trefflich gelegene, Isle-de-France blühte durch des erfahrenen Bourdonnaye's (s. d.) Vorkehrungen seit 1735 in kurzer Zeit herrlich auf. Ebenso gedieh unter des verdienstvollen Dupleix (s. d.) Leitung die Colonie Chandernagor am Ganges. Auf allen östlichen Meeren, wo gewinnvoller Handel zu erwarten war, segelten franz. Schiffe. In dem Seekriege zwischen Frankreich und England, von 1745 — 47, behaupteten sich die Franzosen auf das tapferste in Indien, ungeachtet sie aus Europa wenig Unterstützung erhielten; aber am höchsten stieg gleich nach dem Frieden von 1748 ihre Macht durch ihren glücklichen Einfluß auf die Kriege der indischen Fürsten. Sie erwarben ansehnliche Besitzungen an den Küsten von Golkonda, Orissa und Koromandel, die aber freilich zu weit aus einander lagen, als daß sie sich gegenseitig hätten unterstützen können. Während des neuen Krieges mit England (von 1755 — 63) gingen nach und nach alle Theile des franz. Reichs in Indien verloren. Der Friede gab ihnen nur Pondichery und Mahé zurück, und erlaubte ihnen drei kleine Factoreien in Bengalen mit schwachen Besatzungen. Sie verloren seit dieser Zeit noch mehrmals Pondichery und erhielten es wieder, zuletzt durch den pariser Frieden vom 30. Mai 1814. Die Briten sind nun, nachdem alle ihre Nebenbuhler theils gefallen, theils erschöpft sind, die herrschende Handelsmacht in Indien. Auf dem Grunde, welcher im 17. Jahrh., wie oben erwähnt, dazu gelegt ward, erhob sich der stolze Bau ihrer Herrschaft, seit 1702 die Fonds aller kleinen Handelsgesellschaften, welche sich kurz vorher gebildet hatten, mit der Ostindischen Compagnie

waren vereinigt worden. Die Geschichte derselben s. Englisches Reich in Ostindien.

Indien heißt auch Ostindien und begreift in dieser Bedeutung Südasien zwischen Persien und China: die beiden Halbinseln ost- und westwärts des Ganges und alle Inseln im indischen Meere von Ceylon bis zu den Philippinen. Vorderindien oder Hindostan (s. d.) begreift: A) Asiatische Staatengebiete, und zwar: 1) Die Lande der Seikhs (3256 □M., 4 Mill. Einw.), ein theokratischer Staat mit der Hauptst. Lahore (100,000 Einw.). Über die Sekte der Seihks s. d. 2) Nepaul (s. d.). 3) Der Staat des Maha Raja Sindia, der einzige noch unabhängige Marattenstaat (1860 □M., mit 4 Mill. Einw.). Die Dynastie heißt Sindiah; die Residenz Udschin. Auch liegt hier die berühmte indische Festung Gwalior. B) Europäische Staatengebiete, und zwar 1) die britischen. (S. Englisches Reich in Ostindien.) Dazu gehören: a) In der Präsidentschaft Calcutta (s. d.):

Bengalen, Bengal (4523 □M., 25,306,000 Einwohner). Dieses Land liegt zwischen 21—27° N. Br. und 86—92° Ö. L. von Greenwich. Von den Einw. sind $\frac{4}{5}$ Hindus, $\frac{1}{10}$ Mohammedaner von afghanischer und arabischer Abstammung, und $\frac{1}{10}$ theils portugiesische Abkömmlinge, theils andre Ansiedler fremden Ursprungs. — Der Ganges, Burramputer (Brahmapootra), Dummuhda und andre Flüsse durchströmen das Land und stehen durch eine Menge kleiner Gewässer sowol, als durch die regelmäßigen jährl. Überschwemmungen dergestalt mit einander in Verbindung, daß fast keine einzige Stadt die Wohlthat der Binnenschifffahrt entbehrt. — Die hohen Gebirge im N. und die große Menge fließenden Wassers mildern die Hitze sehr. Alle Gebäude müssen auf Pfähle gegründet werden, weil man in einer Tiefe von 3 — 4 Fuß überall Wasser findet. Das bis auf $\frac{1}{4}$ seines Flächeninhalts ungemein fruchtbare Land bringt meistens in einem Jahre den zweijährigen Lebensbedarf der Einw. an Getreide, Obst und Gartenfrüchten hervor; und nur durch ganz ungewöhnlichen Mißwachs des Reises, als des vorzüglichsten Nahrungsmittels aller Stände, kann zuweilen Mangel entstehen. Die übrigen Landeserzeugnisse sind Baumwolle und Seide in großer Menge, Hanf, Flachs, Indigo, Wachs, Gummilack, Opium, Sandelholz, Pfeffer und andre Gewürze, Salpeter, der an manchen Orten aus der Erde hervorwächst, Seesalz und Eisen. Zu den Hausthieren, welche Bengalen mit Benares (s. d.) gemein hat, gehören noch die im südöstlichen Theile des Landes einheimischen Elefanten. Die Pferde sind klein und unansehnlich. Die Wälder sind reich an Wildpret und Geflügel aller Art, aber die Jagd ist gefährlich, wegen der Menge reißender Thiere, unter welchen der sogenannte bengalische Königstiger, der Leopard und der Panther die ersten Stellen einnehmen. In den Flüssen finden sich neben den köstlichsten Fischen Krokodille von allen Größen. Der größte Theil der Einw. besteht, wie schon erwähnt, aus Hindus. Beide Geschlechter sind schlank und fein von Wuchs und trotz einer gewissen angeborenen Furchtsamkeit außerordentlich streitsüchtig. Ihre große, nützliche und sinnreiche Betriebsamkeit wird bloß von ihrer noch größern Mäßigkeit in sinnlichen Genüssen übertroffen. Mit den einfachsten Hülfsmitteln liefern die bengalischen Weber, welche eine eigne Kaste ausmachen, die feinsten und kostbarsten Zeuche in Seide und Baumwolle. Die Einkünfte, welche die ostindische Compagnie, außer dem nicht zu berechnenden Vortheil eines fast unbeschränkten Handelsmonopols, von Bengalen bezieht, bestehen hauptsächlich in den Pachtgeldern für Acker- und Gartenland, welches in ganz Hindostan für ein Eigenthum der Landesherrschaft angesehen wird. Diese Einkünfte betrugen 1817 11,790,000 Pf. Sterl.; die Ausgaben 8,021,000; der reine Überschuß 3,769,000 Pf. St.; die Schulden 30 Mill. Pf. St. Die vorzüglichsten Städte sind: Calcutta (s. d.), Dacca und Murschedabad (Moor-

schebabad); dann die Bezirkshauptorte: Birbkum (Beerbkoom), Boglepur, Burdwan, Dschittagong (Chittagong) oder Islamabad, mit einem guten Hafen, Dinagpur, Hugley, Dschessur (Jessore), Midnapur, Momensing, Nubdiah mit einem Hinduseminarium, Purniah, Radschessahaye (Rajeshahaye), Ramghur, Rungpur und Sylhot. Ferner Bendel, wo seit mehren Jahrhunderten die Impfung der Kinderblattern üblich war; Kassimbasar, Saidabad, Nattor, Maldah, Radschomal und Mungulghaut. Merkwürdig ist das Gebirgsland Garrau in Nordost, dessen friedliche, den Engländern zinsbare Einwohner unter der Regierung ihrer Baneas (Ältesten) mit eignen Priestern, in patriarchalischer Einfachheit leben. Bengalen stand ehemals unter dem Großmogul und ward von einem Nabob oder Unterkönig regiert. Die Städte Gaur, Tonda, Radschemal, Dacca und Murschedabad waren wechselsweise die Hauptstädte des Landes. Nach der Zerrüttung des mongolischen Reiches durch Thomas Kuli-Khan, also ungefähr von 1757 an, verfuhr die Englisch-ostindische Handelscompagnie, die in Calcutta und andern Orten ansehnliche Besitzungen hatte, sehr willkürlich mit den Nabobs, die sich von dem Großmogul meist unabhängig gemacht hatten. Der Major Adams eroberte 1763 in 4 Monaten ganz Bengalen und verjagte den Nabob. — Shah Zadah, der den Titel Mogul angenommen hatte, erklärte hierauf, besonders in Folge der Bemühungen des damaligen Generalgouverneurs, Lord Clive, 1765 die Compagnie zu seinem Duan oder Einnehmer der Staatseinkünfte in Bengalen, Bahar und Orixa, gegen das Versprechen, ihm jährlich eine gewisse Summe zu bezahlen und dem beizubehaltenden fast bloßen Titularnabob ebenfalls etwas Bestimmtes zu Bestreitung der Civilregierung auszuzahlen, für den Überrest der Einkünfte aber die zum Schutz des Landes erfoderlichen Truppen zu unterhalten. Auf diese Weise erhielt die Compagnie ein reines jährl. Einkommen von beinahe 1,700,000 Pf. St., und nach dem Tode des Nabob Mir Jaffir 1770 die alleinige und höchste Gewalt im Lande (der jetzige Nabob ist nämlich ein Pensionnair ohne alle ausübende Macht, die nicht selten von den Beamten grausam gemißbraucht wurde). — 1770 entstand durch Mißwachs ein Mangel an Reis, und die Beamten der Compagnie veranlaßten durch Aufkauf der schwachen Vorräthe eine Hungersnoth, in welcher über 3 Mill. Menschen umkamen. Bengalen, Bahar, Orixa, Benares, Auhd u. Tipra bilden die Präsidentschaft Calcutta, die erste und wichtigste der drei englisch-ostindischen Präsidentschaften. Die Militairmacht, welche die Compagnie in diesen Ländern hält, besteht in Friedenszeiten gewöhnlich aus 8000 Europäern und 60,000 Seapoys oder einheimischen Mohammedanischen Soldaten zu Fuß und zu Pferde unter europäischen Oberofficieren. Die fünf Hauptmilitairstationen außer Fort Williams bei Calcutta sind: Barrakpur, Berhampur, Dschittagong, Dacca und Daschpur (Tajepore). Die oberste bürgerliche Regierung von Bengalen besteht aus einem Gouverneur, der zugleich Generalgouverneur von ganz Indien ist, und drei Räthen, deren einer der Generalcommandant der Militairmacht ist, während die beiden andern jedesmal auf drei Jahre aus den Civilbeamten der Compagnie gewählt werden. Die Provinzial- und Bezirksgerichte werden zwar gleichfalls von britischen Beamten verwaltet, allein der Form wegen haben die Europäer überall einige Mohammedanische und indische Beisitzer neben sich. Die Gesetze sind aus ursprünglich indischen, Mohammedanischen und englischen zusammengesetzt. Alle Religionen genießen gleiche Freiheit. 2) Bahar; 3) Allahabad; 4) Aud (s. d.); 5) Agra; 6) Delhi, Provinz und Stadt gl. N. (s. d.); 7) Gurwal; 8) auf Dekan acht Provinzen. b) In der Präsidentsch. Madras (s. d.) 9 Provinzen, darunter Mysore (s. d.). c) In der Präsidentsch. Bombay (s. d.) mit der Insel d. N. und 4 Provinzen. — II. Die französischen Besitzungen liegen mitten in den verschiedenen brit. Provinzen; zusammen 9½ □M. mit 90,000 Einw., s. Pondichery. — III. Die portugiesischen Besitzungen, 90 □M., 250,000 Einw.,

f. Goa. — IV. Die dänischen, f. Trankebar und Serampore. — Unter neuern Schriften ist des Sir John Malcolm „Memoir of Central India, including Malva and adjoining provinces etc." (Lond. 1824, 2 Abth.) auch geschichtlich wichtig; damit ist in statist. Hinsicht Hamilton's „India Gazetteer" und dessen „Description of Hindostan" zu verbinden.

Hinterindien, oder die östliche indische Halbinsel (40,620 □M., mit 36 Mill. Einw., theils mongol., theils malaischer Abkunft), enthält 5 Reiche: 1) Aschem oder Assam (2791 □M., mit 1 Mill. Einw.), 2) das birmanische Reich (9—26° N. B., 14,750 □M. nach Symes, mit 17 Mill. Einw.). Die Bewohner, ein schönerer und kräftigerer Menschenschlag als die Hindus, aber nicht so reinlich, sind sehr kriegerisch, gastfreundlich, haben keine Bettler und viel Ehrfurcht fürs Alter. Der birmanische Staat begriff die aus Missionsberichten bekannt gewordenen Königreiche Ava, Pegu und Arracan mit andern nördlichen Nebenstaaten. Thibet, Assam und China machen seine nördliche Grenze, westlich ist Birma von dem britischen orientalischen Reiche durch ein hohes Gebirge und den Grenzfluß Naaf getrennt. Im 16. Jahrh. machten sich in dem von Pegu abhängigen Ava die Birmanen von jenem Staate unabhängig, wurden aber 1740 vom Könige von Pegu unterjocht. Der birmanische Häuptling Alompra mit ungefähr 100 treuen Männern rief jedoch die kaum unterworfenen Birmanen zu den Waffen, und eroberte 1753 die Hauptst. Ava. Siege und Niederlagen wechselten, bis Alompra 1757 auch die Hauptst. Pegu eroberte und plünderte. Nun drang er östlich vor, und sein letzter großer Plan war, die Regierung zu Siam für den Beistand zu züchtigen, den sie seinen Feinden geleistet hatte. Dieser berühmte Emporkömmling starb, 50 J. alt, 1760. Alompra war zugleich ein Fürst, der sein Volk glücklich machen wollte theils durch Beförderung der Fruchtbarkeit seines Reichs, theils durch Beschränkung der Willkür der Beamten und durch Einschärfung der Sittlichkeit. Jede Handlung der Beamten im birmanischen Reiche muß öffentlich geschehen und öffentlich jeder Beschluß bekannt gemacht werden, sogar Handelstractate und alle Verhältnisse mit dem Auslande werden in die Register der Staatsgesetze eingetragen, die Jedermann einsehen kann. Sein ältester Sohn und Nachfolger (Namdogee), der 1764 starb, ahmte im väterlichen Geiste aus der Regierung andrer Nationen das für den Regenten und sein Volk Gemeinnützige nach und war die Mißbräuche abzustellen beflissen. Besonders beachteten Vater und Sohn die Verwaltung der ostindischen Compagnie. Sein Bruder, Shambuan, sollte als Vormund für seinen Neffen Mornien die Regentschaft antreten. Er setzte sich aber selbst auf den Thron und eroberte Siam. Dieses erlangte jedoch 1771 bald seine Unabhängigkeit wieder, weil eine chinesische Armee das Hauptheer der Birmanen beschäftigte. Die Birmanen siegten, und zwangen die gefangenen Chinesen, sich mit Birmanerinnen zu verehelichen und im Reiche des Siegers zu bleiben. Der Sieg blieb diesem Fürsten treu, der sein vergrößertes Reich seinem Sohne Chengenza 1776 hinterließ, aber dieser lebte im sinnlichen Taumel, bis er 1782 entthront und getödtet wurde. Durch Revolution bestieg den Thron Alompra's vierter Sohn, Shembuan Menderagan. Er ließ seinen Neffen Mornien, der Staatsgefangener war, ersäufen, und eroberte 1783 das Königreich Arracan. Bis 1793 kriegte er mit Siam und erlangte endlich dessen bedingte Unterwerfung. Damals flohen einige Straßenräuber aus dem birmanischen Reiche ins Gebiet der ostindischen Handelsgesellschaft; Shembuan verlangte deren Auslieferung und ging, als man mit der Auslieferung zögerte, mit einem starken Heere über die Grenze. Zugleich knüpfte er friedliche Unterhandlungen mit der Regierung in Calcutta an, deren Resultat die Auslieferung der Straßenräuber und der Schluß eines Freundschafts- und Handelstractats der Völker beider Regierungen war, die sich zum gegenseitigen Beistande bei jedem Angriffe Chinas verpflichteten. Capitain

Symes schloß solchen ab. Dem Shembuan folgte sein Enkel 1819. Die letzte Eroberung der Birmanen war 1822 das nördliche Gebirgsland Assam, an den Quellen des Buramputer. Die aus Assam 1822 vertriebene Partei und birmanische Rebellen flüchteten sich in das Gebiet der Briten, von wo aus sie Einfälle in Birma unternahmen. Die brit. Regierung entwaffnete zwar hierauf die Rebellen; allein sie weigerte sich, die Rebellen auszuliefern und die von ihnen besetzte Insel Shapuri zu räumen. Nun arbeitete der Hof zu Umerapura daran, die Mahratten und ganz Hindostan gegen die Engländer zu bewaffnen. Endlich verlangte der Monarch mit den goldenen Füßen (so nennt sich der Despot von Birma) von der Regierung zu Calcutta die Abtretung des nördlichen Bengalens, als Theile von Ava, und im Jan. 1824 rückten birmanische Truppen in das Land Kadschar ein, welches seinen Landesherrn vertrieben und sich unter britischen Schutz gestellt hatte. Lord Amherst erklärte nun als brit. Generalgouverneur in Ostindien an Birma den Krieg, und der General Archib. Campbell führte denselben mit solchem Erfolge, daß er, nach dem Siege bei Prome (1—3. Dec. 1825), Birma nöthigte, einen sehr nachtheiligen Frieden zu Palanagh am 31. Dec. 1825 abzuschließen. Als die Ratification des Vertrags von Seiten des Boa (Kaisers der Birmanen) am 18. Jan. 1826 nicht erfolgte, so erneuerte Campbell am 19. den Krieg und nahm die Festung Munnun. Nun ward der Friede am 24. Febr. ratificirt und hierauf vollzogen. Der König der weißen Elefanten trat an die Compagnie vier Provinzen ab: Arracan, Merguy, Tavoy und Yea; er zahlte an die Compagnie 100 Crore Ticale (über 7 Mill. Thaler); Assam wurde wieder unabhängig und die Comp. setzte nun die Rajahs ein in die nördl. Provinzen: Munnipore, Assam, Kadschar und Yeahung. Das wichtige Rangun wurde ein Freihafen. Also ward die ganze westliche Küste des Birmanenreichs an die brit.-ostind. Gesellsch. abgetreten und der mächtigste Staat im östlichen Indien ganz geschwächt.

Vor dem Anfange des Regens ist in diesem sonst gesunden Lande die Hitze in den Thälern sehr groß. Birma hat in seinem fruchtbarsten Boden große Öden, ist im N. sehr gebirgig, und reich an Gold, Silber, Edelsteinen und Marmor, sowie an Eisen, Blei, Zinn, Spießglas, Arsenik, Schwefel und Petroleum, das aus der Erde in Masse hervorquillt. In der südlichen Gegend der Strömung der Flüsse ins Meer ist der Boden Marschland und daher überaus fruchtbar. Hier wächst Reis, Zuckerrohr, trefflicher Taback, Baumwolle, Indigo und jede Frucht der Tropen. Der Kaufpreis der Grundstücke ist wohlfeil, Schiffsbauholz, besonders Teak- oder indisches Eichenholz, das den schweren Marschboden in der Nähe der Ströme liebt, in Überfluß, und der Arbeitslohn theuer. Jeder nicht zu niedrige Boden dient zum Getreidebau oder zur Weide. An Manufacturwaaren führt Birma aus: Stoffe von Baumwolle und Seide, Glas, Salpeter, Pulver, Porzellan und Gaudama-Götterbilder von Marmor, denen die Geschicklichkeit der Steinarbeiter die feinste Glätte zu geben vermag. Die britische Handelsgesellschaft läßt auf birmanischen Werften Schiffe bis zu 1000 Tonnen bauen, wodurch die dortigen Schiffbauer, kolossale Gestalten, wenn man sie mit den schwachen Hindus vergleicht, viel Beschäftigung finden; doch sollen die Peguschiffe nicht so fest sein als diejenigen, welche die Compagnie in ihrem eignen Reiche bauen läßt. Der Handel der Birmanen ist besonders mit China, mittelst des Flusses Irawaddy, der in einer Länge von 270 Meilen reiche, mit Städten bevölkerte Ufer hat, sehr lebhaft. Von Barnoo werden die Waaren landeinwärts nach China gebracht, auch versenden die Birmanen dahin viele Waaren aus dem östlichen Archipel Asiens. Die Regierung sucht ihre Volksmenge durch Einwanderer zu vermehren, duldet daher in den Häfen Ranguhn, Negrais und Merguy den Gottesdienst aller Nationen und sieht gern, daß sich Ausländer mit birmanischen Mädchen verehelichen. Statt der Münze dient ihnen Silber und Blei in Stangen, deren Reinheit sie sehr

genau im Handel beachten. Es ist die Sache einer eignen Gewerbsclasse, die Stangen zu stempeln und zu schmieden. Menderagee verlegte seine Residenz nach der neu erbauten Stadt Umerapura (190 Stunden o. o. südl. von Calcutta) auf einer Landzunge, die sich in den See Tounzemahn erstreckt. Dagegen wird das einst so prächtige, eine Meile davon liegende Ava schon jetzt eine Ruine. Leicht baut der Birmane, so will es die Regierung, meistens von Holz oder Bambusrohr. Dabei hat man sehr gute Feuerlöschungsanstalten, die einigermaßen diese von Rohr und Holz erbauten Häuser schützen. Der birmanische Adel zeichnet sich durch Kleidung, Wohnung und beweglichen Hausrath vor den andern Classen aus und ist in verschiedene Rangstufen abgetheilt. Der Regent ist zwar Autokrat, muß aber den Adel, dem Herkommen nach, um seine Meinung bei wichtigen Staatshandlungen befragen, ist jedoch an den ihm ertheilten Rath nicht gebunden. Alle Birmanen schminken sich gern, sowol das Gesicht als die Hände. Sie schlachten keine zahmen Thiere, leben meistens von Gewächsen und einfach. Der Birmane darf nur eine Frau haben, aber Beischläferinnen nach Belieben. Letztere leben im nämlichen Hause und sind die Mägde der Hausfrau. Ein Fremder und ein erwachsener Birmane kann das Reich zu jeder Zeit verlassen, aber das weibliche Geschlecht und Kinder haben dies Recht nicht. Frauenzimmer können vor den Gerichtshöfen nicht erscheinen. Das größte Vergnügen der Birmanen ist ihr Theater, wobei Rede, Tanz und Musik abwechseln; die Vornehmen lieben auch das Schauspiel. Das neue Jahr wird mit Reinigungen jeder Art gefeiert, Bekannte und junge Frauenzimmer erscheinen öffentlich mit Wasser und bespritzen beliebig Jedermann. Es ist aber unschicklich, Frauenzimmer zuerst und überall Schwangere mit Wasser zu bespritzen. Vornehme Leichen werden bei den Birmanen verbrannt, arme begraben, die allerreichsten einbalsamirt und zwar gewöhnlich nach alter einfacher Weise in Honig. Jeder Birmane lernt rechnen, lesen und schreiben. Der gemeine Mann schreibt auf Palmblätter mit eisernem Griffel; der reiche hat Bibliotheken mit Büchern auf feinen Elfenbeinblättern mit vergoldetem Rand. Überhaupt liebt der Birmane, allenthalben Vergoldungen anzubringen. Ihre Medicin kennt nur botanische Heilmittel, Aromas und Quecksilber. Die Einimpfung der Blattern kennen sie schon lange. Man duldet hier englische Missionsanstalten, die der ostindischen Compagnie als Vorposten ihrer Diplomatik dienen. Die birmanischen Gelehrten übersetzen wichtige wissenschaftliche, besonders astronomische und juristische Werke aus dem Englischen. Die birmanische Religion ist die des Buddha, den sie Gaudamah nennen; sie kennt keine blutigen Opfer und ist äußerst tolerant. Die Birmanen haben nur eine in Klöstern wohnende Mönchs- und keine Säcular-Geistlichkeit. Alle Geistliche leben ohne Ehestand und speisen täglich nur ein Mal. Jede fleischliche Ausschweifung hat die Ausstoßung des in der Standesehre Befleckten aus der Classe der Geistlichen, mit allem Schimpfe der Öffentlichkeit, zur Folge. Alle Geistliche sind Gelehrte und genießen wegen ihrer Sittlichkeit und Kenntnisse viele Achtung. Sie allein dürfen malen und vergolden. Vormals gab es auch Priesterinnen, man hat dies aber abgeschafft, weil es der Bevölkerung nachtheilig befunden wurde: ein Gegenstand, der die birmanische Regierung sehr beschäftigt, um ihres Staats Unabhängigkeit zwischen dem Reiche der Briten am Ganges und dem chinesischen behaupten zu können. Zu große Bevölkerung fürchtet man in keinem Theile des östlichen Asiens und duldet deßwegen auch in China keine Auswanderung der Frauenzimmer. Die Birmanen sind geschickte Weber, Schmiede, Bildschnitzer, Gold- und Silberarbeiter, Schreiner u. s. w. Dies sahen die Londner an dem 19 Schuh hohen, 14 Schuh langen und 7 Schuh breiten Staats- und Götterwagen, den die brit. Truppen im Kriege 1825 erbeutet hatten. Das birmanische Reich kennt keine erblichen Ämter, hat aber ein sehr vernünftiges Civil- und Criminalgesetzbuch, in dem der Gesetzgeber erst allgemeine Rechtsgrundsätze

ausspricht und sie hernach auf die Rechtsverhältnisse der Privaten anwendet. Auf den Diebstahl steht nur dann Todesstrafe, wenn der Belang sehr groß war, oder sehr beschwerende Umstände ihn begleiteten. Die Todesstrafe wird gemeiniglich durch Enthauptung vollzogen und trifft auch Diejenigen, welche Opium genießen und überhaupt Trunkenbolde. Indeß hat die Obrigkeit eine große Macht, die gesetzlichen Strafen zu mildern, und wenige Strafgesetze werden in voller Strenge vollzogen. Die stehende bewaffnete Macht ist sehr gering. Die Aushebung zum Kriege geschieht im Wege der Conscription, indem eine gewisse Zahl Häuser einen Krieger mit voller Ausrüstung stellen oder eine beträchtliche Geldstrafe entrichten müssen. Alle Fehler der Subordination büßt entweder der Conscribirte persönlich, oder seine Familie, so unschuldig diese auch sein mag. Das meiste Landesmilitair dient auf den großen Seeböten der Krone, die nur 3 Fuß tief gehen und mit Geschütz versehen sind. Das Staatseinkommen ist der Zehnte jedes Bodenertrags und jeder Einfuhr. Der Schatz ist reich und der Regent sieht einen starken Handel der Unterthanen als die sicherste Base der Einkünfte an, und nennt seine großen Zolleinkünfte den Tribut der Fremden. Gegenwärtig besteht das Reich aus 7 Provinzen. Die Hauptst. Umerapura hat 175,000 Einw. Rangun an der Mündung des Irawaddi (30,000 Einw.) hat wichtigen Handel, weßhalb sich hier viel Europäer aufhalten. Die „Voyage du capit. Hiram Cox dans l'empire des Birmans" (Lond. 1821 engl.) ist in dieser franz. Bearbeitung von Chalons d'Ange (Paris 1824, 2 Bde.) besser geordnet als das Original. S. „Narrative of the burmese war", vom Major Snodgraff (London 1827). 3) Siam (s. d.); 4) Malacca (s. d.) oder Malaya; 5) das Kaiserthum Anam, jetzt das mächtigste Reich in Hinterindien, besteht aus Cochinchina (s. d.) und einigen minder wichtigen Provinzen. — Über die ostind. Inseln: Lakediven, Maldiven, Ceylon, Sumatra, Java, Borneo, Celebes, die Molukken, die Philippinen u. a. m. s. m. die bes. Art.

Indifferentismus, diejenige Denkungsart, welche in Rücksicht auf die Wahl zwischen mehren verschiedenartigen Gegenständen der Beurtheilung, des Glaubens oder der Neigung unentschieden bleibt und den Werth dieser Gegenstände dahingestellt sein läßt, weil sie für keinen derselben eine überwiegende Neigung hat oder überhaupt nicht Kenntniß davon nimmt. Obwol nun diese Denkungsart ein Beweis von Unkunde oder Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Dinge ist, auf die sie sich bezieht, so verträgt sie sich doch so gut mit der Parteigängerei, daß man einen desto entschiedenern Indifferentismus verräth, je weniger man sich bedenkt, die Rollen zu wechseln. So gibt es Indifferentisten in der Politik, in der Philosophie, in der Religion und Moral, denen es gar nichts kostet, von einem System zum andern überzuspringen. Weil sie sich im Grunde aus keinem etwas machen, in keins eingedrungen, für keins erwärmt sind: so ist es ihnen einerlei, zu welchem sie sich bekennen, und sie werden daher allemal die Farbe desjenigen Systems annehmen, bei dem sie sich eben die meisten Vortheile versprechen. Freilich kann bei dem Indifferentismus der Parteigängerei von Wahrheitsliebe und Festigkeit des Charakters nicht die Rede sein, und wenn es auch Rücksichten der Klugheit gibt, welche die Behauptung einer friedlichen Parteilosigkeit auf dem Felde der Politik und Schulphilosophie rechtfertigen mögen: so verräth es doch, selbst abgesehen von den unreinen Bewegungsgründen jenes Rollenwechsels, immer Ungewissenhaftigkeit, sich ohne Überzeugung bald für diese, bald für jene Partei zu erklären. — Kein gebildeter Mensch wird sich den Mangel an aller Theilnahme für die Sache des Rechts und der Wahrheit, die immer nur Eine ist, verzeihen; ja, in Sachen des religiösen Glaubens und der moralischen Überzeugung kann man ohne strafbare Gleichgültigkeit gegen das Heiligste weder ganz indifferent, noch irgend neutral bleiben, denn hier gilt der alte Spruch: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.

Jener vornehme Indifferentismus, welcher es unter der Würde hält, in die Wissenschaften einzugehen, deren Anbau das Verdienst eines geringern Standes ist, verdient mindestens den Vorwurf der Inhumanität, und die veränderte Denkart der höhern Stände hat ihn auch genöthigt, sich hinter der Firma der Bequemlichkeit zu verbergen, unter der er, mit Verzichtleistung auf jeden Genuß und Ruhm, den die Theilnahme an den großen Angelegenheiten der Menschheit verschafft, Duldung genießt. Den Indifferentismus der Unkunde in Dem, was allen Menschen wichtig ist, muß man, wo er von Trägheit und Unfähigkeit des Geistes, über den Kreis der sinnlichen Erfahrung hinauszugehen, herrührt, bemitleiden. Nahe steht ihm der physische Indifferentismus, oder die Unempfindlichkeit gegen sinnliche Lust und Unlust, die entweder ein Zeichen der äußersten Rohheit und Abstumpfung oder, wie die Gefühllosigkeit der Stoiker und Asceten, ein gekünstelter, die Grenzen der Menschlichkeit überschreitender Heroismus ist. Nicht verwechseln darf man mit jenen Äußerungen des moralischen Indifferentismus die Unparteilichkeit des Geschichtschreibers, welcher, um treu und unbefangen zu bleiben, der eignen Meinung oder Neigung keinen Einfluß auf seine historischen Darstellungen verstattet; die Behutsamkeit und Selbständigkeit des Eklektikers, der, überzeugt, daß die Wahrheit in der Mitte liege, sich für keine vorhandene Partei erklärt und das Beste, wo er es findet, anerkennt; die freilich an den religiösen Indifferentismus streifende Liberalität des Synkretisten, welche die Abweichung der verschiedenen Religionen von einander für außerwesentlich und unschädlich erklärt; endlich des sogenannten Latitudinariers, der sich überzeugt hält, man könne Gott in jeder Religion wohlgefallen, und es sei ihm gleichviel, wie er geehrt werde, wenn man nur die Absicht habe, ihn zu ehren. Kirchlicher Indifferentismus ist diese in unsern Tagen beliebte und nur zu weit getriebene Freisinnigkeit allerdings, und die traurigen Zeichen der Lauigkeit gegen die Religion selbst, die sich damit eingeschlichen hat, nöthigen zu der Annahme, daß es doch besser sei, sich für eine bestimmte Religionspartei zu erklären und ihr mit ganzer Seele anzuhängen, als alle gleich gut zu finden und dabei selbst weder kalt noch warm zu sein. Überdies geht der Indifferentismus in Ansehung kirchlicher Eigenheiten nur zu leicht in den eigentlich religiösen oder in den entschiedenen Unglauben über, der keiner Religion anhängt, weil er sie alle für gleich ungegründet hält; und daß dieser weder für Den, der sich ihm ergibt, noch für die um ihn Lebenden wohlthuend sein kann, bedarf keines Beweises. Am bedauernswürdigsten aber ist der totale Indifferentismus, wo man überhaupt Nichts mehr liebt oder haßt, und an Geist und Herz ausgebrannt und erschlafft ist. Denn mit der warmen Theilnahme für oder wider irgend Etwas stirbt auch das Leben und die Thatkraft selbst ab, und wie weit man auch immer jener jetzt eben modischen Gesinnung, die sich bald Unparteilichkeit und Duldung, bald Mäßigung und Gleichmuth, bald Erhabenheit über alles Thun und Treiben der Menschen nennen läßt, Einfluß verstatten mag: um nicht der traurigsten Leere preisgegeben zu sein und in den Abgrund eines geistigen Todes zu versinken, wird man immer wenigstens Eins haben müssen, was man liebt, das Gute, und Eins, was man haßt, das Böse.

Indigenat ist das Eingeborensein in irgend einem bestimmten Lande, in Beziehung auf die daraus entspringenden Rechtsverhältnisse und Verbindlichkeiten. So haben z. B. in den meisten Staaten die Eingeborenen das Recht, entweder ausschließlich oder doch vorzugsweise vor Fremden zu Ämtern rc. berufen zu werden. Als Beispiel besonderer in dem Indigenate liegender Verbindlichkeiten führen wir die Soldatenpflichtigkeit an für das Land, in welchem man geboren ist. Da aber in den meisten Ländern nicht allein durch die Geburt, sondern auch auf andre gesetzlich bestimmte Weisen alle oder mehre Rechte des Eingeborenseins erworben werden können, so theilt sich der Indigenat in natürlichen oder wahren, und einen bloß

gesetzlich erworbenen, in einen vollständigen und in einen weniger vollständigen. (S. Naturalisation und Fremde.)

Indigo, ein strauchartiges, einige Fuß hohes Gewächs mit gefiederten Blättern, welche aus 6—8 Paar eirunden, bläulich angelaufenen Blättchen zusammengesetzt sind. Seine kleinen Blumen haben meistens eine aus Roth und Gelb gemischte Farbe und hinterlassen dünne und knotige Schoten, welche von Außen schwarz aussehen und schwarzen, schwarzgrünen oder auch anders gefärbten Samen enthalten. Die Pflanze heißt bei den Arabern Nil (mit dem Artikel, Annil), bei den Botanikern aber Indigofera tinctoria, und wird besonders in Ostindien, aber auch in Afrika und Amerika gefunden. In Deutschland ist sie selbst in Gewächshäusern äußerst mühsam zu erhalten. Man schneidet die Pflanze, wenn sie 8—12 Wochen alt ist und ehe noch die Blüthen hervorkommen, mit einer Sichel ab, und dies wird mehre Male wiederholt, bis sie ein Alter von 2—3 Jahren erreicht hat. Das abgeschnittene Kraut wird in Bündel gebunden, in großen Kübeln mit Steinen oder Gewicht belegt und dann mit Wasser begossen. Nach 16—18 Stunden kommt es in Gährung, braust auf, und wenn es ausgegohren hat, wird das grüngefärbte Wasser in andre Gefäße abgezapft und mit Stöcken oder Schaufeln so lange umgerührt, bis sich ein blauer Satz scheidet und das Wasser wie goldgelb geworden ist. Dies Wasser wird, wenn sich jener Satz völlig zu Boden gesenkt hat, durch Hähne abgelassen, der Satz selbst in leinene Beutel gebracht und mit klarem Wasser ausgespült. Nachdem man ihn alsdann hat ablaufen, in hölzernen Kasten hart werden und in der Sonne völlig trocknen lassen, wird er in Stücken zerbrochen und zum Verkauf eingepackt. Es gibt viele Indigoarten und auch noch andre Verfahrungsweisen, ihn zu fertigen, die jedoch in der Hauptsache alle mit einander übereinstimmen. Der beste Indigo ist schwarzblau, spielt, wenn man ihn auf dem Nagel reibt, ins Kupferfarbene und ist sehr leicht. Ostindien liefert die schönste Art. Übrigens glauben Einige, daß der Indigo als Färbestoff schon länger als 2000 J. in Gebrauch gewesen sei, obgleich das Indicum, welches beim Plinius vorkommt, von Andern nur für eine Malerfarbe gehalten wird. Bestimmt wird des Indigos zuerst in einer Urkunde 1194 gedacht; aber auch dies hält man noch für eine Malerfarbe, weil ein späterer Schriftsteller, Giovanni Ventura Rosetti, welcher 1548 von der Färbekunst geschrieben hat, unsern jetzigen Indigo noch nicht kannte. Er wurde in der Mitte des 16. Jahrh. durch die Holländer aus Ostindien nach Europa gebracht, aber erst zu Anfange des 17. allgemein bekannt. In Mailand soll aus einer nordcarolinischen Pflanze ein Indigo gezogen werden, der diesen an Farbe und Vortrefflichkeit weit übertrifft. Unter den übrigen Surrogaten nimmt der Waid den ersten Rang ein.

Indirecte Abgaben, diejenigen Auflagen, welche Andre treffen als Diejenigen, von denen sie erhoben werden. Sie sind daher Auflagen auf die Erstern, welche sie zuletzt bezahlen, ob sie gleich auf Letztere gelegt sind und von denselben zunächst bezahlt werden. So erhebt der Staat Zoll und Accise vom Kaufmanne, welcher mit den zu verzollenden und zu veraccisenden Waaren handelt; allein der Consument ersetzt im Kaufpreise diese Auflage dem Kaufmanne. Zoll und Accise werden also indirect von dem Vermittler, welches der Kaufmann ist, bezahlt. Wenn jedoch der letzte Käufer zugleich der Erste ist, der sie bezahlt, so sind sie für diesen directe Auflagen, denn sie treffen ihn sodann unmittelbar. Es gibt indessen auch Auflagen, welche scheinbar directe sind, aber doch mittelbar zuletzt auf Andre fallen, z. B. die Auflage des Kopfgeldes auf die leibeignen Landbauern in Rußland. Denn da diese Alles, was sie über die Leibesnothdurft erwerben, dem Herrn geben müssen, so erhält Letzterer natürlicher Weise um so weniger, je mehr sie Kopfgeld an die Krone bezahlen müssen, und so erscheint das Kopfgeld der Bauern als eine indirecte Auflage auf die Herren. Ebenso werden fast alle directe Aufla-

gen auf die Domestiken diesen von den Herren ersetzt, und folglich ist die directe Auflage auf die Domestiken eine indirecte Auflage auf deren Herren. — Über die Meinung, daß alle und jede Auflage zuletzt nur allein Diejenigen treffe, welche die Grundrente von Grund und Boden ziehen, s. Physiokratismus.

Indische Literatur. Noch lag Europa im tiefsten Schlummer, als Hindostan, die Wiege des Orients, im Besitze einer uralten Literatur mit einem Reichthum von Blüthen und Früchten der Kunst und Wissenschaft prangte. Jahrtausende vor Christo findet man daselbst zarte, phantasiereiche Gedichte und eine uralte, in einen 2 Meilen langen Fels gehauene Mythologie ein Werk, dagegen selbst Ägyptens Pyramiden noch jung erscheinen. Die astronomischen Kenntnisse Indiens, in so früher, nach den gewöhnlichen Begriffen von Geschichte, vorgeschichtlicher Zeit nebst dem Alphabet, der Sprache, der religiösen Überlieferung in Bild und Schrift, weisen überhaupt auf eine in ihren ersten Keimen noch unerforschte Entwickelung des Menschengeistes hin. Das Leben der Bildung beginnt vor aller Literatur. Diese erscheint in Indien anfangs als eine heilige, als Theologie, dann aber, als die Lebensverrichtungen sich immer mehr sonderten, auch als eine profane, engere, als Stammgeschichte und Naturwissenschaft bis zur geschriebenen Poesie hinab, welche als Sängerschule, worin die Wortsprache Kunstwerk wird, natürlich zum Mythus zurückgeht. Diese allgemeine Eintheilung in heilige und profane Literatur werden wir auch hier beibehalten. Wir bemerken zuvörderst in Hinsicht des Schreibens der Hindus Folgendes: Papier ist ihnen nicht unbekannt, obwol es nicht aus Baumwolle, sondern aus der Rinde einer andern Staude, deren Fasern sorgfältig ausgesondert wurden, verfertigt wird; jenes ist eine spätere, wol erst nach dem Eindringen der Mongolen gemachte Erfindung. In Ermangelung dieses groben Papiers schreibt man mit Weißstift auf schwarze Tafeln. Das gewöhnlichste Material jedoch sind die Blätter der Fächerpalme, Olles genannt, die ungefähr 3 Finger breit, 2 Fuß lang, 7—8 Zeilen fassen, und weil sie dicker, fester und steifer als doppeltes Papier sind, auf beiden Seiten eingeritzt werden können. Dies geschieht mit einem wol sechszolligen Eisengriffel, dessen oberes Ende, um die Blätter ganz abzuglätten, scharf ist. Das Blatt ruht auf dem Mittelfinger der linken Hand und wird vom Daumen und Zeigefinger festgehalten. Die rechte Hand gleitet nicht über das Blatt hin, sondern nachdem ein Wort oder zwei geschrieben sind, drückt der Schreibende im letzten Buchstaben den Griffel etwas tiefer hinein und schiebt so das Blatt von der Rechten zur Linken, um so die Schrift allmälig zu vollenden. Darin sind die Hindus so geübt, daß sie wol im Gehen schreiben. Da diese eingeritzten Schriftzüge natürlich sehr fein sind, so wird das Blatt mit frischem Kuhmist eingerieben, sodaß nur die feinsten Theilchen desselben auf den Zeilen haften, dann wird es mit Schwarz überzogen. Auf Papier wird nicht mit Federn, sondern mit Calam (calamus), Schilfrohr geschrieben, welches wie unsere Federn geschnitten wird, aber stärker ist. Um aus mehren Palmblättern ein Buch zu machen, wird durch ein an beiden Blätterenden gestochenes kleines Loch eine dünne Schnur gezogen. Dann werden oben und unten zwei Bretchen von der Größe der Blätter gelegt, diese wieder an beiden Enden durchbohrt und dadurch wie durch die Blätter zugleich Holz- oder Eisenstiftchen gesteckt. An den Stiftchen wird eine lange Schnur befestigt und damit das Buch mehr Mal umwunden. — 1) Heilige Literatur. Man befaßt sie unter dem allgemeinen Namen Shastra, Schaster, Sistra, Shasta (die verschiedenen Formen dieses Worts sind unstreitig mundartliche Verschiedenheiten), d. h. heilige, von Gott eingegebene Verordnungen. Sie dürfen nur von den drei ersten oder wiedergeborenen Kasten gelesen werden. Der Hindu leitet seine heiligen Schriften, als religiöse Urkunden, als Gottes Wort, von Gott ab, von Wischnu, dem metamorphosirten Vyasa, und die Bücher selbst heißen Vedas. Beide Wörter, Vyasa

und Veda, gehören einer Wortfamilie an, deren Glieder Wissen, Witz, Sitte, Gesetz u. a. sind, deren Wurzel und Grundbedeutung Licht und Feuer ist. Vyasa fand aber Gottes Wort schon vor und war mithin nur Sammler der Vedas, die er auf vier zurückbrachte, genannt Ritsch, Jajush, Saman und Atharvana. Die erstern sind metrische, die zweiten prosaische, die dritten für Gesang bestimmte Gebete. Die letztern sind Gebete bei Reinigungen, Sühnungen und Verwünschungen und also wesentlich von den andern verschieden, weßhalb auch einige an der Echtheit gezweifelt haben. Diese Vedas sind eigentlich als Grundtext anzusehen, der mehre Auslegungen veranlaßt hat, welche ebenfalls für heilig geachtet werden, wie vom Juden der Talmud. Jeder Veda besteht aus zwei Theilen, den Mantras oder Gebeten und Brahmanas oder Geboten. Die vollständige Sammlung der Hymnen, Gebete und Anrufungen in einem Veda heißt Sanhita. Die Gebote aber schärfen Religionspflichten, ethische Grundsätze und theologische Lehren ein. Die eigentliche indische Theologie ist in den Stücken enthalten, welche Upnaishada's Eröffnungen (dasselbe Wort wie das plattd. open, das griechische ope, Loch) zeigt, oder Auslegungen sind von Geheimnissen. Diese hat Anquetil du Perron unter dem Namen Upnekhat in latein. Übers. eines verfälschten und obendrein mißverstandenen Auszugs in persischer Sprache (Strasb. 1801, 2 Bde., 4.) herausgegeben. Die Vedas sind Sanskrit mit Devanagari. (S. Indische Sprachen.) Oberst Polier, der lange in Indien gelebt hat, hat dem britischen Museum eine vollständige Abschrift der Vedas in 11 Bdn. überreicht, wovon aber nichts weiter verlautbart worden ist. Eine zweite Classe heiliger Bücher sind die Upavedas, 4 Thle. (Ayush, Gandharva, Dhanusch und Sthapatya), Abhandlungen über Chirurgie, Arzneikunde, Musik, Tanzkunst, Kriegskunst, Baukunst und viele mechanische Künste. Die dritte Classe bilden die Angas oder Vedangas, welche in 6 Theilen (Sicsha, Calpa, Vyacarana, Ch'handes, Jyotish und Niructi Sprachkunde und Grammatik, Prosodie, Dichtkunst, Astronomie, Ritual und schwere Worte der Vedas behandeln. Die vierte Classe endlich machen die Upangas aus. Sie zerfallen aber wieder in drei Abtheilungen: die Puranas, Dherma-shastras und Dersanas. Die Puranas, an der Zahl 18, mit ebenso viel Upapuranas, Ergänzungen und Erläuterungen, sind im Ganzen genommen mythisch-philosophischen Inhalts, nämlich kosmogonisch, theogonisch, chronogonisch; ein weiterer Legendenkreis, der nothwendig zuweilen die größern Welt- und Zeitverhältnisse verengert, durchaus aber nicht mit dem Wissensdünkel vieler Europäer abgefertigt werden darf. Wir wollen nun die Puranas anführen: 1) Kalika Purana, Geschichte der Göttin Kalika Parwadi, Bhavani, Gemahlin Schiwa's; 2) Abhiatma Ramayana, ein Bruchstück des Brahmanda Purana, Geschichte des Ramatschandra; 3) Brahma Vaivartika Purana, Ursprung der Götter und Geschichte des Ganesa, Krischna, Durga; 4) Pedma Purana, Lob der Lotos (pedma) und Geschichte der Laekshmi, Gemahlin des Wischnu, in 55,000 Schloken oder Stanzen; 5) Agrú Purana, gleichsam der Abriß alles indischen Wissens in 15,500 Schloken; 6) Wischnu Purana in 23,000 Schloken; 7) Siva Purana in 24,000 Schloken; 8) Linga Purana in 11,000 Schloken; 9) Skanda Purana, vom Gott Skanda, Sohn Schiwa's und der Bhavani; 10) Haritalika und Savriti Vata betreffen religiöse Gebräuche; 11) Ontkal Khanda und Kasi Khanda, jenes Beschreibung von Orixa und den religiösen Gebräuchen des alten Wischnudienstes zu Jaguernat, hier Pursatim; dies Geschichte der Stadt Kasi oder Varanasi, jetzt Benares, Hauptsitz der Schiwaniten; 12) Nuradeya Purana, Geschichte des Nareda als Gottes der Musik, in 25,000 Schloken; 13) Markandeya Purana; 14) Bhawisia Purana; 15) Vayu Purana, Geschichte des Windgottes Vayu; 16) Matsya Purana, Geschichte Wischnu's, als Fisches der ersten Überschwemmung, in 14,000 Schloken; 17) Narasingha Purana, Wischnu

als Menschlöwe; 18) Bhagavata Purana, Werk des Vyasa, Geschichte des Krischna oder vielmehr Wischnu in 12 Büchern, 18,000 Schloken, welches französisch und deutsch herausgegeben worden. Die beiden ältesten und vorzüglichsten Epopöen sind: 19) Ramayana, Geschichte des Ramatschandra, Königs von Ajodhia der siebenten großen Verkörperung Wischnu's, ein Werk Valmiki's; 20) Mahabharata, Krieg der Pandus und Kurus, Linien der Nachkommen des altindischen Königs Bharata, in 18 Büchern und mehr als 100,000 Schloken. Eine größere Episode daraus, „Bhagavat Gita", haben Wilkins, Parraud, Proben Herder, Schlegel („Üb. die Indier" und „Gesch. d. a. u. n. Lit.", I, 183, wo es „Handbuch der indischen Mystik" genannt wird) und Fr. Majer; eine andre, betitelt „Nalus" (im Original mit lat. Übers., Paris u. Strasburg), in deut. Übers. von Bopp, Kosegarten (Jena 1820) gegeben. Zu den Dherma Shastras, als der zweiten Abtheilung der Upangas, gehören vorzüglich die Munava Dharmasastra, oder die Verordnungen des Menu, engl. von W. Jones, deutsch von Hüttner, ein vollständiges Sittenbuch und Sittengemälde, dichterische Lehre von Gott und den Geistern, der Entstehung der Welt und des Menschen (Schlegel's „Geschichte d. a. u. n. L.", I, 171 fg.). Die Dersanas endlich, dritte Upangasabtheilung, sind philosophische Werke und haben drei Classen: Nyaya (womit das gr. Νοῦς verwandt, der Verstand, Geist), welche den Sinn einzelner Vedastücke erläutern und wieder zwei Theile haben, Gautama's und Cabana's Werk; Sankhya, zwiefach, mit und ohne Iswara, und Sankhya, erstere auch Patanjala genannt; Mimansa endlich, welches wiederum dem Dwapajana, genannt Vyasa oder Sammler, beigelegt wird. Theile von diesen Dersanas hat Dow herausgegeben.

2. Profane Literatur. Wir berühren nur einiges Vorzügliche. Mugdhabodha, oder die Schönheit des Wissens von Goswami, genannt Vopadeva, wird für die beste sanskritische Sprachlehre gehalten. Eine andre von Kalapa heißt Katantra Vriti, wozu Katantra Vriti Tika ein etymologischer Commentar ist. Solche Commentare sind ferner Dourga Singha, Tritatschandrasa. Eine andre Grammatik mit dem Titel Sankhipta Sara ist von Radjah Djoumoura Nandi, welche Gopi Tchandra commentirt hat. Das beste Wörterbuch Amarasinha ward schon oben angeführt; außer diesem stehen noch 17 andre in großem Ansehen. — Die indische Poesie hat durchaus eine elegische Innigkeit und Lieblichkeit, ganz dem von dem ältesten Dichter Valmiki angegebenen Ursprung derselben gemäß, als seine rhythmische Klage über die Ermordung eines Jünglings, der mit seiner Geliebten glücklich in einer schönen Wildniß lebte und nun von der Geliebten in herzzerschneidenden Klagen bedauert ward. Wir lernten Valmiki schon oben als Dichter des vollständigen epischen Gedichts Ramayana kennen, welchem nur Vyasa's Mahabharat an die Seite gesetzt wird. Ein andrer Dichter ist Djana Radjah, der die Begegnung Arjoun's mit Shiwa geschrieben. Ein dritter Bhattu Bana schrieb Kadambari. Bhartri Hera Pandita schrieb ein populaires Epos Bhatti; Djaga Deva die Gita Govinda, einen Hymnus auf Govinda (übers. von Jones, Dalberg, Fr. Majer; Schlegel's „Gesch. der a. u. n. Liter.", I, 178 fg.). Besonders häufig sind, wie der tiefgelehrte und geschmackvolle Jones berichtet, die Dramen, Nataks bei den Indiern genannt. Unter den Dramatikern aber wird als Stern der ersten Größe genannt Kalidas, Dichter am Hofe Vikramaditya's, beinahe 900 J. vor Chr. Man hat ihn den indischen Shakspeare genannt. Sein vorzüglichstes Drama ist Sakontala, oder der Schicksalsring, welches Jones englisch, Forster deutsch uns geschenkt haben, und wovon Herder in der 2. Ausg. sagt: „Mit Blumenketten sind darin alle Scenen gebunden; jede entspringt aus der Sache selbst, wie ein schönes Gewächs, natürlich. Eine Menge erhabener sowol als zarter Vorstellungen finden sich hier, die man bei einem Griechen vergebens suchen würde. Denn der indische Welt- und Menschengeist hat sie selbst der Ge-

gend, dem Dichter, der Nation eingehaucht". Von dems. Dichter ist Koumava Samblava, Geburt des Kumara, des Götterarztes; Durvasi Vikrama, Urvasi's Heldenmuth, in 5 Akten; Megha Duta, die Botschaftswolke, herausgeg. von Wilkins. Andre Schauspiele sind Ketriabali, das Perlenhalsband, von Ilersadeva; Prabodha Tchandra Oudaya, oder der aufgehende Mond der Wissenschaft, in 6 Akten, von Krichna Misra; Hasiarnava, das Spottmeer, ein satir. Drama in Sanskrit und Prakrit, von Djayadeswara Bhaltatcharia; Maha Nataka, das große Schauspiel, auch in Sanskrit und Prakrit, von Madhusanada Misra. Von ungenannten Verfassern sind Murari, in 7 Akten; Mudra Rakyasa und Malati und Malheva, Drama in 10 Akten. Durch die Engländer, welche in Calcutta eine orientalische Druckerei angelegt, mehrt sich der Schatz auch der poetischen Literatur nicht wenig. Übrigens haben auch die Indier zwei Arten von Füßen (padam, oder charanam) in Versen, nämlich die kurzen, genannt ganam, welche in die einfachen ganam und in upaganam zerfallen. Von den erstern gibt es 8, welche zusammen majabasanarayala heißen, und folgende sind: maganam (unser Moloß), baganam (Daktylus), iaganam (Amphibrachys), saganam (Anapäst), naganam (Tribrachys), raganam (Kretikus), yaganam (Palimbachius) und laganam (Bachius). Die upaganams, mit dem Wort yarahanagamanala bezeichnet, sind gaganam (Spondeus), haganam (Trochäus), vaganam (Jambus), nalam (Proceleusmatikus), galam (Pyrrhichius), malagu (vierter Epitrit), nagam (vierter Päon), latam (sinkender Joniker). Ferner kennen die Indier einen zwiefachen Reim. Der Eine fällt auf den ersten Buchstaben, oder die erste Sylbe des Verses und heißt yety oder vadi; z. B. Ki in Kirti und Kirtana ist der Reim. Der andre fällt auf den zweiten Buchstaben oder die zweite Sylbe im Anfang, und heißt prasam, z. B. pa in Capagny und Dipantram. Dies sind also Assonanzen. Von Versen sind bereits die Schloken, eine Art Stanzen oder Strophen, erwähnt worden. Aber sie haben auch noch andre Versarten (padyams), wie die cawdapadyam. Es gibt 5 Schriftsteller über die Prosodie, die nichts weniger als leicht ist. — In der Philosophie wird für das älteste Sectenhaupt Capila gehalten, und dieser von Brama's Enkel, wie uns dünkt, mit Unrecht unterschieden, da er als Erfinder der Zahlenphilosophie an das Musenroß (caballus), an Wischnu-Kabiler, an die Kabala, an den Abgrund der Wissenschaft (kapl kiani), an den großen Büßer Kapila, an das heilige Roßopfer Aswamediagon, an das allwissende Pferd Orchisrawa und mehre dgl. mythische Momente erinnernd, unstreitig auch eine mythische Person und der die Wissenschaft erfindende Gott ist. Ihm zunächst wird gesetzt Gotama. Aber es hat mit ihm dieselbe Bewandtniß, da bekanntlich auch der indische Mondstier so heißt, von gau, ghoi, Kuh, plattd. Koh, und dieser mit Kadmus, Somana Kodom, dem siamesischen Religionsstifter, Lehrer und Schriftsteller, sowie mit dem Worte Akademie in eine gar leichte Ideenverbindung tritt, und die damit angespielte Idee von Gott, als Erfinder der Wissenschaft, im gesammten Alterthum keinen Widerspruch finden möchte. Ihre Philosophie hieß nyaya (s. oben), eine Art Logik, wo auch eine Syllogismenlehre vorkommt, welche, nach einer persischen Angabe des Mohsani Fani, sogar der Aristotelischen Methode zum Grunde liegen soll. Diesem zweiten Nyayasystem folgt als drittes das Mimansa (welches wiederum an den Affen- und Schlangengott erinnert), von Vyasa erfunden (s. oben) und bearbeitet von seinem Schüler Jaimini (der richtende Todtengott Yama hatte auch einen Schreiber). Vedanta, Endzweck der Vedas, hieß Vyasa's Lehre, welche die Abhängigkeit der Materie vom Geiste behauptete. Buddha's Schüler (auch hier wieder der Morgenstier, wie oben) dagegen gelten für Materialisten. Und so hätten wir denn die drei Systeme des Vedanta, Nyaya und Mimansa als Idealrealismus, oder Pantheismus in höchster edler Bedeutung mit seinen beiden einander fodernden Seiten, Idealis-

mus und Realismus, schon mythisch vorgebildet und ausgesprochen. Unstreitig sind die Sankhyas, Jainas und andre Secten zu einem oder dem andern System gehörige spätere Anhänger. Wir nennen nur einige philosophische Werke. Dahin gehören Gangheswara, Fatwa Schirtamani, ein Traktat von der Metaphysik; Pratikhya Tippani, ein Commentar über die sichtbaren Gegenstände, von Gadadhera, welcher auch über moralische Ereignisse und moralische Kraft geschrieben; Gouna Bhasia, oder über Qualitäten; Anumaka Didhiti, oder Abh. über das Gedächtniß von Siromini Battatcharia; Smriti Tatwa, Auszug der Gesetze, zusammengetragen von Ragunandaka Bhattatcharia, übers. von Raspe; Hitopadesa, freundlicher Unterricht, ein indisches Fabelbuch, herausgeg. von Wilkins, in schmuckloser Einfalt und Klarheit der Erzählung (Schlegel a. a. O., 179), auch Fabeln des Bibbai genannt. Schon aus diesen allgemeinen Umrissen ergibt sich, daß die indische Literatur ein großes Naturgewächs sei, und, wie dies eigens von der Natur bedachte Urvolk auch von Seiten der Wissenschaft einzig dasteht, alle Richtungen des Menschengeistes andeutend, ja sich in ihnen bewegend, gleichsam die Höhemesser der Menschheit. (Vgl. A. W. v. Schlegel's, des Beförderers der ind. Lit. in Deutschland, „Indische Bibliothek", Bonn 1820, H. 1; Niklas Müller, „Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus rc.", Mainz 1822.) Mit Anfange dieses Jahrh. ist auch die ind. Literatur in Europa aufgeblüht. Das erste große Werk, welches in altindischer Sprache in Europa gedruckt worden, war „Hitopatesa" (1810). Schon 1808 erschien Wilkins's Grammatik mit Typen, welche auch von Bopp gebraucht worden sind. *) Wa.

Indische Mythologie. Uns bestätigt immer mehr und mehr das Alterthum in der Ansicht, daß Religion ein Gemeingut und Erbe des Menschen sei, daß sie daher als das Eine, der innerste, tiefste Quell- und Lebenspunkt des Geistes, das Gebundensein und Sichwiederbinden an Gott, wie es das Wort Religion ursprünglich bedeutet, eben der Grundzug aller Völker ist. Wie Strahlen zu ihrem Mittelpunkte, convergiren demnach alle zu Gott. Ausdruck dieser Convergenz sind die Sprachen. Die Sprachen aber, als das mannigfach gegliederte ewig göttliche Wort, das vom Anbeginn in Gott war, und ohne welches nichts geschaffen, sind mithin als Überlieferungen des Mythus in Schrift und Bild, in Anschauung und Begriff gegenseitig sich ergänzende Dolmetscher der Religion. Aber das ewige tiefe Wort selbst ist die Liebe, dies Sehnen des ursprünglich göttlichen Geistes, sich zu schauen, sich wieder zu erblicken und wieder zu gebären in all seiner, leider durch tiefe Selbstschuld hienieden verwirkten Größe und Herrlichkeit. Der Mythus jedes Volks ist eben dies Ringen, aber das Ringen einer begeisterten Jugendkraft, welches durch die Fülle endlicher Anschauungen sich zurückringt zu dem Ewigen, mehr oder minder glücklich zwar, aber doch immer so, daß auch das Verfehlte liebend von einem Andern angestrebt und erreicht wird, sodaß Ein Licht über Allen leuchtet, nur nach den Gegenständen in verschiedenen Farben gebrochen. Darum nun, weil es das Ewige ist, wonach der Mythus ringt, fällt er in keine, oder in alle Zeit (im Paradies schlägt keine Uhr, sagt Herder); er ist gleichsam das Ursein der Menschen und Völker und ruht, wie der Himmel über der Erde, so über ihrer Geschichte, mit seinen Lichtern und Lüften alle lockend, alle durchwohnend, wie sie ja selbst nur Ausflüsse des ewigen Geistes der Liebe, und mithin ihm verwandt sind. Es gilt also, in welcherlei Mythologie es sei, diese Berührungspunkte

*) Jetzt ist man von der Überschätzung der indischen Weisheit zurückgekommen, seit man weiß, daß Wilford sich von Braminen täuschen ließ, die Alles, was er suchte, ihm vorlogen. Insbesondere hat Colebrooke die Verfälschungen entdeckt, durch welche die Braminen ihre Literatur veredeln wollen. Auch die wilde, ungeheure Phantasterei, welche in der erzählenden Poesie der Indier herrscht, stimmt mit unsern Begriffen vom Schönen nicht überein.

mit andern und allen auszumitteln aus Sprache und Bild. Am nöthigsten aber ist dies, wo, wie hier bei den Indiern, alle Knospenaugen und Blüthen der Menschheit, wie an einer wärmern Sonne gezeitigt, aufzubrechen und, wie ihres Landes Gewürze, Alles durchdüften zu wollen Hoffnung machen. In der That blicken auch bei den Indiern die Momente aller Traditionen aus so hellen Augen uns an, daß wir eben darum ihnen das Prädicat eines Urvolks nicht versagen können. Ehe wir nun aber das Wesentliche der indischen Natur- und Geistesansicht kurz hervorzuheben suchen, muß noch Einiges berührt werden. Zuvörderst ist die indische Überlieferung ein Naturalismus, eine Naturphilosophie, worin zwar das Element der Abstraction keineswegs ausgeschlossen, aber immer doch das von der Natureinheit Niedergehaltene ist. Denn sowol jene angestrebte Gottesruh und Seligkeit, die große Untertauchung, das Versinken in die Gottheit, wie es die heiligen Bücher nennen, welche als die höchste Vollendung dort gilt, ist Tod, Erstorbenheit, als die Wege, die dazu führen, wie Seluk und Maschguli, Ertödtung sind. Laout, die letzte göttliche Welt, wo Keiner ist, der Ich sagt, das Sich reine Freude wissen, ist die Welt des Vergessens (Lethe), des Verborgenseins (latere). Das Kiani, die Wiedervereinigung mit Bram durch Erkennen, Kennen, Wissen, dies von Büßenden angestrebte Ideal, verlangt ebenfalls wissenlose Hingebung; denn rein, heißt es in den heil. Büchern, ist das Herz, das keinen Willen hat. Dieser Anfang und Ende alles Seins hält also die Freiheit nieder und ist in einer Nothwendigkeit des Seins gebannt. Zweitens: jede Tradition ist als ein Vers aus der Weltbibel anzusehen, und eine so einzig reiche, wie die indische, läßt um so eher erwarten, daß ihre Urkunden eine Geschichte und somit eine Um- und Ausbildung haben müssen. Wir deuteten bereits oben bei Gelegenheit der indischen philosophischen Systeme darauf hin, und was Holwell („Über Hindostan und Bengalen", übers. von Kleuker, Leipz. 1778) nach Braminenaussage darüber beibringt, bestätigt dies. Grundtext sind die vier Vedas; Commentar dazu, die von Bramanen geschriebenen sechs Angas; zweite Auslegung, wodurch die Religionsschriften 18 Bücher wurden, die Angutorrah Bhade Schusta genannt, worin Fabeln und Allegorien und ein zusammengesetzter Ritus eingeführt wurden, in 8 eignen Büchern, den 4 Upavedas und den 4 Upangas, welche die 18 Puranas, Nyaya, Mimansa und Dhermahastra begriffen. (S. **Indische Literatur**.) So waren die Vedas die Bibel, die Puranams der Mythus, die historische Poesie, Dherma Shastra die Ethik, die andern beiden die orthodoxe Philosophie. Diese Paraphrasen führten eine Spaltung herbei, und somit neue Religionsschriften, nach Görres wahrscheinlich die Balischriften, die Bücher des Buddha, auf Malabar und Koromandel. Auch diesen, von den orthodoxen Bramen am Ganges verworfenen Büchern sind 6 philosophische Systeme zugeordnet, Jogachara, Sandhanta, Vaibaschica, Madyjamica, Digambara und Charvae. Wiewol nun, nach dieser Übersicht, eine Verschiedenheit zu Tage gefördert ward, und eine bunte und immer buntere Fabelwelt emporstieg, so blieben doch immer die Grundzüge dieselben, immer sprachen Bramaismus und Buddhaismus im Wesentlichen dasselbe aus. Dem gemäß ist nun die indische Lehre Pantheismus, wenn man nämlich darunter die Lehre versteht, nach welcher Eines in Allem und Alles in Einem, Gott in Welt und Welt in Gott ist, die Natur eine Selbstoffenbarung der göttlichen Intelligenz. Alles also ist die ewige Wandelung (Metamorphose) Gottes. Diese Grundlehre spricht sich auf die mannigfaltigste Weise überall in den indischen Religionsschriften aus, denn nichts Andres ist und nirgends anders ruht die Alimentation der Welten, d. i. der Wechseleinfluß der Welten auf einander und ihr Centrallicht, ihr in ewiger Zeugung und Ernährung Begriffensein; auf nichts Anderm die Lehre von dem Weltall als großem Houmopfer, von den Seelen der Verstorbenen vollbracht; auf nichts Anderm die Metempsychose, die Wanderung des Menschen nach dem Tode. So reihen

sich dieser Idee an und einverleiben sich ihr alle Dinge im Himmel und auf Erden, und Alles wird durch sie hindurchgetrieben. Aus ihr folgt leicht die Lehre vom Fall der Geister, ursprünglicher Lichtwelten, und ihrer nöthigen Rückkehr in die Centralsonne der Lichtwelten. Darum werden in dem Kinde der Ältern Sünden für tilgbar oder getilgt geachtet, der Sohn ist eine Wiedergeburt des Vaters, und die schlafende, stumme Natur ist Versöhnerin der empörten Riesengeister, wie hinwiederum die Geister Erlöser der Natur aus ihren starren, dunkeln Bewußtlosigkeitsbanden. Darum ist Anfang wie Ende und Alles eine Geschichte nie endender Begeisterung und Verkörperung, mithin ein Kampf des Guten und Bösen, des Lichts und der Finsterniß, in Allen nur Ein Wesen und Alle das Eine. So ist denn der indische Mythus ein fortgehendes Schaffen und Construiren der göttlichen Menschnatur, und jene immer neuen Namen in den Reihen sind Exponenten der Idee des Menschengeistes auf verschiedenen Stufen. Eine Monas greift natürlich immer durch, aber eine Monas entwickelt in Dyas, Trias, oder Tetraktysa (Zweiheit, Dreiheit, Vierheit). Ebenso nothwendig ist sie hiermit Zeitschöpfung so gut als Welt- und Götterschöpfung, und eine ist immer gleich der andern, auflösbar in der andern. Rein und vortrefflich wird jene heilige Uridee Gottes, das alle durchwohnende Wesen in seiner Reinheit, Ewigkeit, Geistigkeit, Seligkeit ausgesprochen, und Brahm, Atma (die athmende Seele), Pramatma genannt. Er ruht vor der Schöpfung schweigsam versunken in sich. Sein erstes Wort, das er ausspricht, ist das heilige Oum (omnis, Gesammtheit), das Schöpferwort darum zugleich auch Schöpfername, von Brahm aus-, in ihn eingehend und in ihm vernichtet; der Logos, das Kalmeh (die große Zeit). Als Ganzes umfaßt es natürlich die Principe als Gegensätze, indem es 2 Figuren bildet, Aou und m, erstere, wie aus Brahm's Maschgul (Nachdenken) hervorging Urwasser, letztere Urfeuer, beide das Mannweib, im persischen Mythus Lichtwasser, Arduisur. Im Wasser war die Welt zuerst verborgen, das Wasser in Atma, und empfing die Frucht des Feuers. Es war Ambeheh, das uferlose, bai- oder buchtlose Centralwasser über dem Paradiese, woraus Alles hervorging, das ewig Gestaltbare und Gestaltete. Die absolute Identität von Oum, Urwasser, Brahm! Neben jenen 2 Figuren aber hat Oum auch 4 Buchstaben a, ao, m, eine Dreieinheit, weil in der Mitte Zweieinheit ist. Nim Matrai, der in eine Linie ausgezogene Punkt, ist der vierte Name, aber immer wieder Urwasser, der persische Mithras, Momph und Nim, wie in Nama Sabazius, wieder Wort, Name, Logos. Nun wird Oum und Urwasser das Weib, die Geschlechtsverschiedenheit vereint sich, sich mit dem Weib begattend. Das Weib ist Maja, die natürliche Neigung und Sehnsucht, sich zu ergießen und Alles wieder in sich einzusaugen, Gottes ewiger Wille, ewige Liebe, ewiger Ent- und Auswickelungsdrang, Liebe zur Creatur, also zum Endlichen, mithin Abfall, also Trugbilder hervorbringend, welche das wahre Wesen umnebelt, als solche Audia (die Welt der Unwissenheit, des Nichtwissens), und ihre Welt Brahmtschekr (gleichsam der zechende, schäkernde, zeckende Erd- oder Weltgott). So sind aus dem Kalmeh die 3 Personen hervorgegangen: Brama, Schöpfer, Wischnu, Erhalter, Schiwa, Zerstörer, Anfang, Dauer und Ende. Die 3 Personen und Zeiten, in Schiwa wieder aufgenommen, zerstört, verzehrt, als Geschichte, als gewordenes Unendliches, gleichsam verendlichtes Sterbliches, heißen darum die Trimurti (Dreisterblichkeit), mithin nicht absolut, und unter Bramatma, dem Absoluten. Der Brahm ist Ahankar, Selbstheit, Ichheit geworden, so von dem göttlichen Weibe, als seiner Gattin, eben gefesselt, durch Liebe abgefallen; durch hingebende zeugende Liebe aber wieder in den Schoß der Einheit zurückkehrend; Liebe also das einende Weltenband, die Hingebung an das All, die in Bewußtlosigkeit entschlummerte Schuldfreiheit und Entsündigung durch Wandern in Thierleiber. Der Tod oder die Zerstörung in Schiwa, das Ende, ist aber eben darum auch wie-

der, weil zugleich Auf- und Zurücknahme, Rückwanderung in das uranfängliche Leben hinauf, Laout (s. oben) genannt. Die Stufenfolge oder die Momente dieses Rückwanderungsprocesses sind also: Ich, Ich in Atma, Ischatma und Branatma, Alle befassend. In diesen vier Welten (Weltgöttern) sind jene 4 Buchstaben wieder dargestellt. Nun also dem gemäß vier Welten. Eigentlich sind es drei, Tod- Wach- und Schlafwelt; weil aber nach dem Constructionsschema in Oum (s. oben) die Schlafwelt eine doppelte ist, eine Traum- und ruhige Schlafwelt, so kommt die Tetras wieder heraus. Die Todeswelt heißt Laout oder auch Ateria (die dritte als Wiedergeburt zum Ersten; diesem doch gleich). Ihr ist verwandt die Schlafwelt Sakhepat, wo Erd- und Sonnenmensch im Sonnenstrahl, Wissendes und Gewußtes Eins, die Geister der alten verlorenen Unschuld wieder nahe sind. Ihr untergeordnet ist die Traumwelt Sapen, die Gestalt- und Bilderschaffende (sopor, sopio, ensweben für einschläfern in den Nibel., beswefet, eingeschläfert, beschwüppt in Westf. ohnmächtig), auch Malkout die Königwelt, wo der König (die Idee) herrscht. Die Wachwelt heißt Djagrat oder Dschagrat (vgl. oben Brahm tschekr und die verwandten Worte Zucker, das phalatja — arab. tschikkrude Trunkenheit). In ihr geht Djiw atma (der göttliche Seelenathem oder Hauch) in den groben Körper Boutatma, und sie ist die Welt des Menschenichs, wie Sapen die Welt der Dewtas (Götter). Doch herrscht Djiwatma durch alle in den höhern Welten schaffend, in der menschlichen aber das geschaffene nur erkennend. Schein- und Traumbilder aber sind die Bilder der Menschenwachwelt, die Erzeugnisse aus ihm sind Gegenstände außer ihm. Der Körper der Sakhepat ist daher aoudia (s. oben) nahe dem Laout, wo das Höchste, die All-Ichheit, erreicht ist, Freiheit von allem Willen, In Gott Gelassenheit, Wiedergeburt zum höchsten-ersten Ursein. Diesen vier Welten parallel laufen auch die vier Weltalter (weil Theogonie auch Chronogonie ist). Die in und durch jene Welten herabgegangene Menschengeistespotenz heißt Pradjapat (Verlangen nach der Figur der Welt), noch nicht herabgefallen Haranguerbehah. Ebenso laufen diesen Momenten des Daseins Haranguerbehah's wieder parallel die drei Goons (erzeugte Kinder), Qualitäten Radi (Radjouguen, Ragia), Sat (Satgoun, Satjagam, Sittogun), und Tam. Erstere ist = Erschaffen, Brama; zweite = Erhalten, Wischnu; dritte = Zerstören, Schiwa. Ragia (Recke, Riese, rage) Leidenschaft; Sati, Wahrheit und Freiheit, wie Tod und Lüge zugleich, beide Goons die Geistigkeit des Menschen befassend; Tam endlich (verwandt mit dumm, engl. dim und a.) ist Finsterniß des unbewußten Naturlebens, was der Mensch, als Körper, theilt. Haranguerbehah entspringt aus allen Dreien als Tropfen; wie Schiwa, in einen Thautropfen verwandelt, die Welt wieder geschaffen, und er, als Thautropfen zur Perle geworden, grünt und blüht, wird auch Haranguerbehah ein gerade stehender Baum, auch wieder identisch mit Atma, Djiwatma, Schiwa, und mit dem Urweibe Maia-Parkerat, welche die große Substanz Mehtat, das Weltei Motta schuf, welches auch der erste Verstand ist. So ist immer Späteres schon im Frühern, und Früheres schon im Spätern enthalten, Alles aber identisch. Da es uns galt, den Angel der indischen Religionslehre zu fassen, so mußten in den Momenten der Auseinandersetzung, die auch als Schema der Construction und Probe dienten, die Elemente einer durchgeführten Schöpfungs- und Geistesgeschichte in einander spielen, und wir konnten, ohne die Gegenständlichkeit zu verletzen, kosmogonische, chronogonische und theogonische Momente nicht trennen. Weiter Forschende müssen an Kanne, Görres und Wagner verwiesen werden, welche die frühern Materialien zuerst eigenthümlich auf philologischem und philosophischem Wege bearbeitet und mehr verbunden als geschieden haben. Friedr. Schlegel's Werk „Über die Weisheit der Indier" muß als seicht und mißverständig vor jenen die Segel streichen. Wir kommen aber hier nochmals auf die Grundidee der Metamorphose oder Wan-

delung zurück, um, was wir oben sagten, daß nämlich auch in der, im Fortgange der Zeit künstlicher ausgebildeten Mythologie dieselbe nicht untergegangen, an den Avataras nachzuweisen; denn natürlich muß das Ganze auch in dem Einzelnen sich wiederfinden und rückspiegeln. Dadurch, daß die Avataras Wischnu's Evolutionen vorzugsweise sind, und daß sie mit Erd- und Zeitperioden auch die Menschengeschichte evoliren, bestätigen sie das bisher Gesagte und sind überhaupt als ein höchst reicher Cyklus von Mythen anziehend. Freilich kann auch hier mehr angedeutet als ausgeführt werden. Wischnu nämlich, der Zweite in der Gottheit, der Erhalter, hat zur Gattin Laekschmi, Siri Rama, Sitta, sämmtlich wieder identische Götterverbindungen, Offenbarungen der einen Gottheit. Als Erhalter der Welt ging er viele Avataras ein (Vaterwerdungen, Zeugungen, Wandelungen). Diese Verwandelungen füllen die indischen Jugs aus, in einem gegebenen Kreislauf, einer Zeitverbindung (Joch, jungo, gehören als verwandte Worte dahin) zu bewirkende Wiedervereinigung (iunctio) mit Gott. Die Jugs sind aber Jahr- und Präcessionsberechnung in vier Perioden, Kali-, Krita-, Dwapar- und Tritajug. Ihre Zahlen sind unbekannte Zeitgrößen für benannte: Jahr, Monat, Woche, Tag, Stunde, Minuten, und 1000 sind die Theile Eines = 360, sodaß eine Reihe Naturzahlen in arithmetischer Progression 365¼ Tag bezeichnen, und die Jugs vier Jahrquadranten nach zwei Sonnenwenden und Nachtgleichen sind. Mit 360, der Summe der 4 Jugs, wird in die 4 Jugzahlen selbst (1440, 1080, 720, 360) dividirt. Die 5 Schalttage und der Embolismus von ¼ Tag 6 Stunden wurden als störend geschieden, die Epakten aber selbst aus 5×72 = 360 gefunden. Sie waren eben auch aus dem 72. (Tages) Theil jedes der 360 zusammengesetzt = 20 (Minuten), also aus 360×20 = 72,000 (Minuten der 5 Schalttage und Kaldämmerungensumme). Diese 20 Minuten waren wieder Product aus Division mit 72 in 1440 (Kritajuggrundzahl). 1440 waren theils Minuten des Tags, theils die persische Schaltperiode, gefunden aus 12 ×120 = 1440. 1440 wären aber auch die Embolismenstunden von 2×120 = 240 Jahren, und verdoppelt 2880 (Kritadämmerungensumme). 6×120 4320 Stunden sind die Grundzahl der Kal- und Mahajugsumme. Die Grundzahl 432, wenn 20 Mal genommen, gibt 8640, die Zahl der Jahresstunden. Diese Jahrrechnung ward mit dem Calkul der Umwälzung der Ekliptik vereint, und auch hier werden durch Theilung, Verdoppelung des Ganzen, Reductionen des Menschlichen auf Göttliches und umgekehrt alle Verhältnisse erschöpft und 24,000 Jahr als Zahl der Präcessionsperiode herausgebracht. (S. Kanne's „Chronos", mit A. Wagner's angehängter Übersicht des mythischen Systems.) In diesen 4 Jugs nun verlaufen jene 4 Avatars. Man zählt ihrer 10, obwol Andre mehr angeben, welche aber doch untergeordnet sind. Sie sind folgende: 1) Matya-avatara, die Verwandelung in den Fisch, den täuschenden Maja-Fisch, bei den Banjanen auch Ceeris genannt. Dem Mythus lag dies nahe; denn Wasser war ihm der Durchgang und die Metamorphose des Lebens und Todes, im Wasser endet und gebiert sich Alles wieder. Brama nämlich war eines Tages entschlafen. Der Riese Hajagriwa (der empörte, abtrünnige Menschengeist als schreibende, gesetzgebende Elster) hatte die 4 Vedas (das Weltgesetz, von Brama gegeben) geraubt, verschlungen und sich in das Weltmeer verborgen. Wischnu rettete sie wieder in Gestalt eines Fisches und vernichtete so das Reich der Argen. Denn jede Wandelung hat eine Weltrettung aus der Macht des Bösen zu Zweck und Folge. 2) Kurma-avatara, Wandelung in eine Schildkröte. Auf der Schildkröte wie auf dem Elefanten ruht nach dem Mythus das Weltall, und die Weltleier ward vom Elefanten wie von der Schildkröte benannt. Im Riesenkrieg, um den Unsterblichkeitstrank, den Trank des ewigen Lebens (Amrita, Amreida, Amortam) zu bereiten, wird der (Luftgott-) Affe Bali herbeigerufen, den Spra-

chen- und Weltberg Mandar, der auch dem Goldberg Meru identisch ist, im Milchmeer, zu bewegen. Die Unendlichkeits- oder Ewigkeitsschlange, Addisechen, Sega, Seren, wird als Seil um den Berg gebraucht; aber der Berg droht zu versinken. Da unterstützt ihn Wischnu als Schildkröte. 3) Varaha-avatara, die Wandelung in einen Eber. Der Riese Hirany-akshana (Erdriese) hatte die Erde wie ein Tau aufgerollt und in den Patalas, 7 unterirdischen Welten, verborgen. Wischnu wühlt als Eber mit dem Feuerzahn (denn der Zahn des Ebers, Elefanten, Drachen, Stiers und der Ziege hieß das verkörpernde Feuerprincip, und Feuer und Wasser bringen kämpfend das Feste hervor, bauen die Erde, das irdische Lebenshaus; im Namen Varaha liegt auch schon, wegen der Verwandtschaft mit Bora, Born, das Wasser angedeutet) die Erde auf und baut also nach der Überschwemmung das Haus des irdischen Leibes. 4) Narasingha-avatara, Wandelung in den Menschlöwen. Hier tritt Wischnu in einem Riesenkampfe gegen Hiranyakasha (auch Eruniakassiaben) aus Schiwa's unendlicher Feuersäule, hinter welche sich der vom Vater verfolgte Sohn des Riesen flüchtete, als Menschenlöwe, wieder der erste Mensch im Mythus, hervor, und rettet ihn. Es ist wieder der erdbildende Wasser- und Feuerkampf, wie der Name der Wandelung, Narasingha, und des Festes dieser Verkörperung, Neriosengh, zeigt; denn nar ist indisch Wasser, narayana die Bewegung im Wasser, Seng, Zenga, sengen, führen die Idee des Feuers mit sich. 5) Vamana-avatara, Wandelung in den Bramen- oder Lingamzwerg. Als Zwerg sucht Wischnu den Riesen Bali auf, der den Göttern viel Leids thut, und bittet ihn um 3 seiner Füße Landes, daselbst zu opfern. Als es der Riese versprochen, nimmt Wischnu sogleich seine Gottgestalt an, bedeckt mit einer Fußstapfe die ganze Erde, mit der andern den gesammten Raum zwischen Himmel und Erde und endlich des Riesen Kopf, der in die Patalas getreten wird. Vamana, Vamen, Vama, noch im lat. Wort *pumilio*, der Lingam- und Daumenzwerg (die Idee der zeugend-erkennenden Hand ist noch in der grönländischen Sage, daß das Weib aus des Mannes Daumen entstanden) ist wieder der gesunkene, kleingewordene, gefallene Gottmensch, der das Haus des Leibes baut, wie Brama Nen (nain). 6) Parasuramaavatara, die Wandelung in den Gott Parasu Rama. Nach des Affengotts Hanumam Erscheinung in der Welt lebten Braman und Bramani, vermählten sich, und Wischnu verspricht ihnen, daß sie drei Mal nach einander einen Sohn bekommen, nach der mythischen Idee wiedergeboren werden sollten, in drei Menschenpaaren. Das erste Paar ist Jambagni mit Reneka, ihr Sohn ist eben Wischnu Parasurama in der sechsten Verkörperung. Nämlich Jambagni, als Braman in erster Wiedergeburt, als Priester und Gelehrter, vermählte sich mit der Tochter des Königs (also der zweiten Kaste) von Ajodja, dem Lande der geistigen Finsterniß, der Nachtriesen, und die Seele der Bramani wandert mithin in diese Gemahlin Reneka. Reneka wird auf ihre Schwester eifersüchtig, und gebiert Prasurama, der also Sohn eines Bramen und einer Königstochter war, gegen die Gesetze, und Verfolger der Ketteri. Anfangs noch gut und rein, konnte Reneka Wasser in einem Tuche schöpfen, ohne daß es durchrann; aber durch irdisches Streben verunreinigt, verlor sie diese Gabe und gebar die feindliche Maritale. Reneka nämlich und ihre Mutter wünschen beide einen Sohn; Jambagni gibt jeder einen Reiskuchen, die leibverdunkelnde, sterblichmachende Speise; denn Brot und Speise heißen das körperliche, sinnliche Leben. Reneka ißt den für die Ketteri bestimmten Kuchen, und umgekehrt. So gebären sie: und Reneka zwar Prasurama, der ein Brame mit kriegerischem Ketterigeiste ist. Also wird Gutes in Böses gepflanzt und das Gute sträubt sich und bekämpft das Böse. Mithin ist der Wechsel des Guten und Bösen als wechselnde Bramen- und Ketterisherrschaft dargestellt, und ein Steigen und Fallen. Aber die Seelen von Prasurama's Ältern wandern fort in die Körper des Doseruth und

der Kuzilah, die Prasurama unter den Ketteris erschlagen hat, und diese gebären Rama. Daher 7) Rama-avatara. Ihnen war von Wischnu verheißen, daß er ihr Ketterigeschlecht einst noch heben werde. So tritt Prasurama auch gegen Rama auf; aber seine Verkörperung endet in Rama's höherer Erscheinung, seines Pfeiles Kraft ging in Rama's Pfeil über. Rama wird, als Fortsetzung von Prasurama, eben auch durch einen Reiskuchen geboren, um gegen den frevelkühnen Ravan, den bösen Riesen, zu kriegen. Doseruth gibt Kuzilah den Kuchen, diese theilt ihn mit der geliebtesten Gemahlin des Raja, Kaikai und Sumitra, und die Frucht sind vier Kinder: Rama, Bharaden, Lekeman und Satterghan. Lekeman blieb Rama's treuester Gefährte. Ramawischnu erkämpft sich im Feldzug auf Lanka (Ceylon) mit ihm und Hanuman's Hülfe die schöne Sitta von Ravana und seinem Bruder Kumbakarna, dem Becherriesen, in welchen letztern doch das Böse in Gutes sich wandelte, indem er dem Bruder zum Frieden mit Rama räth, und als immer Schlafender die Versöhnung der Geister durch den Naturschlummer bedeutet. Sitta, das Sünde in die Welt bringende Weib, vermittelt aber auch wieder als Natur des Geistes Wiederversöhnung mit Gott. Rama's Schicksale beschreibt das berühmte Gedicht Ramayana. 8) Krishna-avatara, der Gipfel der Erscheinungen Wischnu's, beschrieben im Bhagavata und Mahabharat. In ihr erst endet er, vereinigt mit Rama, stirbt sterbend allem Endlichen ab, das durch die verführende Schlange in die Natur gekommen, und hat im Drachen vielfach das Böse vernichtet. Krishna entspringt aus der Nachkommenschaft Jajat's, des Ragla, durch dessen Empörung im ersten Alter das Übel in die Welt gekommen war. Sein Vater Vasbajo war Sohn eines Kaufmanns und Heerdenbesitzers, seine Mutter, Devagi, Tochter eines Königs aus dem Stamm Jadus, des ältesten Sohns von Jajat. Umgekehrt sind seine Blutsfreunde, die fünf Pandus, denen er die weltliche Herrschaft wieder erkämpfen hilft, von einem königl. Vater Pand und einer Mutter Kundi, die eben jenes Kaufmanns Tochter, also Schwester des Schäfers Vasbajo hieß. Auch in dieser achten Verkörperung ist immer noch die alte Natur, die sich sträubt, dem vollendeten Geistesleben ihre Besonderheit hinzugeben. Balarama verläßt ihn im Krieg der Pandus gegen die Koros, um jenen den Sieg zu verkümmern. Darum ging auch, als Krishna die Feinde besiegt, aus des sterbenden Balarama's Munde die weiße Winterschlange; denn Folge der Sünde war die Körperlichkeit, und Kälte das Princip der Leibwerdung. Krishna selbst zeigt sich als Rama's Fortsetzung, indem er als Kind der Mutter vom Schoße sprang. Er wandert, weil von seinem Großvater Ragia Kansa verfolgt, schon als Neugeborener, da sein Leben gerettet werden soll, von der Schlange Adiseschen, Sega, Sickenasy getragen über den Todesstrom (der Wiedergeburt) Jamuna. Die Schlange ist hier von ihm, wie von Rama getrennt. Aber in demselben Strome ist sie das feindliche Wesen, verpestet sein Wasser mit ihrem Gifte, und wird von ihm bekämpft. Nun heißt sie auch nicht mehr wie vorher, sondern Kali, Kalinag, Kaliga (die schwarze). Und Krishna selbst heißt schwarz, wie er abgebildet wird. So beginnt und endet das Böse in ihm; in Prasurama ist Mischung des Bösen und Guten, in Rama völlige Scheidung, in Krishna Vollendung Dessen, was die Scheidung vorbereitet hatte. Also wird nun alles Vorbereitete und Verheißene in ihm erfüllt. Dem Drachen im Jamuna war vorausgesagt, daß Krishna der Mensch ihm einst den Kopf zertreten würde, und mit einem Fuß auf der Schlange Haupte stehend wird er abgebildet. Der Erretter und Errettete sind hier getrennt, aber beide sind Mensch und alle Erlösung ist Selbsterlösung durch den letzten, weil durch den ersten die Sünde in die Welt gekommen. So sagt denn Krishna zur Schlange, nachdem er sie im Jamuna besiegt: weil du mit einem Gott gekämpft hast, soll deine Kraft doppelt werden und Garudha (der Vogel, durch welchen Wischnu's Gemahlin Kadru, die schwarze Böse, in Besitz des göttlichen Tranks kommen will, eine Art

Geieradler, worauf Brama reitend vorgestellt wird) dich nicht ferner vertreiben können. Wie nahe berühren sich hier indischer und hebräischer Mythus! Krishna setzt sich auf dieselbe Stelle, wo Rama die weiße Schlange aus dem Munde gegangen war, und es geht der Spruch in Erfüllung, daß sie ihn in die Fersen stechen würde. Denn, trotz Durwasa's Warnung, seiner Fußsohlen zu wahren, streckt er sich unter den Baum; Jura, unter Krishna's Fußsohlen den Widerschein vom göttlichen Mahlzeichen gewahrend, hält es für ein Wildpret und schießt ihn mit dem tödtlichen Pfeil, der aus dem Stück Eisen war, das durch die Ruchlosigkeit von Krishna's Hirten in die Welt gekommen war und ihnen Allen den Tod gebracht hatte. Pfeil und Schlange sind aber in den Sprachen Eins. Der Jäger war eine Wiedergeburt von Balis Sohne, Bali aber die Schlange Sega selbst, sein Sohn Angud (anguis), dessen Wiedergeburt Krishna's Mörder wurde, ist, nach seiner Abkunft aus dem nördlichen Bären, Jäger und erinnert durch seinen Namen Jura an das Schlangenland Tanaiour, wo einer der drei Götterkönige herrscht, welche Chimaira (Ziege, Schlange, Löwe) zusammen waren. Schon als Schwester Putna des Kansa, um als Amme den Säugling Krishna mit vergifteten Brüsten zu tödten bestimmt, ist sie die feindliche Schlange Pytho, die faulende, stinkende. Schlangen- und Todesgöttinnen sind seine acht Gemahlinnen, Rukmani, Jamty, Suthama, Kalenda, Sitta, Bremate, Mirbhirda, Lackmi. Der ganze höchst reiche Mythus schließt damit, daß Krishna nach Dewarka geht, mit einer über die Stadt geworfenen Handvoll Staubes sie vernichtet, und nach dem Schneegebirg Heimatfiel, dem Himmelsberge der Harmonie, des Meru kalter Seite, geht. Wir haben hiermit nur einige Momente desselben berührt, weil es der Ort verbietet, ihn in seiner ganzen Fülle, als Kampf und Sieg über das Böse in den wunderbarlichst romantischen Verflechtungen zu verfolgen, und müssen daher über das Nähere an die genannten Quellen, wie an Baldäus, Polier, Majer u. A. verweisen. 9) Buddha-avatara, die Wandlung in Buddha, Stifter der chinesischen Lehre des Fo. Man darf nicht etwa glauben, daß hier die Secte das Einzelne geschaffen habe, sondern umgekehrt hat das Einzelne, einem Ganzen Angehörige nur von ihm Losgetrennte und Geschiedene die Secte geschaffen, und so sind und bleiben die Elemente des Buddhaismus schon in der Lehre der Vedas gegeben, nur mehr entwickelt. 10) Kallenki-avatara, die Erscheinung als das Roß, das weiße Himmelsroß. Jede Schöpfung und Weltperiode hat natürlich den Zweck, aus der Entwickelung des Einzelnen (Folge des Abfalls vom Ganzen) das Ganze, aus der Sünde das Gute, die Tugend wiederherzustellen, Wiedergeburt des in Laster Untergegangenen. Im Mythus ist der erste Gottmensch auch Stier, Kuh, Roß, und das Stierroß Dherma spielt im Indischen besonders eine wichtige Rolle. Mit ihm, dem Tugendhaften, beginnt die neue Zeit, und Menu, der Mondstier, hat sich, als einzig Gerechter, in die neue Welt aus der alten Flut gerettet. Dherma's Leben geht durch die vier Zeitalter bis ans Ende, und er verliert in jedem ein Bein. Wir stehen jetzt im vierten Alter, in der neunten Verkörperung Wischnu's. Nämlich die Zahl 36,000, als chaldäisches Sar, oder Herrscherperiode, ist in sämmtlichen Weltaltern so viel Mal enthalten, als die Chaldäer Herrscherperioden haben, nämlich zehn Mal, im ersten vier, im zweiten drei, im dritten zwei und im vierten ein Mal, also = 10. Dies ist im Mythus vom Stier Dherma angedeutet. Das Roß aber ist mit ihm identisch. Als Roß Kallenki wird Wischnu erscheinen, die Erde durchtreten und Alles erneuern. Dies wäre denn die Religionslehre der Hindus. Man begreift wol, daß von dieser Ansicht aus, welche die Identität im All mittelst Sprache in Überlieferung und Symbol sucht und findet, das Ganze eine tiefsinnige, unendlich reich gegliederte Idee ist, welche in der That auch die Keime aller Speculation in sich schließt; und lächerlich werden daher alle Absprüche darüber, als über Unsinn, Ungeheuerlichkeit, wüstes Phantasiren u. s. w. Nach-

dem wir die philosophische Seite des Mythus besonders betrachtet, wollen wir noch Etwas über die poetische und historische, welche freilich ursprünglich nicht davon getrennt werden darf, bemerken. Daß bei einem so reich ausgestatteten, wie von einer phantastischen Zauberwelt umfangenen Volke Alles Gestalt und Leben annahm, ließ sich erwarten. Merkwürdig aber ist, daß die Ideen der Sexualität, der Zeugung immer durchgreifen, wie durch die Welt selbst, aber immer doch auch ethisirt, weil Erkennen und Zeugen analog sind. Daher die Verehrung des Lingam bei den Schiwaniten, des Joni bei den Wischnuiten. Lingam ist die männliche Natur, welche meist in einer silbernen Kapsel getragen wird und Symbol der Zeugung ist. Lingam ist mit dem lateinischen lignum verwandt, weil Holz der erste Stoff, oder Materie (Hyle) der Dinge war. Seine Verehrung wird historisch davon abgeleitet, daß Schiwa sieben Büßern durch seine Wollust anstößig geworden war und durch ihren Fluch das Männliche verloren hatte, weil aber später Strafe und Vergehen für unverhältnißmäßig erkannt wurden, die Büßer zu Dem, was sie vorher verflucht, zu beten beschlossen. Er wird in Tempeln, an Heerstraßen 2c. verehrt. Joni ist das Weibliche mit dem Männlichen, in der Figur ⩚, welches auch mit Kuhmist an die Stirn geschrieben wird. Seine Verwandtschaft mit dem griechischen Worte, welches zeugen bedeutet, wozu auch das deutsche Kind gehört, ist unverkennbar. Ferner: wie das Auge, so war auch die Blume im Mythus Symbol des Erkennens und Wiedererzeugens; ja, Blume und Auge, nämlich als Dreieck, waren vereint in der Blume, welche Lotos heißt. Lotos ist der Sprache nach die Blume des Verbogenseins, der Nacht, des Schweigens, also die verborgene, welches auf Bewußtlosigkeit, gegenüber der Selbstbeschauung, führt. Naturgeschichtlich ist es die nymphaea Nilufer Linn., indisch auch Padma, Nalina, Aravinda, Maholpala, Camala, Cuseshaya, Sahasrapatra, Sarasa, Panceruha, Tamarasa, Sarasiruha, Rajiva, Wisaprasuna, Pushcara, Ambhanika, Satrapa genannt. Ihr Same ist häufig, klein und rund; sie ist entweder blau oder roth, die Blüthen der ersten sind schön blau, wenn aber ganz aufgeschlossen, etwas verwässerter, minder duftig, als die rothe rosenfarbene, immer aber von sehr feinem Geruch. Die Blätter sind Wurzelblätter, tief, wellenförmig gezahnt, auf einer Seite dunkelpurpurn gegittert, auf der andern grün und sanft, die Petalen sehr weich, lang und röhrenförmig. Es gibt auch eine Varietät mit beiderseits purpurnen Blättern, dunkelkarmoisinen Blüthen, innerlich reichgefärbten Kelchblättern und breiten Antheren, gefurcht, über funfzehn Petalen, minder spitz und breiter als die blaue, mit wenig Geruch. Die Lotosverehrung ist noch jetzt in Hindostan, Tibet und Nepaul ebenso andächtig als sonst. Es werden Tempel damit ausgeschmückt, wie Gottheiten; denn ein neugeborener Gott schwimmt sogar in einer Lotos auf dem Wasser. Und eben weil sie eine Wasserblume, das Wasser aber Schöpfungsvehikel ist, wird sie von dem die Zeugung so tief fassenden Indier verehrt. Auch den Ägyptern ist sie heilig. Dies Symbol der Blume in seiner Idee sich näher zu rücken, erinnere man sich an das Gewächs Kaldeir auf Isle de France, Vaquois genannt, oder Buffon's arbre indécent, aus dessen Stamme dem männlichen Phallus ganz ähnliche Wurzeln wachsen, die sich in die Länge dehnen, um in die Erde zu schlagen und sich anzuwurzeln; an Tamara, die Lilie, die Palme, den Lorber, die Kusha, auch Darbha und Pavitra genannt, die Narcisse. Die großen Götter Indiens waren also Brama, Wischnu, Schiwa oder Eswara, auch Irora, welcher Ardhanari, Mannweib, ist und eben den Lingam zum Symbol hat. Die Möglichkeit, wie die entwickelte Wirklichkeit, des Dualismus ist hier gegeben, wie sie in andern Lehren, z. B. der persischen durch Ormuz und Ahriman, das Gute und Böse, Licht- und Finsternißprincip, ausgesprochen wird. Aber, wie Alles in Indien in glühenderm Leben aufgeht und Gestalt gewinnt, so haben auch Mond und Sonne und Sterne ihre Götter. Natürlich; denn wie die Gottheit sich verkör-

pernd alle Stufen der Natur durchwandelt und Fleisch wird, also sind auch alle Sternwelten freigeborene Geister und Götter, dem Urlicht, der Centralsonne der Geister, dem persischen Lichtwasser, Arduisur, entfremdet und besondert, oder schiedlich geworden, und aus dem Lichtwasser ist in Sternenströmen (vars) die Milchstraße ausgeronnen. Feuer-, Stern- oder Sonnendienst also sind ein alter Cultus. Aber auch das Wasser in der oben angegebenen Idee. Darum ist Ganga (der Fluß Ganges) den Indiern heilig, nach dem Mythus entsprungen aus dem Schweiß der Gemahlin Schiwa's, Parvadi, oder nach einem andern aus dem Wasser, worin das Weltei schwimmt. So hat auch die Erde ihre Göttin, Prithivi, die Luft ihren Gott, Indra, Dewandra, einen der acht von Wischnu in seiner Eberverwandlung als Erdhüter Gesetzten, welche sind Indra, Aghni (Feuer), Paducbati (Richter der Unterwelt), Nirurdi (König der Unterwelt), Varuna (Wasser), Maril (Wind), Cubera (Reichthum), und Eswara, der im Osten Indra, im Süden Aghni ist. Die Zahl der Deutas (Götter) ist aber unendlich groß, und wird von Manchen zu 333 Mill. angegeben. So die neun Planeten Surya oder Aditya, Sonne, Sonntag; Ciandra oder Soma, Mond, Montag; Ciova oder Mangalen, Mars, Dienstag; Budha, Merkur, Mittwoch; Bruhaspadi oder Viasa, Jupiter, Donnerstag; Shukra, Uschena oder Velly, Venus, Freitag; Ciani, Manda, Saturn, Sonnabend. Rahu oder Ragu, und Kedu oder Quedu, bloß in Zeiten der Verfinsterung sichtbar. Von den kleinen Göttern oder Dämonen wollen wir nur bemerken die Ginarers, Genien der musikalischen Instrumente, welche nach der Sprachverwandtschaft schon an die Leier erinnern und die Ganduwers oder Gandharvas, Lufttonküstler, die auf dem Nordberge Haimakutha (dem kalten, dunkeln, nach der Sprache) singen, die Geister singender Sterne. Dies sind gute. Die bösen heißen Asura oder Asors, an deren Spitze Moisasur und Rhadun stehen, und treten meist in scheußlicher Riesengestalt auf. Sie bewohnen die Patala. Nämlich das Weltall wird in funfzehn Bereiche oder Bezirke eingetheilt, sieben obere, Swerga-Surgs, und sieben untere, Patala genannt. Die Surgs sind Bhurlok, Bhoverlok, Surlok, Mehrlok, Janlok, Taplok, Sutlok. Die Patala sind Tallok, Behallok, Sutallok, Mehantallok, Ruhpatallok, Patallok, finstere Wohnungen, von acht Karfunkeln auf den acht Schlangenhäuptern erhellt. In der Mitte zwischen beiden war Mirtlok, welches an Mitgard, die Mittelstadt des isländischen Mythus, Mesoa der Griechen und an Delphi, den Erdnabel, sowie an die Behauptung der Braminen erinnert, daß das Äquinoctium die Mitte der Welt sei und in ihm die Sonne keinen Schatten mache. Folgerecht jener oben angegebenen durchgreifenden Idee der Metamorphose ist auch der Cultus der Indier. Das Streben des Menschen, nachdem er abwärts gegangen in die Leiblichkeit und gefallen, muß nothwendig sein, wieder aufzusteigen zu der lichten Geistigkeit, zur Verklärung. Dem gemäß bestehen die äußern Gebräuche im Besuchen der Pagoden, in Waschungen und Reinigungen, Büßungen und Abtödtungen, guten Werken, Opfern u. s. w. Pagoden gibt es von hohem Alterthum und riesigen Ideen, majestätischem Ansehen und geschmackvollem Bau. Das Eingangsthor ist stets aus einer ungeheuern Pyramide gehauen, welche allmälig nach oben sich verengt und in einen halben Mond ausläuft. Die Pyramide ist nach Osten gerichtet. In großen Pagoden ist immer ein großer Hof und an dessen Ende ein dem ersten entsprechendes Thor, nur daß die Pyramide nicht so hoch ist. Dem Thore gegenüber, in der Mitte des zweiten Hofs, steht auf einem Fußgestell, oder auch in einer Wandvertiefung unter vier Säulen eine liegende Kuh, zuweilen ein Lingam, Hanuman, Schlange oder sonst ein verehrlicher Gegenstand. Sahstangam heißt der Brauch des Niederfallens auf die Stirn, Namaskaram das Falten und Erheben der Hände zur Stirn. Das Gebäude selbst ist in zwei, oder auch drei Theile getheilt, deren einer groß, der andre kleiner ist, letzterer für den Opferer. Alles ist aus Ziegel-

oder Bruchsteinen. Auf Coromandel sind prächtigere Tempel als in Bengalen; auf Malabar ist die Bauart eine andre. Die berühmtesten Pagoden sind auf Elefanta und Salsette, zu Illura Jaguernat; Wischnutempel zu Tirupadi, Schirangam, Kangiwaram und Schiwatempel zu Tirunamaly, Tirvatur und Schalembron, Kandschipuram, Ramonathampuram, Ramischwaram und Kaschi. Die Pagode auf Elefanta oder Kalpuri wird für die älteste gehalten, und führt den erstern Namen von einem aus schwarzem Stein gehauenen Elefanten am Fuß eines Bergs, an der Seite von Bombay. Es hängen dort mehre Pagoden zusammen; die jetzt zum Viehtränken gebrauchten Cisternen waren ehemals für Reinigung bestimmt. Die zu Illura im heutigen Hyderabad ist ein hufeisenförmiges, zwei Stunden langes Gebirg, worin eine Reihe Pagoden und Tempel ausgehauen sind, eine Art indischen Pantheons. Alle Gottheiten haben hier ihre größern oder kleinern Tempel, und einige deren in Menge. Zwei der größern sind der Trimurti geweiht. Die Hufeisenform deutet auf das Paradies- und Zeitroß. Es ist eine kolossale Hieroglyphe, wie denn auch die Pyramiden beweisen, daß die älteste Welt noch Alles für Idee und Religion that. Jagrenat's oder Krishna's drei Pagoden zu Jagrenat, deren Thürme vom Meere aus 8—10 Stunden weit gesehen werden, und wozu man durch eine Menge kleiner Pagoden mit geheiligten Wäldchen und Teichen gelangt, sind von einer ungeheuer dicken, schwarzsteinernen viereckigen Mauer umgeben. Des Gottes Bild steht in der höchsten. Sie hat durch Wallfahrten große Einkünfte. Zu den, jeder Handlung des Cultus vorangehenden Waschungen ist jedes Wasser gut, nur daß es fließend sei, besonders aber der Ganges. Darum sind bei allen Pagoden, wenn sie nicht an Strömen liegen, Teiche. Die Abwaschungen geschehen auch durch Kuhmisteinreibungen; zuvor werden Stellen aus den Vedas, Vedangas rc. gelesen. Auch die Götter werden mit Wasser, wie mit Milch abgewaschen, mit Butter und wohlriechenden Ölen gesalbt. Bußen sind entweder die beschauliche, wo man alle Sinne abtödten muß, um sich ganz dem Anschauen des Göttlichen hinzugeben und mit Gott zu vereinigen; oder auch die sühnenden. Die Büßenden bilden gewissermaßen Mönchsorden, und Fakirs, Joguis, Atits, Vairagis, Tapis bis zu den Vanaprashtas und Sanyasi hinauf, sind die Ausdrücke und lebenden Bilder der Buße. Gute Werke bestehen in Weih- und andern Geschenken an Festen und bei feierlichen Gelegenheiten. Opfer sind vorzüglich folgende. Das Jaga oder Jagum, der Sonne und den neun Planeten gewidmet, ist ein Brandopfer, um ein heiliges Feuer zu bekommen, womit die Scheiterhaufen entseelter Braminen angezündet werden können, um sie weiterer Büßungen nach dem Tode zu überheben und unmittelbar aus der Asche in Brama's Herrlichkeit zu versetzen. Es fodert große Anstalten. Hundert gelehrte Braminen suchen einen Platz, der durch Gebete und Weihwasser geweiht werden muß. Dort wird in der Mitte ein großes Zelt errichtet, umher mehre kleine. Im großen ist ein viereckiger Heerd (Kunda), aus dessen Mitte sich eine hölzerne Säule erhebt, mit einem oben befestigten Seile, dessen beide Enden an den Seiten herabhangen. Umher liegen neun besondere heilige Holzarten, wovon auch die Priester ein Stück in der Hand halten. Dann wird Arusaholz gegen einander gerieben, bis es Feuer fängt, hierauf ein fehlloser Bock oder Widder in den Kreis geführt, über ihm gebetet und ihm allerlei Kraftworte ins Ohr geflüstert, worauf er dann erstickt wird. Seine Leber wird herausgenommen, mit Milch gewaschen, mit Butter bestrichen, an der Sonne und am Feuer gebraten, er selbst aber verbrannt. Die Leber wird unter die Braminen vertheilt und gegessen. Der Oberpriester trägt von dem heiligen Feuer mit sich nach Hause. Homa oder Homam ist ein Opfer, welches Aghni, dem Feuergott, gebracht wird. Es heißt vorzugsweise Dewajagna (das göttl. Opfer) und wird bei allen wichtigen Vorhaben gebracht. Ein gereinigter, weißgekleideter Bramine setzt sich auf einen Schemel, und sagt einige Schloken her. Vor ihm

liegt eine Schelle, eine brennende Fackel und ein Gefäß mit flüssiger Butter oder Kokosnußöl, zu den Seiten große Bananablätter, worauf die zu opfernden Sachen um den Herd herum liegen, z. B. Adlerholz, Kampherstauden-, roth Sandel-, Muskaten-Gupalholz ꝛc. Dies wird angezündet, darüber geschellt, Butter ins Feuer gegossen, dann Reis, Blumen ꝛc. ins Feuer geworfen und unter Gebeten, die immer mit Oum anfangen, verbrannt. Manuszajagana (Menschenopfer) ist eigentlich dramatisirter Cultus der Bhavani, als der geschaukelten, in der Luft aufgehenkten Göttin, wie dergleichen auch Bacchus und Erigone zu Ehren in Griechenland geschah: sodaß Bhavani gleich Here und Luftgöttin ist. Es werden da mehre Hähne getödtet und, rauchend von Blut, in die Luft geworfen. Dann wird einem frommen Menschen ein Eisenhaken durch den Rücken gezogen, woran er aufgehenkt schwebt, und unter Getrommel, Jauchzen und Seligpreisungen herumgetragen wird. Pibrajagna ist ein Sühnopfer für Verstorbene. Bhudajagna ist ein Opfer, das den bösen Geistern gebracht wird. Adithipugia ist das Opfer eines Freundschaftbundes, wobei in dem Hofe des Hauses das Bild der gemeinschaftlichen Gottheit aufgestellt, unter Gebeten von beiden Freunden mit Blumen bestreut wird und dem Fremden die Füße gewaschen werden. Arkja ist ein Blumenopfer für glücklichen Kreislauf der Seelen.

Bei diesem Religionsgebäude der Indier vergesse man nicht, daß, wenn alle Völker die Grundidee desselben mannigfaltig individualisiren, dennoch Alles nur Ahnungen, ja, mit Plato zu reden, Erinnerungen an ein göttliches Leben sind, welches, wie Uranfang, so Ende der Menschenbildung sein muß, zu dessen Verwirklichung im ewigen Ab und Auf die Menschheit hinstrebt. Rückt man aber das Christenthum, wie seine welthistorische Bedeutung verlangt, in die Mitte der Weltgeschichte, damit es vor- und rückwärts leuchtender Punkt werde, so wird alle Vorzeit einmal das Traum- und Nachtwandler-, ja das Bilderleben, welches in Christo selbst seine Wirklichkeit und Wesenheit lebendig ausgesprochen und historisch erfüllt anerkennen muß, andrerseits aber in der Kampfschule dieser Welt das Reich des Guten und des Lichts, das Himmelreich in seiner allumfassenden Seligkeit, als ein Reich der Liebe zu errichten, den Zweck und die Verheißung hat. *) **Wa.**

Indische Sprachen. Wäre die religiöse Bildung der Indier, das hohe Alter ihrer Überlieferung, nicht schon Beweis dafür, daß Indien wahrhaft Medyama, Medhya-Dehsa, ein Land der Mitte sei, und das Volk ein Urvolk, dessen Gemüths- und Geisteszüge ein so durchaus gediegenes Ganzes machen, daß die übrigen Völker des Erdballs gleichsam sich in dieselben getheilt und das dort Gesammte sich einzeln angeeignet, so könnte dies vielleicht schon aus der Übersicht des dortigen Sprachgebiets klarer werden. Denn wiewol schon **1644** der Missionnair

*) Der „Mahabharata" (übers. v. Wilkins) soll alle große Mysterien der Braminenreligion enthalten. Indessen fand schon Warren Hastings in diesem Gedichte, dessen Bekanntschaft wir ihm verdanken, Dunkelheit, Absurdität, barbarische Gebräuche und eine verdorbene Moralität. Vgl. die Schrift von Wilh. v. Humboldt: „über die unt. d. N. Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabharata", Berl. 1826. — Polier's „**Mythologie des Indous**" (1809) hat zu wenig Zuverlässigkeit, als daß man sich auf dieses Werk berufen könnte. Man lese des Abbé Dubois, der über 30 J. unter den indischen Kasten lebte, „**Moeurs, institutions et cérémonies des peuples de l'Inde**" (Paris 1825, 2 Bde.). Wir bemerken, daß das Verbrennen der Witwen mit den Leichen ihrer Männer noch immer religiöser Gebrauch, selbst im britischen Indien, ist. Die Versuche des Braminen Rommehun Roy, der in s. Schriften die Bramareligion als einen reinen Deismus erklärte, eine Reform derselben zu bewirken, sind nicht gelungen und Rommehun Roy ist 1822 zum Christenthum übergetreten. Eine Secte der Hindus, die sich Sauder (Gottesverehrer) nennt, verwirft den Götzendienst und widmet dem höchsten Wesen bloß religiöse Gesänge. Diesen indischen Quäkern ist Luxus, Tanz, Wein, Taback, Angriff auf Menschen und Thiere verboten, dagegen Arbeitsamkeit, geheimes Almosengeben und Gebet vorgeschrieben. Sie sind ordentliche und gehorsame Bürger und treiben vorzüglich Handel.

Heinrich Roth, und von 1699 an der Jesuit Hanzleben sich damit beschäftigen, so ist doch erst ungefähr seit 1790 die Kunde derselben durch P. Paolino, W. Jones, Wilkins, Forster, Carey, Marshman, Wilson, Colebrooke, Ward, Marsden u. A. bis auf Franz Bopp herauf, weiter gediehen. Nach einer indischen Abhandlung der Rhetorik bei Colebrooke gibt es vier Hauptsprachen: Sanskrit, Prakrit, Paisachi oder Apabhransa, und Mágadhi oder Misra. Da jene Doppelbenennungen sich auf eine doppelte Stelle jener Abhandlung gründen, so hält Colebrooke Apabhrgnsa für gleich Magadhi, und wiederum Paisachi und Misra für eine, sodaß eigentlich nur Sanskrit, Prakrit und Magadhi als drei Hauptsprachen gewesen wären. Damit scheint aber, wie schon englische Kritiker bemerkt haben, jener angeführten Stelle ihr Recht nicht zu widerfahren, weil so Apabhransa, gleich Misra doch eine Art Mischsprache und Rothwelsch, auch nach seiner Erklärung gewesen sein müssen, mithin doch verschieden. 1. Das Sanskrit ist die heilige Braminen- und Buchsprache, darum auch Gronthon genannt, von Grandha, Buch. Es ist eine wunderbar gebaute, höchst reiche, jetzt todte, wahrscheinlich aber früher ebenfalls gesprochene Sprache. Ihr Alphabet heißt Deva-Nagary, Götterschrift, weil sie ihren Ursprung von den Göttern haben soll, deren Sprache sie auch ist, und besteht aus 50 Buchstaben. Sie hat dreifaches Geschlecht, einen Dualis, wie die Griechen, Abwandlungen nach Vocal- oder Consonantendungen zählbar, sieben Fälle, statt der Fürwörter Nachwörter und einen Reichthum an Partikeln. Ihre Blüthezeit war am Hofe des Raja Vicramaditya zu Benares, im letzten Jahrh. vor Chr., wo der berühmte Dichter Kalidas lebte, der Dichter der Sakontala oder des Schicksalsrings, und Megha Duta oder der Seudwolke, der Botschaftswolke. In ihr sind auch die uralten heiligen Bücher, die Vedas, geschrieben. Der Vater der sanskritischen Sprachlehre ist Pânini, der schon in den indischen Theogonien vorkommt, und dem allgemein die Sutras, oder die grammatischen kurzen Sätze zugeschrieben werden; obwol er sich selbst auf Vorgänger wie Samkyn, Gargyn, Casyapa, Galava, Sacatayana u. A. beruft. Aber sein System ist sehr kunstreich. Sein Werk ward durch einen ebenfalls uralten Weisen Catugayana in seinen Varticas berichtiget; erläutert von Patanjali, einer mythischen Person in Schlangengestalt, in einem Werke Mahabhashia, welches wiederum Nachträge von Caiyata und einem Ungenannten, in dem Werke, betitelt Casica Vritti, erfuhr. Dies letztere Werk wird vorzüglich geachtet, und erzeugte dennoch wieder den Commentar Padamanjari von Haradatta Misra. Eine zweite Sprachlehre ist Ramachandra's Pracriyacaumudi. Neuere haben Wilkins und Colebrooke gegeben. Ein Realwörterbuch des Sanskrit ist Amara cosha, d. i. Schatz des Amara Singa, der ebenfalls vor Anfang der christl. Zeitrechnung lebte. Ergänzungen lieferte Medinicar in seinem Werke Medini. Viswapracasa von Maheswara ist ein zweites Wörterbuch; ein drittes Haravali von Purushottama. Es gibt überhaupt viele, wie von Ilelagudhu, Vachespati das Dharanicosha, Bhaltoji's Siddhanta caumudi, Praeriga caumudi. Eine Druckerpresse für Sanskrit ist 1808 zu Calcutta angelegt worden und das Studium desselben wird auch auf deutschen Universitäten gepflegt. William Jones, dieser gelehrte Präsident zu Calcutta, welchem die Pflege der morgenländischen Literatur so viel verdankt, verstand auch trefflich Sanskrit. Man kann es die Grundsprache nennen, indem es für alle europäische Sprachen die Ur- und Grundlaute in sich enthält, und dies nicht nur etwa in gar leicht an der Oberfläche zu schöpfenden und zu erkennenden Klangähnlichkeiten, sondern tiefer eingehend: sodaß mittelst ihrer besonders jene große Sprachgenossenschaft und Verwandtschaft sich offenbart, kraft welcher alle Sprachen Ein großes Geistesgewächs bilden. 2. Das Prakrit begreift, als gemeine Sprache, die gebräuchlichen Mundarten in Schrift und Umgangsverkehr. Ihrer werden von Colebrooke zehn genannt, zu welchen aber auch noch das Penjabi und Brija Bhasha gehört. Sie wurden in

den fruchtbaren Provinzen Hindostan und Dekan oder Vorderindien gesprochen, von den a) Sareswata, einem Volke an den Ufern des Flusses dieses Namens, der durch Penjab fließt. Es ist eine vorzüglich gangbare Mundart in Dramen und Gedichten. b) Canyacubjas, deren Hauptstadt Canjoe war. Es soll das jetzige Hindi oder Hindevi sein, nur daß es jetzt mit persischen und arabischen Wörtern untermengt ist. Diese beiden Mundarten werden übrigens mit Devanagari geschrieben. c) Gaura, oder Bengalen, von der Hauptstadt Gaur. Dies ist noch die bengalische Mundart, die aber nur in den östlichen Theilen am meisten gesprochen werden soll. Es sind viele sanskritische Gedichte darin übersetzt; gelehrte Hindus sprechen es fast ausschließlich, aller wissenschaftliche Unterricht wird darin ertheilt. Die Schriftzeichen derselben sind nur um der Bequemlichkeit willen entstelltes Devanagari. d) Maïthyla, oder Tirhutiya, ist die in Mithila, im Circar (Kreis) Tirhut und einigen andern angrenzenden, aber von den Flüssen Cusi und Gandhac und Nepalgebirgen begrenzten Pflegen, bräuchliche Mundart. Dichterisch ist sie nicht ausgebildet. e) Utcala, oder Odradesa (Orissa). Ihre Mundart heißt Uriga und hat ebenfalls sanskritische Wörter. Die bisher genannten fünf Mundarten sind also die Sprachen der fünf Gaur oder Nordindostans. Die fünf folgenden heißen die der fünf Dravirs oder Volksstämme. Sie sind f) Dravida, die südlichste Spitze Dekans, wo Tamul gesprochen wird, welches die Europäer auch malabarisch nennen, obwol jenes mehr östliche, dieses westliche Mundart ist, jenes von Cap Comorin unter dem östlichen Ghat nordwärts bis Pulicata, dieses von Cap Comorin bis Goa; beide berühren sich im Cap bei Coimbettore. In Tamul ist zu Madras, Tranquebar und Tanjore das Evangelium von christlichen Missionen gepredigt worden. Ziegenbalg übersetzte die Bibel darin. Der Name Tamla, wie ihn die Inländer aussprechen, soll auf den Fluß Tamraparni deuten. g) Maharashtra oder Mahratta, die am Nordstreif des Plateaus von Dekan ostwärts bis zum Hochlande von Omercuntuk gesprochene. Muru, wie dies zwischen dem Nerbudda und den Krishnaflüssen gelegene Land auch ehemals hieß, war der Mittelpunkt der Dravirs, dessen Hauptstadt Dwara Summadra 1326 zerstört ward. Es wird mit Devanagari geschrieben, und hat ebenfalls viel sanskritische Wörter. Grammatik und Wörterbuch gab Carey heraus 1809. h) Carnata oder Carnara, verstümmelt Canara, in der Mitte des Plateaus von Mysore, also in der Mitte von Dekan. Es wird noch in den Berggegenden gesprochen, ist aber auf der östlichen Küste von andern Mundarten verdrängt worden. i) Tailanga, Telingah, oder Tilanga, auch das Andray, Volkssprache im N. O. der Peninsula zwischen dem Krischnafluß und Godavery bis in die nördlichen Circars, südwärts reichend bis Pulicate. Es soll viel aus Sanskrit und ein eignes Alphabet haben, heißt auch Calanga. k) Gurjara oder Guzerat, Gezira, Halbinsel in W., ist die letzte Mundart des Prakrit. Ein Wörterbuch davon gab Drummond. 3. Das Paisachi, oder Apabhransa, wahrscheinlich die Gebirgsvölkersprache, bei dramatischen Dichtern die Sprache der Dämonen, ein mit Sanskrit gemischtes Welsch, daher auch wol Spottsprache. 4. Das Magadhi, oder Misra, vermuthlich das Pali und Magadhi auf der Insel Ceylon, von den Buddhapriestern gebraucht. Misra heißt es auch, weil es mit Sanskritwörtern untermischt ist. Darunter werden aber die eingewanderten Sprachen überhaupt verstanden, welche durch Eroberer der Indus- und Gangesländer dort eingeführt zurückblieben, vorzüglich die der indochinesischen Völker, wie sie D. Leyden nennt. Dieser glaubte hier viele Originalsprachen gefunden zu haben, welche wol eine gemeinsame Grundlage, nach Vater die chinesische, haben mögen. Es ist ein vielspaltiges Sprachsystem, wie der Boden des Landes, der von 8—9 Stromthälern durchschnitten wird. Allen liegt ein einsylbiger Bau zum Grunde, und die verschiedene Betonung unterscheidet, wie bei den Chinesen, die Bedeutungen. Die der Insulaner sind vielsylbig, die des Festlandes einsylbig. Zunächst

an Bengalen verliert sich das Einsylbige, nach Osten wächst es, und herrscht ausschließlich in Cochinchina und Tunkin. Man gibt sie in folgender Ordnung an: 1) Vielsylbige: a) Malayu. b) Jawa. c) Bugis. d) Bima. e) Batta. f) Gala, oder Tagala. 2) Einsylbige: g) Rukheng. h) Barma. i) Mon. k) Thay. l) Khohmen. m) Law. n) Aman. Das Sanskritische in der Malayensprache bemerkte zuerst W. Jones, obwol sie nicht die einzige Grundlage ist, sondern eben ein fremdes Princip mit aufgenommen hat. In ihr sind die aus dem alten sanskritischen Epos Mahabharat genommenen Erzählungen von den Pandus geschrieben. Eine Sprachlehre und Wörterbuch davon gab W. Marsden. Ein andres Wörterbuch ist das von James Howson. Das Jawanische gleicht dem Malayischen sehr. Mundarten davon schienen dem D. Leyden das Pali oder Bali, welches wol eine den zwischen den Ost- und Westgrenzen vorhandenen Landessprachen gemeinsame sein mag, die Sprache ihrer heiligen Schriften, ihrer Priester, sowie der Gelehrten und Dichter. Die Rukhengsprache westlich in Arrakan soll mit dem Devanagari in seiner Schrift, in Bau, wie auch in Mythologie mit Sanskrit wieder viel Ähnlichkeit haben. Die Barmasprache ist weicher, aber auch minder articulirt, als das Rukheng, aber sehr ausgebildet, und hat eine reiche Literatur. Die Monsprache ist noch unter den Bewohnern von Pegu gangbar, die sich Mon nennen, von den Barambs aber Taleing und von den Siamesen Ming-Mon genannt werden. Auch ihr Alphabet ist wenig verändertes Barma-Balialphabet. Thay ist die Sprache der Siamesen. Die Barmas nennen das Land Syan, woher vermuthlich das portugiesische Siam. Das Khohmen ist die Sprache eines Volks am Mekon oder dem Fluß Kambuchat (Camboja), welches für ein sehr gelehrtes Volk gehalten wird und weiland von dem siamschen Stamm unterjocht wurde. Das Law ist die Sprache der von den Portugiesen Laos genannten Völkerschaft. Nach Leyden verhielt es sich zur Thay, wie das Barma zum Rukheng, nur daß es sich genauer an das gemeinsame Bali anschließt. In diesem mittlern Binnenlande Laos sind die merkwürdigsten Denkmäler des Buddhaismus; und wahrscheinlich werden von da aus noch viele Aufschlüsse kommen. Wie oben das Sanskrit für die hindostanischen, so ist das Bali der Mittelpunkt für die indochinesischen Sprachen. Es ist zwischen Indien und China die Sprache der Religion, des Gesetzes, der Wissenschaft und Literatur, und schimmert aus allen Volkssprachen hervor. Es heißt auch Lankabasa, d. i. die Sprache (griechisch Baris) von Lanka, oder Ceylon und Magata, oder Mungata, vielleicht parallel dem sanskritischen Magadhi. Das Balialphabet ist aus dem Devanagari entstanden, aber doch bedeutend davon abweichend. Die Balibuchstabenform ist unter den Barmas viereckig, ungefähr wie auf Lanka, aber verschieden von der Siamesischen, welche Nungsu-Khom genannt wird. Es hat ganz die sanskritischen Bewegungen in Zeit- und Nennwörtern, obwol es sie im Zusammenhang seltener braucht, und häufig das vergangene Particip und unpersönliche Zeitwörter. So kommen also Prakrit, Bali und Zend als drei Mundarten von Sanskrit wieder in Verwandtschaft, wie W. Jones sehr scharfsinnig bemerkte. Daher haben sie auch ein ziemlich gemeinsames Schicksal. Prakrit ist die Sprache der meisten heiligen Bücher der Jainassecte; Bali ist den Buddhisten heilig, Zend den Parsis oder Feueranbetern. Eine tiefer zergliedernde, aber auch wieder lebendig zusammensetzende Vergleichung des gesammten indischen Sprachgebietes, sowol der Ur- als der Mutter- und Mischsprachen, muß die merkwürdigsten Aufschlüsse über Sprachphysik und Religion geben. Haben aber die Engländer auch durch Forschungen dieser Art ihre tiefe Schuld an diesem sanftmüthigen Urvolk einigermaßen zu tilgen und zu versöhnen gesucht, so läßt sich doch nur von Deutschen, welche die frühesten Pfleger dieser Sprache waren, um so eher eine reichere Ausbeute erwarten, da der Blick des Deutschen allgemeiner und umfassender ist. Männer, wie Jones und Wilkins, machen auch unter den Engländern eine Ausnahme, denen doch,

nach dem tiefen Ausspruch eines unserer herrlichsten Geister, das angstvolle Bewußtsein einer innern wilden Natur inwohnt und ein nächtlicher Dämon des Unmuths und finstern Hochmuths, der am Ende doch auch, Ein Sühnopfer des Weltgeistes, fallen muß. Wa.

Individuell, der Etymologie und dem Begriff nach Dasjenige, was einem einzelnen Gegenstande untrennbar, d. h. so angehört, daß es von ihm nicht abgesondert werden kann, ohne seine Natur, als einzelnes Ding (daher Individuum), aufzuheben. Der Inbegriff dieser Eigenschaften oder Merkmale, die einem Einzelnwesen, als solchem, zukommen oder seine Eigenthümlichkeit ist Individualität; durch sie wird ein Ding als für sich bestehendes erkannt, denn es ist zugleich Das, wodurch es sich von jedem andern unterscheidet. Die Individualität wird daher von der Gattungsnatur, das Individuum von der Art und Gattung, das Individuelle von dem Allgemeinen unterschieden und ihm gewissermaßen entgegengesetzt. Das Individuelle nämlich ist Gegenstand der Anschauung, welche auf das Einzelne der Erscheinungen gerichtet ist, und kann nur durch Anschauung erkannt werden; die Eigenschaften, welche die Individualität bilden, sind unendlich und durch das Denken nicht zu erschöpfen. Das Allgemeine aber ist Das, was wir als das Gemeinschaftliche mehrer Individuen erkennen, was daher nicht durch Anschauung, sondern durch Vergleichung, Nachdenken gefunden wird, es ist Gegenstand des Denkens und bezieht sich auf die nicht wahrnehmbare, in den Dingen gesetzmäßig wirkende, in den Erscheinungen sich verbergende Kraft. — Der Begriff kann uns sonach nur das mehr oder weniger Allgemeine, die Unterschiede der Arten und Gattungen angeben, und der beschränkteste (determinirteste) Begriff hebt niemals die Verschiedenheit der Individualität und deren äußere Form, die numerische Verschiedenheit, auf. Das aber, wodurch sich die Vorstellung des Individuellen dem Begriffe nähert, ist das Gemeinbild oder Schema der Einbildungskraft. Das Individuelle ist ferner das Mannigfaltige und vielfach Wechselnde, denn es gehört der Erscheinung an; es ist mithin zugleich beschränkt in Hinsicht der Kraft, die in ihm sich kundthut. In dieser Hinsicht wird das Individuelle dem Idealen entgegengesetzt; denn das Ideale ist das der Idee Gemäße, welches sich zum Individuellen wie das Mögliche zum Wirklichen verhält, Idee aber ist die Einheit der unendlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. So schwebt z. B. über allen einzelnen Menschen die Idee des Menschen, so bildet und richtet sich jeder sittlich gute Mensch nach dieser Idee. — Die Individualität der Dinge wird aber um so größer, und drückt sich um so bestimmter aus, je weiter sich die Dinge von dem Unorganischen entfernen und je höher und regsamer ihr thierisches Leben ist. Unter allen Dingen, die wir erkennen, ist die Individualität des Menschen die größte. Was aber die Individualität des Menschen insbesondere anbelangt, so ist sie eine geistig sinnliche, somit einestheils frei, anderntheils körperlich bedingt. Dies ist der Grund, warum man den Grund der Individualität eines einzelnen Menschen nicht erschöpfend bestimmen kann, um so weniger, je dunkler der Zusammenhang des Physischen und Ethischen ist. Aber so viel ist doch gewiß, daß mit Erweiterung der Bildung, welche auf Freiheit beruht, auch die Individualität der Menschen um so bedeutender wird; weßhalb vielleicht unter zwei gebildeten Menschen größere Verschiedenheit ist als unter zwei ungebildeten Völkerschaften, und Kinder im Anfang ihres Lebens nur eine äußerliche und geringe Verschiedenheit zeigen. Die Individualität des Menschen entwickelt sich sonach durch Eindrücke und selbstthätige Regung der Kraft; denn kein Einzelwesen ist absolut selbständig, sondern steht mit dem Ganzen in lebendiger, organischer Verbindung, aber in ihm selbst ist gleichsam der Keim der Individualität enthalten, die der Mensch zu einer freien, festen, der Idee der Menschheit gemäßen Individualität (Charakter) zu erheben strebt. Zu

sagen, daß der Anfangspunkt des jedem Menschen eigenthümlichen Lebens, weil wir uns von einem ursprünglichen Unterschiede der Seelen keinen bestimmten Begriff machen können, im Nervensysteme, dessen Bildung der Bildung aller übrigen Theile des Körpers vorhergehe, gelegen sei (wie Meckel in seinem „Deutschen Archiv für die Physiologie", B. 1, H. 1, lehrt), erklärt nicht nur nicht die unermeßliche Verschiedenheit der Individualitäten der menschlichen Natur und die besondere Beschaffenheit ihres Grundes, wie Schulze in seiner „Physischen Anthropologie" sagt, sondern ist auch einseitig, da es nur die physische Seite der menschlichen Natur und die sinnliche des Geistes angeht. — Die Entgegensetzung oder vielmehr Unterscheidung des Idealen und des Individuellen kommt vorzüglich in der philosophischen Kunstlehre vor. Die Idee, heißt es hier, soll sich in der Kunst durch das Individuelle darstellen, mithin soll das Individuelle ideal erscheinen. Da aber der schaffende Geist des Künstlers, in welchem die Phantasie nach Ideen bildet, zwischen die Wirklichkeit und die unsichtbare Welt der Ideen gestellt zu sein scheint, so macht man von dem Standpunkte der Reflexion gewöhnlich die Anfoderung an den Künstler, er solle idealisiren und individualisiren, und er scheint das Eine oder das Andre auch wirklich zu thun, je nachdem er die innern selbstthätigen Gedanken seines Geistes in neue originelle Formen der Sinnenwelt prägt und dieselben ausdrückt, oder mehr von Außen und durch Beobachtung der Natur und Wirklichkeit angeregt, die gegebenen Formen zur Vollkommenheit der Idee zu erheben sucht. (S. Ideal, idealisiren.) Beides sind verschiedene Richtungen, welche die Phantasie, die Vermittlerin des Irdischen und Überirdischen, des Sichtbaren und Übersinnlichen, nimmt, indem sie den Erscheinungen höhern Reiz, Vollendung und innere Bedeutsamkeit, dem Geistigen Form und sinnliche Anschaulichkeit, kurz, den Körpern Geist, den Geistern Körper gibt. Auch finden wir Werke, deren Bedeutsamkeit auf das Individuelle beschränkt ist, worin das Charakteristische im vorzüglichen Sinn besteht. Aber der wahre Künstlergeist geht weder von dem Individuellen noch vom Idealen aus, sondern er faßt beide ungetrennt in Eins verbunden. T.

Indolenz: Empfindungslosigkeit, Unempfindlichkeit, Gefühllosigkeit, Gleichgültigkeit, Trägheit. Diese verschiedene Begriffe hängen so zusammen. Der Mensch ist bestimmt, theils in die Außenwelt zu wirken, theils von Außen Eindrücke zu empfangen und sich in Wechselwirkung des Schaffens und Empfangens zu einem eigenthümlichen Wesen zu bilden. In dieser Wechselwirkung besteht das eigentliche Leben des Menschen. Die Fähigkeit des lebendigen Wesens, von Außen Eindrücke zu empfangen, ist das Empfindungsvermögen: sie kommt jedem Menschen zu, mithin gibt es keine absolute Empfindungslosigkeit oder Unempfindlichkeit; aber sie hat verschiedene, wiewol unbestimmbare, Grade, und wir nennen daher den Mangel eines regsamen Empfindungsvermögens, oder vielmehr eine große Schwäche desselben, Empfindungslosigkeit, Unempfindlichkeit — Indolenz. — Diese Schwäche ist entweder natürlich (dann ist sie mehr physischen Ursprungs und liegt insofern vorzüglich in einem geringen Grade der Lebenskraft und Nervenreizbarkeit, besonders der Sinnenthätigkeit), oder sie ist erworben durch Abstumpfung der Empfindungsthätigkeit, welche durch übermäßige Anstrengung entsteht. Letztere ist mehr psychischen Ursprungs. Auch ist sie bald ausdauernd, bald nur vorübergehend. Ferner kann sie in Hinsicht der einwirkenden Gegenstände stets nur particulair sein, so lange der Mensch lebt; — je geringer aber der Kreis der auf den Menschen Eindruck machenden Gegenstände ist, desto größer die Indolenz. Über den Unterschied der Empfindung und des Gefühls s. Gefühl. Mit Beziehung auf diese Unterscheidung können wir, was von der Empfindung gilt, gewissermaßen auch auf das Gefühl anwenden. Gefühllosigkeit, d. i. Unfähigkeit in eine innere Bewegung gesetzt zu werden, ist ebenfalls nur rela-

tiv und particulair. Gewöhnlich entspringt sie aus einem allzu mächtigen Übergewichte des Verstandes, welcher ruhig und kalt die Gegenstände soweit zergliedert, daß er den Eindruck derselben verliert, oder durch einseitige Richtung des Handelns auf eine beschränkte Sphäre; so z. B. ist der Kanzleidirector Löwe, in Kotzebue's „Epigramm", im höchsten Grade indolent. Da nun, wer ein schwaches Gefühlsvermögen hat, weder von den Gefühlen der Lust noch Unlust (denn dies sind die Hauptarten des Gefühls) leicht, schnell oder stark bewegt wird, dieser Zustand aber in Beziehung auf besondere einwirkende Gegenstände **Gleichgültigkeit** genannt wird, so sehen wir, wie Indolenz mit Gleichgültigkeit, die ebenfalls nur relativ und particulair sein kann, verbunden ist. Inwiefern nun ein hoher Grad der geistigen Lebensthätigkeit auch nothwendig mit einem hohen Grade von Kraft und Regsamkeit im Handeln, und ein niederer Grad dagegen von Trägheit und Unentschlossenheit begleitet ist, ferner lebhafte Empfindungen und Gefühle, als das Erzeugniß der Einwirkung, auch eine lebhafte Rückwirkung in die Außenwelt, ein geringer Grad der Einwirkung dagegen auch eine schwächere Rückwirkung, ein unkräftigeres Wirken in die Außenwelt zu erzeugen pflegen, so wird Indolenz auch Trägheit genannt und steht mit ihr in genauer Verbindung. Besonders zeigt sich die Indolenz dann, wenn man bei Gegenständen ungerührt bleibt, welche jedes menschliche Herz wegen ihrer Beziehung auf die gegenseitigen Verhältnisse der Menschen leicht ergreifen müssen, namentlich Gegenstände, welche sonst ein starkes Mitgefühl zu erwecken pflegen, z. B. der Tod geliebter Verwandten. Hier findet aber oft große Täuschung statt, indem das wahre Gefühl oft weniger rasch im Ausdruck, aber desto tiefer und anhaltender ist.

Indossiren heißt einen Wechsel, entweder zum Eincassiren oder auch als Eigenthum, an einen Andern übertragen und ist mithin gleichbedeutend mit **Giriren** (s. d.). Es geschieht, indem der Inhaber des Wechsels auf die Rückseite desselben die Worte schreibt: Für mich an die Ordre N. N. — Der Übertragende heißt **Indossant**, der Andre **Indossat** oder **Indossator**. Jeder Indossant muß für die Bezahlung des Wechsels nach Wechselrecht haften.

Induction (in der Logik), der Schluß von dem Besondern auf das Allgemeine. Die strengen Schlüsse pflegen sonst alle vom Allgemeinen auf das Besondere zu gehen und gebraucht zu werden, wo die Erkenntniß des Allgemeinen früher vorhanden ist als die Kenntniß des Speciellen, sie geben logische Gewißheit, dagegen jene nur empirische Wahrscheinlichkeit gewähren. Unter dem Speciellen wird nämlich Alles verstanden, was unter einem allgemeinen Begriffe enthalten ist, es mögen untergeordnete Begriffe oder Fälle (Respectus) sein, welche unter dem allgemeinen Begriffe gedacht oder worauf derselbe bezogen werden kann. Wenn nun in Dem, was unter einem Begriffe (Subjecte) enthalten, der Grund anzutreffen ist, warum man ein Prädicat mit diesem Subjecte zu verbinden die Befugniß hat, so nennt man dies eine Induction. Dasjenige, was unter einem allgemeinen Begriffe enthalten ist, schließt entweder noch immer allgemeine Begriffe in sich, oder es sind einzelne Fälle. Im erstern Falle geht dann der Schluß zwar vom Allgemeinen aus, aber auf Etwas, das noch allgemeiner ist. Wenn z. B. die Aufgabe wäre: Welche Regierungsform die beste sei, u. dgl., so ist diese Aufgabe etwas Allgemeines. Bei dem ersten Anblick dieser Frage ist es uns gleich natürlich, an einen oder mehre Fälle zu denken, in welchen das Prädicat von dem Subjecte könne gesagt werden. Wollten wir nun aber einen solchen Fall beweisen, so würde es nicht hinlänglich sein, einen Satz aus den möglichen Fällen anzunehmen und ihn direct zu beweisen, gesetzt auch, daß dieses Verfahren anwendbar wäre. Denn man will ja überdies noch wissen, ob unter allen Fällen keiner weiter stattfinde, und ob dieser Fall der einzige sei. Folglich muß die Specialkenntniß vollzählig sein. Da nun die untergeordneten Glieder immer noch allgemeine Be-

griffe sind, wie z. B. die Art der Regierungsform, nämlich Monarchie, Demokratie, Aristokratie u. s. w., so geht eine solche Induction freilich vom Allgemeinen aus, endigt sich aber in einem noch Allgemeinern und kann mithin mit Recht a priori heißen. Sind es jedoch einzelne existirende Dinge oder Fälle, die die Specialerkenntniß ausmachen, so heißt es eine inductio a posteriori. Diese wird auch von Einigen inductio primaria genannt. Eine Induction ist ferner entweder vollständig oder unvollständig, je nachdem man darthun kann, daß die ganze Sphäre des Hauptbegriffs woraus geschlossen werden soll, erschöpft, und kein Fall übersehen worden ist oder nicht. Bei der vollständigen Induction kommt es nicht darauf an, ob, wie mehrmals geglaubt worden ist, man ein und dasselbe Prädicat gerade bei allen untergeordneten Begriffen wahrgenommen hat. Dies kann freilich geschehen sein. Ist aber auch das Gegentheil vorhanden, so bleibt die Induction dennoch vollständig, vorausgesetzt, daß nur alle Fälle, in welchen die allgemeine Idee vorkommen kann, aufgesucht worden sind. Die inductio primaria, welche selten vollständig sein kann, gibt bloß empirische Erkenntnisse, die nur auf vergleichende Allgemeinheit Anspruch machen können. Auch die Mathematik muß hier und da zu den Beweisen durch Induction ihre Zuflucht nehmen.

Indulgenz, s. Ablaß.

Indult ist, in kirchlichem Sinne, mit Indulgenz und Ablaß gleichbedeutend. In den Rechten bedeutet es die Frist, die Jemandem zur Erfüllung einer Verbindlichkeit verstattet, dann auch insbesondere die Urkunde, die von der Behörde einem Schuldner auf sein Ansuchen unter gewissen Umständen ausgestellt wird, um ihn auf eine darin angegebene Zeit vor den Verfolgungen seiner Gläubiger zu schützen, ein Anstandsbrief, Moratorium (s. d.).

Industrie ist das Bestreben und die Geschicklichkeit, Gegenstände zu erschaffen, welche zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse dienen. Sie gibt nämlich der Arbeit eine solche Richtung, daß sie die Vorstellung verwirklicht, wie die rohe Materie eine vollkommnere, d. i. dem Bedürfnisse angemessenere Gestalt bekommen und überhaupt mehr leisten kann als es bisher der Fall gewesen ist. Die Industrie ist eine Wirkung der Vervollkommnung des menschlichen Willens und daher geistiger Natur. Die Möglichkeit derselben hängt zunächst von der Ausbildung des menschlichen Verstandes und von den Fertigkeiten ab, Das, was dieser als zweckmäßig erkennt, auch mit der That auszuführen. Hierzu aber gehört Ausbildung des menschlichen Erkenntnißvermögens, Erweiterung und Vervollkommnung des menschlichen Wissens. Je weiter sich solches erstreckt und je tiefer es in die Natur der Dinge eindringt, desto mehre Mittel und Wege werden dem Menschen bekannt, die natürlichen Dinge zu seinen Zwecken einzurichten und zu gebrauchen. Andrerseits hängt das Gelingen der Industrie und der durch sie regierten Arbeit sehr von den natürlichen Eigenschaften eines Landes und von andern äußern Umständen ab. Denn obgleich die Oberfläche der Erde ziemlich überall zu einem Wohn- und Wirkungsplatz der Menschen paßt, so ist sie doch an dem einen Ort mehr, an dem andern weniger geschickt, um die Zwecke der Menschen, gleichen Fleiß vorausgesetzt, zu befördern. Die Verschiedenheit des Klimas, der Lage und der Verbindung mit andern Ländern, der verschiedene Grad der natürlichen Fruchtbarkeit, die verschiedenen Bestandtheile des Innern der Erde oder der Stoffe, die sich auf dem Wohnplatze finden, oder von andern Orten schwer oder leicht dahin zu schaffen sind: durch alle diese und mehre andre Umstände wird der menschliche Geist mehr oder weniger angereizt, die Industrie oder den Gewerbfleiß zu entwickeln. Wenn aber die Natur die Industrie auch noch so sehr begünstigt hat, so hängt doch wiederum ihr Fortgang sehr von dem Zustande der Gesellschaft selbst und der mit ihr in Verbindung stehenden Völker ab. Denn 1) findet die Industrie nur da Aufmunterung, wo schon viele Güter vorhanden sind,

welche für den Überfluß, den Jemand hervorbringt, zum Tausche angeboten werden können; 2) wird Sicherheit des Eigenthums vorausgesetzt, wenn Jemand Lust haben soll, Vorräthe nützlicher Dinge zu schaffen; sowie 3) ein solcher Zustand des Staats, welcher der Industrie keine Hindernisse in den Weg legt, und wo ein Verkehr mit andern reichen und gebildeten Völkern stattfindet. Sieht man auf die Gegenstände, welche die Industrie schafft, so kann man sie eintheilen in die materielle und immaterielle. Erstere schafft die Bestandtheile Dessen, was man Reichthum nennt, materielle Dinge und Formen; letztere ist darauf gerichtet, die mancherlei persönlichen Dienstleistungen zu ersinnen und zu leisten, welche die Menschen bedürfen. Arten der erstern Gattung sind: Bodenindustrie, Manufacturindustrie, Handelsindustrie u. s. w. Über den höhern Zusammenhang des gemeinnützigen Arbeitsfleißes mit der Volksmoral und mit der bürgerlichen Freiheit verbreitet sich Dunoyer in s. Schrift „De l'industrie et de la morale, considérées dans leurs rapports avec la liberté" (Paris 1825).

Industrie- oder Arbeitsschulen sind bestimmt, die Jugend schon in den frühesten Jahren zu nützlichen Beschäftigungen anzuhalten, und durch das Gewöhnen an Fleiß und Arbeitsamkeit der Neigung zum Müßiggange und zur Bettelei entgegen zu wirken. Die erste deutsche Industrieschule wurde von dem verdienten Propste von Schulstein 1777 zu Prag angelegt. Ihr gegenwärtiger verbesserter Zustand ist mit dem frühern nicht mehr zu vergleichen; indeß haben sie in Deutschland noch nicht den gewünschten Grad von Vollkommenheit erreicht, wovon die Beschränktheit ihres Planes und wol auch die ihrer Lehrer Ursache sein mag. Das Wesentliche der Volksbildung zur Industrie besteht in Folgendem: Die Jugend auf dem Lande, die ohnehin, täglich sechs Stunden an die Schulbank geschmiedet, alle Lust zum Lernen verliert, wird gewöhnt, auf die Felder und Wiesen ihrer Ältern einen aufmerksamen Blick zu werfen. Dann wird ihre Wißbegierde auf die Cultur des Gartenbaues sowie der Obst- und Baumzucht gerichtet. Im Winter tritt Flachs- und Baumwollenspinnerei an die Stelle dieser Beschäftigung. In den Städten begünstigen Spinnschulen die Landes-, vorzüglich die Woll- und Leinenmanufacturen. So wurden gleich bei Entstehung der Industrieschulen in den böhmischen Städten und auf dem Lande Obstbaumzucht, Gartenbau, Bienenpflege, Seidencultur u. s. w. betrieben. Man legte Industriegärten und Baumschulen an, z. B. in Brandeis, wo die Kinder binnen 10 Wochen 1780 über 42 Gld. verdienten. Der Normalschulgarten zu Prag hatte 1790 schon 3051 Baumstämmchen, theils geäugelt, theils gepfropft, in dem besten Zustande aufzuweisen. In den böhmischen Städten, wo vorher das Spinnen wenig betrieben wurde, verbreitete sich dasselbe in kurzer Zeit allgemein. 1790 wurden in der Normalschule und 11 andern Industrieschulen zu Prag mit Handarbeiten schon 1667 Fl. 52½ Kr. verdient. Den Industrieschulen in Böhmen hat die Seidencultur ihre Aufnahme ganz zu verdanken. — Nächst Böhmen wurde in der Stadt und dem Fürstenthume Würzburg das Meiste für diesen Zweig des Volksunterrichts gethan, sodaß 1793 die Jugend vom 6. bis zum 12. J. in den Industrieschulen für 39,884 Fl. 16 Kr. Arbeiten verfertigte und von ihr allein 10,000 Paar Strümpfe gestrickt wurden. In dem Amte Homburg am Main wurden in einem Jahr 2637 junge Bäume gesetzt. Die dritte Stelle in der Geschichte der deutschen Industrieschulen nehmen die im Mecklenburg-Schwerinschen in den neunziger Jahren, sowie die im Badenschen unter der Regierung des unvergeßlichen Markgrafen Karl Friedrich errichtete Baumwollen-, Hanf- und Flachsspinnschulen ein, mit welchen auch Näh- und Strickschulen verbunden waren. Hierauf breiteten sie sich im Hessischen, in Kursachsen, in dem Hanöverischen und Braunschweigischen aus. Die zweckmäßigste Verordnung für die Einrichtung und Unterhaltung der Industrieschulen wurde 1804 in Baiern gegeben. Daß der Unterricht

unentgeltlich sei, ist die erste aller Bedingnisse. Der Werth der Arbeiten, die man am besten im Anfange eines jeden Winters öffentlich an die Einwohner versteigert, muß den Kindern ohne allen Abzug bezahlt, oder es müssen ihnen Kleidungsstücke dafür gekauft werden. Eine Regierung, welche die Industrieschulen emporbringen will, wird zugleich bei den öffentlichen Prüfungen Preise aussetzen, die aber nur in selbst verfertigten Arbeiten und Kleidungsstücken bestehen dürfen. In Dresden wurde in den neunziger Jahren jedem armen und fleißig arbeitenden Kinde täglich auch ein halbes Pfund Brod gegeben. Vorzüglich war dort wie anderwärts der Einfluß der Industrieschulen auf die Bildung guter weiblicher Dienstboten sichtbar, da sich durch dieselben die Mädchen frühzeitig an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnen. Ohne besondern Kostenaufwand für den Staat können sie vorzüglich mit den bürgerlichen Mädchenschulen verbunden werden. Den größern Mädchen ertheile man Unterricht im Kochen, Waschen, Einkauf und Verwahrung des Fleisches, Gemüses, und in einer ersparenden Feuerung der Öfen- und Küchenherde u. s. w. Am besten eingerichtet waren in den achtziger Jahren die Industrieschulen zu Wilhelmshausen im Hessischen, zu Wacke, Ballenhausen, Völkerode und Roßdorf bei Göttingen, in den neunziger Jahren zu Schornebeck im Lüneburgischen, hauptsächlich aber die erste und in ihrer Art einzige Bauernschule auf dem, dem Herrn von Schönfeld in Prag zugehörigen, Gute Trnowa im berauner Kreise in Böhmen. — Gegenwärtig behauptet wol unter allen Industrieschulen Deutschlands und der Schweiz die zu Hofwyl (s. d.) den ersten Rang. In Frankreich ist bei weitem noch nicht so viel für Industrieschulen geschehen, als in Deutschland. Die strasburger Arbeitsschule, den deutschen nachgebildet, möchte wol unter allen den Vorzug verdienen.

Soll eine Industrieschule ihrem Zwecke entsprechen, so muß 1) die Art der Industrie der künftigen Bestimmung der Jugend, sowie ihrem Geschlechte, ihrem Alter, ihren Geistesfähigkeiten und körperlichen Kräften angemessen sein; daher sollte das Spinnen und Stricken, sowie die Verfertigung hölzerner Spielsachen, vorzüglich in jenen Gegenden, wo Getreidebau nicht die Haupterwerbsquelle für die Einwohner ausmacht, betrieben werden; im entgegengesetzten Fall sind das Baumpflanzen, die Verfertigung kleiner Haus- und Ackergeräthe, Flecht- und Schnitzarbeiten ꝛc. am angemessensten. 2) Müssen die Producte so bald als möglich an sich einen reellen Werth haben, und ihre Nützlichkeit darf nicht finanzmäßig berechnet werden. 3) Der Unterricht muß, ihrer künftigen Bestimmung gemäß, auch bei den Erwachsenen fortdauern. 4) Gutgemachte Stücke müssen etwas höher bezahlt werden, um den Eifer sowie den Erwerb- und Spargeist rege zu machen. Auch sollte 5) aller pedantische Zwang rücksichtlich der Disciplin aus den Industrieschulen verbannt sein und keine körperliche Strafe in denselben angewendet werden. 6) Nie dürfen die Kinder für den Schullehrer oder die Lehrerin arbeiten. 7) Keine Regierung sollte weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht die Errichtung einer eignen Haushaltung oder das Heirathen zugestehen, wenn nicht vorher ein gutes Zeugniß vom Besuche der Industrieschule beigebracht ist. — Über die vorzüglichern neuern Industrieschulen findet man die besten kritischen Darstellungen in Hartleben's seit 23 J. erscheinender „Allgemeiner deutschen Justiz-, Kameral- und Policeifama". — (Vgl. Owen.) 73.

Ines de Castro. Der Infant Pedro, Sohn Alfonsos IV., Königs von Portugal, hatte nach dem Tode seiner Gemahlin, Constantia (1344), sich mit seiner Geliebten, Ines (Agnes) de Castro, die von castilischem Königsstamme entsprossen war, von welchem auch Pedro von mütterlicher Seite abstammte, heimlich verbunden. Als er nun alle Vorschläge zu einer neuen Vermählung standhaft verwarf, durchschaute der Argwohn das Geheimniß, und die Neider der schönen Ines befürchteten, es möchten ihr Bruder und ihre Verwandten des einstigen Königs

ausschließende Gunst gewinnen. Der alte König ward von den hinterlistigen Rathgebern, Diego Lopez Pacheco, Pedro Coelho und Alvaro Gonsalvez, leicht eingenommen. Sie erweckten in ihm die Besorgniß, daß diese Verbindung seinem unmündigen Enkel, Ferdinand (dem Sohne Pedros von seiner verstorb. Gemahlin), nachtheilig werden könnte. Alfonso fragte seinen Sohn, ob er mit Ines vermählt sei? Pedro wagte es nicht, seinem Vater die Wahrheit zu gestehen, noch weniger konnte er des Königs Befehl gehorchen, seiner Geliebten zu entsagen und sich mit einer Andern zu vermählen. Alfonso pflog von neuem Rath mit seinen Günstlingen, und es ward beschlossen, die unglückliche Ines zu tödten. Die Königin Beatrix, des Infanten Mutter, welche von dem grausamen Entschlusse Kunde erhielt, warnte ihren Sohn. Pedro aber, diesen Wink und selbst die Warnung des Erzbischofs von Braga verschmähend, meinte, man habe nur, um ihn zu schrecken, das drohende Gerücht erfunden. Als sich Pedro einst entfernt hatte, um einige Tage der Jagd zu leben, eilte der König nach Coimbra, wo Ines mit ihren Kindern im Kloster der heiligen Clara wohnte. Erschrocken vernahm die Unglückliche Alfonso's Ankunft; aber sich fassend, trat sie vor ihn hin, warf sich mit ihren Kindern zu seinen Füßen und bat mit Thränen um Gnade. Alfonso, gerührt durch diesen Anblick, hatte nicht den Muth, die grausame That zu vollführen. Als er sich aber entfernt hatte, gelang es seinen bösen Rathgebern, jenen Eindruck wieder auszulöschen, und er gab ihnen Erlaubniß, den beschlossenen Mord zu vollziehen. Dieser erfolgte noch in derselben Stunde; Ines erlag unter den Dolchen ihrer Feinde. Ihr Leichnam ward in jenem Kloster (1355) begraben. Pedro war außer sich, als er die schreckliche Botschaft empfing. Er empörte sich wider seinen Vater, doch gelang es der Königin und dem Erzbischof von Braga, Vater und Sohn zu versöhnen. Pedro erhielt manche Vorrechte, wogegen er eidlich versprochen haben soll, sich an den Mördern seiner Geliebten nicht zu rächen. Zwei Jahre darauf starb König Alfonso; noch vor seinem Tode gingen, auf seinen Rath, jene drei Männer, auf welchen die schwere Blutschuld lastete, aus dem Reiche, um in Castilien Sicherheit zu suchen. Hier herrschte Peter der Grausame, vor dessen furchtbarer Strenge einige edle Castilianer nach Portugal entflohen waren. Er ließ dem Könige von Portugal den Antrag machen, diese Flüchtlinge gegen die Mörder der unglücklichen Ines auszuwechseln. Pedro ließ die Castilianer ergreifen und ausliefern, und erhielt dagegen Pedro Coelho und Alvaro Gonsalvez, indem der dritte Mörder, Pacheco, noch Zeit gehabt hatte, nach Aragon zu entfliehen. Der König ließ die Mörder vor seinen Augen peinigen, um ihre Mitschuldigen zu erforschen, dann Beiden das Herz aus dem Leibe reißen, die Körper verbrennen und ihre Asche in die Luft streuen (1360). Zwei Jahre später berief er die Ersten seines Reichs nach Cataneda, und erklärte durch einen feierlichen Eid, er habe nach dem Tode seiner Gemahlin Constantia, kraft päpstlicher Erlaubniß, sich mit Ines de Castro zu Braganza trauen lassen, und zwar in Gegenwart des Erzbischofs von Guarda und eines seiner Hofbeamten, Stephan Lobato. Darauf ging Pedro nach Coimbra. Der Erzbischof und Lobato mußten des Königs Wort bekräftigen, und es ward die päpstliche Urkunde, worauf der König sich bezogen, öffentlich verkündet. Der König ließ den Leichnam seiner geliebten Ines aus dem Grabe heben, und mit dem königl. Gewande und einer Krone geschmückt auf einen Thron setzen, dem alle Großen des Reichs sich nahen mußten, um den Saum des Gewandes zu küssen, und der Königin nach dem Tode die Huldigung zu leisten, die sie im Leben nicht hatte empfangen sollen. Darauf ward die Leiche auf einem Trauerwagen nach Alcobaza geführt. Der König, die Bischöfe, die Großen und Ritter des Reichs begleiteten den Zug zu Fuß, und der ganze, 17 Meilen lange Weg von Coimbra bis Alcobaza war von vielen Tausenden, die brennende Fackeln hielten, auf beiden Seiten besetzt. In Alcobaza ward ihr ein prächtiges Grabmal von weißem Marmor errich-

tet, auf welchem ihr Bild mit der Königskrone auf dem Haupte zu sehen war. Die Geschichte der unglücklichen Ines hat mehren Dichtern verschiedener Völker Stoff zu Trauerspielen gegeben (unter den Deutschen dem Grafen v. Soden); am schönsten aber hat die Muse der portug. Dichtkunst selbst sie durch den Mund Camoens's verewigt, in dessen berühmter „Lusiade" die Geschichte ihrer Liebe eine der herrlichsten Episoden bildet. R.

Infamie (aus dem Lat.), Ehrlosigkeit, Verlust der bürgerlichen Ehre. Diese kann in einer rechtlichen Verfassung nur durch gesetzwidrige, den Bürger wahrhaft entehrende Handlungen verloren gehen, und als Folge dieses Verlustes muß sie den Verlust der Staatsämter und Würden, die Unfähigkeit, ein vollgültiges Zeugniß abzulegen, nothwendig nachsichziehen. Hier und da geht mit der bürgerlichen Ehre auch die Lehnsfähigkeit, ein Theil des Erbrechts, in gewissen Fällen auch Standesrechte, das Recht, gewisse Gewerbe zu treiben, ja selbst das Recht eines sogen. ehrlichen Begräbnisses u. s. w. verloren. Die Infamie ist entweder die Folge ehrloser Handlungen vermöge der öffentlichen Meinung (infamia facti), oder durch Gesetze und Richterspruch ausdrücklich erklärt (inf. juris). — **Infam**, ehrlos, insbesondere der bürgerlichen Ehre verlustig. — **Infamia notatus** wird von Demjenigen gesagt, der wegen gesetzwidriger Handlungen für ehrlos erklärt ist. — Cum infamia relegirt werden, heißt so viel, als mit Schimpf und Schande, oder mit Verlust der Ehre von hohen Schulen verwiesen werden. — **Infamation**, das Ehrlosmachen. — **Infamiren**, unehrlich machen, für ehrlos erklären; auch verleumden, verlästern, verschreien.

Infant (a. d. Lat.; wörtlich das Kind), der Titel, den in Portugal und Spanien vorzugsweise die Prinzen des königl. Hauses, mit Ausnahme der Kronprinzen, erhalten. Sämmtlichen Prinzessinnen wird an gedachten Höfen der Titel Infantin beigelegt.

Infantado (Herzog v.), Grand von Spanien der ersten Classe, geb. um 1773, ward unter den Augen seiner Mutter, einer Fürstin von Salm-Salm, in Frankreich erzogen. Im Kriege 1793 warb er in Catalonien ein Regiment auf seine Kosten. Der Prinz von Asturien schloß sich ihm näher an, weil der Herzog sich von dem Günstling des Königs, Godoi, entfernt hielt. Dieser wirkte daher 1806 einen Befehl aus, nach welchem der Herzog Madrid verlassen mußte. Hierauf trat er 1807 mit dem Prinzen (s. **Ferdinand VII.**) in engere Verbindung, und ward von ihm, auf den Todesfall des Königs, zum Generalcapitain von Neucastilien bestimmt. Dies verwickelte ihn in den Proceß vom Escurial, wo der Generalprocurator des Königs auf die Todesstrafe gegen den Herzog und Escoiquiz antrug, die man aber bei den Gesinnungen des Volks und bei der Verwendung des franz. Gesandten, Beauharnois, nicht auszusprechen wagte. 1808 begleitete der Herzog den König Ferdinand VII. nach Bayonne. In der Folge unterzeichnete er am 7. Juli 1808 die Constitution, welche Napoleon in Bayonne für Spanien bestimmt hatte, und trat als Oberster in die Garden des Königs Joseph; allein bald legte er seine Stellen nieder, und foderte die Nation auf, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen, weßhalb ihn Napoleon den 12. Nov. 1808 als einen Verräther ächtete. 1809 befehligte er ein span. Armeecorps, ward aber von Sebastiani zwei Mal geschlagen. Ungeachtet seiner Tapferkeit, verlor er das Vertrauen der obersten Junta, die ihm den Oberbefehl nahm. Er ging darauf nach Sevilla. 1811 ernannten ihn die Cortes zum Präsidenten des Rathes von Spanien und Indien, und gaben ihm eine außerordentliche Sendung an den Prinz-Regenten von England. Im Juni 1812 kam er nach Cadix zurück. Von hier begab er sich 1813, als die Franzosen abgezogen waren, nach Madrid, mußte aber, auf Befehl der Junta, diese Stadt verlassen, weil er zu den Häuptern derjenigen Partei gehörte, die man Serviles nannte. Allein Ferdinand VII. berief den Herzog zu sich, ernannte ihn

zum Präsidenten des Raths von Castilien und behandelte ihn mit vorzüglicher Gunst. Nach der Wiederherstellung der Constitution im März 1820 legte er seine Stellen nieder, und zog sich auf sein Landgut bei Madrid zurück, ward aber nach Majorca exilirt. 1823 ernannte man ihn zum Präsidenten der von den Franzosen während des Kriegs in Madrid eingesetzten Regentschaft. Im August reiste er nebst D. Victor Saez nach Puerto Santa Maria ab, um dem Könige die Regierung zu übergeben. Hierauf ernannte ihn Ferdinand VII. zum Mitglied des Staatsraths. Der Herzog entwarf den Plan für die Organisation der Garderegimenter, verschaffte dem König durch seinen Credit 1824 die Summe von 100,000 Fl. zur Reise nach Aranjuez. Im Oct. 1825 trat er an die Stelle des Herrn von Zea an die Spitze des Ministeriums. Als solcher verwandelte er Zea's Berathungsjunta in einen Staatsrath, der aber der Staatsmaschine, welche die Apostolischen in ihrem Gange störten, keine fortschreitende Bewegung geben konnte. Der Herzog gab seine sämmtlichen Einkünfte eines Jahres (500,000 Fr.) zu den Staatsbedürfnissen her, und erhielt im Oct. 1826 seine Entlassung, worauf H. v. Salmon einstweilen seine Stelle verwaltete.

Infanterie, Fußvolk, die zahlreichste Waffengattung, gleichsam der Kern eines Heeres. Der Unterschied der sogenannten Linieninfanterie und der leichten Infanterie verschwindet immer mehr, da die neuere Kriegskunst eine gleichmäßige Fertigkeit von jedem Fußsoldaten fodert, d. h. feste Haltung und Präcision beim Gefecht in geschlossener Ordnung oder in der Linie, und die möglichste Geschicklichkeit im Einzelgefecht und im Dienst der leichten Truppen. Der Name soll so entstanden sein: Eine spanische Prinzessin (Infantin), welche erfuhr, daß ihres Vaters Heer von den Mauren geschlagen war, versammelte eine große Anzahl Fußleute, deren alleiniger Gebrauch zum Kriegsdienst damals unbekannt war. Sie zog an der Spitze dieser Conscription gegen den Feind und trug einen glänzenden Sieg davon; zum bleibenden Andenken dieser Waffenthat nannte man das spanische Fußvolk Infanterie. Da Spaniens Militaireinrichtungen lange andern Völkern ein Vorbild waren, ging dieser Name auch auf das Fußvolk andrer Nationen über.

Inferien (Inferiae), Todtenopfer, welche den unterirdischen Gottheiten für die Seele des Verstorbenen gebracht wurden, woraus vielleicht die Exequien in der christlichen Kirche entstanden sind.

Infinitesimalrechnung oder **Analysis des Unendlichen**. Die gesammte mathematische Analysis wird in die **niedere** und **höhere** getheilt. (S. **Analysis**.) Zu den Disciplinen der **höhern** rechnet man ausschließlich die **Differentialrechnung** (welche, bei weiterer Ausdehnung ihrer Fragen nach den Bedingungen des Größten und Kleinsten, noch auf ein besonderes, unter dem Namen des **Variationscalculs** (s. d.) bekanntes Rechnungsverfahren führt), und **Integralrechnung**. Beide Rechnungsarten begreift man gewöhnlich unter den Namen: Infinitesimalcalculus, Rechnung oder Analysis des Unendlichen. Jeder allgemeine Rechnungsausdruck nämlich, welcher außer beständigen Größen, auch eine oder mehre veränderliche enthält, heißt eine **Function** dieser letztern, und es entsteht die Frage: was aus einer solchen Function selbst wird, wenn die, in ihr enthaltenen veränderlichen Größen einen andern Werth annehmen? Sei die in Rede stehende Function z. B. der bekannte Ausdruck für die Ordinaten eines Kreises vom Halbmesser a, und den Abscissen x, nämlich $\sqrt{2ax-xx}$: so kommt es darauf an, zu bestimmen, welchen veränderten Werth dieser ganze Ausdruck bekommt, wenn die darin enthaltene veränderliche Größe x, z. B. auf $x+i$, anwächst. Die Theorie der Functionen lehrt diesen neuen Werth in einer, nach den ganzen positiven Potenzen von i fortschreitenden Reihe darstellen; der sogenannte Infinitesimalcalculus aber beschränkt diese mehrgliedrige Reihe auf das einzige,

mit der ersten Potenz von i behaftete Glied, unter dem Vorwande, daß jene folgenden, höhere Potenzen der Zunahme von x enthaltenden Glieder vernachlässigt werden dürfen, wenn diese Zunahme, die er, in seiner Sprache, nunmehr nicht ferner durch i, sondern durch dx (Differential von x) bezeichnet, unendlich klein genommen werden.*) Von diesem Postulate unendlicher Kleinheit Desjenigen, um was der Infinitesimalcalculus seine variabeln Größen sich verändern läßt, hat er seinen Namen. Er geht entweder von einer gegebenen (primitiven) Function zu deren Differential (Prime) über, in welchem Falle sein Verfahren Differentialrechnung (Fluxionenrechnung der Engländer; Théorie des fonctions analytiques in Lagrange's weiterm Sinne) heißt und ihm eine Menge analytischer Vortheile sichert, unter denen wir hier, als Beispiel, nur die auf diese Weise erlangbare Bestimmung der größten und kleinsten Werthe der Functionalgrößen nennen; oder aber er bildet sich, in seinem wichtigern zweiten Theile der Integralrechnung, aus den Umständen einer Aufgabe, umgekehrt die Prime (das Differential), um daraus die Primitive (das Integral), als die eigentliche Antwort auf die vorliegende Frage, durch bloße fernere Anwendung rechnender Kunstgriffe herzuleiten. — Die eigentlichen Urheber dieser analytischen Disciplin, durch deren Kunstgriffe es allein möglich gewesen ist, in bisher ganz unzugängliche Gebiete der Größenlehre einzudringen, sind Newton und Leibnitz (s. d., und über die weitern historischen Notizen und dahin gehörigen Schriften d. A. Analysis).

Infinitiv, in der Sprachlehre, die unbestimmte Form (modus) des Zeitworts, in welcher dieses ohne Subject selbständig dargestellt wird. An und für sich nämlich gehört das Zeitwort, indem es einen Zustand oder eine Thätigkeit bezeichnet, zu einem Subject, dessen Zustand dadurch ausgedrückt wird, z. B. Cajus spricht. Wenn nun dieser Zustand für sich aufgefaßt wird, so nähert sich dadurch das Zeitwort wieder dem Substantiv und wird daher auch häufig geradezu als solches gebraucht; z. B. arbeiten ist Pflicht. Im letztern Falle nimmt es auch die Modification des Substantiv an; und gewöhnlich wird es in den Sprachen als Neutrum betrachtet. Indem aber das Verbum einen Zustand oder eine Thätigkeit bezeichnet, welche in zeitlichen Verhältnissen steht, so kann auch der Infinitiv Infinitiv der Gegenwart, Vergangenheit oder Zukunft sein, obgleich diese Beziehungen nicht in allen Sprachen in besondern Formen hervortreten. Übrigens ist der Infinitiv nicht der Stamm der übrigen Formen oder modorum. Da, wo ein Infinitiv von einem andern Zeitworte, das als verbum finitum steht, abhängig ist, kann derselbe als objectiver Accusativ angesehen werden. (S. Zeitwort.)

Influenza (von influentia, der Einfluß), eigentlich jede epidemische Krankheit, die von allgemeinen äußern Einflüssen (s. d.) der Witterung herrührt. Insbesondere hat man ein von O. nach W., oder vom N. nach dem S., aus dem östlichen Rußland nach Polen, Preußen, Deutschland, bis Frankreich und Holland wanderndes Katarrhalfieber mit Brustzufällen und Nervenzufällen mit diesem Namen belegt. 1800 herrschte eine solche Influenza, die auch 1782 bemerkt und für 1822 von D. Most wieder prophezeit worden war, aber nicht erschien. Sie erstreckte sich vom nordöstlichen Rußland aus immer nach Südwest fort bis Portugal. Die Krankheit befiel Jeden unvermuthet, und war gleich anfänglich mit mehr oder weniger heftigem Schnupfen und einem gewöhnlich sehr angreifenden Husten, mit drückenden Kopfschmerzen, Leibesverstopfung und Fieber begleitet. Bei Einigen erschien blutiger Auswurf, bei Andern litt der Magen zugleich. In Königsberg war die Krankheit (1782) so allgemein, daß die Geschäfte bei den

*) Diese Beschränkung auf das erste Glied der Reihe ist der wahre Geist d. Infinitesimalcalcul. Lagrange's „Calcul des fonctions", S. 3.

Collegien darunter litten und von der Garnison die Wachen nicht hinlänglich besetzt werden konnten. Auch Diejenigen, welche sonst den Katarrhen nicht unterworfen waren, wurden diesmal damit befallen; während Diejenigen, deren Brust schon etwas schwächlich war, theils heftig erkrankten, theils mehre Rückfälle erlitten, theils auch wol in Lungenentzündungen verfielen. Bei Andern erschienen, nach ihrer eigenthümlichen Anlage, auch noch andre Zufälle, z. B. Hämorrhoiden, Durchfälle, Augenentzündungen, Brustkrämpfe, Gliederschmerzen, besonders ein eignes schmerzhaftes Ziehen in den Gliedern. Der Influenza 1800 war noch das schnelle Sinken der Kräfte eigenthümlich. Innerhalb zwei bis drei Tagen, wenn auch das Fieber nicht gar zu heftig gewesen war, fanden sich die Kranken so kraftlos, daß sie beim Aussteigen aus dem Bette mit Schwindel befallen wurden und sich ohne Hülfe nicht auf den Füßen erhalten konnten. H.

Inful (lat. infula) hieß bei den alten Römern der breite, weißwollene Hauptschmuck, in welchem Priester, Vestalinnen, Bittende, ja selbst Opferthiere erschienen, weil man die Verhüllung des Kopfes für ein Zeichen der Demuth ansah. Zu einem Zeichen der Würde brauchten späterhin die kaiserl. Statthalter diese Kopfbedeckung, und als solches wurde sie auch im 7. Jahrh. von den Bischöfen der katholischen Christenheit angenommen, welche noch jetzt die Bischofsmütze, die man bei großen Feierlichkeiten auf ihrem Haupte, sonst aber immer abgebildet auf ihrem Wappen erblickt, Inful nennen. Sie besteht aus zwei großen, oberwärts spitz zulaufenden Blättern, eins vorn, das andre hinten, sodaß sie in der Mitte hohl ist. Die Blätter sind von Blech oder Pappe, mit weißem Seidenzeuche überzogen, und das vordere sieht man mit einem Kreuze geziert. — **Inful iren**, zum Bischof erklären und mit der Inful schmücken, ist ein Vorrecht des Papstes, der auch bisweilen die Äbte ausgezeichneter Klöster mit der Inful beehrt, die daher infulirte Äbte heißen.

Infusionsthierchen, oder **Infusionswürmer**, heißen alle diejenigen in den Flüssigkeiten sich erzeugenden Geschöpfe, welche dem bloßen Auge unsichtbar sind und nur mit dem Mikroskop gesehen werden können. Eigentlich müßte man, da das Wort Infusion einen Aufguß oder die Aufgießung bedeutet, nur solchen Würmern diesen Namen beilegen, welche sich erzeugen, wenn man Wasser oder andre Flüssigkeiten auf animalische oder vegetabilische Körper gießt und eine Zeitlang stehen läßt. Die Infusionswürmchen machen die fünfte und letzte Ordnung in der Classe der Würmer aus und beschließen zugleich das ganze Thierreich. In neuern Zeiten hat sich die Anzahl derselben sehr vermehrt, obgleich uns ihre eigentliche Entstehung, Ausbildung und Lebensart noch ganz unenthüllt ist. Alle stehende Gewässer, mancherlei thierische und vegetabilische Säfte, die Samenflüssigkeit der Menschen und Thiere, der Schleim der Gedärme u. s. w. sind von diesen Thierchen belebt. Viele scheinen nur durchsichtige belebte Bläschen zu sein; an andern erblickt dagegen das bewaffnete Auge Anhängsel, welche Schwänzen gleichen. Meistens bewegen sich diese Thierchen sehr lebhaft und nach allerlei Richtungen. Auch scheinen sie Empfindungen zu haben, denn sie fliehen, wenn ihnen etwas Widriges aufstößt, und ziehen sich, wenn die Flüssigkeit, in der sie leben, auszutrocknen anfängt, nach feuchten Stellen. Viele sterben sogleich, wenn sie ins Trockene kommen, ohne wieder aufzuleben; andre dagegen können Jahre lang eingetrocknet liegen, und leben wieder auf, wenn sie befeuchtet werden; ja, man behauptet sogar, daß manchen die Hitze des siedenden Wassers, sowie die stärkste Kälte nichts schade. Einige dieser Würmer entstehen durch Theilung, andre pflanzen sich durch Eier oder lebendige Junge fort. Es sind davon bis jetzt etwa 15 Geschlechter bekannt, die beinahe an 200 Gattungen enthalten. Die wichtigsten davon heißen: Schildpolypen, Afterpolypen, Haarpolypen, Deutelwürmer, Flaschenwürmer, Aalwürmer ꝛc.

Ingemann (Bernhard Severin), geb. 1789, einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden dänischen Dichter. Er hatte kaum die Prüfungen der Universität zu Kopenhagen bestanden, als er durch die Erstlinge seiner Muse, eine Sammlung Gedichte 1811 und 1812, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. (N. Aufl., 1817, 2 Bde.) Schon diese Jugendarbeiten zeugten von einer seltenen Gewandtheit im poetischen Ausdrucke, von einer leicht beweglichen, jedoch nicht großartigen oder kühnen Phantasie, besonders aber von innigem Gefühl und schöner Gesinnung. Der Dichter hat in den spätern Werken, welche seinen Ruf noch mehr verbreiteten, jene Verdienste behauptet. Der Einfluß, welchen Öhlenschläger's Werke auf seine Bildung hatten, ist in denselben unverkennbar. J. hat als Lyriker Ausgezeichnetes geliefert. Seine bilderreiche Sprache ist meistens correct, anmuthig, klar und schön; seine patriotischen Gesänge, z. B.: „An Danebrog" (die dänische Seeflagge), athmen echte Begeisterung. Den Beifall, welchen seine allegorischen Gedichte fanden, ermunterte ihn zu einer großen allegorischen Dichtung, welche zugleich romantisch und episch sein sollte. So streitige Stoffe lassen sich aber schwerlich vereinigen. Sein Epos: „Die schwarzen Ritter", in neun Gesängen (Kopenh. 1814), eine allegorische Ritterepopöe, gleich Spenser's „Fairy Queen", leidet daher, bei vielem poetischen Verdienst und schönen Einzelnheiten, dennoch im Ganzen an denselben Gebrechen wie dieses. Eine so weit ausgesponnene Allegorie bleibt der Poesie immer ein fremdes, zwangvolles Band. Öhlenschläger's Tragödien begeisterten unsern Dichter auch zu dramatischen Versuchen. Seine ersten Tragödien „Mithridates" und „Turnus", kamen aber nicht auf die Bühne, noch machten sie auf die Lesewelt starken Eindruck. „Masaniello", eine Tragödie (1815), fand jedoch in ihrer Neuheit auf der Bühne großen Beifall; und das im selbigen J. herausgeg. Trauerspiel „Blanca" (in Deutschland durch eine gelungene Übers. bekannt) war lange auf dem Theater ein Liebling des Publicums. Diese zwei Dramen, besonders „Blanca", schienen dem Dichter auch als Dramatiker eine glänzende Bahn zu eröffnen, die er jedoch, was die Bühne betrifft, seitdem nicht wieder betrat. Seine spätern dramatischen Werke waren theils (wie „Die Stimme in der Wüste", „Der Reynald", „Das Wunderkind") nicht fürs Theater geschrieben, theils ward ihnen, wie dem „Hirten von Tolosa" und dem „Löwenritter" (beide ins Deutsche übers.) nicht solcher Beifall wie den frühern. In der prosaischen Erzählung hat man von J. das gut geschriebene „Weihnachtsgeschenk" (1816), woselbst auch das obenerwähnte Gedicht an Danebrog sich findet; noch interessanter sind „Die Unterirdischen", eine größere Erzählung (1817). Seine Reise (1818—19) durch Deutschland, Frankreich und Italien hat er in einer Reihe von kleinern Gedichten (2 Bde., 1820) poetisch beschrieben. Seit 1822 ist J. als Lector in der Ästhetik und der dänischen Sprache bei der Akademie in Soroe, unweit Kopenhagen, angestellt, wo er 1824 ein episches Gedicht: „Waldemar der Große", herausgab, in welchem der Dichter, in Walter Scott's Weise, Geist, Sitten, Gebräuche und Lebensart des Jahrh. schildert, in welchem sein Held auftritt. J.'s dramatisches Gedicht „Tasso's Befreiung" (die letzten Ereignisse aus dem Leben des unglücklichen Torquato) schließt sich im geschichtlichen Inhalte an Göthe's „Tasso" an. Gardthausen hat es aus dem Dänischen übers. (Leipz. 1826).

Ingenhouß (Johann), ein Naturforscher, geb. 1730 zu Breda, lebte in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt, ging dann nach London, wo sich für seine wissenschaftlichen Bestrebungen ein größeres Feld zeigte. Er wurde von der königl. Gesellschaft der Wissensch. zum Mitglied aufgenommen und von dem Präsidenten derselben, dem berühmten Pringle, mit besonderm Wohlwollen beehrt. Die Kaiserin Maria Theresia hatte um diese Zeit zwei ihrer Kinder an den natürlichen Blattern verloren; dies brachte sie zu dem Entschluß, die übrigen impfen zu lassen, ein damals noch neues Schutzmittel. Der östr. Gesandte in London erhielt den

Auftrag, dafür einen englischen Arzt zu wählen, und diese Wahl fiel, auf Pringle's Empfehlung, auf J., der nun nach Wien reiste, die leichte Aufgabe glücklich löste, dafür aber mit Ehren und Geschenken überhäuft wurde. Er verweilte längere Zeit in Wien, machte dann verschiedene große Reisen, ließ sich in England häuslich nieder, und starb in der Nähe von London 1799. Man besitzt von J. eine große Anzahl Abhandlungen über Gegenstände der Naturkunde, die er mit mehren wichtigen Entdeckungen wahrhaft bereichert hat.

Ingenieurwissenschaften pflegt man insbesondere die **Fortification** (mit Inbegriff des Belagerungskriegs) und das Landvermessungsgeschäft mit allen dahin gehörigen Verrichtungen zu nennen. Die Ingenieurwissenschaften machen zwar einen Theil der Kriegswissenschaften aus und stehen mit ihnen in so genauer Verbindung, daß diese der Ingenieur mit seinen Studien vereinigen muß. Weil aber die Kriegsbaukunst eine genaue Kenntniß der Architektur überhaupt und das Landvermessungsgeschäft eine sehr gründliche theoretische Vorbildung (hauptsächlich ein tieferes Studium der mathematischen Wissenschaften), verbunden mit großer Übung und technischer Fertigkeit, namentlich im Aufnehmen und Zeichnen, erfodern, die zu erlangen nur Einzelne Zeit und Gelegenheit haben, so wurden diese Wissenschaften von jeher den diesen Fächern sich ausschließlich widmenden Ingenieurs überlassen. Die Ingenieurs bilden daher auch ein besonderes Corps, und man unterschied in Frankreich sogar **Ingénieurs de place** und **Ingénieurs géographes**, was jedem Einzelnen anwies, sich in seiner Sphäre vorzüglich zu vervollkommnen, die allerdings zu weitumfassend ist, um eine vielseitigere Thätigkeit zu gestatten. Überall schließen sich im Kriege die Ingenieurs dem Generalstabe an, werden bei allen Entwürfen, die in ihr Fach schlagen, zu Rathe gezogen und erhalten die ihrer individuellen Geschicklichkeit angemessenen Aufträge. 5.

Inhalt, der Inbegriff Dessen, was in einem wirklichen oder gedachten Gegenstande enthalten ist. Er wird dem Umfange oder der Form entgegengesetzt, z. B. der Inhalt eines Maßes, eines Buches, eines Briefes, eines Gedankens &c. In der Mathematik ist Inhalt der Verhältnißbegriff, wenn eine Größe durch eine andre ausgedrückt wird. So bestimmt man den Inhalt einer Zahl nach einer andern als Einheit, einer Länge nach Ruthen, Fuß, Zoll &c., einer Fläche nach Quadraten, eines Körpers nach Würfeln, der Zeit nach Jahren, Monaten, Tagen, Stunden &c.

Injurie, eigentlich eine jede Handlung, wodurch ein Andrer widerrechtlich beschädigt oder verletzt wird. Im römischen Rechte machten die Verbindlichkeiten, welche aus solchen Verletzungen entstanden, eine eigne Gattung aus, welche durch einen vom Tribun Aquilius im 6. Jahrh. Roms (zwischen der Zerstörung von Carthago und Korinth und dem Anfange der Bürgerkriege) veranlaßten Volksschluß (lex Aquilia) geregelt waren. Später dehnte man das Recht eine Entschädigung zu fodern, auch auf bloße Verletzungen der Ehre aus, und in den neuern europäischen Gesetzgebungen ist dies, jedoch mit einer großen Verschiedenheit der Ansichten, beibehalten worden. In England kann nur dann eine Ehrenkränkung gerichtlich verfolgt werden, wenn sie entweder (als gedruckte oder schriftlich verbreitete Verleumdung, Libell) eine Störung des Landfriedens enthält, oder dem Gekränkten einen Schaden in seinem Gewerbe oder sonst zuzufügen im Stande ist, welcher zu Geld angeschlagen wird. Auch in Preußen sind in der neuern Zeit die Injurienklagen sehr beschränkt. Nach gemeinem in Deutschland geltenden Rechte findet wegen Injurien ein Antrag entweder auf Privatgenugthuung (Ehrenerklärung, Widerruf, Abbitte) oder auf Bestrafung statt, welches in einigen Staaten sogar combinirt werden kann. Die Gesetzgebung über die Injurien und ihre Bestrafung, wohin besonders auch die **Preßvergehungen** (s. d.) zu zählen sind, gehört zu den schwierigsten Aufgaben, wobei das Mittel zwischen allzu großer Beschränkung der Wahrheit, und zwischen

dem Recht der Bürger, zumal der Staatsbeamten, auf ruhigen Genuß eines guten Namens nicht leicht zu finden ist. 37.

Inka, s. Peru. — Die **Inkasstraße**, ein altperuanischer Bau, geht 700 Stunden weit von Cuzco nach Quito. Sie bleibt stets in der gesunden Bergluft, und erhebt sich bis 12,475 Fuß über das Meer.

Inkunabeln, wofür man auch bisweilen die Worte Paläotypen, Erstlingsdrucke, Druckerstlinge oder alte Drucke braucht, ist die in Deutschland üblichste Benennung derjenigen Bücher, welche seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1500 gedruckt worden sind. Der Name stammt von dem lat. Worte incunabula, welches eine Wiege und dann überhaupt jeden Anfang oder Ursprung bedeutet. Peignot erklärt ihn daher recht gut durch éditions, qui touchent au berceau de l'imprimerie. Am richtigsten beschränkt man den Begriff der Inkunabeln bis auf die oben angegebene Periode, weil bis zu dieser Zeit die Technik der Buchdruckerkunst in ihren Haupttheilen vollkommen ausgebildet war. Daß Panzer sein Werk bis 1536, Maittaire das seinige noch weiter fortführte, kann gegen diese Beschränkung keinen Beweis liefern, da beide Gelehrte mehr die Geschichte der Buchdruckerkunst überhaupt als bloß die besondere der eigentlichen Inkunabeln im Auge hatten. Ihre Kenntniß ist desto wichtiger, weil sie die zuverlässigsten Urkunden und oft die einzigen Quellen für die detaillirte Geschichte der Buchdruckerkunst sind; aber ungeachtet der verdienstlichen Bemühungen der ausgezeichnetsten Bibliographen bieten sie noch immer ein weites Feld zu den interessantesten Forschungen dar. Das Meiste von Dem, was bisher für ihre Kenntniß geschehen, dient mehr dazu, vorerst eine Übersicht des Vorhandenen zu erlangen; für ihre speciellere Charakteristik und gegenseitige Vergleichung ist noch unendlich viel zu thun übrig. Außerdem sind viele derselben, theils für die Kunstgeschichte durch die beigegebenen Decorationen mancherlei Art, theils in wissenschaftlicher Hinsicht wichtig und interessant, zu welcher letztern Art vorzüglich die ersten, dem Kritiker wichtigen Ausg. (editiones principes) der ältern und neuern Classiker gehören. Hier beschäftigt uns jedoch mehr das Interesse, welches sie für den eigentlichen Sammler haben. Folgendes sind ungefähr die Hauptrücksichten, welche diesen bei seiner Auswahl unter denselben leiten. 1) Die Vorspiele und ersten Anfänge der Buchdruckerkunst überhaupt, wohin zuvörderst die xylographischen Producte und die ersten datirten wirklichen Drucke gehören, deren Reihe mit Nicolaus V. Ablaßbriefe von 1454 beginnt, obwol das erste mit einem ganz unzweideutigen Datum versehene gedruckte Buch noch immer das Psalterium von 1457 ist. 2) Diesem zunächst stehen die ersten Drucke einzelner Länder und Orte, welche in der Regel von nicht geringerer Seltenheit sind als die vorigen. 3) Die ersten, in einer gewissen Sprache oder mit besondern Typenarten gedruckten Bücher. Die ältesten Drucke haben die sogenannte gothische Type, etwas später ist der Gebrauch der runden oder römischen, welche vorzüglich in Italien bald die herrschende wurde. Einzelne griechische Worte, nur in Holz geschnitten, erschienen zuerst in Cicero's „De officiis" von 1465 und im Lactantius dess. J.; das erste ganz griechisch gedruckte Buch war Laskaris's „Griechische Grammatik", welche zu Mailand 1476 erschien. 4) Drucke aus Officinen, welche wenig geliefert haben, z. B. Adam Rot, Arnold de Bruxella, Kune in Memmingen, sowie aus andern thätigern Officinen gewisse einzelne Arten von Büchern zu den vorzüglichern Seltenheiten gehören, z. B. Mentelin'sche Drucke von alten römischen Classikern. 5) Drucke, in denen gewisse allmälige technische Vervollkommungen der Buchdruckerkunst zuerst vorkommen; so ist „J. Nideri praeceptorium divinae legis" (Köln, Koelhof, 1472, Fol.) das erste gedruckte Buch mit Signatur, der „Sermo ad populum praedicabilis" (Köln, ther Hoernen, 1470, 4.) das erste mit Blattzahl, der Cicero de officiis von 1465 das erste in Quart, und das „Officium b. Mariae virg." (Ven., Jenson, 1473, 32.) das

erste im kleinsten Formate. Titelblätter erschienen erst seit 1485. 6) Drucke mit den ersten oder sehr vorzüglichen Versuchen, die Kunst zur Decoration der Bücher anzuwenden. Das erste gedruckte Buch mit Kupferstichen ist Antonio's da Siena „Monte santo di Dio" (Flor. 1477, Fol.). Die vorzüglichsten Holzschnitte, von denen vorzüglich der strasburger Drucker Grüninger ein großer Freund war, finden sich in deutschen und italienischen Drucken. Auch kann man hierher Exemplare mit ausgezeichneten Miniaturen rechnen. 7) Einzelne Exemplare, welche durch besondere andre Ausstattungen eine vorzügliche Auszeichnung erhalten haben, z. B. Pergamentdrucke, Golddrucke (dergl. bereits das 15. Jahrh. einige aufzuweisen hat) u. dgl. Von den Pergamentdrucken, welche zu Anfange der Buchdruckerkunst so allgemein waren, daß bei den ersten Büchern die ganze Auflage auf diesem Material abgezogen wurde und von spätern (z. B. von der lat. Bibel des J. 1462) die Papierexemplare wenigstens die seltenern sind, werden vorzüglich diejenigen sehr gesucht, die aus Officinen stammen, welche wenig auf Pergament druckten, z. B. Schweinheim und Pannarz zu Rom, von denen man nur sechs Pergamentdrucke kennt. 8) Endlich gibt es noch einige einzelne Collectionen oder Suiten, welche der kunstgerechte Sammler vollständig zu haben sich bemüht, z. B. die der von Alopa zu Florenz 1494—96 mit Capitälchen gedruckten sechs griechischen Werke (Anthologia, Apollonius Rhodius, Euripides, Callimachus, Gnomae, Musaeus), oder die Mailänder griechischen Drucke mit einer merkwürdigen runden Schrift, von denen der Laskaris von 1476 der erste und der Suidas von 1499 der letzte ist. Auch werden die Drucke von berühmten Officinen des 15. Jahrhunderts, z. B. die von Schweinheim und Pannarz, eifrig gesammelt, und wie die Engländer den Drucken ihrer Caxton's, Pynson's und Wynkyn's nachjagen, ist allbekannt. Was die Hülfsmittel zur Inkunabelnkunde betrifft, so enthalten Panzer's „Annales typographici", verbunden mit seinen „Annalen der deutschen Literatur", die vollständigste Nomenclatur bis 1536. Weit unvollständiger, aber weiter fortgeführt, und mit etwas mehr Detail ausgestattet, sind die Maittair'schen „Annalen". Ein recht brauchbares Werk über die interessantesten Inkunabeln ist Serna Santander's „Dictionnaire bibliographique choisi du 15. siècle" (Brüssel 1805, 3 Bde.), welches, zumal von spanischen und niederländischen Inkunabeln, Vieles enthält, was bei Panzer fehlt. Außerdem findet man gute Beschreibungen einzelner Inkunabeln in den Buchdruckergeschichten einzelner Orte (vorzüglich gute in Audiffredi's Werken über römische und ital. Drucke, sowie in denen, welche Panzer von Nürnberg, Sprenger von Bamberg und Denis von Wien geliefert haben), in den Monographien über einzelne Buchdrucker des 15. Jahrh. (Guttenberg, Jenson, Aldus, Giunti), und in den besondern Werken, welche über die Inkunabeln in einzelnen Bibliotheken von Fossi, Dibdin („Bibliotheca Spenceriana"), Braun, Seemiller, Strauß, Groß, Hupfauer u. A. herausgegeben worden sind. A—s.

Innocenz. Unter den Päpsten d. N. sind die wichtigsten: 1) Innocenz III., vorher Lotharius, geb. 1161 zu Anagni, studirte zu Paris, Rom und Bologna, ward in seiner Vaterstadt Chorherr, dann Cardinal und bestieg 1198 den päpstlichen Stuhl. Keiner seiner Vorgänger hatte die Herrschsucht so weit getrieben wie er. Willkürlich entsetzte er Könige und verschenkte ihre Reiche. Die deutschen Kaiser betrachtete er als Lehnsleute des päpstlichen Stuhls. Seine kanonischen Rechtserfindungen hinsichtlich der Translation der Bischöfe und der sogenannten evangelischen Denunciation, sowie das von ihm zwar nicht erfundene, aber doch öfter und förmlicher ausgeübte Interdict (s. d.) beweisen, wie schlau und gewandt er die geistlichen Waffen zu schärfen verstand. 1215 hielt er die vierte allgemeine Lateransynode, in welcher die öffentliche Glaubenslehre ganz bestimmt mit dem Artikel von der Brodverwandlung vermehrt, auch jedem Christen bei Strafe der Excommuni-

cation geboten wurde, jährlich wenigstens ein Mal zu beichten und zu Ostern zu communiciren. Unter ihm entstanden die Orden der Franciscaner, Dominicaner u. s. w., und mit Letztern die ins Große getriebenen Ketzerverfolgungen, namentlich gegen die Albigenser ꝛc. Er starb 1216. Seine Schriften sind erschienen Köln 1552 u. 1575, Fol. 2) Innocenz IV., vorher Sinibald. Er hatte zu Bologna die Rechte studirt, ward Cardinal und 1243 Papst. Auch er war ein strenger Ketzerfeind und stolzer, rachsüchtiger Priester, der Kaiser Friedrich II. und dessen Söhne, Konrad und Manfred, wüthend verfolgte, und vor Kummer, seine Kriegsvölker von Letzterm geschlagen zu sehen, 1254 starb. Von ihm empfingen die Cardinäle den rothen Hut, zum Erinnerungszeichen an ihre Pflicht, den päpstlichen Stuhl mit ihrem Blute zu vertheidigen. Auch er hat viele Schriften und Briefe hinterlassen. 3) Innocenz XI., vorher Benedict Odescalchi, geb. 1611 zu Como, zum Papst erwählt 1676. Er war von strengen Grundsätzen, frei von Nepotismus, und suchte manche Mißbräuche des Mönchswesens abzuschaffen. Dem Hause Östreich ergeben, schoß er demselben gegen die Türken Geld vor. Auf einer allgemeinen Kirchenversammlung 1682 konnte er nicht verhindern, daß die vier berühmten, von Frankreich aus durch die Jesuiten gegen das päpstliche Ansehen gerichteten Sätze (s. Gallicanische Kirche) angenommen wurden. Er starb 1689.

Innung, s. Gilde.

Ino, Tochter des Kadmus und der Harmonia, zweite Gattin des Athamas, Königs von Theben, zog sich den Zorn der Juno dadurch zu, daß sie den jungen Bacchus, den Sohn der Semele, ihrer Schwester, säugte. Da sie nachher, um ihre eignen Kinder zu begünstigen, ihre Stiefkinder, Phryxus und Helle, ermorden lassen wollte, diese aber, durch eine Erscheinung ihrer rechten Mutter, der Nephele, im Traume gewarnt, sich durch die Flucht retteten, fand Juno um so mehr Ursache, ihren Haß gegen Ino zu befriedigen. Sie machte Athamas, den Gemahl derselben, rasend. Dieser zerschmetterte seinen ältesten, mit Ino erzeugten Sohn, Learchus, an einem Felsen. Ino floh mit ihrem jüngsten Sohne Melicertes, und stürzte sich mit ihm ins Meer. Des Knaben Leichnam ward von einem Delphin ans Ufer getragen, wo ihn der König Sisyphus begraben ließ und ihm zu Ehren die berühmten Isthmischen Spiele (s. d.) anstellte, da auf Bitten der Venus Ino und Melicertes unter die Meergötter versetzt wurden. Ino ward unter dem Namen Leukothea verehrt. Nach einer andern Erzählung soll der Körper des Melicertes anfangs unbegraben gelegen und eine fürchterliche Pest verursacht haben, worauf alsdann vom Orakel befohlen worden, ihn mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zu beerdigen und ihm zu Ehren Spiele anzustellen.

Inoculation der Blattern, die willkürliche Erregung der Kinderblatterkrankheit durch Einbringung von Blattermaterie in die Haut eines Menschen oder Thieres. Man entblößt die Haut von dem Oberhäutchen, entweder mittelst eines kleinen Zugpflästerchens, oder durch Abschaben mit dem Messer, oder man macht einen kleinen oberflächlichen Einschnitt in die Haut mit der Lanzette, oder sticht mit der Impfnadel in schiefer Richtung unter das Oberhäutchen bis auf die untere Haut. Dann wird das Blattergift entweder mit einem damit gedrängten Faden, oder noch besser mit einer damit bestrichenen Impfnadel, oder noch frisch und flüssig, unmittelbar aus einer geöffneten Blatterpustel in die wunde Stelle gebracht. Der Unterschied zwischen der Ansteckung und der Impfung der Blattern liegt darin, daß bei der letztern die Krankheit milder und gutartiger wird als bei der erstern. Der Grund davon ist nach Hufeland der, daß bei der Impfung die örtliche Blatternkrankheit der allgemeinen vorangeht, mithin das Gift in der Impfwunde vorher verarbeitet, gemildert und erst alsdann den Säften mitgetheilt wird; ein andrer Grund davon liegt in dem Umstande, daß durch den vorhergehenden Reiz der Entzündung und Eiterung in der Impfwunde eine Ableitung von den innern Theilen nach der Haut,

und überhaupt eine Richtung der Säfte nach der Oberfläche des Körpers erregt und befördert wird. (Vgl. Blattern, Jenner und Kuhpocken.) — Inoculation der Bäume, s. Oculiren und Pfropfen. H.

Inquisition. Die nächste Veranlassung zur Gründung der Glaubensgerichte gab die Secte der Albigenser, deren Verfolgung im 12. und 13. Jahrh. das südliche Frankreich zu einem Schauplatze blutiger Unruhen machte. (S. Albigenser.) Papst Innocenz III., welcher 1198 den römischen Stuhl bestieg, machte den schlau ersonnenen, von seinen nächsten Nachfolgern vollends ausgeführten Entwurf, durch diese Anstalten die abtrünnigen Glieder der Kirche auszurotten und dadurch die päpstliche Gewalt zum Nachtheile der bischöflichen zu erweitern. Diese Gerichte, durch den Namen der heiligen Inquisition, oder des heiligen Amtes (sanctum officium) ausgezeichnet, sollten unmittelbar unter dem römischen Stuhle stehen und die Ketzer und Anhänger irriger Glaubenslehren aufsuchen, über deren Güter, Ehre und Leben ihr furchtbarer Ausspruch unwiderruflich entscheiden konnte. Das Verfahren derselben war ganz abweichend von dem der bürgerlichen Gerichte. Angeber wurden von der Inquisition nicht nur verschwiegen, sondern auch belohnt. Der Beschuldigte mußte sein eigner Ankläger werden; der Verdächtige ward heimlich ergriffen und ins Gefängniß geführt. Man fand keine bequemern Werkzeuge zu Glaubensrichtern als die Bettelmönche, vorzüglich die Franciscaner und Dominicaner, deren sich die Päpste bedienten, die Ketzer zu vertilgen und das Betragen der Landbischöfe auszukundschaften. Papst Gregor IX. vollendete 1233 den Entwurf seiner Vorfahren, und als es gelungen war, den ketzerrichtenden Mönchen, die ganz von dem Papste abhängig waren, einen unbeschränktern Wirkungskreis zu geben und die Theilnahme der weltlichen Obrigkeiten nur scheinbar zu machen, wurde die Inquisition nach und nach in mehren Landschaften Italiens und in einigen Gegenden von Frankreich eingeführt; hier mehr, dort minder beschränkt in der Ausübung ihrer Gewalt. Selbst jenseits der Pyrenäen fanden die Glaubensgerichte um die Mitte des 13. Jahrh. schon Eingang; aber standhaft ward, besonders in Castilien und Leon, dem Eindringen der neuen Richter gewehrt, und hier behaupteten die Bischöfe ihr Recht, in Religionsangelegenheiten allein zu richten. Während aber in andern Ländern Europas diese Gerichte sich nie recht festsetzen konnten, und theils ganz in Verfall geriethen, wie in Frankreich, theils, wie in Venedig, der strengsten Aufsicht der Staatsgewalt untergeordnet wurden, bildete sich in Spanien am Ende des 15. Jahrh. eine Anstalt, die unter allen andern Glaubensgerichten des Mittelalters, von welchen sie sich jedoch durch Zweck und Einrichtung auffallend unterschied, am merkwürdigsten geworden ist. Jenes glückliche Herrscherpaar, der schlaue Ferdinand von Aragon und die kluge Isabelle von Castilien, hatte um jene Zeit schon manche gelungene Versuche gemacht, die Gewalt des Lehnadels zu brechen und die Unbeschränktheit der königlichen Macht vorzubereiten. Auch die Inquisition sollte ein Mittel werden, ihre Entwürfe auszuführen. Es gab damals drei Glaubensparteien in Spanien: Christen, Juden und Mohammedaner. Die Mauren behaupteten noch den letzten Überrest ihrer Herrschaft, das Königreich Grenada, das jedoch von Ferdinands und Isabellens Rüstungen schon bedroht ward. In den vornehmsten Städten Spaniens hatten die Juden ihre Synagogen und bildeten eine abgesonderte Volksclasse. Der Handel war größtentheils in ihren Händen, sie waren die Pächter der Könige und der Großen und erlitten keinen Druck, ein mäßiges Kopfgeld abgerechnet, welches sie seit 1302 an die Geistlichen bezahlen mußten. Der Reichthum, den sie durch ihre Betriebsamkeit erworben hatten, erweckte ihnen großen Neid und Haß, von unverständigen Priestern genährt. Die Predigten eines fanatischen Mönchs, Fernan Martinez Nuñez, der die Verfolgung der Juden als ein gutes Werk pries, waren die Hauptveranlassung, daß sich 1391 und 1392 der Pöbel mehrer Städte gegen dieses un-

glückliche Volk plündernd, raubend und mordend zusammenrottete. Viele Juden ließen sich taufen, um ihr Leben zu retten, und die Abkömmlinge dieser Unglücklichen waren ungefähr 100 J. später die ersten Gegenstände des ketzerspähenden Eifers. 1477, als mehre unruhige Große im südlichen Spanien bezwungen waren, ging die Königin Isabella mit dem Cardinal Pedro Gonzalez de Mendoza nach Sevilla; damals machte dieser Geistliche als Erzbischof von Sevilla den ersten Versuch, ein Glaubensgericht einzuführen. Auf seinen Befehl wurden öffentliche und geheime Bestrafungen verhängt, und unter manchen Dingen wollte man auch ausgespäht haben, daß viele Bewohner Sevillas von jüdischer Abkunft in ihren Häusern heimlich nach den Gesetzen und Gebräuchen ihrer Väter lebten. Der Cardinal bestellte Geistliche, um diese Leute heimlich im Glauben zu unterrichten und die Heuchler zu treuen Anhängern der Kirche zu machen. Es gelang den Lehrern, manche zurückzuführen, viele aber, die bei ihren Meinungen beharrten, wurden verurtheilt und bestraft. Nach diesen heimlichen Vorspielen trat man endlich mit dem Entwurfe hervor, die Inquisition über das ganze Land auszudehnen, und Mendoza war es, der diesen den Königen (so nannte man Ferdinand und Isabella) vorlegte. Sie genehmigten die Errichtung einer Anstalt, welche zugleich dem Verfolgungsgeiste des Zeitalters dienen und als Werkzeug der Staatsgewalt wirksam benutzt werden konnte. Man wollte durch diese, ganz vom Hofe abhängige Anstalt die öffentlichen und heimlichen Juden und Mohammedaner (und manche christliche Große gehörten zur Partei der Mohammedaner, der beständigen Verbündeten der Unzufriedenen) unterdrücken, den königl. Schatz, dem alle Güter der Verurtheilten zufielen, bereichern und die Macht der Großen und selbst der Geistlichkeit beschränken. Zwei große Schwierigkeiten mußten überwunden werden, ehe die Inquisition in Castilien fest gegründet war. Die Einwilligung der Stände war nöthig, und der Einwilligung der Päpste mußte man Werth beizulegen scheinen. Auf dem Reichstage zu Toledo (1480) war das neue Gericht die wichtigste Angelegenheit, die der Cardinal betrieb. Als die obern Verwaltungsbehörden, der hohe Rath von Castilien, der Staatsrath, der Finanzrath und der Rath von Aragon, von den Ständen bestätigt waren, erklärte der Cardinal, es sei nöthig, auch ein beständiges Gericht zu bestellen, das sich mit Glaubensangelegenheiten und mit Verwaltung der geistlichen Polizei beschäftige. Alles Widerspruchs ungeachtet, ward beschlossen, ein Glaubensgericht unter dem Namen Generalinquisition (general inquisicion suprema) zu gründen. Nach dem Reichstage ward das neue Gericht in Sevilla (1481) eröffnet. Thomas de Torquemada, Prior des Dominicanerklosters zu Segovia und Beichtvater des Cardinals Mendoza, war schon 1478 von Ferdinand und Isabella zum ersten Glaubensrichter ernannt worden. Er hatte 200 Inquisitionsdiener und eine Schutzwache von 50 Reitern; dennoch quälte ihn stets die Furcht vor Vergiftung. Das Dominicanerkloster zu Sevilla ward bald zu eng für die zahlreichen Gefangenen, sodaß der König dem Gerichte das Schloß in der Vorstadt Triana einräumen mußte. In dem ersten Auto da Fe (Glaubenshandlung) wurden 7 abgefallene Christen verbrannt; größer noch war die Zahl der Büßenden. Über 17,000 gaben sich, wie spanische Geschichtschreiber erzählen, selber bei der Inquisition an, über 2000 wurden in den ersten Jahren zum Scheiterhaufen verurtheilt; noch mehre flüchteten in die Nachbarländer. Viele Juden flohen nach Portugal, Afrika und andern Gegenden. Inzwischen hatte sich der Papst der ersten Gründung der spanischen Inquisition, dieser Verwandlung eines geistlichen Gerichts in ein weltliches widersetzt. Er hatte den Erzbischof von Toledo, Mendoza's eifrigen Gegner, kurz nach der Einsetzung des neuen Inquisitors berechtigt, ein feierliches Gericht zu halten über einen Lehrer in Salamanca, der ketzerischer Meinungen beschuldigt ward, und den Generalinquisitor mehre Mal nach Rom gefodert; aber Torquemada folgte dem Rufe nicht, sondern sandte einen Freund, seine Vertheidigung zu führen. Der

Streit zwischen dem Papste und dem spanischen Hofe ward bis 1483 heftig geführt, als endlich Sixtus IV. nachgeben und Torquemada als Generalinquisitor von Castilien und Leon bestätigen mußte. Zugleich ward diesem durch die päpstliche Bulle gestattet, Untergerichte in Glaubenssachen nach eignem Gutdünken zu bestellen, die vorher vom Papste angeordneten Richter abzusetzen und das alte Verfahren in Glaubensuntersuchungen nach der neuen Vorschrift einzurichten. Eine spätere Bulle unterwarf Aragon, Valencia und auch Sicilien, Ferdinands Erbe, dem castilianischen Großinquisitor, und so ward die Inquisition das erste Gericht, dessen Sprengel sich über beide spanische Reiche, Castilien und Aragon, ausdehnte; denn auch die aragonischen Stände mußten auf der Versammlung zu Taragona, 1484, schwören, die Inquisition zu schützen. Die Einführung des neuen Gerichts erweckte zwar Gährungen und Aufstand in mehren Gegenden; empört durch die Härte der Glaubensrichter, vielleicht auch aufgereizt von den eifersüchtigen Bischöfen, verweigerten mehre Städte, am heftigsten Saragossa, den Inquisitoren den Eintritt, und Mancher von ihnen mußte es mit dem Leben büßen; aber das freisinnige Volk unterlag, und die Könige waren nun unbeschränkte Richter in Glaubenssachen; die Ehre, das Vermögen und das Leben jedes Unterthanen waren ihrer Willkür unterworfen. Sie ernannten den Großinquisitor, und von ihnen, oder doch unter ihrem unmittelbaren Einflusse, wurden die Beisitzer, selbst die weltlichen gewählt, worunter zwei aus dem hohen Rathe von Castilien waren. So ward das Gericht ganz abhängig von dem Hofe, und ein kräftiges Werkzeug, die willkürliche Königsgewalt auf den Trümmern der alten Landesfreiheiten zu gründen, die mächtige Geistlichkeit, die sonst nur des römischen Stuhls Richtergewalt anerkennen wollte, zu unterwerfen, den kühnen Adel und die Vorrechte der Stände zu unterdrücken. Die eingezogenen Güter der Verurtheilten fielen dem Könige zu, und wenn sie auch der Inquisition geschenkt wurden, so stand es doch in seiner Gewalt, darüber zu verfügen. Ferdinand und Isabella brauchten zwar einen Theil dieser Güter zur Stiftung von Klöstern oder Spitälern; dessenungeachtet wurden der Kirche durch die Inquisition viele Reichthümer entzogen, und daß diese Anstalt auch ein Mittel werden mußte, der durch Krieg erschöpften königlichen Casse neue Zuflüsse zu verschaffen, beweist eine Verordnung, die Torquemada 1487 ausfertigte; denn schon damals war die Casse der Inquisition mit so vielen königlichen Anweisungen belastet, daß die Beamten der Anstalt nicht einmal ihre Besoldungen daraus erhalten konnten. — Die erste von Torquemada entworfene Verordnung, nach welcher dieses Gericht zum Dienste Gottes und ihrer Hoheiten gehalten werden sollte, ist von 1484. Es finden sich darin u. a. folgende Bestimmungen, aus welchen erhellt, wie politisch wirksam diese Anstalt sein mußte. In jeder Gemeinde sollte der Großinquisitor eine Gnadenzeit von 30—40 Tagen verkünden, binnen welcher die Ketzer oder Abgefallenen sich der Inquisition angeben müßten. Reuige Ketzer und Abgefallene, wenngleich begnadigt, waren von Rechtswegen ehrlos, und sollten darum keine öffentlichen Ämter verwalten, nicht Pächter, Sachwalter, Ärzte, Apotheker, Spicereihändler werden können, nicht Gold, Silber und Edelsteine tragen, nicht reiten und Waffen führen lebenslänglich, bei Strafe des Rückfalls in die Ketzerei; und um sie fühlen zu lassen, wie schwer ihr Verbrechen gewesen, mußten sie einen Theil ihres Vermögens als Hülfsgelder zum Kriege gegen die Mauren abgeben. Wer nach der bestimmten Zeit sie nicht abgab, hatte seine Güter unwiderruflich verloren. Auch Abwesende und längst Verstorbene konnten verurtheilt werden, wenn hinlängliche Zeugen da waren. Die Gebeine verurtheilter Todten wurden aus ihrer Ruhestätte herausgerissen und ihre Güter für die königliche Kammer eingezogen. Torquemada starb 1498 und ward im Dominicanerkloster zu Avila begraben, welches, aus eingezogenen Ketzergütern gestiftet, im eigentlichen Sinne ein Denkmal seiner grausamen Wirksamkeit war. Zwei Jahre vorher hatte er, vom Podagra geplagt, sein Amt

niedergelegt. Nach einer andern Erzählung aber trat Torquemada nicht so ruhig vom Schauplatze. Er war besorgt, sagt man, daß Ferdinand und Isabella, bei dem Geldmangel, worein die Maurenkriege sie gestürzt, sich endlich durch die großen, ihnen dargebotenen Summen würden bewegen lassen, die Inquisition einzuschränken, und beunruhigt von dieser Besorgniß, ging er, mit einem Kruzifixe unter dem Mantel, ins königliche Schloß. „Ich kenne Eure Gedanken", sprach er dreist zu den Königen, „sehet hier das Bild des Gekreuzigten, den der gottlose Judas seinen Feinden für 30 Silberlinge verkauft hat. Wenn Ihr die That lobt, so verkauft ihn theurer. Ich lege mein Amt nieder und bin nun frei von aller Verantwortung: Ihr aber sollt Rechenschaft geben vor Gott". Darauf ließ er das Kreuz zurück und ging aus der Burg. Anfangs war der Gerichtssprengel der Inquisition nicht genau bestimmt; in der Verordnung vom J. 1484 aber wurden, um festere Ordnung zu gründen, in verschiedenen Landschaften Spaniens Inquisitionsgerichte gestiftet, die dem Generalinquisitor untergeordnet waren. In spätern Zeiten war das höchste Glaubensgericht zu Madrid. Der Großinquisitor hatte den Vorsitz. Von den 6 bis 7 Räthen, die er auf des Königs Vorschlag wählte, mußte nach einer Verordnung Philipps III., einer Dominicaner sein. Ihm standen zur Seite ein Fiscal, ein paar Secretaire, ein Einnehmer, zwei Referenten und mehre sogenannte Officiale, die der Präsident mit des Königs Vorwissen ernannte. Täglich versammelte sich der Inquisitionsrath, nur an Festtagen nicht, im königlichen Palaste; an den letzten drei Tagen in der Woche wohnten zwei Mitglieder des Raths von Castilien der Versammlung bei. Einige Beisitzer mußten über das Verhältniß theologischer Meinungen und Sätze zu dem kirchlichen Lehrbegriffe entscheiden, und hießen Calificadores. Die übrigen waren Rechtsgelehrte, welche bloß eine berathende Stimme hatten. Der Ausspruch der Inquisition allein entschied. Dem Fiscal lag es ob, die Zeugenaussagen zu untersuchen, die Verbrecher anzugeben, um Verhaftung derselben anzuhalten, und wenn sie zur Haft gebracht waren, sie anzuklagen. Er war zugegen bei der Abhörung der Zeugen, bei der Tortur und bei der Versammlung, wo die Stimmen der Richter abgelegt wurden. Die Schreiber hatten außer der Führung des Protokolls den Auftrag, die Angeber, Zeugen und Angeklagten während der gerichtlichen Verhandlung zu beobachten und auf die leisesten Bewegungen derselben, wodurch sich irgend das Innere verriethe, spähend zu merken. Die Officiale waren Personen, welche das Gericht aussandte, Angeklagte zu verhaften. Über die eingezogenen Güter führte die Aufsicht ein Sequestrador, der dem Gerichte Bürgschaft leisten mußte. Der Einnehmer empfing das Geld, welches aus den verfallenen Gütern gelöst ward, und zahlte die Besoldungen und Anweisungen aus, die von der Casse bestritten werden mußten. Man rechnete in Spanien über 20,000 Gehülfen der Inquisition, Familiares genannt, welche als Aufseher und Ausspäher dienten. Solche Stellen wurden selbst von Personen aus den vornehmsten Geschlechtern gesucht, weil bedeutende bürgerliche Vorrechte und reicher Ablaß damit verbunden waren. Sobald ein Angeber aufgetreten war und der Fiscal die Gewalt des Gerichts aufgerufen hatte, ward Befehl ertheilt, den Angeklagten zu verhaften. In einer Verordnung vom J. 1732 wird es allen Gläubigen zur Pflicht gemacht, der Inquisition Meldung zu thun, wenn sie wissen, daß irgend Jemand, er sei lebend oder verstorben, gegenwärtig oder abwesend, sich gegen die Glaubensgesetze vergangen habe, daß Jemand das Gesetz Moses beobachte oder beobachtet, ja nur gelobt habe; daß irgend Jemand der Secte Luther's folge oder gefolgt sei; daß Jemand mit dem Teufel einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Bund geschlossen; daß Dieser oder Jener ketzerische Bücher oder den Koran oder Bibeln in spanischer Sprache besitze; daß Jemand endlich Ketzer verhehlt, aufgenommen oder begünstigt habe. Erschien der Angeklagte nicht auf die dritte Vorladung, so traf ihn die Strafe des Bannes. Der Verhaftete war von dem Augen-

blicke an, wo er der Gewalt des Gerichts überliefert ward, abgeschnitten von der Welt. Die Gefängnisse, heilige Häuser (casas santas) genannt, bestanden aus gewölbten Gängen, jeder in mehre kleine viereckige Zellen getheilt, die gewölbt, etwa 10 Fuß hoch und in zwei Reihen über einander angelegt waren. In die obern Zellen fiel durch eine gegitterte Öffnung ein schwacher Lichtstrahl; die untern waren kleiner und finster. Jeder Kerker hatte zwei Thüren. An der innern mit Eisen überzogenen befand sich ein Gitter, durch welches dem Gefangenen Nahrung gereicht ward. Die andre Thüre wurde früh morgens geöffnet, um den Kerker zu lüften. Dem Gefangenen wurde kein Besuch von Freunden oder Verwandten gegönnt, kein Andachtsbuch bewilligt; er mußte in dem finstern Gewölbe ruhig und schweigend sitzen, und wenn seine Empfindung in einem Tone der Klage oder des Unmuths, ja selbst in einem frommen Gesange laut ward, ermahnte ihn der immer wachsame Kerkermeister zur Stille. Gewöhnlich ward nur ein Gefangener in jede Zelle gesperrt, wenn nicht etwa die Absicht, Entdeckungen zu machen, eine Ausnahme von dieser Regel veranlaßte. In dem ersten Verhöre ward dem Angeklagten das Bekenntniß seiner Schuld abgefodert. Gestand er das Verbrechen, dessen er beschuldigt war, so hatte er sich selber das Urtheil gesprochen und seine Güter waren verloren. Leugnete er die Beschuldigung gegen die Aussagen der Zeugen, so ward er dennoch als Überwiesener verdammt. Der Sachwalter, den man ihm gestattete, durfte sich nicht anders als in Gegenwart der Inquisitoren mit ihm besprechen. Der Angeklagte ward weder seinem Ankläger, noch den Zeugen vor Gericht gegenübergestellt; Beide wurden ihm nicht genanntund man unterwarf ihn der Tortur, um ihn zu einem befriedigenden Bekenntnisse oder zur Entdeckung von Umständen, welche durch die Zeugenaussagen nicht völlig aufgeklärt waren, zu zwingen. Der Angeklagte, welcher durch Bekenntniß und Reue dem Tode entging, mußte seinen Irrthum abschwören und das Versprechen leisten, sich allen Strafen und Büßungen zu unterwerfen, welche das Gericht ihm auflegen wollte. Gefängniß auf Lebenszeit, Geißelungen, Einziehung der Güter waren die Strafen, die der Reuige erdulden mußte. Er ward mit seinen Kindern und Kindeskindern für ehrlos geachtet. Eine gewöhnliche Strafe für Büßende war es, den Sanbenito (das safranfarbige Bußkleid, mit einem Kreuze auf der Brust und auf dem Rücken bezeichnet, und mit Teufelslarven bemalt) zu tragen. Gegen einen Angeklagten, der so glücklich war zu entfliehen, ehe die Diener des Glaubensgerichts ihn verhaften konnten, ward verfahren wie gegen einen hartnäckigen Ketzer. Auf allen öffentlichen Plätzen wurden Vorladungen gegen ihn angeheftet, und erschien er nicht binnen der bestimmten Frist, so ward er, wenn die Zeugenaussagen die Anklage bewiesen, der weltlichen Obrigkeit übergeben, die ihn im Bildnisse verbrannte. Wenn Verstorbene, die schon über 40 Jahre im Grabe lagen, verurtheilt wurden, so blieb zwar ihren Kindern der Besitz geerbter Güter, aber dennoch wurden die Unschuldigen ehrlos und unfähig zur Verwaltung der öffentlichen Ämter. War dem Angeklagten das Todesurtheil gesprochen, so wurde das feierliche Auto da Fe angeordnet. Gewöhnlich ward es an einem Sonntage zwischen dem Dreieinigkeitsfeste und der Adventszeit gehalten. Bei Tagesanbruch rief der dumpfe Ton der großen Glocke der Domkirche die Gläubigen zu dem schrecklichen Schauspiele. Die Vornehmsten selbst drängten sich, ihre Dienste als Begleiter der Verurtheilten anzubieten, und oft sah man Grandes als Familiares der Inquisition. Barfuß, mit dem scheußlichen Sanbenito angethan und einer spitzigen Mütze (coroza) auf dem Kopfe, erschienen die Verurtheilten. Die Dominicaner, mit der Fahne der Inquisition, eröffneten den Zug. Voran gingen die Reuigen, welchen nur Buße aufgelegt war, und nach dem Kreuze, das hinter diesen getragen ward, folgten die unglücklichen, zum Tode Verurtheilten. Die Bildnisse der Entflohenen und die Gebeine verurtheilter Todten, in schwarzen mit Flammen und höllischen Sinnbildern

bemalten Särgen liegend, erschienen auch in dem furchtbaren Zuge, den Priester und Mönche schlossen. Durch die Hauptstraßen der Stadt ging es zu der Kirche, wo nach einer feierlichen Predigt das Urtheil verkündiget ward. Die Beschuldigten standen, während man das Verdammungsurtheil vorlas, mit einer ausgelöschten Wachskerze in der Hand vor einem Cruzifixe. Darauf gab ein Diener des Glaubensgerichts jedem Verurtheilten mit der Hand einen Schlag auf die Brust, zum Zeichen, daß die Inquisition keine Gewalt mehr über ihn habe. Ein Beamter der weltlichen Obrigkeit übernahm nun die Verurtheilten, ließ ihnen sogleich Fesseln anlegen und sie bald nachher zum Richtplatze führen. Wer auf die Frage, in welchem Glauben er sterben wollte, den katholischen nannte, ward vorher erdrosselt; die übrigen aber wurden lebendig auf den Scheiterhaufen geführt. Die Autos da Fe waren Feierlichkeiten, zu welchen das Volk, wie zu einem Siegesaufzuge, schaulustig hinströmte. Selbst Könige hielten es für eine verdienstliche Handlung, mit ihrem ganzen Hofe diesen Schauspielen beizuwohnen und die Qualen der Schlachtopfer anzusehen. So verfuhr die Inquisition in der Zeit ihrer furchtbarsten Wirksamkeit. Die Spanier empfanden die Beschränkungen, welche für ihre persönliche Freiheit aus dieser Anstalt hervorgingen, schon in frühern Zeiten so tief, daß eines der Hauptgesuche der Mißvergnügten unter Karls I. Regierung war, der König möge dafür sorgen, daß die Inquisition ihr Amt mit Gerechtigkeit verwalte. Aber die wichtigen Folgen, welche das Glaubensgericht im Laufe der folg. Jahrh. auf den Staat und auf den sittlichen Charakter der Spanier gehabt hat, ließen sich damals noch nicht ahnen. Das edle, geistvolle Volk ward durch die finstere Gewalt der Glaubensrichter mehr als durch irgend eine andre Waffe der Herrscherwillkür gebeugt, und die gehemmte Geistesthätigkeit wirkte seit der Entdeckung von Amerika mit andern verderblichen Ursachen zusammen, den alten Kunstfleiß des Landes zu lähmen, die herrlichsten Kräfte des Staats zu ersticken und die Fortschritte zu höherer Menschenbildung auf lange Zeit hinaus aufzuhalten. In neuern Zeiten, wo fast in allen übrigen Ländern Europas der Verfolgungsgeist gefesselt war, wurde zwar die ursprüngliche Verfassung der Inquisition selbst nur wenig geändert; die Furchtbarkeit des finstern Gerichts nahm aber doch allmälig ab. Selten sah man im verflossenen Jahrh. das schreckliche Schauspiel eines Auto da Fe, und sehr oft züchtigte die Inquisition nur solche Menschen, die überall ein Gegenstand der strafenden Polizei sein würden. Schon 1762 ward der Großinquisitor, weil er gegen des Königs ausdrücklichen Willen eine Bulle, welche ein franz. Buch verdammte, bekannt gemacht hatte, in ein Kloster 13 Meilen von Madrid verwiesen. Eine Verordnung der Regierung gebot, daß die Inquisition ohne des Königs Einwilligung keine Befehle erlassen sollte, daß der Großinquisitor, wenn er Bullen ertheile, durch welche Bücher verboten würden, sich nach den Landesgesetzen richten, und das Verbot nur kraft der Gewalt, die ihm sein Amt gab, nicht aber mit Anführung der Bulle bekanntmachen solle, und daß die Glaubensrichter vor dem Verbote eines Buches erst den Verfasser vorladen sollten, um seine Vertheidigung zu hören. Unter der Verwaltung des einsichtsvollen Aranda ward 1770 die Richtergewalt der Inquisition bloß auf hartnäckige Ketzerei und Abfall vom Glauben beschränkt, und dem Gerichte verboten, einen Unterthan des Königs zu verhaften, ehe nicht jede Beschuldigung völlig erwiesen sei. 1784 ward bestimmt, daß die Inquisition, wenn sie einem Grande, einem Minister, einem Offizier, kurz einem angesehenen Beamten den Proceß gemacht hatte, dem Könige die Acten zur Durchsicht vorzulegen habe.

Überblickt man die merkwürdigsten Äußerungen der Thätigkeit des Inquisitionsgerichts im 18. Jahrh., so findet man, daß diese Anstalt ungeachtet der beschränkenden Aufsicht, welche eine verständigere Politik oft ausübte, immer noch ein Werkzeug blieb, das unter begünstigenden Umständen empörende Wirkungen

hervorbringen konnte. Wenn das Gericht 1714 einige Mönche wegen verbrecherischen Wandels dem Tode überlieferte, wenn 1784 und 1804 einige Personen, die Liebestränke bereitet oder gewahrsagt hatten, zur Einsperrung und Büßung verurtheilt wurden, oder Manchem wegen unbedachtsamer Äußerungen Widerruf und Kirchenstrafe auferlegt ward, so konnte Niemand Grund zu Besorgniß haben; aber lebhafter mußte diese erwachen und der Abscheu gegen die verderbliche Anstalt lauter sich regen, als 1763 in einem Auto da Fe zu Llerena einige hartnäckige Ketzer den Flammen übergeben wurden, oder wenn selbst noch 1777, als kaum die Geistesfreiheit einen Sieg gewonnen zu haben schien, die Inquisition gegen einen Mann, dem man nur Unvorsichtigkeit vorwerfen konnte, gegen den berühmten Olavides, mit allen ihren Schrecknissen sich bewaffnete, oder wenn noch 1780 ein armes Weib in Sevilla, als der Zauberei überwiesen, von dem Glaubensgerichte verurtheilt und lebendig verbrannt ward. Ja, es blieb, bei aller Beschränkung seiner Gewalt, bei aller Milde des Gerichts, zu dessen Oberbeamten unter den letzten Regierungen gewöhnlich nur Männer von Einsicht und gemäßigter Gesinnung gewählt wurden, doch der verderbliche Geist der Anstalt und das empörende gerichtliche Verfahren, und so war die Inquisition bis zu dem Augenblicke, wo sie durch die Verordnung des franz. Kaisers (4. Dec. 1808) aufgehoben ward, ein mächtiges Hinderniß des Gedankenverkehrs und der höhern Geistesbildung. Bis in die neuesten Zeiten machte die Inquisition jährlich ein Verzeichniß verbotener Bücher bekannt, in welchem nebst den Ausgeburten des Aberglaubens oder schmutziger Schamlosigkeit, gegen welche sie ihr Amt mit allem Rechte ausübte, auch treffliche und unschuldige Schriften mit dem Verdammungsfluche belegt wurden. Alle Schritte, welche einsichtsvolle Männer unter den beiden letzten Regierungen wagten, um das veraltete Werkzeug einer finstern Politik zu zerstören, waren ohne Zusammenhang und daher ohne eingreifende Wirkung, und jene Männer erlagen zum Theil unter den Ränken, wodurch ein allmächtiger Günstling, die Geistlichkeit und die Inquisition ihren gemeinsamen Vortheil zu sichern wußten. Selbst der 1806 entschiedene Proceß gegen zwei gebildete wackere Männer, die Domherren Antonio und Geronimo Cuesta (s. den Aufsatz vom Prof. Hasse in der Zeitschrift „Pallas", 7. St., Jahrg. 1809), welchen die Rachsucht ihres unwürdigen, von dem Friedensfürsten beschützten Bischofs Verderben geschworen hatte, dieses letzte Lebenszeichen des furchtbaren Gerichts verrieth deutlich, daß Ränkesucht, wenn sie mit der geheimen Wirksamkeit der Inquisition sich verbündete, auch in den neuesten Zeiten noch einen verderblichen Einfluß in Spanien haben könnte, und die Entscheidung des Königs, welcher die Angeklagten für unschuldig und das Verfahren der Inquisition für gesetzwidrig erklärte, war ziemlich schonend gegen die ungerechten Glaubensrichter, ja bestätigte sogar die herrschende Meinung, welche Diejenigen, die in die Gewalt der Inquisition gefallen waren, mit dem Verluste bürgerlicher Achtung bestrafte. Nach Llorente's Berechnung steigt die Zahl der Schlachtopfer der spanischen Inquisition von 1481 — 1808 auf 341,021. Davon wurden in Person verbrannt 31,912, im Bildnisse 17,659 und mit strengen Bußstrafen belegt 291,456. — Ferdinand VII. hatte die während des franz. Zwischenreichs aufgehobene Inquisition wieder hergestellt; allein nach der Annahme der Constitution der Cortes ward sie 1820 gänzlich abgeschafft und blieb es nach 1823 auf den Rath der europäischen Mächte. — In Portugal ward die Inquisition 1557 nach langem Widerspruche eingeführt. Das oberste Glaubensgericht hatte seinen Sitz zu Lissabon; die Untergerichte in andern Städten des Reichs waren demselben unterworfen. Der Großinquisitor ward vom Könige ernannt und vom Papste bestätigt. Joh. v. Braganza wollte nach der Befreiung des Landes von der spanischen Herrschaft auch die Inquisition unterdrücken. Aber es gelang ihm nur, dem Glaubensgerichte die Befugniß der Gütereinziehung der Verurtheilten zu nehmen. Nach seinem Tode ward er dafür

von der Inquisition in den Bann gethan, und seine Gemahlin mußte gestatten, daß man dem Leichname die Lossprechung gab. Sowie die Spanier die Inquisition mit nach Amerika nahmen, so brachten die Portugiesen sie nach Indien, wo sie ihren Sitz in Goa hatte, wie unverträgiich diese Anstalt auch mit den Einrichtungen einer Handelsniederlassung sein mochte. Im 18. Jahrh. ward die Gewalt der Inquisition in Portugal durch die Verordnung beschränkt, daß der Ankläger des Gerichtshofs dem Beschuldigten die Anklagepunkte und die Namen der Zeugen zuvor mittheilen, daß der Angeklagte die Freiheit haben sollte, einen Sachwalter zu wählen und sich mit demselben zu besprechen, und daß kein Urtheilsspruch der Inquisition ohne Bestätigung des königlichen Raths vollzogen werden sollte. Der letztverstorbene König von Portugal hat die Inquisition nicht nur in diesem Reiche, sondern auch in Brasilien und Ostindien abgeschafft und alle Acten derselben in Goa verbrennen lassen. — Die von Pius VII. wiederhergestellte Inquisition zu Rom ist ein Zuchtgericht über die Geistlichen, doch den Akatholiken nicht gefährlich. 1826 verurtheilte es einen Zögling der Propaganda, Kaschiur, der zum Patriarchen von Memphis ernannt, vom Vicekönig von Ägypten aber nicht angenommen worden war, zum Tode; der Papst verwandelte dies in lebenslängliches Gefängniß. Sein eigentliches Verbrechen ist unbekannt. Unter den neuern Werken über die Inquisition ist auszuzeichnen Llorente's „Hist. critique de l'inquisition d'Espagne etc." (Paris 1815) und Antonio Paigblanch, „Die entlarvte Inquisition"; nach dem Spanischen (Weimar 1817).

Inschriftenkunde, s. Epigraphik.

Insekten (Ziefer) machen die 5. Classe des Thierreichs aus, und haben ihren lat. Namen daher, weil ihr Körper, mit einigen Ausnahmen, gleichsam eingekerbt oder eingeschnitten (daher auch Kerbthiere, Einschnittler) und in 3 Haupttheile, Kopf, Bruststück und Hinterleib, abgetheilt ist. Bei vielen Insekten, zumal bei den Wespen, gehen diese Einschnitte so tief, daß besonders der Hinterleib gleichsam nur durch einen Faden mit dem Bruststücke verbunden ist. Bei andern, vorzüglich bei ungeflügelten Insekten, sieht man diese Einschnitte nicht so deutlich; bei wenigen, z. B. bei dem Flohe, gar nicht. Die Zahl der Insekten ist vielleicht noch größer als die der Pflanzen. Unterscheidungsmerkmale, die allen Insekten ohne Ausnahme zukommen, sind der weißliche, kalte Saft in ihrem Körper, der, wie es scheint, die Stelle des Bluts vertritt, die zwei Fühlhörner am Kopfe und die eingelenkten hornartigen Bewegungswerkzeuge oder Beine, von denen kein Insekt weniger als 6 hat. Die Fühlhörner, welche bei mehren sogar den Geschlechtsunterschied zeigen, scheinen bloß Werkzeuge des Gefühls zu sein, obgleich sie von einigen Naturforschern für die Organe des Geschmacks und Geruchs, von andern gar eines uns noch völlig unbekannten Sinnes gehalten worden sind. Die Augen der Insekten sind in Rücksicht ihres Baues doppelter Art. Die eine stellt Halbkugeln vor, die im Verhältniß zum Körper oft ungeheuer groß, bei manchen einfach, bei den mehrsten oft aus einigen tausend Lagen zusammengesetzt sind, dergleichen man in dem Auge einer Stubenfliege 8000, in dem Auge eines Schmetterlings aber an 1700 gezählt haben will. Die andre Art von Augen, welche man Nebenaugen oder Ocellen nennt, sind einfach, klein und in Rücksicht ihres Standortes und ihrer Lage verschieden. Die erstern scheinen mehr für die Ferne, die letztern mehr für die Nähe gemacht zu sein. Bei den meisten Insekten (die Krebse ausgenommen) stehen die Augen unbeweglich fest; dagegen ist der Kopf desto beweglicher. Der Mund ist bei ihnen verschiedenartiger als bei allen andern Thieren gebildet. Bei einigen sind es zangenförmige Kinnladen, die sich seitwärts bewegen; andre haben einen zugespitzten hornartigen Rüssel; mehre, z. B. die Schmetterlinge, eine Art von sehr langer Zunge, die sie wie eine Spiralfeder zusammenrollen und ausstrecken können. Bei den Fliegen und einigen andern besteht der Mund aus einem

fleischigen Schlürfrüssel, welcher am Ende 2 Lippen hat und sich ausdehnen und zurückziehen läßt. Gehör- und Geruchswerkzeuge hat man bisher an keinem Insekte entdecken können, und manche Naturforscher haben daher diesen Thieren beide Sinne gänzlich absprechen wollen. Wie will man jedoch das Vermögen nennen, durch welches der Aaskäfer (Todtengräber), die Schmeißfliegen u. s. w. stark ausdünstende Körper in beträchtlicher Entfernung wittern können? Wenn es ferner wahr ist, daß der Laut, den einige Insekten, z. B. das Hauskäferchen, zur Zeit der Paarung hören lassen, dazu dient, den Gatten anzulocken, so werden wir berechtigt, denselben auch den Sinn des Gehörs beizulegen. Die äußere Hülle der Insekten besteht aus härtern Theilen, welche oft noch mit einer besondern Decke von Haaren, Federn, Schuppen oder einer Art Panzer, wie die Flügeldecken bei den Käfern, überzogen und mit den prächtigsten Farben geziert sind. Diese Art der Bedeckung war ihnen bei dem Mangel an Knochen und andern festen Theilen im Innern des Körpers durchaus nöthig. Das Herz der Insekten besteht in einem längs des Körpers liegenden Canale, der mit Knoten und Klappen versehen ist, aus welchem aber keine Adern entspringen; weßhalb die Ernährung dieser Thiere auf eine ganz eigne Art geschehen muß. Lungen findet man in keinem Insekte, statt deren aber unzählige Luftröhren, die auf eine bewundernswürdige Weise gebaut sind. Ein wirkliches Athmen nimmt man u. a. an den Heuschrecken wahr. Muskeln fand man in der Weidenraupe über 4000. Hieraus läßt sich die im Verhältniß mit ihrem kleinen Körper so beträchtliche Summe von Kraft erklären, die man bei manchen Insekten wahrnimmt. Verhältnißmäßig finden sich im Meere und in der Erde weniger Insekten als auf der Oberfläche derselben; doch leben sie überall, und alle vegetabilische oder thierische Theile dienen ihnen zur Nahrung. Die meisten Insekten sind im Larvenzustande große Fresser. Eine Raupe verzehrt z. B. den Tag über wol 6—8 Mal so viel als sie wiegt; der aus ihr sich bildende Schmetterling genießt dagegen sehr wenig; ja, die Hälfte, deren Leben so flüchtig ist, scheinen gar nichts zu genießen. Man zweifelt, daß die Entstehung auch nur eines einzigen Insekts durch Fäulniß oder Gährung geschehe. Merkwürdig ist es, daß bei vielen Insekten, zumal männlichen Geschlechts, der Tod auf das Geschäft der Zeugung unmittelbar folgt, und daß durch Verzögerung desselben ihr Leben verlängert wird. Es gibt auch Geschlechtslose unter ihnen. Nur wenige, z. B. die Schmeißfliege, bringen lebendige Junge hervor; die größere Zahl legt Eier. Bei einigen, wie bei der Blattlaus, wirkt die Befruchtung bis ins neunte Glied; bei andern wachsen die Eier noch, nachdem sie schon gelegt sind, und einige wenige gebären Junge, die nachher nicht mehr wachsen. Nur die ungeflügelten Insekten, und auch diese nicht alle, erhalten gleich nach ihrer Entwickelung aus dem Ei ihre vollkommene Gestalt und wachsen noch als vollkommene Insekten; alle übrige aber sind einer zweimaligen Verwandlung unterworfen, ehe sie vollkommene Insekten werden. Wenn sie aus dem Ei gekommen sind, werden sie Larven genannt; als solche haben sie keinen Geschlechtsunterschied und pflanzen sich auch nicht fort. Aus der Larve wird das Insekt zur Puppe oder Nymphe, von denen einige fressen und sich bewegen, andre aber wie im Schlafe liegen und ganz ohne Nahrung leben. Daraus entsteht nun endlich das vollkommene Insekt. Einige leben dann wenige Stunden, andre, wie Spinnen und Krebse, einige Jahre; die meisten aber kaum ein Jahr. Linné hat diese ganze Classe in 7 Ordnungen eingetheilt: I. Insekten mit 2 häutigen, zusammengefalteten Flügeln, über welchen zwei hornartige Decken liegen. Käfer. Coleoptera. II. Mit 4 kreuzweis zusammengelegten, gerade ausgestreckten, meist zur Hälfte harten oder pergamentartigen Flügeln. Halbflügler. Hemiptera. III. Mit 4 bestäubten oder eigentlich geschuppten Flügeln. Schuppenflügler, Schmetterlinge. Lepidoptera. IV. Mit 4 durchsichtigen netzförmigen Flügeln. Nervenflügler. Neuroptera. V. Mit 4 durchsichtigen ge-

äderten Flügeln. Hauptflügler. Hymenoptera. VI. Mit 2 unbedeckten Flügeln. Zweiflügler. Diptera. VII. Ungeflügelte. Aptera. Die Insektenkunde wird Insektologie oder **Entomologie** genannt.

Insel (Eiland), ein allenthalben von Wasser umgebenes Land; **Halbinsel**, ein Land, welches theilweise von Wasser umflossen ist. **Inseln im Winde, Inseln unter dem Winde**, s. **Antillen**.

Inseln der Seligen (Insulae beatorum, *νησοι μακαρων*), das Elysium Homer's, waren nach der griechischen Mythe die glücklichen Inseln, welche man sich westwärts im Ocean an der Lichtseite dachte, und wo die Günstlinge Jupiter's, dem Tode entrückt, in Freude und Wonne lebten. Nach dem Hesiodus waren sie besonders der Aufenthaltsort des vierten Geschlechts der Heroen. In den frühesten Mythologien werden überhaupt die Inseln der Seligen, die sogenannten elisäischen Gefilde, und die Unterwelt häufig mit einander verwechselt.

In solidum, Solidarisch, s. **Alle für Einen** etc.

Insolvenz, s. **Falliment**.

Inspiration, Eingebung, nennt die christliche Dogmatik denjenigen Einfluß des göttlichen Geistes auf die Seelen der biblischen Schriftsteller und Apostel Jesu, der sie im Lehren und Schreiben fähig machte, die Religionswahrheiten, welche Gott durch sie den Menschen verkündigen wollte, vollkommen richtig, deutlich und erbaulich vorzutragen. Daß von himmlischen Dingen, deren Erkenntniß über das Gebiet der sinnlichen Erfahrung hinausreicht, von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt nur Der, den Gott selbst darüber belehrt habe, Kunde geben könne, war der allgemeine Glaube des Alterthums. (S. **Offenbarung**.) Wie die Poesie der Reflexion, mußte der Begriff der Inspiration dem Begriffe der philosophischen Vernunfterkenntniß vorangehen. Von Gott begeistert, seiner unmittelbaren Belehrung gewürdigt, erschienen daher den Heiden und Juden die Verkündiger religiöser Wahrheiten, die heiligen Dichter und Lehrer; sie wußten und sagten, was sonst in keines Menschen Sinn kam, Gott mußte es ihnen also eingegeben haben. Das Sinnbild, mit dem die Sprachen des Alterthums diese Eingebung bezeichnen, ist der Anhauch (der Geist) Gottes, Ruach, Pneuma, Spiritus, daher Inspiration. Nur diesem Geiste konnte auch die Ausrüstung der ersten Lehrer des Christenthums, dessen Verkündigung an inspirationsgläubige Völker erging, beigemessen werden; und diese Lehrer nannten die Schriftsteller des alten Testaments und sich selbst Inspirirte, heilige Menschen Gottes, die, getrieben und unterstützt von dem heil. Geiste, den Jesus ihnen zum Beistande verheißen, sprächen und schrieben. Die Entstehung der biblischen Schriften auf göttliche Eingebung zurückzuführen und sie wegen dieses Ursprungs als Gottes Wort zu achten, wurde daher ein Hauptgrundsatz des christlichen Glaubens. Die protestantischen Kirchen haben ihn, als die Bürgschaft der Göttlichkeit des Christenthums, beibehalten, aber nicht die seit dem 4. Jahrh. ausgebildete und in der katholischen Kirche gültige Meinung von einer fortwährenden Inspiration, die den Kirchenversammlungen und Päpsten zu Theil werde und ihren Entscheidungen das Ansehen göttlicher Aussprüche und den Charakter der Untrüglichkeit gebe. Da der Protestantismus die Bibel als einzige Erkenntnißquelle der Religion betrachtet, so mußte seit der Reformation der Begriff der Inspiration natürlich ein Gegenstand genauerer Untersuchungen werden. Der Dogmatismus der ältern protestantischen Theologen hat ihn näher zu bestimmen und die philosophische Kritik der neuern auf mannigfaltige Weise zu erklären gesucht. Jene dachten sich die Verfasser der Bibel im strengsten Sinne als Werkzeuge des heiligen Geistes, denen er nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form ihrer Schriften wörtlich eingegeben habe. Diese fanden, daß die heiligen Schriftsteller als Augen- und Ohrenzeugen und auf dem natürlichen Wege der mündlichen Mittheilung und Überlieferung

Vieles erfahren haben konnten, was wir in ihren Büchern lesen, und waren größtentheils nur darüber uneinig, ob der Beistand, den ihnen der heilige Geist bei Abfassung derselben leistete, in der Bewahrung vor jedem Irrthume beim Niederschreiben des ihnen schon Bekannten, oder in einer ungewöhnlichen Erhöhung ihrer eignen Geisteskräfte bestanden habe. Weil aber die letztere Meinung endlich darauf hinauslief, daß schon jede Einwirkung der Gottheit auf die geistige Natur des Menschen, durch die ein Fortschritt in der Erkenntniß möglich würde, Inspiration zu nennen, jeder große, sich unerwartet aufdringende Gedanke, jedes Aufflammen des Genies, jede Erhebung des Gefühls für das Gute und Wahre, ja der Zustand der Begeisterung überhaupt als ein Anhauch Gottes zu betrachten, und folglich, was man in diesem Zustande spricht und schreibt, Gottes Wort zu nennen wäre: so schien, um die classischen Profanschriftsteller, die in diesem Sinne allerdings auch Inspirirte heißen können, nicht den heiligen Schriftstellern gleichsetzen zu müssen, und um die Bibel, als ein Werk des heiligen Geistes, mit göttlichem Ansehen ausgerüstet, von den Werken des menschlichen Geistes gehörig zu unterscheiden, eine nach den gegenwärtigen Fortschritten der Bibelerklärung geläuterte Rückkehr zu dem ältern, engern Begriffe der Inspiration nothwendig. Wenn wir daher den Exegeten auch zugestehen müssen, daß die biblischen Bücher, was Einkleidung und Darstellung betrifft, allein ihren Verfassern angehören, und in Rücksicht des historischen Inhalts, soweit ihn die positive Religionslehre nicht in Anspruch nimmt, wie andre Geschichtsbücher der historischen Kritik unterliegen: so bleiben wir doch mit den gründlichsten Dogmatikern unserer Zeit dabei, die in der Bibel enthaltene Religionswahrheit als ein über jeden Verdacht des Irrthums und jeden Vergleich mit menschlichen Geisteswerken erhabenes, wahrhaft göttliches Wort zu betrachten, ohne über die Art und Weise der Mittheilung desselben an die heiligen Schriftsteller mehr bestimmen zu wollen als diese selbst thun und die Natur der Sache lehrt. Das Ansehen der heiligen Schrift, welches wir bei diesem Glauben für uns haben, fehlt aber jenen allzu nüchternen Kritikern, die eine nicht natürlich erklärbare Einwirkung des göttlichen Geistes auf menschliche Seelen für unmöglich halten, ebensowol als auch den Schwächern, die sich fortwährender göttlicher Eingebung rühmten. Dergleichen eingebildete Inspirirte gab es zu allen Zeiten unter den Christen, besonders unter den Secten, die sich zum Mysticismus neigten. Gichtel, Jak. Böhme und Swedenborg sind unter den Inspirirten der neuern Zeit vor Andern bekannt, und nicht nur die Camisarden und die jansenistischen Convulsionnairs in Frankreich gaben vor, himmlische Eingebungen empfangen zu haben; auch die Quäker, Methodisten und andre überspannte Secten in England und Nordamerika glauben noch jetzt die begeisterten Reden, die sich im Augenblick der Verzückung in ihren Versammlungen hören lassen, der göttlichen Inspiration zu verdanken. Überreste von den Camisarden, jenen ursprünglich reformirten Schwärmern im südlichen Frankreich, die um 1700 durch die Gewalt der Waffen unterdrückt wurden, flüchteten nach England, und traten, da sie dort keinen Beifall fanden, 1710 in Deutschland auf, wo sie sich unter dem Namen der Neuinspirirten oder neuen Propheten bekannt machten, auch in Berlin, Halle und einigen Städten am Rhein Anhang gewannen und ihren Hauptsitz endlich in Berleburg aufschlugen. Hier gaben sie seit 1739 unter ihrem Oberhaupte, dem Hofsattler zu Marienborn, Joh. Friedr. Roch, ihr Tagebuch heraus, bis der Tod dieses Mannes auch ihre Zerstreuung nachsichzog. Eigen war ihnen besonders die Meinung, daß auf die Religionsverfassungen Gottes des Vaters (das Judenthum) und Gottes des Sohnes (das Christenthum) auch eine Religionsverfassung des heiligen Geistes folgen, und in ihr die Gabe der Weissagung allgemein verbreitet sein werde. Inwiefern aber von fortwährenden Wirkungen des heiligen Geistes in der christlichen Kirche die Rede sein könne s. Heiliger Geist. F.

Inspiration. Der katholische Begriff der Inspiration ergibt sich von selbst aus der katholischen Ansicht der Offenbarung. Wenn der Grund der Religionslehre dem Katholiken nicht in einem Aufflammen des Genies der Evangeliumsverkünder, sondern in einer wahrhaftigen göttlichen Offenbarung besteht, wenn die Kirche überhaupt vom Geiste Gottes geleitet wird, so ist einleuchtend, daß die Inspiration nichts Andres sein könne als der unmittelbare Beistand des heiligen Geistes, welcher dafür sorgt, daß das der Kirche überlieferte Wort Gottes in Schrift und Überlieferung ungefälscht bewahrt und verstanden werde. Wenn es überhaupt Zweck der Inspiration ist, die Thatsache der göttlichen Offenbarung zu bewahrheiten, so durfte sich diese nicht auf die Schrift beschränken und sie mußte sich auch auf das Verständniß der Schrift erstrecken, weil sonst die Anstalt unvollkommen sein, der Inhalt der Religionsurkunden profaner Behandlung preisgegeben sein würde. Die Erfahrung hat es gelehrt, daß die protestantische Kirche, indem sie den Besitz der Bücher für genügend hielt, endlich im vorigen Jahrh. den Begriff der Inspiration verlor und die Bücher nur als menschliche ansah: ein Irrthum, von dem die Rückkehr begonnen. — Die katholische Kirche nimmt aber nicht in dem Sinne eine fortwährende Inspiration an, daß der Kirche neue Glaubenswahrheiten offenbart werden, sondern es wird nur durch den Glauben der zerstreuten und die Aussprüche der (in Concilien) versammelten Kirche die Überlieferung constatirt, die Erklärung der Schrift gegeben. Ebenso ist die katholische Kirche sehr fern von dem Irrthum Jener, welche Einzelne als inspirirte Personen betrachten, sie kennt nur die ganze Kirche als inspirirt, und man muß zugeben, daß diese Annahme der Inspiration der gesammten Kirche nicht zu jenen Thorheiten führen kann, welche durch eingebildete Inspirirte zu Tage gefördert werden. V. e. Kath.

Innsbruck (Insbrugg), Hauptst. von Tirol, am Inn, über welchen eine schöne Brücke führt. Die Stadt (1754 F. über dem Meere) hat ansehnliche Vorstädte, schöne Kirchen, 574 H. und 10,200 Einw. Sie ist der Sitz des Landeshauptmanns und des (östr.) Landesguberniums über Tirol und der Versammlungsort der 1816 erneuerten Landschaft. Kaiser Leopold I. errichtete hier 1672 eine Universität, welche 1782 in ein Lyceum verwandelt, 1792 wiederhergestellt, 1810 abermals in ein Lyceum verwandelt und zuletzt, den 1. Mai 1826, aufs neue zu einer Universität erhoben wurde. Mit demselben ist ein Generalseminarium für Tirol verbunden. Die Handschuh-, Seidenzeuch-, Bänder- und Cattunfabriken, sowie die Glasarbeiten sind nicht unbedeutend. Berühmt sind die Kunstdenkmäler in der silbernen Capelle der Hofkirche, das Grabmal Maximilians I. in der Franciscanerkirche zum heil. Kreuz, die Sammlungen in der Hofburg, im Schlosse Ambras (jetzt in Wien) rc. (Vgl. **Welser.**) Hier gründete der Landesgouverneur, Karl Graf v. Chotek, 1823 das unter dem Schutze des Kronprinzen stehende Ferdinandeum, oder Tiroler Landesmuseum, dessen Mitglieder seit 1825 „Beiträge zur Gesch., Statist., Naturkunde und Kunst von Tirol und Vorarlberg" herausgeben. Auf dem Platze des Hippodroms wurde 1826 das schöne Reiterstandbild von Bronze des Erzherz. Leopold V., von dem tiroler Bildhauer Kasp. Gras und dem Rothgießer Heinr. Reinhart (beide lebten in der ersten Hälfte des 17. Jahrh.), aufgestellt.

Instanz, d. i. Beispiel, bedeutet einen wirklichen oder nur erdachten Fall oder Umstand, welcher zum Beleg, noch gewöhnlicher zur Widerlegung irgend eines allgemeinen Satzes angeführt wird. — **Instanz** (jur.), der Abschnitt eines gerichtlichen Verfahrens, welches durch das Ansuchen eines Theiles, die Verantwortung des andern und die richterliche Entscheidung begrenzt wird. Daher spricht man von der Instanz des ersten Verfahrens, von der Beweisinstanz, der Deductionsinstanz. Das Ansuchen selbst wird Instanz genannt. **Instanz thun** heißt so viel

als um richterliche Verfügung bitten. In diesem doppelten Sinne sagt man, einen Beklagten von der **Instanz entbinden**, wenn der Kläger vom Proceß zurückgewiesen wird, ohne daß er sein Recht selbst verliert, und im Criminalproceß wird der Angeklagte dann von der **Instanz freigesprochen**. (S. **Absolution**.) Man bezeichnet aber mit diesem Worte auch diejenigen Abschnitte, welche durch das Ansuchen der Parteien um anderweite Prüfung eines ergangenen Richterspruches (Leuterung, Appellation, Restitution, Revision, Nullitätsquerel, weitere Vertheidigung) gebildet werden. Solcher Instanzen soll es nach der deutschen Bundesverfassung in allen deutschen Bundesstaaten für Civilsachen der Regel nach drei geben; in Criminalsachen sind sie vielfältig auf zwei beschränkt. Man spricht hier von der untern und obern, mittlern und höchsten oder letzten Instanz. Niemand soll wider seinen Willen eine Instanz entzogen, keine Instanz übersprungen werden. Der Instanzenzug ist die Ordnung, in welcher diese Abstufungen des Richteramts in der gerichtlichen Organisation gebildet werden. Er ist wechselseitig, wenn die Leuterungs-, Appellations- oder Revisions- (Oberappellations-) Instanz zwischen mehren Gerichten gegenseitig von einem an das andre geht. Die oberste Instanz aber sollte immer bei einem und demselben höchsten Gerichte sein, um durch seine Aussprüche eine consequente und übereinstimmende Fortbildung des Rechts, welche der bloßen Gesetzgebung unerreichbar ist, zu gewinnen. 37.

Instinkt, Naturtrieb, ein Thieren und Menschen angeborener Trieb, welcher sie zum Begehren oder Vermeiden einer Sache und zu gewissen Handlungen antreibt. Der Instinkt ist angeboren, denn er wird nicht erst durch Gewohnheit oder Nachahmung angenommen, sondern äußert sich sogleich mit dem Dasein eines Thieres und des Menschen. So z. B. läuft die nur eben aus dem Ei gekrochene Ente dem Wasser zu, das junge Huhn fürchtet sich vor demselben; beide thun es aus einem angeborenen Triebe. Das neugeborene Kind sucht ohne Anweisung die Brust der Mutter und weiß seine Nahrung aus derselben ohne Belehrung zu ziehen. Der Instinkt ist natürlicher Trieb, er hängt nämlich nicht von Verstand und Vernunft oder von Begriffen und Ideen ab, sondern von der jedem Thiergeschlechte eigenthümlichen Organisation und Natur, aus welcher ein dunkles Gefühl entspringt, welches das Geschöpf antreibt, gewisse Dinge zu begehren, andre zu fliehen und diesem gemäß zu handeln. Dieses dunkle Gefühl Dessen, was zur Erhaltung des Lebens des Individuums und Geschlechts nothwendig ist, entsteht wahrscheinlich aus einer Einwirkung der eigenthümlichen Mischung der organischen Stoffe und der Organisation auf die Nerven des Gemeingefühls, denn es gibt Instinkte, welche allen thierischen Geschöpfen gemein sind (z. B. der Selbsterhaltung, der Nahrung, des Geschlechtstriebes), andre, welche nur besondern Thierarten eigen sind (z. B. den Wasservögeln der Trieb und die Geschicklichkeit, im Wasser zu schwimmen; bei vielen Thieren der besondere Trieb, ihre Wohnungen, jede Art wieder anders zu bauen), andre Triebe scheinen zu gewissen Zeiten zu schlafen, zu andern Zeiten wieder zu erwachen (z. B. bei den Zugvögeln der Trieb zu Versammlungen und Wanderungen). Der Instinkt vertritt bei den Thieren die Stelle der Vernunft. Zu welchen künstlichen Verrichtungen sie dadurch angetrieben werden, sehen wir an den Wohnungen der Biber, der Bienen u. a. m. (S. **Kunsttrieb**.) Bei den Menschen ist der Instinkt durch die Vernunft theils ganz verdrängt, theils geschwächt. Natürlich, daß das dunkle Gefühl von der klaren Vernunft überstrahlt wird. — Es entstehen aber auch ungewöhnliche Instinkte, z. B. in Krankheiten, wo die Mischung der organischen Bestandtheile, folglich auch das Gemeingefühl verändert wird. Hier kann auch beim Menschen ein Instinkt deutlicher als im gesunden Zustande hervortreten. Es ist dann, als wenn die Seele ein dunkles Gefühl von dem außerordentlichen Bedürfnisse des Körpers erlangte. So zeigt sich z. B. in Fiebern ein größeres Verlangen nach Flüssigkei-

ten, zumal nach säuerlichen, bei großer Schwäche Durst nach Wein; bei Kindern, die viel Säure im Magen haben, hat man zuweilen einen besondern Trieb zu erdigen Mitteln, Kreide, Thon u. dgl. bemerkt; bei Kranken zeigt sich zuweilen mitten in der Krankheit ein plötzlicher Appetit zu irgend Etwas, und gemeiniglich ist dies ein Instinkt, welcher ein inneres, der Krankheit angemessenes Bedürfniß verkündigt, dessen Befriedigung öfters nicht nur unschädlich, sondern sogar heilsam ist.

Institut, jede zu einem bestimmten Zwecke errichtete Anstalt, z. B. Staat, Kirche, Polizei, Armenversorgung u. s. w. Seit kurzem hat man bei diesem Worte zunächst an eine Erziehungs- oder Unterrichtsanstalt gedacht, und wo sich diese auf die Bildung für einen gewissen Stand, eine gewisse Menschenclasse oder eine gewisse Kunst beschränkt, diesen Zweck beigefügt, z. B. Militair-, Handlungs-, Hebammen-, Forst-, Singinstitute; unter dem Ausdruck Institut ohne Beisatz aber werden gewöhnlich Erziehungsanstalten, in denen Kinder für eine gewisse Vergütung verpflegt, erzogen und unterrichtet werden (Pensionen, Kostschulen), verstanden. Sie sollen die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts mit den Vortheilen der häuslicher Erziehung vereinigen, und jemehr sie dem ungezwungenen, vertraulichen Verhältnisse der Familie gleichkommen, ohne darum in der Stetigkeit und dem Wetteifer des Lehrens und Lernens zurückzubleiben, desto mehr erfüllen sie ihre Bestimmung. Das Alterthum scheint solche Anstalten nicht gekannt zu haben, denn was der Staat in Sparta für die öffentliche Erziehung angeordnet hatte, war allgemeine Nationalangelegenheit und sollte die Familie über dem Staate vergessen machen. An den, im Mittelalter entstandenen Kloster- und Stiftsschulen aber, die, um künftige Geistliche und Staatsmänner zu bilden und die bessern Köpfe der Nation von Kindheit an für die Zwecke der Kirche zu erziehen, für gewisse Schenkungen der Ältern Kinder aufnahmen, war in der Regel weniger die Erziehung als der Unterricht zu loben, und auch dieser den Zeitbegriffen gemäß dürftig und einseitig. Als die erste freiere Erziehungsanstalt verdient die von dem utrechter Kanonicus Geirt Groie (Gerhardus magnus) um 1376 zu Deventer gestiftete pädagogische Brüderschaft der Hieronymianer genannt zu werden, in welcher er Erwachsene und Kinder beider Geschlechter und aller Stände zum Arbeiten, Lehren und Lernen vereinigte. Ihre Verfassung glich den Chorhäusern der Herrnhuter, und nach ihrem Muster bildeten sich damals die weiblichen Erziehungsanstalten der Beguinen. Andrer Art war die nicht klösterliche Erziehungsanstalt, die Wolf von Gemmingen um 1520 zu Gemmingen für Söhne des Adels stiftete, eine Vorläuferin unserer Ritterakademien. Aber als eine Rückkehr zur mönchischen Erziehungsweise sind die gegen Ende des 16. Jahrh. entstandenen Jesuitercollegien zu betrachten, die durch ihre wissenschaftliche Richtung und kluge Zucht zwar allgemeinen Beifall fanden und sich in den katholischen Ländern der Erziehung der Knaben fast allein zu bemächtigen, aber eben diese Gelegenheit, auf die Völker zu wirken, nur zu sehr für ihren hierarchisch-politischen Hauptzweck zu benutzen wußten. Daneben hatten die Klosterpensionen für Knaben und Mädchen immer fortgedauert, und in protestantischen Ländern mußten sich Ältern, die ihre Söhne außer dem Hause erziehen lassen wollten, an die wenigen Fürsten- und säcularisirten Klosterschulen halten. Da aber sowol diese als jene von ihrer altfränkischen Form und düstern Mönchszucht noch immer nicht lassen mochten und zu weit hinter den Foderungen des Zeitgeistes zurückblieben, so wagten es endlich die Pädagogen des 18. Jahrh., die unterdrückten Rechte der Jugend geltend zu machen. Die Franke'schen Stiftungen zu Halle und die Kinderanstalten der Brüdergemeinde, die immer noch zu früh eine ascetische Frömmigkeit erzwingen wollten, machen den Übergang von jener alten Prügelzucht zur freien Erziehung der Philanthropen. Basedow und seine Freunde glaubten Locke's und Rousseau's Ideen einer natur-

gemäßen, freisinnigen Erziehung nicht leichter ausführen und die Wiedergeburt der entarteten Menschheit, nach welcher tausend Stimmen verlangten, nicht besser bewerkstelligen zu können, als wenn sie Erziehungsinstitute errichteten, die, unabhängig von Staat und Kirche, ein freies Feld zu Ausführung der pädagogischen Theorien und Weltverbesserungsplane des Tages darböten. Das 1774 zu Dessau eröffnete Philanthropin wurde mit Begeisterung aufgenommen, die ihre elektrischen Funken in alle Gegenden verbreitete und bald mehren Anstalten dieser Art ihr Dasein gab. Die Erziehungsinstitute des edeln von Salis zu Marschlins, Bahrdt's zu Heidesheim, Campe's und Trapp's zu Trittow, Salzmann's zu Schnepfenthal, Feder's, Spazier's, Olivier's und Tillich's Pensionen zu Dessau fanden ein empfängliches Publicum, und nach der Meinung ihrer Bewunderer konnte man darin nicht weniger als Alles lernen und ein vollkommener Mensch werden. Denn daß das Ideal einer guten Erziehung in solchen Anstalten, wo die Jugend von den sachverständigsten Männern Schritt vor Schritt, nach dem Faden der schönsten Theorie herangezogen und planmäßig ausgebildet werde, besser als unter den Störungen und Unvollkommenheiten des Familienlebens zur Ausführung kommen müsse, hielten Viele für ausgemacht. Wenn aber auch der äußere Glanz dieser Institute in Rücksicht ihres heitern Tones und der liberalen Behandlung, wodurch sie den Muth und Frohsinn der Jugend belebten, sowie in Rücksicht ihrer gymnastischen Übungen und der rühmlichen Sorgfalt, die sie auf Gesundheit und Körperbildung ihrer Zöglinge wendeten, die Probe hielt: so konnten ihre Lehrpläne, in denen nicht leicht eine Wissenschaft vermißt ward, ihre Alles erleichternden und versüßenden Lehrmethoden, ihre Kinderfeste, Meritentafeln, goldenen und schwarzen Nägel, Ehr- und Schandbücher, Verdienstorden und Strafzettel doch nicht verhüten, daß nicht mancher als oberflächlicher Halbwisser und anmaßender Schwätzer aus ihnen hervorgehende Jüngling die Gründlichkeit ihres Unterrichts und den Ernst ihrer Zucht verdächtig machte. Mehre jener Institute gingen daher ebenso schnell als sie begonnen hatten wieder unter; mehre kamen in andre Hände, und nur das Salzmann'sche besteht durch seine gute ökonomische Verwaltung und durch den Ruhm, seine schönen Versprechungen wenigstens in Rücksicht der körperlichen und moralischen, wenn auch minder im Betreff der geistigen Bildung seiner Zöglinge seit 30 J. gehalten zu haben, noch bis diesen Tag. An Instituten, die mit ihm wetteiferten, hat es übrigens in dieser Periode nicht gefehlt. Das Christian'sche bei Kopenhagen (jetzt unter andrer Firma), das kürzlich eingegangene Hundeiker'sche zu Vechelde bei Braunschweig, das von Karl Lang in Tharand gegründete, 1816 nach Wackerbarthsruh bei Dresden verlegte, später eingegangene, dann von Serrius in derselben Gegend fortgesetzte, sowie in Dresden das Blochmann'sche Erziehungsinstitut, wurden vor andern berühmt. Fast in jeder größern Stadt fanden sich Unternehmer, die Pensionen mit Sammelschulen zu verbinden und aus den wohlfeilsten Candidaten und Studenten das nöthige Lehrerpersonal herzustellen wußten. Denn nur zu oft lag eine schlecht verhüllte Finanzspeculation solchen Unternehmungen zum Grunde, und mancher Hauslehrer trat, bloß um heirathen zu können, als Institutsdirector auf. Besonders fiel die weibliche Jugend, weil die Frau Directorin etwa Französisch verstand und Gouvernante gewesen war, oft in solche Hände. Das Erziehungsinstitut der edeln Karolina Rudolphi, das von Hamburg nach Heidelberg wanderte, gehört, wie die dem Adel allein zugänglichen, und wegen ihrer Fonds unter Aufsicht des Staats stehenden Fräuleinstifte, unter die ehrenvollen Ausnahmen von den Mädchenpensionen gewöhnlichen Schlages. Überhaupt bedarf die weibliche Jugend noch mehr als die männliche der Familienerziehung, und wie unentbehrlich auch Mädcheninstitute, in denen man Alles, was in feinen Zirkeln gefällt und geltend macht, lernen kann, der modischen Eitelkeit scheinen mögen, so ist dennoch der

Sinn für die kleinen Sorgen und unschuldigen Freuden der Häuslichkeit, den nur eine redliche Mutter einflößen kann, der künftigen Gattin und Mutter noch unentbehrlicher. Dergleichen Institute sollten daher nur als Rettungsanstalten für solche Töchter bestehen, für die es sonst kein Haus und keine Mutter gibt. Aber leider wird die Institutserziehung immer ein Bedürfniß für Söhne und Töchter solcher Ältern bleiben, die, ohnehin unvermögend, den nöthigen Unterricht selbst zu ertheilen, theils an ihrem Wohnorte keine gute Lehranstalt finden, theils die nahe Verbindung mit unerfahrenen Hauslehrern scheuen, theils im Bewußtsein ihrer eignen Unfähigkeit zum Erziehen oder aus Liebe zur Bequemlichkeit, oder wegen ehelicher Mißverhältnisse, es für dienlicher achten, ihre Kinder außer dem Hause zu erziehen, und wohlhabend genug sind, die meist beträchtlichen Kosten der Pension zu bestreiten. Zu wünschen wäre aber, daß die Erziehungsinstitute allenthalben unter Aufsicht höherer Schulbehörden gesetzt würden, um unwürdige Unternehmer und Lehrer abzuhalten und die wirkliche Ausführung der gewöhnlich sehr viel versprechenden Pläne zu verbürgen. Anders verhält es sich mit Pestalozzi's Unternehmen, dessen Institut zu Yverdun, als eine Probeanstalt zur Ausbildung und Bewährung seiner neuen Methode und als eine vortreffliche Übungsschule für Lehrer, ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden ist. Neben ihm verdienen Fellenberg's Institut zu Hofwyl, die von Pestalozzi's Jüngern in Nordamerika, Neapel, Petersburg und in mehren Städten Deutschlands errichteten Filialinstitute und das unter königl. Schutze bestehende Normalinstitut zu Karlene in preuß. Litthauen als wetteifernde Musteranstalten genannt zu werden. Und wenn auch ein Zögling und Lehrer des Instituts zu Yverdun, der als Verfasser einiger gelungenen Lehrbücher bekannte Joseph Schmid, die Erziehungsinstitute überhaupt für eine Schande der Menschheit erklärte, so gibt es doch noch zu viel Rücksichten und Umstände, die sein übereiltes Urtheil mildern, als daß wir für den Untergang dieser, wenn sie mit Geist und Erfahrung begonnen, mit Besonnenheit, Uneigennützigkeit und wahrem Vatersinne geleitet werden, immer wohlthätigen Anstalten stimmen möchten. Denn für die Ergebnisse der Erziehung sind nicht die Theorien, Pläne und Methoden das Wesentliche, sondern der Sinn und die Thätigkeit der Personen, die dies Alles handhaben. (Vgl. Pestalozzi und Fellenberg.) E.

Institut (National=), die große gelehrte Anstalt, welche nach den ersten Revolutionsstürmen, in denen alle wissenschaftliche und Kunstakademien des königl. Frankreichs untergegangen waren, neu gebildet wurde. Es entstand durch ein Decret vom 3. Brumaire des J. IV aus der ehemal. Académie française, der Académie des sciences und der Académie des belles lettres et inscriptions. Seine Bestimmung war, Künste und Wissenschaften durch ununterbrochene Nachforschungen, durch Bekanntmachung neuer Entdeckungen, sowie durch Correspondenz mit den vornehmsten Gelehrten aller Länder zu vervollkommnen und hauptsächlich solche Wissenschaften und literarische Beschäftigungen zu betreiben, die auf den allgemeinen Nutzen und den Ruhm der Nation abzwecken. Das Institut bestand aus einer Anzahl zu Paris wohnhafter Mitglieder und einer gleichen Anzahl Associés in den verschiedenen Theilen der Republik; auch sollte außerdem jede Classe sich 8 auswärtige Gelehrte zugesellen können. Anfänglich ward das Institut in 3 Classen, jede mit mehren Sectionen, getheilt, von denen die erste die physikalischen und mathematischen, die zweite die moralischen und historischen Wissenschaften, die dritte endlich die Literatur und die schönen Künste in ganzer Ausdehnung begreifen sollte; die Zahl der wirklichen Mitglieder ward ohne die Associés auf 144 bestimmt. Seine endliche Organisation erhielt jedoch das Nationalinstitut durch ein Arrêté vom 3. Pluviose des J. XI (23. Jan. 1803). Hierdurch ward dasselbe in 4 Classen getheilt: 1) die Classe der physikalischen und mathematischen Wissenschaften

mit 64 Mitgliedern; 2) die Classe der franz. Sprache und Literatur mit 40 Mitgl.; 3) die Classe der Geschichte und alten Literatur mit 40 Mitgl., und 4) die Classe der schönen Künste mit 28 Mitgl. In dem letzten Jahre des kaiserl. Frankreichs nahm das Nationalinstitut den Namen eines kaiserl. Instituts an. Die Herstellung des königl. Frankreichs führte auch in diesem gelehrten Körper Veränderungen herbei, welche an die ursprünglichen Einrichtungen erinnern sollten. Freisinniger als viele andre Körperschaften des Kaiserreichs gestimmt, schien das Institut größerer Reinigungen in seinen einzelnen Theilen zu bedürfen; aber noch hat sich, trotz aller Einwirkungen, jener Geist der Unabhängigkeit in einzelnen Gliedern dieses Körpers erhalten. Zunächst verordnete eine königl. Ordonnanz vom 21. März 1816 die Herstellung der alten Namen der einzelnen Classen, sodaß der Name Institut nur für die Gesammtheit gebraucht wird, und bestimmte zugleich, daß die Académie française die erste in der Reihe, als die früheste in der Zeit, sei; daß die Académie des inscriptions et belles lettres ihr folge, dann die Académie des sciences, endlich die Acad. des beaux arts. Diese vereinten Akademien stehen unter der persönlichen Leitung des Königs und haben jede eine unabhängige innere Ordnung, sowie eine ungehinderte Verwaltung des ihnen zugewiesenen Vermögens. Der 24. April, als der Tag der Rückkehr des Königs auf Frankreichs Boden, wurde für die öffentliche gemeinschaftliche Sitzung aller Akademien festgesetzt, die ihre Verfassungen den frühern Anordnungen zu bequemen außerdem aufgefodert wurden. Ein eigner Paragraph verordnete zugleich, daß jeder Akademie 10 freie Mitglieder zugetheilt würden, deren Antheil in dem bloßen Rechte der Gegenwart bestehen solle. Die alten Ehrenmitglieder und Akademisten, die mit dem Hofe zum Theil zurückgekehrt waren, wurden von Rechts wegen freie Mitglieder ihrer resp. Akademien. Die der königl. Verordnung beigegebene Liste der Mitglieder jeder dieser Abtheilungen bestimmte durch Nennen und Verschweigen, wer der Ehre dieses Kreises ferner für werth galt oder für unwerth. Die Académie française, die bekanntlich mit Abfassung eines franz. Wörterbuchs beauftragt ist, hatte seit Jahren bis 1827 Raynouard zum Secretair. Als die beredtesten in ihrer Mitte gelten jetzt Villemain, der Nachfolger Fontanes's, und Cuvier. Da Jeder, der ein Vaudeville mit Erfolg auf die Breter gebracht hat, sich berufen glaubt, zu den Vierzig dieser Classe zu gehören, so sind es gerade diese Lehrstühle, welche von den Schwärmern des Witzes am meisten umleuchtet werden. Die Acad. des inscriptions et belles lettres soll, neuern Nachrichten zufolge, bei einer Überzählung ihrer Mitglieder, durch ihre Menge erschreckt, die Anzahl derselben auf 30 festgesetzt haben. Durch Silv. de Sacy's Einfluß bemerkte man in ihr eine Begünstigung der Orientalisten (man denke an Chézy, Jomard, Abel Rémusat ꝛc.), aus deren Mitte diese Akademie kürzlich Langlès verloren hat. Beständiger Secretair dieser Classe ist der sehr alte, ehemals witzige Dacier. Zu ihren Académiciens libres gehört der ehrwürdige Schweighäuser in Strasburg. Stets hat es für eine große Auszeichnung gegolten, Associé étranger dieser Classe zu sein; in Deutschland sind Wolf in Berlin, Heeren in Göttingen dieser Ehre gewürdigt; in England Rennell und Wilkins; in Italien Sestini; in Rußland Uwaroff; in Philadelphia Jefferson; in Calcutta Wildfort. Die Zahl der Correspondenten ist unbeschränkter. Die namhaftesten Gelehrten in und außer Europa stehen so mit ihr in Verbindung (in Deutschland Eichhorn, Sartorius, Hammer, Wilken). Einzelne Commissionen dieser Akademie sorgen für die würdige Einrichtung künftiger öffentlicher Denkmäler und die Erhaltung und Bekanntmachung der schon vorhandenen; so Dacier, Quatremère=de=Quincy, Petit=Radel, Silv. de Sacy, nebst dem Zeichner Lemot für Inschriften und Münzen; Dacier, Walkenaer, Petit=Radel, G. Laborde, Raoul=Rochette und Dureau de la Malle ordnen die Nachrichten über alle Denkmäler, die durch einen Befehl des Ministers des Innern den Departementspräfec=

ten abgefodert worden sind. Zur Fortsetzung der „Notices et extraits des manuscrits de la bibl. du Roi" sind aus der Mitte dieser Akademie Sacy, Daunon, Caussin, Letronne, Boisonnade beauftragt. Auch die Herausgabe des „Journal des savans", zu welchem Mitglieder aller Akademien beisteuern, fällt zum größern Theil in seine Domaine. Stiftungen von bedeutenden Preisen, die sie zuerkennt, setzen sie in den Stand, die Theilnahme an ihrer Beschäftigung fortwährend rege zu erhalten, aber auch zuweilen in die Verlegenheit, Bestrebungen fördern zu müssen, welche die Mehrheit unter ihnen für vergebliche oder verkehrte hält (so das Legat des Grafen Savary in Bezug auf Pasigraphie). — Die Acad. des sciences zerfällt wie früher in die beiden großen Hauptabtheilungen der physischen und mathematischen Wissenschaften und hat überhaupt von ihrer frühern Anordnung aus den Zeiten der Republik noch am meisten beibehalten. Die Zahl ihrer Associés étrangers ist auf 10 festgesetzt. Deutschlands Ruhm wird durch Alexander v. Humboldt bei dieser Classe fortwährend vertreten. Beständiger Secretair der physischen Classe ist Cuvier, der mathematischen Fourier; beide Secretaire sind in keiner einzelnen Section begriffen, sie gehören allen zugleich an. — Die Acad. des beaux arts hat fünf Sectionen, und gegenwärtig noch als beständigen Secretair Quatremère-de-Quincy. Thorwaldsen, Longhi, Schinkel, Morghen, Camuccini, Antolini wurden zu auswärtigen Verbündeten dieser Akademie ernannt. Eine Commission aus der Mitte dieser Akademie ist mit der Ausarbeitung des Wörterbuchs der schönen Künste beauftragt. — Von den jährlich eintretenden Veränderungen gibt ein bei dem Drucker des Instituts, Firmin Didot, erscheinender Calender, der den Titel „Institut royal de France" führt, authentische Nachrichten. — In den letzten Zeiten haben politische Ansichten auch in diesem Gelehrtenvereine große Meinungsverschiedenheiten herbeigeführt, und selbst vor der Verwahrung in St.-Pelagie hat die äußere Ehre nicht geschützt, welche die Mitglieder des Instituts sonst genießen (buntgestickte Uniform, Armsessel u. s. w.). Eine Bittschrift, welche das Institut dem Könige 1827 gegen das neue Preßgesetz überreichen wollte, durfte nicht überreicht werden, und 3 Mitglieder verloren wegen dieses freimüthigen Schritts ihre Anstellung: Lacretelle, Villemain und Michaud. 19.

Institutionen, s. Corpus juris und Römisches Recht.

Instrument, ein jedes Werkzeug; in der juristischen Sprache eine förmlich aufgenommene Urkunde (z. B. Notariatsinstrument); in der **Musik**, und vorzugsweise, ein Ton- oder Klangwerkzeug, musikal. Instrument, d. i. ein künstlicher Körper, welcher zur Hervorbringung musikalischer Töne geeignet ist. Die üblichsten musikalischen Instrumente sind Blas-, Saiten- und Schlaginstrumente, wozu noch diejenigen hinzukommen, bei welchen der Ton durch Reibung hervorgebracht wird. Die **Saiteninstrumente** sind theils Bogen- oder Streichinstrumente, wie Violine, Viole, Violoncell, Contraviolon, und überhaupt alle Arten von Geigen, theils solche, bei welchen die Saiten unmittelbar mit den Fingern gerissen, oder mit einer Feder gespielt, oder mit einem Klöppel geschlagen werden, wie Harfe, Laute, Guitarre, Mandoline, Zither, Hackebret, theils solche, die durch eine Tastatur angeschlagen werden, wie Clavier und Pianoforte. Die Äolsharfe gehört ebenfalls zu den Saiteninstrumenten, nur daß der Ton hier durch die Luftbewegung hervorgebracht wird. Die **Blasinstrumente** werden theils mit dem Munde angeblasen, wie die Flöten, Hoboen, Clarinetten, Bassethorn, und die Fagotten, Pfeifen und Schalmeien, welche man, weil sie gewöhnlich aus Holz verfertigt werden, Holzinstrumente nennt, und die Blechinstrumente, nämlich die Hörner, Trompeten, Posaunen, Serpent, theils werden sie durch Blasebälge zum Tönen gebracht, wobei aber meistens, wie bei dem Positiv und den eigentlichen Orgeln, noch das Spielen durch Tastatur hinzukommt. Die genannten Saiten- und Blasinstrumente sind durch die Art und den Umfang der Töne, welche auf ihnen hervorgebracht werden

können, die vollkommensten. Viel unvollkommener und mehr um den Rhythmus zu bezeichnen oder zu verstärken, sind die einförmigen **Schlaginstrumente**, nämlich Trommeln, Pauken, Tambourin, Castagnetten, ferner Triangel, Becken, Glocken und Glockenspiel. Das Brummeisen geht zu den Blasinstrumenten über. — Durch Reibung wird der Ton hervorgebracht bei der eigentlichen Harmonica (Glasglockenharmonica) und Buschmann's Terpodium. (S. **Instrumentalmusik**.)

Instrumentale Arithmetik. Sie zeigt den Gebrauch mechanischer Hülfsmittel bei gewissen Rechnungsoperationen. Der Abacus der Römer, das Reihen knöcherner Kügelchen auf Drahtsaiten bei den Chinesen, die Neper'schen Rechenstäbchen, Pascal's Rechenmaschine, desgl. die von L'Epine und Boitissendeau, und das Rechnungswerkzeug des Prof. Polemus zu Padua, gehören hierher.

Instrumentalmusik wird bloß von musikalischen Instrumenten ausgeführt und daher von der Vocalmusik, welche aus den Tönen der menschlichen Stimme entsteht, unterschieden. Daß alle Instrumentalmusik ursprünglich eine Nachahmung des menschlichen Gesanges sei, kann, wo nicht historisch, doch wenigstens physiologisch und philosophisch bewiesen werden. Denn die Töne der menschlichen Kehle klangen dem Ohre zu lieblich, als daß der Mensch nicht hätte auf die Erfindung kommen sollen, diese Töne auch durch den Klang todter Körper hervorzubringen. Wahrscheinlich entstand unter allen musikalischen Instrumenten die Flöte am ersten, indem Leute, welche im Freien lebten, zufällig ein gehöhltes Rohr an den Mund setzten und durch Einblasen des Athems einen Ton aus demselben hervorlockten. Die Entstehung der Saiteninstrumente, als weit zusammengesetzterer Körper, fällt wahrscheinlich in spätere Zeit. Die Instrumentalmusik der Griechen beschränkte sich auf wenige Instrumente, unter denen die Flöte, die Zither und die Posaune, welche den unserigen gl. N. nicht ganz glichen, die vornehmsten waren. Es leuchtet von selbst ein, daß man sich derjenigen Instrumente, auf welchen man eine Melodie spielen konnte, zuerst bediente, denn man hatte ja den Zweck, diejenige Melodie, welche bereits mit Hülfe der menschlichen Stimme erfunden war, nun auch auf diesen Instrumenten nachzuahmen. So entstand der Gebrauch der Geige, als eines Hauptinstruments. Warum die Flöte, als ein weit älteres Instrument, gewissermaßen von der Geige verdrängt wurde, läßt sich leicht erklären: das Spiel eines Saiteninstruments ist bei weitem nicht so ermüdend als das eines Blasinstruments, und der Ton der Geige sticht mehr ab von der Menschenstimme, dahingegen die Flöte mit derselben zu sehr verschmilzt und also weniger Befriedigung gewährt. Das Instrument, welches die Melodie zu spielen vermochte, war also gefunden. Was ist natürlicher, als daß man, da jede Thätigkeit der Seele eine Grundlage haben will, nun auch bemüht war, zu jener Melodie einen Stützpunkt, auf welchem sie um so sicherer einherschreiten könnte, zu erfinden? So verfiel man auf die Verfertigung der Baßinstrumente. Doch fühlte man das Bedürfniß, die großen und leeren Zwischenräume zwischen den hohen Tönen der Geigen und den tiefen der Baßinstrumente, welche das Ohr sehr unbefriedigt ließen, auszufüllen; nun entstanden die Bratsche (die tiefere Geige) und das Violoncell (der höhere Baß), mit deren Tönen jene Zwischenräume auf eine dem Ohre sehr angenehme Weise ausgefüllt wurden. Da hierdurch der vierstimmige Gesang, dessen Erfindung wir ebenso gut als die Erfindung jeder andern Kunstbestrebung einer bloß mechanisch bedingten Ursache zuschreiben, begründet war, so scheinen die ital. Componisten bis fast in die Mitte des vorigen Jahrh. kein Bedürfniß gefühlt zu haben, sich außer den Geigen und Bässen noch andrer Instrumente zu bedienen; wenigstens findet man in den Compositionen jener Zeit nur selten ein Blasinstrument angewandt. Wie aber die menschliche Natur Alles steigert und modelt, so fingen auch in der 2. Hälfte des vorigen Jahrh. die ital. Componisten an, den Gei-

geninstrumenten noch die Hoboe und das Horn beizufügen; die Flöte dagegen ist überhaupt in Italien, besonders in der Instrumentalmusik, nie sehr geschätzt worden. Die Hoboe aber mit ihrem schneidenden, streng abstechenden Tone schien jenen Componisten zur Hervorbringung des beabsichtigten Endzwecks am geeignetsten zu sein. Mit der Erfindung der Hoboe waren die Geigen unterstützt, aber es wäre ein Mißverhältniß entstanden, wenn man nicht auch den untern Stimmen eine ähnliche Stütze hätte geben wollen. Dies geschah durch Zulassung des Horns. Hoboe und Horn, überdies stets nur begleitend und nie obligat spielend, waren und blieben aber auch die einzigen Blasinstrumente, deren man sich fast bis zu Ende des vorigen Jahrh. in Italien bediente; ja noch in diesem Augenblicke sind die Italiener mit ihren Blasinstrumenten bei weitem nicht so verschwenderisch als die Deutschen, und noch mehr die Franzosen. Nachdem aber die melodische Musik der Italiener, die durch den streng vierstimmigen Satz ohne weitere Unterstützung in sich selbst hinlänglich abgeschlossen und qualitativ begründet zu sein schien, von den deutschen Componisten, besonders von Mozart, auch quantitativ zur harmonischen vielfach ausgebildet worden war, fand man den Kreis jener wenigen Instrumente zu eng begrenzt, und es wurden nun, je nachdem man eine besondere Wirkung beabsichtigte, bei den neuern Compositionen auch alle bekannte Blasinstrumente angewandt. Sowie sich indeß die ersten deutschen Componisten der Fülle der Instrumente des innern qualitativen Effects wegen bedienten, so begannen die neuern franz. Componisten und ihre Nachahmer unter den Deutschen hingegen alle Instrumente nur der äußern, quantitativen Ohrenbetäubung wegen und bei jeder Veranlassung in Bewegung zu setzen. Daher die wenigen Noten in den italienischen, die vielen in den deutschen, der stete Überfluß an denselben in den neuern franz. Partituren. — Der ästhetische Charakter der Instrumentalmusik ist bisher von den meisten Kritikern verkannt worden. Da nämlich die Musik ihrem Wesen nach rein romantisch ist, d. h. da sie mit Ausschluß alles Dessen, was dem Verstande anheim fällt, nur die Sehnsucht nach einem unbekannten, außer uns liegenden Etwas darzustellen und auszudrücken sucht, so folgt daraus, daß sie im eigentlichen Verstande keiner Worte bedarf, um in unserer Seele die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Die Musik erreicht daher als selbständige Kunst nur durch Ausbildung der Instrumentalmusik ihren höchsten Gipfel. Hier eröffnet sich ihr auch das Gebiet der Naturschilderung, in welchem Beethoven so einheimisch ist. Nichtsdestoweniger kann die bloße Instrumentalmusik, insofern sie dennoch immer nur eine Nachahmung der Vocalmusik ist, dieser durchaus nicht vorzuziehen, sondern billigerweise nur mit derselben gleichzustellen sein. Übrigens ist hier noch zu bemerken, daß man unter Instrumentalmusik auch die Instrumentaltonstücke versteht, und diese allen musikalischen Stücken entgegensetzt, in welchen sich Gesang befindet. Im Allgemeinen gehören zur Instrumentalmusik Symphonien und Ouverturen, Solos, Duetts, Terzetts, Quartetts, Quintetts u. s. w., Sonaten und Phantasien, Concerte für einzelne Instrumente, Tänze, Märsche und andre Stücke.
Pq.

Insurrection, Aufstand. Über den Begriff des Aufstandes als einer Erhebung des Volkes gegen eine für unrechtmäßig angesehene Herrschaft s. Aufruhr. Die Frage, inwiefern das Volk zu einer solchen Erhebung berechtigt sein könne, hat eine sehr verschiedene Beantwortung gefunden. Dem Volke das Recht beizulegen, beliebig und ohne allen Grund, als weil es ihm so gefällt, gegen die Obrigkeit aufzustehen (das sogenannte heilige Recht der Insurrection, unter dessen Vorwand die meisten Verbrechen und Gräuel der franz. Revolution verübt wurden), ist eine vollkommene Ungereimtheit; aber auf der andern Seite ist es eben nicht besser, alle Gegenwehr gegen die rohesten Mißbräuche der Gewalt für unrechtmäßig zu erklären. Über das Eine ist man von jeher einverstanden gewesen, daß der Aufstand

gegen einen Usurpator oder eine Partei, welche den rechtmäßigen Herrscher in Abhängigkeit hält, nicht nur erlaubt, sondern verdienstlich ist. Den Punkt aber, wo die Usurpation in legitime Herrschaft übergeht, hat man nicht mit Bestimmtheit angeben können. Da es nun lächerlich sein würde, z. B. die Regierung des Hauses Hanover in England erst mit dem Tode des Cardinals von York für legitim zu erklären, so müssen die Gründe, wodurch die Usurpation aufhört illegitim zu sein, in andern Umständen gesucht werden. Schwieriger ist aber die Frage, in welchen Fällen das Volk auch gegen einen Herrscher, dessen Recht zum Throne nicht bezweifelt wird, wegen Mißbrauchs seiner Macht zur Gegenwehr, zur Absetzung u. s. w. schreiten könne. In den frühern Zeiten war die Idee des Rechts dabei ganz unwirksam; erst in den Religionskriegen des 16. Jahrh. wurde die Sache von der rechtlichen Seite beleuchtet. Die Stadt Magdeburg, welche sich gegen den Vorwurf einer strafbaren Widersetzlichkeit vertheidigte, als sie das Interim nicht annehmen wollte (woraus später die „Vindiciae contra tyrannos" von dem sächsischen Minister Hubert Languet entstanden) und die Rechtfertigungen des Mönchs Clement, Mörders Heinrichs III., welche der sonst wackere Jesuit Mariana („De institutione regis") unternahm, gaben den ersten Anstoß. Man machte aus diesen so entgegengesetzten Theorien eine eigne Secte der Monarchenbekämpfer (Monarchomachorum), zu welchen man sowol Manchen zählte, welchen man heutzutage einen Ultraroyalisten nennen würde, als Die, welche uns für Revolutionnairs und Jakobiner gelten. Sehr loyale Männer haben Grenzen des bürgerlichen Gehorsams angenommen, wie Hume, Schlözer, Fénélon, Bossuet, Blackstone u. A. Sehr eifrige Kämpfer für Recht und bürgerliche Freiheit haben dem Volke alles Recht des Widerstandes abgesprochen, wie Grotius und Kant. Es ist leicht zu sagen, daß ein Volk zur Nothwehr gegen ungerechte Gewalt berechtigt sei; allein im voraus die Fälle zu bestimmen, in welchen der Zustand der Nothwehr wirklich eintritt, möchte ebenso unmöglich als unnöthig sein. So lange es bloß Güter gilt, über welche die Menschen verfügen und welchen sie entsagen können, ist unstreitig jeder Aufstand gegen eine in ihrer Entstehung rechtmäßige Herrschaft unerlaubt; aber wenn Das angegriffen wird, was einem Jeden heilig sein muß, die Religion und die moralische Entwickelung des Volks, wenn die Gerechtigkeit mit Füßen getreten wird, und man nicht gehorchen kann, ohne sich selbst verächtlich zu werden: dann ist kein Mittel, sich von moralischer Vernichtung zu retten, als der Gebrauch physischer Kraft. Möchte man doch aus diesem Gesichtspunkte das Unternehmen der Griechen betrachten, denen die Osmanen noch nie Regenten, sondern stets nur rohe Eroberer und barbarische Unterdrücker gewesen sind, und denen man die Pflicht des bürgerlichen Gehorsams nicht auflegen kann, man möge auf den Ursprung der Gewalt oder auf den bisherigen, Jahrhunderte lang fortgesetzten und vermöge der Grundlagen der türkischen Verfassung sogar unveränderlichen Mißbrauch derselben sehen. (S. Aufstand und Aufruhr.) — Insurrection, im ungarischen Staatsrechte, bedeutet den Aufstand des gesammten Reichsadels in Masse, den der König bei dringenden Gefahren zur Vertheidigung der Grenzen durch ein allgemeines Aufgebot (Heerbann) aufzurufen befugt, und demzufolge alsdann jeder Adelige verbunden ist, in Person bewaffnet im Felde zu erscheinen. 1809 hat das ungarische Insurrectionsheer gegen den Feind, der die Grenzen des Vaterlandes betrat, gefochten.

Intaglien, tiefgeschnittene Steine, s. Steinschneidekunst.

Intellectualismus, Intellectualphilosophie, heißt diejenige Ansicht in der Philosophie, nach welcher die Vernunft die Quelle der wahren Erkenntniß ist; wie z. B. die Eleaten behaupteten, welche die Sinnenerkenntniß verwarfen. Der Intellectualismus ist daher dem Sensualismus entgegengesetzt.

Integralrechnung, s. Infinitesimalrechnung.

Intellectuell, von intellectus, Verstand, bedeutet häufig bloß so viel als verständig, einsichtsvoll, geistig auch dem Erkennen angehörend, auf dem Erkennen beruhend, und wird unterschieden von dem Moralischen und Ästhetischen, z. B. in dem Ausdrucke intellectuelle Bildung. Wird dieser Ausdruck von Erkenntnissen gebraucht, so versteht man darunter solche, die aus dem Verstande entsprungen sind, im Gegensatze der sensuellen oder sensitiven, die aus den Sinnen und der Empfindung entspringen; die Gegenstände dieser Erkenntniß nennt man aber intelligibel, d. i. nur dem Verstande oder der Vernunft erkennbar. So ist z. B. der Satz, daß alle Veränderungen eine Ursache haben, eine intellectuelle Erkenntniß. Die Philosophie Fichte's redet von einer intellectuellen Anschauung, welche nichts Andres ist als die unmittelbare, reine Selbstanschauung. „Ich schaue mich selbst an", heißt es, „in der unmittelbaren, in sich zurückgehenden Thätigkeit, wodurch ich ein Ich bin; diese reine Vorstellung meiner selbst ist nicht sinnlich; keine Wahrnehmung oder Betrachtung meiner sinnlichen Eigenschaften, meiner persönlichen Beschaffenheit oder Individualität; die Vorstellung meines empirischen Selbst setzt schon die intellectuelle Selbstanschauung voraus: denn Ich bin eher, als ich fragen kann, wer ich sei. Die Anschauung des Actes, wodurch das Ich entsteht, das unmittelbare Bewußtsein der aus sich selbst hervorgehenden und in sich selbst zurückgehenden Thätigkeit macht die intellectuelle Anschauung aus". Betrachtet man Dies genauer, so findet sich, daß bei Fichte das reine Selbstbewußtsein als intellectuelle Anschauung in ihrer höchsten Abgezogenheit von sinnlicher innerer Anschauung erscheint. Bei Schelling sollte die intellectuelle Anschauung als Grundbewußtsein der Einheit überhaupt geltend gemacht werden; daher bei ihm die bloß intellectuelle Anschauung der absoluten Identität. Sie erscheint hier aber noch als bloße Voraussetzung. Wie die intellectuelle Anschauung in die neuere Philosophie gekommen, findet man in dem Werke: „Reinhold, Fichte und Schelling", von Jakob Fries, S. 224 fg.

Intelligenz, Vernunftwesen, d. h. ein Wesen, welches sich durch Vernunft bestimmt. Der Mensch ist Intelligenz in dem Bewußtsein, daß er, unabhängig von den sinnlichen Eindrücken der Lust und Unlust, seine Vernunft zum Handeln gebrauchen, seinen Willen frei durch eigne Gesetze bestimmen kann, und hierdurch ist er in eine andre Ordnung der Dinge gesetzt, als die der Sinnenwelt ist. Die höchste Intelligenz ist die Gottheit, weil Gott das vollkommenste Wesen ist und die Dinge erkennt wie sie sind, nicht bloß wie sie erscheinen. Nach Fichte besteht das Wesen der Intelligenz in der Ichheit der Selbstheit; sie sieht sich selbst zu, schaut sich selbst an; Sein und Wissen ist in ihr unzertrennlich; was sie nicht anschaut, das ist für sie nicht, sie selbst ist nur, indem sie sich selbst sieht, also auf sich selbst handelt. Was für die Intelligenz sein soll, das muß sie in gewissem Verstande selbst sein, das muß sie in sich selbst anschauen, denn ihr Wesen besteht darin, daß sie sich selbst zusieht. Sie kann nichts sein und in ihr kann nichts sein, was sie nicht setzt, was sie nicht anschaut, dem sie nicht zusieht. Das vorstellende Wesen ist Alles, was es ist, und was für dasselbe ist, nothwendig für sich selbst, und nur insofern ist es Intelligenz, deren Charakter durch Ichheit bezeichnet wird. Es ist sich selbst Object, erscheint sich selbst, handelt auf sich selbst; alle Dinge, die für dasselbe sind, müssen in ihm sein, zu ihren eignen Selbsterscheinungen gehören, Gegenstände ihrer Selbstbeschauung ausmachen. Wenn man das Sich selbst zusehen das Ideale und das Sein das Reale nennt, so kann man sagen: Das Ideale und Reale ist unzertrennlich vereinigt. In dieser unzertrennlichen, unmittelbaren Vereinigung des Zusehens und Seins, des Idealen und Realen, besteht eben das Wesen der Intelligenz, die Natur des Ich, der Charakter des Geistes. — Man darf nicht vergessen, daß diese Ansicht lediglich von dem idealistischen Standpunkte

aus kann erhalten werden. Oft bedeutet Intelligenz auch Einsicht, Verständigkeit, Vernünftigkeit. dd.

Intelligenzblätter, täglich oder wöchentlich gedruckte Bogen, in welche Nachrichten eingerückt werden, die schleunig zur öffentlichen Einsicht, Kenntniß (Intelligenz) kommen sollen. Die Anstalt, an welche dergl. Nachrichten schriftlich eingeliefert werden und welche sie darauf durch den Druck bekannt machen läßt, wird ein Intelligenzcomptoir (Nachweisungsanstalt) genannt. Bei den Römern vertraten die Acta populi romani, in welchen die Geborenen, Gestorbenen, Hochzeiten, Ehescheidungen, Todesstrafen, Adoptionen, Manumissionen, wie auch die Ankunft der Fremden, aufgezeichnet wurden, und welche Jedermann lesen und nachschlagen durfte, die Stelle solcher öffentlichen Nachrichten, welche auch späterhin an öffentliche Gebäude und dazu errichteten Säulen angeschlagen wurden. Den ersten Vorschlag, ein Intelligenzcomptoir zu errichten, in welchem alle Nachrichten zu Papiere gebracht würden, damit die Nachfragenden beschieden werden könnten, soll der Vater des Montagne, der 1569 starb, gethan haben; John Innys war hingegen der Erste, der 1637 eine solche Anstalt wirklich zu London errichtete. Er nannte es The office of intelligence, und erhielt vom Könige Karl I. auf 40 J. ein Privilegium darüber. In Deutschland hat der Baron Wilh. v. Schröder, der 1663 ermordet wurde, zuerst dem Kaiser Leopold einen Entwurf zu einem Intelligenzcomptoir überreicht, welchen Herr von Boden 1703 wiederholte, worauf dann 1727 zu Berlin, 1729 zu Halle, 1744 zu Augsburg, 1745 zu Braunschweig, 1748 zu Nürnberg, 1750 zu Hanover und 1763 zu Leipzig Intelligenzcomptoire errichtet wurden.

Intelligibel, s. Intellectuell.

Intension, die innere Stärke oder Kraft, Gehalt, wie auch die Verstärkung der innern Kraft, Anspannung, im Gegensatze der Extension oder Ausdehnung. So spricht man von einer Intension der Gefühle, wenn man die Innigkeit derselben anzeigen will; in welchem Sinne man sich auch des Beiworts intensiv bedient. Intensives Leben ist ein solches, dessen Dauer man nicht nach der Zeit, sondern nach der Thätigkeit berechnet. Intensiv vergrößern heißt dem innern Werthe nach erhöhen. Ein Verbum intensivum (in der Sprachlehre) ist ein verstärkendes Zeitwort: z. B. betteln ist das Verbum intensivum von bitten. Intensivität ist ebenso viel als intensive Stärke, d. h. die innere, nicht von der Qualität der Theile abhängende Wirksamkeit eines körperlichen Stoffes.

Interdict, in der römischen Rechtspflege eine vorläufige Verordnung des Prätors, durch welche mit Vorbehalt des eigentlichen Rechts (in petitorio) Jemand im Besitz einer Sache geschützt, darein gesetzt, oder wieder eingesetzt wurde; sodann späterhin der große Bann, mit dem der Papst ganze Städte, Provinzen und Länder zur Strafe der Widersetzlichkeit belegte, welche sich die Einwohner oder Regenten gegen ihn und die Geistlichkeit hatten zu Schulden kommen lassen. Er war im Mittelalter der furchtbarste Schlag, der das Volk und die Fürsten treffen konnte. Aller Gottesdienst hörte auf, die Kirchen wurden verschlossen, keine Glocken durften mehr geläutet, keine Sacramente verwaltet, keine Leiche mit kirchlicher Feierlichkeit beerdigt werden; was sonst heilig und segensvoll hieß, Kreuze, Gnadenbilder, Altäre, waren nun entweiht und kraftlos. Dieser Bann wurde zuerst von Gregor V. 998 gegen Frankreich, dessen König Robert sich von seiner im 4. Grade mit ihm verwandten Gemahlin Bertha nicht trennen wollte, ausgesprochen, und dieser Monarch mußte, um eine völlige Empörung der Nation zu verhüten, endlich nachgeben und sich von seiner Gemahlin trennen. Noch bedeutendere Folgen hatte das 1208 von Innocenz III. über England verhängte Interdict, welches durch des Königs Johann Weigerung, den Petersgroschen eintreiben und dem Papste das Patronat über die engl. Bisthümer zu lassen, verursacht wurde. Nachdem das In-

terdict sechs Jahre lang gedauert hatte, mußte Johann nicht nur das Verweigerte gestatten, sondern auch, unter den schimpflichsten Demüthigungen und Büßungen, die ihm abgesprochene Krone als päpstl. Lehn wieder annehmen und die empörten Großen des Reichs 1215 durch die Unterzeichnung der berühmten Magna Charta zufriedenstellen. Je öfter indeß die Päpste sich dieses Mittels, die Fürsten zu demüthigen und die Völker zu zwingen, bedienten, desto mehr verlor es von seiner Kraft, und wenn sie auch fortfuhren, in wichtigen Fällen das Interdict zu verhängen und den Bann zu versuchen, so kennt doch die neuere Zeit keinen spätern Bann als jenen des Papstes Pius VII. wider Napoleon, 1809.

Interesse (interesse, dabei sein, daran gelegen sein), der Antheil, den wir an einer Sache nehmen; in Hinsicht des Gegenstandes selbst, der Reiz oder die Wichtigkeit, die sie für uns hat. Daher sagt man in letzterer oder objectiver Rücksicht: Ich habe ein Interesse bei der Sache, oder bin bei der Sache interessirt, d. h. ich bin bei derselben beantheiligt, in dieselbe verwickelt, ferner: Ein Gegenstand interessirt mich (hat für mich Interesse), wenn er etwas Anziehendes, eine Wichtigkeit für mich hat, und man nennt ihn insofern **interessant**, d. i. wichtig, anziehend, reizend, z. B. eine Person, wenn sie unterhaltend ist; in ersterer oder subjectiver Hinsicht aber: Ich interessire mich für einen Gegenstand, d. h. nehme Antheil an ihm (daher **Interessent**, Theilhaber, Theilnehmer), lasse mir ihn angelegen sein, z. B.: Ich interessire mich für eine Person, d. i. ich nehme auf sie vorzügliche Rücksicht, verwende mich für sie u. s. w. Letzteres setzt voraus, daß ein Gegenstand ein Interesse für mich habe, oder mir interessant sei. Das Interesse der Menschen, d. i. der Gegenstand, für welchen sie sich interessiren, sowie der Grund, warum, und die Art, auf welche sie sich für ihn interessiren, ist verschieden nach der Art und den Graden ihrer Bildung. Dem sinnlichen Menschen ist nur das Sinnliche, oder der Nutzen und Gewinn interessant, und man nennt daher diesen Antheil, um so stärker er ist, Interesse im engern und niedern Sinne. In diesem Sinne sagt Kant, das Schöne gefalle ohne Interesse; und so wird auch der Eigennutz, die angelegentliche Sorge für seinen äußern Vortheil, auch dieser Vortheil oder Gewinn selbst Interesse genannt, besonders wenn er sich auf Geld oder Geldeswerth bezieht; daher auch die Interessen in der Mehrzahl die Zinsen von Capitalien und Grundstücken heißen. Nicht minder hat jeder Stand, jede Lebensart, jedes Geschlecht ein eigenthümliches Interesse. Von diesem besondern Interesse unterscheidet man daher Das, was allen Menschen interessant sein sollte, was mithin an sich interessant ist und was man unter Gebildeten schlechthin interessant nennt. **Interessant** in dieser Bedeutung ist nichts Gemeines und Gewöhnliches, sondern nur Das, was auf eine ausgezeichnete Weise die höhern Thätigkeiten des Geistes beschäftigt oder ein eigenthümlicher Ausdruck derselben ist, wenn es auch nicht immer unmittelbar ein reines Lustgefühl erwecken sollte, auf welchem freilich größtentheils und vorzüglich das Interesse beruht; was mithin entweder durch seine bedeutsame Form oder seinen wichtigen Inhalt die Aufmerksamkeit des Gebildeten, der jene Kräfte übt und zu einem ungemeinen Grade ausbildet, ansichzieht, insbesondere aber Das, was sich auf Menschheit, ihre Bestimmung und eigenthümliche Darstellung oder mit ihr in einem seltsamen Widerspruche steht. Das Interessante ist nicht immer das Schöne, obgleich das Schöne in gewissem Sinne interessiren muß. Interessant ist z. B. in der Kunst auch das Erzeugniß einer großen, eigenthümlichen Kraft, welcher die Vollendung des Schönen noch mangelt, und man nennt eine Person, ihr Betragen, ihre Physiognomie interessant (d. i. durch einzelne hervorstechende oder eigenthümliche Züge die Aufmerksamkeit, vorzüglich mit Wohlgefallen, an sich ziehend), wenn sie auch nicht schön (d. i. in vollkommen ausgebildeter Form einen bedeutenden Charakter verschließend) genannt werden darf. T.

Interim (augsburgisches). Nach Überwältigung des schmalkaldischen

Bundes erließ der übermüthige Kaiser Karl V., um, außer den politischen Verhältnissen, auch das Religionswesen in Deutschland auf den alten Fuß zu setzen, eine Verordnung, wie es einstweilen (daher sie das Interim genannt wurde) bis zur Entscheidung eines allgemeinen Concils mit Kirchenverfassung, Lehre und Gebräuchen in Deutschland gehalten werden sollte, und gab ihr auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 die Kraft eines Reichsgesetzes. Nur der Kelch im Abendmahle und die Priesterehe waren den Protestanten darin nachgelassen; in allem Übrigen sollten sie die schon seit mehr als 20 J. außer Gebrauch gekommenen Formen und Ceremonien des Katholicismus wieder beobachten. Die Protestanten wußten indeß durch Unterhandlungen und halbe Befolgung Zeit zu gewinnen, bis ihnen der passauer Vertrag 1552 und der Friede zu Augsburg 1555 vollkommene Religionsfreiheit sicherten. (S. Religionsfrieden.) E.

Interjectionen, in der Grammatik, diejenigen Partikeln, welche eine Gemüthsbewegung bedeuten und in einem Ausruf bestehen. Der Mensch, zumal der rohe, der von einem irgend heftigen Gefühl ergriffen wird, äußert dies durch mehr oder weniger artikulirte Töne, z. B. das Erstaunen durch ein Ah! oder Oh! den Schmerz durch Weh! oder Au! die Furcht durch Hu! u. s. w. So verschiedene Arten der Gemüthsbewegung es gibt, die sich in Ausrufungen äußern können, so verschiedene Arten von Interjectionen gibt es auch. Mit Unrecht haben sie die Grammatiker zu den Redetheilen gerechnet.

Intermezzo, Zwischenspiel, ist keine Erfindung der Neuern; denn schon die Alten kannten gewisse kurze, abgerissene, locker an einander geknüpfte Darstellungen, durch welche sie den Übergang von einem Stücke zu dem andern machten. Sowie sie Prologe und Epiloge hatten, die dazu bestimmt waren, vor und nach dem Stücke die Zuschauer in eine befriedigende Beziehung mit demselben zu setzen, so dienten auch solche Zwischenspiele dazu, das vorhergehende Stück gleichsam mit dem folgenden zu verbinden, und längere Zwischenräume der Zeit auszufüllen. Gegenwärtig gibt man den Namen Intermezzo hauptsächlich kleinen komischen Opern, welche nur für eine, höchstens zwei Personen geschrieben sind, aber weder mit dem vorhergehenden, noch mit dem nachfolgenden Stücke in irgend einer Verbindung stehen. Da die Kritik an diese Art Erzeugnisse, eben weil sie durch die geringe Anzahl Personen sehr beschränkt sind, keine strenge Anfoderungen zu machen scheint, so fühlt man sich von denselben hinlänglich befriedigt, wenn sie sich nur durch Laune und komische Kraft auszeichnen, ohne es gerade mit dem innern Zusammenhange der beschränktern Handlung sehr genau zu nehmen. Die neuern Intermezzos sollen anfangs, wenn man Arteaga's Behauptung trauen darf, Madrigale gewesen sein, welche von mehren Stimmen zwischen den Aufzügen abgesungen wurden und auf das Stück Beziehung hatten. Als eins der ältesten und schönsten nennt man „Il combattimento d'Apolline col serpente" von Bardi. Bald aber entfernten sich diese Madrigale von ihrer ersten Bestimmung und stellten eigne Handlungen für sich vor. In der Darstellung solcher Intermezzos hat sich in der letzten Zeit Bianchi, und unter den Deutschen Elmenreich ausgezeichnet. Pq.

Internuntius, ein Gesandter oder Unterbotschafter, welchen der Papst an auswärtigen kleinern Höfen oder bei Republiken hält. Ein Gesandter des Papstes bei Kaisern und Königen heißt Nuntius. (S. Nuntien.) Auch heißt der ordentliche östreich. Botschafter zu Konstantinopel Internuntius.

Interpolation, Einschaltung, bedeutet in der Mathematik das Bilden eines Gliedes in einer Reihe von Größen aus den Gliedern einer andern Reihe, oder auch von Zwischengliedern zu den gegebenen Gliedern einer Reihe. Es gibt gewisse analytische Formeln, nach denen die Einschaltung bewirkt wird. In der philologischen Kritik nennt man Interpolation die Einschaltung von Zusätzen in

eine Schrift, Verfälschung des Schriftstellers durch eingeschobene (**interpolirte**) Stellen.

Interpretation, s. **Exegese**, **Hermeneutik**.

Interpunktion, die gesetzmäßige Anwendung gewisser Schriftzeichen, durch welche man die Verbindung und Trennung Dessen, was in einer Rede, dem Sinne nach, zusammen gehört oder getrennt werden muß, theils auch die Hebung und Senkung oder das Ruhen der Stimme andeutet (von interpungere, Zwischenpunkte machen). In ersterer Hinsicht dient die Interpunktion der logischen Deutlichkeit, in der andern der Vollkommenheit des mündlichen Vortrags. Das, was wir jetzt Interpunktion nennen, und das ganze darüber aufgestellte System, ist ein Eigenthum der neuern abendländischen Sprachen. Die Morgenländer kennen nur Ton-, aber keine eigentlichen Interpunktionszeichen; die Römer kannten zwar den Namen (Cic. de oratore, III, 44 und 46; Senecae ep. 40), verbanden aber damit einen ganz andern Begriff. Ihre Interpunktion war, sowie die der Griechen, größtentheils eine bloß oratorische, d. h. sie bezog sich nur auf den Vortrag und die Declamation der Worte, und wurde oft gar nicht, oder höchstens durch einen Punkt am Ende des Satzes, oder durch neue Linienanfänge und Absätze (versus, στιχοι) angedeutet. Die neuere, größentheils grammatische Interpunktion dagegen war spätern Ursprungs und angeblich eine Erfindung des alexandrinischen Grammatikers Aristophanes, welche von den folgenden Grammatikern mehr ausgebildet wurde, sich aber zu Karls des Großen Zeiten schon wieder so verloren hatte, daß er für nöthig fand, sie durch Warnefried und Alcuin herstellen zu lassen. Sie bestand anfangs nur in einem, auf dreifache Art angebrachten Punkt (στιγμη, daher in der Diplomatik Stigmeologie, die Interpunktionslehre) und bisweilen noch in einem Striche, die beide auf sehr verschiedene Art geformt wurden. Da man aber bei dem Gebrauche dieser Zeichen keine bestimmten Regeln befolgte und sich ihrer zur nothdürftigen Abtheilung der Sätze sehr willkürlich bediente, so behielt die Interpunktion noch immer viel Schwankendes, bis zu Ende des 15. Jahrh. die gelehrten venetianer Buchdrucker Manucci (Manutius) die Interpunktionszeichen vermehrten und sich ihrer nach festern Regeln zu bedienen anfingen. Ihr Beispiel wirkte bald so allgemein, daß man sie allerdings als Schöpfer der jetzigen Interpunktionsmethode betrachten kann, und es ist (wenngleich Heynatz und andre neuere Grammatiker auf Vermehrung der Interpunktionen antrugen) seit jener Zeit, außer einzelnen genauern Bestimmungen, nichts hinzugethan worden. Die allgemein-üblichen Interpunktionszeichen sind folgende: 1) Das Komma (,) (Strich, Beistrich), steht vor allen beziehenden Fürwörtern; vor und nach eingeschobenen Worten oder kurzen Zwischensätzen; vor und nach Erklärungsbegriffen (Appositionen); vor allen Bindewörtern (Conjunctionen), durch welche einfache Sätze mit einander verbunden werden; zwischen mehren einzelnen, nicht durch Bindewörter mit einander verbundenen Haupt- und Beschaffenheitswörtern (Substantiven und Adjectiven), und überhaupt zum Unterschiede der einzelnen Theile einfacher Sätze. 2) Das Semikolon (;) (Punktstrich, Strichpunkt) bestimmt mehr als das Komma, aber weniger als das Kolon. Es steht in den Sätzen und Perioden, welche aus mehren Gliedern bestehen, besonders wenn diese Glieder von einiger Länge sind; besonders, um den Nachsatz von dem Vordersatz in solchen Sätzen zu trennen, welche eine Ursache, Erklärung, Einschränkung und Folgerung enthalten, gewöhnlich vor den Worten: aber, denn, allein, wiewol, indessen, dennoch, nur, hingegen u. s. w. 3) Das Kolon (:) (Doppelpunkt) steht vor einem Nachsatze, wenn der Vordersatz zusammengehängt, besonders wenn er durch ein Semikolon oder mehre abgetheilt gewesen; wenn man seine eignen oder eines Andern Worte unmittelbar anführt und die Ankündigung vorher anzeigt; wenn man Beispiele anführt, oder eine oder mehre Sachen gleichsam aufzählt; und wenn sich der Sinn

oder die Kraft einer ganzen Stelle in einem einzigen Worte, oder in einigen Worten concentrirt. 4) Das Punctum (.) (Schlußpunkt) steht am Ende jedes vollständigen Satzes, der weder eine Frage noch einen Ruf enthält; als Abkürzungszeichen bei unausgeschriebenen Worten, nach bloßen Anfangsbuchstaben von Worten und Namen, sowie bei Zahlen, jedoch richtig nur bei Ordnungszahlen, oder bei solchen Grundzahlen, die für Ordnungszahlen gelten, wohin besonders auch die Jahrzahlen gehören. Mehre neben einander gesetzte Punkte bezeichnen einen abgebrochenen, unvollendeten Satz, oder im umgekehrten Falle die Mangelhaftigkeit einer Rede von vorn herein, oder überhaupt andre Lücken, z. B. nach Anfangsbuchstaben von Namen, die man aus guten Gründen nicht ausschreiben will. 5) Das Fragezeichen (?) (Fragpunkt) dient, den Ton der lebendigen Stimme in der Schrift zu ersetzen, und wird nach jeder unmittelbaren Frage gesetzt. Wird aber eine Frage nur mittelbar oder erzählungsweise angeführt, so ist das Fragezeichen nicht nöthig. 6) Das Ausrufungszeichen (!) (Rufzeichen) wird an das Ende solcher Sätze gesetzt, welche einen Befehl, Ausruf, Wunsch, Verwunderung, Betheurung, oder lebhafte Gemüthsbewegung aussprechen; deßgleichen nach allen Empfindungswörtern, wenn sie allein stehen, und nach allen Worten, wenn sie mit Affect ausgesprochen werden. Erstreckt sich der Ausruf auf den ganzen Satz, so erhält dieser das Ausrufungszeichen, und das Empfindungswort nur ein Komma, oder wird gar nicht unterschieden. Seine Verdoppelung als Zeichen der verstärkten Empfindung, oder des Tadels (!!, wol gar !!!), sowie die des Fragezeichens (??), ist mit Vorsicht zu gebrauchen. 7) Das Theilungs-, Trenn- oder Bindezeichen (- oder auch -) steht am Ende der Zeilen, um die durch den Raum verursachte Trennung der zu einem Worte gehörenden Sylben anzudeuten, ferner zwischen zwei Begriffen, die zwar zu einem Ganzen verbunden sind, die man aber, da jeder seinen eignen Ursprung und seine besondere Abstammung hat, isolirt denken und verstehen kann; oder wenn man bei einem zusammengesetzten langen Worte die Etymologie (Ableitung) desselben anzeigen und seine leichte Übersicht, sowie das richtige Lesen desselben befördern will; oder wenn ein oder mehre vorhergehende Worte sich auf ein gemeinschaftliches Schlußwort beziehen, z. B. Polizei- und Proceßordnung. 8) Die Parenthese () oder [], auch durch zwei Striche bezeichnet), (der Einschluß, das Einschließungszeichen) wird gebraucht, wenn ein eingeschobener Nebensatz von der übrigen Rede unterschieden werden soll, deßgleichen bei erklärenden Beisätzen und Beiwörtern, und wenn man einen ganz fremdartigen Begriff, nach einer eignen und von dem andern Satze verschiedenen Stellung und Construction, in die Mitte setzt. Das Zeichen [] braucht man auch dann, wenn man mitten in der angeführten Rede eines Andern etwas anzumerken hat, damit der Leser dies nicht für eine, in die Rede selbst gehörige Parenthese halte. 9) Der Gedankenstrich (—) (Querstrich, Pause) findet da seine Anwendung, wo man die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen Gedanken, auf eine sonderbare Wendung, oder auf einen Gegensatz richten, oder auch eine längere Pause im Reden, einen verschwiegenen Gedanken oder eine Lücke andeuten will. Auch steht er zwischen Sätzen, welche zwar eine gewisse innere Verwandtschaft unter einander haben, aber ohne genauere äußere Verbindung zusammengestellt sind. Deßgleichen wird er gebraucht bei plötzlicher Abweichung von der angefangenen Construction (Anakoluthon). 10) Das Anführungs- oder Citationszeichen („“) steht zur Bezeichnung unmittelbar angeführter fremder Worte und Reden, angeführter Bücherstellen, Beispiele u. s. w. sowol bei ganzen Sätzen als bei einzelnen Worten. Es wird beim Schreiben auch als Trennungszeichen gebraucht. 11) Der Apostroph (') (Abkürzungszeichen) bezeichnet die Weglassung eines Vocals, besonders des e und i, seltener einiger andern Buchstaben (z. B. bei'm statt bei dem). Man darf ihn, außer in Gedichten, nur sehr vorsichtig brauchen. Es gab eine Periode, in welcher, durch blinde Nachahmung des humoristischen „Wandsbecker Boten“, der Apostroph

so sehr an der Tagesordnung war, daß man seinen häufigen Gebrauch für ein echtes Kennzeichen des Witzes hielt. Außer diesen Zeichen kann man weiter keine zu den Interpunktionen rechnen: denn die Anmerkungszeichen (* †), der Paragraph (§), Eintheilungszeichen (entweder durch Buchstaben oder durch Zahlen), Tonzeichen und Fortweisungszeichen (fg. ff.) sind nur Hülfsmittel zum bessern Verständniß des allgemeinen Sinnes einer Schrift oder einzelner Stellen, beziehen sich aber nicht auf den oben aufgestellten herrschenden Begriff der Interpunktion. A—s.

Interregnum (Zwischenreich), s. Deutschland.

Intervall, in der Musik, das Verhältniß zweier Töne in Rücksicht ihrer Höhe und Tiefe, d. i. der verschiedenen Geschwindigkeit, mit welcher die Schwingungen der tönenden Körper geschehen, = Tonverhältniß; auch die Töne selbst, insofern sie in diesem Verhältnisse stehen. Im engern Sinne heißt Intervall das Verhältniß zweier durch Höhe oder Tiefe verschiedenen Töne, entgegengesetzt dem Einklange (unisonus) als dem Verhältniß zweier Töne von gleicher Höhe. Das Gehör empfindet nämlich die Resultate dieser Verhältnisse, wie das Auge die mehre oder mindere Einfachheit oder Symmetrie zweier Verhältnisse im Raume, ohne die Verhältnisse selbst erst zu messen, oder die Nähe und Entfernung der Gegenstände zu berechnen. Ein Tonverhältniß ist consonirend, wenn die Schwingungszahlen in sehr einfachen Verhältnissen stehen: alle diese Verhältnisse lassen sich durch die Zahlen 1—6 oder deren Verdoppelungen ausdrücken. Die dissonirenden Tonverhältnisse sind weniger einfach; die brauchbaren beruhen auf Multiplicationen oder Divisionen der Zahlen unter sich. Die consonirenden Verhältnisse sind dem Ohre für sich angenehm; die dissonirenden aber nur, wenn sie sich auf etwas Einfacheres beziehen und zu etwas Einfacherm übergehen. Alle Intervalle werden beim Generalbaß durch Ziffern bezeichnet und danach auch benannt: Prime (Grundton), Secunde, Terz, Quarte, Quinte, Sexte, Septime, Octave (dieses sind die einfachen Intervalle), dann None, Decime ꝛc., wobei zu bemerken ist, daß man von dem tiefern Tone beim Zählen ausgeht. Y.

Intervention, Dazwischenkunft, ein in der Rechtswissenschaft bekanntes Wort, das man von der Handlung eines Dritten braucht, der sich freiwillig in den Rechtsstreit zweier Personen einmischt, entweder um seine eigenen Rechte wahrzunehmen, oder um dem einen der streitenden Theile beizustehen. Dieses Wort hat seit den Congressen von Troppau, Laibach und Verona (s. Congresse) eine staatsrechtliche und historische Bedeutung erhalten, nach welcher die bewaffnete Dazwischenkunft des einen Staats in die innern Angelegenheiten eines andern (Intervention armée) in der neuesten Zeit an die Stelle der friedlichen Vermittelung (s. Mediateur) getreten ist. (Vergl. Italien, Frankreich seit 1819, Neapel und Spanien.) Die Schriften von Fiévée („De l'Espagne et des conséquences de l'intervention armée", 3. Ausg., Paris 1823), von Bignon („Du congrès de Troppau", Paris 1821, und „Les cabinets et les peuples depuis 1815 jusqu'à la fin de 1822", 3. Ausg., Paris 1823), von De Pradt u. A., sowie die wichtigen Verhandlungen über den Interventionskrieg Frankreichs mit Spanien, welche 1823 in den beiden französischen Kammern und in dem britischen Parlamente (vgl. die Auff. im „Lit. Conv.-Bl.", 1823, Nr. 120, 121, 228 und 229) stattgefunden haben, erschöpfen den Gegenstand. Die ersten Staatsmänner Frankreichs und Englands beleuchteten damals die Lehre von der schon gegen Polen angewandten bewaffneten Dazwischenkunft, sowol im Allgemeinen publicistisch, als auch in Hinsicht der besondern Fälle, aus dem Standpunkte der Politik. Unter den Actenstücken, die das Interventionsrecht nach der neuesten Staatspraxis betreffen, sind vorzüglich wichtig: Das Rundschreiben des großbrit. Staatsministers Lord Castlereagh vom 19. Jan. 1821, und die Circulardepesche aus Verona den 14. Dec. 1822. Jenes Rundschreiben war jedoch nur der Ausdruck ministerieller Vorsicht und der Achtung, die der Minister dadurch

den Grundsätzen der britischen Verfassung bezeugte. In Hinsicht der Anwendung dieser Lehre auf die spanisch-amerikanischen Colonien von Seiten der europäischen Continentalmächte hat sich 1824 sowol der Congreß der Vereinigten Staaten als das britische Ministerium so kategorisch dagegen erklärt, daß kein Congreß in dieser Angelegenheit gehalten wurde.

Intoleranz, Unduldsamkeit, s. Freiheit (kirchliche) und Indifferentismus.

Intonation, in der Musik, das Angeben der Töne durch Stimme oder Instrumente, und die Fähigkeit dazu. Von der Reinheit der Intonation hängt der größte Theil des Vergnügens ab, welches wir bei der Musik empfinden; ja die reine Intonation, d. i. die, durch welche der rechte Ton genau getroffen wird, ist die erste und unerlaßlichste Bedingung des Gesanges, und das Ohr kann diesem, rühre er auch übrigens von der schönsten und geübtesten Kehle her, keinen Geschmack abgewinnen, wenn die Intonation unrein ist, d. h. wenn sie entweder etwas über oder unter dem rechten Tone schwebt. Die Ursache des unreinen Intonirens (Distoniren), welches man im Ital. stonare, im Franz. détoner nennt, und dessen doppelte Art man im Deutschen auch durch die Worte herunterziehen (gewöhnlich unterziehen) und hinaufziehen (gewöhnlich aufziehen) ausdrückt, ist immer noch nicht hinlänglich erklärt, wenn man sie in einem fehlerhaft oder nicht genugsam gebildeten Gehöre sucht. Wir haben Sänger gekannt, die bei einer wahrhaft künstlerisch ausgebildeten Stimme, überhaupt bei allen Vorzügen einer mit Fleiß und Anstrengung erworbenen Kunstgeschicklichkeit, nicht selten in den Fehler der falschen Intonation verfielen, diesen selbst erkannten und ihn doch nicht verbessern konnten. Es scheint daher, als liege die Ursache dieses Fehlers oft mehr in einer augenblicklichen körperlichen Schwäche als in der Ungebildetheit des Gehörs, oder in einer falschen Vorstellung der Tonverhältnisse, weßhalb naturgemäße Stimmübungen nothwendig sind. Das Studium der reinen Intonation ist das nothwendigste Erfoderniß bei der Erlernung des Gesanges. Sie kann nur auf die Weise zweckmäßig erlernt und mit Erfolg ausgeübt werden, wenn der Lehrling nicht, wie es meistens zu geschehen pflegt, mit Stücken von schneller Bewegung, oder gar mit Bravourarien, sondern mit dem langen Aushalten der einzelnen Töne erst nach ihrer natürlichen, fortschreitenden Ordnung, dann in schweren Intervallen (Singen der Scala, oder Solfeggiren) beginnt. Denn wird die menschliche Stimme, ehe sie durch angestrengte Übung zur Festigkeit des qualitativen Tons gelangt, gezwungen, eine Quantität von Tönen hervorzubringen, so muß sie natürlich in sich selbst zerbrechen und zu jeder Leistung von kräftiger, gediegener Intonation unfähig gemacht werden. Da wir keine eigentlichen Singschulen, im Sinne der Italiener, in Deutschland haben, so wird daraus begreiflich, warum der Gesang im Allgemeinen, besonders aber die Fertigkeit in geschwinden Passagen, sowie die reine Intonation der einzelnen Noten, bei weitem weniger in Deutschland als in Italien zur Kunst ausgebildet worden ist. In Italien, wo das Solfeggiren ein anhaltendes, jahrelanges Studium, ja den vornehmsten Theil der Singekunst ausmacht, ist es allein möglich, diejenige Fertigkeit und Biegsamkeit der Stimme zu erhalten, die ein charakteristisches Kennzeichen fast aller italienischen Stimmen ist. Nächst der Reinheit des Tons kommt es bei der Intonation auch auf die Fertigkeit an, die Töne schnell und mit Leichtigkeit hinter einander anzugeben. — Was die Intonation der Instrumente betrifft, so ist diese allerdings auch großen Schwierigkeiten unterworfen, besonders bei den Blaseinstrumenten, auf denen ein reiner und schöner Ton weit seltener ist als auf den Saiteninstrumenten. Denn bei diesen hängt es bloß von dem Aufsetzen der Finger und von dem Instrumente selbst ab, ob wir einen reinen Ton hervorbringen oder nicht. Die Intonation der Blaseinstrumente hingegen hängt nicht allein von der Fähigkeit des Mundes, welche durch Trocken-

heit der Lippen oder eine andre vorherrschende Beschaffenheit des Körpers bedingt werden kann, ab, sondern die augenblickliche Beschaffenheit des Instruments, welches der jedesmaligen Einwirkung der Luft unterworfen ist, stellt dem Künstler eine andre und noch weit wichtigere Schwierigkeit entgegen. Die Erfahrung bestätigt dieses; denn gegen zehn erträgliche Geiger sieht man kaum zwei Künstler, welche auf Blaseinstrumenten genügen. Daher muß das Studium des Künstlers auf dem Blaseinstrumente unablässig dahin gerichtet sein, durch eine im Ansatze der Lippen auf das sorgfältigste beachtete Intonation sich Schönheit und Leichtigkeit des Tons zu erwerben. — Beim Gottesdienste heißt intoniren einen Gesang anstimmen. Es wird von dem Geistlichen gesagt, welcher vor dem Altare einige Worte singend anstimmt, worauf der Chor dann antwortet. (S. Antiphonie.) Pq.

Intrade (ital. intrata), ein aus vollstimmiger Instrumentalmusik bestehender kurzer Satz, der einem größern Tonstücke oder überhaupt einer theatralischen Handlung zur Einleitung dient, und mehrentheils einen ernsthaften oder feierlichen Charakter behauptet. Ursprünglich scheint die Intrade von den Trompetern herzurühren, die durch ihre Instrumente die Aufmerksamkeit der Menge auf die folgende, geistliche oder theatralische Handlung rege machen mußten. Nach und nach wurde dieses anfangs bloß mechanische Hülfsmittel künstlerisch behandelt, wo man dann zu den Trompeten auch noch die übrigen üblichen Instrumente hinzufügte. So entstanden endlich die charakterisirenden Einleitungsmusiken, die wir jetzt Ouverturen (s. d.) und Symphonien nennen. Endlich bezeichnet man mit dem Worte Intrade das lärmende und an keine bestimmte Melodie gebundene Untereinanderblasen eines Trompetercorps, welches sich am Ende in ein sanftes Aushalten der Dominante, ihrer Terzen und Quinten verwandelt. — Intraden nennt man auch Staatseinkünfte und landesherrliche Gefälle.

Intrigue, die künstliche Verknüpfung oder Verwickelung von Handlungen und Personen zu einem bestimmten Zweck. Intriguenstück ist daher ein Drama, in welchem das Belustigende mehr auf den verwickelten Verhältnissen und Lagen der Person, als auf ihrer Persönlichkeit an und für sich beruht. Man pflegt daher das Intriguenstück dem Charakterstück entgegenzusetzen.

Introduction, in der Musik, eine Einleitungsmusik, besonders das Gesangstück, welches in der ital. Oper nach der Ouverture folgt. Es ist gewöhnlich ein Ensemblestück. Zuweilen hat man auch statt der Ouverture nur eine Introduction in Opern angewendet, wie z. B. Rossini that.

Invaliden, diejenigen Soldaten und Officiere, welche durch Krankheit oder Wunden zu fernerm Dienste untauglich geworden sind. Mehrentheils werden sie in einem öffentlichen Gebäude (Invalidenhaus) vom Staate lebenslänglich erhalten. Schon die Athenienser hatten ein besonderes Gesetz, welches gebot, die im Kriege Verstümmelten auf öffentliche Kosten zu ernähren. Auch die Römer gaben den Invaliden einigen, obgleich geringen Unterhalt. Späterhin wurden sie lange Zeit in den Klöstern versorgt. Der Plan zu dem ersten Invalidenhause wurde in Frankreich von König Philipp August entworfen. Allein da Papst Innocentius III. nicht erlauben wollte, daß diese Anstalt unter der Gerichtsbarkeit des Bischofs stehe, so gab der König seinen Plan auf. Erst Ludwig XIV. führte diesen Gedanken aus und ließ 1669 zu Paris am Ende der Vorstadt St.=Germain ein prächtiges Invalidenhaus aufführen, in welchem 3000 Gemeine und 500 Officiere verpflegt werden. Es hat seine eigne Kirche, ein Krankenhaus, seinen eignen Gouverneur, Major und andre Officiere; man hält eine Wache in demselben, auch werden alle andre Formalitäten, die in einer Festung üblich sind, darin beobachtet. Derjenige Soldat, der wegen Armuth und Schwäche darin aufgenommen werden will, muß zehn Jahre gedient haben. Nur die auf der Wache stehenden Invaliden dürfen Gewehr tragen. In der ersten Zeit der Revolution hatte diese

Anstalt sehr gelitten, ist aber während des Kaiserthums zweckmäßiger als je eingerichtet worden. — Das Invalidenhaus zu Berlin, mit der schönen Inschrift: Laeso et invicto militi, hat Friedrich d. Gr. 1748 erbauen lassen. Alle Anstalten dieser Art übertrifft das Invalidenhaus für britische Seeleute zu Chelsea bei London.

Inventarium, jedes genaue Verzeichniß vorgefundener Sachen, insbesondere ein jedes (genaues) Verzeichniß aller einzelnen Sachen, welche das bewegliche Vermögen eines Menschen ausmachen, er mag dasselbe nun selbst in seiner Verwahrung oder Verwaltung behalten, oder einem Andern anvertraut haben, um Rechnung darüber zu führen. Dergleichen Verzeichnisse werden z. B. bei Kaufleuten jährlich unter dem Namen Inventur über die vorhandenen Waaren, bei Antretung einer Vormundschaft über das Vermögen des Mündels, bei Sterbefällen über die Verlassenschaft der Verstorbenen, bei Übernahme eines erkauften oder ererbten Gutes, bei Pachten ꝛc. verfertigt (es wird inventirt). Bei Antretung einer Erbschaft ist der Erbe, welcher zu rechter Zeit ein Inventarium aufnimmt, nicht verbunden, Erbschaftsschulden über den Betrag der Erbschaft zu bezahlen (beneficium inventarii). Bei Landgütern aber macht das eigentlich sogenannte Wirthschaftsinventarium, oder das Verzeichniß des beweglichen Capitals, einen wesentlichen Bestand derselben aus, weil ohne die Summe von beweglichen Mitteln der Landhaushalt, oder die Bearbeitung und Benutzung des Grundcapitals eines Landgutes, nicht stattfinden kann. In dieser Rücksicht wird das Wirthschaftsinventarium eingetheilt 1) in das lebendige oder Viehinventarium, auch Moventien (res sese moventes) genannt, wozu alles Zug-, Last-, oder Arbeits-, Nutz- und Zuchtvieh gehört, und 2) in das todte oder leblose Inventarium, auch Fahrniß oder Mobilien (res mobiles) genannt, zu welchem man die Summe aller leblosen Dinge und Sachen, z. B. Geräthe, Werkzeuge, Maschinen, Schränke ꝛc., rechnet.

Inversa methodus tangentium (umgekehrte Methode der Berühr-Enden) nennt man das Verfahren in der analytischen Geometrie, aus gegebenen Eigenschaften der Berühr-Enden an einer Curve, oder ihrer Normalen, die Gleichung für die Curve selbst zu finden. Die directe Methode der Tangenten leitet das Gesetz der Construction aus der gegebenen Gleichung der Curve her.

Inversion, in der Stylistik und Rhetorik, diejenige Versetzung eines Wortes aus seiner ihm als Redetheil gebührenden gewöhnlichen Stelle an einen Ort, wodurch der Begriff desselben herausgehoben und die Aufmerksamkeit auf denselben gerichtet wird. Z. B. zum Genießen nicht hat uns Gott geschaffen, st. Gott hat uns nicht ꝛc. Soll die Inversion zweckmäßig sein, so muß das Gewicht, welches sie dem Begriffe durch eine Abweichung von der gewöhnlichen Stellung der Worte gibt, in der Sache selbst einen Grund haben; nur Vorstellungen, welche in einer Rede die bedeutendsten sind, auf die es am meisten ankommt, können durch Inversion ausgezeichnet werden. Diese Auszeichnung bestimmt den Eindruck des bezeichneten Gegenstandes auf das Gefühl und die Einbildungskraft. In der Poesie wird eine Inversion oft auch durch Wohlklang und Rhythmus gerechtfertigt. Auf keinen Fall dürfen die Inversionen sehr gehäuft werden, weil sie dann ihren Zweck, — nämlich gewisse Gegenstände auszuzeichnen, verlieren würden. Manche Sprachen lassen selten Inversionen zu, z. B. die französische, deren conventionelle Regelmäßigkeit in der Wortstellung sie wenig empfänglich für dieselbe macht. Hierdurch verliert diese Sprache an Mannigfaltigkeit.

Investitur (Beleihung), im Lehnrecht die Handlung, wodurch der Vasall, nachdem er dem Lehnherrn Treue gelobt hat, von diesem in den Besitz des Lehnguts gesetzt wird. Dies geschieht heutzutage durch bloß mündliche Erklärungen, ehedem durch symbolische Handlungen, Übergabe eines Baumzweiges u. dgl., bei Ländern und reichsfürstl. Regierungsrechten durch Fahnen (Fahnlehen).

Da in den neuen europäischen Reichen die Ernennung der höhern Kirchenbeamten an die weltlichen Regenten übergegangen war, pflegten die letztern jenen die Beleihung durch einen Ring (Zeichen der Vermählung des Bischofs mit seiner Kirche) und Stab (Symbol des geistlichen Hirtenamtes) zu ertheilen, und die geistlichen Herren betrugen sich, besonders wegen ihrer weltlichen Lehngüter und Grafschaftsämter, ganz als weltliche Vasallen. Darüber fing Gregor VII. (in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh.) den Investiturstreit an, behauptete, daß die Ernennung eines Kirchenbeamten durch die weltliche Regierung Simonie sei, und foderte dagegen von allen Bischöfen Deutschlands einen wahren Lehnseid für den päpstl. Stuhl. Er erlangte auch, daß die Wahl der Bischöfe in die Hände der Domcapitel kam, und daß der Kaiser erst dann, wenn der Papst die Wahl durch die kanonische Einsetzung bestätigt hatte, die Beleihung mit den weltlichen Regierungsrechten vermittelst der Übergabe eines Scepters vornehmen durfte. Dies wurde durch das wormser Concordat von 1122 zwischen dem Kaiser Heinrich V. und Papst Calixt II. so verglichen. 37.

Invocavit, der erste Sonntag in den Fasten, weil die erste Kirche an demselben ihren Gottesdienst mit den Worten des 91. Psalms, V. 15, angefangen: „Invocavit me et exaudiam eum". Er heißt auch Quadragesima oder der vierzigste Tag, weil von diesem bis zum Charfreitage 40 Tage verfließen, die man zu den Fasten bestimmt hat.

Involute, s. **Evolution**.

Jo, Tochter des Inachos (nach A. des Argus Panoptes) und der Peitho, nach A. des Jaso und der Leukane. Jupiter verliebte sich in sie. Sie wollte anfangs seine Wünsche nicht erhören; als sie aber von ihm in einen dicken Nebel gehüllt wurde, gewährte sie ihm ihre Umarmung. Trotz dieser Verhüllung merkte Juno die Untreue ihres Gemahls und wollte Beide auf der That überraschen. Aber Jupiter verwandelte die Geliebte, um sie dem Zorne der Juno zu entziehen, sogleich in eine schöne weiße Kuh; Juno erkannte jedoch die Jo und bat sich die Kuh von ihrem Gemahle zum Geschenk aus. Jener, nichts Arges ahnend, gewährte ihr diese Bitte. Juno nahm die Kuh mit sich und gab ihr den hundertäugigen Argus zum Hüter. Jetzt reuete den Jupiter seine Willfährigkeit, aber die That war nicht ungeschehen zu machen. Um jedoch die Jo zu befreien, gab er dem Mercur den Auftrag, den Argus zu tödten. Dieser richtete zwar den Auftrag glücklich aus, indem er vorher den Wächter durch sein Flötenspiel einschläferte; in dem Augenblicke aber, wo sich Jo wieder in Freiheit glaubte, ward sie durch die eifersüchtige Juno wahnsinnig gemacht und rastlos durch die ganze Welt getrieben. Sie sprang ins ionische Meer, kam nach Illyrien, setzte über den Hämus, durchstreifte Thracien, schwamm durch den thracischen Bosporus nach Asien, streifte durch Scythien über den Kaukasus und kam endlich nach Ägypten. Im kaukasischen Gebirge kam sie zum Prometheus, der sie tröstete und ihr den Weg zeigte, den sie nehmen sollte. Dieser Weg wird im „Prometheus" des Äschylus weitläufig beschrieben. In Ägypten endigten sich ihre Leiden; hier erhielt sie ihre vorige Gestalt wieder und gebar den mit Jupiter erzeugten Epaphus. Diesen mußten jedoch, auf Anstiften der Juno, die Kureten verbergen, welche dafür vom Jupiter mit dem Blitze erschlagen wurden. Nach langem Suchen fand endlich Jo ihren Sohn in Syrien wieder und kam mit demselben nach Ägypten zurück, wo sie der König Telegonus zu seiner Gemahlin nahm. Sie ward zur Göttin, und die Ägypter verehrten sie (nach Einigen) unter dem Namen Isis.

Jod, Jode, Jodine, von τὸ ἴον, das Veilchen, und ἰώδης, veilchenartig, ward 1813 zufällig von Courtois, einem Sodafabrikanten, entdeckt. Diese Substanz findet sich in vielen Seegewächsen, den Meerschwämmen, dem Wurmmoose, dem Seetang, ja selbst in den Conferven der süßen Wasser. Aus erstern

geht es in die Varec Soda oder den Kelp über, aus dem es gemeinhin abgeschieden wird. Es sieht dann blaugrau und blättrig aus, riecht stechend, schmeckt herbe und gibt erhitzt violblaue Dämpfe, daher sein Name. In Weingeist aufgelöst, wird es als Mittel gegen den Kropf, gegen Skropheln und Drüsengeschwülste von Coindet in Genf und v. A. empfohlen, auch läßt sich nach demselben das daraus mit Wasserstoff und Kali bereitete Salz, hydroiodsaures Kali, innerlich und äußerlich zu demselben Zwecke mit Erfolg verwenden. Merkwürdig ist es, daß Jodine mit ein wenig Stärke oder Kleister eine sehr schöne blaue Farbe gibt.

Jokaste (Epikaste), Tochter des Menöceus, Schwester des Kreon und Gemahlin des thebanischen Königs Lajus, dem sie den Ödipus gebar. Nachdem dieser seinen Vater Lajus, ohne ihn zu kennen, erschlagen und das Räthsel der Sphynx gelöset hatte, bekam er zur Belohnung Jokasten, seine eigne Mutter, ohne ebenfalls sie zu kennen, zur Gemahlin. Die Täuschung wurde entdeckt, und Jokaste erhing sich selbst aus Verzweiflung. (S. **Ödipus**.)

Jolaus, s. **Protesilaus**.

Jole, s. **Hercules**.

Jon, Sohn des Xuthus und der Kreusa, einer Tochter des Königs Erechtheus von Athen. Das gleichnamige Trauerspiel des Euripides, sowie das deutsche von A. W. Schlegel, gründet sich auf folgende Mythe. Jon war eigentlich der Sohn des Apollo, der ihn heimlich mit Kreusa erzeugt hatte. Diese legte das Kind in ein Kästchen und setzte dasselbe in die nämliche Höhle, in welcher sie vom Apollo umarmt worden war. Auf Bitten desselben brachte Mercur das Kind zur delphischen Pythia, wo es erzogen wurde. Indessen hatte Kreusa sich mit Xuthus vermählt. Da aber die Ehe kinderlos blieb, ersann Apollo den Plan, den jungen Jon dem Xuthus als seinen eignen Sohn zu übergeben. Die Gelegenheit zur Ausführung dieses Vorhabens fand sich, als Xuthus wegen seiner Kinderlosigkeit das Orakel um Rath fragen ließ. Dies gab ihm zur Antwort: er habe bereits einen Sohn, und Derjenige sei es, der ihm zuerst begegnen würde. Xuthus, der einst bei einem Bacchusfeste zu Delphi ein Mädchen umarmt hatte, glaubte, der soeben gefundene Sohn sei eine Frucht jener Umarmung und nahm denselben mit väterlicher Liebe auf. Da er, aus dem Tempel gehend, denselben gefunden hatte, so gab er ihm auch den Namen daher. Desto unzufriedener war seine Gemahlin mit dem neuen Erben, den sie für die Frucht irgend einer begünstigten Nebenbuhlerin hielt. Ihr Haß ging so weit, daß sie sogar bei einem Gastmahle, welches der freudige Xuthus hatte anstellen lassen, den Jon vergiften wollte. Jon aber trank zum Glück den Giftbecher nicht, sondern opferte ihn den Göttern. Eine Taube, die von dem ausgegossenen Tranke kostete und gleich darauf starb, entdeckte Kreusa's schreckliches Vorhaben. Sie wird zur Steinigung verurtheilt, flieht zum Altare, und als Jon eben im Begriffe ist, sie von demselben wegzureißen, bringt jene Priesterin das Kästchen herbei, in welches ehemals Kreusa ihren neugeborenen Knaben gelegt hatte. Diese erkennt es und zugleich ihren Sohn, und nennt als seinen Vater Apollo. Die Priesterin, welche diese Aussage bekräftigt, beredet Beide, den Xuthus in dem Glauben zu lassen, als sei Jon sein wahrer Sohn. Jon zeichnete sich bald durch männliche Thaten aus. Nach der Sage führte er gegen 1406 v. Chr. eine Colonie nach dem Peloponnes. Hier erhielt er das Königreich Ägialea, dessen Beherrscher Selinus ihm seine Tochter zur Gemahlin gab und ihn selbst an Kindes Statt annahm. Seiner Gemahlin zu Ehren baute er die Stadt Helice, und nannte das Land nach seinem eignen Namen Jonien, sowie die Einwohner desselben Jonier. — Unterdessen wählten ihn die Athener in ihrem Kriege gegen die Eleusinier zu ihrem Anführer. Er besiegte die Thracier, und die Athener legten dankbar den Scepter in seine Hände und hießen nun ebenfalls Jonier. Er theilte

Attika in 4 Stämme (tribus), die er entweder nach seinen Söhnen oder nach der Beschäftigung dieser Stämme benannte, und legte die berühmte ionische Colonie in Kleinasien an. Nach einigen Zeugnissen war er sogar der Anführer der letztern, kehrte aber nach Athen zurück und starb daselbst.

Jonien, der alte Name Achajas (daher das ionische Meer, die ionischen Inseln); gewöhnlich versteht man unter Jonien den Landstrich Kleinasiens, wo die Jonier, von Attika aus, wohin sie, von den Achäern aus dem Peloponnes verdrängt, sich gewendet hatten, sich ungefähr 1050 J. v. Chr. ansiedelten. Dieses schöne und fruchtbare Küstenland erstreckte sich zwischen den Flüssen Hermos und Mäander, den Inseln Samos und Chios gegenüber, längs des ägeischen Meeres, und grenzte an Karien, Äolien und Lydien. Durch Handlung, Schifffahrt und Ackerbau gelangte es frühzeitig zu einem bedeutenden Wohlstand, den eine große Anzahl blühender Städte bezeugten, unter denen die berühmtesten Ephesus (der Hauptort), Smyrna, Klazomenä, Erythra, Kolophon und Miletus sind. Diese freien Städte bildeten den ionischen Bund: Krösus machte sie jedoch von sich abhängig, sowie späterhin Cyrus, und sie blieben, obwol ungern, der persischen Macht unterworfen, bis sie endlich, nachdem sie vorher schon unter Darius Hystaspis einen Versuch gemacht hatten, sich zu befreien, mit Hülfe der Lacedämonier und Athener, welche die Perser besiegt hatten, ihre Unabhängigkeit wieder erlangten. Doch wurden sie nicht lange darauf von neuem der persischen Oberherrschaft unterworfen, bis Alexander d. Gr. sie befreite. Jonien wurde später römische Provinz und endlich durch die Saracenen ganz verwüstet, sodaß wenige Spuren der alten Herrlichkeit mehr übrig sind. Die Jonier galten für weichlich und üppig; aber dabei waren sie sehr liebenswürdig. Selbst ihre Mundart zeichnet sich durch Weiche und Sanftheit aus, die zum Theil durch die Häufung der Vocale bewirkt wird. Künste und Wissenschaften blühten in diesem gesegneten Lande, vorzüglich die, welche zur Verschönerung des Lebens dienen; die asiatischen Griechen wurden darin die Lehrer und Vorbilder der europäischen. Homeros, der Dichter, Apelles und Parrhasios, die Maler, waren Jonier; die ionische Säule bewies ihren Sinn für das Schöne der Baukunst. (S. **Säulenordnung**.) Auch die älteste philosophische Schule der Griechen, die mit Naturforschung begann, stammt aus Jonien, und zu ihr gehören Thales, Anaximander, Anaximenes und Heraklitos. Die berühmten Philosophen Pythagoras, Xenophanes, Anaxagoras und der große Arzt Hippokrates waren Jonier.

Jonikus, s. **Rhythmus**.

Jonische Inseln, seit 1815 ein neuer Freistaat. An der Westküste von Griechenland, in dem ionischen Meere, erstrecken sich bis zur Spitze von Morea 7 größere und mehre kleine Inseln. Die größern sind Korfu (das alte Korcyra), Paxo (vormals Erikusa) mit Antipaxo und mehren geringern Eilanden, Santa Maura (vormals Leukadia), Jthaka, Zante (einst Zacynthus), Cefalonia (die ihren alten Namen gerettet hat) und Cerigo (Cythera) mit Cerigetto (Ägylia) und den Strophaden. Diese Inseln waren früh bewohnt und bildeten zu den Zeiten, wo Hellas in seiner Blüthe stand, kleine Staaten, die erst Alexander d. G., hernach den Römern unterthänig wurden und zuletzt einen Theil des byzantinischen Kaiserthums bildeten. Da sie von den Kaisern zu Konstantinopel vernachlässigt wurden, so nahmen die Könige von Neapel Gelegenheit, sich im 13. Jahrh. in den Besitz von Korfu, der vornehmsten dieser Inseln, zu setzen; aber im 14. Jahrh. bemächtigten sich die Venetianer, damals Herren des Mittelmeers, dieser 7 Inseln: Korfu, die Vormauer des adriatischen Meers, ergab sich 1386 denselben freiwillig; die übrigen Inseln folgten nach. Die Republik ließ die weltliche und kirchliche Verfassung unverändert und setzte bloß Proveditoren dahin, als Häupter der übrigen Obrigkeiten und der Regierung. Die neapolitanischen Ansprüche

wurden mit Gelde abgefunden und die Inseln trotz der wiederholten Versuche der Osmanen, sich in ihren Besitz zu setzen, bis zur Auflösung der Republik 1797 behauptet. In diesem J. wurden die Franzosen Herren von Venedig, auch die sämmtlichen ionischen Inseln fielen, mit der Stadt Butrinto auf dem griech. Festlande, in ihre Gewalt; aber 1799 eroberten sie die Russen und Osmanen, und Kaiser Paul verwandelte sie durch eine Urkunde vom 21. März 1800, unter dem Namen der Republik der Sieben vereinigten Inseln, in einen selbständigen Staat, der von den Ersten des Landes regiert werden und unter dem Schutze der Pforte stehen sollte. Sie war im Innern von Parteien zerrissen, und die Ruhe wurde bloß durch russische Truppen erhalten. 1803 gab sie sich eine neue Verfassung, welche Rußland bestätigte. Doch erhielt sie sich nur bis 1807, wo die Franzosen, welche von neuem ihren Besitz und Rückgabe erzwungen hatten, den Inselstaat dem großen Kaiserreiche einverleibten, aber bloß Korfu konnten sie behaupten. Durch den zwischen Großbritannien und Rußland am 5. Nov. 1815 geschlossenen Staatsvertrag, dem auch Östreich in der Folge beitrat, wurde dieser Inseln Schicksal dahin entschieden, daß sie jetzt unter der Benennung: Vereinigter Staat der ionischen Inseln, einen freien unabhängigen Staat ausmachen, aber unter den unmittelbaren und ausschließlichen Schutz der britischen Krone gestellt sind. Dem zu Folge halten britische Truppen diese Inseln besetzt und ein britischer Lordobercommissair publicirte den Ioniern eine Verfassung; übrigens ist die Handelsflagge der vereinigten Staaten als die Flagge eines freien unabhängigen Staats anerkannt. Doch mußte Großbritannien in dem Vertrag mit der Pforte, April 1819, der letztern auf dem festen Lande die Stadt Parga, welche so lange ihre Freiheit gegen den wilden Ali Pascha von Janina behauptet hatte, wieder einräumen. Aus Verzweiflung wanderten die meisten Einw. nach den ionischen Inseln aus. — Die ionische oder die Sieben-Inseln-Republik (zusammen 47 □M.) hat 250,000 (in 6 Städten, 20 Mfl. und 356 Dörfern) großentheils mittellose Einw., meistens Griechen, die sich größtentheils zur griechisch-katholischen, der Rest aber zur römisch-kath. Kirche bekennen. Ein äußerst milder Himmel schwebt über diesen Inseln, die zwar meistens gebirgig sind und daher wenig Getreide bauen, auch eine nur geringe Viehzucht unterhalten, dagegen auf den terrassirten Bergen sehr viele Baumwolle, Korinthen, Rosinen, edle Früchte, Olivenöl, Salz und Fische zur Ausfuhr bringen. Doch vermag sich trotz des fleißigen Anbaues, trotz der ausgebreiteten Fischerei und einer nicht unbedeutenden Schifffahrt die beträchtliche Volksmenge nicht zu erhalten, und ein großer Theil der Einwohner dient theils auf fremden Schiffen, theils verdingt er seinen Schweiß den benachbarten Arnauten auf dem Festlande, wo sie ihr Korn zu gewinnen suchen. — Die Einkünfte der gesammten Inseln werden auf 900,000 Gldn. angeschlagen. Großbritannien unterhält 6400 M. Truppen auf diesen Inseln, worunter 4 Regimenter Eingeborene. Die allgemeinen Angelegenheiten werden durch einen Senat verwaltet, welcher zu Korfu seinen Sitz hat und aus Deputirten besteht, an deren Spitze ein Präsident gestellt ist. Ihr Schutzherr verlieh 1819 der Republik den St.-Michael- oder St.-Georgsorden. Jede Insel hat ihre eigne Verfassung und Verwaltung. Die Universität der ionischen Inseln ward 1823 unter der Leitung des Lord Guilford gegründet. Unter den Professoren zeichnen sich aus: Bambas aus Chios, der Literator Asopiov, und Piccolo, der über die neuere Philosophie Vorlesungen hält. (Vgl. über diese Inseln die Werke von Gell, Dodwell, Mustoxidi und Kendrik. Ferner: „Historical and topographical essay upon the islands of Corfou, Leucadia, Cephal. etc.", mit Bemerk. über die ionischen Griechen, von W. Goodisson, Lond. 1822; „Alterthümer von Ionien, herausgeg. v. d. Gesellsch. der Dilettanti zu London", 9 Lief., Darmst. 1827, bei Leske.)

Ionische Schule, s. Philosophie (Geschichte der).

Jota. (Das griech. J.) Die Einfachheit dieses Buchstabens veranlaßte die sprüchwörtliche Redensart: „Es fehlt kein Jota", d. h. Nichts.

Iphigenia, Tochter Agamemnon's und der Klytämnestra (nach A. eine uneheliche T. des Theseus und der Helena, aber von Klytämnestra an Kindesstatt angenommen), sollte, auf des Sehers Kalchas Rath, der Diana geopfert werden, als der Zorn derselben über die von Agamemnon auf der Jagd erlegte, ihr geweihte Hirschkuh durch eine Windstille die griech. Flotte in Aulis zurückhielt. Sie wurde deßhalb von ihrer Mutter, unter dem Vorwande, daß sie mit Achilles vermählt werden solle, abgeholt und zum Altare geführt. Aber in dem Augenblicke, wo der Opferpriester ihr den Todesstreich versetzte, war Iphigenia verschwunden und eine schöne Hirschkuh lag statt ihrer auf dem Boden, deren Blut über den Altar strömte; Diana hatte sich ihrer erbarmt und sie in einer Wolke nach Tauris entführt, wo sie sie zu ihrer Priesterin machte. Der grausamen Sitte des Landes gemäß, mußte sie hier jeden anlandenden Griechen opfern. Als Iphigenia's Bruder, Orestes, in Verzweiflung über den begangenen Muttermord herumirrend, hier ankam und Diana's Bildsäule entführen wollte, sollte er ebenfalls der Göttin geopfert werden. Beide erkannten sich jedoch im Tempel, und nachdem sie sich wegen ihrer Rettung berathschlagt hatten, entführte Orestes glücklich Iphigenien und die Bildsäule der Diana. Mehre Völker behaupteten, daß sie den Dienst der taurischen Diana von der Iphigenia erhalten hätten. Sie selbst soll zuletzt nach der Insel Leuka gekommen sein und sich daselbst, nachdem ihr hier unsterbliche Jugend und der Name Orilochia ertheilt worden war, mit dem Schatten des Achilles vermählt haben. Nach dem Pausanias soll man ihr Begräbniß zu Megara gezeigt haben. Zwei berühmte Opern Gluck's und Göthe's Meisterwerk, „Iphigenie auf Tauris", haben Iphigenien zur Hauptperson.

Ipsara, s. **Hydra**.

Irak Adschemi, s. **Persien**.

Irak Arabi, das ehemalige Babylonien und Chaldäa.

Iran, s. **Persien**.

Ireland (William Henry). Dieser beliebte engl. Romanenschreiber ist bekannt durch eine beispiellose literar. Täuschung und Neckerei, die er mit dem engl. Publicum trieb. Er ist der Sohn Samuel Ireland's, den man auch in Deutschland durch seinen Commentar zu Hogarth kennt, und war ein kluger, verschlagener Knabe mit Talent der Nachahmung alter Handschriften. Seine Erfolge verleiteten ihn alte Schreibereien anzufertigen, die er für Handschriften von Shakspeare ausgab. Er erfand einen Roman über die Art und Weise, wie er zu diesem Nachlaß gekommen, und der größte Theil des engl. Publicums ging in die Falle. Eine zahlreiche Subscription unterstützte Ireland, und 1796 erschien in einem prächtigen Foliobande dieser sogenannte Nachlaß des unsterblichen Dichters. Es befanden sich 2 Theaterstücke darunter, „Vortigern" und „Heinrich II." Jenes wurde auf die Bühne gebracht. Aber dem geübten Ohre des londner Theaterpublicums entging die Betrügerei nicht. Das Stück mißfiel und durfte nicht wiederholt werden. Zugleich erschien von dem berühmten Herausgeber Shakspeare's, Malone, ein umständlicher Bericht über diesen Gegenstand, in welchem er die Betrügerei erwies. Endlich gab J. selbst eine Schrift heraus, worin er die Geschichte seines Betruges genau erzählte.

Irene, 1) in der Mythologie eine der **Horen** (s. d.), den Frieden bezeichnend, daher, was zum Frieden dient, **irenisch**, und die der Polemik entgegengesetzte Wissenschaft, die Indifferenzpunkte verschiedener Parteien aufzufinden und Frieden zwischen ihnen zu stiften, **Irenik** genannt wird. — 2) Eine Kaiserin von Konstantinopel, gleich berühmt durch Geist und Schönheit wie durch Lasterthaten, ward zu Athen geboren und 769 mit Leo IV. vermählt, nach dessen Tode

(den sie durch Vergiftung bewirkt) sie 780, mit Unterstützung der Großen, sich und ihren Sohn Konstantin VI., der erst 9 J. alt war, auf den kaiserl. Thron setzte. Sie glaubte sich in dieser Würde durch neue Mordthaten befestigen zu müssen, und ließ die beiden Brüder ihres gemordeten Gemahls, welche eine Verschwörung gegen sie angestiftet hatten, hinrichten. Damals bedrohte Karl d. Gr. das morgenländische Kaiserthum; Irene wußte ihn durch Versprechungen hinzuhalten. Ja, sie widersetzte sich ihm endlich mit den Waffen in der Hand, ihr Heer ward aber von ihm im J. 788 in Calabrien aufs Haupt geschlagen. Zwei Jahre vorher hatte sie die zweite große Kirchenversammlung zu Nicäa zusammenberufen lassen, auf welcher besonders die Ikonoklasten bekämpft wurden. (S. Bilderstürmer.) Als Konstantin herangewachsen war, wollte er sie nicht länger an der Regierung Theil nehmen lassen und regierte auch wirklich 7 J. allein, bis ihn die Mutter verhaften, ihm erst die Augen ausstechen und ihn späterhin ermorden ließ. Irene war die erste Frau, die das morgenländische Kaiserthum beherrschte. Ihr Einzug in Konstantinopel auf einem von Gold und Edelsteinen glänzenden Triumphwagen, ihre Freigebigkeit gegen das Volk, die Freiheit, welche sie allen Gefangenen ertheilen ließ und andre von ihr gebrauchte Kunstgriffe waren jedoch nicht im Stande, sie vor den Folgen ihrer frevelhaften Thronbesteigung zu sichern. Sie hatte mehre Große verweisen lassen und eben, um sich noch sicherer auf dem Throne zu befestigen, den Entschluß gefaßt, Karl d. Gr. zu heirathen, als Nicephorus, zum Kaiser ausgerufen, sie 802 auf die Insel Lesbos verwies, wo sie 803 starb.

Iris, des Thaumas Tochter, mit der Elektra (des Oceanus Tochter) erzeugt, Schwester der Harpyen, die windschnelle, goldgeflügelte Botin und Dienerin der Götter, besonders des Zeus und der Here, welche sie, nach einer Sage, zur Belohnung in der Gestalt eines Regenbogens an den Himmel versetzten. Sie wird als eine schöne Jungfrau mit Flügeln und buntem Gewande, einen Regenbogen über sich, oder einen Nimbus auf dem Kopfe, der alle Farben des Regenbogens spielt, abgebildet. Auf jeden Fall liegt die physische Erscheinung des Regenbogens in dieser Mythe, nach griechischer Sitte, zu Grunde. Darum ist sie Dienerin der Luftgötter. Der Regenbogen, glaubt man, ziehe Dünste aus Meer- und Landgewässern zu den Wolken hinauf und schlürfe mit einem Stierhaupte die Flüsse aus. Er wurde als Zeichen der Witterung angesehen. Alles dies verbindet sich in jener mythischen Personification. — Auch wird der Augenring, oder der farbige Ring um den Augapfel **Iris** genannt; sowie **Irissteine** gewisse Krystalle oder Quarze, welche die Farben des Regenbogens spielen.

Irkutsk, Hauptst. in dem Gouvernem. gl. N., 859 Meil. von St.-Petersburg, am Zusammenflusse des Irkut und der Angara, nicht weit vom See Baikal, nach Tobolsk die wichtigste Stadt in ganz Sibirien, hat 2800 H., 20,000 Einw., ein Seminar, eine Schifffahrtsschule, einige Fabriken und treibt beträchtlichen Handel, vorzüglich mit chinesischen Waaren. Die warmen Bäder im bargusinischen Bezirk des Gouvern. Irkutsk sind gegen rheumatische und skorbutische Zufälle sehr heilsam und werden häufig besucht. Zur Bequemlichkeit der Badegäste ist 1779 ein Dorf angelegt worden.

Irland (Ireland), bei den Einw. Erin, im Mittelalter, mit Schottland gemeinschaftlich, Scottia oder Scotia, bis unter dem Könige von Schottland, Malcolm II., gegen das Ende des 10. Jahrh., dieses letztere Land allein mit dem Namen Scotia bezeichnet zu werden anfing, eine von den zwei großen britischen Inseln, getrennt von Großbritannien durch das irländische Meer mit dem St.-Georgencanal. Sie enthält 1307 □M., 6,600,000 Einw., worunter 5 Mill. Katholiken. Auch aus Lüttich während der franz. Revol. vertriebene Jesuiten haben zu Stonyhurst ein Ordenshaus und viele Schulen angelegt und seit 25 J.

große Fortschritte in Ausbreitung der kathol. Kirche gemacht. Im Norden und Süden finden sich mäßige Berge; die mittlern Gegenden aber sind durchaus flach und haben viel Seen und Sümpfe. Das Klima ist gemäßigt. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner besteht in der Viehzucht, welche bei den schönen Weiden trefflich gedeiht. Flachs und Hanf wird in vorzüglicher Güte gezogen, und die Leinwand ist das einzige Fabrikat von Wichtigkeit, das hier verfertigt wird. Getreide wird zur Ausfuhr gebaut und damit der Schwesterinsel ausgeholfen. Die Fischerei ist sehr bedeutend. Die Waldungen liefern nicht so viel Holz, als gebraucht wird, und die Schätze von Torf- und Steinkohlen sind noch nicht genugsam benutzt, um die Einfuhr von außenher entbehrlich zu machen. Von Mineralien liefert die Insel nur Blei, Eisen und Salz. Irland enthält 4 Erzbisth. und 15 Bisthümer. Es begreift 4 Provinzen und 32 Grafschaften. I. Prov. Leinster: 1) Dublin, mit der Hauptst. der Insel (s. Dublin); 2) Wicklow; 3) Wexford; 4) Kilkenny; 5) Carlow; 6) Kildare; 7) Queens; 8) Kings; 9) Louth; 10) East-Meath; 11) West-Meath; 12) Longford. II. Prov. Ulster: 13) Cavan; 14) Monaghan; 15) Armagh; 16) Down; 17) Antrim; 18) Londonderry; 19) Donegal; 20) Tyrone; 21) Fermanagh. III. Prov. Connaught: 22) Leitrim; 23) Sligo; 24) Mayo; 25) Roscommon; 26) Galway. IV. Prov. Mounster: 27) Clare; 28) Tipperary; 29) Waterford; 30) Limerik; 31) Kerry; 32) Cork. Von alten Zeiten her finden sich in der Insel vielerlei Stämme von Einw.; Spanier, in Kerry und in einem Theile von Limerik und Cork, die sich jetzt ganz mit den übrigen Bewohnern vermischt haben; Hochscotten, welche noch die alte gaelische oder ersische Sprache reden; Abkömmlinge der Angeln in einem Bezirke um Dublin, und Engländer. Der übrige Theil der Einw. besteht aus gemischten Geschlechtern. Im Allgemeinen ist der Irländer sehr genügsam und dabei fröhlich und gesellig. Zur Bildung des Kunstsinnes wurde 1819 in Dublin eine Kunstschule, nach dem Muster der londner Akademie eingerichtet. — Über den ältesten Zustand Irlands s. Hibernien. Im 12. Jahrh. wendete sich ein vertriebener Fürst von Leinster an König Heinrich II., und gab dadurch Veranlassung, daß die Engländer die ganze Insel eroberten, die bisher weder einem Ausländer, noch auch nur einem gemeinschaftlichen Oberhaupte gehorcht hatte. Irland wurde dadurch in seinem Innern beruhigt. Aber in den Kriegen der weißen und rothen Rose erklärten sich die engl. Vorsteher Irlands für das Haus York, und mußten durch Heinrich VII. mit den Waffen bezwungen werden. Dadurch bereiteten sie den Einw. den ersten harten Druck. Kaum hatten sich die Parteien versöhnt, als Religionswuth sie aufs neue entzweite. Die Irländer blieben dem Glauben ihrer Väter treu, während die Engländer entschieden zum Protestantismus übertraten. Argwohn auf dieser und Haß auf jener Seite erzeugten eine Erbitterung, die 1641 gegen 20,000 Protestanten binnen wenigen Monaten das Leben kostete. Die Furcht vor ähnlichen Gefahren veranlaßte, nach gänzlicher Besiegung der Irländer, die harten, seit 1691 gegen alle Katholiken in Irland genommenen Maßregeln, von denen man erst in den neuern Zeiten zurückgekommen ist. Während des amerikanischen Krieges setzten es die Irländer, wiewol nicht ohne Unruhen, durch, daß ihnen 1780 die freie Ausfuhr ihrer Wollarbeiten, und überhaupt der freie Handel mit den britischen Colonien, und 1782 die Unabhängigkeit vom britischen Parlamente, welchem das irländische zuvor gänzlich unterthan war, bewilligt wurden. Dennoch wußte sich der Hof, was die Regierung betrifft, seinen Einfluß zu erhalten. Der Vicekönig behauptete stets seinen Einfluß, und wie das irländische Parlament in eben die Rechte gesetzt wurde, welche das britische (mit welchem es die nämliche äußere Einrichtung hatte) für England und Schottland besitzt, so fand auch bei demselben das nämliche Bestechungssystem, die nämliche Unterwerfung unter den königl. Willen statt. Die Irländer

fühlten diese Bedrückungen wol, aber ihr Mißvergnügen schlummerte, während ihr Wohlstand wuchs. Ihr Feld-, vorzüglich der Kornbau, stieg täglich höher; der Leinwandhandel erweiterte sich. Als aber die franz. Revolution die Ideen von Freiheit und Gleichheit nach allen Seiten hin verbreitete, zeigte sich die größte Empfänglichkeit dafür in Irland. Allenthalben im Königreiche bildeten sich Wighclubs, unter denen der zu Dublin der wichtigste war. Reform des Parlaments und Aufhebung aller Einschränkungen der Katholiken waren die beiden Hauptfoderungen der Irländer. Die Regierung fand es der Klugheit gemäß, keine strengen Maßregeln zu ergreifen, und wirklich gelang es ihr, zur Zeit eine gewaltsame Empörung zu verhindern. Es wurde im irländischen Parlamente eine Bill eingebracht, welche der königl. Gewalt in Irland noch engere Grenzen als in England setzte, der König gab mehre aus Irland gezogene Einkünfte auf, und die eigentlichen Bedrückungen der Katholiken wurden abgeschafft; nur Sitz und Stimme im Parlamente wurde ihnen versagt. Die Gährung dauerte indeß fort. Eine Menge Aufrührer traten zusammen, die sich Defenders (vgl. Orangemen und Whiteboys) und vereinigte Irländer nannten, im Grunde aber nur Räuber unter der Maske der Reformatoren waren. Man streute aufrührerische Schriften aus, versprach franz. Hülfe; in Dublin bildete sich ein militairischer Haufe. Dennoch wurde dem Ausbruche ziemlich vorgebeugt, sodaß zu Anfang 1794 die Irländer fast gänzlich beruhigt waren. Aber es erhoben sich in kurzem wieder Stimmen des Mißvergnügens. Die Regierung machte sich durch Auflegen neuer Taxen, durch angenommene Strenge und durch Begünstigung eines dem Reiche nachtheiligen Auswanderungsplans, um Canada zu bevölkern, der Nation aufs neue verdächtig. Auch jetzt wurden die Unruhen gedämpft. Statt sie aber durch fortgesetzte Mäßigung und Nachgiebigkeit ganz zu stillen, schien es die Regierung vielmehr zu reuen, so viel nachgegeben zu haben. Sie ernannte 1795 den Lord Carhampton zum Befehlshaber aller Truppen in Irland, mit ausgedehnter Vollmacht, nach Gutdünken mit militairischer Gewalt zu verfahren, verschaffte sich eine Menge Anhänger im Parlament, und nahm alle Maßregeln, einer Empörung zu begegnen. Diese brach 1796 aufs neue aus. Man entdeckte im Februar zu Dublin eine Verschwörung, welche den Mord des Vicekönigs und eine förmliche Umwälzung zur Absicht hatte. Die Defenders begingen die größten Ausschweifungen; vornehmlich brach im Nov. im nördlichen Irland ein Aufstand aus, welcher unter dem Namen des Kartoffelaufstandes bekannt worden ist. Er wurde für den Augenblick zwar gestillt; allein das Feuer glimmte unter der Asche fort, und 1798 erneuerte sich der Ausbruch, der höchst gefährlich hätte werden können, wenn die franz. Unterstützung bedeutender gewesen wäre. Erst nach vielem Blutvergießen wurde die Ruhe durch die engl. Truppen und durch die Loyalisten (Englischgesinnten) wiederhergestellt. Das franz. Hülfscorps von 1108 Mann mußte sich ergeben. Das engl. Ministerium glaubte, allen ähnlichen Auftritten für die Zukunft am sichersten durch die Vereinigung Irlands mit Großbritannien unter Ein Parlament vorbeugen zu können. Diese Union wurde 1800 von Pitt durchgesetzt, und begann mit dem 1. Jan. 1801. Irland schickt nun 4 geistliche und 28 weltliche Lords ins Oberhaus und 100 Repräsentanten ins Unterhaus des gemeinschaftlichen Parlaments, zahlt $\frac{2}{17}$ der Staatsabgaben, behält vor der Hand seine ehemaligen Gesetze und Verordnungen, und hat statt eines Vicekönigs einen Lordgeneralstatthalter an der Spitze der Staats- und Justizverwaltung. Die Schuldenlast Irlands war 1816 auf 120 Mill. Pf. St. gestiegen. (Vgl. Großbritannien, und über die irländischen Katholiken d. Art. Emancipation.) T. Crofton Croker hat in s. „Researches in the South of Ireland" (Lond. 1824, 4) den gegenwärtigen sittlichen und bürgerlichen Zustand, die Alterthümer und die Literatur der Irländer beschrieben. Die „Views of Ireland, moral, political

and religious", von J. O'Driscol (London 1823, 2 Bde.), sind etwas einseitig, aber sie geben viel Aufschluß über den Nationalcharakter der Irländer. Auch O' Driscol behauptet, daß die catholik question, oder die Emancipation (welche im brit. Parl. Febr. 1827 abermals mit einer Mehrheit von 4 Stimmen verworfen wurde), auf Abhelfung der traurigen Lage der Irländer wenig oder keinen Einfluß habe.

Irmensäule (Irminsul), eine von den alten Sachsen göttlich verehrte Bildsäule, welche einen, nach Art der alten Deutschen völlig bewaffneten Mann mit einer Fahne in der rechten und einer Lanze in der linken Hand vorstellte. Diese Säule war ihr heiligstes Götzenbild, und soll bei Eresburg, einer Hauptfestung der Sachsen (ungefähr im heutigen Paderborn), in einem heiligen Hain gestanden haben. Karl d. Gr. zerstörte diese Festung 772 und mit ihr jenes Denkmal des Alterthums. Die Geschichte und Deutung der Irmensäule ist sehr dunkel: nach der gemeinen Meinung war sie zu Ehren Hermann's, des Befreiers der Deutschen, errichtet worden; wahrscheinlich aber stellte sie das Bild einer vorzüglichen Gottheit, vielleicht selbst des Wodan vor, und der Name Irmin oder Hermann, welcher einen Kriegsmann bedeutete, wurde ihr beigelegt, weil Wodan der Gott des Krieges war. Hierüber s. m. die gründlichen Untersuchungen von Jak. Grimm: „Irmenstraße und Irmensäule" (Wien 1815) und von der Hagen, „Irmin, seine Säule und s. Wagen" (Breslau 1817).

Irokesen oder Mohawker, 5 (vormals 6) vereinigte freie Nationen in Nordamerika, deren jede ihre eigne republikanische Verfassung, doch unter einem allgemeinen Oberhaupte, hat. Sie wohnen im nordwestlichen Theile von Neuyork bis an den See Ontario, welcher Strich das Mohawkerland genannt wird, in der Nachbarschaft von Pennsylvanien und Maryland. Sie theilen sich 1) in die eigentlichen Mohawker oder die 5 vereinigten Nationen: Onondagier, Onnidaer, Senekaer, Tuskarogier und Irundoker oder Irokesen, 2) in mohawksche Schutzverwandte, wohin die Shawanesen, Delawarer, Mikanders und Miamier gehören, und 3) in die Huronen. Die Franzosen, so lange sie in Canada Nachbarn derselben waren, wie auch die Engländer, haben zum öftern, ungeachtet der mit ihnen geschlossenen Verträge, feindselige und grausame Anfälle von ihnen erlitten. Die Zahl und Ausdehnung der Irokesen wird aber immer mehr eingeschränkt. Ihr Hauptort ist Anondago. 1700 zählten sie 54,560 Krieger, jetzt etwa 12—15,000, die seit 1794 Ackerbau, Viehzucht und selbst etwas Spinnerei und Weberei treiben, auch einige Schulen, mithin bereits einige Bildung aufgenommen haben.

Ironie. Für dieses, von den verfeinerten Atheniensern entlehnte Wort (*εἰρωνεία*, Verstellung) haben wir kein entsprechendes deutsches, wenn wir nicht das von Campe erfundene: Schalksernst, dafür gebrauchen wollen. Man versteht unter Ironie im gemeinen Leben jene feinere Art des Spottes, welche unter der Maske treuherziger Einfalt, oder der Unwissenheit, die Fehler und Schiefheiten der anmaßenden Thorheit hervorhebt und lächerlich macht, oder dadurch lächerlich werden läßt, daß sie gerade das Gegentheil zu thun scheint. Sie setzt weder ein böses Herz noch einen schlimmen Zweck voraus, und kann mit so viel Gutmüthigkeit und wahrer Urbanität bestehen, daß selbst der Belachte zum Mitlachen genöthigt oder zu besserer Einsicht erhoben wird. Die Ironie kann sich aber auf doppelte Weise zeigen, einmal, indem der Ironische sich stellt, als halte auch er die falsche Meinung oder Maxime für die wahre (verstellte Unwissenheit), während er sie doch durch immer stärkere Beleuchtung mit der wahren in einen solchen Gegensatz stellt, daß sie unfehlbar als abgeschmackt erscheinen muß, oder indem er die Maske der Naivetät vornimmt, wodurch die Ironie den Charakter der Schalkhaftigkeit erhält. In beiden Fällen liegt aber Schalkslaune, Ernst des Scheines, zum Grunde.

über den Gebrauch und die Behandlung der Ironie in der komischen und satyrischen Poesie hat bis jetzt das treffendste Wort Jean Paul in seiner „Vorschule der Ästhetik" gesagt. Nach den Ansichten der Neuern ist sie die Äußerung der Freiheit des Künstlers, welcher das Individuelle in seinem relativen Werthe und in seinen Widersprüchen zeigt und so über seinen Producten erhaben steht. Über die Sokratische Ironie s. Sokrates. Von der echten Ironie gibt es aber eine gewisse Abart (die Persiflage), welche derselben Mittel, wodurch jene auf Belehrung und Besserung zielt, sich bedient, um mit Andern ein boshaftes Spiel zu treiben. dd.

Irrational, Größen, die nicht aus der Einheit und deren Theilen zusammengesetzt werden können, z. B. die Quadratwurzel aus 2, 1,4124... die durch fortgesetzte Annäherung in Theilen der Einheit zwar immer genauer, aber nie ganz genau angegeben werden kann. Ebenso heißt das Verhältniß zweier Größen irrational, wenn die eine durch das Ganze und die Theile der andern nicht erschöpfend gemessen werden kann. Kreisumfang und Durchmesser stehen in einem solchen irrationalen Verhältnisse, weil nur annäherungsweise angegeben werden kann, wie oft der letztere im erstern enthalten ist. Irrationalität heißt diese Eigenschaft der Größe. D. N.

Irregulair, Alles, was von der Regel abweicht und dieser zuwider ist. In der Mathematik heißen Raumgestalten irregulair, wenn die Seiten, oder Winkel, oder Ecken, oder Flächen nicht von gleicher Größe und Gestalt sind, im Gegensatze der regulairen, bei welchen diese gleich sind.

Irrenanstalten, s. Seelenheilkunde.

Irresein bezeichnet 1) die vorübergehende Geistesverwirrung im Fieber, auch Fieberdelir, Fieberphantasiren oder fieberhaftes Irresein genannt; 2) die Seelenkrankheiten überhaupt, also Geistes-, Gemüths- und Willenskrankheiten zusammengenommen, und in dieser Bedeutung nennt man psychisch Kranke auch Irre, und die Heil- oder Versorgungsanstalten auch Irrenhäuser, psychische Ärzte auch Irrenärzte; 3) die Krankheiten des Verstandes allein, besonders den Wahnwitz und die Narrheit. (S. Seelenheilkunde.)

Irritabilität, Reizbarkeit. (S. Haller, Physiologie, Reizbarkeit, Sensibilität.)

Irrlicht, Irrwisch (in Norddeutschland Tückebote), eine kleine leuchtende Lufterscheinung von der Größe einer Lichtflamme, welche sich ebenso zeigt, wie entzündetes Wasserstoffgas. Gewöhnlich erscheinen Irrlichter da, wo thierische Körper faulen, als an sumpfigen Orten, auf Gottesäckern, Schlachtfeldern, Schindangern ꝛc. Der leiseste Hauch der Luft bewegt sie fort, daher scheinen sie von einem Orte zu andern zum hüpfen. Wer sie nun in der finstern Nacht für wirkliche Lichter in Häusern hält und ihnen folgt, wird irregeführt; daher ihr Name. In warmen Sommernächten werden sie öfter gesehen als im Winter, und sind überhaupt in südlichen und warmen Gegenden häufiger als in nördlichen und kalten. In jenen sind sie auch größer, z. B. in Spanien oft 12 Fuß hoch. Ihre Natur ist noch unbekannt; wahrscheinlich bestehen sie aus gephosphortem Wasserstoffgas, welches sich aus faulenden Körpern entwickelt und bei der Berührung mit der Luft entzündet.

Irrthum, ein falsches Urtheil, insofern es für wahr gehalten wird. Die Veranlassung dazu ist der Schein, d. h. subjective Verhältnisse, welche statt objectiver (oder Erkenntnißgründe) gebraucht werden. Dieser Schein wurde von den Alten species veri genannt, und sie behaupteten mit Recht, daß ein jeder Irrthum einen solchen Schein voraussetze, weil, wenn der Verstand einsieht, daß eine Sache nicht vollständig gedenkbar ist, oder, wenn er die Nichtübereinstimmung und den Widerspruch seiner Gedanken deutlich wahrnimmt, er solche unmöglich für wahr halten kann. Dieser Schein bezieht sich entweder auf die logische Form, oder auf die

Materie des Urtheils. Im ersten Falle entsteht der formale, im andern der reale oder materielle Irrthum. Eine Erkenntniß, die den Gesetzen des Verstandes, d. h. sich selbst widerspricht, ist logisch falsch. Irrt hierin der Verstand, so merkt er diesen Widerspruch nicht, und die Nichtübereinstimmung der Gedanken mit den Gesetzen des Verstandes ist für ihn nicht vorhanden. Erst wenn dieser Schein aufgedeckt wird, verschwindet der Irrthum. Der reale Irrthum bezieht sich auf die Sache, und besteht in dem Widerspruche der Gedanken und Urtheile mit den Gegenständen. Der formale Irrthum läßt sich aus logischen Grundsätzen erkennen; der reale oder materielle nicht, weil die Vorstellung eines besondern Gegenstandes nicht durch die bloß formellen Gesetze des Denkens bestimmt wird, indem durch diese allein nicht begriffen werden kann, ob unsere Vorstellungen mit den Gegenständen übereinstimmen oder nicht. Da nun die allgemeine Logik von allem Inhalte der Erkenntniß abstrahirt, so kann sie auch nicht bestimmen, ob, wenn sich materielle Vorstellungen in uns befinden, diese mit ihren Objecten übereinstimmen, oder nicht, und kann mithin ein allgemeines materiales Kennzeichen des Irrthums so wenig als der Wahrheit liefern. Verknüpft man mit einem Irrthume mehre andre, deren Wahrheit man auf jenes erste falsche Urtheil stützt, so heißt jenes erste falsche Urtheil der Grundirrthum, das Übrige sind abgeleitete Irrthümer. An und für sich ist jeder Irrthum ein überwindlicher (error vincibilis), und es gibt eigentlich keinen unüberwindlichen (error invincibilis); doch nennt man auch einen unüberwindlichen den, welcher unter gegebenen Umständen von einer bestimmten Person sehr schwer zu vermeiden war. Man vermeidet den Irrthum, wenn man der Geneigtheit, aus subjectiven Gründen zu urtheilen, nicht folgt, und nicht urtheilt, ohne hinlängliche Erkenntnißgründe zu haben. Man überwindet ihn durch wirkliche Einsicht in die Gegenstände, sowie durch Anerkennung seiner Unwissenheit. Da übrigens ein Irrthum ein Urtheil ist, und das Urtheil aus dem Verstande, nicht aus den Sinnen hervorgeht, so kann man allerdings sagen, daß die Sinne nicht irren, aber nicht darum, weil sie jederzeit richtig urtheilen, sondern vielmehr, weil sie gar nicht urtheilen, obgleich sie durch ihren Einfluß auf den Verstand zum Irrthume verleiten können. Fassen wir nun nicht mehr in unser Urtheil auf, als was wirklich durch die Sinne empfunden worden ist, so ist auch kein Irrthum vorhanden. Sagen wir z. B., die Wolken scheinen auf den Bergen zu liegen, oder, die Sonne scheint beim Untergange größer als beim Aufgange, so ist dieses kein Irrthum. Sobald wir aber das Scheinen in ein Sein verwandeln und sagen, die Wolken liegen auf den Gebirgen, die Sonne ist im Untergange größer als im Aufgange, so haben nicht die Sinne, sondern der Verstand geirrt, indem dieser, durch den Schein verleitet, mehr in sein Urtheil aufgenommen hat als ihm durch die Sinne war überliefert worden. Irrthum ist also nur in dem Verhältnisse des äußern Gegenstandes zu unserm Verstande anzutreffen, und der zureichende Grund desselben liegt in dem freien Gebrauche der Urtheilskraft, vermöge dessen wir etwas Gegebenes auf eine Regel beziehen, unter welche es nicht gehört, oder Dinge, die ihrer Natur und der Natur der menschlichen Erkenntniß nach keine Gewißheit erlauben, als solche behandeln, die mit völliger Gewißheit erkannt werden können. Die Umstände, welche Irrthümer veranlassen können, sind theils innere, theils äußere. Jene beziehen sich entweder auf das Erkenntnißvermögen, oder auf das Begehrungsvermögen. Zu den erstern gehört natürliche Schwäche, entweder des gesammten, oder nur eines oder des andern Erkenntnißvermögens, oder auch eine unharmonische und unverhältnißmäßige Ausbildung einer Function des Erkenntnißvermögens mit Vernachlässigung der andern, Übereilung, Mangel an nöthigen Kenntnissen und Erfahrungen, Unterlassung fleißiger Übung im Nachdenken und Erwählung falscher Methoden, besonders bei dem gelehrten Nachdenken. So kann eine unregelmäßige Einbildungskraft bei einem schwachen

Verstande, oder eine schwache Urtheilskraft die Quelle dieser Irrthümer werden. In Absicht auf das Begehrungsvermögen gehört dahin Eitelkeit, Eigenliebe, Leidenschaften, Neigungen, Temperament, thörichte Furcht und Zaghaftigkeit, allzugroßes Selbstvertrauen und Abscheu vor mühsamer Untersuchung. Zu den äußern Ursachen des Irrthums gehört Alles, was uns die erste Richtung zu gewissen Gedanken und Handlungsmaximen geben kann, als Erziehung, Unterricht, Lebensart und Umgang, welche Dinge öfter nicht in unserer Gewalt stehen. Übrigens leuchtet es schon aus dem Obigen ein, daß es keinen totalen Irrthum, sondern nur einen partialen gibt, d. h. daß in jedem Irrthume zugleich etwas Wahres sei.

Irus, ein Bettler auf Ithaka, dessen sich die Freier der Penelope zur Ausrichtung kleiner Aufträge bedienten. Als Ulysses zurückgekehrt war und sich als Bettler gekleidet seiner Wohnung näherte, um jene Unberufenen zu überraschen, suchte Irus ihm den Eingang zu verwehren und foderte Ulysses zum Kampfe heraus, in welchem Irus erschlagen wurde. Noch haben wir das Sprichwort: „Arm wie Irus".

Irving (Washington), ein Amerikaner, geb. in Neuyork um 1782, studirte 1800 in Columbia College, besuchte die Zeichenakademie in Neuyork, bildete sich dann durch das Studium der engl. Literatur und auf Reisen in Frankreich und Italien zu einem Schriftsteller, der, ohne Nachahmer zu sein, den liebenswürdigen Humor und die echte Humanität seines Landsmanns Franklin, sowie den feinen Beobachtungsgeist und die lebhafte Darstellungsgabe seines Freundes Walter Scott mit der anziehendsten Originalität verbindet. Er machte sich zuerst in seinem Vaterlande durch „Jonath. Oldstyle's Briefe" (im neuyorker „Morning Chronicle", 1802, übers. v. S. H. Spiker, Berlin 1824) bekannt. 1806 kam er von seinen Reisen zurück, und studirte nun bei einem Sachwalter in Neuyork die Rechte. 1807 erschien in einzelnen Nummern sein „Salmagundi". 1810 schrieb er Campbell's Leben, zu der Ausgabe dieses Dichters, das für classisch gilt. Hierauf erschien die humoristische Geschichte seines Geburtsstaats: „Dietrich Knickerbocker's humorous account of Newyork". Nachdem er seit 1812 —15 in England mit seinen Brüdern ein Handelsgeschäft geführt hatte, das jedoch zuletzt nicht glückte, schrieb er unter der Maske eines wandernden Malers Geoffroy Crayon (Bleistift) s. „Skizzenbuch", Umrisse aus den Reichen der Natur, Sitte und Geschichte, theils seines Vaterlandes, theils und zwar größtentheils aus dem Leben Englands entnommen. Dieses „Sketch-book" fand auch in England, wo man nicht ohne Parteilichkeit gegen die amerikanischen Schriftsteller zu sein pflegt, allgemeinen Beifall. J. gab es darauf vermehrt in London bei Murray heraus (2 Bde., 1821), wovon in demselben Jahre fünf Aufl. erschienen. Im 2. Bde. führt er seine Leser in Bracebridge-Hall, die Wohnung eines engl. Landedelmanns von altem Schrot und Korn, ein. Diese heitere, der Natur abgelauschte Darstellung des altenglischen Landlebens gehört zu den anziehendsten Abschnitten des Skizzenbuchs. Aus demselben Stoffe schuf J. während seines Aufenthalts in Paris, 1822, sein drittes Werk: „Bracebridge-hall, or the humourists" (London 1822, 2 Bde., übers. von Spiker, Berlin 1823). Was diesen Charakterbildern des Lebens auf einem altenglischen Landsitze eigenthümlichen Reiz gibt, deutet der Verf. selbst an: „In einem neuen Lande geboren und erzogen, aber von Jugend auf mit der Literatur eines alten vertraut, erfüllte sich mein Gemüth schon früh mit geschichtlichen und dichterischen Erinnerungen, welche sich auf Gegenden, Sitten und Gewohnheiten Europas bezogen, die einen so gebildeten Amerikaner auf eine ganz neue Art anziehen und aufregen mußten". Darum faßte J. die Eigenthümlichkeiten, welche ein altes Land und einen alten Zustand der Gesellschaft von einem neuen unterscheiden, mit solcher Wärme und Lebendigkeit auf; darum sind seine Schilderungen so neu und frisch, und die von ihm eingewebten Erzählungen

so anziehend für Herz und Phantasie. In diesen von Lindau (Dresden 1822) gut übers. Erzählungen weiß er das tiefere Gemüth in den mannigfaltigsten Bewegungen des Lebens ebenso zart empfindend als geistvoll heiter zu enthüllen. Dabei sind sie, ohne allen Anschein von Kunst, wahre Kunstwerke der Darstellung. 1823 lebte J. fast acht Monate in Dresden, wo er Deutsch lernte, Göthe, Schiller, Jean Paul las, die Natur des Landes und die Lebensweise der Einwohner beobachtete, eine neue Ausg. des „Skizzenbuchs" (Dresden 1823) besorgte, selbst aber nichts abfaßte. Er reiste dann durch die Rheingegenden nach Paris. Hierauf gab er in London 1824 die „Tales of a traveller" heraus (übersetzt von Spiker, Berlin 1825, 2 Thle.). Auch sein „Salmagundi (d. i. Häringssalat, oder gemischten Inhalts), or the whig-whams and opinions of Launcelot Langstaff and others" (London 1823) ist bei Cotta übers. erschienen. Irving's Schriften erhielten in London Kupferstiche von Leslin u. a. Meistern. 20.

Irving (Eduard), ein Schotte und presbyterianischer Prediger zu London, berühmt durch seine Kanzelberedtsamkeit und durch seine Freimüthigkeit, die den Staatsmännern wie den Gelehrten, selbst den Götzen des Volks kühn entgegentritt. Er wird von allen Ständen gern gehört. Seine „Predigten" (London 1823) über Gottes Orakel und das Weltgericht enthalten jedoch viel Ungereimtes und Schwulst, zeigen aber auch ein seltenes Talent und den kräftigsten Wahrheitssinn, der an die Furchtlosigkeit der alten schottischen Reformatoren erinnert.

Isaak, der Sohn Abraham's, merkwürdig durch die seinen Ältern lang verheißene und erst im hohen Alter derselben erfolgte Geburt, und durch die Bestimmung zu einem frühen Opfertode (s. Abraham), dem er nur durch ein Wunder entging, glich seinem großen Vater an Glauben und Standhaftigkeit in der Verehrung des wahren Gottes mitten unter den Heiden, doch nicht an Thatkraft und Seelengröße. In ihm erscheint der patriarchalische Charakter milder und weicher als in Abraham, aber reiner und edler als in seinem Sohne Jakob. Durch den Ackerbau, den er schon mehr als Abraham trieb, an Ruhe gewöhnt, und weniger wandernd als seine Vorfahren, nachgiebig und duldend im Streite, zeigte er sich auch in seinem Hause als einen zärtlichen, aber früh gealterten, schwachen und leicht zu täuschenden Vater, der den stillen, hinterlistigen Jakob dem wilden und redlichern Esau vorzog. In dem schönen (neuerlich in den „Biblischen Idyllen" der geistreichen Karoline Pichler bearbeiteten) poetischen Stoffe seiner Heirathsgeschichte mit Rebekka, glänzt diese vor ihm hervor, und überall, wie unter den Erzvätern der Juden, scheint er nur den zweiten Rang einzunehmen. E.

Isabelle von Castilien, die staatskluge Königin von Spanien, Tochter Johanns II., geb. 1451, vermählt 1469 mit Ferdinand V., König von Aragonien, bestieg, obgleich nach dem Tode ihres Bruders, Heinrich IV. des Unvermögenden, ihre ältere Schwester Johanna den rechtmäßigsten Anspruch auf das Reich hatte, mit Ausschließung dieser, 1474 den Thron von Castilien. Sie hatte sich nämlich noch bei Lebzeiten ihres Bruders die Stände des Reichs so geneigt zu machen gewußt, daß ein großer Theil derselben, nach dem Tode Heinrichs IV., sich für sie erklärte; den andern nöthigten die siegreichen Waffen ihres Gemahls nach der Schlacht bei Toro 1476 die Zustimmung ab. Nachdem die Reiche Castilien und Aragonien auf diese Weise mit einander vereinigt waren, nahmen Ferdinand und Isabelle den königl. Titel von Spanien an. Mit der Grazie und Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts verband Isabelle den Muth eines Helden, die tiefe Staatsklugheit eines Ministers, den Scharfsinn eines Gesetzgebers und die glänzenden Eigenschaften eines Eroberers. Sie war stets bei den Staatsverhandlungen gegenwärtig, und verlangte, daß man in den öffentlichen Verordnungen neben den Namen ihres Gemahls auch den ihrigen setzte. Die Eroberung von Granada, nach welcher die Mauren gänzlich aus Spanien vertrieben wurden, sowie die Entdeckung

Amerikas, ist größtentheils ihr Werk. In allen ihren Unternehmungen stand ihr der staatskluge Cardinal Ximenes zur Seite. Man hat ihr Härte, Stolz, Ehrgeiz und eine ungemessene Herrschsucht vorgeworfen; aber diese Fehler förderten das Wohl des Reichs ebenso sehr als ihre Tugenden und Talente. Ein Geist wie der ihrige war nöthig, den Übermuth der Großen zu demüthigen, ohne sie zu empören, Granada zu erobern, ohne die Horden Afrikas nach Europa zu locken, und die Laster ihrer Unterthanen, welche durch schlechte Verwaltung der Gesetze gänzlich ausgeartet waren, unter die Füße zu treten, ohne das Leben rechtschaffener Leute in Gefahr zu setzen. Durch Einführung eines strengen Hofceremoniels, welches noch heutzutage am spanischen Hofe besteht, wußte sie den Übermuth der zahlreichen Adeligen von der Person des Königs zu entfernen und ihnen somit jeden verderblichen Einfluß auf diesen zu benehmen. Das Faustrecht, welches bis dahin, zum Verderben der öffentlichen Ruhe, geherrscht hatte, wußte sie durch Behauptung eines allgemeinen Landfriedens, sowie durch Einführung einer schnellen Rechtspflege zu stürzen. Papst Alexander VI. bestätigte 1492 beiden Gatten den Titel „katholischer König", der ihnen bereits von Innocenz VIII. ertheilt worden war. Der Eifer für die katholische Religion, welcher ihnen diesen Titel verschafft hatte, unterstützte auch die Inquisition (s. d.), welche besonders auf Eingebung ihres Beichtvaters Torquemada 1480 in Spanien eingeführt wurde. Isabelle starb 1504, nachdem sie ihrem Gemahl, auf welchen sie stets sehr eifersüchtig war, den Schwur abgenommen hatte, sich nicht wieder zu verheirathen. (S. Ferdinand V.)

Isabey (.....), Miniaturmaler, ein Schüler David's, besitzt eine eigne Zartheit und Grazie; seine Gebilde sind wie hingehaucht, und doch dabei sehr wirkungsvoll und treffend ähnlich. Seine überaus vollendete Ausführung würde noch echtere Kunstwerke schaffen, wenn nicht ein Anflug feiner Schmeichelei, den alle seine Gebilde haben, die tiefere gemüthliche Wahrheit, sowie die festere Form oft daraus verdrängte. I. erfand die sehr hübsche Manier von Kreide- und Crayonzeichnungen à l'estompe, in denen er unübertrefflich ist. Er zeichnet und tuscht auch sehr oft Compositionen von vielen Figuren, welche alle Portraitähnlichkeit haben. Seine berühmtesten Blätter in dieser Art sind: der Besuch Napoleons bei Oberkampf (s. d.); Napoleon auf der Terrasse zu Malmaison und viele Paraden und Präsentationen; in neuerer Zeit zeichnete er alle bei dem wiener Congresse versammelte Fürsten und Staatsmänner. Eins seiner schönsten Blätter ist sein Nachen (la nacelle), wo er selbst mit Familie dargestellt ist. Die Manier à l'estompe, welche den punktirten Kupferstichen sehr gleicht, war einige Zeit herrschende Mode, doch sie muß von I.'s Meisterhand kommen, wenn sie nicht in charakterloses Nebeln ausarten soll. Seine Miniaturgemälde sind außerordentlich schön; nur er kann mit Augustin in Paris wetteifern; und hat dieser mehr Kraft und Wärme der Farbe, so besitzt I. noch größere Leichtigkeit und sanftern Farbenschmelz. Wl.

Isäus, ein attischer Redner, aus Chalcis in Euböa gebürtig, lebte in der ersten Hälfte des 4. Jahrh. vor Chr. bis nach 357. Seine Lehrer waren Lysias und Isokrates; er selbst widmete sich, ganz abgezogen von Staatsgeschäften, dem Unterricht in der Beredtsamkeit und schrieb Reden für Andre. Von s. 50 Reden haben sich 11 erhalten, die sich durch einfachen und oft kräftigen Styl empfehlen und meist Erbschaftsangelegenheiten betreffen. Sie finden sich in den Sammlungen der attischen Redner.

Isenburg, Standesherrschaft im Großherzogthum und im Kurfürstenth. Hessen, welche zerstückt in diesen beiden Staaten liegt und auf 15 □M. 47,500 Einw. hat. Der Boden ist großen Theils gebirgig, liefert Getreide, Flachs, Taback, viel Holz, ferner Eisen und Salz, und hat treffliche Viehzucht und gute Fischereien. Die bedeutendste Stadt ist Offenbach, mit 8000 Einw. — Die Grafen von Isenburg, von deren Stammschlosse in der Nähe von Koblenz sich nur

wenige Ruinen erhalten haben, werden zuerst bei den Fehden und Turnieren des 10. Jahrh. genannt. Was dies Fürstenhaus jetzt noch besitzt, ist Oberisenburg, da Niederisenburg schon 1664 nach dem Tode des Grafen Ernst an die Lehnhöfe von Trier und Fulda und an andre Häuser (Wied und Walderdorf) gelangte. Am 12. Juli 1806 trat Fürst Karl, dessen Sohn Wolfgang Ernst ihm 1820 in der Regierung folgte, dem Rheinbunde bei, und erhielt dadurch die Souverainetät über die Besitzungen der drei noch fortdauernden büdingischen Nebenlinien, wie auch der Grafen von Schönborn-Heusenstamm und Lerchenfeld, als ritterschaftliche angrenzende Territorien. Nach der Auflösung des Rheinbundes wurde das Fürstenthum, vermöge der Bestimmung der Congreßacte, als mediatisirtes Land unter die Souverainetät des Kaisers von Östreich gestellt, und später dem größern Theile nach an den Großherzog von Hessen übergeben, welcher es den Provinzen Starkenburg und Oberfürstenthum Hessen einverleibt, einen Theil davon aber an Kurhessen für hanauische Ämter zur Entschädigung überlassen hat. Gegenwärtig umfaßt die kurhessische Provinz, oder das Fürstenthum Isenburg (welches der Kurfürst in Titel und Wappen aufgenommen hat), die Gerichte Diebach, Langenselbold, Meerholz, Lieblos, Wächtersbach, Spielberg und Reichenbach, die in 4 Hoheitsämter getheilt sind. Die fürstl. offenbach-birsteinische Linie besitzt davon Diebach, Langenselbold und Reichenbach, und unter großherzogl. hessischer Hoheit, von der Grafschaft Isenburg: das Oberamt Offenbach und die Gerichte Wenigs und Wolferborn, zusammen 7½ □M., mit 26,500 Einw. und 150,000 Fl. Einkünften. Der Fürst residirt im Dorfe Birstein. Ein Nebenast dieser Linie ist Philippseich. Die gräfl. Linien sind: 1) Büdingen unter hessischer Hoheit (3 □M., mit 11,000 E. und 60,000 Fl. Eink.). 2) Wächtersbach unter kurhessischer und wegen ihres Antheils an Limburg unter würtemb. Hoheit (2 □M., mit 6000 E. und 30,000 Fl. Eink.). 3) Meerholz unter kurhessischer und wegen ihres Antheils an Limburg unter würtemb. Hoheit (2 □M., mit 7000 Einw. und 45,000 Fl. Eink.).

Iserlohn, wohlgebaute, wichtige preußische Handelsstadt in der Grafschaft Mark, zur Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, 5. Militairabtheilung, gehörig, am kleinen Flusse Baaren, mit 5,500 Einw. in 730 H. Die lutherische Religion ist die herrschende; Reformirte und Katholiken haben freien Gottesdienst. Es sind daselbst drei lutherische, eine reformirte und eine kathol. Kirche, auch ein Gymnasium. Die Fabriken liefern vielerlei Arbeiten von Eisen, Messing und Draht, und kleine Waaren, als Nähnadeln, Wagebalken, messingene Schalen u. s. w.; auch gibt es Fabriken von Sammet- und Seidenband, Wollenzeuchen u. dgl. m. Mehr als 60 ansehnliche Handelshäuser beschäftigt der Verkehr mit Italien, Frankreich und dem Norden. Nicht weit davon liegt im Herzogthume Berg die bekannte Messingfabrik in der Grüne.

Isidorus, der Name mehrer Märtyrer, Heiligen, Mönche und Bischöfe, u. A. Isidorus, Mönch von Pelusium in Ägypten, gest. um 449, dessen Briefsammlung für die Bibelerklärung wichtig ist. Für die Geschichte des päpstl. Rechts ist eine Sammlung von Decretalen, welche den Namen d. h. Isidorus, Erzbischofs von Sevilla (starb 636), an der Stirne trägt, aber im 9. Jahrh. durch viele unechte Zusätze verfälscht und vom östlichen Deutschland aus weiter verbreitet wurde, merkwürdig.

Isis, die erste Göttin bei den Ägyptern, das Symbol der Natur, der Mutter und Ernährerin aller Dinge. Nach Diodor wurden Osiris, Isis, Typhon, Apollo und Aphrodite von Zeus und Here erzeugt. Osiris, der Dionysus der Griechen, vermählte sich mit Isis (Sonne und Mond). Beide machten die Verschönerung des gesellschaftlichen Lebens zu ihrer nächsten Angelegenheit. Es wurden keine Menschen mehr geschlachtet, seit Isis die bis dahin wildwachsende und den Menschen unbekannte Frucht des Weizens und der Gerste entdeckte, und Osiris

diese Früchte zubereiten lehrte. Zum Danke dafür brachten die Einwohner jedes Mal die zuerst abgemähten Ähren der Isis als Opfer dar. Alles, was der Grieche von seiner Demeter pries, rühmte auch der Ägypter von seiner Isis. Mit dem Ackerbau entstanden nach und nach eine höhere Bildung und ein Streben nach Kunst und Wissenschaft. Wenigstens wird unter den Ägyptern erst nach der Isis von Gründung der Städte, Tempel und priesterlichem Dienste gesprochen; auch wurde sie als Erfinderin der Segel verehrt. Nach Plutarch wurden Osiris und Isis vom Kronos und der Rhea ungesetzmäßig erzeugt. Als Helios, der Rhea Gemahl, hiervon Kunde erhielt, that er den Ausspruch, sie solle weder in einem Monate, noch in einem Jahre gebären. Dies hörte Hermes, der die Rhea ebenfalls liebte und von ihr geliebt ward, und erfand ein Mittel, wie sie, trotz jenem Fluche, dennoch gebären könnte. Er spielte nämlich mit dem Monde im Bretspiele, gewann ihm von seinem jedesmaligen Lichte den 70. Theil ab, machte daraus 5 Tage, fügte diese den 360 Tagen bei, aus denen bisher das Jahr bestanden hatte, und verschaffte der Göttin also Zeit zur Geburt. Dies waren die Schalttage der Ägypter, welche von ihnen als Geburtstage ihrer Götter gefeiert wurden. Zuerst wurde Osiris geboren, während deß eine Stimme rief: „Der Herr der Welt ist geboren". Am zweiten Tage gebar Rhea den Arueris oder ältern Horus (Apollo), am dritten den Typhon, am vierten die Isis, am fünften endlich Nephthys, die man das Ende nannte, obgleich sie auch von Andern den Namen Aphrodite, auch Nike (die Siegesgöttin) erhielt. Zu diesen fünf Kindern gab es drei Väter: Helios, Kronos und Hermes. Typhon vermählte sich mit Nephthys; Osiris und Isis liebten sich bereits im Mutterleibe. Osiris, als der gute Geist, ward von Typhon, dem Bösen, verfolgt, listigerweise in einen Kasten gesperrt und ins Meer geworfen. Als Isis diese Nachricht erhielt, schnitt sie sich eine Locke ab, legte Trauerkleider an und schweifte trostlos, überall den Kasten suchend, umher. Inzwischen erfuhr sie, Osiris habe, im Wahne bei ihr zu sein, sich zu ihrer Schwester Nephthys gesellt und diese das neugeborene Kind ausgesetzt. Isis suchte daher dasselbe auf, und erzog es unter dem Namen Anubis. Der Kasten, in welchem Osiris eingeschlossen lag, war unterdessen in der Gegend von Byblos an das Land getrieben und in einem Gesträuche niedergesetzt worden, das in kurzer Zeit zu einem schönen, großen Baum erwachsen, ihn ganz eingeschlossen hatte. Dieser Baum wurde darauf vom Könige, als eine Seltenheit, umgehauen und als Pfeiler an seinem Palaste gebraucht. Hier ward der Kasten durch List der Isis entwandt, der Leichnam endlich dennoch von Typhon entdeckt und in 14 Stücke zerrissen. Auf die Nachricht davon suchte Isis die Stücke wieder zusammen, fand sie auch alle, bis auf das Zeugungsglied, an dessen Statt sie ein ähnliches bildete. So kam es, daß der Phallus geheiligt und ihm zu Ehren von den Ägyptern ein Fest gefeiert ward. Osiris kehrte ins Leben zurück, und Isis gebar ihm den, noch unzeitigen, an den untern Gliedern gebrechlichen Gott des Schweigens, Harpokrates. Horus, der Sohn der Isis, besiegte darauf in einem Kampfe den Typhon und gab ihn seiner Mutter zur Verwahrung. Diese gab ihm die Freiheit, wofür Horus Hand an sie legte und ihr die Krone abriß, an deren Stelle Hermes ihr einen Stierschädel aufsetzte. Als Göttin der Fruchtbarkeit und allgemeine Wohlthäterin, beschäftigte sie sich auch mit Heilung menschlicher Krankheiten, und noch zu Galen's Zeiten gab es einige Arzneimittel, die ihren Namen führten. Nach ihrem Tode ward sie als Hauptgottheit verehrt. Nach Herodot bildeten die Ägypter die Isis in weiblicher Gestalt mit Kuhhörnern; wie ihr denn auch die Kuh heilig war. Ja, nach einer Sage ward Isis, als junge Kuh, durch einen Strahl vom Himmel (Osiris) Mutter des Apis: d. h. Sonne und Mond erhalten die Erde. Außerdem erkennt man sie an den Attributen des Lotus über dem Scheitel, und dem Sistrum in der Hand, einem musikalischen Instrumente, dessen sich die Ägypter bei ihren gottesdienstlichen Verehrungen bedien-

ten. Die Bekleidung der Isis besteht in einem knapp anliegenden Unterkleide und einem Mantel, der auf der Brust in einen Knoten zusammengeschlagen und befestigt ist. Ihr Kopf ist von der ägyptischen Haube bedeckt, dem Urbild unserer Nonnenschleier. Bisweilen wird sie auch, gleich der Artemis von Ephesus, der Allmutter, mit einer Menge von Brüsten dargestellt. Späterhin erhielt Isis bei den Römern in Gesichtsbildung, Gestalt und Bekleidung einen junonischen Charakter. Nur an dem Mantel und dem Schleier, welcher mit Franzen besetzt ist, und an den übrigen Attributen erkennt man die aus der Ferne eingebrachte Göttin. Sie wurde besonders in Memphis, dann aber auch durch ganz Ägypten verehrt. Jährlich wurde ihr zu Ehren ein 10tägiges Fest (Isisfest) gefeiert, welches in einer allgemeinen Reinigung bestand. Es wurde auch in Rom eingeführt, aber wegen der Mißbräuche oft verboten. Unter August waren die Isistempel Freistätten der größten Ausschweifungen. Von Ägypten ging der Dienst dieser Göttin nach Griechenland und Rom über. (S. Jo.) Über den Isisdienst spricht Böttiger in der „Urania" für 1823. (Seit 1817 gibt Oken in Jena eine Zeitschrift heraus: „Isis", welche sich über Wissenschaft, Kunst und Politik verbreitet, und sich im Ganzen durch Freimüthigkeit und gehaltvollen Inhalt auszeichnet.)

Isistafel (mensa Isiaca, auch tabula Bembina), ein altes berühmtes ägyptisches Denkmal worauf der Dienst der Göttin Isis mit seinen Ceremonien und Geheimnissen dargestellt war. Es bestand aus einer mit vermischtem blauen Schmelzwerk überzogenen, kupfernen viereckigen Tafel, mit künstlich eingelegten Silberplättchen. Die Hauptfigur derselben war die sitzende Isis. Diese Tafel kam nach Eroberung Roms (1525) an den Cardinal Bembo, von welchem sie der Herzog von Mantua für sein Cabinet erhielt. Nach der Plünderung von Mantua 1630 erhielt sie Cardinal Pava, der sie dem Herzoge von Savoyen schenkte. Sie befindet sich jetzt im Schlosse zu Turin. Äneas Vicus stach sie 1559 zu Venedig in Kupfer; hiervon gibt es mehre Nachstiche.

Islam (wörtlich: Salus, das Heil), Islamismus, s. Mohammed.

Island, eine dänische Insel zwischen Norwegen und Grönland (63°23′ bis 66° 33′ N. B.), nach der neuesten astronom.-trigonometr. Vermessung, von wenigstens 1800 (gewöhnliche Angabe 1405) M. mit 50,000 Einw. und einer einzigen Stadt Reykewig, mit 511 Einw. Die übrigen Bewohner leben größtentheils in zerstreuten Höfen auf einer Küstenstrecke von etwa 300 Meilen. Zu Reykewig ist ein bischöfl. Sitz, und eine Kathedralschule, in welcher die dänische, lat. und griech. Sprache, Theologie, Kirchengeschichte, Arithmetik u. s. w. gelehrt wird. Noch jetzt herrscht dort eine sehr verbreitete Aufklärung aller Stände, aber auch viel Armuth, die der Isländer mit Genügsamkeit erträgt. Der Kunstfleiß hebt sich aber, und man verfertigt dort z. B. Casemire so fein als die englischen. Sonst gibt es 154 Pfarrer, 1 Landphysikus und 5 Wundärzte auf der Insel, die mit den Färoer ein eignes Stift unter einem Stiftsamtmann ausmacht, ihre eignen Gesetze in dem Jonsbók hat und in 4 Syssel eingetheilt wird. Die Einw., die auf dieser öden, unter dem rauhesten Himmelsstriche gelegenen Insel mit der Wuth aller Elemente kämpfen, leben von Fischerei und Viehzucht; Ackerbau ist fast gar nicht vorhanden. In den Gärten gedeihen Kohl, weiße Rüben und gelbe Wurzeln. Tannen und Fichten wurden 1819 angepflanzt. Das Rennthier wurde 1770 eingeführt. Auch gibt es Schafe, Ziegen, Hornvieh, Pferde; an den Küsten viele Seehunde. Mehr Zerstückung der übergroßen 4751 Landstellen und ein von allem Zwange entlasteter Handel würden die Landescultur sehr befördern. Denn weil Tagelöhner und Gesinde selten sind, dürfen die Familienstellen in der Regel nicht größer sein, als solche nach dortigem Gebrauch von einer Familie bewirthschaftet werden können. Vom Septbr. bis Pfingsten herrschen Winter- und Nebelorkane, und wenn das Treibeis sich nähert, unerwartete Kälte. Häufig ist die Zahl der Gestorbenen größer als die der Geborenen; viele Isländer finden

auf dem Meere oder in gefährlichen Gewerben den Tod. Treibholz und Torf sind die einzige Feuerung. In frühern Zeiten war Island weit bevölkerter. Der Falkenfang ist häufig, und die Eidervögel liefern die schönsten Eiderdunen (s. d.). Das isländische Moos (lichen islandicus), eine bekannte Flechtenart, bei uns ein stärkendes Arzneimittel, dient hier zur gewöhnlichen Nahrung. Island hat warme und heiße Quellen. Mehre, insbesondere der Geyser im südlichen Theile der Insel, gleichen Springbrunnen, indem das Wasser aus denselben oft mehre hundert Fuß in die Höhe springt, eine Erscheinung, die sich aus der vulkanischen Beschaffenheit des Bodens erklären läßt. Alle Berge, die sich 2700—3000′ über das Meer erheben, heißen Jökel, der höchste Oerá Fe, ist 6240′, der feuerspeiende Hekla 5,210′ hoch. Auch hat Island Schwefelminen. — Diese Insel ward 861 von dem Norsen Nabodd entdeckt, dann 870 von zwei norwegischen Edelleuten, Ingulf und Hiörleif, welche aus Furcht vor ihrem tyrannischen Beherrschern aus Norwegen ausgewandert waren, und von einigen andern Normännern, die sich zu ihnen gesellt hatten, bevölkert. Sie und ihre Nachkommen lebten während 387 J. in einer unabhängigen Aristokratie. 1000 ward das Christenthum unter ihnen eingeführt. Erst 1261 begaben sich die Isländer, und zwar freiwillig, unter die Herrschaft des Königs von Norwegen, Haquin (Hakon) VI. Von Island aus ward Grönland entdeckt und bevölkert. Die Wissenschaften blühten in Island vor der Mitte des 11. bis in die Mitte des 14. Jahrh. und schon frühzeitig waren zu Skalholt Bildungsschulen. Einige Isländer studirten in ihrem Vaterlande, einige gingen auf auswärtige Schulen, besonders nach Paris. Auf ihren Reisen lernten sie die Dichtkunst der Provençalen oder Troubadours kennen, und brachten sie im 12. und zu Anfange des 13. Jahrh. auf ihre Insel, welche darauf in kurzer Zeit viele Dichter, besonders Romanzensänger hervorbrachte. Die berühmte isländische Edda (s. d.) ist ein Beweis davon. Gegen das Ende des 14. Jahrh. kamen die Künste und Wissenschaften in Island in Verfall, erhoben sich jedoch wieder, als König Christian III. 1540 die Reformation daselbst einführte, welche aber erst 1591 völlig zu Stande kam. Zehn Jahre früher war in Skalholt schon eine Buchdruckerei angelegt worden. Es gibt gegenwärtig in Island eine Gesellschaft zur Beförderung der Aufklärung, und die vereinigte alte und neue Gesellschaft für isländische Literatur. Rask, ein Däne, hat eine isländ. Grammatik herausgegeben. Vollkommen lernt man Island kennen durch Mackenzie's „Reise nach Island" (1810), und Henderson's „Reise nach Island" (Lond. 1819). Gliemann's „Geograph. Beschreibung von Island" (Altona 1824) ist genau und gibt die richtigste Charte von Island. Stephenson's Werk über Island enthält die Geschichte der Literatur der Isländer im 18. Jahrh.

Isle=de=France, jetzt wieder Moritzinsel, eine gebirgige Insel östlich von Madagaskar, im indischen Meere (92° S. Br. und 73° W. L.), ist vulkanischen Ursprungs, und hat keinen so fruchtbaren Boden, als die benachbarte Insel Bourbon. Beide heißen auch nach ihrem portug. Entdecker (1504) Mascarenhas. Die Portugiesen wurden 1598 durch die Holländer vertrieben, die der erstern, dem Prinzen von Oranien zu Ehren, den Namen St.=Mauritius gaben. Nachdem die Holländer sie aber 1712 verlassen hatten, wurde sie 1721 von den Franzosen in Besitz genommen, von La Bourdonnais trefflich organisirt und Isle=de=France genannt. Sie enthält etwa 55½ □M., hat viele Kokosbäume, schöne Papageien, große Schildkröten, schönes Ebenholz und beträchtlichen Weizen= und Reisbau; ferner Kaffee, Zucker und Indigo, auch ist die Gewürznelke hier einheimisch gemacht. 1799 lieferte sie zur Ausfuhr 200,000 Ctnr. Zucker, 6000 Ctnr. Caffee, 3000 Ctnr. Indigo, 5000 Ctnr. Baumwolle und 200 Ctnr. Nelken. Die Erhaltung dieser Insel kostete Frankreich jährlich mehr, als sie einbrachte, sie wurde aber beibehalten, da sie für den ostindischen Handel von größter Wichtigkeit ist. 1799

zählte man hier 9000 Weiße, 55,230 Negersklaven und 1300 freie Neger. Sie hat zwei vortreffliche Häfen, den großen Hafen in Südosten und den kleinen Hafen in Nordosten, an welchem letztern Portlouis, die einzige Stadt, erbaut ist. Isle-de-France, welches vermöge seiner Lage der Schifffahrt der Engländer bedeutenden Schaden zufügte, ward von diesen am Ende 1810 eingenommen und ist im Frieden 1814 an sie abgetreten worden. S. Milbert's „Reise nach Isle-de-France, dem Cap und Teneriffa im J. 1801 fg." (a. d. Französischen von Blumhof, Frankfurt a. M. 1825) und Ch. Grant's „History of Mauritius, or the Isle of France" (London 1801).

Ismaeliten, eine mohammedanische Secte, die ursprünglich zu den Schiiten, den Anhängern Ali's und Gegnern der Sunniten, gehörte; als aber im ersten Jahrh. der Hedschra die Imanswürde derselben von dem frühverstorbenen Ismael, dem Erstgeborenen des Imans Djafar-el-Sadek, einem Nachkommen Ali's, auf dessen jüngern Sohn Muse überging, von Letzterm abfiel und seitdem Ismael's Nachkommen für ihre rechtmäßigen Imans erkennt. Sie werden von den orientalischen Geschichtschreibern nebst den Naissiriern unter die Bathenin oder Bateniten, d. h. Anhänger der innern, allegorischen Lehre des Islamismus, gerechnet. Vom 8. bis ins 12. Jahrh. behaupteten sie im Orient eine bedeutende Macht. Unter dem Namen Karmaten (wie sie von dem Geburtsorte ihres Oberhauptes Karfeh Karmati bei Kufe im 8. Jahrh. genannt wurden) verwüsteten sie Irak und Syrien. In Persien, welches sie um diese Zeit ebenfalls überschwemmten, nannte man sie Meladehs, d. h. Gottlose oder Talimiten, weil sie sich zu Talim's Lehre, der Mensch könne die Wahrheit nur durch Unterricht lernen, bekannten. Eine Dynastie der Ismaeliten, von Mohammed Abu-Obkid-Allah gestiftet, eroberte um 910 Ägypten und wurde erst 1177, wo sie mit Adhed-Udin-Allah ausstarb, von Saladin, dem Khalifen von Bagdad, überwältigt. Der andre noch bestehende ismaelitische Stamm gründete 1090 unter dem Iman Hassan Ben-Sabbah ein Reich in Syrien, das dem Orient durch seine kriegerische Größe furchtbar ward. Hassan ist, wie seine 7 Nachfolger, im Occident unter dem Namen der Alte vom Berge bekannt, weil er seinen Sitz auf der Bergfestung Mesiade in Syrien hatte. Von hier sandte er seine Krieger (die wegen des unmäßigen Genusses des bis zur Wuth berauschenden Hanfblattes oder Bilsenkrautes, arab. Haschischeh, Haschischim heißen) auf Raub und Meuchelmord aus; daher diese Ismaeliten im Occident den Namen Assassinen (verstümmelt von Haschischim) erhielten und noch jetzt der Meuchelmord in den westlichen Sprachen Assassinat und Meuchelmörder Assassinen genannt werden. Die Mongolen machten der Herrschaft des Alten vom Berge, der nach v. Hammer's Untersuchungen kein Fürst, sondern nur ein Sectenhaupt war, am Schlusse des 12. Jahrh. ein Ende; seitdem haben sich nur noch ohnmächtige Überreste der Ismaeliten, von denen um 1020 auch die Drusen ausgegangen waren, in Persien und Syrien erhalten. Zu Khekh, im persischen District Khom, hat noch jetzt ein ismaelitischer Iman seinen Wohnsitz, der von den bis nach Indien hin zerstreuten Ismaeliten wie ein Gott verehrt und mit ihrem Raube beschenkt wird, wovon er dem Schach von Persien einen ansehnlichen Tribut zahlt. Die syrischen Ismaeliten wohnen um das alte Mesiade westlich von Hamah und in dem Gebirge Semmack am Libanon, und werden unter türkischer Hoheit von einem eignen Scheikh regiert, der, für einen jährl. Tribut von 16,500 Piastern an die Türken, die reichen Einkünfte des fruchtbaren, durch Ackerbau und Handel (mit Baumwolle, Honig, Seide und Öl) blühenden Landes der Ismaeliten genießt. Dies Volk wird von neuern Reisenden wegen seiner Gastfreiheit, Häuslichkeit, Sanftmuth und Religiosität gerühmt. Seinen Wohlstand hat es aber in einem Kriege gegen die Nosairier (s. d.), welche 1809 Mesiade einnahmen und Alles verwüsteten, größtentheils verloren, und fristet nun, obwol seit 1810 wieder in den Besitz seiner Wohnplätze ein-

gesetzt, ein kümmerliches Dasein. An seinem Separatismus in der Religion hält es indeß noch streng. Der ismaelitische Glaube verehrt mit allen Schiiten den Propheten Ali als die eingefleischte Gottheit, und Mohammed als einen Gesandten Gottes und Verfasser des Korans. Alle Ismaeliten nennen sich Seid, d. h. Abkömmlinge der Familie Mohammed's, und tragen den grünen Turban zum Zeichen ihres vorgeblichen Adels. Zufolge ihrer Auslegung des Korans glauben sie an eine übernatürliche Mittheilung der Gottheit durch die Propheten (Imans), und an die Seelenwanderung, leugnen Paradies und Hölle, beobachten die Reinigungen und Fasten der orthodoxen Mohammedaner nicht, und wallfahrten, anstatt nach Mekka, nach Nadjef, dem Begräbnißorte Ali's, 4 Tagereisen von Bagdad. Öffentliche Tempel haben sie nicht, und ihre einfachen Gebräuche deuten mehr als die mohammedanischen auf reinen Theismus hin. S. eine Abhandlung des Generalconsuls in Aleppo, Rousseau, über die Ismaeliten und Nassairier, übersetzt von Bruns in Stäudlin's „Archiv für Kirchengeschichte", 2. Bd. E.

Ismail (mold. Smil), Stadt und Festung in der russischen Provinz Bessarabien, am nördlichen Hauptarme der Donau, etwa 15 deutsche Meilen vom schwarzen Meere. Sie war vormals reich und bevölkert, wird aber jetzt nur von einigen Moldauern und Armeniern bewohnt, welche Gerbereien unterhalten. In dem russisch-türkischen Kriege wurde Ismail von Suwaroff 1790 (22. Dec.) mit Sturm und einem schaudervollen Gemetzel genommen.

Isokrates, einer der berühmtesten griechischen Redner, geb. zu Athen, (436 v. Chr.) Seine vorzüglichsten Lehrer waren Gorgias, Prodicus und Protagoras. Wegen seiner schwachen Stimme und einer ihm angeborenen Furchtsamkeit wagte er es nicht leicht, sich öffentlich hören zu lassen. Dagegen beschäftigte er sich desto eifriger mit dem Unterrichte in der Redekunst und mit Verfertigung von Reden für Andre. Daß er von Beidem einen ansehnlichen Gewinn zog, erhellt daraus, daß er für eine Rede, die er für den König von Cypern, Nikokles, geschrieben, ein Geschenk von 20 Talenten (27,000 Thlrn.) erhielt. Den Unterricht in der Redekunst ließ er sich von Fremden mit 1000 Drachmen (213½ Thlr.) bezahlen, und Plutarch berichtet, daß ihm dieser Unterricht überhaupt 1000 Minen (oder 22,000 Thlr.) eingebracht habe. In seiner Kindheit war er ein Gespiele des Plato, sie blieben Freunde bis in das späteste Alter. Auch war er ein großer Verehrer des Sokrates. Nach dessen Tode, der alle seine Schüler mit Furcht und Entsetzen erfüllte, hatte er allein den Muth, sich öffentlich in Athen in Trauerkleidern zu zeigen. Ein andres Beispiel von Furchtlosigkeit gab er, indem er den Theramenes, der von den 30 Tyrannen in die Acht erklärt worden war, öffentlich vertheidigte. In der Folge schien ihn jedoch dieser Muth verlassen zu haben; denn nie wagte er es ferner, öffentlich aufzutreten und in den Volksversammlungen für das Beste des Staats zu wirken. Dies war auch die Ursache, warum er nicht zu Ämtern gelangte, zu denen man sich in Athen nur durch öffentliche Beredtsamkeit emporschwingen konnte. Übrigens hatte die Beredtsamkeit ihm Vieles zu verdanken; er setzte ein besonderes Verdienst in einen gebildeten Styl und in eine harmonische Rundung der Sprache. Deßhalb kostete ihn das Verfertigen, Feilen, Wiederfeilen und Umändern seiner Reden viel Zeit, und daher kommt es, daß er auch nur wenige geliefert hat. Seine berühmte Lobrede auf Athen (Panathenaikos) beschäftigte ihn 10 Jahre. Als Fehler warfen ihm die Kritiker seiner Zeit vor, daß sein Styl oft weitschweifig und mit Zierrathen überladen sei, daß er mehr dem Ohre zu schmeicheln als das Herz zu erschüttern suche, daß er seine Gedanken den Worten sklavisch unterwerfe und oft müßige Ausdrücke und unpassende Figuren gebrauche, um seinen Perioden gehörige Rundung zu geben. Da übrigens seine Reden alle nach einerlei Zuschnitt verfertigt waren, so erregten sie durch Mangel an Abwechselung am Ende Kälte und Überdruß. Sie hatten die wichtigsten Punkte der Sittenlehre und Politik zum Gegenstande. Seine

Ermahnungen an die Fürsten waren so mild, daß diese nicht dadurch verwundet werden konnten, und ihn am Ende noch belohnten. Er wußte ihnen auch auf die feinste Art zu schmeicheln. Ein Beweis davon ist der Brief, den er, in einem Alter von 90 Jahren, an den macedonischen König Philipp schrieb. Dennoch wünschte er Griechenlands Freiheit, und zwar mit solcher Innigkeit, daß er sich aus Verdruß über das unglückliche Treffen bei Chäronea im 98. Lebensjahre zu Tode hungerte. Unter seinem Namen hatte man zu Plutarch's Zeiten 60 Reden, von denen aber nicht die Hälfte für echt gehalten wurde. Jetzt sind deren noch 21 übrig, von denen der „Panegyricus" (eine Rede, in welcher er die Griechen zur Eintracht und zum Kriege gegen die Perser ermuntert, von Morus und Spohn, Leipzig 1817, Pinzger und Dindorf 1825 und 1826 herausgegeben, und von Wieland im „Attischen Museum" übersetzt) und der „Panathenaicus" die vornehmsten sind, nebst 10 Briefen. Die neuesten Ausg. sämmtlicher Reden sind von Lange, Halle 1803, und von Koray, Paris 1806 fg., 2 Thle. (in der „Hellenischen Bibl."). Von den ältern sind empfehlenswerth die Ausg. von H. Wolf, von Henricus Stephanus und Imm. Bekker (in dessen „Sammlung der attischen Redner").

Isoliren heißt in der Lehre von der Elektricität einen Körper außer Verbindung mit weiterleitenden setzen. Z. B. wenn man einen Körper, den man elektrisiren will, auf Füße von Glas setzt, so ist er, weil das Glas die Elektricität nicht leitet, **isolirt**, deßgleichen auch, wenn man ihn an einen seidenen Faden hängt, oder frei in trockener Luft schweben ließe. Um einen zu elektrisirenden Körper zu isoliren, bedient man sich des **Isolirschemels**, welches ein Harzkuchen ist, der auf gläsernen Füßen steht.

Isouard (Nicolo), s. **Nicolo**.

Ispahan (Hispahan, Isfahan), vordem die Hauptstadt Persiens und eine der größten Städte in der Welt, in der Provinz Irak Adschemi, mit einer prächtigen Brücke am Zenderud, hatte 3 Meilen im Umfang und 400,000 Einwohner (nach Morier). Noch bewundert man den Palast des Schah Abbas, den berühmten Spazierplatz Tscherbay, den Lustgarten Asardscherib und andre Denkmäler der Baukunst. Es ward daselbst ein ausgebreiteter Handel von den meisten asiatischen Nationen getrieben. In der Festung ward der königl. Schatz verwahrt. Diese berühmte Stadt, zu Chardin's Zeiten von einer Mill. Menschen bewohnt, ist in den Unruhen, die auf Schah Nadir's Tod folgten, größtentheils zerstört worden, doch blühen daselbst noch immer Manufacturen und Handel.

Israel und **Israeliten**, s. **Jakob** und **Hebräer**.

Israelitische Christen, die zum Christenthum bekehrten Juden in Rußland. Eine kaiserliche Verordnung vom 25. März a. St. 1817 ertheilt ihnen, nächst vollkommener Freiheit in der Wahl ihrer christlichen Confession und besondern Ländereien zum Anbau eigner Colonien, Freiheit aller Gewerbe ohne Zunftzwang, vollständiges Bürgerrecht, Unabhängigkeit von den Localobrigkeiten, Selbstregierung durch ihre eignen selbsterwählten Obern, welche einem kaiserl. Wohlfahrtsausschusse unmittelbar untergeben sind, Befreiung von Kriegs- und Staatsdienst, von Einquartirung, Unterhaltung der Posten, Vorspann und allen Abgaben auf 20 Jahr, wo sie den übrigen Unterthanen gleichgestellt werden sollen. Nach Beschaffenheit der von ihnen gewählten christlichen Confessionen sollen sie eigne Gemeinen bilden, in denen kein fremder Christ oder Jude sich ansiedeln, wol aber jeder ausländische Proselyt nach Bezahlung seiner Schulden aufgenommen werden darf. 31.

Istakar, s. **Persepolis**.

Istambol, s. **Konstantinopel**.

Isthmische Spiele, s. den folg. Art.

Isthmus, jede Erdenge, insbesondere die Erdenge bei Korinth, welche den Peloponnes mit dem festen Lande verbindet. Auf derselben war dem Neptun ein

berühmter Tempel geweiht, neben welchem die isthmischen Spiele gefeiert wurden. Auf der einen Seite des Tempels standen die Statuen der Sieger in diesen Spielen, und auf der andern war ein Hain von Fichten. In dem Tempel standen 4 Pferde, welche bis auf die elfenbeinernen Hufe ganz vergoldet waren; neben den Pferden zwei Tritonen, die von oben bis zur Hälfte vergoldet und von da an aus Elfenbein verfertigt waren. Hinter den Pferden stand ein Wagen mit den aus Gold und Elfenbein verfertigten Bildsäulen Neptun's und Amphitrite's. Nicht weit vom Tempel sah man ein ansehnliches Theater und das Stadium von weißen Steinen, wo die Spiele gehalten wurden. Der ganze Isthmus war dem Neptun heilig, der daher Isthmios genannt wurde. Die isthmischen Spiele (Isthmia, sc. solennia oder certamina) wurden nach der gewöhnlichen Meinung zur Ehre des Palämon oder Melicertes gestiftet. (S. Ino.) Andre behaupten, Theseus habe sie zu Ehren Neptun's angeordnet. Wahrscheinlich waren diese Spiele, die anfangs nur in der Nacht gehalten wurden, wieder eingegangen; Theseus aber erneuerte sie und befahl, sie auch am Tage zu feiern. Eben weil nun Theseus ihr Stifter oder doch Erneuerer gewesen war, führten auch die Athenienser daselbst den Vorsitz. Ganz Griechenland nahm daran Theil, nur die Eleer aus folgender Ursache nicht. Als einst die Söhne des Aktor zu diesen Spielen reiten wollten, wurden sie bei Elea von Hercules erschlagen. Ihre Mutter Melione entdeckte den Mörder, der sich eben in dem Gebiete von Argos aufhielt. Sie verlangte daher von den Argivern Genugthuung, und bat, als diese sie weigerten, die Korinther, daß sie den Argivern, als Störern der öffentlichen Sicherheit, den Zutritt zu den Spielen versagen möchten. Da nun diese ebenfalls in ihr Begehren nicht willigten, so belegte Melione alle Eleer mit dem entsetzlichsten Fluche, wenn sie an diesen Spielen je wieder Antheil nehmen würden. Sie wurden übrigens mit derselben Pracht, wie die olympischen und andre öffentliche Spiele, zwei Mal in jeder Olympiade, wahrscheinlich im Herbste, gefeiert; auch waren die Kampfübungen dieselben. Die Sieger wurden anfangs mit Kränzen von Fichtenzweigen, nachher aber mit Kränzen von trockenem und welkem Eppich geschmückt. Später wurden die Fichtenkränze wieder eingeführt.

Istria, Histerreich, eine Halbinsel des nordöstlichen Italiens, am adriatischen Meere, die gegen 75 □M. groß ist, mit 140,750 Einw. Sie grenzt an Krain, Friaul und Kroatien, hat ungesunde Luft, ist aber reich an Wein, feinem Öle, Wiesenwachs, Honig, Salz, Schiffbauholz, auch wichtigem Fischfang, Marmor und Bausteinen. Die Einwohner der Städte sind von ital. Abkunft; die auf dem Lande hingegen sind slavischen Ursprungs, und reden eine sehr rauhe Sprache. Eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Istrier ist ihr unüberwindlicher Hang zum Nichtsthun. Der gemeine Mann arbeitet nie mehr, als um für den Tag leben zu können; verdient er zufälligerweise einmal mehr als er gerade gebraucht, so feiert er, bis Alles zu Ende ist, und bleibt durch einen andern Zufall sein täglicher Gewinn einmal aus, so lebt er auf Kosten Andrer, d. h. er bettelt, oder er stiehlt und raubt. Daher die große Unsicherheit für Reisende in diesem sonst so anziehenden Lande, welcher nur durch unerbittliche Strenge in Bestrafung jedes Frevels gesteuert werden kann. Die wohlthätigen Folgen einer strengen Regierung empfand man deutlich unter der Herrschaft der Franzosen, wo die Räubereien auf offener Straße zu den größten Seltenheiten gehörten, während man jetzt unter der milden, dem Charakter des Istriers aber durchaus nicht angemessenen Regierung Östreichs keine Stunde sicher ist. In den alten Zeiten gehörte Istrien, wie jetzt wieder, zu Illyrien, wurde aber von August und Tiber zu Italien geschlagen. Nach und nach hatte sich Venedig bis zu Anfange des 15. Jahrh. den ganzen Landstrich unterworfen. Die Venetianer besaßen über zwei Dritttheile des Landes; das Übrige, was gegen Nordosten liegt, gehörte Östreich (östr. Istrien, worin die Grafschaft Mitterburg mit der Stadt gleiches Namens), und machte einen Theil des Herzog-

thums Krain aus. Im venetianischen Antheile zählt man 70,000 Einwohner. Seit dem Frieden von Campo-Formio besetzte Östreich auch diesen größern Theil des Landes, zu welchem noch mehre venetianische Besitzungen geschlagen und von Östreich 1804 zu dem Gouvernement von Triest gezogen wurden. Als aber der östr. Kaiser in dem Frieden zu Presburg auf die sämmtlichen venetianischen Besitzungen Verzicht geleistet hatte, mußte er auch Istrien an die franz. Regierung abtreten. Späterhin kam es zu den Illyrischen Provinzen (s. d.) und 1813 an Östreich zurück. Seit 1815 bildet es nebst Triest den triester oder istrianer Kreis des östr. Königreichs Illyrien. Die wichtigsten Orte sind Capo d'Istria (Ägiola), ehemals die Hauptstadt und Festung, Rovigno (Trevigno), die reichste Stadt, mit 9500 Einw. und 2 Häfen, und Pirano, ein bedeutender Seehafen. Das Amphitheater zu Pola war in alten Zeiten berühmt und mochte gegen 18,000 Menschen fassen.

Italien (Welschland, d. i. das Land der Undeutschen), ehemals der Sitz der Weltherrschaft, seit der Völkerwanderung aber nicht mehr ein selbständiges Ganzes, doch immer durch seine herrliche Natur und große Erinnerungen der Stolz seiner Bewohner und das Verlangen der Ausländer, erstreckt sich von den Alpen (46° N. Br. bis 38°) als eine schmale Halbinsel ins mittelländische Meer hinein, das im O. Italiens das adriatische, im W. das etrurische Meer heißt. Von den Meeralpen (s. Alpen) an ziehen sich als Hauptgebirge die Apenninen mitten durch das Land, scheiden die Lombardei vom Genuesischen und Toscana, dann dieses von Romagna, durchschneiden den Kirchenstaat und laufen durchs Königreich Neapel bis an die Meerenge von Messina. Oberitalien (die Lombardei) ist besonders wasserreich; der Po, dem aus den großen Seen am Fuße der Alpen (Lago Maggiore, di Lugano, di Como, d'Iseo und di Garda) eine Menge Flüsse zuströmen, und die Etsch (Adige) sind dort die Hauptflüsse; beide kommen von den Alpen und ergießen sich ins adriatische Meer. In Mittelitalien (Toscana und der Kirchenstaat) entspringen der Arno und die Tiber in den Apenninen und fließen ins tyrrhenische (etrurische) Meer. In Unteritalien (Neapel) fehlt es an großen Flüssen, wegen der Kürze ihres Laufs vom Gebirge nach der See; der Garigliano ist der bedeutendste. Die Luft ist warm ohne unerträgliche Hitze und fast überall gesund; der Winter, auch in Oberitalien, sehr gelinde; in Neapel schneit es fast nie. Die Fülle und Trefflichkeit der Landeserzeugnisse sind dem schönen Klima angemessen. In N. wie in S. wird an vielen Orten zwei-, drei Mal des Jahrs geerntet. Geognostisch ist besonders merkwürdig die vulkanische Beschaffenheit der Küsten Unteritaliens, namentlich der Gegend von Puzzuoli und des Vesuvs; gleiche Beschaffenheit haben die nahen Inseln im Mittelmeere. Die Einwohnerzahl, in keine Vergleichung zu stellen mit der frühern Bevölkerung dieses schönen Landes von 5762 □M., wird auf 19,700,000 geschätzt. Der sonst heitere italienische Nationalcharakter, den immer heftige Leidenschaften auszeichneten, ist durch langwierige Unterdrückung in düstere sinnliche Selbstsucht verkehrt worden; doch findet man in den unverdorbenen Landleuten noch das feurige Blut, die alte südliche Lebendigkeit. Dabei ist dem Italiener eine gewisse Schlauheit und geistige Gewandtheit, sowie die Liebe zum Gelde eigen, die ihn zum Kaufmanne stempeln. Im Mittelalter waren Venedig, Genua, Florenz, Pisa die Hauptstapelplätze des Welthandels aus Ostindien, und Italiener (damals in Deutschland und Frankreich ohne Unterschied Lombarden genannt) waren des Handels wegen durch ganz Europa verbreitet; die Entdeckung des Seewegs entzog ihnen den indischen Handel, und seitdem sank der Flor jener Republiken. Der Italiener, auf eignen Gewerbfleiß und Handel mit eignen Erzeugnissen fast allein beschränkt, ist gleichwol immer ein geschickter und thätiger Kaufmann geblieben. Ehe vor dritthalbtausend Jahren das übermächtige Rom alle Lebenskraft Italiens in Einen Punkt zusammenzog, war dieses Land, und größtentheils von gebildeten Nationen, zahlreich bevölkert. Nur im Norden Italiens, der am längsten den Rö-

mern widerstand, wohnte ein halb wildes Volk, die Gallier; weiter hinab, am Arno und der Tiber, eine Menge kleiner Völkerschaften, die, wie die Etrusker, Samniter, Latiner, größtentheils durch eidgenossische Verbindung ihr betriebsames Leben zu sichern suchten und ihre Freiheit den Römern theuer verkauften. Weniger eng verbunden, oft einander feindlich, waren die griech. Colonien Unteritaliens, Großgriechenland genannt. Wie alle diese Völker dem selbstsüchtigen Rom unterworfen worden, gehört in die Geschichte dieser Stadt. In der Geschichte der Überwinder verschwindet die der Überwundenen; es beginnt daher die spätere Geschichte von Italien mit dem Sturze des weströmischen Reichs. Italiens alte Geographie hat Mannert (Leipzig 1823, 2 Thle.) aus den Quellen lehrreich dargestellt und das Verhältniß der Naturbedingungen zu dem Staatsleben der Bewohner gut nachgewiesen.

Die erste Periode von Odoaker (476) bis Alboin (568) umfaßt die Herrschaft der Heruler und Rugier, sowie das ostgothische Reich. Romulus hieß der Erbauer der weltbeherrschenden Stadt; Augustus gründete darin die Universalmonarchie, und Romulus Augustulus hieß ihr letzter ohnmächtiger Kaiser, dem seine deutsche Leibwache das fernere Herrschen untersagte. Odoaker, ihr Hauptmann, der sich an seine Stelle setzte, nannte sich König von Italien, wodurch dieses Land aus der Ländermasse des römischen Reichs zuerst wieder gesondert hervortrat. Selbständigkeit aber und neue Kraft konnte auch dieser wackere Deutsche dem verderbten Geschlechte der Italiener nicht geben; nur Verschmelzung mit einem Naturvolke konnte ihre Wiedergeburt bewirken. Schon stand ein solches Volk an den Grenzen Italiens. Dietrich (s. Theodorich), König der Ostgothen, von dem oströmischen Kaiser Zeno hierzu veranlaßt, warf 493 das Reich Odoaker's um und gewann ganz Italien sich zum Königreiche, seinen Gothen aber, die sich von den Alpen bis Sicilien verbreiteten, zum Eigenthum. Nur in den adriatischen Lagunen behauptete ein Völkchen von Schiffern und Salzsiedern, die vor Attila's Verheerungen dahin geflohen, seine Freiheit und Eidgenossenschaft. Dietrich, der Versöhner nordischer Kraft mit südlicher Bildung, ist mit Recht der Große genannt, und unter dem Namen Dietrich von Bern (Verona) einer der ersten Helden im altdeutschen Fabelkreis geworden. Aber in seinem Volke unterlag nur zu bald die deutsche Kraft der römischen Verderbniß. Vergeblich machte der wackere Totila der Kriegskunst des Belisar die fast vollendete Eroberung zehn Jahre lang streitig. Nachdem er 552, und Tejas 553 in der Schlacht gefallen waren, gehörte Italien wieder zu dem oströmischen Kaiserreiche, unter einem Statthalter, der zu Ravenna saß. Aber der erste Exarch, der Feldherr Narses, ein Eunuch, ward durch die Ränke des byzantinischen Hofes verdrängt, und sein Nachfolger versäumte den Schutz der Alpenpässe. Da fielen die Longobarden ins Land, ein deutsches Volk, das von der Niederelbe her nach Pannonien eingewandert war. Sie eroberten unter König Alboin die nach ihnen genannte Lombardei fast ohne Schwertstreich. Ihre Herrschaft war den Wissenschaften und Künsten weniger günstig als die der Gothen.

Zweite Periode, von Alboin bis Karl d. Gr. (774), oder Periode des Longobardenreichs. Das Königreich der Longobarden begriff Oberitalien, Toscana und Umbrien. Außerdem errichtete Alboin in Unteritalien zu Benevent ein Herzogthum, womit er den Zotto belehnte. Das ganze longobardische Italien war in dreißig große Lehne getheilt, unter Herzogen, Grafen ꝛc., die bald erblich wurden. Neben dem neuen Reiche bestand die Eidgenossenschaft der Flüchtlinge in den Lagunen in unstörbarer Freiheit. Die Eiländer gaben sich 697 durch Erwählung des ersten Dogen, Anafesto, eine Centralregierung, und die Republik Venedig (s. d.) war gebildet. Ravenna, der Sitz des Exarchen, nebst Romagna, die Pentapolis oder die fünf Seestädte (Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia und Ancona), und fast die ganze Küste von Unteritalien, wo Amalfi und Gaeta eigne Herzoge griechischer Nation hatten, blieben nebst Sicilien und der Hauptstadt Rom, die ein Pa-

tricier in des Kaisers Namen regierte, unerobert. Die geringe Abhängigkeit von dem Hofe zu Byzanz verschwand fast ganz, als Leo der Isaurier im Anfange des 8. Jahrh. durch seine Bilderstürmerei die orthodoxen Italiener erbitterte. Die Städte verjagten seine Beamten und gaben sich Consuln und einen Senat wie in alter Zeit. Rom erkannte dabei zwar nicht die Herrschaft, doch eine gewisse väterliche Gewalt seiner Bischöfe, die durch Heiligkeit solches verdienten, auch im Weltlichen an. Die Päpste, in ihren Bemühungen, die Freiheit Roms gegen die Longobarden zu schützen, vom byzantinischen Hofe verlassen, wandten sich deßhalb gewöhnlich an die fränkischen Könige. Für den gegen König Astolf zu hoffenden Beistand salbte nicht nur Papst Stephan III. den 752 mit Genehmigung des Papstes Zacharias zum König der Franken erhobenen Pipin im J. 753, sondern erlaubte sich, nebst der Gemeinde von Rom, ihn zum Patricier zu ernennen, wie bisher des Kaisers Statthalter geheißen. Karl der Gr. bekriegte, der römischen Kirche zum Beistand, den longobardischen König Desiderius, nahm ihn in seiner Hauptstadt Pavia gefangen und vereinigte dessen Reich mit der fränkischen Monarchie (774); in der Folge gab er Italien einen eignen König in seinem Sohne Pipin. Vergeblich waren aber seine Unternehmungen gegen das Herzogthum Benevent, dessen Unabhängigkeit Herzog Arichis behauptete, und gegen die Republiken in Unteritalien, wo besonders Neapel, Amalfi und Gaeta durch Schifffahrt und Handel zu großem Reichthum gelangten. Das Exarchat nebst den fünf Städten hatte Pipin schon 756 dem Papste geschenkt und Karl d. Gr. bestätigte die Schenkung, doch vollendete erst Innocenz III. um 1200 die weltliche Hoheit der Päpste.

Dritte Periode, von Karl d. Gr. bis Otto d. Gr. (961), oder Periode der Karolinger und Zwischenreich. Leo III. belohnte den König der Franken am Weihnachtstage 800 mit der abendländischen Kaiserkrone, die eines Karls bedurfte, um sich aus dem Nichts zu erheben. Aus Abneigung gegen die Franken aber, deren Eroberung man als einen neuen Barbareneinfall ansah, schlossen sich die freien Städte, Rom ausgenommen, wieder fester an das oströmische Reich an. Das fränkische Italien kam noch bei Karls Lebzeiten an seinen Enkel Bernhard (810). Als aber dieser sich von seinem Oheim Ludwig dem Frommen unabhängig machen wollte, ward er abgesetzt und geblendet. Nun blieb Italien unmittelbarer Bestandtheil der fränkischen Monarchie bis zur Theilung im Vertrage von Verdun (843), worin es nebst der Kaiserwürde und dem später sogenannten Lothringen dem ältesten der Söhne Ludwigs, Lothar I., zufiel. Dieser überließ die Regierung (850) seinem Sohne Ludwig II., dem löblichsten der italischen Fürsten karolingischen Stammes. Nach seinem Tode (875) ward Italien der Zankapfel des ganzen Hauses. Zuerst nahm Karl der Kahle von Frankreich es in Besitz, als er gestorben (877), Karlmann, König von Baiern, welchem (880) sein Bruder Karl der Dicke, König von Schwaben, folgte. Dieser vereinigte die ganze fränkische Monarchie zum letzten Male. Seine Absetzung (887) war die Epoche der Gesetzlosigkeit und der bürgerlichen Kriege in Italien. Berengar, Herzog von Friaul, und Guido, Herzog von Spoleto (nebst dem Markgrafen von Ivrea, die einzigen von jenen 30 übrigen großen Vasallen), buhlten mit einander um die Krone, Guido ward zum König und Kaiser gekrönt, und nach seinem Tode (894) auch sein Sohn Lambert. Arnulf, der karolingische König der Deutschen, machte sein Recht auf die ital. Königs- und Kaiserkrone geltend (896), konnte sie aber, wie fast alle seine Nachfolger, nicht länger als sein Aufenthalt in Italien dauerte behaupten. Nach Lamberts und Arnulfs Tode (898 u. 899) trat Ludwig, König von Niederburgund, als Nebenbuhler Berengars I. auf; daher dieser tapfere, edle Fürst, obgleich 894 zum König und 915 zum Kaiser gekrönt, erst nach des Kaisers Ludwig III. Vertreibung (905) und nach Bekämpfung eines andern Nebenbuhlers, Rudolf von Oberburgund, zur ruhigen Regierung gelangte; doch konnte er bei der Auflösung des Staats, auch unter in-

nerer Ruhe, das Reich nicht gegen die räuberischen Einfälle der Saracenen (von 890 an) und Ungarn (von 899 an) wirksam vertheidigen. Nach seiner Ermordung (924) vertauschte Rudolf II. seine Ansprüche an Hugo, Grafen von Provence, gegen dieses Land. Hugo suchte durch blutige Tyrannei den unsichern Thron Italiens zu befestigen. Der Neffe desselben, Berengar, Markgraf v. Ivrea, floh vor seinen Nachstellungen zu Otto dem Gr. nach Deutschland (940), sammelte dort ein Heer von Ausgewanderten, kehrte zurück und stürzte 945 Hugo, der seinen weniger verhaßten Sohn Lothar zum Nachfolger erhielt; Berengar ward dessen erster Rath. Nachdem aber Lothar, wie es hieß, von Berengar vergiftet, 950 gestorben war, wollte Letzterer seine Witwe, die schöne Adelheid, zu einer Heirath mit seinem Sohne Adelbert wider ihren Willen nöthigen. Seinen Mißhandlungen und ihrem Kerker entronnen, fand sie Schutz in der Burg Canossa; hier von Berengar II. belagert, bat sie den deutschen König Otto I. um Beistand. Dieser zog über die Alpen, befreite sie, eroberte Pavia, wurde König der Franken und Longobarden 951 und vermählte sich mit Adelheid. Einer schleunigen Unterwerfung und der Abtretung Friauls, des Schlüssels von Italien, welches Otto seinem Bruder Heinrich gab, verdankte es Berengar, daß er noch ferner als Ottos Vasall regieren durfte. Als aber nach zehn Jahren von Italiens Großen neue Klagen gegen ihn einliefen, kehrte Otto zurück (961), ließ ihn absetzen und gefangen nach Bamberg führen, und vereinigte, nachdem er selbst 961 mit der eisernen Krone in Mailand zum König von Italien gekrönt worden war, diese Krone mit der deutschen. Otto gab die großen Reichslehen an Deutsche, und den ital. Städten Vorrechte, welche eine freie Verfassung begründeten, der sie in einem fast immer anarchischen Lande bald entgegenreiften. Die Bereicherung der Päpste durch die Frankenkönige, welche ihren, unter Leo IV. und seines Gleichen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Regierung befördert hatte, war durch die im 10. Jahrh. eingerissene Verderbniß des päpstlichen Hofes der erste Grund seines Sinkens geworden. Die Geistlichkeit und das Volk wählten den Papst nach dem Willen der Consuln und weniger Patricier. So geschah es, daß in der ersten Hälfte des 10. Jahrh. zwei vornehme buhlerische Weiber über den heil. Stuhl verfügten. Theodora erhob auf ihn (914) ihren Liebhaber Johann X., und deren Tochter Marozia ihren Sohn, Johann XI. Des Letztern Bruder, Alberich von Camerino, sowie dessen Sohn Octavian, waren unumschränkte Herren von Rom, Letzterer auch Papst unter dem Namen Johann XII. bei einem Alter von 20 J. (956). Otto d. Gr., den er 962 in Rom zum Kaiser gekrönt, setzte ihn ab, und Leo VIII. an seine Stelle; das Volk dagegen, auf sein Wahlrecht eifersüchtig, wählte Benedict V. Die Päpste wurden von nun an, statt über das Volk von Rom zu herrschen, von ihm abhängig. Noch behaupteten in Unteritalien die Republiken Neapel, Gaeta und Amalfi gegen das longobardische Herzogthum Benevent, ihre Unabhängigkeit; und zwar desto leichter, seit (839) dasselbe erst unter Siconolf zu Salerno und Radelchis zu Benevent, dann noch vielfacher getheilt wurde, und seit sie mit den Herzögen einen gemeinschaftlichen Feind in den Saracenen zu bekämpfen hatten, welche beide früher (um 830) aus Sicilien herübergerufen, um sie als Hülfsvölker gegen einander zu gebrauchen, die sich aber selbst in Apulien niederließen und befestigten. Als Kaiser Ludwig II. und Kaiser Basilius Macedo mit vereinigter Kraft die Macht der Muselmänner gebrochen hatten (866), konnte sich jener dennoch in Unteritalien nicht behaupten; dagegen faßten die Griechen festern Fuß. Letztere bildeten aus den, den Saracenen abgenommenen Gegenden eine eigne Provinz, das Thema der Lombardei genannt, welches von einem Katapan (Generalstatthalter) zu Bari regiert, über 100 Jahre, doch der Freiheit der Republiken unbeschadet, unter ihrer Botmäßigkeit blieb. Selbst Otto dem Großen gelang es nicht ganz, sie aus Italien zu vertreiben; seinen Bemühungen zu diesem Zwecke machte die Heirath seines Sohnes, Otto II., mit der griech.

Prinzessin Theophania, sowie den erneuerten ähnlichen Versuchen des Letztern, die unglückliche Schlacht bei Basentello (980) ein Ende.

Vierte Periode, von Otto d. Gr. bis auf Gregors VII. (1073) Herrschaft der deutschen Könige. Gegen den Einfluß der Grafen von Tusculum, die den abwesenden Kaiser zu Rom vertreten wollten, versuchte ein edler Römer, der Consul Crescentius, Rom unter dem Scheine der alten Freiheit zu beherrschen (980). Otto II., seit 973 König, ließ, mit Eroberungsversuchen auf Unteritalien beschäftigt, dessen ruhmvolle, den lasterhaften Päpsten (Bonifaz VII. und Johann XV.) fürchterliche, Verwaltung ungestört. Als aber Otto III., der seit 983 in Deutschland herrschte, seinen Vetter, Gregor V., zum Papste erhob, ließ Crescentius diesen verjagen und vom Volke Johann XVI., einen Griechen, wählen; auch suchte er Rom zur Scheinherrschaft des byzantinischen Throns zurückzuführen. Otto setzte jedoch Gregor wieder ein, belagerte den Crescentius in der Engelsburg, nahm ihn gefangen und ließ ihn nebst 12 andern römischen Großen enthaupten (998). Allein die Römer brachen immer wieder den dem Kaiser geleisteten Eid der Treue und gehorchten nur der Gewalt. Nach Ottos III. Tode, 1002, hielten die Italiener ihre Verbindung mit dem deutschen Reiche für aufgelöst; man wählte zum König Harduin, Markgrafen v. Ivrea, der zu Pavia gekrönt wurde; Grund genug für Mailand, die Feindin Pavias, sich gegen ihn für Heinrich II. (in Italien I.) von Deutschland zu erklären. Ein bürgerlicher Krieg war die Folge, an welchem jede Stadt, auf ihre Mauern trotzend, mehr oder weniger Theil nahm. Heinrich wurde zwar in Pavia von den versammelten Großen zum König von Italien gewählt, allein es entstand ein Auflauf, in welchem ein Theil der Stadt in Feuer aufging, 1004. Erst nach Harduins Tode (1015) ward Heinrich von der ganzen Lombardei als König erkannt, sowie nach seinem Ableben Konrad II. (in Italien I.). Dieser machte auf einem Reichstage auf den roncalischen Feldern bei Piacenza 1037 die Erblichkeit der Lehen zum Reichsgrundgesetz, und suchte dem Staate Frieden und Festigkeit zu geben. Doch vergeblich; untilgbar wütheten die Fehden der immer mächtiger werdenden Städte und der Bischöfe gegen die Edelleute, und dieser gegen ihre Hintersassen. Das republikanische Rom, von der Familie des Crescentius geleitet, konnten weder Heinrich II. und Konrad II., noch die Päpste zum Gehorsam bringen. Als Heinrich III. (in Italien II.), Konrads Sohn und Nachfolger (1039), nach Italien kam (1046), fand er in Rom drei Päpste. Er setzte sie alle drei ab, ernannte an ihre Stelle Clemens II., und besetzte nachher stets aus eigner Macht den heil. Stuhl mit würdigen deutschen Geistlichen. Diese Reform gab den Päpsten ein neues Ansehen, das später seinem Nachfolger verderblich wurde (st. 1056). Während der langen Minderjährigkeit seines Sohnes Heinrich IV. (in Italien III.) gelang es der besonders durch den Mönch Hildebrand, nachher Gregor VII., geleiteten Politik der Päpste, eine Opposition, die bald zu einer furchtbaren Größe anwuchs, gegen die weltliche Macht vorzubereiten. (S. Papst.) Dazu trugen die Normänner bei. Schon seit 1016 hatten einzelne Krieger aus der Normandie sich in Calabrien und Apulien niedergelassen. Bundesgenossen, bald der Lombarden, bald der Republiken, bald der Griechen gegen einander und gegen die Saracenen, wurden sie durch kleine Kriege immer mächtiger. Leos IX. große Anstalten zu ihrer Vertreibung endigten mit seiner Niederlage und Gefangenschaft (1053). Dagegen verband sich Nicolaus II. mit den normännischen Fürsten und belehnte 1059 Robert Guiscard mit allen von ihm eroberten Ländern in Unteritalien. Seitdem stützte sich der Papst in seinem Kampfe mit der kaiserlichen Macht auf die Macht seines treuen Vasallen, des Herzogs von Apulien und Calabrien, wozu bald noch Sicilien kam. Während so im südlichen Italien die kleinen Staaten zu einem großen zusammenwuchsen, löste sich im Norden das Königreich in kleinere Staaten auf. Die lombardischen Städte gründeten ihre spätere Macht; Venedig,

Genua und Pisa waren bereits groß und stark. Die Pisaner, die 980 Otto II. gegen die Griechen in Unteritalien nachdrückliche Hülfe leisteten und 1005 die Saracenen daselbst tapfer bekämpften, wagten es, in Verbindung mit den nicht weniger kriegerischen und schifffahrtskundigen Genuesern, die Ungläubigen in ihren Wohnsitzen anzugreifen, und eroberten Sardinien zwei Mal (1017 und 1050), worauf sie es in mehren großen Lehnen unter ihre angesehensten Bürger vertheilten.

Fünfte Periode, von Gregor VII. bis auf den Fall der Hohenstaufen. Kämpfe der Päpste und Republiken mit den Kaisern. Gregor VII. demüthigte Heinrich IV. 1077. Urban II. wiegelte die eignen Söhne gegen den Kaiser auf. Konrad, der älteste, wurde 1093 zum Könige von Italien gekrönt, nach seinem Tode (1101) gelang es dem zweiten, Heinrich, den Vater vom Kaiserthrone zu verdrängen. Heinrich V., das Geschöpf des Papstes, trat bald als dessen Widersacher auf, schloß aber nach harten Kämpfen mit ihm das wormser Concordat 1122. Ein Hauptpunkt, der unverglichen blieb, erregte das 12. und 13. Jahrh. hindurch neue Zwiste, die Erbschaft Mathildens, Markgräfin v. Toscana (st. 1115), die alle ihre Güter mittelst Testaments, dessen Gültigkeit die Kaiser anfochten, dem päpstl. Stuhle vermacht hatte. Unterdessen bildete sich im Süden aus den Trümmern republikanischer Freiheit und Griechen- und Lombardenherrschaft der normännische Staat zum Königreich, unter Roger I. (1130. (S. Sicilien, beide.) In den kleinen Freistaaten im Norden Italiens war die Staatsgewalt gewöhnlich unter die Consuln, den kleinen Rath (credenza), den großen Rath und die Volksversammlung (parliamento) vertheilt. Kleine Fehden entwickelten ihre jugendliche Kraft. Dergleichen war die, welche mit der Zerstörung von Lodi durch die Mailänder endigte (1111), und die zehnjährige Belagerung Comos durch Heere aller lombardischen Städte (1118 — 28). Die Unterwerfung dieser Stadt erhob Mailand zur ersten Macht der Lombardei, mit der sich die meisten benachbarten Städte verbanden. Andre bildeten um ihre Nebenbuhlerin, Pavia, einen entgegengesetzten Bund. Streitigkeiten zwischen Mailand und Cremona veranlaßten zwischen beiden Vereinen den ersten Krieg (1129), dem der Streit Lothars II. und Konrads v. Hohenstaufen um die Krone bald eine andre Richtung gab. Dies der Ursprung der Gibellinen (Kaiserlichgesinnten) und Guelfen (der Anhänger der Guelfen, dann überhaupt der Partei der Päpste). In Rom erhob sich der, von Gregor VII. gefesselte Freiheitssinn in dem Maße wieder, als seine Nachfolger minder kräftig regierten. Die Schismen zwischen Gelasius II. und Gregor VIII., Innocenz II. und Anaclet II. erneuerten das Selbstgefühl der Römer. Arnold v. Brescia, früher (1139) wegen heftiger Predigten gegen den Luxus der Geistlichen des Landes verwiesen, ward ihr Führer (1146). Erst nach acht Jahren gelang es Adrian IV., dessen Sturz und Hinrichtung zu bewirken. Friedrich I. von Hohenstaufen (genannt Rothbart) zog sechs Mal über die Alpen, um sein Königthum in Italien gegen den Republikanismus der lombardischen Städte zu behaupten. Für Pavias Partei, als die schwächere, kämpfend, verheerte er 1154 das Mailändische, zerstörte Tortona und ließ sich in Pavia und Rom krönen. 1158 bezwang er Mailand, schleifte die Werke von Piacenza, und hielt einen Reichstag auf den roncalischen Feldern, wo er die kaiserl. Rechte im Sinne des justinianischen Codex ausdehnte, den Städten Vögte (Podestà) setzte und einen Landfrieden verkündete. Als seine Härte eine neue Empörung erregt hatte, verbrannte er Crema (1160), vertrieb nach Mailands Unterwerfung alle Einw. daraus und schleifte die Festungswerke (1162). Aber nur die Furcht vor seinen Waffen hielt seine Macht aufrecht. Als der Kaiser 1163 ohne Heer nach Italien kam, schlossen die Städte einen Verein für die Freiheit, der sich 1167 zum lombardischen Bunde bildete. Dieser Bund stellte Mailand her und baute, gegen das gibellinische Pavia, eine neue Stadt, dem Papste zu Ehren Alessandria genannt. Weder Friedrichs Statt-

halter, Christian, Erzbischof von Mainz, noch er selbst konnten gegen den Bund etwas ausrichten, jener scheiterte vor Ancona (1174) mit der Macht des ganzen, damals gibellinischen Toscana; der Kaiser mit den Deutschen vor Alessandria (1175), ja, er ward von Mailand bei Lognane aufs Haupt geschlagen (1176). Da schloß er zu Venedig ein Concordat mit Alexander III. und einen Waffenstillstand mit den Städten (1176), den Frieden aber, der diesen die Freiheit sicherte, zu Konstanz (1183). Die Republiken behielten die Vögte, fremde Edelleute, nun von ihnen selbst zu Richtern und Feldherrn gewählt. Alle sollten wie vorher den Vasallen- und Unterthaneneid dem Kaiser leisten. Anstatt aber ihren Bund zu einer steten Eidgenossenschaft (dem einzigen Heil für Italien) zu befestigen, zerfielen sie bald in neue Parteiungen, als die Plane der Hohenstaufen auf Siciliens Thronfolge Friedrich und Heinrich VI. (V.) von der Lombardei abzogen. Berühmt ist in einem Kriege der Brescianer gegen einen Verein fast aller lombardischen Städte die Niederlage, die sie dieser überlegenen Macht am Oglio beibrachten, la mala morte genannt (1197). Unter den Edelleuten traten die Herren da Romano und die Markgrafen v. Este als Häupter, jene der Gibellinen, diese der Guelfen auf. Während der Minderjährigkeit Friedrichs II. und des Thronfolgestreits in Deutschland gelang es Innocenz III., Friedrichs Vormund, die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhls in Rom und in der Gegend umher neu zu begründen und die Ansprüche auf Karl d. G. und Mathildens Schenkungen geltend zu machen; auch zog er fast ganz Toscana zur Guelfenpartei (1197), nur Pisa nicht. Mehr blinde Erbfeindschaft als Eifer für die Sache begeisterte die Parteien; denn als in Otto IV. ein Guelfe den Kaiserthron bestieg, wurden die Guelfen seine und die Gibellinen des Papstes Partei; bald stellte jedoch die Rückkehr der Kaiserkrone auf das hohenstaufensche Haus in der Person Friedrichs II. die alten Verhältnisse wieder her (1212). In Florenz gab dieser politische Parteigeist den Zwisten der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei, aus Privatbeleidigungen entstanden, Vorwand und Nahrung (1215), und so theilten sich nun fast alle Städte auch im Innern in Guelfen und Gibellinen. Die guelfischen Städte der Lombardei erneuerten 1226 den lombardischen Bund. Gegen diese Bürgerkriege erhob sich damals der Dominicaner Johann von Vicenza, ein hochgeachteter Strafprediger und Schiedsrichter. Die Versammlung von Paquara (1233) schien seine Bemühungen zu krönen; aber das Streben nach weltlicher Herrschaft in Vicenza stürzte ihn. Als der Kaiser von seinem Kreuzzuge zurückgekehrt war (1230), führte er den Krieg gegen die Städte und gegen Gregor IX., des Bannstrahls nicht achtend, mit abwechselndem Glücke, während Ezelin da Romano, unter dem Vorwande des Gibellinismus, durch Gewaltthaten aller Art die eigne Herrschaft in Padua, Verona, Vicenza und der Umgegend begründete. Der päpstl. Hof wußte damals die pisanische Familie der Visconti zu Gattura, auf Sardinien, der Republik abtrünnig und zu seinen Vasallen zu machen, unter heftigem Widerspruch dieser, und besonders der Grafen Gherardesca. Daher auch in Pisa Spaltung in Gibellinen (Conti) und Guelfen (Visconti). Dennoch verheirathete Friedrich seinen Bastard Enzius mit einer Visconti, und gab ihm den Titel König von Sardinien. Der Plan Gregors IX., Friedrich abzusetzen, gelang endlich Innocenz IV. auf dem Concilium zu Lyon (1245); dies schwächte gänzlich die Gibellinenpartei, welche durch die Ränke der Bettelorden schon sehr untergraben war. Das treue Parma fiel ab; der Sieg der Gibellinen in Florenz (1248) hatte nur eine zweijährige, und ein neuer, nach der Schlacht von Monte Aperto (1260), nur eine sechsjährige Dauer; die Bologneser zwangen alle Städte Italiens in einen guelfischen Bund und nahmen in der Schlacht am Panaro (1249) den Bastard Enzius gefangen, den sie nie wieder freigaben. Nur in der trevisanischen Mark hatte der gibellinische Name durch den Schrecken Ezelin's die Oberhand, bis er einem Kreuzzuge aller Guelfen

gegen ihn unterlag (1259). Aber die Freiheit ging immer mehr in diesen Kämpfen verloren; das Haus della Scala folgte dem der Romano in der Herrschaft, und selbst Mailand fand mit einem großen Theile der Lombardei seine Herren in den della Torre. Überall erhoben sich Tyrannen; nur die Seerepubliken und die Republik Toscana blieben frei.

Sechste Periode, vom Falle der Hohenstaufen bis zur Gestaltung der neuern Staaten. In diesem Zeitraume suchten verschiedene Fürsten die Oberherrschaft von Italien an sich zu reißen. I. Die Anjou. Seit Karl I. von Anjou, durch des Papstes Gunst König von Neapel, Senator von Rom, päpstl. Vicarius in Toscana, auf Italiens Königskrone seinen Ehrgeiz richtete (eine Politik, der seine Nachfolger treu blieben), bekamen die Namen der Guelfen und Gibellinen eine neue Bedeutung. Jener bezeichnete die Freunde, dieser die Feinde der Franzosen. Zu diesen Parteien kamen in den Republiken noch die des Adels und des Volks, von denen fast überall die des letztern siegte. Die redlichen Bemühungen des edeln Gregors X. (st. 1276), Frieden zu stiften, waren vergeblich; wirksamer die Nicolaus III., der Karls Übermacht fürchtete; aber Martin IV. (1280), diesem knechtisch ergeben, verdarb Alles wieder und verfolgte die Gibellinen mit neuer Wuth. Ein andres Interesse trieb die Seerepubliken gegen einander zu den Waffen, das des Handels und der Schifffahrt. Die Genueser halfen dem Michael Paläologus (1261) Konstantinopel von den Venetianern wieder erobern, und erhielten dafür Chio; bei Meloria vernichteten sie (1284) die Seemacht der Pisaner und vollendeten ihre Meeresherrschaft durch den Sieg über die Venetianer bei Curzola (1298). Florenz vollendete seine Demokratie durch gänzliche Ächtung der Edelleute (1282) und befestigte die Guelfenpartei durch weise Einrichtungen; aber bald theilte eine neue Parteiung, von dem unbedeutenden Pistoja aus verbreitet, in Florenz und ganz Toscana die Guelfen selbst in zwei Factionen, die schwarzen und die weißen (1300). Diese wurden durch die Ränke Bonifaz VIII. fast überall vertrieben, und verbanden sich nun mit den Gibellinen (1302). In der Lombardei schien die ersterbende Freiheit zum letzten Male aufzulodern; auf einmal erhob sich, der ewigen Fehden der Tyrannen müde, in den meisten Städten das Volk und verjagte sie (1302 — 6), darunter auch die Visconti, die 1277 die della Torre in der Herrschaft von Mailand verdrängt hatten. II. Die Deutschen und die della Scala. Heinrich VII., der erste Kaiser, der nach 60 J. wieder (1310) in Italien erschien, führte die Fürsten in ihre Städte zurück, und fand bei seinen Foderungen: Friede unter den Parteien und Huldigung dem Reiche, überall Gehorsam. Nur Florenz übernahm jetzt die, zwei Jahrhunderte lang ruhmvoll geführte Rolle der Freiheitswächterin von Italien, wählte auf fünf Jahre Heinrichs Feind, Robert von Neapel, zum Beschützer, und blieb frei, während Italien von Tyrannen wimmelte. Das gibellinische Pisa bekam nach Heinrichs Tode einen Herrn in Uguccione della Faggiuola (1314); nach seiner Vertreibung Lucca, das er auch beherrschte, einen andern in Castruccio Castracani (1316); Padua fiel (1318) dem Hause Carrara; Alessandria, Tortona (1315) und Cremona (1322) dem Visconti zu Mailand; Mantua, seit 1275 von den Bonacossi regiert, dem Gonzaga (1328) erblich anheim; in Ferrara befestigte sich 1317 die lange bestrittene Herrschaft der Este; Ravenna beherrschten schon seit 1273 die Polenta. In den übrigen Städten war dieselbe Tyrannei, aber doch häufig von Geschlecht zu Geschlechte wechselnd, und desto drückender. Diese kleinen Fürsten, besonders della Scala, Matteo Visconti, Castruccio, hielten den Vergrößerungsabsichten Roberts von Neapel, von Clemens V. zum Reichsvicarius in Italien ernannt, die Wage; doch erwarb dieser seinem Sohne, Karl von Calabrien, die Herrschaft von Florenz und Siena, die er bis zu seinem Tode behielt (1328). Ludwig d. Baier, der nach Italien kam (1327), die Anjou und die Guelfen zu un-

terdrücken, hatte selbst zu thun mit den Gibellinen, die er durch seine Unbeständigkeit und Treulosigkeit von sich entfremdete, sowie andrerseits die Schlechtigkeit Johanns XXII. auch den Eifer der Guelfen so abkühlte, daß beide Parteien, das gemeinschaftliche Interesse der Freiheit erkennend, sich einander mehr näherten. Plötzlich kam nach Italien der liebenswürdige Abenteurer Johann, König von Böhmen (1330). Von den Brescianern gerufen, vom Papste begünstigt, von Lucca zum Herrn gewählt, überall den Versöhner und Friedensstifter spielend, würde es ihm gelungen sein, die Macht, die er beabsichtigte, zu gründen, hätten nicht wieder die Florentiner sich ihm entgegengestellt. Bei seinem zweiten Zuge nach Italien (1333) verbanden sie sich mit Azzo Visconti, Mastino della Scala und Robert von Neapel gegen ihn und seinen Bundesgenossen, den päpstl. Legaten Bertrand v. Poiet, der sich in Bologna zum Herrn aufwarf. Nach dem Sturze Beider (1334), worauf die Pepoli zu Bologna zu herrschen anfingen, begann Mastino della Scala, Herr der Hälfte der Lombardei und von Lucca, die Freiheit der Lombardei zu bedrohen. Auch gegen ihn leitete Florenz den Widerstand, und erregte ihm einen Bundeskrieg, in dem es nichts gewann, als Sicherung der Freiheit. Als der bedrängte Mastino den Florentinern Lucca verkaufte, erhoben sich die Pisaner und eroberten es für sich (1342). Da wählten jene einen Dictator, Walther v. Brienne, Herzog von Athen, vertrieben ihn aber, seiner Tyrannei müde, bald wieder. In dem von Aristokraten zerrissenen Rom suchte Cola Rienzi (1347) Ordnung und Ruhe einzuführen; zum Volkstribun ernannt, mußte er doch nach sieben Monaten dem Adel weichen. Nach siebenjähriger Verbannung mit dem Legaten, Cardinal Albornoz, zurückgekehrt (1354), herrschte er wieder kurze Zeit, als er in einem Aufstande ermordet ward. Die Genueser, der ewigen Zänkereien der gibellinischen Spinola und Doria und der guelfischen Grimaldi und Fieschi müde, vertrieben 1339 alle diese Familien, und gaben sich in Simon Boccanigra den ersten Doge. In Pisa theilten sich die Gibellinen, Räthe des Generalcapitains Ricciani della Gherardesca, in zwei neue Parteien, Bergolini und Raspanti, wovon jene, unter Andrea Gambacorti, diese verjagten (1348). Um diese Zeit litt Italien durch eine entsetzliche Hungersnoth (1347) und eine noch gräßlichere Pest (1348), welche zwei Dritttheile der Bevölkerung hinraffte. Nicht weniger furchtbar war die Geißel der Söldnerbanden oder großen Compagnien, die nach jedem Frieden den Krieg auf eigene Hand fortsetzten, und überall plünderten und brandschatzten, wie die des Grafen Werner (1348) und des Ritters Montreal (1354). III. Die Visconti. Johann Visconti, Erzbischof und Herr zu Mailand, und seine Nachfolger wurden in ihren gefährlichen Anschlägen zur Ausbreitung ihrer Herrschaft nicht durch Karls IV. Durchzüge durch Italien, nicht durch die Bemühungen unzähliger päpstl. Legaten so wirksam gestört als durch der Republiken, besonders der Florentiner, Weisheit und Unerschrockenheit. Karl erschien 1355, stürzte in Pisa, die Raspanti erhebend, die Gambacorti, in Siena die Herrschaft der Neun, an deren Stelle die der Zwölf trat, unterwarf sich augenblicklich ganz Toscana, und nöthigte selbst Florenz, wenigstens den Titel einer Reichsstadt von ihm zu erkaufen. 1363 richtete er gegen die Visconti nur wenig aus, befreite Lucca von der pisanischen Herrschaft und stürzte in Siena die Zwölfe nieder, scheiterte aber in seinen Angriffen auf Pisas und Sienas Freiheit an dem tapfern Freiheitssinn der Bürger. Dem Papst Innocenz VI. gelang es durch den Cardinal Legaten Egidius Albornoz, den ganzen Kirchenstaat zu erobern (1354—60); aber durch die Bedrückungen der Legaten aufs äußerste gebracht, und von Florenz, der Feindin aller Tyrannei, unterstützt, fielen 1375 alle eroberte Städte wieder ab. Die Grausamkeiten des Cardinals Robert von Genf (nachher Clemens VII.) und seiner Bande bretagnischer Söldner konnten nur theilweise Unterwerfung erzwingen, und im großen Schisma ward die Freiheit dieser Städte, oder vielmehr die

Herrschaft ihrer kleinen Tyrannen, völlig befestigt. Indeß beharrten die Visconti in ihren Eroberungsplänen, reizten Italiens ganze Kraft zum Widerstande, und machten die alte Parteiung der Guelfen und Gibellinen über die nahe Gefahr vergessen. Genua unterwarf sich dem Joh. Visconti (1353), und Bologna erkaufte dieser von den Pepoli (1350), aber seine Unternehmung auf Toscana scheiterte an dem Widerstande der verbündeten toscanischen Republiken. Einen andern Bund gegen ihn schlossen 1354 die Venetianer mit den kleinen Tyrannen der Lombardei. Kurze Zeit nur dauerte die Verbindung der Florentiner mit den Visconti gegen die päpstl. Legaten (1375). In Florenz spalteten sich die Guelfen in die Parteien der Ricci und der Albizzi; den dadurch veranlaßten Tumult der Ciompi (1378) wußte der von ihnen selbst zum Gonfalonier erwählte Michael di Lando so mannhaft als uneigennützig zu stillen. Als die Venetianer, von Carrara durch ihre Unterstützung der Genueser im Kriege zu Chiozza (1379) gereizt, ruhig zusahen, wie Joh. Galeazzo Visconti die della Scala und die Carrara aller ihrer Staaten beraubte (1387 u. 1388), stand Florenz allein mit den unglücklichen Fürsten. Franz Carrara bemächtigte sich Paduas wieder (1390), und behauptete sich, bis er der Bosheit der Venetianer unterlag (1406), die von nun an, ihre Politik ganz verändernd, aus Gegnern der viscontischen Eroberungsabsichten ihre Nebenbuhler wurden. Joh. Galeazzo erwarb vom Kaiser Wenzel die Belehnung mit Mailand als Herzogthum (1395), erkaufte 1398 vom Tyrannen Gerhard v. Appiano (der sich nur das Fürstenthum Piombino vorbehielt) Pisa (das aber sein Bastard Gabriel 1405 an Florenz verhandelte), und unterwarf sich Siena (1399), Perugia (1400) und Bologna (1402), sodaß Florenz, furchtbar bedroht, allein für die Sache der Freiheit gegen ihn stand. Sein gelegener Tod (1402) schaffte wieder Luft, und während der Minderjährigkeit seiner Söhne ging ein großer Theil seiner Staaten verloren. Als in Ladislav von Neapel, der, das Schisma benutzend, sich des ganzen Kirchenstaats bemächtigte, 1409 dem bedrängten Italien ein neuer Eroberer aufstand, wagte wiederum Florenz allein ihm zu widerstehen. Aber diese Gefahr war nur vorübergehend; bald erhoben sich dagegen die Visconti wieder. Herzog Philipp Maria hatte durch den großen Carmagnola alle seine Staaten der Lombardei wieder erobert (1416 — 20); auch Genua, das abwechselnd bald in sogenannter Freiheit stürmischen Parteifehden (der Fregosi, Adorni, Montalto, Guarco) hingegeben, bald Frankreich (1396), bald dem Markgrafen v. Montferrat (1411) unterthänig gewesen war, unterwarf sich ihm (1421). Da verband sich Florenz nochmals gegen ihn mit den Venetianern (1425), die durch den zu ihnen übergegangenen Carmagnola alles Land bis an die Adda eroberten und im Frieden von Ferrara (1428) behielten. In Perugia gelang es dem großen Condottier Braccio da Montone, von der Partei der Baglioni, sich zum Herrn dieser Stadt und von ganz Umbrien, ja selbst auf eine Zeitlang von Rom, zu machen (1416). In Siena gelangten (1430) die Petrucci zur festen Herrschaft. IV. Gleichgewicht der italienischen Staaten. Nach der Schwächung Mailands durch die Venetianer und Florentiner, und bei der beständigen Beunruhigung des Alfons von Aragonien in Neapel (s. d.) durch die Partei der Anjou, war keine gefährliche Übermacht in Italien mehr vorhanden, obwol gegenseitige Eifersucht noch häufige Kriege erregte, in welchen zwei Parteien unter den ital. Miethsoldaten, die Bracheschi (von Braccio da Montone) und die Sforzeschi (von Sforza Attendolo so genannt), wider die Gewohnheit gleichgültiger Söldner, einander stets feindlich blieben. Dem Franz Sforza gelang es, nach dem Aussterben der Visconti (1447), sich zum Herrn des mailändischen Staats (1450) zu machen. (S. Mailand.) Als die ländersüchtigen Venetianer mit einigen Fürsten sich gegen ihn verbanden, fand er einen Bundesgenossen an Florenz, das mit Änderung der Umstände weislich auch seine Politik änderte. Dort erhob sich um diese Zeit durch Reichthum und Klugheit das Haus

Medici. (S. Mediceer.) Die Kräfte von Mailand (wo die Sforza sich befestigten), von Venedig (das die Hälfte der Lombardei besaß), von Florenz (durch Lorenzo Medici weise geleitet), vom Kirchenstaat (größtentheils dem heil. Stuhl zurückgegeben), und von Neapel (das unfähig war, seine Macht zu gefährlichen Angriffen zu gebrauchen) bildeten im 15. Jahrh. das politische Gleichgewicht von Italien, welches in den mannigfachen Fehden dieser Staaten keinen der Unabhängigkeit des andern furchtbar werden ließ, bis 1494, wo Karl VIII. von Frankreich, um Neapel zu erobern, nach Italien zog, und Ludwig Moro Sforza erst als sein Bundesgenosse, dann als Feind auftrat, Papst Alexander VI. aber, um seinen Sohn Cäsar Borgia zu erheben, die franz. Freundschaft eifrig suchte. V. Streit fremder Mächte um Italiens Provinzen. Karl VIII. mußte Neapel und ganz Italien räumen; auch sein Nachfolger, Ludwig XII., wurde von Ferdinand d. Katholischen aus dem mit ihm eroberten Neapel verdrängt (1504). Glücklicher war er gegen Mailand, das er, auf ein Erbrecht gestützt (1500), sich unterwarf. Cäsar Borgia's Versuche auf Italiens Herrschaft wurden durch den Tod seines Vaters (1505) vereitelt; worauf der kriegerische Papst Julius II. die vor ihm begonnene Unterwerfung des Kirchenstaats, doch nicht für einen Bastard oder Neffen, sondern im Namen des heil. Stuhls vollendete. Er schloß mit Maximilian I., Ferdinand d. Kath. und Ludwig XII. die Ligue von Cambray 1508 gegen die Vergrößerungsabsichten der Venetianer, deren Schlauheit aber diesen Vernichtung drohenden Bund bald zu trennen wußte. Sodann verband er sich mit eben diesen Venetianern, Spanien und den Schweizern zu Vertreibung der Franzosen aus Italien; diese heil. Ligue (1509) erreichte aber damals ihren Zweck noch nicht, so wenig auch Julius durch das französisch-deutsche Concilium zu Pisa, das ihn absetzen wollte, sich schrecken ließ. Max. Sforza, der (1512) Mailand wieder gewonnen, trat es (1515) Franz I. völlig ab, aber Kaiser Karl V. zog es als eröffnetes Reichslehn ein und gab es (1520) dem Franz Sforza, Maximilians Bruder. Daher heftige Kriege, in denen Franzens Anstrengungen stets unglücklich waren; er ward 1525 bei Pavia gefangen, und mußte, nebst andern Ansprüchen, auch denen auf Mailand entsagen, das dem Sforza blieb, und nach dessen Tode (1540) von Karl V. seinem Sohne Philipp gegeben wurde. Die mediceischen Päpste, Leo X. (1513) und Clemens VII. (1523), waren meist auf Vergrößerung ihres Hauses bedacht. Karl V., unter dem seit der Schlacht von Pavia sich ganz Italien beugte, vereitelte zwar Clemens VII. Anschläge, seine Macht zu schwächen, eroberte und plünderte Rom (1527), aber, bald mit dem Papste versöhnt, erhob er (1530) die Mediceer zur fürstl. Herrschaft. Florenz, das 1494, über das unkluge Benehmen Pietros gegen Frankreich aufgebracht, die Mediceer verjagt, aber schon 1512 wieder aufgenommen hatte, mußte nun unter Herzog Alexander I., dem Mediceer, sich in die Reihe der Fürstenthümer stellen. Von da an gebricht es der ital. Politik, von der Florenz bisher die Seele gewesen, an Gemeingeist und somit der Geschichte Italiens an einem Mittelpunkte.

Siebente Periode. Umgestaltungen der italienischen Staaten bis auf die franz. Revolution. Abgang aller alten Regentenhäuser. Nach Aussterben des Mannsstammes der Markgrafen von Montferrat gab Karl V. dieses Land dem Gonzaga zu Mantua (1536). Später (1573) erhob Maximilian II. Montferrat zu einem Herzogthum. Den Florentinern mißlang (1537) ein neuer Versuch, nach Ermordung Herzog Alexanders, sich frei zu machen; Cosmo I. folgte ihm in der Regierung durch Karls V. Einfluß. Aus Parma und Piacenza, die Julius II. für den heil. Stuhl erobert, machte (1545) Paul III. ein Herzogthum, und gab es seinem Bastard, Peter Alois Farnese, dessen Sohn Ottavio 1556 die kaiserl. Belehnung erhielt. Genua (s. d.), seit 1499 den Franzosen unterworfen, fand in Andreas Doria (1528) seinen Befreier. Er begründete die Aristokratie, und

der Verschwörung Fiesco's (1547) gelang es nicht, ihn zu stürzen. Karl V. überließ schon 1553, außer Mailand, auch Neapel seinem Sohne Philipp II. Im Frieden zu Chateau-Cambresis, 1559, entsagten Philipp II. und Heinrich II. von Frankreich ihren Ansprüchen auf Piemont, das seinem rechtmäßigen Herrn, Herzog Emanuel Filibert v. Savoyen, dem wackern spanischen Feldherrn, zurückgegeben wurde. 1597 starb der echte Mannsstamm des Hauses Este aus, worauf der Bastard, Cäsar v. Este, Modena und Reggio vom Reiche erhielt, Ferrara aber vom heil. Stuhle, als eröffnetes Lehn, eingezogen wurde. In der zweiten Hälfte d. 16. Jahrh. hob sich der Flor Italiens, so viel bei dem Verluste des Welthandels möglich war, durch langen Frieden. Dieser dauerte fort, als in dem Vertrage von Lyon Heinrich IV. von Frankreich auch Saluzzo, die letzte franz. Besitzung in Italien, an Savoyen vertauschte, bis zum Erbfolgestreit über Mantua und Montferrat, nach Aussterben der Gonzaga (1627), wodurch des dreißigjähr. Krieges Noth auch über Italien kam. Unglück in Deutschland nöthigte Ferdinand II., beide Länder (1631) Frankreichs Schützling, Karl v. Nevers, zu Lehn zu reichen, dessen Geschlecht bis zum spanischen Erbfolgekriege in deren Besitze blieb. Zugleich erlangte Richelieu's Schlauheit im Frieden von Chierasco (1631) Pignerol und Casale, als feste Stützpunkte zu neuen Einfällen in Italien, wiewol er letzteres (1637) wieder aufgeben mußte. Durch den Abgang des Hauses della Rovera, dem Julius II. das Herzogthum Urbino verliehen, fiel dieses 1631 dem päpstl. Stuhle anheim. Der Friede Italiens wurde, außer einigen Unternehmungen Ludwigs XIV. auf Savoyen und Piemont, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. nicht gestört, und schien durch den turiner Neutralitätsvertrag (1696) auf lange Zeit gesichert zu sein, als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach. Östreich eroberte 1706 Mailand, Mantua und Montferrat, behielt die erstern beiden für sich (Mantua ward wegen Felonie des geächteten Herzogs eingezogen) und gab letzteres an Savoyen. Im utrechter Frieden (1714) bekam Östreich noch Sardinien und Neapel, Savoyen aber Sicilien, und vertauschte diese Insel an Östreich, Sicilien gegen Sardinien, wovon das Haus Savoyen den Königstitel annahm; zur Grenze zwischen Frankreich und Italien wurde der Mont Genievre bestimmt. Parma und Piacenza erhielt, als 1731 das Haus Farnese ausstarb, der spanische Infant Karl. In dem polnischen Thronfolgekriege von 1733 eroberte Karl Emanuel von Savoyen, mit Frankreich und Spanien verbunden, Mailand und behielt davon im wiener Frieden (1738) Novara und Tortona. Der Infant Karl von Spanien ward König beider Sicilien, und trat dafür Parma und Piacenza an Östreich ab. Auch die Mediceer zu Florenz, seit 1575 Großherzoge von Toscana betitelt, starben 1737 aus. Franz Stephan, Herzog v. Lothringen, erhielt nun, nach der Bestimmung des wiener Präliminarfriedens, Toscana, und machte, als er 1745 Kaiser wurde, daraus eine Secundogenitur des östreichisch-lothringischen Hauses. Im östreich. Erbfolgekriege eroberten die Spanier Mailand (1745), wurden aber durch Karl Emanuel daraus vertrieben, welchem Maria Theresia zum Dank einige mailändische Landschaften, nämlich Vigevanasco und Bobbio ganz, und Anghiera und Pavese zum Theil, abtrat. Massa und Carrara fielen 1743 durch Erbgangsrecht an Modena. Parma und Piacenza eroberte der spanische Infant Don Philipp für sich, verlor es zwar wieder, erhielt es aber als erbliches Herzogthum im aachner Frieden (1748) zurück. So theilten im 18. Jahrh. die Häuser Lothringen, Bourbon und Savoyen ganz Italien, bis auf den Kirchenstaat, Modena und die Republiken, welche, als Greise, die sich selbst überlebt, dem Treiben der neuen Zeit, in die sie nicht mehr paßten, kraftlos zuschauten. Eine 40jährige Stille ging ihrem Untergange voraus.

Achte Periode. Von der franz. Revolution bis auf die neueste Zeit. Im Sept. 1792 drangen die franz. Truppen zuerst in Savoyen ein und errichteten

Freiheitsbäume. Durch die Piemonteser und Östreicher 1793 auf einige Zeit vertrieben, behaupteten sie es doch am Ende des Jahrs. Der Nationalconvent hatte schon im Febr. 1793 auch Neapel den Krieg erklärt. 1794 im April rückten die Franzosen im Piemontesischen und Genuesischen vor, wurden aber im Juli 1795 von den Östreichern, Sardiniern und Neapolitanern aus Italien vertrieben. 1796 erhielt Napoleon Bonaparte den Oberbefehl des franz. Heeres in Italien. Er zwang den König von Sardinien zum Frieden, worin er Nizza und Savoyen an Frankreich abtreten mußte, eroberte die östreich. Lombardei bis auf Mantua, brandschatzte den Herzog von Parma und den Papst, und jagte dem Könige von Neapel solche Furcht ein, daß er um Frieden bat. Nachdem 1797 auch Mantua gefallen, errichtete Bonaparte aus Mailand, Mantua, dem Theile von Parma diesseits des Po und Modena die Cisalpinische Republik (s. d.). Auch den Papst überzog Frankreich mit Krieg und vereinigte Bologna, Ferrara und Romagna mit der cisalpinischen Republik 1797 durch den Frieden von Tolentino, den das Oberhaupt der Kirche nicht halten konnte. Da rückten die Franzosen nach Rom vor, stürzten das geistliche Regiment und errichteten eine römische Republik, 1798. In Genua veranlaßte Bonaparte eine Revolution, wodurch eine demokratische Republik, nach dem Muster der französischen, unter dem Namen der ligurischen, errichtet wurde. Die Franzosen waren indeß durch das venetianische Gebiet in Östreich eingedrungen. Da nun die Venetianer mit den tapfern Tirolern, welche die Franzosen aus ihren Alpen jagten, gemeinschaftliche Sache machten, so besetzte Bonaparte ohne Schwertstreich Venedig und gab der Republik eine demokratische Form; aber im Frieden zu Campo-Formio (17. Oct. 1797) ward das venetianische Gebiet bis an die Etsch an Östreich überlassen, der Überrest mit der cisalpinischen Republik vereinigt. Der König von Sardinien schloß mit Frankreich am 25. Oct. einen Allianz- und Subsidienvertrag; aber 1798 fand das von Neapel her in Rom angegriffene Directorium für gut, ihn zur Abtretung seiner Staaten auf dem festen Lande zu nöthigen. Neapel hatte nämlich, ungeachtet seines Freundschaftsvertrags mit Frankreich, mit Rußland und England 1798 fg. ein Bündniß geschlossen. Die Franzosen besetzten daher 1799 Neapel und errichteten da die Parthenopeische Republik. Der Großherzog von Toscana hatte ebenfalls mit Neapel und England sich verbunden, daher wurde sein Land, wie Piemont, von den Franzosen militairisch verwaltet. Als nach Zerschlagung des rastadter Congresses Östreich und das Reich, unter russischer Unterstützung, den Krieg gegen die Franzosen erneuerten, wurden diese von den Engländern, Russen und Türken wieder aus Neapel und Rom vertrieben; der König und der Papst kehrten in ihre Hauptstädte zurück. In der Lombardei wurden die Franzosen von den Östreichern unter Kray und Melas, und von den Russen unter Suwaroff besiegt, und verloren alle Festungen bis auf Genua, wo Massena eine harte Belagerung aushielt, während seine Landsleute ganz Italien räumen mußten. Aber indessen war Bonaparte nach seiner Rückkehr aus Ägypten zum ersten Consul ernannt worden. Er zog mit einem neuen Heere nach Italien, schlug die Östreicher bei Marengo (1800) und zwang sie zu einer Capitulation, wodurch ihm alle ital. Festungen wieder eingeräumt wurden. Im luneviller Frieden (9. Febr. 1801) ward der Besitz Venedigs für Östreich bestätigt, welches den Herzog von Modena durch Abtretung des Breisgaus entschädigen sollte. Der Herzog von Parma bekam Toscana, und nachher von Bonaparte den Titel: König von Etrurien. Parma wurde mit Frankreich vereinigt. Die cisalpinische und ligurische Republik wurden von Östreich und Frankreich verbürgt und mit letzterer die eingeschlossenen Reichslehen vereinigt. Nun ward auch der König von Neapel, der den Kirchenstaat hatte besetzen lassen, zum Frieden zu Florenz (28. März) genöthigt. Durch russische Vermittlung kam er mit Abtretung von Piombino, des Stato degli Presidj und seiner Hälfte der Insel Elba, sowie mit dem Versprechen,

seine Häfen den Engländern zu sperren, durch. Die andre Hälfte von Elba hatte Toscana bereits an Frankreich abgetreten. Die ganze Insel aber wurde von den Engländern und Corsen, nebst den bewaffneten Einwohnern, hartnäckig vertheidigt und erst im Herbste geräumt. Den Präsidienstaat trat Frankreich am 19. Sept. an Etrurien ab. Starke franz. Truppenabtheilungen blieben sowol in Neapel als in Toscana stehen und ihr Unterhalt kostete ungeheure Summen. Den Republiken Genua und Lucca gab der erste Consul noch 1801 neue Verfassungen. Aber im Jan. 1802 erfolgte die Umschmelzung der cisalpinischen in eine italienische Republik, nach dem Muster der neuen franz. Verfassung, und Bonaparte ward Präsident derselben. Zum Vicepräsidenten ernannte er den Bürger Melzi d'Erile. Auch Genua erhielt eine neue Verfassung und den Girolamo Durazzo zum Doge. Piemont aber ward mit Frankreich vereinigt. Nachdem Bonaparte 1803 u. 1804 Italien aufs willkürlichste benutzt hatte, fügte er (17. März 1805) zu seiner neuen Kaiserkrone auch die ital. Königskrone hinzu; doch versprach er, das neue Reich nie mit Frankreich zu vereinigen, ja sogar, ihm bald einen eignen König zu geben. Die abermalige neue Verfassung glich der des franz. Kaiserreichs. Napoleon stiftete den Orden der eisernen Krone und ernannte, nachdem er sich am 26. Mai zu Mailand die Krone aufgesetzt, Genua aber d. 25. Mai mit Frankreich sich vereinigt hatte, seinen Stiefsohn Eugen Beauharnois zum Vicekönig von Italien, den er mit vielem Glanz umgab, ohne ihm wahre Macht einzuräumen. Drückend war diese Regierung, denn im Frieden betrug das Staatsbedürfniß 100 Mill. Fr., die von nicht ganz 4 Mill. Menschen aufzubringen waren und wovon ein Dritttheil für franz. Nutzen verwendet wurde. Keine europäische Macht erkannte übrigens das ital. Königthum Napoleons ausdrücklich an. Der Kaiser, in seinen willkürlichen Verfügungen gegen den Geist des luneviller Friedens fortfahrend, gab seiner Schwester Elisa das Fürstenthum Piombino, und ihrem Gemahl, Pasquale Bacciochi, die Republik Lucca als Fürstenthum, beide als franz. Lehn. Parma, Piacenza und Guastalla wurden am 21. Juli ebenfalls dem franz. Reiche einverleibt. Der Papst mußte die Kaiserkrönung durch seine Gegenwart verherrlichen. Jetzt trat Östreich zu dem Bündniß Englands mit Rußland gegen Frankreich. Auch Neapel ließ Briten und Russen landen. Allein den Erfolg der östreich. Waffen vereitelten die Niederlagen bei Ulm und Austerlitz, worauf der Friede zu Preßburg (26. Dec. 1805) die franz. Allgewalt in Italien vollendete. Das östr. Venedig nebst Istrien und Dalmatien ward mit dem Königreich Italien vereinigt, und dieses nebst allen franz. Einrichtungen in Italien anerkannt. Das Königreich hatte nun einen Flächeninhalt von 1672 □M. und 5,657,000 Einw. Neapel ward von seinen Hülfstruppen geräumt, und 1806, ungeachtet der Anstalten der Königin zu einem allgemeinen Aufstande, von den Franzosen besetzt. Napoleon ernannte am 31. März seinen Bruder Joseph zum König von Neapel. Vergeblich vertheidigte der Prinz von Hessen-Philippsthal die Festung Gaeta; vergeblich erhob sich in Calabrien ein Aufstand, den die Engländer unterstützten. Diese schlugen zwar unter General Stuart die Franzosen bei Meida (4. Juli) und eroberten mehre feste Plätze an der Küste; als aber Gaeta (18. Juli) gefallen war und Massena nach Calabrien vordrang, schifften sie sich ein. Das von den Engländern beherrschte Meer sicherte jedoch dem Könige Ferdinand Sicilien. 1808 wurde auch die Witwe des Königs von Etrurien, die für ihren unmündigen Sohn die Regentschaft führte, ihres Reichs entsetzt und dieses mit Frankreich vereinigt. Noch ernannte Napoleon seinen Schwager, den Prinzen Borghese, zum Generalgouverneur der Depart. jenseits der Alpen, welcher seinen Sitz zu Turin nahm. Da indessen Napoleon den Bruder vom neapolitanischen Thron auf den spanischen verpflanzt hatte, besetzte er jenen wieder mit seinem Schwager, Joachim Murat, bisherigem Großherzog v. Berg, der d. 6. Sept. 1808 in Neapel einzog. 1809 gab der Kaiser Toscana, als Statthalterschaft, sei-

ner Schwester Elise von Piombino mit dem Titel Großherzogin. In dems. J. machte Östreich mit beispiellosen Anstrengungen einen neuen Versuch, die Übermacht Frankreichs zu brechen. Es war anfangs in Italien glücklich; aber das Kriegsglück trug Napoleon wiederum nach Wien, und von hier aus proclamirte er (17. Mai) die Vernichtung der weltlichen Herrschaft der Päpste und die Vereinigung des Kirchenstaats mit Frankreich. Rom ward eine kaiserl. freie Stadt und dem Papste wurden 2 Mill. Fr. Jahrgeld bewilligt. Nach dem wiener Frieden, durch welchen Napoleon die illyrischen Provinzen erwarb, ward Istrien und Dalmatien vom Königreiche Italien abgerissen und zu jenen geschlagen. Dagegen trat Baiern von Tirol den Etschkreis, einen Theil des Eisackkreises und das Landgericht Klausen an Italien ab. Unerschütterlich schien nun des franz. Kaisers Macht in Italien, wie in ganz Europa, befestigt. Während das italienische Volk franz. Heere ernähren, seine eignen in den fernen Eroberungskriegen Napoleons aufopfern und beim gänzlichen Ruin des Handels drückende Abgaben aufbringen mußte, waren alle Zeitungen voll Lobpreisungen der Anstalten zu Belebung der Wissenschaften, Künste und Gewerbe in Italien. Nach dem verderblichen Rückzuge aus Rußland verließ Murat, den Napoleon persönlich beleidigt hatte, die Sache Frankreichs, und verband sich d. 11. Jan. 1814 mit Östreich, dessen Heer unter Bellegarde in Italien eindrang, gegen Napoleon. Der Vicekönig Eugen blieb Napoleon und seinem Charakter treu und leistete den Feinden seiner Dynastie tapfern Widerstand, welchen aber die Niederlagen Napoleons in Frankreich vereitelten. Nach dem Waffenstillstande vom 21. April 1814 räumten die franz. Truppen ganz Italien; hierauf wurden die meisten Provinzen ihren rechtmäßigen Beherrschern zurückgegeben. Doch erhielt Napoleons Gemahlin, die Kaiserin Marie Louise, die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, welche auf ihren Sohn übergehen sollten, und Napoleon selbst wurde Souverain von Elba, wovon er den 4. Mai Besitz nahm. Allein, noch ehe der Congreß in Wien die Staatenverhältnisse Europas wieder geordnet hatte, unternahm er den Einfall in Frankreich, 1. März 1815. Zugleich trat der König von Neapel, Murat (s. d.), aus seiner bisher zweideutigen Stellung und griff für Italiens Unabhängigkeit, wie er vorgab, zu den Waffen. Allein der deßhalb an die Italiener erlassene Aufruf, Rimini 30. März, wurde durch Östreichs Kriegserklärung vom 12. April beantwortet. Hierauf, durch dessen Waffen, 15. April, aus Bologna gedrängt, und 2. und 3. Mai von Bianchi bei Tolentino gänzlich geschlagen, verlor er sein Königreich Neapel, wohin die östr. Generale v. Nugent von Rom, und Bianchi von Aquila her, vorgedrungen waren, 7 Wochen, nachdem er den Feldzug eröffnet. Er schiffte sich flüchtend d. 19. Mai von Neapel nach Frankreich ein. Ferdinand IV. kam von Palermo herüber und Murat's Familie erhielt in Östreich eine Freistätte. Murat selbst machte von Corsica aus einen Versuch in Calabrien, das verlorene Königreich wieder zu gewinnen; er wurde aber bei Pizzo gefangen, vor ein Kriegsgericht gestellt, und d. 13. Oct. 1815 erschossen. Unterdessen hatte die wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815 Italiens Verhältnisse geordnet. 1) Der König von Sardinien erhielt seine Staaten wieder, nach den Grenzen von 1792, mit einigen Gebietsveränderungen auf der Seite von Genf; denn der bei Frankreich im pariser Frieden vom 30. Mai 1814 gebliebene Theil von Savoyen wurde ihm durch den pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815 zurückgegeben. Mit seinen Staaten wurde Genua, nach dem Umfange, den diese Republik 1792 hatte, als Herzogthum, vereinigt. 2) Der Kaiser von Östreich vereinigte mit seiner Erbmonarchie das neu errichtete lombardisch-venetianische Königreich, welches aus den schon früher mit Östreich verbundenen venetianischen Provinzen, aus den von Graubünden abgerissenen Veltlin, Bormio und Chiavenna, nebst Mantua und Mailand besteht; doch gehört Istrien zu dem deutsch-östr. Königreiche Illyrien; Dalmatien nebst Ragusa u. Cattaro bildet ein besonderes östr. Königreich. 3) Als Grenze gegen den römischen

Staat und Parma wurde der Thalweg des Po angenommen, übrigens blieb die Grenze vom 1. Jan. 1792. Das Haus Östreich-Este ward wieder Souverain von Modena, Reggio, Mirandola, Massa und Carrara. 4) Die Kaiserin Marie Louise erhielt den Staat von Parma als souveraine Herzogin, jedoch, nach dem Vertrage von Paris d. 10. Juni 1817, nur auf ihre Lebenszeit, indem die Herzogin von Lucca und ihre Nachkommen dieses erben werden; Lucca fällt alsdann an Toscanas Dynastie, und diese tritt dafür seine Herrschaften in Böhmen an den Herzog von Reichstadt ab. 5) Der Erzherzog Ferdinand von Östreich ward wieder Großherzog von Toscana, womit man den Stato degli Presidj, den ehemals neapolitanischen Antheil an der Insel Elba, die Landeshoheit über das Fürstenthum Piombino und einige kleine eingeschlossene Bezirke, ehemalige kaiserl. Lehen, verband. Übrigens behielt der Prinz Buoncompagni Ludovisi seine sämmtlichen Eigenthumsrechte auf Elba und in Piombino. 6) Die Infantin Marie Louise erhielt Lucca, das sie als souveraines Herzogthum 1817 in Besitz nahm, nebst einer Rente von 500,000 Fr. bis zum Anfall Parmas. 7) Der Kirchenstaat wurde mit Ausnahme des auf dem linken Pöufer gelegenen Landstrichs gänzlich hergestellt, und Östreich behielt das Besatzungsrecht in Ferrara und Commacchio. 8) Der König Ferdinand IV. ward wieder als König von beiden Sicilien anerkannt. Außerdem behielt England Malta und wurde Schutzherr der vereinigten Jonischen Inseln (s. d.). Der Malteserorden, der im Kirchenstaate und im Königreich beider Sicilien (in Spanien 1815) seine Güter wieder erhalten hatte, nahm einstweilen seinen Sitz in Catanea und seit 1826 in Ferrara. Die Republik S.-Marino und der Fürst von Monaco, dessen Bergfestung Sardinier, sowie vormals Franzosen besetzen, haben sich allein mitten unter den 15 politischen Umgestaltungen, die Italien seit 25 J. erlebt hat, unversehrt erhalten. So ward in Italien das östr. Übergewicht fester als jemals begründet. Auf der See und an den Küsten gebietet der britische Dreizack. Indeß war unter den Völkern Italiens der Wunsch nach Einheit und Unabhängigkeit nicht unterdrückt worden. Fast allgemein spürte man das Verlangen nach einer repräsentativen Verfassung, und vergebens suchten sich mehre Regierungen, vorzüglich Neapel, Rom und Turin, gegen geheime politische Gesellschaften (Unitarier, Carbonari) selbst gegen die Freimaurer, durch Ketzergerichte, Jesuiten und geheime Polizei zu schützen.

Das allgemeine Schicksal dieses schönen Landes beschäftigte in den verflossenen sieben Jahren die Cabinete der ersten Mächte von Europa im Sinne der neuern, durch die heilige Allianz gegründeten und durch den Congreß zu Aachen 1818 näher bestimmten Staatskunst, welche nicht erobern, sondern die ruhige Fortdauer des Bestehenden durch gemeinschaftliche Beschlüsse erzielen will. Je heftiger nun der unruhige Geist des Carbonarismus (s. d.), durch die spanische Revolution vom 1. Jan. 1820 aufgeregt, die Errichtung eines ital. Bundesstaats und dessen Unabhängigkeit von fremder Herrschaft, namentlich von Östreich, bezweckend, den politischen Zustand der Halbinsel überhaupt und der einzelnen Staaten insbesondere umzustürzen drohte und theilweise, vorzüglich in Neapel, Sicilien und Piemont, durch den Abfall der Truppen und durch Volksbewegungen wirklich erschütterte, um so kräftiger behaupteten die Cabinete den Grundsatz der Stabilität durch schleunige Unterdrückung jeder Militairrevolution und durch polizeiliche Bekämpfung des gefährlichen Volksgeistes. Damit ward zugleich eine für ganz Europa folgenreiche Frage des allgemeinen Staats- und Völkerrechts in Italien praktisch entschieden, ob nämlich ein Staat in die innern Angelegenheiten des andern sich einzumischen und mit Waffen in der Hand eine das monarchische Princip gefährdende neue Verfassung desselben umzustoßen befugt sei? Diese Frage, welche von den Hauptstaaten des festen Landes unbedingt, von Großbritannien aber nur unter Voraussetzung besondrer Verhältnisse und dringender Gefahren für den Nachbarstaat (s. Lord Castlereagh's Erklärung vom 19. Jan. 1821) bejaht wurde, hatte die Folge, daß

Östreich, als die zunächst betheiligte Macht, welche schon 1815 der Einführung des Repräsentativsystems in Italien vorgebeugt hatte, nach erfolgter Zustimmung der übrigen vier, seit 1818 eng verbundenen Hauptmächte, sowie der Souveraine der ital. Staaten, die auf dem Congresse zu Laibach an der Verhandlung über die ital. Angelegenheit Theil genommen, mit gewaffneter Hand die alten legitimen Rechte der königl. Macht in Neapel, Sicilien und Piemont wiederherstellte, dann aber auch im Geiste der christlichen Politik das gewaltsame Reactionssystem in Neapel durch seine Vorstellungen mäßigte und in Schranken hielt. Dadurch hat Östreich nicht nur seine eignen ital. Provinzen vor revolutionairen Gefahren gesichert, sondern auch seine Stellung als Schutzmacht des Volksfriedens und des monarchischen Princips in Italien befestigt. Dies Alles ward erreicht durch einen viertägigen Krieg mit dem Revolutionsheere der Carbonari von Neapel (7.—10. März 1821) und durch einen dreitägigen Krieg mit dem Heere der Föderationspartei von Piemont (7—9. April 1821), sodaß Rußland nicht in den Fall kam, sein zur Unterstützung bereits in Bewegung gesetztes Heer von 100,000 Mann gegen Italiens Völker vorrücken zu lassen. — Über die Geschichte jener Militairrevolutionen s. Neapel und Piemont. In Ansehung der deßhalb gehaltenen Monarchen- und Ministercongresse, zu Troppau, vom Oct. bis Dec. 1820, zu Laibach, vom Jan. bis zum 13. Mai 1821, und des ebenso glänzenden als zahlreichen Congresses zu Verona, vom Oct. bis zum 14. Dec. 1822, wo die europäische Frage der bewaffneten Zwischenkunft in den innern Angelegenheiten eines Staates hinsichtlich Italiens und Spaniens verhandelt und gegen die Anmaßungen der Volkspartei, jedoch in Verona ohne Englands Zustimmung, gesetzlich entschieden wurde, s. Congresse. An dem Congresse zu Verona nahm die Pforte keinen Theil, weil sie das Recht der Zwischenkunft in ihren innern Angelegenheiten (die Griechen betreffend) nicht anerkannte. Auch die Abgeordneten der provisorischen Regierung Griechenlands (s. Griechenaufstand) wurden in Verona nicht zugelassen; doch hatte der Papst den Griechen überhaupt in Ancona eine Freistatt geöffnet, und das Schreiben des Grafen Metaxa, worin dieser den heil. Vater um Vermittelung der griechischen Angelegenheiten bei dem Congresse zu Verona ersucht, bekannt werden lassen. Die ital. Angelegenheiten wurden auf dem Congresse zu Verona erst in den letzten Sitzungen verhandelt. Die bevollmächtigten Minister der ital. Fürsten hatten dabei ihre Stimme in folgender Ordnung: Rom: der Cardinal Spina und der Nuncius am wiener Hofe Leardi (starb 1823); Neapel: der Fürst Alvaro Ruffo, Minister der auswärt. Angelegenheiten, und der Marq. Ruffo, Haussecretair des Königs Ferdinand; Sardinien: der Graf de la Torre, Minister der auswärt. Angeleg., und der Graf Pralorme, sardinischer Gesandter am wiener Hofe; Toscana: der Minister Prinz Veri-Corsini; Parma: der Staatsminister Graf Magarly; Lucca: der Minister Mausi und der Graf Guicciardini. Man sieht, daß von der Republik S.-Marino auf dem Congresse gar nicht gesprochen wurde; und man kann aus dieser politischen Verborgenheit auf den glücklichen Zustand des kleinen Freistaats schließen. Dagegen ward die Bitte des Malteserordens wegen seiner Wiederherstellung als souveraine Macht von dem Commandeur Antonio Busco vorgetragen, jedoch nichts darüber entschieden; auch hatte später die in London 1823 eröffnete Anleihe des Ordens, so wenig als die mit dem griech. Senate wegen Abtretung einer Insel gepflogene Unterhandlung einigen Erfolg. Die politischen Grundsätze, welche die Monarchen auf den bisher gehaltenen Congressen hinsichtlich Italiens befolgt haben, wurden in der Circularnote von Verona, den 14. Dec. 1822, der Welt vor Augen gelegt. Als hierauf der Congreß von Verona sich auflöste, folgte der König von Neapel dem Kaiser von Östreich nach Wien, wo er sich bis zum Juli 1823 aufhielt und dann in seine Staaten zurückkehrte. — Das seit Machiavell's Vorarbeiten und Cäsar Borgia's, Sohn des Papstes Alexander VI. (s. d.), Versuchen in Italien

fortdauernde Streben der gebildeten Italiener nach Herstellung der politischen Einheit ihres Vaterlandes hatte die vielen geheimen politischen Verbindungen in Italien hervorgebracht, welche sich in Bologna die Guelfi nannten, im Römischen und Neapolitanischen die Patrioti Europei und Carbonari, in Oberitalien die Spilla nera, in Piemont und in der Lombardei die Filadelfi und Federati. Im Mailändischen arbeitete die Adelfia, oder die Società de' sublimi maestri perfetti, an dem allgemeinen Ausbruche der Revolution in ganz Italien, um die gegen Neapel vorrückenden östr. Truppen zu umringen. Selbst die Anhänger des illiberalen Verfinsterungssystems, oder der sogenannten theokratischen Faction, welche ebenfalls in geheimen Verbindungen ihre Zwecke verfolgten, benutzten mit dazu den Nationalwunsch nach größerer Einheit in Italien. Es war daher natürlich, daß die Idee, Italiens Staaten durch ein dem deutschen Staatenbunde ähnliches politisches System zu vereinigen, auch von den Staatsmännern der Congresse in Überlegung genommen wurde; allein sie scheint ganz aufgegeben zu sein, und so hat man auch die Ausführung einer andern, 1821 viel besprochenen und von Frankreich gebilligten Idee, durch zeitgemäße Verfassungsgesetze das Wohl der Völker Italiens zugleich mit den Rechten der Throne und des alten Besitzstandes, ohne aristokratisch-politische Ungleichheit, zu sichern, dem eignen Ermessen jedes Souverains überlassen. Dagegen wurden von allen ital. Staaten Maßregeln genommen, um die Hydra des Carbonarismus, der, unter neuen Formen (z. B. in der Secte der Ordoni di Napoli, der Descamisados, der Barabisten in Neapel und in dem übrigen Italien) fortwährend sich wieder erzeugend, seinen alten Zweck, alle ital. Staaten in einen Bund als Republik oder als constitutionelle Monarchie zu vereinigen und vom fremden Einflusse zu befreien, noch im J. 1825, wo zu Rom im Juni eine solche Verschwörung entdeckt wurde, nicht aufgegeben hatte, mit der Wurzel auszurotten. Die Erscheinung dieses hartnäckigen revolutionairen Geistes ist übrigens in der Geschichte Italiens nichts Neues. Das ganze Mittelalter, dieses goldene Zeitalter der Absolutisten, zeigt dort eine fast ununterbrochene Reihe von politischen Verschwörungen, republikanischen Planen und erschütternden Volksbewegungen. Eine Hauptmaßregel war, das Königreich beider Sicilien und Piemont, wo die alten Truppen aufgelöst wurden, durch Östreichs Heere, die den vorigen Zustand wieder hergestellt hatten, einige Jahre hindurch auf Kosten dieser Staaten zu besetzen. Dies geschah in Folge der Verträge Östreichs mit dem Könige Ferdinand I. vom 18. Oct. 1821, und mit dem Könige von Sardinien Karl Felix, zu Novara den 24. Jul. 1821. Doch wurden, in Folge der Beschlüsse von Verona d. 14. Dec. 1822, aus Piemont die östr. Truppen, 12,000 Mann, nach und nach 1823 zurückgezogen und die Festung Alessandria am 30. Sept. 1823 den sardinischen Truppen übergeben. In Neapel ward in dems. J., nach erfolgter Bildung einer neuen Armee des Landes, das 42,000 M. starke östr. Besatzungsheer um 17,000 M. vermindert, und in Sicilien blieb nur noch die Citadelle von Palermo durch östreich. Truppen besetzt. Die letzten Truppenabtheilungen verließen das Königreich 1827. Zugleich war Östreichs Einwirkung auf die innere Verwaltung schonend und besänftigend. Die Polizei jedes Staats ergriff die strengsten Maßregeln zur Beruhigung des Innern. Die geheimen Gesellschaften wurden streng verboten; z. B. in den östreichisch-ital. Staaten durch eine belehrende und warnende Bekanntmachung vom 29. Aug. 1820; dann wurden Gerichtshöfe ernannt und in Neapel durch mobile Colonnen unterstützt, um die Urheber der Militairrevolutionen zu bestrafen; es erfolgten Hinrichtungen, Achtserklärungen und Verbannungen. Einige verurtheilte Neapolitaner und Lombarden kamen auf die östreich. Festungen Spielberg und Munkatsch. Am strengsten verfuhr gegen politische Verbrecher die neapolitanische Regierung; sodann die sardinische und die modenesische. Doch erließen Neapel und Sardinien auch Amnestiedecrete, wovon nur die Urheber und

Beförderer des Aufstandes ausgenommen waren. Jener Strenge ungeachtet hatten die Verbrecher politischer Art sich so gehäuft, daß in Neapel im Jan. 1824 für die großen Criminalhöfe ein schnelleres gerichtliches Verfahren vorgeschrieben werden mußte. Dies war seit 1821 das vierte Mal, daß die Regierung sich genöthigt sah, um der Überfüllung der Gefängnisse zu begegnen, zu außerordentlichen Maßregeln ihre Zuflucht zu nehmen. Mit gleicher Sorgfalt, jedoch mit vorwaltender Mäßigung und Milde, hat man in dem lombardisch-venetianischen Königreiche (vgl. die lesenswerthe Beil. 20 zur „Allgem. Zeit.", 1824), in Parma, Lucca, Toscana und dem Kirchenstaate den Umtrieben der geheimen Gesellschaften gesteuert. In Venedig verurtheilte der Gerichtshof 32, und der in Mailand 16 Personen zum Tode; allein der Kaiser verwandelte 1823 und im Jan. 1824 den Spruch in lebenslängliches und in kürzeres Gefängniß. Der Papst that im Sept. 1821 die Secte der Carbonari und alle ähnliche Vereine, als Zweige der längst verbotenen Freimaurerei, in den Bann; es erfolgten aber im Kirchenstaate so wenig als in Toscana, Parma und Lucca Bestrafungen wegen Theilnahme an frühern politischen Verbindungen. Überhaupt zeichnete sich die päpstl. Regierung, unter des Cardinals Consalvi Leitung, durch weise Maßregeln zur Versöhnung der Gemüther und Befestigung der innern Ruhe aus. Sie vermehrte dadurch den Einfluß des apostolischen Stuhls auf die durch Revolutionen erschütterten Staaten. Vorzüglich wachte man über die Presse, sowie über die Universitäten und Schulen. Im Königreiche beider Sicilien und in Piemont wurden in Ansehung der Reinigung und neuen Disciplin sämmtlicher Unterrichtsanstalten strenge Verordnungen erlassen, auch die Jesuiten wiederhergestellt und ihnen ein wichtiger Einfluß auf die Bildung der Jugend verstattet, indem man ihnen zu Rom u. a. a. O. die früher von ihnen geleiteten Schulen, Collegien und Oratorien übergab. — Dagegen störten fortwährend, besonders im Kirchenstaate und in Neapel, zahlreiche Räuberbanden die öffentliche Sicherheit. Eine derselben bemächtigte sich sogar (Jan. 1822) eines östr. Obersten, für dessen Befreiung sie eine Summe von 40,000 röm. Thlrn. zu fodern die Kühnheit hatte; sie gab ihn jedoch frei, als sie sich von östr. Truppen umzingelt sah. Im Jan. 1824 entdeckte man (nach dem „Diario di Roma") eine zahlreiche Bande von herumschweifenden Jünglingen in Italien, welche ihren Ältern entlaufen waren, sich in Compagnien organisirt hatten und sich von Betrug und Diebstahl nährten. Unter den einzelnen Ereignissen, welche für die Geschichte Italiens in den letzten Jahren wichtig sind, muß der Tod des Papstes Pius VII. an den Folgen eines Beinbruchs, d. 20. Aug. 1823, erwähnt werden. Ihm folgte nach einem kurzen Conclave (vom 3—27. Sept.) der Cardinal Annibal della Genga, geb. 1760 auf dem Familienschlosse d. N. bei Spoleto, ein durch diplomatische Sendungen bekannter Prälat, unter dem Namen Leo XII. d. 27. Sept. 1823, welcher 1825 ein römisch-christliches Jubeljahr im Kirchenstaate feiern ließ. (S. Jubeljahr.) Auch Pius VII. Freund und Staatssecretair, der große Staatsmann Cardinal Consalvi, dessen Verwaltungssystem im Innern große Abänderungen erlitt, starb zu Rom den 24. Jan. 1824. Er hatte die von den europäischen Souverainen erhaltenen Geschenke (über 100,000 Scudi an Werth) dem Collegium de propaganda fide, dessen Präfect er zuletzt gewesen war, und eine große Summe Geldes zum Wiederaufbau der 1823 in Rom abgebrannten St.-Paulskirche vermacht. Sein System war für ganz Italien ein nicht überall beachtetes Muster gewesen. Doch hat auch in beiden Sicilien, seit Franz I. Regierungsantritt (4. Jan. 1825), ein ähnlicher Geist der Mäßigung und Milde Eingang gefunden. Die Folgen der hergestellten Ruhe entwickeln sich immer mehr. Selbst Italiens Küstenhandel hat sich seit kurzem etwas gehoben, wozu die griechische Sache mit beiträgt. Doch bedarf er gegen die Barbaresken sehr des Schutzes der britischen Seemacht, deren Hauptstation Malta ist. Sie schloß im Febr. 1824 unter dem Admiral Neale den Hafen von Algier ein, um den Dey

wegen Verletzung des mit Lord Exmouth 1816 geschlossenen Tractats, nach welchem die Barbaresken (s. d.) keine christliche Gefangenen mehr zu Sklaven machen sollen, zu züchtigen.

So liegt die schöne Halbinsel mitten in der Entwickelung großer Begebenheiten, welche aus der griech. Unabhängigkeit und aus den neuen Verhältnissen Ägyptens entstehen werden. Die ital. Staaten selbst können sich dabei nur leidend verhalten, denn ihre politische Kraft ist gelähmt. Das Leben Italiens beruht jetzt fast allein noch auf der Landwirthschaft, während jene Organe, durch die es früher athmete und sich ernährte· Künste, Gewerbe und Handel, so gut als abgestorben sind. Der Handel mit dem Auslande, welcher, zumal in Neapel, gänzlich stockt, befindet sich fortdauernd in den Händen der Fremden und ist größtentheils von den Briten abhängig; daher der überall drückende Mangel an baarem Gelde, die Finanzverlegenheiten der Regierungen und die mit Rothschild abgeschlossenen Anleihen. Italien lebt nicht mehr wie ehemals in seinen Städten, sondern nur noch in seinem Boden. Aber auch diese Quelle des innern Wohlstandes des reichen Hesperiens versiegt immer mehr da, wo Mauthsperren und Zolltarife den Absatz der ersten Erzeugnisse nach Außen, oder wo Räuberbanden und der Mangel an Heerstraßen den Binnenverkehr, wie in Sicilien und Calabrien, erschweren und hindern. Doch das traurigste Übel ist die politische Erbitterung, welche in allen Ständen fortgährt, und selbst durch geheime Verbindungen, die das Reactionssystem unterstützen und zugleich den Haß gegen Östreich insgeheim anfachen, absichtlich verbreitet wird. Sie treiben ihr Unwesen in Italien, Spanien, Frankreich und in der Schweiz, unter verschiedenen Benennungen: Consistoriales, Crocesignati, Crociferi, Società della santa fede, Società del anello und der Bruti. Der bekannte Graf Le Maistre war eine Zeitlang in Piemont das Oberhaupt dieser Gesellschaft, welche noch immer verwegene, ehrsüchtige Plane durchzuführen strebt, indem sie, scheinbar für Religiosität und Moral eifernd, oder vielmehr religiösen und politischen Fanatismus für politische Zwecke benutzend, eine geheime Polizei unterhält. Auch die Calderari in Neapel, deren Haupt der Expolizeiminister von Neapel, Prinz Canosa, war, sind jetzt ganz eins mit den Sanfedisten, die mit dem sogenannten Gouvernement occulte in Frankreich in Verbindung stehen. (M. s. die kleine Schrift: „Über die revolutionairen Umtriebe in der Schweiz, Worte der Warnung", Glarus 1823.) Diese Ultras hassen Östreich, weil es ihnen mit zu großer Mäßigung zu handeln scheint. In demselben Geiste politischer Mäßigung, welcher Revolutionen am sichersten entwaffnet, handelt auch der Großherzog von Toscana: ein Land, das einer so durchaus freisinnigen Verwaltung sich erfreut, daß kein einziger Toscaner wegen politischer Vergehungen zur Rechenschaft gezogen worden ist. Es ist daher der Wunsch aller dem monarchischen System ergebenen Italiener, daß Östreichs und Toscanas gerechte und weise Verwaltung allgemein als Muster nachgeahmt werde, und daß künftig im Staate — wie dies bereits in der Kirche als Grundsatz angenommen ist — keine andre Aristokratie den Vorzug erhalte als die der Einsicht, des Charakters und des Verdienstes. Die Bildung eines ital. Bundes aber würde das unruhige und doch so natürliche Streben eines geistvollen Volks nach Nationaleinheit am wirksamsten beschwichtigen und den blinden Haß gegen die Herrschaft der Fremden für immer ersticken. Diese Aufgabe der europäischen Diplomatie erwartet von der Zukunft ihre Lösung; mit derselben wird endlich politische Ruhe unter dem schönen ital. Himmel ihre Heimath finden. Dann ist der Garten von Europa vor den innern Stürmen gesichert, welche Deutschlands Wohlfahrt unter dem Schutze seines Staatenbundes nun und nimmer bedrohen können. Zur neuern Geschichte und Statistik Italiens empfehlen wir Carlo Botta's „Storia d'Italia dal 1789 al 1814" Paris 1824, 4 Bde., 4., und zugleich franz. 5 Bde.; ein wahres Gegengift gegen revolutionairen Demokratismus und Utopismus); die „Annali

d'Italia dal 1750 (Forts. Muratori's), compilati dal Abbate A. Coppi" (3 Bde., Rom 1825) und die „Mémoires sur la cour du Prince Eugène et sur le roy. d'Italie pendant la domination de Napoléon etc." (Paris 1824). Über den Zustand der Landwirthschaft belehren die „Briefe über Italien", a. d. Franz. des H. Fr. Lullin de Chateauvieux, von Heinr. Hirzel übers. (Lpz. 1821, 2 Thle.). Der Vf. sucht die Ursachen des Verfalls auf und beschreibt unbekanntere, von den meisten Reisenden gar nicht besuchte Gegenden. Interessant ist seine Vergleichung des ital. Cultursystems mit dem englischen, und die Nachweisung, wie beide auf ganz entgegengesetzten Basen beruhen.

Italienische oder künstliche Blumen kamen zuerst aus Siena in Toscana, und lange waren Florenz, Mailand, Venedig und a. Städte Italiens die einzigen, wo dieser Gewerbzweig verbreitet war. Später kam derselbe nach Frankreich, blüht jetzt in Paris, Lyon, Bordeaux, Rouen, Nantes und Marseille, und man findet hier Fabrikate, welche die italienischen durch treue Nachbildung der Natur, durch Schönheit und Feinheit der Blumen, Pflanzen und Blätter übertreffen. Auch einige Städte Deutschlands liefern schöne Arbeiten dieser Art, z. B. Dresden selbst für auswärtigen Absatz.

Italienische oder doppelte Buchhalterei, s. Buchhalterei.

Italienische Kunst. Durch griechische Meister wurde in früher Zeit die Kunst der Malerei sowol nach Italien als nach Deutschland verpflanzt. Natur, Nationalcharakter und Eigenthümlichkeiten, Klima und Religion bewirkten aber in beiden Ländern eine ganz verschiedene Entfaltung. Glühende Phantasie, frohe Lebenslust, angeborener Schönheitssinn, schwärmerische Frömmigkeit und stete Gelegenheit des Anschauens schöner Natur und der Meisterwerke alter Kunst machten, daß in Italien die Malerei herrlich emporblühte und reichere Früchte trug als je in einem andern Lande, statt daß in Deutschland der Tiefsinn und Fleiß der alten Meister sich mehr auf das innere Leben und Gemüth richtete; sie waren mehr Philosophen und Dichter, welche Farben statt der Worte wählten, als Maler, die ein harmonisch geordnetes, plastisch rein gebildetes Kunstwerk hervorzuzaubern und in das äußere Leben zu stellen vermögen. Die Italiener blieben bisher ebenso unerreichbar in dem Idealstyl dieser Kunst, wie die Griechen in der Bildhauerkunst. Man nimmt gewöhnlich den Anfang der Geschichte der Maler in Italien im 12. Jahrh. an, aber schon weit früher arbeiteten griechische und byzantinische Künstler daselbst. Unter Leo d. G., im J. 441, wurde in der Basilika des heil. Paulus, am Wege nach Ostia, ein großes Gemälde in Mosaik gearbeitet, und die Bildnisse der 42 ersten Bischöfe, die man in derselben Kirche sieht, sind auch aus dieser Zeit. Mosaiken und enkaustische Gemälde waren damals herrschend, später fing man an mit einer Art Leimfarbe zu malen, was man a tempera nannte. Gegen das Ende des 6. Jahrh. wurden viele Gemälde bekannt, die man nicht für Werke sterblicher Hände hielt, sondern Engel oder selige Geister als ihre Urheber betrachtete. In diese Classe gehört eine der berühmtesten Abbildungen des Heilands auf Holz gemalt, in Rom, Acheropita genannt, die man nur mit viel Mühe im Allerheiligsten zu sehen bekommt. Ob es wahr sei, daß der Evangelist Lukas, den alle Malerzünfte später zu ihrem Beschützer wählten, selbst Maler war, darüber ist viel gestritten worden; in Rom werden besonders die Madonnenbilder zu Sta.-Maria Maggiore, Sta.-Maria del Popolo, Sta.-Maria in Araceli, und das in der benachbarten Grotta Ferrara, dem Pinsel des Evangelisten zugeschrieben. Im 8. Jahrh. wurden Glasmalerei, Mosaik auf Goldgrund und Emailmalerei eifrig in Italien getrieben. Es gab schon viele einheimische Künstler daselbst; eines der ältesten Kunstdenkmale ist der berühmte Christus am Kreuz in der Dreieinigkeitskirche zu Florenz, der schon 1003 daselbst vorhanden war. Um 1200 stiftete ein griech. Künstler, Theophanes, eine Malerschule

in Venedig. Der echt italienische Styl erblühte zuerst in Florenz, und läßt sich nach 3 Hauptperioden betrachten: 1) von Cimabue bis auf Rafael; 2) von Rafael bis auf die Carracci; 3) von den Carracci bis auf die gegenwärtige Zeit.

Erste Periode. In Pisa erwachte der Kunstfleiß zuerst. Giunta Pisano, Guido von Siena, Andr. Tasi und Buffalmaco waren Vorgänger des Cimabue, der 1240 in Florenz geboren wurde. Dieser Künstler, der von seinen Zeitgenossen als ein Wunder betrachtet wurde, führte zuerst richtigere Verhältnisse ein und gab seinen Gestalten mehr Leben und Ausdruck. Sein Schüler Giotto übertraf ihn noch hierin und verband eine bisher unbekannte Grazie damit. Er war Freund des Dante und Petrarca, und trieb neben der Geschichtsmalerei mit gleichem Glück Mosaik, Skulptur, Baukunst, Portrait- und Miniaturmalerei. Er wagte zuerst Verkürzungen und einen natürlichen Faltenwurf, doch blieb sein Styl noch sehr trocken und steif. Bonifacius VIII. berief ihn nach Rom, wo er die noch berühmte Navicella malte. Seine Nachfolger waren Gaddi, Stefano, Maso und Simone Memmi, welcher die berühmten Bildnisse von Petrarca und Laura malte. Doch erst durch Masaccio verschwand die Finsterniß des Mittelalters und eine heitere Morgenröthe leuchtete der Kunst. Die florentinische Republik hatte zu Anfang des 15. Jahrh. den Gipfel ihres Glanzes erreicht. Cosmus v. Medici schützte alle Künste und Wissenschaften; Brunelleschi erbaute damals die Kuppel der Hauptkirche; Lorenzo Ghiberti goß die berühmten Thüren der Taufcapelle in Bronze, und Donatello war der Bildhauerkunst, was Masaccio der Malerei wurde. Dieser hieß eigentlich Tommaso Guidi, und war 1402 zu S.-Giovanni im Val d'Arno geboren. Seine Gemälde hatten Haltung, Charakter und Geist. Erst seine Schüler fingen an in Öl zu malen, doch nur auf hölzerne Tafeln oder mit Gyps überzogene Wände; viel später erst malte man auf Leinwand. Paolo Uccelli legte den Grund zum Studium der Perspective. Luca Signorelli, der zuerst die Anatomie studirte, und Domenico Ghirlandajo, der edle Formen und Gefühl mit Kenntniß der Perspective verband und den Mißbrauch der zu häufigen Vergoldungen abschaffte, zeichneten sich sehr aus. Der erhabene Geist des Leonardo da Vinci (s. d.) (geb. 1444, gest. 1519), der in allen Künsten und Wissenschaften Meister war, brachte so viel Philosophie und tiefen Sinn in die Kunst, daß sie durch ihn plötzlich reifte. Durch ihn erhielt die florentinische Schule ganz den ernsten, strengen, tiefsinnigen, fast melancholischen Charakter, zu dem sie sich vom Anfang an hinneigte, und den sie auch später mit der Kühnheit und Riesenkraft vereinte, die Buonarotti erweckte. Die römische Schule rechnet unter ihre Stifter schon den Miniaturmaler Oderigi, der 1300 starb; er zierte die Handschriften mit kleinen Bildern. Guido Palmerucci, Pietro Cavallini und Gentile da Fabriano waren die geschicktesten seiner Nachfolger. Fast alle Maler dieser Zeit pflegten ihren Gemälden Inschriften beizufügen; die Verkündigung Mariä war ihr Lieblingsgegenstand. In Perugia war der Hauptsitz der römischen Maler. Schon im 13. Jahrh. gab es daselbst eine Malerzunft. Pietro Vanucci, Perugino genannt (geb. 1446, gest. 1524), brachte zuerst mehr Grazie und edlere Formen in diese Schule, deren Hauptcharakter durch ihn etwas Gemüthliches, Edles, einfach Frommes, unverkünstelt Natürliches erhielt, und welcher immer der römischen Schule eigen blieb. Perugino's großer Schüler Rafael übertraf schnell alle frühere Meister, und die Kargheit, Härte und Trockenheit ihres Styls wurde durch ihn verbannt. Nach Venedig kam zuerst der Geschmack aus dem Orient herüber. Andr. Murano und Vittore Carpaccio gehörten zu den frühesten dortigen Künstlern; Giovanni und Gentile Bellino sind die ausgezeichnetsten Maler der frühern venetianischen Schule. Ersterer war 1424 geb. und starb 1514. Der Andre arbeitete geraume Zeit unter Mohammed's II. Regierung

in Konstantinopel. Sie führten die Farbenglut des Orients ein, ihr Styl war einfach, symmetrisch rein, ohne sich zum Idealen zu erheben. Der treffliche Andrea Mantegna (geb. 1431 in Padua, gest. 1506), war der Erste, der anfing die Antiken zu studiren. In Padua war der Hauptsitz der venetianischen Schule; Mantegna verpflanzte ihn später nach Mantua, und sein Styl bildete den Übergang zur lombardischen Schule. In Verona, Bassano und Brescia blühten Malerschulen auf. Giovanni von Udine (welcher sich durch treue Nachahmung der Natur in Nebendingen so auszeichnete, daß Rafael ihn die Guirlanden um seine Gemälde in der Farnesina malen ließ), Pellegrino und Pordenone waren die geschicktesten Vorgänger der beiden größten Meister der venetianischen Schule: Giorgione und Tizian. Der lombardischen Schule diente keine Hauptstadt zum Mittelpunkte; erst später wurde Bologna dies; früher rechnet man Imola, Conto, Ferrara, Modena, Reggio, Parma, Mantua und Mailand zu den Sitzen dieser Schule. Galasio, der gegen 1220 lebte, Alighieri, Alghisi, Cosimo Tura, Ercole Grandi, und besonders Dosso Dossi (geb. 1479, gest. 1560), waren die vorzüglichsten ferraresischen Maler. Letzterer, ein Freund des Ariosto, hat eine seltene Größe des Styls mit einer Kraft des Colorits vereint, die mit dem Tizian zu vergleichen ist. Bramante (geb. 1444, gest. 1514), der zugleich großer Baumeister war, Lippo Dalmasi und besonders Francesco Raibolini (geb. 1450), genannt Francesco Francia, zeichneten sich unter den bolognesischen Meistern sehr aus. Letzterer, den ein zarter frommer Ausdruck und ungemeiner Fleiß auszeichnen, hatte die innigste Ehrfurcht für Rafael; man behauptet, daß er bei dem Anblick der heil. Cecilia dieses Meisters, durch die Unerreichbarkeit seiner Kunst so ergriffen wurde, daß er in tiefe Wehmuth versank und bald darauf starb. Hierher gehört auch der liebliche Innocenzo von Imola. Doch alle diese wurden bei weitem übertroffen von dem unvergleichlichen Antonio Allegri da Correggio, welcher eigentlich den Charakter der lombardischen Schule, der sich stets durch Harmonie der Farben, gefühlvollen Ausdruck und echte Grazie auszeichnete, erst gründete.

Zweite Periode. Wir kommen nun zu den größten Meistern aller Zeiten, die fast zu gleicher Zeit, als Häupter der vier Schulen, alle Zweige der Kunst zur höchsten Vollkommenheit brachten. Man nennt sie und ihre trefflichen Schüler in Italien Cinquecentisti, nach ihrem Jahrhundert. Diese Periode der höchsten Blüthe sank schnell und bedurfte bald der kräftigen Wiederherstellung, womit wir die dritte Periode beginnen werden. Nachdem Leonardo da Vinci in der florentinischen Schule alle Verhältnisse der Figuren und Regeln der Perspective und Beleuchtung bestimmt hatte, und seine Schüler: Luini (der Rafael's Styl mit dem seines Meisters zu vereinigen wußte), Salaino und Melzo, nebst dem trefflichen Baccio della Porta, der unter dem Namen Fra Bartolomeo berühmt ist (geb. 1469), und dessen Werke sich durch die Hoheit ihrer Gedanken und die Glut der Andacht sowol als der Farben auszeichnen, Großes für die Kunst bewirkt hatten, und der sanfte, gefühlvolle Andrea del Sarto (geb. 1488, gest. 1530), der ideenreiche Baltasar Peruzzi, und der lebensfrohe Razzi, diese Schule berühmt gemacht hatten, erstand der außerordentlichste aller Künstler, Michel Angelo Buonarotti (geb. 1474, gest. 1564). Mit gleicher Kraft und Tiefe umfaßte sein Riesengeist die Bildhauerkunst, Baukunst und Malerei. Sein Feuer der Composition, sein gründliches Studium der Anatomie, die wilde Kühnheit seiner Wendungen und Verkürzungen bezeichneten ihm einen ganz eignen Weg; doch für die Kunst wurde er als Vorbild verderblich, weil seine Nachahmer in Übertreibung und Verschmähung des einfach reinen Styls verfallen mußten. Sein großes Frescogemälde: das jüngste Gericht, in der Capelle Sixtina in Rom, bleibt unerreichbar in der Hoheit des Styls. Die Schönheit zog ihn nie so an wie die Kraft und Größe, um so mehr, da er in jener nie den Rafael erreichen konnte, in dieser aber einzig

war und blieb. Dante war sein Lieblingsdichter. Der Bau der Peterskirche war in seinen spätern Jahren fast sein einziger Gedanke. Rosso de Rossi, Daniel von Volterra, Salviati, Angelo Bronzino, Alessandro Allori und viele Andre waren seine Schüler und Nachahmer. Michel Angelo hatte zu lange für die Kunst gelebt, sowie Rafael zu kurz. 1580 fingen Lodov. Cigoli und Greg. Pagani an, einen neuen Geist zu wecken. Sie kehrten zur Natur zurück und bemühten sich, bessern Geschmack im Helldunkel einzuführen. Domenico Passignani, Christoforo Allori, Comodi waren ihre Nachfolger. Wenn wir die römische Schule betrachten, finden wir den ersten aller Künstler, Rafael Sanzio von Urbino (geb. 1483, gest. 1520), an ihrer Spitze. Sein Geist zeigte sich ebenso erhaben in seinen großen Frescogemälden, in den Stanzen und Logen des Vaticans (wo in den erstern sich besonders die Schule von Athen, der Parnaß und der Brand des Borgo auszeichnen, die zweiten hingegen Bibelscenen enthalten, von der Welterschaffung an durch das ganze Alte Testament), als lieblich, ideenreich und originell in den Frescogemälden der Farnesina, das Leben der Psyche darstellend. Nicht minder herrlich sind seine Ölgemälde, von denen wir nur als weltberühmt seine Madonnen, besonders die Wolkenwandlerin (in der dresdner Galerie), die Madonna della Sedia (in Florenz), Madonna del Pesce (in Madrid), Maria Giardiniera (in Paris), Madonna di Foligno (in Rom) nennen, seine heilige Cecilia in Bologna und sein letztes Werk, die Verklärung Christi, sowie viele andre. Seine Schüler und Nachfolger: der kühne Giulio Romano (geb. 1492, gest. 1546), der düstere Franc. Penni il Fattore (geb. 1488, gest. 1528), der erhabene Bartolomeo Ramenghi, genannt Bagnacavallo, Pierin del Vaga, Polidoro da Caravaggio, Gemigniani, Benvenuto Tisi, genannt Garofalo, und viele Andre, waren geschickte Meister; doch verließen sie bald den einzig richtigen Weg ihres großen Vorbildes und arteten in Manier aus. Federico Baroccio (geb. 1528, gest. 1612) strebte dieser entgegen zu wirken. Seinem Geist nach gehörte er mehr der lombardischen Schule an, da er der Anmuth des Correggio ernstlich nachstrebte. Er hat ungemein viel Grazie und Ausdruck. Er und seine Schüler, Francesco Vanni, Pellegrini und die Brüder Zuccheri, verbreiteten neues Leben in der römischen Schule, doch lieferten Letztere mehr gefällige als große Werke und arteten wieder ganz in Manier aus. Muziano zeichnete sich in der Landschafts-, und Nogari, Pulzone und Fachetti in der Portraitmalerei aus. An der Spitze der venetianischen Schule finden wir die beiden trefflichen Coloristen: Giorgione Barbarelli di Castelfranco (geb. 1477, gest. 1511) und Tiziano Vercelli (geb. 1477, gest. 1576). Des Erstern Portraits sind berühmt durch ihre Wärme und Wahrheit. Der Letztere war in allen Kunstfächern groß, in Verschmelzung und Behandlung der Fleischtinten unnachahmlich, als Geschicht- und Portraitmaler trefflich, der erste große Landschaftsmaler. Selbst in seinem hohen Alter blieb er sich gleich. Ariosto und Aretino waren Freunde des lebensfrohen, glücklichen Tizian. Er arbeitete viel für Spanien. Einige seiner berühmtesten Werke sind das Altarblatt des S. Pietro Martire, seine Venusbilder, sein Bacchanal und seine spielenden Kinder in Madrid, sein Christo della Moneta rc. Er verstand zuerst die Kunst des Lasirens oder mit durchsichtigen Farben zu malen. Bei den Gruppen wählte er die Form der Weintrauben zum Vorbild. Seine Nachfolger, Sebastiano del Piombo, Palma Vecchio, Lorenzo Lotto, Paris Bordone, Pordenone, sind ausgezeichnet, besonders im Colorit. Der treffliche Schiavone, dessen Helldunkel und saftiger Pinsel wahrhaft ausgezeichnet sind; der die Wirklichkeit, selbst die gemeine, bis zur Täuschung nachahmende Giacomo da Ponte, genannt Bassano (der das Haupt einer ganzen Malerfamilie war); der sinnige, glühend begeisterte Robusti, genannt il Tintoretto (geb. 1512, gest. 1594), den Tizian aus Künstlerneid früh aus seiner Schule verbannte; der phantastische, prachtliebende Paul Veronese (geb.

1532, gest. 1588), der mit freiem Pinsel keck und glänzend malte, aber alle Richtigkeit des Costums vernachlässigte und oft die Maskencharaktere in die Geschichtsgemälde mischte, und der Veroneser Cagliari waren Zierden der venetianischen Schule. Sie artete nun auch aus, und die Manieristen derselben waren noch weit schlechter als die der andern Schulen, weil sie nie die Antike und das Ideal studirt hatten. Als Haupt der lombardischen Schule finden wir den gefühlvollen, lieblichen Antonio Allegri, genannt Correggio (geb. 1494, gest. 1534). Über ihn und s. Werke s. Correggio. Seine Nachfolger und Schüler waren: Francesco Rondani, Gatti, Lelio Orsi, und besonders Francesco Mazzola il Parmegianino (geb. 1503, gest. 1540). Dieser Künstler hatte sehr viel Leichtigkeit, Feuer und eigenthümliche Grazie, die oft an Manier grenzt. Gaudenzio Ferrari gehört nebst vielen Andern zu den Zierden der mailändischen Schule; den Lavizzario nannte man im Landschaftsfach den mailändischen Tizian. Die berühmte Sofonisba Anguisciola (geb. 1530) in Cremona zeichnete sich in Musik und Malerei sehr aus. Sie wurde als treffliche Portraitmalerin nach Madrid berufen, wo sie Don Carlos und die ganze königl. Familie malte und der Königin Elisabeth Unterricht gab. Van Dyk behauptete, durch die Gespräche dieser im Alter Erblindeten mehr gelernt zu haben als durch das Studium der Meister. Sie starb 1620. Lavinia Fontana, Artemisia Gentileschi, Maria Robusti, Elis. Sirani waren berühmte Künstlerinnen dieser Zeit. Camillo und Giulio Procaccini zeichneten sich durch Kraft der Phantasie und treffliches Colorit aus. In Bologna finden wir in diesem Zeitraum als ausgezeichneten Künstler den Bagnacavallo, den wir schon unter Rafael's Schülern bemerkten; er blühte um 1542. Francesco Primaticcio (geb. 1490, gest. 1570), Nicolo dell' Abate, Pellegrino Tibaldi, Passerolli, Fontana, waren sehr geschickte bolognesische Künstler.

Dritte Periode. Sie beginnt mit dem Zeitalter der drei Carracci. Diese vortrefflichen Künstler strebten, den reinen Styl wiederherzustellen und durch das vereinte Studium der alten Meister der Natur und der Wissenschaft, der überall gesunkenen Kunst einen neuen Glanz wieder zu geben. Ihr Einfluß wirkte mächtig. Von dieser Zeit an hört die Eintheilung in die vier verschiedenen Schulen auf, und wir bemerken nur zwei Hauptclassen: die Nachfolger der Carracci, die man Eklektiker, und die des Michel Angelo Caravaggio, die man Naturalisten nennt. Lodovico Carracci (geb. 1555, gest. 1619) war der Oheim der beiden Brüder Agostino (geb. 1558, gest. 1601) und Annibale (geb. 1560, gest. 1609). Lodovico war ruhig, nachdenkend, sanft und ernst. Seine feurigen Lehrer Fontana und Tintoretto sprachen ihm erst alles Kunsttalent ab; er studirte desto eifriger und erwarb sich die tiefsten künstlerischen Einsichten. Agostino vereinte mit einem edeln Charakter ungemeinen Scharfsinn und die vielfältigsten Kenntnisse. Mit bitterm Spott verfolgte ihn Annibale darüber, der unter Lodovicos Leitung Riesenschritte in der Kunst that. Die Zwistigkeiten zwischen beiden so ungleichen Brüdern hörten nie auf, und der gekränkte Agostino widmete sich aus Verdruß der Kupferstecherkunst. Erst die Anfeindungen ihrer Gegner vereinten sie, und sie stifteten zusammen eine große Akademie. Die Brüder wurden nach Rom berufen, um die Galerie des Herzogs Farnese zu malen. Sie entzweiten sich bald, und der sanfte Agostino trat zurück und überließ das ehrenvolle Werk dem Feuergeist seines Bruders. Annibal hatte die große Arbeit rühmlich vollendet, wurde aber um den größten Theil des Lohnes dafür schändlich betrogen. Tief gebeugt, suchte er sich sowol durch neue Arbeiten als durch eine Reise nach Neapel zu zerstreuen; doch die Anfeindungen, die er dort erlitt, beschleunigten seinen Tod. Der stille Lodovico vollendete unterdessen nebst seinen trefflichen Schülern eine der größten Arbeiten, den berühmten Porticus von St.-Michele in Bosco in Bologna, worauf sieben der herrlichsten Gemälde aus der Legende des heil. Benedict und der

heil. Cecilia vorgestellt sind. Die letzte der Arbeiten dieses großen Meisters war die Verkündigung Mariä, in zwei kolossalen Figuren dargestellt, auf dem großen Halbbogen der Hauptkirche von Bologna. Der Engel ist mit einem leichten Gewand bekleidet, und durch einen unglücklichen Faltenwurf scheint sein rechter Fuß da zu stehen, wo der linke hingehört, und umgekehrt. In der Nähe bemerkte man dies nicht; erst als das große Gerüste abgebrochen war, sah Lodovico den Fehler, der seinen Feinden zu den bittersten Kritiken Veranlassung gab. Er grämte sich darüber zu Tode! Das traurige Ende dieser drei großen Männer zeigt, wie schon das Zeitalter vorüber war, wo die Kunst mit Liebe und Enthusiasmus belohnt wurde, und wie sehr Tadelsucht und Neid wütheten. Die Schüler der Carracci sind zahllos. Die berühmtesten strebten eifrig danach, die Anmuth des Correggio mit der ernsten Größe römischer Meister zu vereinen. Cesare Aretusi zeichnete sich durch die treuesten Copien des Correggio und Guido Reni (geb. 1575 in Bologna, gest. 1642), besonders durch die idealische Schönheit seiner Köpfe, die Lieblichkeit seiner Kinderfiguren und die ungemeine Leichtigkeit aus, womit sein Pinsel Alles gleichsam hinschrieb. Sein Frescogemälde, die Aurora vorstellend, im Palast Borghese, und sein Ölgemälde, die Himmelfahrt der Maria, in München, sind weltberühmt. Francesco Albani (geb. 1578 in Bologna, gest. 1660) lebte in stetem Wetteifer mit Guido. Er lieferte viele größere Kirchengemälde, doch wurde er besonders berühmt durch den namenlosen Reiz, womit er in kleinerm Maßstabe liebliche Gegenstände der Fabel und besonders Gruppen von Amorinen darstellte. Seine Gemälde in der Galerie Verospi und seine vier Elemente, die er für die Familie Borghese malte, erwarben ihm allgemeinen Ruhm. Seine landschaftlichen Hintergründe sind trefflich, Alles athmet Heiterkeit, Scherz und Anmuth in seinen Werken. Der dritte große Mitschüler der Vorigen, Domenico Zampieri, genannt Domenichino (geb. 1581, gest. 1641), wurde erst von diesen wenig geachtet, wegen seiner großen Schüchternheit und Bescheidenheit. Drei Mal waren schon von Lodovico bei Preisvertheilungen Zeichnungen gekrönt worden, deren Urheber man nicht ausfinden konnte; endlich forschte es Agostino aus, da gestand der Jüngling Domenichino mit ängstlicher Furcht, er habe die Zeichnungen gemacht. Er wurde durch Fleiß und eifriges Streben der Liebling seiner Meister. Seine Werke zeigen von den gründlichsten Kenntnissen und sind reich an Charakterausdruck, Kraft und Wahrheit. Seine Communion des heil. Hieronymus, seine Marter der heil. Agnes und seine Frescogemälde in Grotta Ferrata sind unsterbliche Meisterwerke. Schüchterne Bescheidenheit blieb ihm eigen. Er wurde nach Neapel berufen, doch von der dortigen Malerrotte sehr verfolgt und geängstet, ja, man vermuthet sogar, vergiftet. Giovanni Lanfranco (geb. 1580 zu Parma, gest. 1647) zeichnete sich besonders durch Effecte der Beleuchtung aus. Bartol. Schidone gehört zu den trefflichsten Coloristen dieser Schule. Noch verdienen die Bibiena, die Mola, Al. Tiarini, Pietro di Cortona, Ciro Ferri hier genannt zu werden. An der Spitze der Naturalisten, die durchaus nur die Natur ohne Auswahl, ohne gebildeten Schönheitssinn, mit kühnem, oft frechem Pinsel nachahmten, steht Michel Angelo Merigi, oder Amerigi da Caravaggio (geb. 1569). Sein Hauptgegner in Rom war der Ritter d'Arpina, der an der Spitze der dortigen Idealisten oder vielmehr Manieristen stand. Caravaggio und seine Nachfolger: Manfredi, Leonello Spada, Guercino da Cento rc., wählten oft die gemeinste Natur zum Modell, das sie sklavisch nachahmten, und so entweihten sie die echte Würde der Kunst, obschon ihnen Kraft und Genie nicht abzusprechen war. In Rom riß zu dieser Zeit, dem Anfang d. 17. Jahrh., der Unfug der Bambocciaden ein. (S. Peter Laar.) Viele Künstler, besonders Mich. Ang. Cerquozzi, mit dem Beinamen delle battaglie und delle bambocciate, folgten diesem ausgearteten Geschmack. Andrea Sacchi strebte ihm kräftig entgegen. Seine Zeichnung war richtig und groß, sein

Vorbild Rafael. Sein berühmtester Schüler war Carlo Maratti (geb. 1625 zu Camerano), dessen Styl edel und geschmackvoll war. Der Ritter Pietro Liberi, Andrea Celesti; die Portraitmalerin Rosalba Carriera (geb. 1675 in Venedig, gest. 1757), die sich in der Pastellmalerei auszeichnete; der anmuthige Francesco Trevisani, Pinzetta Tiepolo und der Perspectivmaler Canaletto waren die berühmtesten venetianischen Maler dieser Zeit. Carlo Cignani (geb. 1628, gest. 1719 in Bologna) erwarb sich großen Ruhm durch Eigenthümlichkeit und seine ebenso kräftige als angenehme Behandlung der Farben. Unter seinen Schülern zeichnet sich besonders Marc Antonio Franceschini aus (geb. 1648, gest. 1729), dessen Werke reizend und seelenvoll sind. Giuseppe Crespi, genannt Spagnuoletto, verdient seines Fleißes und guten Styles willen Erwähnung; leider haben seine Gemälde sehr nachgedunkelt. Unter den Römern zeichnete sich Pompeo Battoni (geb. 1708, gest. 1787) vorzüglich aus und wetteiferte mit dem berühmten Mengs. Angelika Kaufmann verdient als Graziënmalerin genannt zu werden. Noch müssen wir einen Blick auf die beiden Nebenschulen in Italien werfen, die neapolitanische und die genuesische. Von den Neapolitanern nennen wir: Tommaso de' Stefani (geb. 1230), Fil. Tesauro, Simone, Colantonia di Fiori (geb. 1352), Solario il Zingaro, Sabatino (geb. 1480), Belisario, Caracciolo, Giuseppe Ribera Spagnoletto (geb. 1593), Spadaro, den trefflichen Francesco di Maria (geb. 1623), Andrea Vaccaro, den kühnen, geistreichen Landschaftsmaler Salvator Rosa (geb. 1615), Preti, genannt il Calabrese (geb. 1613) und Luca Giordano (geb. 1632, gest. 1705), den man, wegen seines schnellen Arbeitens, Luca fa presto nannte. Solimena (geb. 1657) und Conca gehören zu den neuern Meistern dieser Schule. Die Genueser haben einen Semino (geb. 1485), Luca Cambiasi (geb. 1527), Paggi Strozzi, genannt il Prete Genovese, Castiglione (geb. 1616), Biscaino, Gaulli und Parodi besonders unter ihren Künstlern zu nennen.

Der berühmteste aller jetzt lebenden italienischen Maler ist Camoccini (s. d.) in Rom: ein Ruf, der ihm jedoch von den Ausländern und selbst von so manchen Künstlern des Landes lebhaft bestritten wird. Sein Styl ist groß und echt historisch; s. Zeichnungen werden fast noch höher geschätzt als s. Gemälde. Seine kalt lassenden Bilder scheinen in neuerer Zeit an Beifall verloren zu haben, und man müßte den Einfluß des Wetteifers preisen, wenn die Italiener sich von den wunderbarsten, oft übermäßig gelehrten Aufgaben (Daniel in der Löwengrube, als Preisaufgabe in S.-Luca u. s. w.) zu Gegenständen der kirchlichen oder ihrer so reichen bürgerlichen Geschichte, dann zu heiligen, im echten Sinne heiligen Darstellungen zurückwendeten, die auf Anerkennung sicher niemals vergeblich zu warten brauchen. Landi ist ausgezeichneter Portraitmaler, doch findet man sein Colorit ein wenig kalt. Grassi besitzt unnachahmliche Grazie und einen wahren Zauberreiz des Pinsels. Benvenuti, Director der Akademie in Florenz, ist unstreitig der erste dasige Künstler. Ein neueres historisches Gemälde von ihm macht Aufsehen durch treffliche Beleuchtung und Wirkung, obschon es sonderbarerweise eine Scene darstellt, die nie in der Wirklichkeit vorhanden war; er nennt es nämlich la Congiurazione dei Sassoni, und will hier als Nachtscene darstellen, wie die Sachsen dem Napoleon einen Eid der Treue leisten, was ebenso unwahr ist als die Uniformen, die er ihnen gab, unrichtig sind. (Dieses Bild war für Napoleon bestimmt, kam aber, da es bei dessen Sturze noch nicht vollendet war, später nach England.) Ein franz. Künstler, Fabre, der immer in Florenz lebt, wetteifert mit Benvenuti; seine Landschaften sind ebenso trefflich wie s. Hirtengemälde. So ist gleichfalls der dort lebende Colignon sehr brav. Appiani, der vor kurzem in Mailand starb, war besonders durch die Grazie s. weiblichen Gestalten berühmt, sowie der gleichfalls verstorbene Bossi im ernstern und strengern Styl. Der Florentiner Sabbatelli, dessen Federzeichnungen sehr geschätzt sind, lebt jetzt in Mailand. Ermini in Florenz ist

ein reizender Miniaturmaler in Isabey's Manier. Alvarez, ein Spanier, und Ayez, ein hoffnungsvoller junger Venetianer, sind in Rom sehr geschätzt. Doch vor Allen zeichnet sich der junge Künstler Agricola in Rom jetzt aus. Er ist aus Urbino gebürtig. An Reinheit des Styls und Gefühl, welches entfernt von theatralischem Ausdruck ist, soll er alle neuere Künstler übertreffen. Über die Geschichte der Maler in Italien s. Lanzi's „Storia pittorica". Speth in s. Schrift: „Die Kunst in Italien" (München 1823, 3 Thle.), betrachtet vorzüglich Gegenstände der bildenden Kunst aus den ältern Zeiten. Noch sind gefeierte Namen: Diotti, Migliaja, Scoti (für Miniaturen) und Palagi. Doch bestehen die Werke dieser Künstler nur neben denen der fremden Meister, und bemerkenswerth bleibt es immer, daß der Marchese Massimi zu Rom, der im Sinne der Kunstfreunde besserer Zeiten seine Villa mit Darstellungen aus Dante, Ariosto und Tasso al fresco ausschmücken läßt, nur Deutsche vorzugsweise mit seinen großgedachten Aufgaben beehrte. Dafür dürfen die Italiener eines andern Kunstgönners sich rühmen, der nicht ohne Einfluß auf die ganze Richtung des künstlerischen Strebens war, des 1825 verst. Grafen Sommariva. Sein Landhaus am Comersee, sowie sein Palast zu Paris, erinnern an die Pracht des augusteischen Zeitalters. (Mehre Nachrichten über das Kunststreben in Parma, Mantua, Bologna, Venedig gaben kundige Beurtheiler von Zeit zu Zeit im „Kunstblatt", wohin wir, sowie an das „Quart. rev.", B. 32, in Bezug auf seine Baumeister, verweisen.) In der **Kupferstecherkunst** zeichnen sich die Italiener auch sehr vortheilhaft aus. Tommaso Finiguerra (1460) ist der erste bekannte Meister dieser Kunst, welcher sie dem Baccio Bandini mittheilte. Ihnen folgte Mantegna; allein erst Marco Antonio Raimondi von Bologna (1500) brachte größere Freiheit in s. Kupferstiche. Seine Arbeiten nach Rafael werden wegen ihrer richtigen Zeichnung stets von großem Werth bleiben. In s. Manier arbeiteten Bonasone, Marco di Ravenna, di Ghisi u. A. In einer andern Art brachten Agostino Carracci, Parmeggiano, Carlo Maratti und Pietro Testa vortreffliche Sachen mit der Radirnadel hervor. Stefano della Bella zeichnete sich durch kleine, geistreiche und zierliche Arbeiten aus. Unter den Neuern, welche eine früher unbekannte, wirkungsvolle und fleißige Behandlungsart einführten, verdienen Bartolozzi in der punktirten Manier, und Cunego, Volpato und Bettelini besondere Erwähnung, vor Allen aber der noch lebende Florentiner Rafael Morghen, der die Kupferstecherkunst auf einen Grad der Vollkommenheit brachte, den man zuvor nicht ahnete. Das Bedürfniß der Künstler dieses Fachs, sich an die großen Musterbilder ihrer alten Meister zu halten, um würdige Gegenstände ihres Fleißes zu haben, gab dieser Kunst einen selbständigen Charakter; sie, die früher dienend gewesen war, erhob sich dadurch zu eigenthümlicher Würde, und die Arbeiten von Morghen, noch mehr die von Longhi, vielleicht die beachtenswerthesten unter allen neuern Kupferstichen, von Toschi, von Anderloni, von Folo, von Palmerini, die Umrisse von Lasinio, die ausgeführten Blätter von Garavaglia, Lapi, Schiavonetti, beweisen eine Regsamkeit, welcher die Liebhaberei der Reisenden, die Menge von Prachtwerken über wichtige Gebäude (man denke an die Werke über den Dom von Mailand, die Karthause bei Pavia, die Sacristei von Siena, das Campo santo von Pisa, die Monumenti sepolcrali aus Toscana, die vorzüglichen Gebäude von Venedig, die Chiesa principali di Europa) stets neue Beschäftigung und neue Aufregung zum Bessern zuweisen. Eins der neuesten und vorzüglichsten ist das Werk der Brüder Durelli: „La certosa di Pavia", wovon 1823 zu Mailand bereits 3 Hefte erschienen sind. (Der Maler Francesco Pirovano, dessen Beschreibung von Mailand alle frühere an Genauigkeit übertrifft, hat auch von jener berühmten Karthause eine Beschreibung herausgegeben.) — Als ein Mittelglied zwischen Malerei und **Bildhauerkunst** (s. d.) muß die Mosaik betrachtet werden, in welcher man aus dem Wunsche, die Meisterwerke un-

zerstörbar zu machen, viele Gemälde in Italien nachbildete. Man unterscheidet die römische, die schon Tasi, Giotto und Cavallini verfertigten, und die florentinische Mosaik (s. d.). Die Mosaikmalerei scheint in Frankreich, wohin sie verpflanzt ward, ebenso gut zu gedeihen wie in Rom. Die Kunst, in Scagliola (s. d.) zu arbeiten, blüht schon seit zwei Jahrh. in Toscana. Lamberto Gori zeichnete sich in neuerer Zeit hierin aus.

Noch ist Rom die Hauptstadt der Künste, mehr durch den unübersehbaren Reichthum aller Jahrtausende und seine glückliche Lage, die, Talente jeder Art herbeiziehend, jedem einen Punkt zeigt, zu dem es sich erheben oder von dem es ausgehen müsse, wenn sein Bemühen nicht erfolglos sein soll. Großmüthig unterstützte der Papst Pius VII. jede Anordnung des kunstliebenden Cardinals Consalvi, die Rom im Besitze dieses Kunstprimats erhielt, und das Museum Chiaramonti, nach Aller Versicherung der prächtigste Theil von den langen Gängen des Vaticans, wird als ein bleibendes Denkmal seiner großartigen Kunstförderung, bei so vielen andern Zeugnissen dafür, dastehen. Andre Ansichten sollen jetzt in Rom gelten; mag es der Zeit vorbehalten bleiben, sie zu widerlegen. Aber lebhaft von allen Freunden des Erhabenen und Schönen ward der Unfall empfunden, welcher im Sommer 1823 die Paulskirche vor der Stadt zu Rom traf. Sie wiederherzustellen, möchte bei dem besten Willen dem Kirchenstaate kaum möglich sein, und für den Verlust dieser ehrwürdigen Basilica dürfte weder die Kirche S.-Pietro und Paolo, die dem Schlosse von Neapel gegenüber aufgeführt wird, noch der Tempel von Possagno entschädigen, der seines Stifters, des hochgefeierten Canova, Asche noch vor seiner Vollendung aufnahm. Als ein Monument, zu dessen Ausschmückung der in jeder Beziehung ehrenwerthe Mann die letzten Regungen seines Kunstgenius anwandte, wird diese Kirche für die ital. Künstler stets ein hochzuhaltendes Vermächtniß bleiben. Die Skulptur und Malerei traten hier wieder in ihre Schwesterrechte zur Baukunst, und schon aus diesem Grunde gehört dies Gebäude zu den Erscheinungen, welche einflußreich genannt werden müssen. Canova's Tod wurde der Anlaß zu seiner ersten feierlichen Weihe, denn man schien zu fühlen, daß sein Beispiel den Aufschwung veranlaßt habe, den man jetzt in fast allen Theilen des Kunststrebens nicht verkennen kann. Durch Canova namentlich gewann die Skulptur an Würde und Theilnahme. Wenn auch nicht schwer sein möchte zu beweisen, daß Thorwaldsen mehr im Sinne seiner Kunst arbeite, als Canova jemals, so war es doch gerade Er, der zeigte, daß aus diesen Steinen Leben und ein das Leben freundlich Berührendes hervorgehen könne. Nicht tröstlich ist das Bekenntniß, daß von den Italienern aus Canova's Schule am wenigsten Gutes gesagt werden kann. Die Denkmäler, welche Ricci dem jetzigen Großherzog von Toscana zu Arezzo, Pisani Fürstinnen aus dem Hause Este zu Reggio, und vollends gar Antonio Bosa auf Rosetti's Antrag dem Andenken Winckelmann's ausführten oder vorschlugen, können eher Hoffnungen benehmen als erheben. Tenerani u. A. müssen für Diese trösten. Doch darf man bei der wiedererwachten Liebe für plastische Denkmäler, die am günstigsten jeden Keim zu entwickeln verstehen wird, dann durch die Beachtung der Antiken, die immer allgemeiner sich verbreitet, und durch die bessere Einsicht in das Wesen derselben, die Monti in Neapel zu täuschenden, für echt ausgegebenen Nachbildungen mißbraucht, auch von dem jüngern Geschlechte Italiens sich bald die Erfolge versprechen, welche in den der Skulptur verwandten Kunstübungen schon zu Tage liegen. Nicht übersehen sei der Einfluß, der in Bezug darauf dem Grafen Cicognara, Präsidenten der Akad. der Künste zu Venedig, zugeschrieben werden muß, obgleich die Einseitigkeit seiner Ansichten mancher Corrective bedarf, die sie auch im Auslande gefunden haben. So ist unverkennbar die Steinschneidekunst dort auf einen vorzüglich hohen Punkt gebracht, und mit Recht verdienen Berini's Arbeiten den europäischen Ruf, wel-

chen sie erhielten. Für die Medaillenglyptik liefern Manfredini in Mailand, Pulinati und Mercandelli Muster, denen das Ausland wenig Nahekommendes entgegenzustellen hat. In Rom schätzt man die Medailleurs Girometti und Cerbara.

Italienischer Gesang, s. Italienische Musik.

Italienische Literatur und Gelehrsamkeit (mit Ausschluß der Poesie). Eine Folge des Einbruchs der Barbaren in Italien war, daß eine Zeit der Finsterniß und Unwissenheit wie der Unordnung und Zerrüttung eintrat, aus deren chaotischem Gewirr nur langsam und mühselig die Keime einer neuen Bildung sich entwickelten.

Erster Zeitraum. Von Karl d. Gr. bis zum Tode Ottos III., 1002. Wohlthätig wirkte Karl d. Gr. als Freund der Gelehrsamkeit und Wiederhersteller des Friedens. Wir finden bereits einen Italiener, Petrus, Diakonus von Pisa, als s. Lehrer in der Grammatik genannt. Nicht minder verdient Anerkennung Lothar, der 823 König von Italien wurde und in vielen Städten die ersten öffentlichen Schulen stiftete. Von den Lehrern dieser Schulen kennen wir nur Dungalus zu Pisa, von dem einst, als er noch Mönch zu Bobbio war, Karl d. Gr. Aufschluß über zwei Sonnenfinsternisse begehrte, und unter dessen Namen noch verschiedene Schriften vorhanden sind. Lothars Beispiel ward vom Papst Eugen II. im Kirchenstaate nachgeahmt. Indeß war der Erfolg dieser an sich so nützlichen Einrichtungen nur gering, denn es fehlte an tüchtigen Lehrern, und die spätern Karolinger und Päpste ließen die kaum gegründeten Bildungsanstalten in Verfall gerathen. Dazu kamen die verderblichen Einfälle der Saracenen und Ungarn in Italien und innere Kriege. Wenige Männer ragen in diesem traurigen Zeitraume durch ihr Wissen hervor. In geistlicher Gelehrsamkeit zeichneten sich aus die Päpste Hadrian I., der oben genannte Eugen II., Leo V., Nicolaus I. und Sylvester II., ferner die Bischöfe Paulinus, Patriarch von Aquileja (s. Werke, Venedig 1737), Theodolphus, Bischof von Orleans (s. Werke, Paris 1646), beide Zeitgenossen Karls d. Gr., die beiden mailändischen Erzbischöfe Petrus und Adelbertus, Maxentius, Patriarch von Aquileja, und endlich die beiden Äbte des Klosters Monte Casino: Autpertus und Bertarius. Unter den Geschichtschreibern dieser Zeit, die, wenn auch in einer rohen und barbarischen Schreibart, uns höchst wichtige Nachrichten mitgetheilt haben, sind die bedeutendsten: Paulus Warnefried, mit dem Beinamen Diakonus, Verf. mehrer Schriften, besonders einer Geschichte der Longobarden, sodann die Fortsetzer des genannten Werks, Erchempertus und die zwei Ungenannten von Salerno und Benevento; ferner ein Priester von Ravenna, Namens Agnellus (auch Andreas), der eine Geschichte der Bischöfe von Ravenna schrieb; Andreas von Bergamo, Verf. einer Chronik Italiens von 868—875; Anastasius, Bibliothekar der römischen Kirche, wichtig durch s. Lebensbeschreibungen der römischen Bischöfe, und Luitprandus von Pavia, Verf. einer Geschichte seiner Zeiten.

Zweiter Zeitraum. Vom Tode Ottos III., 1002, bis zum konstanzer Frieden, 1183. Auch in diesem Zeitraume war der Zustand Italiens dem Gedeihen der Wissenschaften nicht günstig. Die ital. Städte kämpften gegen die Kaiser um ihre Freiheit, der Streit der geistlichen und weltlichen Macht war nicht minder verderblich. Die Kaiser verweilten nicht lange in Italien und erschienen nur, um zu züchtigen und zu zerstören. Die mit dem Ende des 11. Jahrh. beginnenden Kreuzzüge, so wohlthätig sie in ihren Nachwirkungen waren, dienten in ihren nächsten Folgen doch nur, die allgemeine Zerrüttung zu vermehren. Von den Päpsten trafen indeß der herrschsüchtige Gregor VII. und Alexander III. Verfügungen zu Verbesserung der Schulen, die Abschriften alter classischer Werke wurden vermehrt, und einzelne Männer gaben sich Mühe, Bücher zu sammeln. Unter den gelehrten Theologen dieses Zeitraums verdienen genannt zu werden: Fulbert,

Bischof von Chartres, ein geborener Römer; die beiden berühmten Erzbischöfe von Canterbury, Lanfrancus und dessen Schüler Anselmus, Petrus Lombardus, Lehrer der Theologie zu Paris und am berühmtesten durch s. 4 Bücher Sententiarum; ferner Petrus Damianus; der Cardinal Albericus; Bruno, Bischof von Segni; Anselmus, Bischof von Lucca; Petrus Grossolanus oder Chrysolaus, Erzbischof von Mailand; und Bonizone, Bischof zu Sutri, später zu Piacenza. Alle haben uns Schriften hinterlassen, bei denen wir jedoch nicht verweilen. In der Philosophie oder vielmehr Dialektik zeichneten sich außer Lanfrancus und Anselmus aus: Gerardus von Cremona, der zu Toledo lehrte und unter Anderm die Werke des Avicenna und den Almagest des Ptolemäus aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzte, und Johannes der Italiener, der zu Konstantinopel den Plato und Aristoteles erklärte und Unterricht in der Disputirkunst gab. Die Musik erfuhr eine gänzliche Umwandlung durch Guido von Arezzo. Für die Arzneiwissenschaft ward mit dem Ende des 10. Jahrh. die Schule zu Salerno eine treffliche Pflegerin. Die dortigen Ärzte scheinen sich zuerst durch die Schriften der Araber gebildet zu haben. Das älteste Denkmal der salernitanischen Schule sind gewisse, in leoninischen Versen abgefaßte, diätetische Regeln unter dem Titel: „Medicina Salernitana", oder „De conservanda bona valetudine". Mehre Ärzte, theils in Salerno, theils in der Nachbarschaft, haben sich in dieser Zeit durch Schriften bekannt gemacht, namentlich Matth. Platearius, Saladinus von Ascoli (Letzterer durch ein Compendium von den aromatischen Arzneimitteln) und verschiedene Mönche, die wir übergehen. Die Rechtswissenschaft erwachte mit der Freiheit der Städte zu neuem Leben und ward ein Gegenstand allgemeiner Beschäftigung. Durch ganz Italien gab es Schulen, in welchen sie gelehrt wurde, namentlich zu Modena, Mantua, Padua, Piacenza, Pisa, Mailand und vor allen zu Bologna, wo Irnerius, der dieser Stadt den Beinamen der gelehrten erwarb, die römischen Gesetze lehrte und erklärte und aus den weitschichtigen Pandecten verborgene Schätze zu Tage förderte. Viele ausgezeichnete Rechtsgelehrte aus dieser Zeit könnten wir namhaft machen, begnügen uns aber, nur den berühmten Gratian anzuführen, der zuerst die Kirchengesetze (in s. „Decretum sive concordia canonum discordantium") zum gerichtlichen Gebrauch ordnete und als der Stifter des kanonischen Rechts anzusehen ist. Obgleich in Allem, was den Geschmack anlangte, die größte Barbarei noch fortdauerte, so gab es doch schon einzelne Männer, die sich durch Studium der griech. und latein. Sprache den Weg zu den Alten bahnten und ihre Schreibart nach ihnen zu bilden suchten. Zu ihnen gehörte Papias, einer der ersten, die lat. Wörterbücher schrieben. Das 11. und 12. Jahrh. haben viele Geschichtschreiber aufzuweisen, deren Werke zwar ohne Zierlichkeit, aber doch klar und deutlich abgefaßt sind. Dahin gehören Arnolphus, die beiden Landolphus, Sire Raul, Otto Morena und dessen Sohn Acerbus, Godofredus Malaterra und mehre Chronikenschreiber und Verf. von Klostergeschichten, wegen deren Namen und Werke wir auf Muratori's unschätzbare Sammlung verweisen.

Dritter Zeitraum. Vom konstanzer Frieden, 1183, bis zum Ende des 13. Jahrh. Mit diesem Zeitraume gewinnt die Literatur Italiens ein erfreulicheres Ansehen. Hatte man bisher nur in barbarischem Latein geschrieben, so fing man jetzt an, auch Versuche in der freilich noch lallenden Sprache des Volks (lingua volgare) zu machen. Die Poesie ging darin, wie immer, der Prosa voran. Die Dialektik und Philosophie gewannen an Ausbildung, und wie die Wissenschaften an Festigkeit und Umfang zunahmen, ward auch ihr innerer Zusammenhang sichtbarer. Die Kreuzzüge hatten zu neuen Kenntnissen geführt und überhaupt dem Geiste einen höhern Schwung gegeben. Trotz der innern Kriege Italiens konnte die Geistesbildung gedeihen, da Fürsten und Republiken mit einander wetteiferten in Begünstigung der Gelehrten und in Begründung neuer Schulen und

Lehranstalten. Große Verdienste erwarben sich die beiden Kaiser Friedrich I. und II. Ersterer beförderte vornehmlich die Rechtswissenschaft und stiftete Schulen, Letzterer war selbst Gelehrter, besaß ausgebreitete Sprachkenntnisse und stiftete überall im südlichen Italien öffentliche Schulen. Sein und seines Sohnes Manfredi Hof zu Palermo war ein Sammelplatz von Gelehrten. Wir besitzen (außer einigen ital. Gedichten) von ihm ein Werk über die Naturgeschichte der Vögel. Sein gelehrter Kanzler Pietro delle Vigne (Petrus de Vineis) war von gleichem Geiste beseelt und vertraut mit der Rechtswissenschaft und der Leitung politischer Geschäfte. Von ihm ist außer 6 Büchern Briefe noch eine Sammlung sicilianischer Gesetze vorhanden. Unter den Päpsten waren mehre gründliche Gelehrte, die sich als Schriftsteller auszeichneten, namentlich Innocenz III., Innocenz IV., Urban IV. Der Flor der Universität Bologna stieg immer höher; sie zählte zu Anfang des 13. Jahrh. 10,000 Schüler aus allen Ländern Europas; mit ihr wetteiferten Padua, Arezzo, Vicenza, Neapel u. a. m. Die vorzüglichsten Theologen dieses Zeitraums waren Thomas von Aquinum, der Franciscaner Bonaventura und Egidio Colonna, alle drei Verf. sehr zahlreicher Schriften. In der Philosophie begann für Italien in diesem Zeitraum eine neue Epoche, indem jetzt die Schriften des Aristoteles den Italienern bekannt wurden, zum Theil freilich in sehr entstellter Gestalt. Thomas von Aquinum commentirte sie auf Befehl des Papstes und ließ sie theils aus dem Griechischen, theils aus dem Arabischen neu übersetzen. Brunetto Latini nahm die „Ethik" des Aristoteles im Auszug in s. „Tesoro" auf, ein Werk, das ursprünglich französisch geschrieben und als eine Encyklopädie aller damaligen Kenntnisse merkwürdig ist. Die Mathematik und Astronomie, verbunden mit Astrologie, fanden verschiedene Bearbeiter. Campano, der gelehrteste Geometer und Astronom seiner Zeit, schrieb unter Anderm einen Commentar zum Euklides. Nächstdem nennen wir Lanfranco, Leonardo von Pistoja und Guido Bonatti, das Haupt der damaligen Astrologen. In diese Zeit fällt die Erfindung der Brillen und der Magnetnadel. Für die Medicin war die salernitanische Schule der Mittelpunkt; sie hatte an Pietro Musandino, Matteo Plateario, Mauro u. A. geschickte Lehrer. Aber auch außer Salerno gab es ausgezeichnete Ärzte. Dahin gehören Ugo von Lucca, der Florentiner Taddeo (der u. A. die Aphorismen des Hippokrates und einige Schriften des Galenus commentirte), Simon von Genua (Verf. der „Clavis sanitatis", die man als das erste Wörterbuch der Arznei- und Kräuterkunde ansehen kann) u. A. Noch glücklichere Fortschritte machte die Wundarzneikunst durch Männer wie Ruggieri von Parma (der eine „Practica medicinae" schrieb) und dessen Landsmann und Zeitgenosse Rolando (Verf. einer „Chirurgie", welche vier der vornehmsten salernitanischen Ärzte commentirten), Bruno, Teodorico, Guglielmo von Saliceto und Lanfranco, von denen wir ebenfalls Werke über die Chirurgie besitzen. Keine Wissenschaft aber wurde im 13. Jahrh. eifriger und glücklicher bearbeitet als die Rechtswissenschaft. Ferrara, Modena, Mailand, Verona und andre lombardische Städte veranstalteten Gesetzsammlungen, denen ein Dominicaner von apostolischer Begeisterung, der für einen Wunderthäter galt, Joh. von Vicenza, gleichsam göttliche Bestätigung gab. Die vornehmsten Rechtsgelehrten dieser Zeit waren Azzo von Bologna (dessen „Summae" über die Institutionen und „Apparatus ad codicem" auch gedruckt sind), Ugolino del Prete, auch ein Bologneser (der die von Anselmus von Orto gesammelten Lehngesetze und Verordnungen der neuen Kaiser dem Corpus juris einverleibte), Accorso, ein Florentiner (der sich dadurch, daß er die besten Glossen seiner Vorgänger sammelte und einige hinzufügte, den Beinamen Glossator erwarb), Odofredo (Verf. eines Commentars über den Codex und die Digesten) u. s. w. Im kanonischen Rechte hatte bisher Gratian's Sammlung als Richtschnur gegolten. Zu dieser kamen jetzt die 4 verschiedenen Sammlungen des Bernardo von Pavia, des

Pietro Collivaccino u. s. w.), welche als Gesetzbücher angesehen wurden, bis die durch Gregor IX. veranstaltete Sammlung, die noch jetzt den größten Theil des kanonischen Rechts ausmacht, die frühern verdrängte; zu dieser fügte Bonifaz VIII. 1298 noch das 6. Buch der Decretalen hinzu. Ohne bei den vornehmsten Kanonisten zu verweilen, gehen wir zu den wichtigsten Geschichtschreibern über, die größtentheils mit gefälliger Einfalt und Aufrichtigkeit erzählen. Goffredo von Viterbo (eigentlich ein Deutscher, schrieb eine Chronik von Erschaffung der Welt bis 1168, unter dem Titel „Pantheon"), Sicardus (Verf. einer ähnlichen Chronik), Giovanni Colonna (Verf. einer allgemeinen Geschichte: „Mare historiarum"), Riccobaldi (Verf. eines gleichen Werks, „Pomarium" betitelt), ferner die Sicilianer Riccardo von S.-Germano (erzählt mit vieler Treue die Geschichte von 1189—1243), Matteo Spinello (dessen Geschichtserzählung von 1247—68 reicht und das erste gelehrte Werk in ital. Prosa ist), Niccolo di Jmsilla, Saba Malaspina und Bartol. da Neocastro (deren Werke Muratori mittheilt). Florenz hatte seinen ersten Geschichtschreiber an Ricordano Malaspini. Die Geschichte von Mailand schrieben Filippo von Castelseprio und der Dominikaner Stefanardo von Vimercate, und so hatte fast jede Provinz und Stadt ihren Chronisten, deren Namhaftmachung aber hier zu weit führen würde. Die Grammatik, welche damals die schönen Wissenschaften umfaßte, war bisher vernachlässigt worden, im 13. Jahrh. fand aber auch sie Bearbeiter und Lehrer, als Buoncompagno, Bertoluccio, Galeotto (welcher italienisch schrieb und Cicero's rhetorische Bücher in diese Sprache übersetzte), und vor Allen Brunetto Latini, Dante's Lehrer, der schon erwähnt worden, und von dem wir, außer dem ebenfalls schon erwähnten „Tesoro", noch verschiedene andre Werke in Prosa haben, als „La rettorica di Tullo", „De vizi e delle virtù" u. s. w. Am Schlusse dieses Zeitraums müssen wir noch des berühmten Marco Polo sowie s. Vaters Matteo und s. Oheims Nicolo erwähnen. Sie gehören zu den Ersten, welche weite und vieljährige Reisen durch Asien, und diesen Welttheil ihren Landsleuten bekannter gemacht haben.

Vierter Zeitraum. Von 1300—1400. Mitten unter der bürgerlichen Zerrüttung machten die Wissenschaften immer weitere Fortschritte. Während die Kaiser vergeblich bemüht waren, Italien zu beruhigen und ihrer Gewalt zu unterwerfen, bildeten sich die einzelnen Herrschaften und Fürstenthümer aus, und die an die Spitze getretenen Männer wetteiferten mit einander in Begünstigung der Gelehrten. Allen that es hierin König Robert von Neapel zuvor; nächstdem die Herren della Scala zu Verona, das Haus Este zu Ferrara, die Gonzaga zu Mantua u. s. w. Die Zahl der Universitäten nahm zu, und viele derselben, wie zu Padua, Neapel, Pisa, Pavia, erreichten eine schöne Blüthe, wiewol Bologna, früher die wichtigste von allen, in Verfall gerieth. Die Bibliotheken wurden wichtiger und bereichert mit den Werken der Alten, die man aus der Vergessenheit hervorzog. Männer, wie Petrarca und Boccaccio, erwarben sich durch ihre Forschungen und Studien bleibende Verdienste als Wiederhersteller der Gelehrsamkeit. Beide sammelten nicht nur Bücher, sondern Ersterer auch römische Münzen. Durch die Erfindung des Papiers wurde die Vervielfältigung der classischen Muster noch mehr befördert. Bald aber mußte man ihre Entstellung und Verstümmelung durch unwissende Abschreiber erkennen; es bedurfte der Kritik, sie wiederherzustellen, und schon Coluccio Salutato machte durch Vergleichung mehrer Handschriften einen Anfang in dieser Kunst und empfahl sie Andern. Die Gottesgelahrtheit ward von unzähligen scholastischen Theologen bearbeitet, aber durch die meisten mehr verdunkelt als aufgeklärt. Ehrenvolle Ausnahme machen, u. A., die wir, da sie wenig oder nichts geschrieben haben, übergehen, Alb. von Padua, Greg. von Rimini, Mich. Aiguani von Bologna, Bartol. Carusio von Urbino, Alessandro Fassitelli, welche sämmtlich zu Paris lehrten, ferner Porchetto de'Salvatici von Genua, Ranieri von

Pisa oder von Ripalta, Jac. Passavanti, Sim. von Cascia, Pet. von Aquila, Bonaventura da Peraga, Marsilio Raimodini von Padua und Lodov. Marsigli. Die Philosophie, welche einzig aus den vielfältig entstellten Werken des Aristoteles und seinem arabischen Commentator Averroes, dessen fehlerhafte Auslegungen zuerst durch den Servitenmönch Urban von Bologna bekannt und wiederum ausgelegt und erläutert wurden, war höchst verworren und finster. Der einzige philosophische Schriftsteller, der diesem Zeitalter zur Ehre gereicht, ist der berühmte Petrarca, der mehre lat. Werke über Gegenstände der Moral schrieb, z. B. „De remediis utriusque fortunae", „De vita solitaria", „De contemptu mundi", „De ignorantia sui ipsius et aliorum" u. a. Was außerdem im Fache der Moral geschrieben wurde, verdient nur wegen der Reinigkeit der ital. Sprache Erwähnung, z. B. die „Ammaestramenti degli antichi volgarizzati" von Bartol. von Pisa. Von den mathematischen Wissenschaften wurde die Astronomie und mit ihr die Astrologie am meisten bearbeitet. Die namhaftesten Gelehrten, die sich ihnen widmeten, waren Pietro von Abano und Cecco von Ascoli, jener durch seinen „Conciliator", in welchem die verschiedenen Meinungen berühmter Ärzte und Philosophen, dieser durch ein astrologisches Werk, durch ein Buch von der Sphäre und durch sein Gedicht „Acerba", für welche er als Ketzer verbrannt wurde, am meisten bekannt; ferner Andalone del Nero, der große Reisen zur Erweiterung seiner astronomischen Kenntnisse machte, und von Boccaccio als der größte Astronom seiner Zeit gepriesen wird, auch Paolo, mit dem Beinamen Geometra, von dem Villani erzählt, daß er mittelst von ihm erfundener Instrumente die Gesetze der Bewegung der Gestirne berichtigt und zuerst einen Calender geschrieben, und von dem Boccaccio anführt, daß er Maschinen, welche alle himmlische Bewegungen vorstellten, gefertigt habe. Jacopo Dondi und dessen Sohn Giovanni erwarben sich Ruhm und den Beinamen dall' orologio durch eine kunstreiche Uhr, die nicht nur die Stunden, sondern auch den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten, und die Monate, Tage und Jahresfeste anzeigte. Pietro de Crescenzi, ein Bologneser, schrieb über den Ackerbau sein noch jetzt anziehendes Werk lateinisch; aber noch in demselben Jahrh. erschien davon eine durch Sprache und Styl sehr ausgezeichnete ital. Übersetzung. Für die Arzneikunde waren fortwährend eine Menge von Gelehrten thätig; dennoch befand sie sich noch in höchst unvollkommnem Zustande, und verdient wenigstens zum Theil die Verachtung, womit Petrarca sie ansah. Die berühmte Schule zu Salerno war in Verfall. Allgemein galten die Araber als Muster und Lehrer. Zu den berühmtesten Ärzten jener Zeit gehörten der Florentiner Dino del Garbo, der einige Schriften des Avicenna und Hippokrates, wie auch die Liebescanzone des Guido Cavalcanti commentirte und über die Chirurgie u. s. w. schrieb; dessen Sohn Tommaso, Petrarca's Freund, der eine Summa der Arzneiwissenschaft und eine Anweisung, wie man sich bei der Pest verhalten müsse, schrieb, und Galen's Bücher vom Unterschied der Fieber und von der Zeugung erläuterte; Torrigiano Rustichelli, der über Galen's kleinen Apparat schrieb; Gentile von Foligno, Jac. von Forli, Marsilio von Santa Sofia und Andre, deren Schriften vergessen sind, endlich Mundino aus Bologna, der zuerst ein vollkommenes Werk über die Anatomie schrieb, das sich 2 Jahrh. hindurch in Ansehen erhielt. In der Rechtswissenschaft glänzten mehre als Schriftsteller im Civilrecht: Rolando Placiola; Alb. von Gandino (schrieb „De maleficiis"); Odobrado da Ponte (schrieb „Consilia" und „Quaestiones"); Jac. von Belfiso (schrieb u. A. vom Lehn); Franc. Ramponi (erläuterte einige Bücher des Codex); Cino von Pistoja (s. d.) und die beiden berühmtesten Rechtslehrer dieses Zeitalters, Bartolo und Baldo; im kanonischen Recht aber, das durch die clementinischen Decretalen und Extravaganten erweitert wurde, glänzte vorzüglich der Florentiner Giovanni d'Andrea, der die sechs Bücher der Decretalen commentirte und mehre verdienstvolle Schüler bildete. Auf die Geschichte hatte die zunehmende Bekanntschaft

mit den Werken der Alten den günstigsten Einfluß; sie ward von einer Menge Irrthümer und Fabeln befreit. Großes Verdienst erwarben sich um sie Petrarca und Boccaccio, welche (in lat. Sprache) mehre geschichtliche Werke schrieben, jener vier Bücher „Rerum memorandarum" und Lebensbeschreibungen berühmter Männer, dieser „De genealogia Deorum"; „De casibus virorum et feminarum illustrium"; „De claris mulieribus"; „De montium, silvarum, lacuum, fluminum, stagnorum et marium nominibus". Ihnen schließt sich eine lange Reihe von Verfassern allgemeiner Geschichten und Chroniken an, besonders: Benvenuto von Imola (schrieb eine Kaisergeschichte von Julius Cäsar bis Wenzel und commentirte den Dante), Franc. Pipino aus Bologna (schrieb eine Chronik vom Anfang der fränkischen Könige bis 1314) und Guglielmo von Pastrengo, Verf. der ersten allgemeinen Bibliothek von den Schriftstellern aller Nationen, worin sich eine für jene Zeit bewundernswürdige Belesenheit zeigt; ferner die Florentiner Paolino di Piero, Dino Compagni und die Villani (s.d.), welche zugleich zur Bildung ihrer Muttersprache mächtig beitrugen; der Venetianer Andr. Dandolo (schrieb eine schätzbare lat. Chronik seiner Vaterstadt von Chr. Geb. bis 1342) und sein Fortsetzer bis 1388, Rafaele Caresino; der Paduaner Albert. Musato (schrieb in gutem Latein mehre Geschichtswerke, theils in Prosa, theils in Versen), und Andre. S. Muratori's Sammlung. Dem Studium fremder Sprachen stand in diesem Zeitraum immer noch als größtes Hinderniß der Mangel an tüchtigen Lehrern entgegen. Zwar befahl Clemens V. die Errichtung von Lehrstühlen für die morgenländischen Sprachen, nicht nur in den Residenzstädten, sondern auch auf mehren Universitäten des In- und Auslandes; aber dieser Befehl scheint nicht befolgt worden zu sein. Mehr geschah, besonders durch Petrarca und Boccaccio, für die griech. Literatur, als deren größte Kenner die beiden Calabresen Barlaam und Leonzio Pilato genannt werden. Zu Florenz wurde der erste Lehrstuhl der griech. Sprache errichtet und auf Boccaccio's Betrieb dem Leonzio Pilato ertheilt. In diesen Zeitraum fallen auch die ersten ital. Novellen und Romane. Die älteste vorhandene Novellensammlung sind die s. g. „Cento novelle antiche", kurze, höchst einfache Erzählungen von unbekannten Verfassern. Auf diese folgten Boccaccio (s. d.) mit seinem „Decameron" und seiner „Fiammetta", durch welche er der eigentl. Schöpfer der ital. Prosa in ihrer ganzen Fülle, Üppigkeit und Gewandtheit ward, ferner dessen Nachahmer Francesco Sacchetti, Verf. einer Novellensammlung, und Ser Giovanni, Verf. des „Pecorone"; Beide jedoch dem Boccaccio weit nachstehend. Auch Dante (s. d.) muß hier genannt werden, einmal wegen seiner ital. Werke, der „Vita nuova" und des „Convito", dann auch wegen seiner Bücher „De monarchia" und „De vulgari eloquentia". An letzteres schließt sich des Ant. da Tempo „De rhythmis vulgaribus", das, wie jenes die ital. Prosa und die verschiedenen Gattungen des Styls, den ital. Vers, jedoch sehr dürftig, behandelt. Überhaupt machten Grammatik und Wohlredenheit durch das Studium der Alten bedeutende Fortschritte. Man übersetzte und erklärte nicht nur die Muster des Alterthums, sondern auch für die Erklärung des Dante ward zu Florenz ein eigner Lehrstuhl gestiftet. Dennoch sind der gelungenen Proben rednerischer Beredtsamkeit wenige. Unter den Reisebeschreibern dieses Jahrh. nehmen Petrarca und der Minorit Odorico von Pordenone die erste Stelle ein. Jener machte u. a. eine Reise nach Deutschland, und gibt davon in seinen Briefen anziehende Nachrichten, auch schrieb er für einen Freund einen Reisewegweiser nach Syrien, „Itinerarium Syriacum", ohne selbst dort gewesen zu sein; dieser durchwanderte als Heidenbekehrer einen großen Theil Asiens, und lieferte nach seiner Rückkehr eine Beschreibung dieser Reisen, welche man bei Ramusio findet, aber leider so entstellt, daß man den Angaben wenig trauen darf.

Fünfter Zeitraum. Von 1400—1500. In diesem Jahrh. reifte trotz der fortwährenden innern Unruhen die ital. Literatur ihrer schönsten Blüthe

entgegen. Zwei Ereignisse wirkten besonders wohlthätig darauf hin; einmal die Eroberung Konstantinopels durch die Türken, in deren Folge sich viele gelehrte Griechen nach Italien flüchteten und viele Kenntnisse dort verbreiteten; dann der glückliche Wachsthum des Hauses Medici in Toscana, das vor allen andern Künste und Wissenschaften begünstigte, und mit dem die Visconti, Sforza, Este, die Könige von Neapel, die Markgrafen von Mantua und von Montferrat, die Herzoge v. Urbino und andre Fürsten, Päpste, Magistrate und Privatpersonen würdig wetteiferten. Ohne bei den Universitäten zu verweilen, führen wir nur an, daß zwei neue, zu Turin und Parma, hinzukamen. Schon im vorigen Jahrh. war eine Akademie für die Dichtkunst entstanden, jetzt entstanden auch wissenschaftliche Akademien. Die erste dieser Art stiftete der große Cosmo zu Florenz zur Erneuerung der platonischen Philosophie; ähnliche Vereine bildeten sich zu Rom, zu Neapel und unter dem gelehrten Aldus Manutius zu Venedig. Durch Männer, wie Guarini von Verona, Giov. Aurispa und Franc. Filelfo wurden die Werke der Griechen immer mehr ans Licht gezogen; andre waren für die römische Literatur nicht minder eifrig bemüht. Öffentliche und Privatbibliotheken wurden an vielen Orten angelegt. Alles dies ward unendlich befördert durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, die in Italien sich schnell verbreitete und vervollkommnete. Wie die alte Literatur immer allgemeiner studirt wurde, zogen auch die Alterthümer immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich. Besonders machte sich Ciriaco von Ancona um sie verdient. Von den vielen gelehrten Theologen dieser Zeit ist doch keiner so ausgezeichnet, daß er genannt zu werden verdiente. Wir begnügen uns daher, Nic. Malermi oder Malerbi zu erwähnen, welcher zuerst die ganze Bibel ins Italienische übersetzte, ferner Bonino Mombrizio, der die Lebensgeschichten der Märtyrer sammelte, und Platina, der mit großer Gelehrsamkeit und nicht ohne Kritik die Geschichte der Päpste in einem zierlichen und kraftvollen Style schrieb. Das Studium der Philosophie bekam, besonders seit der Ankunft der Griechen in Italien, einen höhern Schwung. Schon vorher machte sich Paolo Veneto durch eine Logik oder Dialektik und durch seine „Summulae rerum naturalium", worin er des Aristoteles Physik und Metaphysik erläutert, und mehre Andre in der Philosophie berühmt. Unter den Griechen, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrh. nach Italien flüchteten, war einer der vornehmsten Johannes Argyropulos, zu dessen Schüler Lorenz von Medici, Donato Acciajoli und Politian gehören. Ohne sich in Streitigkeiten einzulassen, erklärte er den Aristoteles und übersetzte verschiedene Werke desselben. Aber nach ihm erregte Georgius Gemistus, auch Pletho genannt, einen hartnäckigen Streit über den Vorzug des Aristoteles oder Plato. Er selbst, der über den Plato las, verhöhnte den Aristoteles und dessen Verehrer. Georgius Scolarius, nachher Patriarch zu Konstantinopel, antwortete nachdrücklich und reizte dadurch den Pletho zu einer noch derbern Erwiderung. Der berühmte Theodor Gaza, der Cardinal Bessarion und Georgius von Trapezunt nahmen an dem Streite Theil. Dagegen blieben die Verehrer des Plato zu Florenz ruhige Zuschauer. Hier blühte die von Cosmus gestiftete platonische Akademie fort. Marsilius **Ficinus** und Johannes **Picus** von **Mirandola** (s. d.) dienten ihr zur besondern Zierde. Jener übersetzte die Werke des Plato ins Lateinische und schrieb über die Philosophie des Plato und der Platoniker. Von ihren Nachfolgern waren die vorzüglichsten A. Poliziano und Cristoforo Landino. Die Astronomie war noch immer mit Astrologie gemischt. Zu den gelehrtesten Astronomen gehörte Giov. Bianchino, dessen astronomische Tafeln vom Lauf der Planeten mehrmals gedruckt worden; Domenico Maria Novara, Lehrer des großen Kopernikus; und vor allen Paolo Toscanello, berühmt durch das von ihm in der Domkirche zu Florenz verfertigte Gnomon. Nächstdem lebten auch Mathematik und Musik in Italien wieder auf. Einer der Wiederhersteller der Arithmetik und Geometrie war Luca Pacioli von Borgo S. Sepulcro,

wie seine mannigfaltigen Schriften beweisen. Über die Baukunst schrieb ebenso schön als gründlich Leone Battista Alberti, der Verf. noch andrer schätzbaren Schriften. Der erste Schriftsteller über die Kriegskunst war Rob. Valturio von Rimini. Für die Musik stiftete Ludw. Sforza zuerst eine öffentliche Schule zu Mailand, und stellte als Lehrer den Franchino Gafurio an, von dem wir mehre Werke besitzen, als eine Theorie der Musik, ein Werk über die praktische Tonkunst, und eine Abhandlung von der Harmonie musikalischer Instrumente. Die Arzneikunde ward im Verhältniß zu der Menge der Ärzte nur wenig gefördert und bereichert; man begnügte sich mehr, die Beobachtungen der Vorgänger zu sammeln. Ant. Cermisone schrieb praktische „Consilia"; Bartol. Montagna „Consilia medica" und drei Bücher von den Bädern zu Padua; Giov. di Concorreggio eine „Praxis nova totius fere medicinae" u. s. w., Giov. Marliano (zugleich ein geübter Mathematiker und Philosoph) einen Commentar über den Avicenna. Hauptsächlich verdient um die Anatomie waren: Gabr. Zerbi, Alessandro Achillini und Nic. Leoniceno, welcher Letztere in einem eignen Werke die Fehler der Alten rügte und vielleicht zuerst „De morbo gallico" schrieb. Die bürgerliche Rechtswissenschaft stand immer noch in hohem Ansehen. In ihr zeichneten sich aus: Cristoforo di Castiglione und dessen Schüler Rafaello de Raymondi und Rafaello de Fulgosi (sie schrieben Consilia und Erläuterungen der Digesten), Giov. von Imola (commentirte den ersten Theil des „Digestum novum"), Paolo von Castro (schrieb Erläuterungen über den Codex und die Digesten), Pietro Filippo Corneo (hinterließ rechtliche „Consilia"), Ant. von Pratovecchio (verbesserte das Lehnrecht und schrieb unter andern ein „Lexicon juridicum"), Angelo Gambiglione (schrieb „De maleficiis" u. s. w.), der große Franc. Accolti von Arezzo, Alessandro von Imola, mit dem Zunamen Tartagno (hinterließ viele jur. Werke über die Digesten, den Codex, die Decretalen und Clementinen, viele Consilia u. s. w.), Bartol. Cipolla (schrieb „De servitutibus" u. s. w.), Pietro da Ravenna (schrieb außer jur. Werken eine Anweisung zur Gedächtnißkunst unter dem Titel „Phoenix"), Bartol. Soccino und sein Gegner Giason dal Maino und viele Andre. Im kanonischen Recht machten sich als Schriftsteller berühmt: Nic. Tedeschi, Giov. von Anagni, Ant. Roselli, Felino Sandeo und der Cardinal Giannantonio da S.-Giorgio. Die Geschichte machte die glücklichsten Fortschritte; sie strebte nicht nur nach Wahrheit, sondern auch nach Schönheit der Schreibart. Unter den vielen Geschichtschreibern dieses Zeitraums können einige als Muster des geschichtlichen Vortrags angesehen werden. Römische Alterthümer und alte Geschichte bearbeiteten: Blondo Flavio (seine Hauptwerke sind: „Roma instaurata", „Roma triumphans", „Italia illustrata", „Historia romana", „De origine et gestis Venetorum"), Bernardo Rucellai („De urbe Roma"), Pomponio Leto („De antiquitatibus urbis Romae", „De magistratibus Romanorum", „Compendium historiae Romanae" u. s. w.) und Annio von Viterbo (dessen „Antiquitatum variarum volumina XVII" die Werke alter Schriftsteller enthalten, deren Unechtheit jetzt anerkannt ist). Geschichtswerke von Anfang der Welt bis auf ihre Zeiten haben geliefert: der Erzbischof Antonio zu Florenz, Pietro Ranzano, Jac. Filippo Foresti, Matteo und Matthia Palmerio und Sozomeno, welche Alle nur insofern, als sie von ihren Zeiten handeln, Werth haben. Als Geschichtschreiber ihrer Zeit und meist ihres Vaterlandes verdienen Auszeichnung: Äneas Sylvius, nachmaliger Papst u. d. N. Pius II., der eine Menge historischer Werke hinterließ, und dessen Geschichte seiner Zeit der Cardinal Jacopo Ammanato fortsetzte; Giov. Mich. Alberto von Carrara, Leonardo Bruni von Arezzo, die Florentiner Poggio und Bartolomeo Scala, die Venetianer Marco Antonio Sabellico, Bernardo Giustiniano, die Paduaner Pietro Paolo Vergerio und Michael Savonarola (der Arzt), der Vicentiner Giambattista Pagliarini, die Brescianer Jacopo Malvezzi und Cristoforo di Soldo, die Mailänder Andrea

Biglia, Pietro Candido Decembrio, Leodrisio Crevello, Giovanni Simonetta, Giorgio Merula, Donato Bosso, Bernardino Corio und Tristano Calchi, die Neapolitaner Lorenzo Balla, Bartolommeo Fazio, Antonio Panormita, Gioviano Pontano, Michele Ricci, Giovanni Albino, Tristano Caraccioli, Antonio Ferrario u. A., denen sich Pandolfo Collenucio von Pesaro, als der Einzige, der eine allgemeine Geschichte von Neapel schrieb, anschließt. Die Geschichte von Genua schrieben Giorgio und Giovanni Stella, ferner Bartolommeo Senarega und Jacopo Bracello. Savoyen hatte in diesem Zeitraume zwei Geschichtschreiber, Antonio von Asti (der eine versificirte Chronik seiner Vaterstadt schrieb) und Benvenuto di Sangiorgio (eine mit Urkunden belegte Geschichte von Montferrat). Als Geschichtschreiber von Mantua verdient Platina Auszeichnung. Um die Erdbeschreibung machten sich verdient: Cristoforo Buondelmonte, welcher Asien bereiste, Francesco Berlinghieri, der ein geographisches Werk in Versen schrieb, Caterino Zeno, der seine Reise durch Persien beschrieb, die berühmten Seefahrer Ca da Mosto, Amerigo Vespucci und Cabotto und A. In orientalischer Sprachgelehrsamkeit zeichnete sich Giannozzo Manetti aus. Das Studium der griech. Sprache verbreiteten: Manuel Chrysoloras, Laskaris und viele andre nach Italien geflüchtete Griechen, bei denen wir hier ebenso wenig als bei ihren Schülern, unter denen Männer von großer Gelehrsamkeit waren, verweilen können. Mit nicht geringerm Eifer wurde die römische Literatur bearbeitet. Die Namen Guarini, Aurispa, Filelfo, Lorenzo Valla, Angelo Poliziano sind vor Andern berühmt.

Sechster Zeitraum von 1500—1650. Italien erreichte in diesen anderthalb Jahrh. den Gipfel seiner Größe. Sein Reichthum an Mitteln, den physischen und geistigen Menschen zu befriedigen, die Macht seiner Republiken und Fürstenhäuser, ihr Eifer und ihre Freigebigkeit für Alles, was den Glanz der alten Zeiten wiederherstellen könnte, machte es zum Muster für ganz Europa. Die Kriege, welche Ferdinand der Katholische, Maximilian I., Karl V. und Franz I. auf Italiens Boden führten, konnten daher keine schädlichen Folgen äußern. Die früher gestifteten Universitäten dauerten fort und neue kamen noch hinzu, unter denen jedoch nur Padua merklich hervorragte. Die Zahl der Akademien und Bibliotheken nahm dergestalt zu, daß kaum eine wichtige Stadt in Italien ihrer ganz entbehrt hätte. Unter den Päpsten waren viele Freunde und Beförderer der Künste und Wissenschaften, namentlich Julius II., der prachtliebende Leo X., Clemens VII. (der zwar in seiner ungünstigen Lage hinter seinen Wünschen zurückbleiben mußte, dessen Stelle aber vielfältig der Cardinal Hippolyt von Este ersetzte), Paul III., Gregor XIII. (der als Hugo Buoncompagno eine verb. und verm. Ausg. des Corpus juris canonici besorgt hatte, und als Papst die Calenderverbesserung vornehmen ließ), Sixtus V. (der die Lateranische Bibliothek in einen Prachtpalast des Vatikans versetzte und sie ansehnlich vermehrte, die Ausg. der Werke des Ambrosius und der Septuaginta beendigte, eine neue Ausg. der Vulgata veranstaltete u. s. w.) und Urban VIII. (der die heidelberger Bibliothek mit der vatikanischen vereinigte, die barberinische stiftete). Nächstdem müssen die Cardinäle Bembo, Carlo und Federigo Borromeo (Letzterer der Stifter der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand) und Agostino Valerio als Gelehrte und Beschützer der Gelehrten genannt werden. Hinter den Päpsten und Cardinälen blieben die Fürsten nicht zurück. Am meisten zeigten sich thätig und freigebig die Gonzaga zu Mantua, die Este zu Ferrara, die Mediceer zu Florenz und der Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen. — Trotz aller äußern Begünstigungen machte die Theologie nur geringe Fortschritte zur Aufklärung, denn seit den Stürmen der Reformation, die von Deutschland her losgebrochen waren, hielt man nur desto hartnäckiger auf die festgesetzten Lehren, ohne weitere Untersuchungen zulassen zu wollen. Rechnet man daher die schon erwähnten Ausg. der Septuaginta und Vulgata ab, so ge-

wann das Studium der heil. Schriften nur wenig durch die Sprachschätze, die Italien besaß. Cajetan, der berühmteste unter den Bibelauslegern, hat nichts Denkwürdiges geleistet, und Diodati's Bibelübersetzung fand, da sie nicht sklavisch der Vulgata nachgebildet war, keinen Eingang. Unter den Vertheidigern des alten Glaubens wiegt der Cardinal Bellarmin an innerm Werth alle übrige auf. Vortheilhaft aber wirkte die Polemik, indem sie zum historischen Vertheidiger der angefochtenen päpstl. Rechte den Cesare Baronio, und zu ihrem Bestreiter Paolo Sarpi aufstellte, denn durch jenen kamen die wichtigsten Urkunden und Denkmäler ans Licht, dieser aber verband Bescheidenheit und unbestechliche Wahrheitsliebe mit den tiefsten Einsichten in den Katholicismus. Aber ungeachtet aller Bemühungen, den anbefohlenen Kirchenglauben aufrecht zu erhalten, ließ der emporstrebende Geist der Philosophie auch in Italien sich nicht mehr zurückhalten. Neben den Scholastikern in den Klöstern und den Peripatetikern unter den Humanisten, welche die alten philosophischen Systeme erneuerten und erläuterten, trat eine philosophische Secte kühner Denker auf, die mit dem Aberglauben zugleich alle Religion verwarf. Pietro Pomponazzi, der völligen Untergang nach dem Tode lehrte, hinterließ eine große Schule von Ungläubigen, zu der Literatoren, wie der Cardinal Gonzaga, Contarenus, Paul Jovius, Julius Cäsar Scaliger, gehörten. Neben ihnen stand Bernardin Telesius, auch ein Prediger des Unglaubens, wie Pomponazzi und seine Schüler, geehrt von den Großen, während Cäsar Vanini und Jordanus Bruno minder ruchlose Ideen mit dem Feuertode büßten, und Campanella, der, als Bestreiter des Aristoteles und eigenthümlicher Denker, die im 17. Jahrh. erfolgte Revolution in der Philosophie vorbereitete, im Gefängnisse schmachtete. Durch diesen Forschungsgeist kamen zugleich Mathematik und Physik in Schwung. Die schon genannten Männer, B. Telesius, Jordanus Bruno und Th. Campanella suchten die Naturerscheinungen aus allgemeinen Grundsätzen abzuleiten. Hieron. Cardanus verband solche Speculationen mit Mathematik. Der große Galilei setzte Mathematik und Naturforschung durch unausgesetzte Beobachtungen in die engste Verbindung, und ward allen, besonders den Naturforschern seines Vaterlandes ein Muster. In der Mathematik machten sich Tartaglia, Cardanus und Bombelli als Bearbeiter der Algebra berühmt; Bonaventura Cavalleri bahnte den Weg zur Infinitesimalrechnung; Commandino machte sich um Euklid's Elemente verdient, und Marino Gheraldi klärte Archimedes's Lehre von der Hydraulik auf. Luca Valerio erweiterte die Mechanik durch Endeckungen; Castelli schuf die Hydraulik um; Maurolico brach Bahn in der Optik; della Porta erfand die Camera obscura und machte die ersten Versuche in der Aërometrie; Grimaldi entdeckte die Strahlenbrechung. Magini vervollkommnete den Brennspiegel, Torricelli erfand den Barometer und Riccioli gab reiche Himmelsbeobachtungen. Die Naturkunde ward in allen ihren Zweigen erweitert. Als Erforscher des Menschen und Zergliederer traten auf: Fracastori, Fallopio, Piccolomini, Aggiunti und Malpighi. Ulyß Aldrovandi durchwanderte Europa zur Erforschung der vierfüßigen Thiere, Vögel und Insekten, und legte zu Bologna für die Botanik einen Garten an. Ähnliche Gärten wurden von der Universität Padua, von dem Herzog Cosmo zu Florenz und von verschiedenen Privatpersonen angelegt. Als Botaniker zeichneten sich aus: Mattiolo, Fabio Colonna, der oben genannte Malpighi. Die Akademie der Lynceer arbeitete von 1625—40 für die Naturgeschichte. Für die Chemie ward 1615 der erste Lehrstuhl zu Pisa errichtet. In der Physik und Medicin sind die ausgezeichnetsten Namen Fallopio und sein großer Schüler Fabrizio di Aquapendente, der Harvey auf die Lehre vom Blutumlauf führte; Borelli, Torricelli, Bellini, Malpighi und der Vater der Semiotik, Alpini. Weniger Aufmerksamkeit verdienen die Rechtsgelehrten dieses Zeitraums, da wir nach der Periode der Scholastik keine große Köpfe mehr unter ihnen finden.

Mit großem Erfolg ward das Feld der Geschichte angebaut. Geschichtschreiber und Geschichtforscher beschäftigten sich vornehmlich mit der vaterländischen Geschichte. Carlo Sigonio gab eine allgemeine Geschichte in lateinischer, Girolamo Briani in ital. Sprache, Guicciardini endlich in classischer Schreibart, in der sein Fortsetzer Adriani ihm nachsteht. Für die Specialgeschichte lieferte Machiavelli in s. „Florentinischen Geschichte" das erste histor. Meisterwerk neuerer Zeit. Ebenfalls ausgezeichnet sind: Davila, Bentivoglio, Bembo (sowol wegen s. „Geschichte Venedigs", worin er den Andrea Navagiero fortsetzte, als auch wegen s. „Asolani" und s. „Briefe"), Angelo di Costanzo, Varchi, der schon genannte Paolo Sarpi, der Cardinal Bentivoglio und A. Unzählig sind die historischen, geographischen, topographischen Beschreibungen einzelner Staaten, Landschaften, Städte und selbst einzelner Klöster, Bibliotheken und Kunstcabinete. Männer wie Paolo Giovio, Giambattista Adriani und Vittorio Siri waren beflissen, jedes geistige Verdienst ihrer Zeitgenossen und Vorfahren herauszuheben. Venedig war schon seit dem Ende des 15. Jahrh. der Mittelpunkt der Diplomatik und der wahre Sitz der Statistik. Von hier aus verbreitete sich manche statistische Notiz, wovon Sansovino's Schrift über die Regierung und Botero's „Allgemeine Staatenberichte" zur Probe dienen können. Für das Studium der orientalischen Sprachen ward die Religion ein besonderer Hebel. Die Maroniten am Libanon traten mit dem Papste in Verbindung. Um sie unzertrennlich mit sich zu verbinden, errichtete Gregor XIII. ein eignes Collegium für Maroniten in Rom, und räumte ihrem Gebrauch eine arabische Presse ein. Sixtus V. fügte noch Besoldungen hinzu. Diese Anstalt verpflanzte die morgenländische Literatur nach Rom und brachte eine Menge von Handschriften dahin. Berühmt wurden: Georg Amira (schrieb die erste syrische Grammatik von Belang), Ferrari (schrieb das erste syrische Wörterbuch), Gabriel Sionita und Abraham Ecchellensis. Römische Pressen lieferten die arabischen Werke des Ebn Sina, die Geographie des Scherif Edrisi, die arabische Erklärung des Euklides, wie schon früher zu Genua ein arabischer und zu Rom ein äthiopischer Psalter gedruckt worden waren. Giggeus lieferte zu Mailand das erste vollständige arabische Wörterbuch und Maraccius zu Padua die erste erklärende Ausg. des Koran. So war Italien nicht bloß der Hauptsitz der hebr. Literatur, sondern auch der übrigen semitischen Sprachen. Das Studium der Alten mußte sich ungemein verbreiten, seit die Buchdruckerkunst die Werke derselben vervielfachte. Eigentliche Philologen waren: Francesco Robertelli, Julius Cäsar Scaliger, Pietro Vittorio, Fulvio Ursino. Andre waren mehr bemüht, sich den Inhalt der Alten anzueignen, und dies gelang besonders, seit man sie in der Muttersprache übersetzte. Die Alterthümer wurden mit Eifer gesammelt, untersucht und erklärt. Mazzochio oder vielmehr Andrea Fulvio machten, freilich noch als Anfänger in ihrer Wissenschaft, die alten Inschriften und Münzen Roms bekannt, Giacomo und Ottavio di Strada stellten ähnliche Forschungen schon mit mehr Glück an, bis nach vielen andern Vorgängern Fulvio Ursino in diesem Fache mit gediegener Gelehrsamkeit auftrat. Nach ihm machten sich berühmt: Francesco Angeloni und Giovanni Pietro Bellori, Filippo Buonarotti, Filippo Paruta und Leonardo Agostino. Aber das Studium der Alten hatte auch zur Folge, daß classische Darstellung das allgemeine Bestreben aller Literatur wurde, und wie bisher in der lateinischen, strebte man sie auch jetzt in der Muttersprache zu erreichen. Die in dieser Hinsicht ausgezeichneten Geschichtschreiber sind bereits genannt worden. An sie reihen sich an als treffliche Stylisten: Sperone Speroni („Dialoghi" und „Discorsi"), Annib. Caro („Lettere familiari" u. s. w.), Castiglione („Il Cortegiano"), della Casa („Il Galateo" und „Lettere"), Giovanbattista Gelli („Dialoghi"), Franc. Berni („Discorsi" und „Capricci"), Pietro Aretino („Ragionamenti" u. s. w.), Nicolo Franco („Dialoghi piacevolissimi"), die beiden Dichter Bernardo und

Torquato Tasso (Jener wegen s. „Briefe", Dieser wegen s. „Philosophischen Abhandlungen u. Gespräche" hierher gehörig), endlich Pietro Badoaro („Orazioni"), Alberto Lollio („Lettere" und „Orazioni"), Claudio Tolomei und A. Die s. g. Cicalate (akademische Schwatzreden), die nach der Stiftung der Crusca in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. eine Belustigung der Akademien wurden, müssen hier wenigstens erwähnt werden, da sie von Seiten der Sprache immer noch den meisten Werth zu haben pflegen. Die ältern Novellendichter fanden in diesem Zeitraum mehre Nachahmer: Bandello (s. d.), Firenzuola, Parabosco, Massuccio, Sabadino degli Acienti, Luigi da Porto, Molza, Giovanni Brevio, Marco Cadamosto, Grazzini, Ant. Mariconda, Ortensio Lando, Giov. Francesco Straparola, Giambattista Giraldi, genannt Cinthio, denen sich der Romanschreiber Franc. Loredano und der originelle Ferrante Pallavicino anschließen. Die Kritik fing endlich auch an ihre Tribunale zu errichten; aber die Grundsätze, nach denen sie urtheilte, waren noch unsicher und schwankend. Dies beweisen die Streitigkeiten über Tasso's „Jerusalem", Guarini's „Treuen Schäfer", Tassoni's Angriff auf Petrarca u. s. w. Doch fehlte es nicht an theoretischen Werken. Bembo ward durch seine treffliche Schrift: „Della volgar lingua", der Vater der ital. Kritik, Trissino's „Poetik" und Castellano sind nicht ohne Verdienst; Claudio Tolomei schrieb Regeln der neuern Poesie, Sperone Speroni (nachdem schon Sansovino, Cavalcanti und Andre vorangegangen) „Dialogen über die Rhetorik", Benedetto Varchi einen „Dialog über die toscanische und florentinische Sprache" (auf Veranlassung des von Caro und Castelvetro erregten Streits) und Foglietta sogar eine „Theorie der Geschichtschreibung".

Siebenter Zeitraum. Von 1650 bis auf die neuern Zeiten. Bisher war Italien die Lehrerin Europas gewesen, aber mit der Mitte des 17. Jahrh. begann es von seiner geistigen Höhe herabzusinken. Die Übel, welche schon länger dahin wirkten, waren vornehmlich die, seit der Reformation immer mehr zunehmende Beschränkung der Denk- und Preßfreiheit und die Abnahme des Wohlstandes, seit Italien den Welthandel verloren hatte. Das seit Jahrh. steigende Sittenverderbniß hatte die physische Kraft geschwächt und damit dem Geiste Schwung und Energie geraubt; die lange Gewohnheit, fremder Macht zu dienen, hatte einen knechtischen Sinn erzeugt. Die Nation, von 1630—1749 noch überdies durch eine Menge Kriege heimgesucht, versank in dumpfe Gleichgültigkeit gegen alle eigne Größe und in wahre Erschlaffung. Dennoch waren einzelne Päpste, Fürsten und selbst Privatpersonen nicht unthätige Beförderer der Wissenschaften. Zu Florenz, Siena, Bologna, Turin, Pisa, wurden von Leopold von Medici, dem Grafen Marsigli Pazzi u. s. w., zum Theil mit großen Kosten, Anstalten errichtet, die für Mathematik und Naturwissenschaft sehr nützlich gewesen sind. Clemens XI., Benedict XIII. und XIV., Clemens XIV., Männer von großer Gelehrsamkeit und aufgeklärter Gesinnung, denen sich die trefflichen Cardinäle Tolomei, Passionei, Albani (Annibale und Alessandro) und Quirini anschlossen, und in neuern Zeiten der Cardinal Borgia, der gelehrte Venetianer Nani und der edle Fürst von Torremuzza, verdienen die größten Lobsprüche. Die Regierung Maria Theresias und Leopolds war für die Lombardei und Florenz wohlthätig. Dennoch blieben alle Wissenschaften, außer den mathematischen und physikalischen, zurück. Die Politik hat nach Machiavelli keinen allgemeinen Bearbeiter von Wichtigkeit gehabt; nur einzelne, vom Kirchenglauben weit entfernte Capitel wurden von Beccaria und Filangieri mit Geist behandelt. Die Philosophie blieb scholastisch. Italien stellte weder ein einziges neues System auf, noch verstattete es den Systemen des Auslandes Eingang. Die Theologie gewann keinen einzigen Denker. Ungenießbar, wenn gleich sehr gepriesen in seinem Vaterlande, war das dogmatische System des Berti;

Ughelli's ausführlichere und Lucentius's kürzere „Italia sacra" zeigen von Sammlerfleiß; ebenso Galland's „Bibliothek der Kirchenväter" und Mansi's Conciliensammlung. Nicht minder brauchbar sind Bianchini's Bruchstücke der alten latein. Übersetzungen und de Rossi's Variantenlesen zum hebr. Text des A. T.; aber die Benutzung ist Andern geblieben. Denn Kritik und Exegese der Bibel sind noch immer so unvollkommen, daß sie nichts für das Ausland Wichtiges hervorgebracht haben. Das Ansehen der Vulgata ist noch immer unverändert, und nach ihr auch des Florentiners Antonio Martini wegen ihrer reinen Sprache berühmte Übersetzung gearbeitet. Für das Studium der asiatischen Sprachen aber und ihrer Literaturen hatte der Missionseifer die ersprießlichsten Folgen. Der gelehrte J. S. Assemanni machte reiche Auszüge aus morgenländischen Handschriften bekannt. Die Propaganda bildete treffliche Orientalisten und lieferte mehre asiatische Alphabete und Grammatiken. In der Bearbeitung und Herausgabe des classischen Alterthums bleiben die Italiener gegen das Ausland zurück; um die römischen Classiker erwarben sich Volpi, Targa, Facciolati, und als Lexikograph Forcellini, um die griechischen, Mazocchi und Morelli die meisten Verdienste. Desto mehr geschah für die Aufsuchung, Abbildung, Beschreibung und Erklärung der Alterthümer, besonders seit Winckelmann sie nicht bloß von der historisch-antiquarischen Seite, sondern auch als Werke der Kunst betrachten gelehrt hatte. Dieses Studium führte zugleich auf die Untersuchung der uralten Sprachen Italiens, besonders der etruscischen. Für dieselbe brachen Gori, Maffei, Lami, Passeri die Bahn, die endlich Lanzi ebnete. Die schönen Redekünste, namentlich die schöne Prosa, von der hier nur die Rede ist, blieben im Sinken, bis sie durch den Einfluß der Franzosen, seit Voltaire, sich dem franz. Charakter anzunähern strebte. So schrieb Algarotti s. „Gespräche über die Optik" zierlich und klar, aber oberflächlich, Bettinelli „Über die Begeisterung in den schönen Künsten" geistreich und lebhaft, Beccaria „Über Verbrechen und Strafen", Filangieri „Über die Gesetzgebung" mit Ernst und einfacher Würde, Gasparo Gozzi s. „Dialogen" in reiner und gefälliger Sprache. Für die Geschichte und ihre Hülfswissenschaften ist in diesem Zeitraum bis auf uns nur wenig Ausgezeichnetes geschehen. Giannone that sich in der Specialgeschichte, Denina in der allgemeinen Geschichte hervor. Für Geschichtforschung erwarb sich Muratori unvergängliche Verdienste, auch Maffei ist ehrenvoll zu erwähnen. Für Siegelkunde und Genealogie arbeitete Manni. Noch weniger geschah für die Geographie. Der berühmteste Geograph Italiens ist der Minorit, Vincentio Coronelli, der zu Venedig eine kosmographische Akademie errichtete und dessen Verlust (seit 1718) nicht ersetzt worden ist. Selbst unter den Reisebeschreibern sind wenige hervorragend, etwa Martini, der Cypern, Syrien und Palästina; Sestini, der Sicilien und die Türkei; Griselini, der Inneröstreich und Ungarn; Acerbi, der den Norden bereiste, und A. Von den Rechtsgelehrten hat, außer den schon genannten Beccaria und Filangieri, keiner etwas Bedeutendes geleistet. Bei dieser Mangelhaftigkeit blieben die Werke, welche in den mathematischen, physikalischen und medicinischen Wissenschaften erschienen, bis auf die neuesten Zeiten der Triumph der ital. Literatur. Große Meister in der Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik waren: Frisi und Girolamo Mazzucchelli, in der höhern Analysis und Geometrie: Boscowich und Mascheroni. In der Meßkunst sind Lorgna, Fontana, Cagnoli, Ruffini, Casella zu unserer Zeit geachtete Namen. Manfredo Settala verfertigte berühmte Brennspiegel; Cassini erweiterte die Astronomie durch große Entdeckungen; Campani zeichnete sich in Verfertigung optischer Gläser aus; Torelli stellte die Elemente der Perspective mit geometrischer Strenge dar; Zanotti lieferte reiche Himmelsbeobachtungen und Piazzi machte sich als Entdecker der Ceres unsterblich. Die Physik, für deren Vervollkommnung mehre Anstalten an verschiedenen Orten thätig wa-

ren, machte die glücklichsten Fortschritte. Marsiglio Landriani, Felice Fontano, Toaldo, Tiberio Cavallo, Giovanni und A. bereicherten sie durch wichtige Entdeckungen. Die Botanik ward erweitert durch Malpighi, Giovanni Seb. Franchi, Micheli, Giuseppe Ginanni, Vitaliano Donati und A. Geschickt wußten die Italiener das Mikroskop zu gebrauchen. Mit Hülfe desselben machten Redi (der classische Werke über die Naturgeschichte hinterließ), Valisneri, Felice Fontana, Lazaro Spallanzani eine Menge von Beobachtungen. Allen Kennern der Naturlehre und Chemie ist Volta ein verehrter Name. Um die Naturgeschichte des Menschen und die Anatomie machten sich verdient: Gagliardi, Malpighi, Paolo Manfredi, und nach diesen Valsalva, Santorini, Fantoni und Morgagni. Daneben ward die praktische Medicin nicht vernachlässigt. Franc. Torti lehrte den Gebrauch der Chinarinde; Rammazini trat in der Pathologie und Therapeutik in Sydenham's Fußtapfen, und durch Borelli, Baglivi (der jedoch in der Praxis dem Hippokrates folgte), Guglielmini, Bellini und Michelotti ward Italien das Vaterland der iatromathematischen Schule in der Arzneikunde. Für die Literargeschichte haben Crescimbeni, Quadrio, Fontanini, A. Zeno, Mazzuchelli, Fabroni, Tiraboschi, Corniani und A. (z. B. Arteaga für die Geschichte der Oper) verdienstliche Arbeiten geliefert.

Achter Zeitraum. Italien. Literatur der neuesten Zeit, seit 1820. Die Literatur Italiens in den letztverflossenen Jahren läßt sich weder an Umfang noch in allen Theilen an Tiefe mit den Literaturen der benachbarten Länder vergleichen. Außer den Segnungen eines allzu günstigen Himmels und den Hemmnissen, welche die gesellschaftliche Ordnung in diesen Ländern herbeiführt, ist selbst in den mangelhaften Einrichtungen des buchhändlerischen Verkehrs, dessen Umschwung in einzelnen Theilen der schönen Halbinsel durch absichtliche Störungen zurückgehalten wird, eines von den Hindernissen begründet, welche dem öffentlichen Ideenaustausch entgegen sind. Nachdruckerische Freibeuterei der einzelnen Städte gegen einander vermehrt außerdem die Leidensliste. Daher gilt Beschäftigung der Pressen im südlichen Italien mehr für einen standesmäßigen Zeitvertreib als für einen Drang des innern Berufs, und setzt nebenbei mehr äußere Mittel als innere voraus. Seltene Ausnahmen bestätigen diese Regel. — Bei der kürzern Übersicht der neuern ital. Literatur (bis 1826) seien zunächst die allgemeinen Bildungsmittel des Landes wieder in Erinnerung gebracht, deren Einwirkung auch jetzt nicht zu verkennen ist. Noch bewahren die Universitäten Pavia und Padua den ererbten Ruhm und vermehren ihn namentlich durch eifrige Forschungen in den Naturwissenschaften. Ihnen am nächsten möchte Pisa stehen; weniger haben Siena und Perugia die Beachtung des Auslands zu verdienen gesucht, und Rom, Neapel und Turin sind als Universitäten zu sehr beschränkt, als daß dort an ein Leben der Wissenschaften sehr zu denken wäre. (Man erinnere sich an Settele's Streit über seine Ausg. eines astronomischen Handbuchs, das jetzt jedoch im Archigymnasio romano zum Grunde gelegt ist.) Mit diesen Universitäten, denen in der Lombardei Gymnasien und Elementarschulen zweckmäßig vorarbeiten, pflegen eine Menge Akademien gleichzeitig alle Gebiete der Wissenschaften und der Künste, leisten aber nicht alle so viel wie das lombardisch-venetianische Institut zu Mailand, dessen „Denkschriften" 1824 durch einen sehr gehaltreichen 3. Bd. vermehrt wurden. Namen wie Oriani, Carlini, Breislak, Configliachi, Brugnatelli sind die besten Bürgen für seinen Einfluß auf exactes Wissen. Nächst ihr dürfte die Akademie zu Turin („Memorie della R. Accad. delle scienze di Torino", vol. XXX, 1826) und die wissenschaftliche Gesellschaft zu Modena („Memorie della Società ital. delle scienze residente in Modena", t. 19) am meisten ihren Beruf im Auge haben. Seltener erfährt das Ausland etwas von Neapel; noch zahlt die Accad. Ercolan. meist dort mit Vertröstungen, und in den

Sitzungen vieler der andern Akademien wird man an die Arbeiten der Freimaurerlogen erinnert, die, nach dem Bekenntnisse wohlunterrichteter Brüder, ohne ihren pedantischen Pomp von größern Ergebnissen sein würden. Von dem Fortbestehen mehrer dieser Akademien hält es schwer, sich an Ort und Stelle Nachricht zu verschaffen; nur die Crusca und die Acc. de' Georgofili zu Florenz erhalten sich noch mit der Accad. archeologica zu Rom in dem Andenken des Auslandes durch häufigere Beweise ihrer Thätigkeit; die erstere namentlich auch durch die Kritiken, welche ihre Anmaßlichkeit und unbeholfene Schreibart ihr von Seiten der Mailänder zugezogen hat. Ersatz für diesen Abgang an Aufregung hätten eingreifende kritische Zeitschriften geben können, wenn sie Das, was die Bewohner der Halbinsel in ihren heiligsten Interessen berührt, in bedeutsamen unbefangenen Würdigungen zur vollen Anerkennung gebracht hätten. Aber so sehr auch hier das Verdienst der „Biblioteca italiana" gepriesen werden muß, die durch scharfsinnige Kritik einen entschiedenen Einfluß übt, so darf doch auch die Einseitigkeit und das Herbe ihrer Aussprüche nicht verschwiegen werden, mit denen sie besonders früher unter Acerbi's Leitung provinziellen Ansichten zuweilen das Wort redete. Mit ihr sollten das „Giornale Arcadico" und die „Effemeridi letterarie di Roma" wetteifernd auf die Richtung des Urtheils in Italien einwirken; aber es ist ihnen nicht gelungen, sich außer der Bannweite des Kirchenstaats ein gläubiges Publicum zu verschaffen und zu einer einflußreichen Kräftigkeit zu gelangen. Die „Antologia di Firenze" versorgt den Markt zu häufig mit ausheimischem Gute; des Inländischen ist wenig, was gezählt werden könnte; und das „Giornale enciclopedico di Napoli" hält es für gerathener, sich mehr mit Waare zu befassen, die bei allen intellectuellen Mauthen visirt ward, als des eignen Bodens vulkanische Producte auszulegen. Brugnatelli's und Configliacchi's „Giornale di fisica, chimica, storia naturale, medicina ed arti" verdient unter den periodischen Schriften Italiens die meiste Beachtung des Auslands. Daß die Begünstigungen, welche das neue Oberhaupt der Kirche den Jesuiten zugesteht, auf die Literatur in Italien und auf seine Bildung Einfluß erhalten haben, versichern neuere Berichterstatter. Unter diesen äußern Verhältnissen hat sich die ital. Literatur während der letzten Jahre erhalten; und der politische Einfluß von Deutschland auf seine gewerbfleißigsten Gegenden, wo der Intelligenz die wenigsten Beschränkungen entgegenstanden, blieb nicht ohne Gewinn für die entferntern, welche man sich in näherer Beziehung mit Frankreich, oder in eigenthümlicher Einseitigkeit befangen denken darf. Wissenschaftlichkeit gedeiht unter deutscher Ägide. Ihre Zeichen hier aufzuzählen, seien etwa folgende Angaben hinreichend, wobei wir jedoch auf Ital. Sprache und Ital. Poesie besonders verweisen. Orientalisches Sprachstudium, wie es in Italien betrieben wird, kann sich nicht mit Dem vergleichen, was das Ausland leistet. Gr. Castiglioni's Erklärungen der kufischen Münzen im Cabinet zu Mailand haben an Frähn zu Petersburg einen anerkennenden Beurtheiler gefunden; und Rampoldi's „Annali musulmanni" (Mailand 1823, 5 Bde. bis jetzt) zeigen von Benutzung und Einsicht der orientalischen Quellen; aber darauf beschränkt sich das Verdienst der italienischen Orientalisten, und rein sprachkundige Werke haben die letzten Jahre nicht gebracht. Um die Verbreitung der armenischen Sprache haben sich jedoch die Metocharisten auf S. Lazaro bei Venedig durch Vermehrung der Hülfsmittel Verdienste erworben, und Leute von Urtheil behaupten selbst, daß P. Auger, der venetianische Herausgeber des Moses von Chorene und der Entdecker einer altarmenischen Übersetzung des Philo (Ven. 1822) in der Kenntniß der Sprache dem Prof. Cirbied zu Paris weit überlegen sei. In Europa anerkannt sind Angelo Majo's Verdienste um die Vervielfältigung der Hülfsmittel zur Kenntniß der altclassischen Literatur. Die Auffindung der Fragmente von Cicero „De republica" und so vieler andern Brocken einer classischen Zeit (der vollständige Fronto

entsprach nicht seiner Berühmtheit und der gespannten Erwartung) sichern Monsignore Majo den Dank aller Zeiten. Sie sind den Philologen andrer Länder reicher Stoff für genauere Bearbeitung geworden. Majo's Glück veranlaßte den Prof. Peyron zu Turin zu ähnlichen Nachsuchungen in den ihm übergebenen Schätzen der öffentlichen Bibliothek, und auch er war nicht ohne Erfolg scharfsichtig. Mazzuchelli zu Mailand trug durch die „Johannis" des Corippus (Mailand 1820) zum Umfang der alten Literatur bei, sowie Rossini durch die Herausgabe des Eudemus aus herkulanischen Schriftrollen. Ciampi, von Warschau wieder nach Italien zurückgekehrt, Manzi, Amati, Nibby gehören zu den Beförderern der classischen Literatur durch gehaltreiche Commentationen. Aber nur zu häufig war noch die Benutzung des griech. Textes durch die Vermittelung der lat. Übersetzung; selbst die „Collana degli antichi storici Greci volgarizzati", bei Sozzogno in Mailand, die im raschesten Fortgange begriffen ist, hat nicht lauter Theilnehmer wie Mustoxidi, Angiolini und Manzi. Der Grafen Ippolito Pindemonti Übers. der „Odyssee" (Verona 1822, 2 Bde.), die Pindarischen Oden von Mezzanotte (Pisa 1819 u. 1820, 2 Bde.), und die isthmischen Oden („Le odi ismiche di Pindaro", traduzione di Gius. Borghi, Pisa 1822) von Borghi, Mancini's „Iliade" in Stanzen (Flor. 1824) können nur Denen zusagen, welche die bei uns geltenden Grundsätze über Treue der Übersetzungen nicht kennen. Für Ausg. der Classiker sorgte die Witwe Pomba zu Turin durch Nachdruck anerkannter deutscher. Als eine Übung im Lateinschreiben kann eines Prof. der Anatomie zu Pisa, Catelacci, Übers. von Dante's „Hölle" gelten (Pisa 1819). Sie kam zu spät, um das Verdienst der Primogenitur zu erlangen, und war nicht glücklich genug, um es ihr sonst streitig zu machen. Mit Übergehung Dessen, was aus neuern Sprachen in die italienische übertragen wurde, wo denn besonders Walter Scott und Byron ihre Bezauberungen auch troz dem düstern Colorit des Letztern, unter dem heitersten Himmel in Europa übten — die ital. Kritiker riefen zwar Weh über diese romantischen Gräuel, doch fand die „Donna del lago" drei Bearbeiter! — sei nur der Bearbeitung der Klopstock'schen „Messiade" durch Andrea Maffei gedacht, der auch des Patriarchen Pyrker zu Venedig „Tunisias" den Italienern zusagend machen wollte. Erscheinungen dieser Art sind zu genau mit dem Geiste der Zeit verbunden, als daß sie hier übergangen werden könnten. — Bossi's „Storia d'Italia antica e moderna (Mailand) hält sich sehr lange bei der alten Zeit auf und zeigt häufige Spuren einer franz. Einwirkung. Ségur's „Geschichte", ins Italienische übersetzt, Sismondi-Ginguené beweisen, daß die französ. Form vor allen zusagt. Doch erscheinen noch einzelne geschichtliche Werke, welche, aus der Theilnahme am Vaterländischen hervorgegangen, nur unbegreiflicherweise in der Fremde mehr Anerkennung finden als in dem Lande, dem sie angehören: so die schon erwähnte „Famiglie celebri italiane" des Gr. Pompeo Litta (Mailand seit 1820), die „Storia di Milano" von Rosmini, der „Codice diplomatico colombo americano" (Gen. 1823), Scina's „Prosp. della storia letter. della Sicilia" und Spotorno's treffliche „Storia letter. della Liguria" (Gen. 1824 fg.), Beuci's „Elogi" und Affò's „Vita di Pierluigi Farnese", obgleich die letztere dem beliebtern Fache der Biographie zugehört, für welche Stoff, z. B. in Pelli's „Memorie per la vita di Dante" (Florenz 1823), Nelli's „Vita e commercio letterario di Galileo Galilei (Florenz 1793, aber erst 1820 ausgegeben), und Beiträge in der „Biografia Cremonese" von Lancetti und in der italien. Bearbeitung der „Biografia universale" (Venedig, Missiaglia) sich finden. Eine Hoffnung bleibt bei solchen Zeichen der Zeit dem Freunde der ital. Literatur: nämlich die, daß bei der Überfülle von Denkmälern, welche in dem gesegneten Lande vor Augen liegen, geschichtliche Erinnerungen immer anziehend bleiben werden. Die Erklärung des Vorhandenen gibt den Anlaß, zurückzugehen, und belebt die Sagen und Nachrichten

von vergangenen Tagen durch tastbare Zeichen. Von welchem Interesse ist nicht z. B. die Geschichte des Doms zu Mailand, den Künstler und Beschreiber den Entfernten vor die Augen und den Gegenwärtigen näher vor die Seele bringen? Doch Italiens Erinnerungen begrenzen nicht christliche Zeiten. „L'Italia avanti il dominio de' Romani" von Micali (neue Ausg., Livorno 1821, Fol.) ist der Punkt, bis zu dem der Forscher hinaufsteigen mag, und durch alle Folgezeiten begegnet er Spuren und Angaben. Forschungen, die an Denkmäler sich anknüpfen, können daher in einem Lande nicht fehlen, wo so viele noch übersehen bleiben. Inghirami's „Monumenti etruschi o di etrusco nome", die Erklärungen der Herausgeber der „Galeria di Firenze", so weit sie antike Denkmäler berühren, die Memoiren der archäologischen Akademie zu Rom, der bourbonischen Akademie seltene Schriften gehören zu den Erscheinungen, welche auch im Auslande nicht übersehen werden dürfen, und Nibby's, Fea's, Borghesi's, Lama's, Cattaneo's, und Brocchi's einzelne Abhandlungen vereinigen Gründlichkeit mit Klarheit und umfassender Übersicht. Aber wie wenig selbst Lehrer dieses Fachs mit sich dort noch im Reinen seien, ersieht man aus Vermiglioli's „Lezioni elementari di archeologia (Perugia 1822, 2 Bde.), die dem Auslande ebenso unbedeutend erscheinen, wie Labu's Untersuchungen über römische Inschriften, die längst Bekanntes wichtig behandeln oder in undeutlicher Darstellung das etwa Neue geben. Schade, daß dem Letztern die Ausg. von Visconti's Werken zufiel. Nicht ohne Verdienst ist aber zur Verbreitung von Ansichten auserwählter Denkmäler die „Raccolta di antichità greche e romane ad uso degli artisti, dis. ed incise da Gio. Bignoli", die, zwar zunächst kunsthändlerisch betrieben, doch den Sinn für angemessene und gefällige Formen erhält und außerdem sogar Denkmäler vor einem Untergange schützt, dem sie auf dem classischen Boden der römischen Campagna eher ausgesetzt sind als in jedem hyperboreischen Lande. Diese Thätigkeit des ital. Kunsthandels befördert auch die Bekanntmachung der Monumente aus dem Mittelalter (z. B. die „Monumenti sepolcrali di Toscana", die „Raccolta delle migliori fabbriche, monumenti e antichità di Milano", die „Fabbriche di Venezia", Franchioni, Cisa di Gresy, Piola, Venturoli, Bonati), zu deren Erklärung sich geistreiche Leute vereinigen. Jede Reisebeschreibung eines Italieners, das darf man in der Regel voraussetzen, gibt Forschungen über alterthümliche Überreste, und Belzoni, der zuerst in Ägypten dem Schwarme der Nachkommenden rechten Muth machte, folgte bei seinen Aufsuchungen fast bloß einem einheimischen Instinkt; Della Cella, der Naturforscher Brocchi, einer der geistreichsten neuern Schriftsteller Italiens, der gelehrte Numismatiker Sestini, ein sonst völlig unbeholfener Scribent, Camillo Borghese, geben dafür die Belege. Doch ist es in Italien nicht Sitte, diese Reiseberichte mit Kupfern so auszustatten wie in Frankreich oder England. Auch die Städtebeschreibungen, welche der Bedarf stets erneut, sind ohne diesen Schmuck und leiden immerwährend an alten Mängeln. Trockene Nomenklaturen, sind sie gut als Anhalt für das Gedächtniß, verdienen aber nicht die Auszeichnung eigner Erwähnung. — Selbständiger als in seiner eigentlichen Literatur erhielt sich Italien in den exacten Wissenschaften, namentlich in dem physischen Theile derselben, wo es wenigstens neben Frankreich, mit ihm lehrend, in die Schranken trat und durch seine Mathematiker, Astronomen, Naturforscher einen Ruhm erhielt, der in den schönen Wissenschaften, mit Ausnahme der wirklich bildenden Künste, weniger treu bewahrt schien. Wo Männer wie Sangro, Flauti, Borgnis, Brunacci, Lotteri, Bordoni, für die Größenlehre und ihre Anwendung auf Geodäsie und Mechanik sorgen, wo Astronomen wie Plana, Brambilla, Inghirami, Oriani, Carlini, Piazzi, Cacciatore, de Cesaris an Sternwarten wie die zu Neapel, zu Palermo, zu Mailand, Turin, Bologna, zu Florenz, zu Rom thätig sind, da muß die Wissenschaft vorwärts schrei-

ten. Des Herrn v. Zach (s. d.) „Correspondance astronomique" bot den ital. Gelehrten willkommenen Anlaß, ihre Entdeckungen und Forschungen rascher dem übrigen Europa bekannt und gelegentlich, im Widerspruche gegen franz. Anmaßlichkeit, geltend zu machen. Hr. v. Zach, der bis 1827 in Genua lebte, beförderte von dort aus die Verbreitung nützlicher, von seiner Wissenschaft ausgehender oder mit ihr zusammenhängender Kenntnisse durch einen „Almanacco Genovese", der in der gefälligsten Form auch äußerlich auftritt. Leider ist ein Theil der streng mathematischen Untersuchungen in den Acten der gelehrten Gesellschaften niedergelegt (z. B. in den „Acten der k. Akademie der Wissenschaften zu Neapel", deren letzter Band 1819 erschienen, in den „Acten der pontonianischen Gesellschaft, Neapel 1819), in den „Denkschriften des lombardisch-venetianischen Instituts", in den „Berichten der Wissenschaftsgesellschaft zu Modena", in den „Ricerche geometriche ed idrometriche fatte nella scuola degl' ingegneri pontifici d'acque e strade" (Rom 1820), die nur zu selten für die allgemeinere europäische Anerkennung den Weg über die Alpen erzwingen. Besonders regsam ist man für Geodäsie, und zwei Triangulazionen, die in Verbindung gesetzt wurden, gaben für die Wissenschaft erfreuliche Resultate. Gleicher Eifer zeigt sich in den physischen Wissenschaften, wo Namen wie Zamboni, Brugnatelli, Configliacchi, Bellingeri, Ranconi für die Genauigkeit und die Schärfe der Beobachtungen und die geistreichen Folgerungen einstehen, welche daraus abgeleitet werden. Namentlich haben die Untersuchungen über Magnetismus und Elektricität (Banarelli) auch in Italien lebhafte Theilnahme erregt, und Configliacchi's und Brugnatelli's „Giornale di fisica, chimica, storia naturale, medicina ed arti", das sehr regelmäßig erscheint, gibt am besten Rechenschaft, wie vielseitig die Bestrebung und wie ins Tiefe gehend die Art sei, in der man sich ihnen hingibt. Auch die „Opuscoli scientifici di Bologna" sind fast ausschließlich den Naturwissenschaften in ihren weitesten Verzweigungen gewidmet und halten einen Namen bei Ehren, der sonst nicht so oft als es seine alte Berühmtheit erfoderte in dem Munde der Gelehrten ist. Vorzüglich besprochen sind die geognostischen Beobachtungen des Gr. Marzari Pencati worden, der durch den Augenschein die Werner'schen Ansichten über die Erdbildung widerlegen zu können glaubte. Noch dauert der Streit, dem H. v. Buch durch eine kurze Abfertigung seine Bedeutenheit zu nehmen schien, unter den ital. Gelehrten lebhafter fort, die für und gegen den auf Steinarten der zweiten Formation aufruhenden Granit Partei ergriffen haben. Unter den Geologen Italiens muß der geistvolle und kenntnißreiche Brocchi erwähnt werden (1827 in Ägypten gest.), der Verf. der „Conchyliologia subapennina", der durch interessante Abhandlungen die Theilnahme an der „Bibl. ital." vorzüglich erhöhte. Renier, Corniani, Monticelli und Covelli („Prodromo della mineralogia Vesuviana") sorgen dafür, daß diese Studien fortdauernd beachtet bleiben. Begünstigt von der Regierung, fanden die physischen Wissenschaften die vielfältigste Anwendung auf alle Zweige der Geoponik und Technologie, die durch ausgesetzte Preise, in der Noth der Zeit und in den Anregungen benachbarter Länder, wenigstens im obern Italien beachtenswerthe Fortschritte machte. Sowol die Einführung neuer Erwerbzweige als neuer Pflanzenarten, um den Gewinn des Bodens zu erhöhen (Reis aus China und Getreide aus der Mongolei) mußten sich vereinigen, um die Gewinnlust zu neuen Versuchen zu reizen und sowol die methodisch-rationelle Pflege der Seidenwürmer, als die bessere Behandlung des Weins und die Beachtung der Bienen, ward zum Gegenstande öffentlicher Prüfung gemacht, deren Ergebniß für den Reichthum des Landes, das Ersatz für Manches brauchte, von den belohnendsten Folgen war. Sehr verdienstlich für eigentliche Geoponik wirkt die Accad. de' Georgofili zu Florenz, die durch regelmäßige Bekanntmachung ihrer Arbeiten das Interesse der Gebildetern in Anspruch nimmt, sowie der

„Calendario Georgico della R. Società di Torino“ dem Bedarf in einer niedern Sphäre abhilft. Pflanzenkunde kann in dem Garten Europas nie übersehen werden. Savj's „Elementi di botanica“ geben dem Ausländer nichts Ungehörtes; aber die Schriften von Sebastiani, von Mauri, Brignoli, Moricand, Tenore, von den Vorstehern der Pflanzengärten zu Pisa, Rom, Neapel, Palermo, beweisen für die Theilnahme, die man ihrem Fache schenkt, und die „Pomona in rilieva“ von Pizzagalli, und Degasspari und Bergamaschi's „Osservaz. micologiche“ für die Liebhaberei, welche ihre Bemühungen unterstützt. Auch zu unserer Kenntniß Brasiliens steuerte ein Italiener, Raddi, der Begleiter der wissenschaftlich jenes Wunderland durchziehenden Deutschen bei, aber auf eine Art, die bei seinen Landsleuten selbst nicht durchgängigen Beifall fand. Naturforschung der höhern Naturordnungen erhielt schätzenswerthe Beiträge von Brunatelli, Configliachi, den Beschreibern des Proteus anguineus, durch Angelini, Metaxa, der die Schlangen des römischen Gebiets untersuchte, durch Ranzani, Petagna, Laurenti, Cavolini, und der Bau des Menschen durch Palletta, Mascagna u. A. genauere Beleuchtung. Doch ward in der Medicin Deutschlands Literatur mit Vorliebe benutzt, und mehre seiner ausgezeichneten Werke im medic. Fache fanden glückliche Übersetzer und Bearbeiter, zunächst zum Gebrauche der Vorträge in Pavia, Padua, Bologna; während nach Loder's Versicherung die Klinik in Italien sehr großer Verbesserungen bedürfte. — Auch für die Kenntniß des innern Menschen, für Philosophie, ward Manches aus dem Deutschen übersetzt, obgleich das Französische, wie Destutt de Tracy, dem Geschmack der Italiener mehr zusagte. Außer Gioja, dem Verf. der „Ideologia esposta“, Talia, dem Bearbeiter eines „Saggio di estetica“, Germani Simoni und einigen verunglückten Commentaren von Beccaria, wäre die „Collezione de' classici metafisici“ (Pavia 1819—22) wol die beachtenswertheste Erscheinung auf diesem Felde. De Simoni hatte das Naturrecht bearbeitet; häufiger waren die Erklärungen und Bearbeitungen des östreich. Gesetzbuches, dem Gesetzkraft in mehren italienisch redenden Staaten zusteht. Politische Verirrungen brachten zu Zeiten aufschäumende Phrasen über die droits des hommes unter die Presse, die aber mit den Erscheinungen selbst sich in den Sammlungen der Liebhaber verloren. Bologna, das kann behauptet werden, ist jetzt nicht mehr das Delphi der Juristen. Da Heiligenlegenden und der kleine Bollandiste, Trauerreden, selbst auf Marie Luise von Spanien, weder Ascetik noch Theologie sind, so kann sie fast übergangen werden; allen Reisenden wird als Muster der Kanzelberedtsamkeit Pater Pacifico gepriesen, der zur Fasten in ara Coeli in Rom predigt; dann sei zunächst de Rossi's Übersetzung von F. L. v. Stolberg's „Religionsgeschichte“ erwähnt (Rom 1818) und des Marchese Antici Übersetzung von Stolberg's „Vita e dottrina di Gesù Cristo“ (Rom 1822, 2 Bde.), die von einem durchaus andern Sinne eingegeben sind als Tambroni's „Untersuchungen über die weltliche Macht des Papstes“. Auffallend bleibt, daß Llorente's „Geschichte der Inquisition“ und Sismondi's „Geschichte der Republiken des Mittelalters in Italien“ frei in den einzelnen Staaten verkauft werden, während benachbarte sie auf das strengste verbieten. So bewegt sich in der schönen Halbinsel der wissenschaftliche Geist, am wohlthätigsten gefördert und geschirmt unter deutschem Einfluß. *)

*) Wir führen noch einige deutsche Schriftsteller an, deren Schriften seit 1819 ins Italienische übersetzt worden sind: von Archenholz's „Geschichte der Flibustier“, von Margaroli (Mailand 1820); Buhle's „Gesch. der neuern Philosophie“, von Lancetti (Mail. 1823, 6 Bde.); Engel's „Mimik“, von Rasori (Mail. 1819, 2 Bde); Göthe's „Torquato Tasso“, von Sorelli (Florenz 1820); Grillparzer's „Sappho“, vom Grafen Mozzi (Vened. 1820); Kant's „Kritik der reinen Vernunft“, nebst d. Leben des Verf., von Mantovani (in der von Germani, Rolla und Sacchi herausgeg. „Collezione de' classici metafisici“, Pavia 1819 fg.); v. Knigge, „über den Umgang mit

Italienische Musik, die jetzt in Italien herrschende Musik (im weiten Sinne nennt man auch so die im italienischen Geschmack geschriebene und ausgeführte, oder die von geborenen Italienern herrührende Musik, wiewol diese gar sehr von dem ital. Geschmacke abweichen kann, wie uns die Musik Spontini's beweist), welche sich durch Herrschaft der Melodie und damit des Gesangs, bei Vernachlässigung der Harmonie bis zur Leere und Weichlichkeit, charakterisirt, ist von der alten ital. Musik zu unterscheiden, aber, wie natürlich, durch dieselbe in ihrer Entwickelung vorbereitet. Alle neue Kunst fand in der Religion den Boden, aus welchem sie jung und frisch emporwuchs; so auch die Musik. Die Geschichte der Musik führt uns, nachdem sie uns nur unvollkommene Nachricht von dem Wirken der Tonkunst im Alterthume gegeben, nach Italien, wo das Antike im Lauf der Jahrhunderte sich in das Moderne zuerst verschmilzt. Hier finden wir zuerst den eigentlichen Choral, das Grundelement der neuern Kirchenmusik, welcher größtentheils durch Melodien aus der alten griechisch-römischen Musik, die, den christlichen Hymnen und Psalmen angepaßt, anfangs im Einklange gesungen wurde (s. **Kirchenmusik** und **Musik**, Geschichte der) entstanden zu sein scheint, seit Bischof Ambrosius im 4. Jahrh. nach Chr. Gesänge und Hymnen nach den 4 authentischen Tonarten der Griechen in der abendländischen Kirche einführte und Psalmisten oder Vorsänger derselben anstellte, Gregor d. Gr. aber im 6. Jahrh. den Chorgesang durch die plagalischen Tonarten erweiterte. Seit der Zeit vermehrten sich auch die Singschulen, und es wurde viel über Musik geschrieben. Die für das Fortschreiten der Musik überhaupt wichtigsten Erfindungen verdanken wir dem 11. Jahrh. und insbesondere dem Benedictiner Guido von Arezzo, welcher die musikalische Notenschrift und den Gebrauch der Schlüssel, wenn nicht erfand, doch verbesserte, verbreitete, das Verhältniß der Töne richtiger bestimmte, die sechs Töne der Scala benannte (s. **Solfeggiren**), und die Scala in Hexachorde eintheilte. Im 13. Jahrh. verbreitete sich in Italien die Erfindung der Mensuralmusik, von welcher die Erfindung des Contrapunktes und des Figuralgesangs abhing. Die Instrumente vermehrten und vervollkommneten sich im 14. und 15. Jahrh. Viele Päpste begünstigten die Musik, namentlich den Gesang, und heiligten sie durch ihre Breves; doch beschränkten auch kirchliche Verordnungen die selbständige Aus-

Menschen" (Mail. 1823, 2 Bde.); v. Kotzebue's „Theater", von Gravisi (Modena 1820 fg., 15 Bde.); Lavater's „Physiognomik", von Carta (Mail. 1819, 2 Bde.); Schiller's „Teatro scelto", von Pompeo Ferrario (Mail. 1819, 6 Bde.); Desselb. „Gesch. des dreißigjähr. Kriegs", von Ant. Benci (Flor. 1822, 2 Bde.); von Thaer's „Grundsä. des Ackerbaus" erschienen zwei übers. zu Florenz in 8 Bdn. und zu Neapel 1819; Zachariä's „Ged. von den vier Stufen des weibl. Alters", übers. in versi toscani von Cristinelli (Vened. 1819) u. s. w. Außerdem sind mehre deutsche Schriften in der von Ridolfi, Santini und Consigliacchi zu Padua seit 1822 herausgeg. „Biblioteca germanica" übersetzt worden. — Franzöf. und englische Werke wurden ebenfalls zahlreich in Italien eingebürgert. Wir bemerken darunter nur Ginguené's „Histoire littéraire d'Italie (2. Ausg. mit e. histor. Notiz von Daunou, Paris 1824), welche Salfi, der den 7., 8. und 9. Theil ergänzte, mit dem 10. Th. (Paris 1823), der die Gesch. der ital. Literatur im 16. Jahrh. beschließt, vollendete, und die Vened. Perotti zu Mail. 1823 ins Italienische zu übersetzen begonnen hat. Salfi hat die Daunou'sche Ausg. in 4 Th. fortgesetzt, welche die Literargesch. Italiens im 17. Jahrh. enthalten. Der k. bairische Rath und Prof. Ritter Giuf. Maffei hat e. „Storia della letteratura italiana dal origine della lingua fino al secolo XIX" (Mail. 1823) in 3 B. herausgeg. — Corniani's „Secoli della letteratura italiana", 9 Bde., bis in die Mitte des 18. Jahrh., hat Camillo Ugoni (Präs. des Athenäums zu Brescia) fortgesetzt, und diese Forts. ist ins Deutsche übers. u. d. T.: „Gesch. der ital. Literat. seit der 2. Hälfte des 18. Jahrh." (Zürich 1825) erschienen. Zur Kenntniß der neuen ital. Literat. ist unentbehrlich das „Giornale dell' italiana letteratura", auf Kosten und unter der Leitung der beiden Brüder Nicolo und Girolamo Grafen da Rio (Padua 1819—24, 11 Bde.). Vor 1819 erschienen davon 50 Bde.

bildung der Musik. Häufig wurde im 15. Jahrh. im Singen Unterricht gegeben, und nicht mehr bloß von Mönchen. Die theoretische Musik erlangte den Rang einer Wissenschaft, und der Gesang wurde contrapunktisch ausgebildet. Im 16. Jahrh. erblicken wir sehr ausgezeichnete Tonsetzer und Sänger; so Palestrina, Componist für die Capelle des Papst Clemens XI., dessen Arbeiten große Würde und künstliche Modulation besitzen, und sein Nachfolger Felice Anerio, Nanino da Vallerano, der nebst Giov. da Velletri als ausgezeichneter Sänger genannt wird, ferner der berühmte Contrapunktist und Sänger Gregorio Allegri, und mehre große Schriftsteller über Harmonie, z. B. Giuseppe Zarlino, Capellmeister zu Venedig. Überhaupt wurde die Tonkunst zu Rom und Venedig mit dem lebhaftesten Eifer getrieben. Von hier drang sie nach Neapel und Genua, und ganz Italien, sagt Schubert, ward bald ein lautschallender Concertsaal, der alle Europäer herbeilockte, um wahre Tonkunst, besonders schönen Gesang, zu hören. Im 17. Jahrh. sehen wir die weltliche Musik vorschreiten. Die erste Oper, zuerst mit unbegleiteten Recitativen und Chören im Unisono, ward 1624 zu Venedig aufgeführt, und so schnell verbreitet, daß die Dichter der Schaulust ihrer Nation bald nicht Stoff genug liefern konnten und jährlich in Italien 40 — 50 neue Opern erschienen. Dieses erzeugte großen Wetteifer unter den ital. Tonkünstlern. Aber es entwickelte sich hier der eigenthümliche, durch keine fremde Einwirkung zu verändernde Charakter der ital. Musik um so schneller, je selbständiger und durch die Kirche unbeschränkt diese Gattung sich ausbildete. Schon in der Mitte d. 17. Jahrh., wo sich die Theatermusik immer mehr hob, fing daher die Einfalt an in Pracht und Üppigkeit überzugehen und auch den Kirchenstyl zu verderben. Die Musik, sagt Schubert, vereinigte die weltliche Miene des Dramas mit dem Glutantlitze des Kirchenstyls, und dies legte den ersten Grund zum Verfall des letztern. Fassen wir jetzt die Hauptmomente des Vorigen zusammen. Vokalmusik mußte die erste Musik sein; durch Erfindung und Vervollkommnung der Instrumente wurde sie geregelt, daraus entstand der einfach große Kirchengesang des 15. und 16. Jahrh.; neben ihm entwickelte sich eine Reihe von Nationalgesängen. Selbständig in größerer Gattung herrschte die Musik auf der Bühne. Hier folgte der Italiener, ohne große Berücksichtigung der Poesie, die ohnehin nur das eilige Werk des Augenblicks war, seiner herrschenden Neigung zu Wohllaut und Ohrenkitzel, der ebenfalls in seiner Sprache sich kund thut. Alle südliche Nationen zeigen eine große Reizbarkeit der Sinne, und die Melodie ist ihnen ebenso sehr Bedürfniß wie dem Nordländer in der Musik die Harmonie, aber keiner Nation so sehr als der ital., deren schönes Klima und glückliche Organisation für den Gesang (Italien lieferte die schönsten Alt- und Tenorstimmen, weniger Bässe) ihnen Melodie zum Zielpunkt ihres musikalischen Wirkens machte. Von den Italienern mag daher auch der Deutsche lernen, was wohl- und was übelklingend ist. Auf der andern Seite verwandelte sich die Einfachheit der Melodie in Weichlichkeit und Üppigkeit von der Zeit an, wo der Gesang sich selbständig ausbildete und, von der Instrumentalmusik nur getragen, sich wie ein Instrument zu entwickeln anfing, wo man statt poetischen Ausdruck und Wahrheit neue Ohrenbefriedigung, neue Consonanz, nicht tiefe Rührung und Erschütterung, sondern Reiz, schnellen Tonwechsel mit Vermeidung aller Dissonanz verlangte, die Musik die Poesie zu beherrschen anfing, was im theatralischen Gesang zuerst geschah, und so das rein Musikalische der Bildung das Dramatische und Poetische zerstörte, welcher Geschmack sich um so leichter über andre Länder verbreitete, da Italien in der glänzenden Ausbildung der Musik allen Völkern vorausgeeilt war, was auch die Herrschaft der italienischen Kunstausdrücke in der Musik beweist. Zu dieser künstlichen und unpoetischen Ausbildung des Gesanges trugen auch die männlichen Soprane bei, welche bald aufs Theater kamen und alle poetische Wahrheit des Charakters an sich unmöglich machten, indem man z. B. gern ver-

gaß, daß man einen Helden singen hören sollte, wenn man nur einen ausgebildeten Sopran hörte. Die Stimmen aber wurden hinsichtlich der Fertigkeit und anmuthigen Verzierung auf den höchsten Gipfel der Ausbildung erhoben durch die große Anzahl musikalischer Conservatorien und Singschulen (unter den ältern sind die des Pistochi und Bernacchi zu Bologna, des Brivio in Mailand, des Porpora, Leon. Leo und Francesco Feo in Neapel bezeichnet), durch welche sich gewisse Kunstgriffe und Verzierungsarten, mit ihnen jedoch zugleich die technische Grundlage aller wahren Stimmbildung gleichsam mechanisch fortpflanzten, welches die sogenannte italienische Schule ausmacht. Dazu kam die auf das große Bedürfniß nach Gesang gegründete Aufmunterung und verschwenderische Belohnung großer Sänger (der Castrat Farinelli kaufte sich ein Herzogthum), die überall befindliche Gelegenheit zu singen, indem es keine irgend bedeutende Stadt in Italien gab, welche nicht bald ihr Theater, oft deren mehre, hatte, indem Kirchenmusik wesentlich zum kathol. Kirchendienst gehört, und Castrationen ad honorem Dei, wie es in einem päpstl. Breve heißt, erlaubt wurden. Mehr als Alles aber wirkte die in Italien fast leidenschaftliche Neigung und Fähigkeit zu Gesang. Die glänzendste Ausbildung der Stimme, als solcher, mußte nothwendig zu der Entartung führen, die Stimme nur als ein Instrument, mit Vernachlässigung alles poetischen Ausdrucks, aller Wahrheit zu gebrauchen, wovon wir in der neuesten Zeit die auffallendsten Beispiele erlebt haben. Bei diesem Streben nach höchstem Wohllaut, technischer Bildung der Stimme bis zur charakterlosen Weichlichkeit, mußte natürlich die Instrumentalmusik untergeordnet bleiben, die in dürftiger Begleitung dem Sänger oft nur die Accorde anschlägt, über welchen er sich wie ein Vogel in die Lüfte erhebt. Da darf die Instrumentalmusik nicht den Gesang bedecken, wie bei so vielen franz. und deutschen Musiken; aber der Tonsetzer ist auch auf die Verherrlichung der Sänger und ihrer technischen Fertigkeit fast beschränkt und kann den Reichthum und die Tiefe der Harmonie, welche auf Mischung der Consonanz- und Dissonanzkraft beruht, nicht entwickeln, welche die höchste Ausbildung der romantischen Tonkunst verlangt. Daher ist auch zu erklären, warum Mozart's Meisterwerke den Italienern nie ganz gefallen wollen. Die ital. Musik, durch Wohllaut, Reiz und Melodie und technische Ausbildung des Gesangs ausgezeichnet, geht in weichlicher Süßigkeit unter; die Oper wird ein Aggregat von Concertstücken, in Costum auf der Bühne gesungen: das ist die Geschichte der ital. Musik.

Zu den vorzüglichsten Componisten seit d. 17. Jahrh. gehören: Girolamo Frescobaldi, Francesco Foggia, Bapt. Lully, der berühmte Violinist und Tonsetzer Arcangelo Corelli; zu den Sängern, von denen die meisten jedoch Tonsetzer waren, gehören: Antimo Liberati, Matteo Simonelli, beide Sänger der päpstl. Capelle. Im Anfange d. 18. Jahrh. war Ant. Caldara ausgezeichnet, der das Fugenartige in der Kirchenmusik beibehielt und den Gesang durch Instrumente hob, aber in seinem Style viel Theatralisches annahm; ferner Brescianello, Toniri, Marotti. In der Mitte dieses Jahrh. blühte die ital. Musik, besonders die theatralische, vorzüglich in Neapel, Lissabon und auch schon in Berlin. Einige behaupten, dies sei die glänzendste Periode der ital. Tonkunst gewesen. Wir finden einige bedeutende Instrumentalisten in Italien, die Organisten Scarlatti und Martinelli; als Violinisten Tartini, der auch im Theoretischen seines Instruments ausgezeichnet war, und eine Schule stiftete, die für den Kirchenstyl vorzüglich geeignet war, Domenico Ferrari, Geminiani, Ant. Lolli und Nardini (Tartini's Schüler); als Clavierspieler und Tonsetzer den noch in London lebenden Clementi. Unter den Tonsetzern d. 18. Jahrh. sind zu nennen: Traetta, der noch die Würde des Gesanges behauptet, aber durch Künsteleien die Einfalt des Satzes stört; Galuppi, durch einfachen und lieblichen Gesang, reiche Erfindung und gute Harmonie ausgezeichnet; Jomelli (s. d.), welcher der Instrumentalmusik größern Antheil gab; Majo; Nic. Porpora, der Stifter einer neuen Singschule, durch seine

Solfeggien berühmt; in der Kirchenmusik: Leo, Pergolesi, dessen Musik durch ihre einfache Schönheit (z. B. sein „Stabat Mater") noch immer entzückt, Pater Martini zu Bologna, der süße Piccini, Gluck's Nebenbuhler, Anfossi, der gefällige Sacchini („Ödip"), Satti (s. d.). Der neuern Zeit gehören an: Paesiello (s. d.), Cimarosa, die Blüthe der Opera buffa, und Zingarelli („Romeo und Julie"), Nasolini, Paganini, Niccolini, Pavesi und die jetzt sehr berühmten Generali und der vielschreibende Rossini. Mehr an die Deutschen schlossen sich: Salieri (s. d.) und der gründliche Righini (auch er hat Solfeggien geschrieben), sowie sich Cherubini und Spontini den Franzosen anschließen. Unter den Sängern und Sängerinnen Italiens seit d. 18. Jahrh. sind berühmt: Francesca Cuzzoni Sandoni, und ihre Nebenbuhlerin Faustina Bordoni, späterhin Hasse's Gattin, und die Allegrandi, die Sopranisten Farinelli, Caffarelli, Senesino, Caristini, Marchesi; in neuerer Zeit der berühmte Crescentini und Veluti; ferner die Sänger: Baldassore Ferri, Siface, Matteuce in neuerer Zeit; die Tenoristen: Millico, Pacchierotti, Brixi, Benelli; die Sängerinnen: Tesi, Mingotti, Gabrielli, Todi, Vandi, Marchetti, die Schwestern Sessi (besonders Imperadrice und Mariane Sessi), Angelica Catalani, Camporesi, Borgondio. Doch ist es auch bekannt, daß einzelne deutsche Sänger nicht nur durch bedeutsame Einfachheit und im gemüthlichen Volkston, sondern auch in der ital. Manier den Italienern an die Seite gestellt werden können, und selbst in Italien mit unerhörtem Beifall aufgenommen worden sind, z. B. Charlotte Häser. Die ital. Schule ist noch jetzt in Dem, was die bloße Ausbildung des Organs betrifft, besonders Portament, Passagen und Triller, unerreicht; aber die sklavische Nachahmung und Fortpflanzung ihrer Manieren führt zur Manier, weßhalb auch deutsche Sänger dieselbe nur soweit zu benutzen haben, daß die Gemüthlichkeit und der poetische Ausdruck, welche der deutsche Gesang verlangt, nicht verloren gehen. T.

Italienische Poesie. Die Anfänge der italienischen Poesie entfalteten sich aus der provençalischen, welche die erste wieder aufgeblüht war und sich auch nach Italien verbreitet hatte. Bis in das 13. Jahrh. finden wir hier nur die ritterliche Liebespoesie der Provençalen und Troubadours. Dem damaligen Italiener, vornämlich dem Lombarden, verständlich durch ihre Schwestersprache, durchzogen diese wandernden Sänger Italien und waren an den Hoflagern, besonders der lombardischen Großen, willkommene Gäste, da schöne und ergötzliche Reime den Bewohnern des Südens, wäre es auch aus bloß sinnlichem Wohlgefallen am Gesange, Bedürfniß sind. Zum Beweise, wie in jenen ritterlichen Zeiten die Troubadours für die schönste Zierde fürstlicher Höfe galten, dient das Beispiel Raimondo Berlinghieri's, Grafen von Barcelona und Provence, welcher 1162, begleitet von einer Anzahl provençalischer Dichter, Friedrich d. Rothbart in Turin besuchte. Der Kaiser war von ihrer heitern Kunst so entzückt, daß er nicht nur jene Fremdlinge reichlich beschenkte, sondern selbst ein Madrigal in ihrer Sprache dichtete. An dem Hofe Azzos VII. von Este zu Ferrara (1215—64) lebten angesehene Provençalen, Rambaldo di Vacheiras, Raimondo d'Artes, Americo di Reguilain, und besangen seine Töchter Constanza und Beatrice. Auch blühte hier der aus jener Stadt gebürtige Maestro Ferrari, der, wie viele andre Italiener, Alb. Quaglio, Percivalle Doria, Alb. de' Marchesi Malaspina u. s. w., in provençalischer Sprache dichtete. Keiner erwarb sich einen so großen Ruhm als Sordello von Mantua, der selbst in die Provence reiste, um sich so leichter der dort einheimischen Sprech- und Liederweise zu bemächtigen. Nur wenige Überreste sind von den Poesien dieser ital. Troubadours noch vorhanden. Aber die ersten Versuche, in ital. Sprache zu dichten, finden wir nicht in der Lombardei; die allzu nahe Nachbarschaft mit den Provençalen ließ hier das Bedürfniß und die Lust an einheimischen Liedern nicht erwachen. Auch ertönte gerade hier die Sprache am rauhesten

und ungefälligsten. Überdies waren die Genueser und Venetianer zu sehr mit ihrem Handel beschäftigt, die Florentiner bei innern Parteiungen und Fehden zu unbekannt mit dem Geiste des Ritterthums, die Päpste aber, versenkt in Theologie und Kanonistik, überhaupt der Poesie zu fremd und ungeneigt, als daß sie hier zuerst als ein einheimisches Gewächs hätte aufsprossen können. „Nur bei den Sicilianern konnte sich ital. Poesie entwickeln. Denn sie, ein poetisches Volk seit dem Alterthume, sprachen einen Dialekt, der sanft genug war, um darin mit Anmuth zu dichten. Weder Gewinnsucht noch scholastische Fehden stumpften ihren Sinn für das Schöne ab. Nicht so leicht als den Lombarden war es ihnen, provençalische Sänger in ihre Mitte zu ziehen oder selbst in jenes Land der Liebe und Dichtkunst zu wallfahrten; aber es schallten genug der Lieder zu ihnen herüber, welche sie ermunterten, in eigner Mundart ähnliche Versuche zu wagen". Zudem war ein Hof, reich an Mustern ritterlicher und fürstlicher Tugend, ihnen nahe. Friedrich II. verlebte einen Theil seiner Jugendjahre in Palermo (1198—1212), er, der mit eigner Hand einen Dichter krönte, an dessen Hof, wie der alte Novellist von ihm rühmt, aus allen Gegenden Troubadours, Saitenspieler, schöne Redner, Künstler, Turnierer, Fechter, Leute von aller Art von Geschicklichkeit strömten, weil er so gern gab und so freundlich war, und dessen adelige Sinnesart der ernste Dante mit noch schönern Lobsprüchen erhebt. Aber nicht sich begnügend mit dem Anhören fremder Verse, gefielen Friedrich und sein Hof sich in eignen poetischen Versuchen, dergleichen von ihm, seinem natürlichen Sohne Enzo und seinem berühmten Kanzler Pietro delle Vigne (Petrus de Vineis) noch übrig sind. Von den auf Sicilien geborenen Dichtern jener Zeit war einer der vorzüglichsten Ciullo d'Alcamo, von dem wir einen in Form und Charakter ganz der provençalischen Poesie angehörigen Wechselgesang besitzen; ferner finden sich die Namen und Überbleibsel eines Jacopo da Lentino, il Notajo genannt, eines Guido und Oddo delle Colonne, eines Ranieri, eines Ruggieri und Inghilfredi von Palermo, eines Arrigo Testa, eines Stefano, Protonotars von Messina, und einer Monna Nina, welche bis an das Zeitalter Dante's reichen und Ursache waren, daß man Alles, was damals in ital. Sprache gedichtet wurde, sicilianisch nannte. Nach 1300 gab Sicilien dem übrigen Italien keine Muster mehr. Statt dessen sehen wir in Bologna, Florenz und andern Städten Toscanas die eigentlichen Begründer der altitalien. Dichterschule auftreten. Der älteste uns bekannte derselben ist vielleicht Folcachiero de' Folcachier, aber der bei weitem wichtigste Guido Guinicelli aus Bologna. Eine Menge von Dichtern traten in Toscana auf, von denen Crescimbeni Namen und Proben gibt. Von ihnen verdienen aus dem 13. Jahrh. genannt zu werden: Guittone d'Arezzo (ein Buch Gedichte und 40 Briefe in Prosa mit Versen gemischt), Brunetto Latini (zwei poetische Werke: „Il tesoretto" und „Il pataffio"), Guido Cavalcanti (eine berühmte Canznoe und andre Gedichte), Ugolino Ubaldini (eine treffliche Idylle in unregelmäßiger Canzonenform) und Dante von Majano (ein Buch Gedichte). Dagegen finden wir in den übrigen Provinzen kaum einen und den andern Dichter. Neben den Sängern der irdischen Liebe steht allein da Jacopone da Todi als Dichter geistlicher Lieder. Betrachten wir die Formen der ältesten ital. Poesie, so sind sie unstreitig dem Arnaud Daniel und andern Provençalen nachgeahmt, meistens aber dieselben, in welchen sich die spätere ital. Dichtkunst, nur mit größerer Vollkommenheit, bewegte, nämlich Canzonen, Sonette, Balladen und Sestinen; auch finden wir bei den Sicilianern schon die Ottave. Was ihren innern Charakter betrifft, so ist dieser schon in jener frühesten Periode höchst bestimmt ausgesprochen. Religion ist das Höchste in allem menschlichen Sein und Wirken. Besonders gilt dies von der Poesie, welche ja eben auch das Verhältniß verkündigt, worin ein ganzes Zeitalter zu Gott und der Natur steht. Wie nun die sinnliche Religion Griechenlands nothwendig zur Objectivität und auf das Plastische in der Kunst bringen

mußte, so war in dem Geiste des Christenthums, in seiner Sehnsucht nach dem Übersinnlichen, die musikalische Richtung der Poesie, die Einigung des Universums in dem Gefühle nothwendig bedingt. Da nun ferner die neuere Liebe, wenn man sie in ihrem heiligsten und wahrsten Wesen erfaßt, das Kind der christlichen Religion, ihre untergeordnete Erscheinung ist, die Anbetung des Übersinnlichen, welche in dem unbewußten Gefühle der menschlichen Schwäche das Bild der Gottheit auf Erden, die Vollendung und Einheit des Seins im Irdischen finden möchte: so mußte in der neuern Zeit, trat die Dichtkunst nicht als unmittelbare Enthüllerin der Religion auf, bei Nationen, welche durch meist klimatische Verhältnisse weniger andächtig gestimmt, weniger zum unmittelbaren Ergreifen des Göttlichen geeignet waren, die Liebe, als untergeordnete Anbetung des Göttlichen, Grundton und Hauptcharakter ihrer Poesie, und darum (weil die Liebe in jedem Einzelnen etwas durchaus Subjectives ist) jene selbst durchaus subjectiv sein und werden. Hierdurch wird das Wesen, welches die ital. Kunst in ihren frühesten Zeiten annahm und in ihren höchsten Meistern am vollendetsten aussprach, erklärlich. Selbst im Boccaccio, den beschränkte Kunstrichter verkennen, bleibt Liebe der stete Grundton, und die vergötternde Glut, womit er das Andenken seiner Fiammetta verherrlicht, hätte nie in der Brust eines Griechen sich entzünden können. Nachdem die vorbereitete Periode der ital. Poesie vorüber war, erschien der göttliche Florentiner Dante Alighieri (geb. 1265) (s. d.). Aus dem gewöhnlichen Kreise ganz heraustretend, steht er da ohne Vorgänger und Nachfolger, so viele herrliche Namen auch Italien der Nachwelt nennt. Nicht die Form und Darstellungsart meinen wir, welche ihrer Natur nach in der „Divina commedia" einzig sein und bleiben mußte, sondern die Eigenthümlichkeit seines Geistes. Auch sein großes Gedicht, an welches, wie er sagt, Himmel und Erde die Hand gelegt, das ihm, dem Dichter, jahrelanges bleibendes Kunststudium kostete, hat die Liebe geschaffen; aber tiefern und umfassendern Gemüths als Petrarca, ergreift er sie in ihrem ersten göttlichen Ursprunge, in ihrer höhern religiösen Bedeutung, und entzückt von den leuchtenden Augen seiner Beatrice, spricht er mit begeisterten Lippen in den Anschauungsformen des kathol. Glaubens die ewigen Ideen aus von des Weltalls uranfänglicher Einheit mit Gott, seinem Abfall in dem Heldenthume und der wiedererwachten Liebe in der christlichen Religion. Gehört er der Sprache nach zu den Italienern, so erreicht er in der unendlichen Plastik seiner Darstellungen die größten griech. Meister. Was aber das Wesen seines Gedichts ausmacht, die Klarheit, womit alles menschliche Wissen und alle Geschichte auf die Einheit und den Ursprung in der göttlichen Idee zurückgeführt ist, so gehört er darin den Deutschen an. Wie merkwürdig es übrigens sei, daß uns der erste und größte Dichter der Neuern ebenso viel Bewunderung in der Eigenschaft des Philosophen als des Dichters abnöthigt, kann hier nur angedeutet werden. Wenngleich nun die „Göttliche Komödie" nicht einheimisch in der ital. Kunst- und Literaturgeschichte ist, so hat sie doch für die ital. Sprache nicht zu berechnende Folgen gehabt. Dante's anfänglicher Entschluß, sein großes Gedicht in lat. Hexametern zu schreiben, beweist zur Genüge, in welchem Zustand der Unvollkommenheit er die Sprache fand; wie wenig durch das leichte Spiel mit zierlichen Reimen in Canzonen und Sonetten sie den Umfang gewonnen hatte, der ihr nöthig war für die „Göttliche Komödie". Dante mußte der Schöpfer seiner Sprache werden, und wir glauben noch die geniale Gewalt zu erkennen, durch die er, wie mit allmächtigen Zauberformeln, ihre spröde Unvollkommenheit bezwang, daß sie in einem Gedicht von hundert Gesängen, abgefaßt in der so schwierigen Versart der Terzine, seinen Foderungen und seinem Bedürfniß genügte. Während den neuern Italienern das Verständniß des Dante abzugehen scheint, und Petrarca, Ariosto und Tasso ihnen das Höchste in ihrer Poesie sind, war in den Dante näher verwandten Zeiten die Begeisterung für die „Göttliche Komödie" groß genug, um zu Florenz, Bologna und

Pisa Professuren zur Erklärung dieses Gedichts zu stiften. Zu Florenz bekleidete sie zuerst Boccaccio. Commentatoren traten auf, von denen wir, außer dem spätern Landino, nur Dante's eigne Söhne, Pietro und Jacopo, ferner Benvenuto von Imola und Martino Paolo Nidobeato nennen wollen. Der Erzbischof von Mailand, Giovanni Visconti, berief zwei Theologen, zwei Philosophen und zwei geschichtskundige Florentiner, um vereint die Auslegung des Theologischen, Philosophischen und Historischen im Dante zu übernehmen. Neben Dante blühten verschiedene andre Dichter, unter welchen der Pistojeser Cino (s. d.) der vorzüglichste ist. Er war ein Meister in zarten Liebesreimen, in welchen er seine geliebte Selvaggia pries, und Petrarca's Vorbild und in der Sprache Vorbildner. Cecco d'Ascoli, ebenfalls ein Zeitgenosse Dante's, schrieb unter dem Titel „Acerba" (eigentlich Acerbo oder Acervo) ein Lehrgedicht in 5 Büchern über Physik, Moral und Religion; Francesco da Barberino dichtete in unregelmäßigen und rohen Versen seine „Documenti d'Amore", worin er von den Tugenden und ihren Belohnungen handelt, und sein ebenfalls moralisches und belehrendes Gedicht „Del reggimento e de' costumi delle donne"; zur selben Zeit verfaßte Fazio degli Uberti seinen „Dittamondo", eine versificirte Astronomie und Geographie, bei welcher ihm Dante als Muster gedient hat. Ohne bei den minder wichtigen Lyrikern Benuccio Salimbeni, Bindo Bonichi, Antonio da Ferrara, Francesco degli Albizzi, Sennuccio del Bene, einem Freunde Petrarca's, zu verweilen, gehen wir sogleich auf Petrarca (s. d.) selbst über, der als Dichter und Philosoph dem Dante zwar nachsteht, größern Ruhms aber bei Mit- und Nachwelt genießt. Sein Verhältniß zur ital. Poesie und schönen Kunst läßt sich kürzer bestimmen. Insofern steht er offenbar unter Dante, als die Liebe, Beider gemeinschaftlicher Begeisterungsquell, in ihm keine Idee von einem Werke, das die künstlerische Objectivität der „Göttlichen Komödie" hatte, aufzuwecken vermochte. Allein in jener lyrischen, rein subjectiven und darum untergeordneten Gattung der Poesie wird er ewig unerreicht bleiben. Hier erscheint er in der Masse von Sonetten und Canzonen zu Lauras Ruhm als der erfindungsreichste und sinnvollste Dichter. Gleich groß sind seine Verdienste um die ital. Sprache. Während sie im Dante noch manche Sprödigkeit und Härte hat, die aber das majestätische Gedicht mehr heben als verunstalten, hat Petrarca sie, als geistreicher Kenner römischer Spracheleganz, zur vollendetsten Schönheit und Reinheit, zu dem reinsten Wohlklang ausgebildet. Zahllos kann man die Schar seiner Nachfolger nennen. Dahin gehören im 14. Jahrh. die beiden Buonaccorso da Montemagno, und der Novellendichter Franco Sacchetti. Der Ruhm, den Petrarca in einer an sich leichten Gattung erworben hatte, war zu verführerisch. Hätten jedoch die Petrarchisten bedacht, daß seine Vortrefflichkeit in dieser Gattung, sein sinnvoller Erfindungsreichthum so unendlich sei, daß jede Nacheiferung nur die Unmöglichkeit, ihn zu erreichen, belegen müsse, sie würden Bedenken getragen haben, sich der gewagten Vergleichung auszusetzen. Aber auch nur in der lyrischen Gattung ist Petrarca Meister, er ist es nicht in seinen „Capitoli" oder „Triumphen", wo er sich dem didaktischen Tone nähert. Bekannt und berühmt wie Petrarca ist sein Freund Boccaccio (s. d.). Noch erwähnen wir aus dieser Zeit der satyrischen Sonette des Pucci, des didaktischen Versuchs des Bologneser Paganino Bonafede über den Ackerbau, und seines Landmanns Federigo Frezzi Beschreibung der vier Reiche des Amor, des Satanas, der Laster und der Tugenden, unter dem Titel: „Quadriregno", einer verunglückten Nachahmung des Dante. Im 15. Jahrh. tritt uns zuerst Giusto de' Conti, ein Nachahmer Petrarca's, entgegen, der in seinen Sonetten vornehmlich die schöne Hand seiner Geliebten preist, weßhalb auch die ganze Sammlung die Überschrift „La bella mano" führt. Um 1413 erwarb sich zu Florenz der Barbier Burchiello nicht geringen Ruhm durch seine eigenthümlichen, aber für uns wenig verständlichen satyrischen Sonette. Merkwürdig ist der Ver-

such, welchen etwas später, unter Cosmo von Medici, der Maler und Baumeister Leon Battista Alberti machte, in ital. Sprache Hexameter und Pentameter zu bilden. Lorenzo von Medici, seit 1464, wo sein Großvater Cosmo starb, durch Neigung und Verhältnisse zum Perikles der florentinischen Republik berufen, ward von Lucretia Donati, einer edeln Florentinerin, begeistert, dem Petrarca mit selbständigem Dichtersinn nachzufolgen. Wol mußten dem ritterlichen Lorenzo, dem Zöglinge des Platonikers Marsiglio Ficino, Liebesgesänge gelingen. Außer Sonetten und Canzonen haben wir von ihm Capitoli, Stanzen, Terzinen und Carnevalslieder. Sein „Symposium, oder die Trinker" („Beoni"), eine scherzhaft durchgeführte Nachahmung des Dante, beschreibt drei Reisen in einen Weinkeller. Die berühmtesten seiner Zeitgenossen waren: Angelo Ambrogini, von dem Städtchen Montepulciano, Poliziano genannt, auch als gelehrter und geistreicher Philolog berühmt. Von ihm ist, außer dem dramatischen Gedicht „Orfeo", ein Bruchstück in wunderschönen Stanzen zum Lobe Julians von Medici, bei Gelegenheit eines Turniers, das die Brüder zu Florenz gaben. Ihm schließt sich an als Freund und anmuthiger Dichter der Liebe Girolamo Benivieni. Ferner die drei Brüder Pulci. Bernardo schrieb zwei Elegien, ein Gedicht über die Leidensgeschichte Christi und übersetzte zuerst die „Ekiogen" Virgil's ins Italienische. Von Luca haben wir „Heroiden", ein Gedicht in Ottaven, worin er früher, aber minder schön als Polizian, ein Turnier Lorenzos von Medici besingt, ein Schäfergedicht, gleichfalls in Ottaven, betitelt „Driadeo d'Amore", und ein episches Rittergedicht, „Ciriffo Calvaneo", das an sich ebenfalls ohne besondern Werth und unvollendet (Bernardo Giambullari beendigte es nach des Dichters Tode), aber als erster bedeutender Anklang zu jenem ironisch ernsthaften Ritterheldenliede ist, welches bei dem untergehenden Geiste des Ritterthums und beim Ausgange des eigentlich poetischen Mittelalters durch den dichterischen Charakter der Italiener nothwendig bedingt war. Luigi, von allen Dreien der berühmteste, verdankt seinen Ruhm nicht den bizarren Sonetten, in welchen er und sein Freund Matteo Franco sich gegenseitig (und oft höchst unanständig) dem Gelächter Lorenzos und seiner Tischgesellschaft preisgaben, noch seiner „Beca da Dicomano" u. s. w., sondern seinen „Morgante maggiore", in welchem er der Vorläufer Ariosts ward, der ihn jedoch ebenso weit übertraf, als er die ersten unförmlichen Versuche in dieser Gattung, die ins 14. und 15. Jahrh. fallen (und von denen „Buovo d'Antona", „La Spagna historiata" und „La Regina Ancroya" die bekanntesten sind), hinter sich zurückließ. Wie Pulci mit seinem „Morgante" die Medici, so belustigte Francesco Cieco da Ferrara mit seinem „Membriano", der dem „Morgante" nicht unwürdig zur Seite steht, die Gonzaga zu Mantua. Aber noch unmittelbarer, als Pulci, ging dem Ariosto, der gewissermaßen sein Fortsetzer ward, voran Matteo Maria Bojardo mit seinem „Orlando innamorato", der aber in seiner ernsthaften Manier den Italienern, welche in den Ritterepopöen die Ironie liebgewonnen hatten, wenig zusagte und sich nicht nur von Nicolo degli Agostini eine Fortsetzung, sondern auch von Domenichi und später von Berni eine gänzliche Umarbeitung gefallen lassen mußte. Gleichzeitig mit diesen Epikern sind der Satyriker Bern. Bellicioni und unzählige Petrarchisten, als: Francesco Cei, Gasparo Visconti, Agostino Staccoli d' Urbino, Serafino d'Aquila, Antonio Tebaldeo, Bernardo Accolti, ein berühmter Improvisator, der sich selbst den bescheidenen Beinamen l'Unico gab, ein Neapolitaner unter dem Namen Notturno, ein Florentiner Cristoforo, unter dem Namen l'Altissimo u. s. w. Antonio Fregoso, mit dem Beinamen Fileremo, schrieb ein moralisch-erotisches Gedicht, „La cerva bianca", von mittelmäßigem Werthe, ferner „Selve", und heitere und schwermüthige Capitoli. Gian Filoteo Achillini verdient wegen seiner wissenschaftlich-moralischen Gedichte: „Il viridario" und „Il fedele", sowie Cornazzano dal Porsetti wegen seines Gedichts über

die Kriegskunst, unter dem lat. Titel: „De re militari", ausgezeichnet zu werden. Als ital. Dichterinnen glänzten in diesem Jahrh.: Battista Montefeltro, die Gemahlin Galeazo Malaspina's, ihre Enkelin Constanza, Bianca von Este, Domicilla Trivulci, Cassandra Fedele und zwei Isotta. Das 16. Jahrh., die Periode der ital. Poesie, wo der Eifer der Fürsten Italiens und besonders der Päpste für Poesie und Kunst in Beförderung des Talents auf das herrlichste wetteiferte, beginnt mit des herrlichen Ariosto (s. d.) „Orlando" und übrigen Gedichten. Ihm gegenüber suchte Giovanni Giorgio Trissino (s. d.) ohne Erfolg ein ernstes Epos aufzustellen. Sein Werk ist trocken und nüchtern. Dagegen gefällt Giovanni Ruccellai in seinem Lehrgedicht: „Le api", durch Zartheit und Innigkeit. Luigi Alamanni (s. d.) gehört mit seinem Lehrgedicht über den Ackerbau („La coltivazione"), seinem romantischen Epos „Girone il Cortese" und seiner „Avarchide" (einer im Ganzen verunglückten neuern Iliade) nur unter die Dichter vom zweiten Rang. Sannazar zieht an in seiner „Arcadia" und seinen lyrischen Poesien durch zarten Sinn und schöne Form. Berni (s. d.) ward der Schöpfer einer eignen Gattung. Unter die Petrarchisten dieses Zeitalters gehören: Bembo, Castiglione und Molza; Lodovico Domenichi konnte 1559 die vermischten Gedichte von funfzig edeln und tugendhaften Frauen herausgeben. Unter diesen war Vittoria Colonna, des Ritters Fernando d'Avalo, Marchese von Pescara, zartfühlende Gemahlin. Wegen des geistreichen, aber so höchst unsittlichen Pietro Aretino s. d.; Bernardo Tasso erscheint in seinem Ritterepos und noch mehr in seinen lyrischen Poesien als ein trefflicher Dichter. In jenem ward er nur durch seinen Sohn Torquato Tasso (s. d.) übertroffen. Unendliche Zartheit athmet in Guarini's lyrischen Tändeleien (Madrigale und Sonette), wiewol er seinen höchsten Ruhm dem „Pastor fido" dankt. Gabriello Chiabrera macht als Lyriker Epoche. Zugleich haben wir von ihm mehre epische Gedichte und Schäferspiele. Der gelehrte Pater Bernardino Baldi gab, außer Sonetten und Canzonen, hundert Apologen in Prosa heraus, nachdem schon früher weniger gelungene Versuche in der Äsopischen Fabel von Cesare Pavesi unter dem Namen Targa und von Giammaria Verdizotti gemacht worden. Teofilo Folengi, bekannter unter dem Namen Merlin Coccajo, muß als Erfinder der macaronischen Poesie erwähnt werden. Schon in der zweiten Hälfte d. 16. Jahr. hatte die Verderbniß des Geschmacks angefangen und im Fortgange der Zeit immer mehr zugenommen; die Beweise davon finden wir im 17. Jahrh., das nur wenige Werke, die als Ausnahme angesehen werden können, hervorgebracht hat; vorzüglich Giambattista Marino (s. d.), der zum Theil noch dem vorigen Jahrh. angehört und gleichsam eine eigne Schule bildete, aus der Claudio Achillini, Girolamo Preti, Casoni und Antonio Bruni als seine eifrigsten Bewunderer und Nachahmer ausgehoben zu werden verdienen. Nicht ohne Verdienst ist Alessandro Tassoni, dessen „Eimerraub" („La secchia rapita") ein rein komisches und satyrisches Heldengedicht in der zierlichsten Sprache ist. Francesco Bracciolini, der in seiner „Croce racquistata" den Tasso mit nicht sonderlichem Erfolge nachgeahmt hatte, machte in seinem „Scherno degli Dei" dem Tassoni die Ehre der Erfindung des komischen Epos streitig, kam ihm aber nicht gleich an Feinheit und Zierlichkeit. Zwei spätere burleske Heldengedichte: „Il malmantile racquistato", von Lorenzo Lippi, und „Il torracchione desolato", von Paolo Minucci, haben kein andres Verdienst als das der reinen toscanischen Sprache. Ebenso wenig haben die Poesien eines Carlo de' Dottori, Bartolomeo Bocchini, Cesari Caporali großen poetischen Werth. Filicaja gab seinen lyrischen Gedichten durch patriotische Gesinnungen Werth und Aufschwung. Der Graf Fulvio Testi ward der Horaz seiner Nation; seine epischen Gedichte dagegen blieben Bruchstücke. Des Malers Salvator Rosa Satyren, derb und bitter, sind bei der allgemeinen Nüchternheit ital. Poesie um die Mitte

des 17. Jahrh. nicht zu verschweigen. Der Aufenthalt der Königin Christina in Rom und ihre Vorliebe für die antike Muse diente in dem Kreise von Dichtern, welche sie um sich versammelte, die marinistische Überspanntheit durch eine nüchterne Correctheit zu verbannen. Ihr Übertritt in die kathol. Kirche war auch Veranlassung, daß, wovon früher sich wenig Spuren zeigten, zum Theil eine geistliche Poesie Mode ward. Aber wol kein Dichter ihrer Umgebung verdient besondere Erwähnung. Dagegen muß ausgezeichnet werden: Nicolo Forteguerra, der Verf. des „Ricciardetto", des letzten Rittergedichts. Nolli, dessen Lieder und Oden Beifall fanden, übersetzte Milton's „Verlorenes Paradies" und bewirkte zuerst einige Bekanntschaft mit der englischen Literatur in Italien, während gleichzeitig der franz. Geschmack hereinzubrechen begann, welcher besonders auf die dramatische Literatur der Italiener seinen Einfluß bewies. Der ital. Parnaß erscheint von nun an immer entvölkerter und bietet nur wenige der Auszeichnung werthe Namen dar. Der Abt Carlo Innocenzio Frugoni hat, unter einer Menge poetischer Werke (meistens kalte Gelegenheitsstücke), Sonetten und Canzonetten gedichtet, unter denen die scherzhaften gerühmt werden. Von Mattei gibt es eine gelungene Übersetzung der Psalmen. Die „Schauspielkunst" („L'arte rappresentativa") ist ein bemerkenswerthes Lehrgedicht des Lodovico Riccoboni, der auf einige Zeit das ital. Theater in Paris hob. Francesco Algarotti, der franz. gebildete Tischgenosse Friedrichs II., hat in seinen Oden, poetischen Episteln und Übersetzungen ganz die gefällige Leichtigkeit, aber auch die Flachheit der Franzosen. In der Gattung der Aesopischen Fabel haben sich mit Zierlichkeit und Selbständigkeit Roberti und Pignotti versucht. Zwanzig verschiedene Dichter vereinigten sich zur Abfassung einer komischen Volksdichtung unter dem Titel: „Bertoldo, Bertoldino und Cacasenno". In der Weise des Anakreon sang Luigi Savioli von Liebe; ihm stehen zur Seite als Lyriker und Erotiker: Gherardo de' Rossi und Giovanni Fantoni, bei den Arkadiern Labindo genannt. Eine anziehende Schwärmerei herrscht in den Poesien des Chevalier Ippolito Pindemonti. Nicht ohne Verdienst ist sein Freund, Aurelio Bertola von Rimini, unter dessen Gedichten die Fabeln den ersten Platz einnehmen. Clem. Bondi ist liebenswürdig, aber ohne schöpferische Kraft. Dagegen finden wir in Giuseppe Parini, der in seinem „Tage des Weltmanns" Pope's „Lockenraub" nachahmte, echte Begeisterung und feines Gefühl. Onofrio Menzoni hat, nicht ohne eigenthümlichen Dichtergeist, sich fast allein auf fromme Poesien beschränkt. Alfieri muß hier genannt werden, wegen seiner Satyren und lyrischen Gedichte, wie auch wegen seiner „Etruria vendicata". Der Abt Giambattista Casti zeichnet sich aus durch Zierlichkeit, Witz und Laune. Seine „Animali parlanti", ein heroisch-komisches Gedicht, sind reich an satyrischen und belustigenden Zügen; seine „Novelle galanti" sind wegen ihrer Unsittlichkeit eines Geistlichen nicht würdig. Vincenzo Monti gilt einstimmig für Italiens größten Dichter neuerer Zeit. Außer seinen dramatischen Arbeiten ist die berühmteste seine „Basvigliana", in welcher er den Dante nachahmt. Doch wer nennt, um uns weiter zu wenden, die Namen Aller, die jetzt in Italien auf die dichterische Glorie Anspruch machen, besonders seit die nun auch dort aufgekommenen Almanachi den Sonetten einen so gedeihlichen Boden versprechen. Es steht zu fürchten, daß sie den Sinn für alle größere Werke vollends verderben. Nicht viel Beifall haben die neuesten Versuche im Epischen gefunden. Die „Italiade" und „S.-Benedetto", von A. M. Ricci, „Moses", v. Robiola, die „Moabitide", von Franchi di Pont, waren weniger ansprechend als Palomba's „Medoro Coronato", der nur durch Proben noch bekannt ist. Größere Theilnahme erregen die Tragödien, deren Dichter sich jedoch durch die Parteiansichten über Romantisches und Classisches befangen sehen. Fabbri, aus Cesena, Marsuzi, der Herzog von Vendignano folgen dem Beispiele Alfieri's, dessen gedunsene und eiskalte Werke noch immer als Vorbilder gelten. Ugo Foscolo's

„Ricciarda" (Londra, d. h. Turin 1820) sollte das Romantische in Aufnahme bringen; doch jetzt schon ist sie vergessen. Mit glücklicherm Erfolge war Manzoni ein Verbreiter dieser Dichtungsart, oder Dessen, was die Italiener darunter sich denken. In Deutschland hat Göthe bereits Manzoni's „Conte di Carmagnola" (Mailand 1820) so empfohlen, daß hier eine Anerkennung seines Werths zu spät käme. Pindemonti, Maffei, vorzüglich Nicolini gelten übrigens fast mehr als Manzoni in der Meinung aller Parteien. Wahrhaft magere Zeit zeigt sich im komischen Fache, wahrhaft schleppend und langweilig sind die neuern Lustspiele, und von der Commedia dell' arte schämt man sich Kenntniß zu nehmen. Doch möchten ihre derben Späße einem unbefangenen Sinne weit eher gefallen als Alles was die Nota, Girand und Panzadoro bisher geliefert haben. Barbieri's „Nuova raccolta teatrale, ossia repertorio ad uso de' teatri italiani" (Mailand 1820) und Marchisio's „Opera teatrali" (Mailand 1820) suchen dem einheimischen Mangel durch Übersetzungen französ. und deutscher Originale abzuhelfen: Beweises genug, daß die Lust auch im Süden nicht im Übermaß zu Hause ist. Der Zweck dieser Übersicht zwingt, die Sonetten- und Operndichter auszulassen, die sich ohnehin bescheiden, in dem goldenen Buche am ital. Parnasse nicht zu glänzen. — Alltägliche Aufgaben behandelt man in tausend Mal gehörten Formen, und so verschwindet zum Theil das Wunder, daß Sgrizzi in Paris durch improvisirte Trauerspiele vornehme Zuhörer in Erstaunen setzte. Der Schatz einheimischer Novellen, den Shakspeare so glücklich zu benutzen wußte, liegt den welschen Dichtern, ein unberührtes Gut, vor den Augen und scheint ebenso wenig in seinem wahren Werthe von dem jetzigen Geschlechte gekannt zu sein, als die Werke der alten Kunst, welche die Bewunderung der Fremden ausmachen. Theater, wie S.-Carlo zu Neapel, della Scala zu Mailand, Pergola zu Florenz, wo Regimenter aufmarschiren möchten, um die Bühne zu füllen, und die tobendsten Gewitter der Instrumente bloß vernehmlich werden, geben freilich nur die Aussicht, daß es schlimmer werden könne. Wüßten die neuern Geschichtsschreiber Italiens ihren Erzählungen das Interesse und die Wärme zu geben, welche Joh. Müller's „Schweizerische Geschichten" hatten, so dürfte die Einwirkung des Vaterländischen auf die Poesie wol schneller bemerklich werden. Selbst im historischen Romane, den Walter Scott jetzt so beliebt gemacht, vermißt man diese Kenntniß des Vaterländischen, z. B. in Levati's „Viaggi di Fr. Petrarca" (Mail. 1820), und in der „Ildegonde", von Grossi. — Ausführliche Nachrichten über die ital. Poesie, besonders die ältere, findet man in den Werken Crescimbeni's, Quadrio's, Tiraboschi's, ferner in Ginguené's unvollendeter „Histoire littéraire d'Italie", in Sismondi's Werk „De la littérature du midi" (deutsch mit Zusätzen von L. Hain) und bei Bouterwek, welche beide Letztern bis auf unsere Zeiten reichen. M.

Italienische Reisen und Reisebeschreibungen. Es können hier nur diejenigen Reisebeschreibungen durch Italien Gegenstände der mitzutheilenden Bemerkungen sein, welche, ohne ihr Augenmerk ausschließlich auf die Gegenstände Einer Kunst oder Wissenschaft zu richten, vielmehr das Wichtigste und Anmuthigste, was Italien in allen Beziehungen für den gebildeten Geist darbietet, beobachten und Andern zur unterhaltenden Belehrung vorlegen. Die ital. Reisenden dieser Classe, welche seit einigen zwanzig Jahren auch unter den Deutschen immer zahlreicher werden, lassen sich in den bekannten Kreis der Yorik'schen travellers nirgends in eine feste Stelle einschieben. Sie sind nicht ausschließlich und vollständig idle travellers, inquisitive travellers, lying travellers, proud travellers, vain travellers, splenetic travellers, noch auch travellers of necessity oder sentimental travellers. Welches auch der Zweck ihrer Reise sein mag, wie verschieden selbst ihr Charakter und der Grad ihrer Bildung, so bringen sie doch alle etwas Gemeinschaftliches aus Italien zurück: einen Überflug von Alterthum

und Kunst, welcher sich bald in leidender Sentimentalität, bald in raisonnirender Thätigkeit offenbart. Denn wer kann in Italien der Kunst und dem Alterthum aus dem Wege gehen? Selbst der famöse deutsche Schlemmer, welcher in Rom nach dem besten Restaurateur fragte, fand di sen nicht in einer dampfenden Küche, sondern in der alten Kirche St. = Clemente bei den ruinirten Wandgemälden des Massaccio. Unsere ital. Reisenden bilden gewissermaßen eine Mittelclasse, deren Individuen von allen Yorik'schen Exemplaren etwas an sich haben, je nachdem ihr verschiedener Charakter und der glückliche oder unglückliche Erfolg ihrer Expeditionen sie zum Enthusiasmus oder zum Spleen, zum Untersuchen oder zum Lügen, zum Lernen oder zum Empfinden geneigter macht. Ja, sie werden bald auch mit den travellers of necessity in einige Verwandtschaft kommen, insofern nämlich eine Reise durch Italien allmälig wie ein nothwendiger Gegenstand in dem vollen Cursus einer anständigen Weltbildung betrachtet zu werden anfängt. — Wir wollen es versuchen, den italienischen Reisenden der charakterisirten Gattung einige Winke über die Einrichtung ihres Durchfluges durch ein Land zu geben, welches so reich ist, daß der Durchfliegende sich in demselben überall nur vor dem Zuviel zu hüten hat, während der langsam Wandelnde in den neuen Beobachtungen seines Fortschreitens immer auch an Das, was er auf dem zurückgelegten Wege noch übersehen hat, erinnert wird. Die Mittelzeit einer italienischen Reise ist ungefähr ein halbes Jahr, und das Ziel ihrer Wallfahrt pflegt Neapel zu sein, von wo aus man gewöhnlich noch bis zu den Ruinen des alten Pästums vordringt. Die Alpen müssen wo möglich vor dem Spätherbste überstiegen sein; dann prangen die Feeninseln des lago maggiore noch in ihrem vollen Laub= und Fruchtschmuck. Oder wer auch durch die östliche Wasserpforte, Venedig, in das Paradies Italiens eingeht, wird wohl thun, diese vor dem Eintritte der Herbstnebel zu erreichen. Zur Besichtigung der wichtigsten Orte und Gegenden Oberitaliens, des Bolognesischen und Toscanas bleiben sodann gegen zwei Monate bis zum Anfange des Carnevals übrig, welches in Rom genossen werden muß. Nachdem die Kunstwerke und Alterthümer in den Mauern der Stadt und in ihrer ganz nahen Umgebung besucht worden sind, eile man während der Fastenzeit nach Neapel, um dort den campanischen Frühling erwachen zu sehen. Das Osterfest ruft nach Rom zurück, und die heitern, warmen Apriltage laden zu Ausflügen in die Gebirge von Albano und Tivoli ein. Auf dem Rückwege bleibt vielleicht noch Zeit zu einem Abstecher in die Mark Ancona übrig, wo nicht, so wird wenigstens Keiner, der über Siena nach Rom gereist ist, denselben Weg noch einmal machen dürfen, sondern jetzt die Straße über Terni, Perugia und Arezzo einschlagen. Genua und Venedig, als die beiden äußersten West- und Ostpunkte Italiens, eignen sich dazu, die Reise zu eröffnen oder zu schließen. Jedoch halte ich dafür, es sei schicklicher, mit der Lombardei und Genua die Herbstreise zu beginnen, um den Rückweg nicht zu weit in die heiße Jahreszeit hineinzuziehen. Auch kann die Lombardei uns, nachdem wir Rom und Neapel genossen haben, wenig anziehen; Venedig aber ist immer neu und unvergleichlich, auch jetzt noch in dem Zustande seines langsamen Unterganges. Die Ausführung dieses Reiseplanes erfodert nicht mehr als ungefähr sieben Monate, vom Anfange des Oct. bis zu dem Anfange oder der Mitte des Mais, und er umfaßt die schönsten und wichtigsten Punkte und Momente Italiens in Bezug auf Natur, Leben, Kunst und Alterthum. Wie man in Italien reisen soll, darüber läßt sich im Allgemeinen keine Vorschrift geben. Der Gesundheitszustand, die Gewohnheit, der Charakter und endlich auch der Beutel des Reisenden werden in der Art und Weise, Italien zu durchziehen, zu Rathe gezogen werden müssen. Postpferde, jedoch nicht ohne eignen Wagen, oder die Lohnkutsche des Vetturino, — zwischen diesen beiden schwankt die Wahl der Meisten. Wer allein reist und, in der Hoffnung auf gute Gesellschaft, die Gefahr nicht scheut, auch einmal in schlechte zu gerathen, der

besteige den geräumigen, bequemen, gegen Winternässe und Sommerglut wohl geschützten Scheibenwagen des Vetturino mit den gewöhnlichen Bedingungen, wonach der Reisende für den Preis von ungefähr einem Dukaten täglich gegen 7—8 deutsche Meilen nicht zu langsam und nicht zu schnell fortgeschafft wird, und außerdem in jedem Nachtquartiere seine große Mahlzeit, die Cena, und ein reines Bett erhält. Diese letzte Einrichtung überhebt ihn der von so vielen Reisenden bejammerten Wirthshausplackereien, und da der gute Ruf des Vetturino vorzüglich von der anständigen Bedienung seiner Passagiere abhängt, so läßt sich im Allgemeinen voraussetzen, daß der Lohnkutschengast nicht schlechter bewirthet zu werden pflegt als wer mit Extrapost ankömmt und nach höherer Taxe bezahlt. Der Vetturino bricht in der Regel sehr früh auf, sodaß der Reisende fast immer gegen fünf bis sechs Uhr in dem Ruheplatz anlangt, und wenn dieser irgend etwas Sehenswerthes enthält, einige helle Stunden zu dergleichen Besuchen übrig hat. Wenn eine Gesellschaft von vier Personen einen Vetturino dingt, so kann er Tagweise bezahlt werden, und die Passagiere bestimmen alsdann die Stunde des Aufbruchs, die Rastpunkte, die Nachtquartiere und die Länge der Tagesreisen, natürlich nicht über das gewöhnliche Maß. In den großen Städten Italiens, wo man auf längere Zeit einkehrt, mache man zu Ende des ersten Tages seine Rechnung mit dem Kellner — der Wirth zeigt sich selten in Person — und stelle diese als Taxe für die ganze Dauer des Aufenthalts fest. Übertrieben und zu unfreundlicher Behandlung herausfodernd ist die Vorsicht derjenigen Reisenden, welche keine Stube zu betreten und keine Suppe anzurühren wagen, ohne vorher gefragt zu haben, was es koste. Zu der Besichtigung der Merkwürdigkeiten in größern und kleinern Plätzen Italiens hüte man sich wohl, sich einem Cicerone oder Servitore di Piazza ganz und ohne Rückhalt in die Hände zu geben. Diese Leute finden ihren Vortheil dabei, den Reisenden durch alle Paläste, Galerien, Cabinette, ja durch alle Winkel, in denen eine alte Inschrift oder ein Stück Säule zu finden ist, recht eigentlich zu hetzen. Dadurch verlängern sie die Wanderung und vergrößern ihren Lohn; außerdem erhalten sie ihre Abgabe von den Custoden oder kleinen Besitzern einzelner Alterthümer und Kunstsachen, zu denen sie ihre Milordi hinführen. Man beschränke sich in Italien auf Das, was diesem Lande eigenthümlich ist und was nirgends als nur hier, oder doch nirgends in solcher Vollendung oder Fülle angetroffen wird, also auf Kunst, Alterthum, Natur und Sitte; Stadtcuriositäten allgemeiner Art, Naturaliencabinette, Wachsfiguren, japanisches Porzellan u. dgl. m. dürfen uns in Italien keine Zeit rauben, wenn wir nicht etwa ein besonderes Interesse für Eins oder das Andre hegen. Wie aber soll man sich gegen die willkürliche Alleinherrschaft des Cicerone verwahren, dessen Leitung man doch nicht ganz entbehren kann? Man bereite sich auf die Reise zu Hause und unterwegs gehörig vor, sodaß man, bekannt mit Dem, was jeder Ort Denkwürdiges und Ergötzendes enthält, dem Cicerone vorzuschreiben im Stande ist, wohin man zuerst und zuletzt gehen, was man besuchen oder unbesichtigt lassen will. Vorbereitung also, eine Anfoderung, welche an jeden Reisenden zu machen ist, der irgend ein Land mit Nutzen besuchen will, ist namentlich dem italienischen Reisenden unerlaßlich. Wir meinen nicht die allgemeinen Vorbereitungen, zu denen die Apodemik Anleitung gibt, Sprachkenntniß, Menschenkenntniß, Münzsortenkenntniß u. dgl. m., sondern eine vorläufige Bekanntschaft mit Dem, was Italien für jeden Reisenden von Bildung Anziehendes und Unterrichtendes enthält. Diese Bekanntschaft ist auf eine ebenso leichte als unterhaltende Weise durch das Lesen guter Reisebeschreibungen zu gewinnen. — Fassen wir diese Literatur in drei Massen, die englische, französische und deutsche, zusammen, so können wir im Allgemeinen bemerken, daß in der ersten Spleen und classisches Alterthum vorherrschend sind, in der zweiten Enthusiasmus für Natur und Kunst, unter uns aber Nichts oder Alles. Die Geschichte derselben beginnt gegen

Ende des 17. Jahrh., um welche Zeit die ital. Reisebeschreibungen der bezeichneten Classe sich von den curiosen Weltbeschauungen, mit denen sie bis dahin vereinigt zu erscheinen pflegten, absondern und einen eignen Zweig der schönen Literatur bilden. Die Zahl dieser Reisebeschreibungen für Jedermann ist von Jahr zu Jahr, vorzüglich durch Nullen, multiplicirt worden, und durch leere Wiederholungen, halbes und schiefes Sehen, oberflächliches Raisonniren über Kunst, Alterthum, gedrechselten Enthusiasmus und angezwungenes Empfindeln, als die Charakterzüge der meisten hierher gehörigen Schriften, ist dieser ganze Literaturzweig, wenigstens in Deutschland, fast verrufen, und einen neuen Reisebericht über Italien geben, gilt jetzt als gleichbedeutend mit dem Sprichworte: Wasser ins Meer tragen. — Unter den ältern Reisebeschreibungen von Italien in engl. Sprache sind die zu ihrer Zeit beliebtesten: die des Bischofs von Salisbury, Gilbert Burnet, welcher nach der Thronbesteigung des katholischen Königs Jakobs II. 1685 in freiwilliger Verbannung Frankreich, Italien, Deutschland und die Schweiz durchreiste. Er ist ein sehr befangener Beobachter Italiens, und seine größtentheils auf Religion und Staatsverfassung bezüglichen Bemerkungen verrathen überall den heftigen Oppositionsgeist eines gereizten und mißvergnügten Protestanten und Whig. Ihm folgen Addisson's vorzugsweise dem classischen Alterthum zugewandte Bemerkungen („Remarks on several parts of Italy", 1705), und die weniger verbreiteten Werke von John Breval (1726) und Eduard Wright (1727). Das Reisetagebuch des franz. Emigranten Blainville, der sich in England nationalisirt hatte, erschien erst nach dessen Tode, herausgeg. von Turnbull und Guthrie 1742, zwar nur im Auszuge, aber doch noch sehr weitschweifig. Das Augenmerk der genannten Reisebeschreiber ist vornehmlich auf das ital. Alterthum und dessen Überbleibsel gerichtet, und man bezeichnet sie daher als classic travellers. Die Reisebeschreibung des berühmten Tobias Smollet, des Verf. des „Roderich Random" ꝛc., welche es fast nur mit dem neuen Italien und seinen Bewohnern zu thun hat, steckt voll von krankem Spleen, bitterer Galle und nationalen Vorurtheilen, und in gleichem Tone über gleiche Gegenstände redet Samuel Sharp. Als Vertheidiger seines von Smollet und vornehmlich von Sharp verunglimpften Vaterlandes trat der in London ansässige und auch sonst als engl. Schriftsteller bekannte Joseph Baretti auf, und gab 1767 sein Sittengemälde: „Account of manners and customs of Italy" heraus. John Moore's „View of society and manners in Italy" gewährt noch jetzt eine unterhaltende Lecture und ist besonders reich an charakteristischen Anekdoten, und Patrick Brydone's malerische Schilderung seiner Reise durch Sicilien ist zu berühmt, als daß wir sie ungenannt lassen dürften, obgleich sie sich allein auf diese Insel beschränkt. Unter den neuesten Erscheinungen der engl. Literatur in diesem Zweige haben sich nur wenige auch in Deutschland einen Ruf verschafft. Wir nennen hier das reichhaltige, aber freilich auch nicht überall streng gesichtete Werk des kathol. Geistlichen, John Chetwode Eustace: „Classical tour through Italy" (1802, erst in 2 Bdn., sehr vermehrt 1817 in 4 Bdn.), dessen Inhalt und Ton sich aus dem Titel des Buches und dem Stande des Verf. errathen läßt, und Lady Morgan's „Italy". Die geistreiche Irländerin hat ihr Gemälde von Italien durch einen starken Zusatz von politischem und religiösem Liberalismus neu und anziehend zu machen versucht und ihre Darstellung verleugnet die Romanschreiberin nicht. Als Reiseführerin ist sie jedoch nicht zu empfehlen. Der Florentiner A. Vieusseux, der von Jugend auf seine Heimath verließ und in britischen Kriegsdiensten steht, bereiste Italien und schrieb: „Italy and the Italians in the 19th century" (Lond. 1824, 2 Bde.): ein anziehendes Buch, das sich über den bürgerlichen, politischen und sittlichen Zustand des Landes und die neueste Literatur verbreitet. Die franz. Literatur beginnen wir mit der auch in England und Deutschland zu ihrer Zeit viel gelesenen Reise des nach England emigrirten reformirten Parlaments-

rathes Maximilian Misson (1691). Schneller als dieses Werk veralteten die Reiseberichte von Rogissart (1706), Grosley („Mémoires sur l'Italie par deux gentilshommes suédois", 1764), Mad. du Boccage (1765). Besonders brauchbar als Führer der Reisenden war die „Description de l'Italie etc." des Abbé Richard (1766, 6 Bde.) und das nach gleichem Plane bearbeitete Werk des Lalande (vollständigste Ausg. 1767), eine systematische Reisebeschreibung, welche auch den bekannten Nachrichten von Volkmann zu Grunde liegt. Du Paty's beliebte „Lettres sur l'Italie" (1788) empfahlen sich durch Eleganz des Styls und Enthusiasmus der Empfindung. Ihr Inhalt ist unbedeutend und gibt dem angehenden Reisenden keine Belehrung. Die „Corinna" der Frau von Stael gehört nicht der Form, aber dem größten Theile des Stoffes nach zu unsern ital. Reisebeschreibungen. Geistreich unterhaltend und belehrend sind die „Lettres sur l'Italie par A. L. Castellan" (Paris 1819, 3 Bde.). — An der Spitze unsrer vaterländischen Literatur der ital. Reisen steht der gelehrte Keyßler, welcher übrigens schon über eine Sündflut von Vorläufern seines Buchs klagt. Seiner Reisebeschreibung (1740 und verm. 1751 und 1776) folgen in Deutschland viele Übersetzungen und Bearbeitungen engl. und franz. Originale, namentlich die schon erwähnten Nachrichten von Volkmann (1770—71) mit Bernoulli's Zusätzen, seit 1777 6 Bde. Eine neue Durchsicht und Fortsetzung dieses Werkes würde ein brauchbares Reisebuch liefern. Archenholz's „Italien" (1785 und verm. 1787) stellt das Land, nach engl. Ansicht, von der Schattenseite dar. Der Bibliothekar Jagemann trat ihm in einer Ehrenrettung Italiens („Deutsches Museum", 1786) entgegen. Eine Modelecture des deutschen Publicums waren viele Jahre hindurch die „Reisen eines Deutschen in Italien", von Moritz (1792—93), und nicht minder anziehend durch die Eleganz der Schreibart: Lorenz Meyer's „Darstellungen aus Italien" (1792). In diese Periode gehören auch Göthe's Fragmente über Italien und sein erst vor wenigen Jahren bekannt gemachtes Reisetagebuch. Eine der gehaltreichsten und geschmackvollsten Schilderungen Italiens liefert die Reise des Grafen F. Leopold v. Stolberg (1794); die Jugendarbeit seines Reisegefährten G. A. Jacobi (1796) empfahl sich durch leichten und lebhaften Vortrag in Briefen an das väterliche Haus. Der geistreiche Enthusiast, welcher 1798 „Fragmente über Italien aus dem Tagebuche eines jungen Deutschen" herausgab, verdient unter der gegen das Ende des Jahrh. mächtig anschwellenden Legion der deutschen Reisebeschreiber ausgezeichnet zu werden. Den Übergang in das neue Jahrh. bilden die zahlreichen Schriften der Dichterin Fried. Brun über Italien, welche bis 1818 reichen und von sehr verschiedenem Gehalte sind. Dieselben Schlußjahre liefern Beiträge zu unserer Literatur von K. G. Küttner (1796 und 1801), und das neue Jahrh. hat in dem ersten Jahrzehend unter den ital. Reisenden manchen berühmten Namen aufzuweisen, wie E. M. Arndt und Seume. Den Büchern von J. J. Gerning (1802), von K. F. Benkowitz (1803—5) und von J. H. Eichholz (1806) ist wenig Gutes nachzusagen, und Kotzebue hat seine satyrische Ader auch in Italien aus allen Kräften springen lassen. Wichtiger sind die Schriften, welche P. J. Rehfues seit 1807 über Italien geliefert hat, und die Auszüge aus K. Morgenstern's Tagebüchern seit 1811 enthalten unter vielen oberflächlichen Beiträgen doch auch Manches, was des Namens seines Verf. nicht unwürdig ist. Das Tagebuch der ehrwürdigen Frau v. d. Recke (1815—17, 4 Bde.), ins Französ. übers. von Mdm. de Montolieu, ist eine compendiöse Reisebibliothek, welche fast Alles berührt, was den Geist und das Herz des gebildeten Reisenden in Italien ansprechen kann, und die Reisebeschreibung des zu früh verstorb. Kephalides (1818) verbindet reiche Sachkenntniß mit lebendig warmer Darstellung. Die neuesten in das Fach dieser Übersicht einschlagenden Werke von Hermann Friedländer (1819—20) und F. H. v. der Hagen (1818—21, 4 Bde.) erweitern den Gesichtskreis der Beobachtungen des

Liebhabers der Kunst und des Alterthums, indem sie das Mittelalter Italiens gerechter als vorher geschehen ist derselben Aufmerksamkeit würdigen, welche sonst ausschließlich der classischen Vorzeit und der nachrafaelischen Kunstperiode geschenkt zu werden pflegte. Als Sittengemälde hat Wilh. Müller's „Rom, Römer und Römerinnen" Beifall gefunden. Wir dürfen diese Übersicht nicht über diejenigen Reisebeschreibungen ausdehnen, welche nur einzelne kleine Theile Italiens berühren, obgleich gerade unter ihnen treffliche Schriften zu nennen sind, von Riedesel, Bartels, Münter, Fernow, Matthisson, Graß, Friedr. v. Raumer u. A. Über Sicilien ist das neueste Werk: „Voy. en Sicile fait en 1820 et 1821 par Auguste de Sayve" (Paris 1822, 3 Bde.). Reichhaltig an guten Notizen ist D. Neigebaur's „Handb. für Reisende in Italien" (Leipzig 1826). Unter den Werken, die Italiens Naturschönheiten darstellen, nennen wir nur eins der vorzüglichsten: „Vues pittoresques de l'Italie", von Coignet, nach der Natur gezeichnet und lithogr. (Paris 1825). Eine vollständigere Revision der ital. Reisebeschreibungen hat der Vf. dieses Artikels im „Hermes" geliefert (Jahrg. 1820 und 1821). 29.

Italienische Sprache. Die Grenzen der ital. Sprache lassen sich nicht wohl mit Bestimmtheit angeben. Im N. wechseln gegen die Schweiz, Tirol und die übrigen Nachbarländer die Thäler und Gegenden, wo deutsche, ital. oder auch noch Mundarten der altrömischen Sprache vernommen werden, auf das mannigfaltigste mit einander ab. Setzt doch das Meer keine bestimmte Grenze. Bei der frühen Verbreitung der Italiener auch über die nicht eigentlich ital. Inseln des Mittelmeers, über die Eilande und Küsten des nahen Griechenlands, wer mag es bestimmen, wo der letzte ital. Laut einheimisch erklinge? In das Dunkel verliert sich ebenfalls die Entstehung dieser schönen Sprache. Die allgemein verbreitete Vorstellung, als sei sie durch Vermischung des Lateinischen, wie wir solches aus den altrömischen Schriftstellern kennen, mit den barbarischen Sprachen zur Zeit der Völkerwanderung entstanden, ist unrichtig. Die römische Sprache, welche der Neuere aus Cicero und Horaz erlernt, war nur Schriftsprache, nicht Sprache des Volks. Letztere mußte, der Erfahrung und Natur der Sache nach, bald mehr bald weniger sich von jener trennen. Bei jener war eine Vermischung mit den Mundarten der Barbaren nicht mehr denkbar, wovon als deutlicher Beweis angesehen werden mag, daß die altrömische Sprache in dem frühern Mittelalter, noch lange vor Wiedererweckung der classischen Literatur, fortdauernd mit einer Reinheit geschrieben ward, welche unter den gegebenen Umständen wahrhaft bewundernswürdig ist. Als nun durch Einwanderung nördlicher Völkerschaften die Sprache des Lebens gänzlich umgestaltet worden, da bildete sich, bei steter Fortdauer der altrömischen Schriftsprache, jenen neuen Volksmundarten gegenüber, auch eine neue Schriftsprache; doch langsam, weil Dichter und Gelehrte, von welchen die letzte ihre Bildung erhalten mußte, sie zum Theil als barbarischen Abfall von dem Lateinischen verachteten und verschmähten. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. In keinem Bezirk Italiens findet sich rein als Volkssprache jenes Idiom, dessen melodischer Wohlklang uns in dem unbedeutendsten italienischen Schriftsteller unwiderstehlich mit fortzieht, und ein Irrthum ist es, wenn Ausländer glauben, Boccaccio's Sprache werde in dem Munde toscanischer Bäuerinnen oder florentinischer Lastträger vernommen. Auch die toscanische und florentinische Sprechart entfernt sich durch Eigenthümlichkeiten von der reinen Schriftsprache, welche während der frühesten Jahrhunderte der ital. Literatur, wo sie in Neapel und Sicilien erblühte, bei Dichtern jener Länder reiner gefunden wird als in den wenigen gleichzeitigen toscanischen Schriftstellern. Nur der Zufälligkeit, daß die spätern großen Häupter ital. Poesie und Prosa in Florenz geboren wurden, zum Theil auch den noch spätern Ermächtigungen toscanischer Akademien, namentlich der Crusca, verdankt es diese Mundart, daß, ungeachtet ihre rauhen Kehllaute den übrigen Italienern ein Ärger-

niß sind, sie doch vor allen Sprecharten ihren Antheil an der gesammten Schriftsprache den bedeutendsten nennen darf. Schon Dante, der Schöpfer der ital. Prosa und Poesie, dessen Werke reich an Eigenthümlichkeiten verschiedener Mundarten sind, behauptet in der Abhandlung „De vulgari eloquentia" mit bestimmtester Deutlichkeit, daß es unzulässig sei, eine Mundart zur Schriftsprache erheben zu wollen. Wenn Dante ferner in der lingua volgare (so nannte man die neuere, nach dem Einfalle der Barbaren entstandene, in den verschiedenen Gegenden Italiens verschiedene Sprechart) ein vulgare illustre, cardinale, aulicum, curiale unterscheidet, so beweist dies wol deutlich, daß schon er die gegebene Ansicht hatte. Fernow („Röm. Stud.", B. 8, Nr. XI) zählt 15 verschiedene Hauptmundarten, unter denen die toscanische wieder auf 6 Untergattungen hat. Die Mundarten, in welchen sich keine literarische Hervorbringung findet, sind dabei noch unerwähnt. Denn unter jenen 15 Hauptmundarten hat jede ein oder das andre Werk aufzuweisen, das den Dialekt, meistens bloß um des Verfassers Liebe zu seiner Geburtsstadt willen, der eigentlichen Schriftsprache vorzog. Eifrig betrieb man in der neuern Zeit das Studium der ital. Sprache, die, durch das Lesen der ältern Schriftsteller auf ihren ursprünglichen Kern und Gehalt zurückgebracht, sich der franz. Einwirkung, welche mit Algarotti überhandnahm, immer mehr entzieht. Die Grundsätze, die man in Bezug auf Reinheit des Ausdrucks jetzt gelten läßt, sprach am gediegensten der verst. Graf Julius Perticari, Monti's Schwiegersohn, in dem Buch „Amor patrio di Dante" (Mailand 1820) aus, das der toscanischen Anmaßung, im ausschließlichen Besitze der einzig gültigen Sprache zu sein, die triftigsten Widerlegungen entgegenstellte. Das Buch galt lange für Monti's Arbeit, der durch die vollendete „Proposta di alcune correzioni ed aggiunte al vocabolario della Crusca" hinreichenden Grund zu dieser Vermuthung gegeben hatte. Daß die edlere Sprachart Gemeingut auch der Provinzen werde, wo sie bisher fremd war, dafür sorgte Gherardini's „Introduzione" (Mailand 1815). Mehr Bereicherung als es gab versprach das in Bologna herauskommende „Vocabolario della lingua italiana", ein sehr langsam fortschreitendes Werk, dessen Verf. willkürlich in der Erklärung und in den Gesetzen der Anwendung der Wörter verfahren. Bonavilla's „Vocabolario etimologico" (Mail. 1820, 5 Bde.), hat kaum die Aufmerksamkeit der Mailänder erregt, unter deren Augen es entstand. Romani's „Teoria e dizionario gen. de Simoni" (Mailand 1825) scheint mehr seinen Platz zu erfüllen. Über die Geschichte der ital. Sprache darf man von Benci die gründlichsten Forschungen sich versprechen. Natürlich muß der Sprachschatz eines Volkes, das in so vieler Berührung mit dem Auslande steht, und das so sorgsam die Zeugnisse früherer literarischer Thätigkeit aufspürt, außerdem die classischen Werke seiner Dichter so vielfältig wieder in Anregung bringt, an Ausbeute gewinnen. Wo nur irgend eine Zeile von Tasso noch ungedruckt lag, wo man eine Federprobe Guarini's entdeckte, da wurde sie in der letzten Zeit, mit einer von den Verf. schwerlich gewünschten Pietät, an das Licht gezogen. Doch kamen auch erwünschte Beiträge auf diesem Wege zu Tage: so ein Werk des Peter Perugino („Di uno scritto autografo del pittore P. Perugino nell' archivio dell' accad. di b. arti di Perugia etc.", Perugia 1820), Gedichte des Bojardo („Poesie di Matteo Maria Bojardo, conte di Scandiano ecc. scelte ed illustrate del caval. Venturi", Modena 1820), Gedichte Lorenz des Prächtigen („Poesie del magnifico Lorenzo di Medici", Florenz 1820), Gedichte von Luigi Alemanni (Florenz 1819), ein bisher unbekanntes Werk von Montecucoli, herausg. von Grassi (Turin 1820) und Briefe von Galiläi, herausgeg. v. Venturi (Modena 1821, 16., 2 Bde.). Noch größer war der Eifer für Wiederholung der anerkannt classischen Werke. Dante ward in allen Formen und Größen abgedruckt; Anspruch auf Beachtung macht unter diesen Ausgaben die bei De Romanis (Rom 1820, 4.) erschienene, die Biagioli'sche Ausgabe (Mailand

1820), und eine zu Roveta in den rhätischen Alpen von einem Bewunderer des Dichters, Aloisio Fantoni, besorgte (1820), bei welcher eine Handschrift von Boccaccio's eigner Hand zum Grunde gelegen haben soll. Die Ausg. nach der Bartolinian. Handschrift (Wien 1823) hat unter den neuesten einige Bedeutung erlangt, sowie Scolari's Erklärungen („Della piena i giusta intelligenza di D.", Padua 1822); aber keiner Erwartung hat Ugo Foscolo genügt (London 1825), der in dem unerschöpflichen Dichter Unerhörtes glaubt suchen zu dürfen. Gleiche Auszeichnung wurde Petrarca, durch die berühmte Ausgabe von Marsand (Padua 1819, 4.), und durch mehre Abdrücke für den Hausbedarf. Auch Biagioli wollte Petrarca seinen Fleiß zuwenden. Ariosto's „Rasendem Roland" widerfuhr gleiche Anerkennung; die Ausgabe in Florenz bei Molini, 1821 u. 1822, 5 Bde., vereinigt Alles, was man zur Verständniß des Dichters beisammen braucht. Nicht mindere Sorgfalt verwandte Gherardini auf die zu Mailand durch die typographische Gesellschaft besorgte Ausg. des Torquato Tasso (Mailand 1823 fg.), und kaum dürfte ein namhafter Schriftsteller Italiens aufgeführt werden können, der nicht durch sorgfältigen Abdruck allgemeiner verbreitet worden wäre. Die Società tipografica de' classici italiani wagte sich im Vertrauen auf die Sammlerliebe reisender Ausländer selbst an den Wiederabdruck von Muratori's „Annali d'Italia" (Mailand 1820 fg., 20 große Bde.) und war bei dem begründeten Rufe dieser Werke der Theilnahme sicherer, als der Herausgeber der „Famiglie celebri italiane", die bei allem unbestrittenen Verdienste sich mühsam erhalten. So erregte dieser Wetteifer der oberitalienischen Officinen wenigstens einige Übung der Kritik; einen Zweig der Gelehrsamkeit, der jetzt nach Morelli's Tode in Bezug auf Classisches fast ausgestorben scheint, oder nicht mit Glück geübt wird. Unter den neuern ital. Sprachlehren für Deutsche ist die beste von Fernow (Tüb. 1816, 2. Aufl.), welcher sich die von Filippi nähert. Die besten Wörterbücher haben wir Deutsche von Jagemann, Flathe und Filippi. Dm.

Italienisches Theater. Bei der durchaus subjectiven Richtung, welche die ital. Kunst schon in den frühesten Zeiten nahm, war vorauszusehen, daß sie den Foderungen, welche man an dramatische Werke macht, wenig genügen werde, und allerdings ist die dramatische Literatur, überhaupt das ganze Theaterwesen Italiens, in einem Zustande fast gänzlicher Nullität. Denn das improvisirte Drama mit stehenden Masken (s. d.) verstößt der herrschende Ton eben darum, weil es so kräftig national ist, unter die Belustigungen der gemeinen Stände, und während diese für nichts Sinn haben als für die Commedia dell' arte, ist alle Liebe und Begünstigung der höhern Classen nur auf die Oper gerichtet. So erscheinen von jeher die dramatischen Hervorbringungen der Italiener als eine ihrer Literatur wie mit Gewalt aufgedrungene Zugabe, und Niemand wird es eine willkürliche Trennung nennen, wenn wir besonders behandeln, was von der Gesammtheit der ital. Literatur immer gesondert ward. Sie gingen von Nachahmungen der Alten aus, dergestalt, daß bis zum letzten Viertel d. 15. Jahrh. kein Italiener eine Tragödie anders als in lat. Sprache schrieb; und der „Orfeo" des Angelo Poliziano aus jener Zeit ist eine Sammlung dramatisch an einander gereihter Gedichte von lyrischer Erfindung und Ausführung; Tragödie bloß dem Namen nach. Die „Sofonisbe" des Trissino, den antiken Mustern in allen Formen, selbst in der Beibehaltung des Chors, möglichst nachgeahmt, ist eine, im Einzelnen nicht verwerfliche, aber im Ganzen doch pedantische Arbeit, welche man indeß unter Leo X. 1516 vorzüglich genug fand, um sie in Rom mit großer Pracht aufzuführen. Nicht nur den Ruccellai (1525) trifft derselbe Tadel gänzlich ermangelnder Selbständigkeit und dichterischer Schöpferkraft, selbst Tasso leidet in seinem „Torrismondo" (ungefähr 1595) an derselben Nichtigkeit, obschon einzelne Schönheiten an Tasso's wohl erworbenen Ruhm erinnern. Bei dem fortdauernd falschen Verständnisse und der

einseitigen Anwendung Aristotelischer Regeln, welche mehre andre nicht des Nennens werthe ital. Tragiker ängstlich beobachteten, verdient rühmliche Erwähnung, wie im Anfange d. 17. Jahrh. der Graf Prospero Buonacelli den Chor wegzulassen wagte, dem entgegen der Rechtsgelehrte Vincenzo Gravina noch einmal den Versuch machte, Nachahmungen des Seneca als einzig möglichen Weg zur tragischen Vollendung aufzudringen. Nachdem endlich Mortello zu Anfange d. 18. Jahrh. durch Nachahmung des Racine und Corneille das Recht hatte ergreifen wollen (er suchte sogar den franz. Alexandriner einzuführen), glaubte der Literator Maffei in seiner „Merope" durch die That bewiesen zu haben, wie man auf einem Mittelwege, und ohne Nachahmung des Einen oder der Andern, die Vorzüge des Seneca und des franz. Theaters vereinigen könnte. Bei diesem Mangel eigentlicher Tragödien dürfen wol die ernsthaften Opern, die musikalischen Dramen des Metastasio, geb. 1698, erwähnt werden. Ihre Gattung war schon durch die etwas frühern Bestrebungen des Apostolo Zeno für negative Correctheit in den Opern vorbereitet worden. Der Charakteristik sowie jedes phantastischen Schwunges gänzlich ermangelnd, befolgen sie stets jene franz. Theateranständigkeit, welche bei einem Hofdichter zu Anfange des verwichenen Jahrh. freilich unerlaßlich schien. Aber an zierlicher Eleganz einer wohllautenden Sprache, an musikalischer Weichheit des Ausdrucks für allgemein angenommene Äußerungen der Leidenschaft, besonders der Liebe, dürften sie vielleicht lange unerreichbar bleiben. Alfieri, gegen das Ende des 18. Jahrh., bildet in s. Tragödien den durchgängigen Gegensatz des Metastasio. Ohne Tiefe der Charakteristik, ohne poetischen Glanz der Phantasie, athmen seine Tragödien, welche in steifster Regelmäßigkeit herkömmlicher Aristotelischer Regeln gebildet sind, den eisernen Trotz seines altrömischen Gemüthes, welches sich sogar in der undichterischen Einförmigkeit und Starrheit des Dialogs ausspricht. Unter den Nachfolgern Alfieri's, der gewissermaßen eine eigne Dichterschule gebildet hat, sind die verdienstvollsten: Vincenzo Monti von Ferrara, Alessandro Pelopi von Bologna und vornehmlich Giambattista Niccolini aus Florenz, dessen „Polyxena" 1811 gekrönt wurde. Als eine merkwürdige Gattung des ital. Theaters erscheinen die Schäferspiele des Tasso und Guarini, nämlich der „Amyntas" des Erstern und der „Pastor fido" des Letztern. Beide haben die Schäferspiele eines Nicolo von Correggio, Agostino Beccari, Cinthio Giraldi, Agostino Argenti und Buonarelli auf immer verdunkelt. Die Vereinigung der süßesten Laute aus dem Theokrit, Anakreon und den Eklogen des Virgil in den wunderschönsten und reinsten ital. Versen gelang dem Tasso, ohne der Selbständigkeit seines Genius Abbruch zu thun. In s. Schäferwelt, welche einzig aus antiken Idyllen genommen zu sein scheint, vernehmen wir die innigsten Laute der Liebe. In den Gesprächen und Klagen seiner Hirtin entfaltet sich der volle Geist moderner Liebe. Doch erscheint „Amyntas" im Vergleich zu dem „Pastor fido" als ein Werk gestaltloser Süßigkeit. Sprache und Verse sind gleich schön, allein das Ganze des letztern Gedichts in seiner wunderbar glücklichen Verschmelzung des romantischen Geistes mit den Formen des antiken Theaters, und auf echt antike Ansichten vom Schicksal gegründet, ist unendlich tiefer. Vorzüglich die Chorgesänge sprechen von den erhabensten Mysterien der Liebe in den göttlichsten Tönen. In dem Lustspiele gingen die Italiener ebenfalls von einer einseitigen Nachahmung der Alten aus. Denn nicht die großartigen, phantasiereichen Lustspiele des Aristophanes waren ihnen Muster, sondern die der Römer, des Plautus und des nüchternen Terentius. Diese Nachahmungen nannte man, im Gegensatz zu dem improvisirten Lustspiele, Commedie erudite (gelehrte Komödien). Die Lustspiele des Ariosto und die „Clizia" des Machiavelli belegen dies. Des Letztern übrige, allerdings florentinisch-nationelle Lustspiele sind voll der ärgerlichsten Anstößigkeiten und beweisen, wie einer der ausgezeichnetsten Köpfe aller Zeiten und Völker ohne alle Ahnung jenes höhern

und geläuterten Charakters der Komödie sein konnte, welche wir im Shakspeare bewundern. Nur des berühmten Verfassers wegen erwähnen wir „Gli intrighi d'Amore", von Tasso. Die „Tancia" des jüngern Michel Angelo Buonarotti (1626) ist um ihrer feinen florentinischen Volksthümlichkeit willen eins der vorzüglichsten ital. Lustspiele, obgleich in ihr wenig Talent zu erkennen ist. Goldoni, in der letzten Hälfte des 18. Jahrh., suchte durch seine nüchternen, bürgerlich moralisirenden Komödien der bei dem Volke beliebten Commedia dell' arte auf einmal ein Ende zu machen. Er ist, um ihn den Deutschen in zwei Worten zu charakterisiren, der italienische Kotzebue, ohne jedoch des Deutschen leichtes Talent und oft gefälligen Witz zu haben. Ihm entgegen suchte Gozzi die improvisirte Volkskomödie durch Veredelung derselben zu retten. In Lustspielen, deren Inhalt aus den buntesten Märchen, und in Tragikomödien, deren Inhalt aus Calderon und Moreto, jedoch ohne deren tiefpoetische Ausführung, entlehnt war, dialogisirte er nur die Hauptpartien, und auch diese nur in den leichtesten Versen. In den Nebenpartien, welche eigentlich für die stehenden Masken berechnet waren, begnügte er sich, nur den ungefähren Inhalt anzudeuten, die Ausführung dem improvisirenden Talente des Schauspielers überlassend. Er blieb ohne Nachahmer. Von den neuesten Lustspieldichtern verdienen Auszeichnung: Albergati, dessen „Gefangener" zu Parma gekrönt wurde, und der eine Menge ergötzlicher Possen geliefert hat; der Venetianer Francesco Antonio Avelloni, mit dem Beinamen il Poetino, ein Nachahmer der Franzosen; Antonio Simone Sograsi; der Neapolitaner Gualzetti; der Abt Chiari; der Piemonteser Camillo Federici; der Römer Gherardo de' Rossi; der Graf Giraud; Giovanni Pindemonti u. A. (Vgl. Italienische Poesie.) A. W. Schlegel sagt (2. Bd., S. 68, der „Dramatischen Vorlesungen"): „Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, sowol die dramatische Poesie als die Schauspielkunst sei in Italien im tiefsten Verfalle. Es ist noch nicht einmal der Anfang zu einer Nationalbühne gemacht, auch ohne einen gänzlichen Umschwung in den leitenden Begriffen keine Aussicht dazu vorhanden". Dm.

Ithaka, Insel im ionischen Meere (4½ □M., 7500 Einw.), neben Cefalonia, des Ulysses Vaterland, besteht aus einem Felsen, auf welchem uns Homer einen Berg mit Namen Neion und daneben die Stadt Ithaka, ferner einen Rabenfelsen (Korakonpetra), eine Quelle, Arethusa, und einen Hafen Reithron (jetzt Porto Vati) bemerken läßt. Ithaka hieß in neuerer Zeit Theaki oder Val di Compare, hat aber durch die Briten den alten Namen zurückerhalten und gehört jetzt zu dem ionischen Staatensystem.

Ittner (Joseph Albrecht v.), großh. badischer Staatsrath und Commandeur des zähringer Löwenordens, Sohn des kurf. Leibarztes zu Mainz, geb. 1750 auf dem Familiengute bei Bingen, entwickelte schon auf der Schule in Mainz ausgezeichnete Talente in dem Studium der Classiker. Obwol er sich der Rechtswissenschaft auf der Universität Göttingen widmete, dann in Wetzlar, Regensburg und Wien in dem Reichsproceß sich übte und als Hofrath zu Hechingen Mitglied der hohenzollerschen Regierung war, so fuhr er dennoch fort die Alten und die Kunst zu studiren und seinen Styl auszubilden. Er trat dann als Regierungsrath in die Dienste des St.-Johannes- oder Maltheserordens zu Heitersheim im Breisgau, wo er sich durch Takt, Geschäftsgewandtheit und vielseitige Kenntnisse so auszeichnete, daß er als Kanzler an die Spitze der Geschäfte gestellt wurde, in einer Zeit, als den letzten Johannitermeister, Graf v. Reichenbach-Furmaigne, der Verlust seiner politischen Existenz bedrohete. I. suchte das Übel wenigstens durch Erringung des möglichen Ersatzes zu mildern. Mit der Errichtung des rheinischen Bundes fielen alle Besitzungen des Johannitermeisters im westlichen Schwaben an das Großherzogthum Baden. Der Großherzog Karl Friedrich übertrug jetzt dem dadurch in s. Dienst gekommenen I., als Hofcommissair, die Auflösung der

vorzüglichsten ihm zugefallenen Klöster und die neue Organisation ihrer bisher zum Theil unmittelbaren Reichsbesitzungen. J. vollzog diesen Auftrag, der besonders in Hinsicht Derjenigen, die sich, wie St.-Blasien, um Cultur der Wissenschaften und Bildung ihrer Unterthanen verdient gemacht hatten, höchst unangenehm sein mußte, mit ebenso viel Humanität als Pflichttreue. Vorzüglich warf er seine Blicke auf die literarischen Schätze St.-Blasiens, mit welchen die karlsruher Hof- und die freiburger Universitätsbibliothek eine obwol ungleiche, doch aber für letztere immer sehr vortheilhafte neue Ausstattung erhielten. Der Großherzog ernannte hierauf J. zu seinem Gesandten in der Schweiz und zugleich zum Curator der Universität Freiburg. Herr v. J. hatte ganz den Takt für die schweizer Regierungen, welche nur geraden, durch Talente ausgezeichneten Männern in diplomatischen Verhandlungen mit Offenheit entgegenkommen, und erwarb sich auf diesem Posten allgemeine Liebe und Achtung. Als Curator der Universität Freiburg schaffte v. J. manchen Mißbrauch ab, brachte ein regeres literarisches Treiben unter die Professoren, und wußte, obwol selbst noch hier und da an alten Formen hangend, wenigstens einen großen Theil des neuern akademischen Zeitgeistes nach Freiburg zu verpflanzen. Daß verschiedene Professoren mit der Metamorphose nicht zufrieden waren, läßt sich denken. J. wurde hierauf Director des Seekreises, und bald nachher als badischer Bevollmächtigter zu der von mehren protestantischen Höfen für Regulirung der katholisch kirchlichen Angelegenheiten ernannten Commission in Frankfurt gesendet, wo er die für Herstellung des reinen ursprünglichen katholischen Kirchenzustandes merkwürdigen Anträge an den letztverstorbenen Papst bearbeiten half. Seit dieser Zeit lebte J., ungeachtet seines Alters, in frischer Geistes- und Körperkraft, zurückgezogen von allen Geschäften, einzig den Wissenschaften und der schönen Natur in den Umgebungen von Konstanz, wo er den 9. März 1825 in einem Alter von 75 J. starb. — J. war auch ein vorzüglicher Botaniker und bereicherte die badische Flora beträchtlich, daher Prof. v. Gmelin zu Karlsruhe einer neu aufgefundenen Pflanze den Namen Ittnera gab, um sein ehrenvolles Andenken auch in der botanischen Welt zu erhalten. Unter den von Zschokke in Aarau, seinem vieljährigen Freunde, herausgegebenen Schriften enthält fast jede Beiträge von Ittner (A. J. v. J.). J.'s vorzüglichste Stärke finden wir in kräftigen politischen und historischen Tableaus, sowie in echt humoristischen Erzählungen; seine Erzählung: „Der Prälat", zeichnet sich aus. Von ihm ist auch die Lebensbeschreibung seines Freundes, des Dichters Joh. Georg Jacobi (im 8. Bd. der Schriften desselben, Zürich 1822) verfaßt. 73.

Iturbide (Don Augustin de), geb. 1784 zu Valladolid in Mexico, aus einer adeligen Familie europäischer Abkunft, wurde sorgfältig erzogen. Seine Freunde rühmten seine Beredtsamkeit, die man jedoch in seinen Proclamationen vermißt. J. besaß militairische Talente, häusliche Tugenden und gesellige Vorzüge. War sein Charakter vorwurfsfrei, so fehlte ihm doch jene Energie, welche in außerordentlichen Lagen die Menschen zu beherrschen weiß wie die Umstände. Zur Zeit des ersten Aufstandes lebte er auf seinen Gütern und war Lieutenant ohne Sold. Er wies damals sowol Hidalgo's Antrag, den Heerbefehl der Insurgenten zu übernehmen, als die Anträge der später entstandenen Factionen, welche Mexico republikanisiren wollten, standhaft zurück. Dagegen übernahm er auf den Ruf des Vicekönigs Apodaca den Befehl über die Miliz seiner Provinz und führte ihn so geschickt, daß die Horden der Insurgenten nach mehren Niederlagen sich zerstreuten. Hierauf lebte er von 1816—20 wieder auf seinen Gütern. Damals gab es in den Städten drei Parteien, die spanisch-bourbonische der Absolutisten, die spanisch-constitutionelle und die der Independenten. Der Ruf der Unabhängigkeit erhielt bei dem Zustand der Schwäche des Mutterlandes den Sieg, allein die Häupter dieser Partei waren uneins. Einige wollten, um die verschiedenen

Interessen der Provinzen zu vereinigen, eine Föderativrepublik errichten, dagegen wünschten die einflußreichen Classen einen spanischen Infanten als constitutionell beschränkten Monarchen auf dem Throne von Mexico zu sehen, und gänzliche Aufhebung des bisherigen Kastenunterschiedes zwischen Amerikanern und Europäern. Iturbide, dem der Vicekönig Apodaca im Febr. 1821, weil er ihn für königlich gesinnt hielt, den Heerbefehl gegeben hatte, trat zu dieser Partei, vereinigte mit sich viele Anhänger der übrigen, und entwarf auf jener Grundlage den Plan von Iguala (24. Febr. 1821), welchen auch der neue spanische Vicekönig, General O'Donoju, in dem mit J. zu Cordova geschlossenen Vertrage (24. Aug. 1821) annahm. Darauf stellte J. den innern Frieden wieder her, organisirte in Mexico, mit der Würde eines Obergenerals bekleidet, die repräsentative Regierung und trat als Präsident an die Spitze der Vollziehungsjunta. Als aber der Beschluß der spanischen Cortes, nach welchem sie den Vertrag von Cordova verwarfen, am 13. Febr. 1822 in Mexico kund wurde, wo der daselbst versammelte Congreß und die Vollziehungsjunta, unter sich entzweit, die Verwaltung zu ordnen verabsäumt hatten, da erhoben das hierauf schon vorbereitete Volk und die Besatzung den Präsidenten Iturbide (18. Mai 1822) zum Kaiser von Mexico, u. d. N. Augustin I. Allein der neue Kaiser versah es, die Wahlen des neuen Congresses klug zu leiten. So kam es, daß Advocaten ohne Erfahrung, Pfarrer ohne Sitten und Ränkemacher aller Art in den Wahlversammlungen das Wort führten. Der neugewählte Congreß erklärte zwar (22. Jun.) einmüthig die Kaiserwürde in J.'s Familie für erblich, worauf die Krönung des Kaisers am 21. Jul. erfolgte, bestimmte aber nicht, in welcher Art die kaiserl. Macht ausgeübt werden sollte. Seine Foderungen erschöpften den öffentlichen Schatz, das alte Finanzsystem war aufgehoben, kein neues trat an die Stelle, und die beiden Parteien des Congresses, Bourbonisten und Republikaner, waren bloß darin einig, daß sie dem Kaiser entgegenwirkten. Da nun die letzte Partei auch in den Provinzen und im Heere Anhang suchte, so ließ J. (22. Aug.) eine Anzahl Mitglieder, auf die Anklage der Verrätherei, verhaften; und als der Congreß dieser Maßregel sich widersetzte, hob er (30. Oct.) die Versammlung auf und ernannte aus 54 Mitgliedern derselben einen Ausschuß, der die Zusammenberufung eines neuen Congresses einleiten sollte. Allein er hatte weder die Kraft noch das Genie, um jetzt, von tüchtigen Männern umgeben, selbst die Gesetzgebung und die Verwaltung zu ordnen. Dagegen erhob er aus den niedern Reihen der Armee Männer zu Ehren und Würden, die sich bald an seine Feinde anschlossen. Zwei bisher entzweite Generale, Santana, der zuerst in Vera Cruz die Republik ausrief, und Echevarri vereinigten sich (2. März 1823) zu J.'s Sturz und verlangten die Wiederherstellung des Congresses. Auch erklärten sich der General Vittoria und der Marquis v. Vivanco, Oberbefehlshaber in Puebla, für die Republikaner. J. berief daher den von ihm entlassenen Congreß wieder zusammen und legte am 20. März 1823 in dessen Hände seine Macht nieder. Der Congreß bewilligte ihm und seiner Familie am 9. April einen Jahrgehalt, unter der Bedingung, daß er in Italien seinen Aufenthalt wählte. Ein deutsches Schiff brachte den Exkaiser mit seiner Familie nach Livorno. Obgleich von dem Parteihasse vielfach verleumdet, war J. rein von dem Vorwurfe des Despotismus, der Tyrannei, Verschwendung und Habsucht. Er hatte selbst ein Dritttheil seines Gehalts zum Besten des Staats verwandt. Daher behielt er in Mexico viele Anhänger, besonders unter der hohen Geistlichkeit und den Soldaten. Am 9. Mai 1824 ward eine Verschwörung entdeckt, welche die Wiederherstellung des Helden von Iguala zur Absicht hatte. Ein General und ein Oberster wurden hingerichtet, die übrigen verbannt. Unterdessen hatte J., von den Absichten seiner Freunde unterrichtet, mit seiner Familie Italien verlassen und sich nach London begeben. Hier machte er

eine Rechtfertigungsschrift bekannt und entschloß sich, auf die aus Mexico erhaltenen Nachrichten, ohne daß er jedoch mit der britischen, noch weniger mit der spanischen Regierung, irgend eine Art von Verbindung gehabt hatte, nach Mexico zurückzukehren, um hier durch die Wiederherstellung der Monarchie Unabhängigkeit und Ruhe zu befestigen. „Er komme", sagte er in seinem Aufruf an die Mexicaner, „nicht als Kaiser, sondern als ihr Mitbürger und als Soldat, um mit ihnen für die von Europa her bedrohte Unabhängigkeit des Vaterlandes zu kämpfen". Allein schon hatte der Congreß, auf die erste Nachricht, daß J. sich nach England begeben habe, am 28. April 1824 den Verbannten in die Acht erklärt und dessen augenblickliche Hinrichtung, sobald er ans Land träte, befohlen. J.'s erklärte Feinde, General Bravo und General Philipp de la Garza, erhielten den Auftrag, die Küsten zu bewachen. Jener ward zum Dictator und Oberbefehlshaber der Truppen ernannt, mit der Vollmacht, in dem ganzen Gebiete der Union die zur Sicherheit des Staats beschlossenen Maßregeln zu vollziehen. Bravo überzog hierauf plötzlich im Mai 1824 den Unionsstaat Jalisco (das ehemalige Vicekönigreich Neugalizien mit der Hauptst. Guadalaxara, an der Westküste), wo J. die meisten Anhänger hatte, und wo der Gouverneur Quintannar in Gemeinschaft mit dem Befehlshaber der Truppen, General Bustamente, nach Unabhängigkeit zu streben beschuldigt wurde. Nach einigen Gefechten ward Guadalaxara am 13. Jun. besetzt, J.'s Partei zerstreut und die Freunde desselben, Garcia und ein deutscher Baron Rosenberg, nebst vielen A. erschossen. General Garza beobachtete die östlichen Landungsplätze bei Tampico, als J., der sich in London auf einer engl. Brigantine mit seiner Gattin und 2 Söhnen am 9. Mai 1824 eingeschifft hatte, den 14. Jul. an der Barre von Soto la Marina anlangte. Am 16. stieg er mit dem Obersten Karl v. Beneski, der sich Tags vorher dem General Garza als Kaufmann angemeldet hatte *), verkleidet ans Land, ward hier von dem General erkannt und sogleich in Sicherheit gebracht, dann aber „weil er vertheidigungslos sich ihm hingegeben hatte", nach Padilla an den Congreß des Bundesstaates Tamaulipas (vorher Provinz St.-Ander) gesendet, wo der Präsident Gutierrez de Lara am 18. dem General Garza, als Befehlshaber der Provinz, sofort die Vollziehung des Achtsbefehls anbefahl. J. ward hierauf am 19. Jul. Abends um 6 Uhr in Padilla erschossen. Der Congreß von Mexico setzte der Witwe, Donna Anna Hecarte, welche beträchtliche Güter in Mexico besitzt, und ihren Kindern ein Jahrgeld von 8000 Piastern unter der Bedingung aus, daß sie sich an dem ihr angewiesenen Orte in Colombia aufhalte. Fünf Kinder hatte J. in England in Pensionsanstalten zurückgelassen. Sie leben nebst ihrer Mutter, seit 1825, zu Neuyork. — Vgl. J.'s Denkschrift (London 1824, ins Engl. von Quin übers. u. d. T.: „A statement of some of the principal events in the public life of Augustin de Iturbide, written by himself"; franz. u. d. T.: „Mém. autographes de D. Augustin I., ex-empereur du Mexique", von Parisot, Paris 1824; deutsch: „Denkwürdigkeiten 2c.", a. d. Engl., Leipz. 1824). — Am 27. Jul. hielt der Dictator Bravo seinen Triumpheinzug in Mexico, worauf am 13. Aug. im Generalcongreß der Antrag gemacht wurde, die vollziehende Gewalt in der Person eines Präsidenten, wie in den vereinigten Staaten, statt der bisherigen drei Glieder, zu vereinigen. General Vittoria ist im Sept. 1824, als der erste Präsident der Vereinigten Staaten von Mexico, an die Spitze der Centralregierung der Union gestellt worden.

Itys, des Tereus und der Prokne Sohn. (S. Philomele.)

Iwan (richtiger Joan), der Name mehrer Beherrscher Rußlands. Die be-

*) General Garza, einst J.'s Jugendfreund, soll, wie londner Blätter erzählen, durch seine trügerische Äußerung gegen Beneski, daß J.'s Ankunft allgemein gewünscht werde, den leichtgläubigen Exkaiser in die Falle gelockt haben.

rühmtesten sind: Joan I., Wasiliewitsch und Joan II., der den Grund zur Größe des Reichs legte. (S. Rußland.) Joan V. oder II. d. N. Alexejewitsch, dem während seiner Minderjährigkeit die Krone zufiel, war Peters I. Halbbruder und nahm wegen Kränklichkeit und Blödsinn wenig oder keinen Theil an der Regierung. Joan VI. (oder III.) war der Urenkel desselben, und Sohn der Großfürstin Anna und des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Die Kaiserin Anna (s. d.) nahm ihn nach seiner Geburt, 1740, aus den Händen ihrer Nichte, erklärte ihn zu ihrem Sohne und gab ihm eine Wohnung neben ihrem Zimmer. Bald nachher ernannte sie das Kind zu ihrem Thronfolger und ihr Günstling Biron sollte als Vormund die Regentschaft führen. Biron ließ auch alsbald dem Prinzen huldigen, und als er selbst verbannt worden war, übernahmen die Ältern des Kindes die Regierung, bis Peters I. Tochter Elisabeth (s. d.) den Thron bestieg. Der junge Iwan ward in seiner Wiege von Soldaten fortgetragen und theilte das Schicksal seiner verbannten und gefangenen Ältern. Er wurde anfangs zu Iwanogrod bei Narwa gefangen gehalten, um für immer in Rußland zu bleiben, seine Ältern aber, die zuerst in Riga waren, sollten nach Deutschland entlassen werden. Zu diesen kam er nicht wieder, sondern wurde sein ganzes Leben an verschiedenen Orten, namentlich in Westpreußen, gefangen gehalten. 1756 brachte man ihn auf die Festung Schlüsselburg. Später ward er an einem andern Orte bewacht, nach der Thronbesteigung Katharinas II. aber wieder nach Schlüsselburg geführt, wo er gefangen saß, bis 1763 Mirowitsch, ein Edelmann aus der Ukraine, der als Lieutenant bei der Besatzung in Schlüsselburg stand, den Anschlag machte, den Prinzen zu befreien. Er verführte einige Soldaten und mit Hülfe eines untergeschobenen Befehls der Kaiserin drang er in Iwan's Gefängniß; zwei andre Officiere aber, als sie sahen, daß Widerstand vergeblich sein würde, fielen über den Gefangenen her, den sie durchbohrten, und zwar, durch einen schon von der Kaiserin Elisabeth erhaltenen Befehl ermächtigt, der ihnen auf den Fall eines Angriffs dieses äußerste Mittel vorschrieb. Schon Elisabeth hatte Alles, was zum Beweise der Thronansprüche des gefangenen Prinzen dienen konnte, sorgfältig aufsuchen und vernichten lassen, ja sogar bei Todesstrafe verboten, die Münzen aufzubewahren, die an ihn erinnerten. Die Capelle in Schlüsselburg, wo man ihn begraben hatte, ward späterhin zerstört.

Irion, König der Lapithen in Thessalien, nach der gewöhnlichen Angabe Sohn des Phlegyas, oder des Leonteus, und ein Enkel des Periphas, eines Sohnes des Lapithas, welcher der Stammvater der Lapithen war. Er heirathete die Dia, des Dejoneus Tochter, mit welcher er den Pirithous zeugte. Jupiter verstattete ihm an der Göttertafel Theil zu nehmen. Hier entbrannte Irion für Juno; diese täuschte ihn, und er umarmte statt ihrer eine Wolke, aus welcher Umarmung die fabelhaften Centauren entsprungen sein sollen. Jupiter schleuderte ihn für diesen Frevel mit seinem Blitze in den Tartarus, wo er ihn mit Schlangen an ein Rad fesseln ließ, das vom Sturmwinde in ewigen Kreisen herumgetrieben ward.

Jod.

Jacobi (Johann Georg). Dieser anmuthsvolle Dichter, geb. 1740 zu Düsseldorf, der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, der aus dem Handverschen dorthin gezogen war, hatte 1758 in Göttingen, und von da durch die Kriegsunruhen vertrieben, in Helmstädt Theologie studirt. Nach einem Jahre ging er nach Göttingen zurück, um seine Studien zu beendigen. Klotz, mit dem er hier in freundschaftliche Verhältnisse gekommen, war nach Halle berufen worden und verschaffte

auch J. den Ruf dahin als Prof. der Philosophie und Beredtsamkeit. In Halle wurde J. mit Gleim bekannt, und diese Bekanntschaft war entscheidend für sein ganzes Leben; denn Gleim war es, der das Dichtertalent vorzüglich in ihm erweckte und nährte. Unter Gleim's Einfluß gab J. seine „Iris" heraus (1774—76, 3 Bdchn.), eine Zeitschrift für das schöne Geschlecht, die zur Bildung desselben gewiß erfreulich gewirkt hat. Er folgte 1784 einem Rufe Josephs II. nach Freiburg im Breisgau, wo er als Prof. der schönen Wissenschaften angestellt wurde. Während er hier durch Lehre und Beispiel mit dem glücklichsten Erfolge wirkte, erfreute er das Publicum noch mit der Herausgabe seines „Überflüssigen Taschenbuchs" (1795—1800) und s. Taschenbuchs „Iris" (1803—7). Nahe am Ziele des Lebens besorgte er eine Ausgabe s. sämmtl. Werke (Zürich, 7 Bde.). Ein 8. Bd. enthält J.'s Leben. Am 4. Jan. 1814 starb er, beklagt von Allen, die ihn kannten, denn schön wie seine Lieder war seine Seele; sanft, theilnehmend, wohlwollend, liebevoll sein Herz. dd.

Jacobi (Friedrich Heinrich), der jüngere Bruder des Dichters, geb. zu Düsseldorf 1743. Sein Vater bestimmte ihn, weil er weniger geistige Fähigkeit in ihm zu bemerken glaubte als in dem ältern Bruder, für den Kaufmannsstand. Indeß entwickelte sich früh in ihm sein religiöser Tiefsinn, der ihm, als er im 16. Jahre als Lehrling nach Frankfurt kam, mancherlei Spott zuzog. Daher ging er auch von hier bald nach Genf, wo er sich 3 Jahre aufhielt und durch den Umgang mit den geistreichsten Menschen, durch Unterricht und Lecture des edelsten Theils der franz. Literatur so günstig entwickelte, daß er mit schwerem Herzen in s. Vaterstadt zurückkehrte, wo er s. Vaters Haus und Handlung übernehmen mußte. Ein günstiges Geschick wählte ihm durch s. Vaters Hand eine mit allem Reichthum des Geistes und Körpers geschmückte Gattin, Betty v. Clermont, aus Vaels bei Aachen. Nachdem er mehre Jahre das Handelsgeschäft getrieben, ohne der Beschäftigung mit der Literatur untreu zu werden, und mit vielen geistreichen Personen s. Zeit in Berührung gekommen war, wurde er durch Vermittelung des Grafen v. Goltstein zum Mitgliede der Hofkammer ernannt. In diesem Amte, das ihn des Handelsgeschäfts entledigte, suchte er seine Kenntniß, die er von der Staatswirthschaft erlangt hatte, thätig anzuwenden. Durch s. Bruder ward er mit Wieland bekannt; noch mehr wirkte Göthe auf ihn ein. Seine ersten schriftstellerischen Versuche von Bedeutung waren Proben des „Alwill" und des „Woldemar". Ungeachtet er 1776 in den Besitz des ansehnlichen Vermögens seiner Frau gelangte, wodurch er in den Stand gesetzt war, s. Vater, der zu Pempelfort eine Zuckerfabrik mit unglücklichem Erfolg errichtet hatte, zu unterstützen, gab er doch sein Amt nicht auf, in dem er Vieles zum Besten des Landes wirkte. 1779 wurde er deßhalb nach München gerufen und zum Geh.-Rathe ernannt. Weil er aber die Schädlichkeit des bairischen Mauthwesens offen darlegte, so fiel er bald in Ungnade; doch blieb sein Wirkungskreis unverändert. Jetzt gab er den Alwill mit einigen Änderungen und einen Theil des „Woldemar" u. d. T. „Vermischte Schriften" heraus und lebte in dem Schoße der liebenswürdigsten Familie, in der schönen Jahreszeit auf einer reizenden Besitzung, die er sich selbst zu Pempelfort angelegt hatte, mit den größten Geistern s. Zeit in schriftlicher Verbindung, glücklich und segensvoll. Einige schwere Krankheiten, die seinem starken Körper drohten, und der Tod s. geliebten Gattin unterbrachen dieses Glück. Er widmete sich um so mehr der wissenschaftlichen Betrachtung; besonders munterte ihn eine Reise nach Weimar dazu auf, wo er Göthe wiedersah und mit Herder sich befreundete. Seit 1785, wo s. „Briefe über Spinoza" erschienen, wendete sich sein Geist vorzüglich der metaphysisch-religiösen Betrachtung zu, indem er auch zu s. frühern Werken verbessernd zurückkam. Als die Bewegungen der franz. Revolution näher kamen, verließ er 1794 Düsseldorf, zog nach Holstein zu seinen Freunden, und hielt sich bald in Wandsbeck und Ham-

burg, bald in Eutin auf. Um s. Kinder zu besuchen, machte er 1801 eine Reise an den Rhein. Von da reiste er nach Paris. In Eutin, wo er s. Tage zu beschließen gedacht hatte, erhielt er 1804 einen Ruf an die neu zu bildende Akademie der Wissenschaften in München, welchen anzunehmen er um so mehr genöthigt war, da er durch die Unternehmungen s. Schwagers einen beträchtlichen Theil s. Vermögens verloren hatte. Nach einiger Zeit wurde er zum Präsidenten derselben ernannt, legte aber diese Stelle mit Beibehaltung seines Gehaltes nieder, als er in das 70. Lebensjahr trat. In s. letzten Tagen war er mit Sammlung s. Werke beschäftigt. Umgeben von zwei treuen Schwestern und zwei Enkeln, fand ihn der Tod am 10. März 1819. — Reich ist sein inneres Leben an Allem, was schöne und edle Seelen anziehen kann. Sein hoher Geist strebte Poesie und Philosophie mit einander zu vereinigen. Wir kennen ihn durch „Eduard Allwill's Briefsammlung" (Königsberg 1792) und durch s. „Woldemar" (Flensburg 1779, Königsb. 1794, 2 Thle.) als philosoph. Dichter, und lernen ihn als Philosophen kennen durch s. „Briefe über die Lehre des Spinoza" (Bresl. 1785; n. Aufl. 1789), s. Werk wider Mendelssohn's Beschuldigungen, betreffend diese Briefe (Leipzig 1786), „David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus" (Breslau 1787, n. Aufl., Ulm 1795), „Sendschreiben an Fichte" (Hamb. 1799). Als Dichter zeichnete sich J. durch kräftige Darstellung, treffliche Schilderung der Natur und des menschlichen Herzens, Wärme und Innigkeit des Gefühls und einen lebendigen, geistreichen, kühnen und doch sichern Ausdruck ungemein aus. Unter den Philosophen aber hat sein seltener Tiefsinn, die Wärme s. religiösen Gefühls, verbunden mit der Eigenthümlichkeit und Schönheit s. Darstellung, ihm den Namen des deutschen Plato erworben. Gleichwol gibt es nicht leicht einen Schriftsteller, über welchen die Urtheile verschiedener wären als über ihn, und beinahe scheint es, als habe es der Dichter Jacobi mit den Philosophen von Profession, sowie der Philosoph Jacobi mit den Dichtern verdorben. Der Grund liegt in der Persönlichkeit J.'s, ohne deren Verhältniß in der That fast alle seine Schriften unverständlich sind. Wer einen Schlüssel zu J.'s Werken sucht, darf Schlegel's Recension von dessen „Woldemar" („Charakteristiken und Kritiken", Bd. 1, S. 1—46) nicht ungelesen lassen. Wie auf diesem Wege in der Poesie sein allgemeiner Ton, der sich über das Ganze verbreitet, Überspannung ward, und wie er in der Philosophie zu einem Hasse der philosophirenden Vernunft, oder der Systeme, von welchen er behauptete, daß sie, streng durchgeführt, alle in Fanatismus endeten, zu s. Glauben statt des Wissens, zur Sympathie mit dem Unsichtbaren, der unbedingten Hingebung in die Gnade Gottes kam, dessen Offenbarung er nur in der Vernunft und in dem Gefühle findet, ist hier trefflich entwickelt und gezeigt, daß J.'s Philosophie in der That nichts Andres sei als der in Begriffe und Worte gebrachte Geist eines individuellen Lebens. J. hat sich große Verdienste um die Philosophie erworben durch seine Polemik, worin er die Lücken, die Folgen, den Unzusammenhang der herrschenden Denkart des Zeitalters mit kritischem Geist und mit der hinreißenden Beredtsamkeit des gerechten Unwillens aufgedeckt hat. Es war natürlich, daß J. bei s. eigenthümlichen Denkart nicht leicht der Schüler eines andern Philosophen werden, sondern den Philosophen des Zeitalters, wenn er mit ihnen in Berührung kam, nur als polemisirender Kritiker gegenübertreten konnte, und in dieses Verhältniß kam er mit dem dogmatischen Mendelssohn, dem kritischen Kant, welcher die Vernunft als Verstand betrachtete und behandelte, dem idealistischen Fichte und dem pantheistischen Schelling. Die mit dem Letztern durch J.'s Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" (Leipzig 1811) veranlaßte Streitigkeit ist zum Theil mit Erbitterung geführt worden. Schelling hat bei dieser Gelegenheit in s. freilich etwas einseitigen „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen" (Tübingen 1812), in dem Abschnitte des Ge-

schichtlichen, nachgewiesen, in welchem Verhältnisse J. zu Wissenschaft und Theismus, zu Philosophie und Religion und zur Literatur überhaupt gestanden habe. J.'s Rang unter den edelsten Wahrheitsforschern und eine edle, religiöse Denkart bleibt ihm unbestritten, ja manche tiefgefundene Schätze, die er aus seinem innersten Leben zu Tage förderte, gehören zu dem reinsten Gewinn des Wahren und Guten. Seine Werke erschienen zu Leipzig bei Gerh. Fleischer in 6 Bdn. Ihnen schließt sich der nach s. Tode von Fr. Roth 1825 und 1827 herausgegeb. „Briefwechsel" (in 2 Bdn., ebendas.) an, der auch biograph. Nachrichten über ihn enthält. Einer s. geistvollsten Schüler ist Fr. Köppen in Landshut, dessen „Vertraute Briefe" auch von ihm handeln. Hegel hat in den „Heidelb. Jahrbüchern" (1817, St. 1 fg.) eine Charakteristik J.'s als Philosoph geliefert.

Jacobs (Friedrich Christian Wilhelm), geschmackvoller Kenner des Alterthums und erzählender Schriftsteller, geb. zu Gotha den 6. Oct. 1764, erhielt s. ersten Unterricht von s. Vater, dann von Kaltwasser, Geißler und Stroth auf dem gothaischen Gymnasium. Seit 1781 studirte J. in Jena Theologie, vornehmlich unter Griesbach und Döderlein. Zugleich benutzte er Schütz's Vorlesungen, und durch Toup's kritische Schriften wurde seine Lust an Conjecturalkritik geweckt. 1784 ging er nach Göttingen, wo er s. theologischen Studien beschloß, um sich als Mitglied des philologischen Seminars unter Geyer ganz der Philologie zu widmen. Am Ende 1785 wurde er Lehrer an dem Gymnasium s. Vaterstadt. Hier machte er sich zuerst durch kleinere kritische Schriften und durch seine Theilnahme an der „Bibliothek der alten Literatur und Kunst" bekannt. Um dieselbe Zeit fing er an, mit einigen gelehrten Freunden die „Charaktere der Dichter aller Nationen" zu bearbeiten (7 Bde., als Nachtr. zu Sulzer's „Theorie der schönen Wissenschaften"), deren Fortsetzung durch den Tod und die Trennung der Unternehmer gehemmt worden ist; 1793 gab er eine deutsche Übers. des Vellejus Paterculus und die Homerischen Gedichte des Tzetzes aus Handschriften, 1795 den Bion und Moschus mit einer Vorrede über den Theokrit, 1796 und 1797 „Exercitationes criticas in scriptores veteres", 2 Bde., heraus, deren zweiter Theil vornehmlich auf die griech. Anthologie sich bezieht. Auf s. „Emendationes in anthol. graec.", 1793, folgte später der unveränderte Abdruck des zur Anthologie gehörigen Theils der Brunkischen „Analekten" mit den Registern (Leipz. 1794—1814, 13 Thle. in 8 Bdn.). Die Unterstützung, die der Herausgeber von dem Herzog Ernst II. erhielt, der ihn in Folge einiger auswärtigen Rufe bei der öffentlichen Bibliothek angestellt hatte, vornehmlich der Ankauf der Spoletti'schen Abschrift der Anthologie für die Bibliothek und Beiträge gelehrter Freunde, setzten ihn in den Stand, seinen Plan zu erweitern. Diese vieljährige Arbeit wurde nur selten durch Nebenarbeiten, wie die Übers. der „Athenienſischen Briefe" und die Beiträge zu Wieland's „Attischem Museum" unterbrochen. Die Ausarbeitung des „Tempe" (Leipz. 1803, 2 Bde.) lief mit dem Commentar über die Anthologie parallel, den er 1803 beendigte. Von s. „Elementarbuche der griech. Sprache" waren 2 Bde. erschienen, als er 1807 dem Antrage der k. bairischen Regierung als Prof. der alten Literatur am Lyceum in München und Mitgl. der neu organisirten Akademie der Wissenschaften folgte. Von der Sammlung der vermischten Schriften von Fr. Jacobs gibt der 1. Thl. (Gotha 1823) s. in München gehaltenen Reden nebst einem Anhange vermischter Aufsätze. Zu München arbeitete er den 3. und 4. Bd. des „Griech. Elementarbuchs" aus, verließ aber — in die Händel der Nord- und Süddeutschen verwickelt — nach 3 Jahren diese Stadt und kehrte nach Gotha zurück, wo er als Oberbibliothekar und Director des Münzcabinets angestellt wurde. Hier ordnete und katalogirte er die ihm anvertrauten Schätze, vollendete die Anthologie und gab hierauf die griechische Anthologie aus der einzigen Handschrift, in welcher sie sich erhalten hat, u. d. T. „Anthologia ad fidem codicis Vaticani edita" von

1813—17 (Leipz.) vollständig heraus. Der Zufall, der die vaticanische Handschrift nach Heidelberg zurückbrachte, begünstigte diese schätzbare Arbeit. Außer einigen Aufsätzen in Wolf's „Literarischen Analekten" u. a. Zeitschriften ist besonders s. Ausg. des Achilles Tatius (Leipz. 1821, 2 Bde.) nach einer 1818 aus Paris zurückerlangten Handschrift zu erwähnen. — Von einem Gelehrten ist schon eine solche Folge gründlicher philologischer Arbeiten bewundernswürdig. Der reine Sinn und die lebendige Schilderung der verschiedensten Charaktere und Verhältnisse stellen auch s. belletristischen Schriften unter die bessern ihrer Gattung in der deutschen Literatur. „Allwin und Theodor", „Rosaliens Nachlaß", die „Auswahl aus den Papieren eines Ungenannten", die „Feierabende in Mainau", „Die beiden Marien" rc. sind in den Händen aller gebildeten Leser, und es gibt wenig Schriften, die man der Jugend, und besonders dem weiblichen Geschlechte, so zuversichtlich übergeben und zur Beherzigung und Warnung anempfehlen könnte wie diese. 3.

Jacobson (Israel), Präsident und Geh. Finanzrath, Güterbesitzer in Mecklenburg, jetzt in Berlin wohnhaft, ward geb. zu Halberstadt um 1770 aus einer reichen und angesehenen jüdischen Familie und verheirathete sich mit der T. des Hofagenten Herz Samson zu Braunschweig. Nach dem Tode s. Schwiegervaters wurde er selbst Hofagent. Der Herzog, welcher reiche und thätige Leute begünstigte, schätzte J., der sich auf mannigfaltige Weise nützlich zu machen wußte. Von Mecklenburg erhielt er den Titel eines Geh. Finanzraths. Am westfälischen Hofe wollte er s. Einfluß zu einem höhern Zwecke, zu einer religiösen und sittlichen Reformation s. Nation benutzen, und auf s. Betrieb ward, unter d. Namen Consistorium, ein oberster Gerichtshof in Kassel gegründet, vor welchem alle religiöse und sittliche Angelegenheiten der jüdischen Nation in Westfalen in letzter Instanz verhandelt werden sollten. J. selbst ward zum Präsidenten dieses Consistoriums ernannt. Aber schon vor der Auflösung desselben (1813) hatte er, dem durch mancherlei Umstände sein Aufenthalt in Kassel verleidet worden war, mit Beseitigung aller Handlungsgeschäfte, sich auf eins s. Güter zurückgezogen, wo er in ruhiger Abgeschiedenheit lebte. Für s. Fähigkeit als Geschäftsmann sprechen s. Vermögensumstände. Sein Speculationsgeist aber haftete nicht an dem Kleinlichen und Ängstlichen; er verschmähte das Unwürdige und faßte gern Großes ins Auge, das neben dem Gewinn auch Ehre bringt. Seiner Nation hat J. mit Verstand und Beharrlichkeit genutzt; an vielen Orten in und außer Deutschland sind ihr, auf s. Verwendung, drückende Bürden aller Art abgenommen, und die Juden selbst dadurch mehr oder weniger zu bürgerlichen Menschen geworden. Zu Seesen, zwischen Braunschweig und Göttingen, hat er eine Schulanstalt gestiftet, an deren wohlthätiger Einrichtung sowol Christen als Juden Antheil genommen haben. Hier wurde auch 1810 der auf s. Veranstaltung erbaute jüdische Tempel unter dem Namen Jakobstempel eingeweiht. Christen von allen Ständen, Gelehrte, Officiere und Bürger fanden bei ihm eine fast immer sichere Abhülfe ihrer Bedrängnisse. J. besitzt nicht allein eine gründliche Kenntniß der hebr. Sprache und der mosaischen Gesetzgebung, sondern hat auch der jüdischen Theologie ein gründliches Studium gewidmet.

Jacquin (Nikolaus Joseph, Freih. von), Arzt, Chemiker und vorzüglich Botaniker, geb. 1727 zu Leiden, studirte in Antwerpen und Löwen, dann in Leiden die Naturlehre unter Musschenbroek, die Arzneikunde unter Gaubius, Bernhard, Albinus. Gronovius und van Royer waren seine botanischen Lehrer. Hierauf besuchte er Paris und wählte endlich Wien zum Aufenthalt auf Einladung des k. k. Leibarztes van Swieten. Hier las er zuerst 1752 über den Hippokrates, vergaß aber die Botanik nicht. Franz I. lernte ihn in dem damals neu angelegten Garten zu Schönbrunn kennen und schickte ihn mit v. d. Schott 1755 nach Westindien. 1759 kehrte er mit Schätzen beladen zurück und schrieb die „Histor. stir-

pium americanar." 1763 ernannte ihn Maria Theresia zum Bergrath und Prof. der Chemie und Mineralogie in Schemnitz. 1768 trat er als Prof. der Chemie und Botanik an Laugier's Stelle in Wien ein. Leopold II. gab ihm die Oberaufsicht über den schönbrunner Garten, was ihn in den Stand setzte, von 1797—1804 den „Hort. Schoenbr. Icones plantar. rar." und „Monographia oxalidum" zu bearbeiten. Außerdem verdanken wir ihm eine „Flora austriaca". — Maria Theresia erhob ihn in den Adelstand, Joseph II. sandte seinen Sohn auf Reisen, damit er sich zum Lehrer ausbildete; Franz II. ertheilte dem 80jähr. Greise den St.-Stephansorden und den Freiherrnstand. 1809 war J. Rector der Universität in Wien. Er stand mit den berühmtesten Männern s. Zeit in Verbindung, er war Linné's Freund und Rathgeber. Man schätzte an ihm stets die gründliche Beobachtung, was auch s. letztes Werk über die Asklepiaden bestätigt. Er starb zu Wien 1817 in einem Alter von fast 91 J. 81.

Jagd, Jägerei, oder **Waidewerk** ist die Wissenschaft oder Kunst, nützliches Wild in gehöriger Menge und angemessenem Zustande zu erhalten, schädliches aber zu vermindern, oder, nach Umständen, ganz auszurotten und beides auf die zweckmäßigste Art zu benutzen. Die Jagd zerfällt demnach in zwei Hauptabtheilungen, deren erste sich mit der Naturgeschichte des Wildes, der Wildzucht und dem Wildschutz beschäftigt, deren zweite aber die Lehren von der Habhaftwerdung des Wildes durch Tödtung oder Fang und der Wildbenutzung enthält. Letztere ist es auch, die man besonders unter dem Worte Jagd oder Waidewerk zu verstehen pflegt, obwol sie ohne den ersten Theil bald in sich selbst zerfallen muß. Natürlich ist es, daß der zweite Theil der Jagdwissenschaft, oder die eigentliche Jagd überall der frühere war. Das thätige frische Leben bei diesem Geschäfte, die mancherlei Abenteuer und die Freude über glücklichen Ausgang der Jagd, machen ihn ebenso begierig auf die Wiederholung, als diese, bei der genauen Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten des Wildes, mit immer geringern Schwierigkeiten verbunden wird; und so ist der Jäger schon von Anfang an gezwungen, sich mit der Naturgeschichte der jagdbaren Geschöpfe um so mehr bekannt zu machen, als er von seiner Beschäftigung größern Vortheil ziehen will. Die Bemerkung, daß das Wild sich bei uneingeschränkter und regelloser Verfolgung, in nur etwas bebauten Ländern, bedeutend verringere, mußte bald auf die Nothwendigkeit einer gewissen Schonung und Hegung desselben aufmerksam machen, und sogar der Wilde wird sich scheuen, wenn er nur einige geläuterte Begriffe hat, ein tragendes Thier zu erlegen. Auch das Vergnügen, das die Herrschenden im Volke an der Jagd fanden, mochte nach und nach Gesetze über den Wildschutz bewirken, und, als späterhin Jagdreviere an besondere Besitzer kamen, wurden diese zur Schützung und Hegung des Wildes durch ihren eignen Vortheil um so mehr bewogen. Als die Jäger, sowie andre Künstler, eine besondere Kaste zu bilden anfingen, entstand auch unter ihnen eine Kunstsprache, die noch immer beibehalten wird, weil sie in kurzen und zum Theil sehr bezeichnenden Ausdrücken Dinge ausspricht, die sonst weitläuftiger Beschreibungen bedürfen, und auch durch diese kaum deutlich werden möchten. Die Naturgeschichte des Wildes, wie der Jäger sie kennen muß, besteht nicht nur in der Wissenschaft von dem Bau der innern und äußern Theile und der Eintheilung und Benennung derselben, seinem Aufenthalt, seiner Nahrung und Fortpflanzung, sondern besonders auch in der Kenntniß der Eigenthümlichkeiten in seinem Leben und Benehmen, seinen Geschlechts- und Altersverschiedenheiten und seinen Spuren oder Fährten. Wie wichtig dieser letzte Theil der Jagdnaturgeschichte sei, wird daraus erhellen, daß von einem wahren Jäger die Schätzung (das Ansprechen) eines jeden stärkern Wildes aus der bloßen Spur verlangt wird, daher auch ein solcher ein hirsch- und fährtengerechter Jäger heißt. Die Lehre von der Wildzucht beruht auf der Kenntniß von den Verhält-

nissen, die jeder Wildart zuträglich oder nachtheilig sind, von dem einer jeden Wildgattung zuträglichsten Boden und Orte, von dem gehörigen Verhältniß in der Menge einer jeden Wildgattung zur andern, und des männlichen und weiblichen Wildes derselben Gattung gegen einander, und den Regeln, wie man neue Wildstände im Freien oder in Thiergärten anlegen, oder gesunkenen wieder aufhelfen könne. Wer die Wildzucht versteht, weiß, daß das Rothwild nur große, ruhige, zusammenhängende Laubholzwaldungen mit naheliegenden Wiesen, Äckern und klarem Wasser liebt; daß das Damm- und Rehwild weniger große und ruhige, aber trockene, und daß Sauen Brüche und mit Eichen und Buchen besonders angefüllte Waldungen vorziehen. Er wird letztere gar nicht oder nur in geringer Menge und nur in großen Revieren dulden, wenn Edel-, Damm- und Rehwild sich gehörig vermehren soll, und endlich nicht mehr männliches Wild dulden, als füglich beschlagen, nicht mehr weibliches, als beschlagen werden kann. Er wird wissen, wann es Zeit ist, dem Wilde gegen den Winter durch künstliche Fütterungen zu Hülfe zu kommen, damit es nicht verkümmere, Salzlecken oder Sulzen zu errichten und einen Thiergarten mit den wenigsten Kosten und auf die, den Umständen angemessenste Art anzulegen verstehen. Ob es gut sei, bei bevorstehendem Winter manche Arten von Wild einzufangen und in Ställen oder Zimmern bis zum Frühjahre zu erhalten, wird er, den Verhältnissen nach, erwägen u. s. w. Insofern der Jäger aber Alles, was dem Wilde nachtheilig werden könnte, abzuhalten sucht, übt er den Wildschutz; dieser besteht einerseits in der möglichsten Vertilgung alles Raubzeuges, der Wölfe, Füchse, wilden und verwilderten Katzen, der Marder, Iltisse, Wiesel und der Raubvögel; andrerseits in strenger Aufrechthaltung der Gesetze gegen Wilddieberei, zu vieles und unzeitiges Jagen, Verletzungen der Schonzeit und unbefugte Beunruhigungen der Wälder. Die Wildjagd, oder die Kunst, auf die zweckmäßigste Art jagdbare Thiere in seine Gewalt zu bekommen, und die dazu nöthigen Instrumente und Hülfsmittel, insofern dies möglich ist, selbst zu verfertigen und in brauchbarem Stande zu erhalten, geht also aus den ersten Theilen der Jagdwissenschaft hervor und kann nur bei Anwendung jener dauernd Nutzen und Vergnügen gewähren: sowie denn auch jene Theile wieder nur durch gehörige Übung der Jagd selbst in richtiger Anwendung erhalten werden können. Die Jagd theilt man aber, in Hinsicht der zu jagenden Thiere, in Hohe- und Nieder-, oder, in einigen Gegenden, in Hohe-, Mittel- und Niederjagd; zur hohen Jagd gehören im nördlichen Deutschland das Roth-, Damm-, Reh- und Schwarzwild, der Bär, Wolf und Luchs, das Auer- und Birkwildpret, der Fasan, der Trappe, Kranich und Schwan. Alles Übrige rechnet man zur niedern Jagd; wo aber eine Mitteljagd ist, da rechnet man zu dieser das Reh- und Schwarzwild, das Birk- und Haselwildpret und den großen Brachvogel. Das Raubzeug indessen, mag es zur hohen oder niedern Jagd gehören, soll billig von jedem Jagdberechtigten geschossen werden können, auch keine Ansprüche auf irgend eine Schon- oder Hegezeit machen dürfen; denn der Schade, den seine Vermehrung erzeugt, wiegt bei weitem den Vortheil des zur Winterzeit bessern Balges auf; auch ist diese Einrichtung, unsers Wissens, schon in mehren Ländern eingeführt. Die Jagd auf hohes sowol als niederes Wild wird nun, den Umständen nach, auf sehr verschiedene Art betrieben: die älteste Weise und die gewiß jeder rechte Jäger allen andern vorzieht, besteht darin, daß man im Walde oder Felde umherschleicht, dem Wilde unbemerkt näher zu kommen sucht und es dann durch einen Schuß mit Feuergewehr erlegt; dies Verfahren ist es, was man bei Hochwild Pürschgang oder Waidewerken, bei Niederwild aber Suche zu nennen pflegt, obwol man bei der Suche nicht immer gerade das Wild zu beschleichen sucht, sondern diesem, da es weder so scheu ist als das Hochwild, noch so weit gesehen werden kann, gewöhnlich, wenn es entfliehen will, ohnehin nahe genug ist,

um es schießen zu können. Den Pürschgang macht gewöhnlich ein Jäger allein oder zwei Jäger in Gesellschaft, damit der Eine, während der Andre sich anschleicht, sich auf dem Wechsel (oder dem Orte, durch welchen das Wild zu ziehen pflegt) vorwerfen und auch zu Schusse kommen könne; da es indessen auch dem besten Schützen begegnen kann, einen Schuß zu thun, der das Wild weder sogleich, noch nach kurzer Zeit niederstreckt, so pflegt man beim Pürschgange einen Hund mit sich zu führen, der darauf abgerichtet ist, der blutigen Fährte des angeschossenen (kranken) Wildes zu folgen (der auf den Schweiß gearbeitet ist). Man führt diesen an einer Leine (Schweißriemen) mit sich, bringt ihn auf den frischen Schweiß und folgt so der Fährte, bis man das Wild wieder erblickt, welches nun entweder todt (verendet) ist, oder durch einen neuen Schuß zu Boden gestreckt wird. Der beste Schuß für alle Arten von Hochwild ist der mit der Kugelbüchse auf das Blatt (Schulterblatt) von der Seite, worauf es nach einigen Sätzen gewöhnlich todt niederfällt. Kann man es aber (nur nicht die Sauen, da man von diesen den Kopf zum Gericht liebt) auf den Kopf, oder im Halse durch die Wirbel schießen, so stürzt es auf der Stelle (im Feuer). Bei der Suche, die besonders Hasen, Feldhühner, Schnepfen oder Bekassinen, doch auch vieles andre Haar- und Federwildpret zum Gegenstande hat, bedarf man ebenfalls eines Hundes, der durch seinen Geruch (Nase) das Wild ausfindig zu machen weiß, es aufsucht, und, indem er in einer bestimmten Stellung davor stehen bleibt (markirt), den Jäger darauf aufmerksam macht, dieser nähert sich dann soviel als nöthig, läßt den Hund einspringen und erlegt dann das aufgestobene Wild, welches nun vom Hunde apportirt (gebracht) wird. Eine zweite Art der Jagd ist der Anstand (s. d.), Ansitz oder die Kuro. Auch pflegt man manche Arten von Wild durch Nachahmung ihres Locktones (z. B. den Rehbock durch das sogenannte Blatten) und Wölfe und Füchse durch den Ton eines geängsteten Hasen anzulocken und zu schießen. Fast ebenso allgemein anwendbar ist das Treibjagen, wo eine bestimmte Zahl von Schützen sich in einer Linie, einem Winkel oder einem halben Monde verborgen anlegt, während eine verhältnißmäßige Zahl von Treibern in einem halben Monde ihnen entgegenrückt und so das zwischen der Treiblinie (Wehr) und den Schützen befindliche Wild auf letztere zutreibt. Auch bei diesen letzten Arten von Jagden werden, wenn der Gegenstand derselben in Hochwild bestand, Schweißhunde, ging die Jagd aber auf Niederwild, Hühnerhunde erfodert, um das etwa krank geschossene Wild verfolgen und stellen, oder apportiren zu können. In Gegenden, wo das Wild nicht sehr zahlreich ist, pflegt man dasselbe durch Jagdhunde (Braken, Wildbodenhunde) aufsuchen und sich zutreiben zu lassen, um es so zu erlegen. Ferner gibt es mancherlei Jagden, bei welchen das Wild (gewöhnlich Hochwild) mit Netzen, Lappen oder Tüchern, zum Theil oder ganz umstellt und dann in diesem eingestellten Bezirke erlegt wird, und die Contra-, Kessel-, Bestätigte-, Fanghauptjagden u. s. w. genannt werden, je nachdem die Netze und dergl. auf die eine oder andre Art angewandt werden; alle diese Jagden zwecken gewöhnlich darauf ab, in kurzer Zeit und mit Bequemlichkeit viel Wild zu erlegen, und werden mithin meistens nur zum Vergnügen von großen Herren gegeben. Doch pflegt man auch wol bei Treibjagden auf Hasen Prellnetze hinter die Schützenlinie zu stellen, um die Jagd einträglicher zu machen; auch wird bisweilen das mit Tüchern umstellte Wild nicht erlegt, sondern eingefangen, um entweder in Thiergärten ausgesetzt oder zum Vergnügen gezähmt zu werden. Außer diesen und ähnlichen Arten von Jagden, bei denen der Mensch die Hauptrolle spielt, gibt es auch viele, bei denen Hunde mehr thun müssen als Menschen. Den obersten Platz verdient unter diesen die Parforcejagd, bei welcher ein Hirsch (fast immer ein starker Rothhirsch) von einer großen Anzahl (Meute) besonderer Hunde, die man Parforcehunde nennt, so lange verfolgt wird, bis er aus Müdigkeit oder Zorn sich stellt, worauf dann durch eine Ku-

gel auf den Kopf, oder einen Stich (Fang) hinter dem Blatte ins Herz seinem Leben ein Ende gemacht wird. Da es bei dieser Jagd nicht auf Wildbenutzung abgesehen, die Meute sehr kostbar zu unterhalten ist und überdies viele Jäger zu Pferde, und ein eigends dafür mit gebahnten Wegen versehenes Revier dazu erfoderlich ist: so kann sie nur ein Vergnügen für große Herren sein. Mehr der großen Kosten und der Unruhe wegen, die die Parforcejagd in Revieren verursacht, ist sie jetzt seltener geworden, als weil man sie für zu grausam hielt; denn so oft ihr dieser Vorwurf auch gemacht worden ist, so ist doch so viel gewiß, daß ein Jeder beim fröhlichen Läuten der Meute, den Hornfanfaren, dem Peitschenknallen und dem ganzen Gejauchze der Jagd alles Andre vergißt und sich nach Wiederholung des Vergnügens sehnt. Auch andre Arten von Wild, als Hasen, Füchse, Dächse und wilde Schweine, pflegt man, insofern die Hunde darauf gearbeitet sind, parforce zu jagen. Gewöhnlicher aber ist bei diesen Wildgattungen das Hetzen, wozu man sich bei Hasen und Füchsen der Windhunde, bei wilden Schweinen der schweren Hatzhunde und bei Dächsen der Dachssucher bedient. Füchse und Dächse werden außerdem in ihren Bauen durch krummläuftige Hunde (Dächsel) aufgesucht und festgemacht, worauf man dann an dem Orte, wo man den Hund am deutlichsten bellen hört, den Bau aufgräbt und seinen Einwohner mit einem Haken oder einer Zange hervorzieht und todtschlägt. Außer den Hunden bedient man sich noch des Frettchens, indessen bloß zu der Kaninchenjagd; man verlegt die Eingänge eines Kaninchenbaues mit Netzen und läßt ein oder mehre Frettchen hinein, worauf dann die Kaninchen herausfahren und sich in den Netzen fangen. Die Falken (s. d.), die man in frühern Zeiten zur Jagd auf Hasen, Reiher und andres Wild abrichtete, sind jetzt fast ganz außer Gebrauch gekommen. Wol aber gehört zu den, bei der Jagd zu gebrauchenden Thieren das Pferd, nicht bloß, insofern man bei der Parforcejagd, dem Hetzen u. s. w. beritten sein muß, sondern auch besonders, weil dies treue und kluge Thier, vor dem sich das Wild nicht scheut, sich so abrichten läßt, daß es, in einer weidenden Stellung dahin schreitend, dem nebenher gehenden Jäger als Schirm dient, um nahe an das Wildpret zu kommen. Dies sind die, wenigstens in unsern Gegenden, gebräuchlichen Arten, die Jagd auszuüben; außer ihnen gibt es aber auch viele Arten, das Wild durch Fallen, Netze und andre Vorrichtungen todt oder lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Dem Hochwild pflegt man jedoch, außer dem oben erwähnten Fangjagen, nicht auf diese Art nachzustellen, selten auch den Hasen und Feldhühnern; am öftersten aber dem Raubzeuge, Wölfen und Füchsen, Mardern und den Wildgattungen, die man, wie Otter und Biber, selten zu Schuß bekommt, weil sie sich zu gut zu verbergen wissen, und den geringen Federwildgattungen, deren Einzelne man keines Schusses werth hält, wie Drosseln und Lerchen. Außer den Wolfs- und Bärengruben, die in unsern Gegenden wol kaum noch gebraucht werden, und den Selbstschüssen, die, ihrer Gefährlichkeit für Menschen und Hausvieh wegen, ziemlich abgekommen sind, mögen wol die sogenannten Prügel- und Mordfallen die ältesten sein, bei denen das Wild, wenn es am Köder nascht, durch einen herabfallenden Balken erschlagen wird. Am gebräuchlichsten auf Wölfe, Füchse, Biber, Ottern, wilde Katzen, Marder und Iltisse sind aber die sogenannten Schwanenhälse oder Berlinereisen und die Tellereisen, die entweder mit Köder versehen, das Wild anlocken, oder auf dessen Wechsel gestellt werden, sodaß es hineintreten muß. Auf Wölfe und Füchse pflegt man auch die Angeleisen zu legen, welche, wenn das Wild den daran gesteckten Bissen ergreift, durch Widerhaken, die mittelst einer Feder auseinander schnellen, demselben im Rachen sitzen bleiben; und zum Fange der Raubvögel hat man eigne Fangapparate, Habichtsstoß und Rönne genannt, bei denen der, auf eine Taube oder dergl. herabstoßende Räuber selbst ein Netz über sich herzieht. Die Netze sind entweder so beschaffen, daß das Wild (meist Feder-

wild) in dieselben hineinstößt und sich darin verwickelt und hängen bleibt, oder so, daß das im Bereich der Netze einfallende oder sich befindende Wild von denselben überdeckt wird. Zu den ersten gehören, außer den oben berührten Fanggarnen für Hochwild, noch die Klebgarne, welche senkrecht an Stangen aufgehängt werden, und unter denen die Taggarne für Lerchen und der sogenannte Schnepfenstoß am bekanntesten sind. Jene, die Lerchentaggarne, bestehen aus 5 und mehren Reihen oder Wänden 6—7 Fuß hoher Garne, welche, zur Zeit des Sonnenunterganges gegen Morgen gestellt und worauf die Lerchen zugetrieben werden: der Schnepfenstoß aber ist ein luftgraues Netz, welches auf freien Waldplätzen, wo Schnepfen zu streichen pflegen, zur gehörigen Zeit in solcher Höhe aufgezogen wird, daß die durchstreichenden Schnepfen hineinstoßen und sich verwickeln müssen. Ferner gehören hierher noch der Entenfang, die Treibzeuge auf Fasanen, Feldhühner und Wachteln, und die Steckgarne auf Hasen und Hühner, die entweder busenreich oder so gestellt werden, daß sie sich allmälig verengern. Zur zweiten Abtheilung von Netzen aber gehören: der Tyraß, ein ziemlich großes Netz, welches von zwei Personen so geführt wird, daß ein durch den Hühnerhund markirtes Feldhuhn, eine Wachtel oder Bekassine damit überzogen und beim Herausstieben gefangen wird, und die Herde oder Schlaggarne, welche so gelegt werden, daß man sie mittelst einer Leine zuziehen und die, durch Lockton, Köder oder Ruhr= und Lockvögel herbeigezogenen Wasserschnepfen, Bekassinen oder kleinern Singvögel damit überdecken kann. Eine andre Art, das Wild zu fangen, sind die Schlingen. Mit einfachen Schlingen oder Fangschlingen von geglühtem Draht fängt man Hasen oder Wiesel, mit eben solchen einfachen Schlingen, oder Laufdohnen von Pferdehaaren, Schnepfen, Enten und auch wol andres Wild, indem man diese auf die Wechsel stellt, sodaß das Wild hineintreten oder mit dem Kopf hineinfahren muß. Hängedohnen und Sprenkel, deren man sich zum Fange der Drosselarten und mancher Singvögel bedient, sind so eingerichtet, daß die durch Beeren angelockten Vögel, entweder indem sie mit dem Kopfe durch eine Schlinge fahren, oder indem sie auf ein Stellholz treten, welches abspringt, am Halse oder den Füßen gefangen werden. Außerdem fängt man kleinere Vögel auch wol durch Leimruthen, und mag, wenn man will, auch das Vergiften des Raubzeuges durch mit Krähenaugen oder Arsenik eingeriebenes Luder zur Jagd rechnen, obwol letzteres Verfahren, als unwaidmännisch, nur dem Nichtjäger und nur gegen Wölfe erlaubt sein sollte. Die Wildbenutzung oder der Theil der Jägerei, welcher sich damit beschäftigt, aus der Jagd den möglichsten Nutzen zu ziehen, erfodert: die Kenntniß der gehörigen Jagdzeiten für jede Art von Wild; die Beurtheilung, wie viel dem Wilde ohne Nachtheil für künftige Zeiten Abbruch gethan werden dürfe; die Kunst das Wild auf die seinem Werthe am wenigsten nachtheilige Art zu erlegen, ebenso aufzubrechen, abzuwirken und zu zerlegen, seinen Transport zweckmäßig einzurichten, die Bälge gehörig zu erhalten, und endlich die Berechnungen des Geldertrages regelmäßig zu führen. Auch dieser Zweig der Jagdwissenschaft ist mithin mit den andern unmittelbar und so verbunden, daß alle in einander greifen und keiner ohne den andern bestehen kann. Das Ganze der Jägerei wird in dem anerkannt vortrefflichen „Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber", von G. F. D. aus dem Winckell (2. Aufl., Lpz. 1820—22, 3 Bde.) abgehandelt. Slj.

Jagemann (Christian Joseph), weimarischer Rath und Bibliothekar bei der Herzogin Amalie, geb. 1735 zu Dingelstädt im Eichsfelde, war von seinen kathol. Ältern zum Mönchsstande bestimmt und trat mit dem 17. J. in den Augustinerorden, entfloh aber aus dem Kloster zu Konstanz gleich nach dem Noviziate. Mit Hunger und Noth kämpfend, half er sich durch bis nach Dänemark, wo er zwei Großonkel aufsuchte. Diese verschafften ihm eine Hauslehrerstelle und wollten ihn mit seinen Ältern aussöhnen. Vom Heimweh getrieben, kehrte

J. nach 2 Jahren ins Vaterhaus zurück; doch zur Sühnung sollte er nach Rom pilgern. Mit Freuden ergriff er diese Auskunft, und bat den eben zum Papst erhobenen Ganganelli um Erlaß der Strafe wegen seiner Entweichung, dann um Dispens vom kanonischen Alter. Bis zur Entscheidung seiner Gesuche wies man ihn in das Kloster S.-Spirito nach Florenz, wo er erst nach Jahren und oft wiederholtem Ansuchen die Erfüllung seiner Wünsche erhielt. Unterdessen hatte er die italienische Literatur so lieb gewonnen, daß er nach erhaltener Priesterweihe länger in Florenz zu bleiben beschloß. Er nahm daher die Stelle als Beichtvater bei den Deutschen an, die Leopolds Regierung in Menge nach Florenz zog. Büsching's „Erdbeschreibung" fiel ihm damals in die Hände. Die Übers. in das Italienische, die er davon besorgte (Flor. 1770), brachte ihn in Briefwechsel mit dem Verf. und außerdem bei den Italienern zum Rufe eines Gelehrten. Eine fehlgeschlagene Hoffnung bestimmte ihn endlich, nach seinem Vaterlande zurückzukehren, wo er durch den Kurfürsten von Mainz, Emmerich Joseph, als Director am kathol. Gymnasium zu Erfurt eine Anstellung fand und 1775 als Privatbibliothekar der Herz. Amalie nach Weimar berufen wurde. Italienische Literatur, in besonderer Beziehung auf Florenz, blieb sein Lieblingsstudium, und er hat durch seine Bearbeitung Tiraboschi's („Geschichte der freien Künste und Wissenschaften in Italien", Lpz. 1777—81, 3 Bde.) die genauere Kenntniß der ältern ital. Literatur mit am meisten verbreitet. Sein „Ital. Wörterbuch" (1790—91 und 1803, 2 Bde.) machte zwar das Bedürfniß eines bessern nur fühlbarer, sowie auch seine „Sprachlehre" durch Fernow in Vergessenheit gerathen ist; aber dennoch werden seine Schriften, deren Verzeichniß Meusel gibt, sein Andenken erhalten. Er starb am 4. Febr. 1804. Aus J.'s zweiter Ehe stammen die Kinder, welche durch ihre Talente des Vaters Namen bedeutend gemacht haben:

Jagemann (Ferdinand), geb. zu Weimar 1780, zeigte durch Kraus's freies Zeicheninstitut geweckt, frühe Neigung für die zeichnenden Künste. Schon im 15. J. versuchte er sich zu Kassel unter Tischbein in Arbeiten, die ihm die Begünstigung verschafften, auf Kosten seines kunstliebenden Fürsten nach Wien zu gehen, um sich unter Füger weiter zu bilden. Noch vor dem Schlusse seines 7jährigen Aufenthalts zu Wien malte er den Herzog von Sachsen-Teschen, ein Bild, das jetzt die weimarische Bibliothek schmückt. Von Wien ging J. nach Paris, um Rafael aus den Werken kennen zu lernen, die damals das siegreiche Frankreich zusammengebracht hatte. Bald nach seiner Rückkehr, 1804, erhielt er den Professortitel mit Gehalt und ging dann über Wien, 1806, nach Italien, wo er drei J. in Rom zubrachte. Die Erweckung des todten Knaben durch den Propheten Elisa (jetzt im großherz. Palaste), Figuren über Lebensgröße, war die Frucht seines Fleißes. 1810 kehrte er nach Weimar zurück; aber bald störte die Theilnahme an der Sache des deutschen Volks seine stillen Beschäftigungen. J. schloß sich als Fahnenträger den Freiwilligen an, die nach Frankreich zogen. Zu den schönsten Momenten seines Lebens gehörte der seines Einzugs in Hanau, als er, von seinem Fürsten abgeschickt, die Nachricht von der eroberten Hauptstadt Frankreichs nach Weimar bringen sollte. Überall empfing ihn jubelnder Enthusiasmus. Aus dem Sturme des Kriegs kehrte er zur Staffelei zurück, und ein Bild des Großherzogs von Weimar, der sich auf die Verfassungsurkunde stützt, erwarb ihm den Beifall der Kenner, von seinem Fürsten den Hofrathstitel und die goldene Medaille. Später wurde ihm der Auftrag, zum 3. Reformationsjubiläum für die Kirche zu Überstädt eine Scene aus Luther's Leben darzustellen. Er wählte Luther vor Kaiser und Reich. Ein noch größeres Bild für Karlsruhes protestantische Kirche, die Himmelfahrt Christi, brachte er mit Anstrengung aller seiner Kräfte zu Stande und war bei dessen Aufstellung zugegen. Aber kränker kehrte er von der Reise heim, und die Auferstehung zu malen, wozu er so manche Vorstudien gemacht

hatte, war ihm nicht mehr vergönnt. J. starb 1820 an einem Brustübel, das ihn lange gedrückt hatte. Nahe bei Luc. Kranach's Grabstätte ward er beerdigt. Das Juniheft des Journals für „Lit., K., Luxus und Moden" f. 1823 zeigt sein Bildniß.

Jagemann (Karoline), älteste T. des Raths, entwickelte früh ein seltenes Talent für Tonkunst und wurde daher in ihrem 17. J. auf Kosten der Herz. Amalie nach Manheim geschickt, wo damals unter Iffland's Mitwirkung eine scenische Kunstschule blühte. Sie lebte im Hause des Schauspielers und Sängers Beck und genoß schon damals große Auszeichnung. Einige J. nachher trat sie auf dem weimarischen Hoftheater mit großem Beifall als Sängerin und Schauspielerin auf. Ältere Theaterfreunde erinnern sich noch mit Vergnügen, in welcher Vollkommenheit sie die Eugenia in Göthe's „Natürlicher Tochter" spielte; doch war sie als Sängerin ausgezeichneter. Nach einigen Kunstreisen wurde sie als erste Sängerin für immer der weimarischen Bühne gewonnen, deren Zierde sie noch jetzt ist; der jetzige Großherzog hat sie mit dem Rittergute Heigendorf im Allstädtischen beschenkt, wovon sie den Namen führt. Bekannt ist der Einfluß, den sie auf die innere Verwaltung des weimarischen Theaters, besonders seit Göthe's völligem Rücktritt, behauptet. 19.

Jaggernat, s. **Dschagernat**.

Jagellonen, s. **Polen**.

Jahn (Friedrich Ludwig) — eine kräftige Natur, vielfach bewegt von der Zeit und von volksthümlich-pädagogischen Ideen — ist der Sohn eines Predigers in Pommern, geb. 1778. Seine Bildung war theils sein Werk, theils das Erzeugniß der Zeitbegebenheiten, unter deren Einflüssen er lebte. Er studirte zu Jena und Halle und besuchte noch andre Universitäten, wo er an der Unterdrückung der Landsmannschaften arbeitete, welche die Territorialtrennung der deutschen Völkerschaften in die Gemüther der deutschen Jugend einprägten. 1809 kam er nach Berlin und wurde Lehrer der Gymnastik in dem Institute des D. Plamann. 1811 eröffnete er seine Turnanstalt, an der bald 1400 junge Leute Theil nahmen. Deutschland und Preußen von einem stolzen Feinde gedemüthigt zu sehen, regte sein tiefes Vaterlandsgefühl zu edlem Zorne auf. Auch mochten Fichte's „Reden an die deutsche Nation" ihn ergriffen und zu dem Beschlusse begeistert haben, die Wiederherstellung des Volksgeistes durch die Entwickelung der Volkskraft zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Er bekämpfte daher durch Lehre und Beispiel jede Art der Ausländerei und trug durch Rede, Schrift und That viel dazu bei, den Stolz des Nationalgefühls zur mannhaften Abwehr alles Fremden zu erwecken. Da er die Zeit kommen sah, wo sein Vaterland Männer brauchen werde, die stark durch einen Willen, das Leben für den Sieg einzusetzen, den Muth und die Kraft hätten, er aber die Grundlage solcher Gesinnung in dem urdeutschen Nationalcharakter erkannte, so wandte sich sein Eifer auf die Wiederherstellung der reinen Kraftsprache des deutschen Volks und auf die volksthümliche Bildung der deutschen Jugend. Die preuß. Jünglinge sollten (und sie haben bewiesen, daß sie es schon waren) zu deutschen Männern reifen für den Todeskampf der Freiheit und der Ehre des Vaterlandes. Das Mittel dazu glaubte J. in der Turnkunst (seit 1810, vgl. **Turnkunst** und **Turnziel**) gefunden zu haben, wenn nämlich mit der Körperkraft zugleich die Willenskraft volksthümlich ausgebildet würde. Es ist nicht zu leugnen, daß er ein Ideal vor Augen hatte, welches Achtung verdient und selbst vom Staate anfangs geachtet worden ist; allein er verfolgte es mit dem kecken Trotze eines Reformators und stellte es an die Spitze der Nationalbildung, welche doch tiefere Wurzeln in dem Geiste und in der Gesinnung des Menschen hat. So vergaßen J. und seine Nachtreter in ihrer Einseitigkeit, daß die Griechen die Gymnastik dem „Guten zum Schönen" unterordneten, und daß die

hellenischen Turner zugleich den Grazien opferten. Übertreibung also und unweise Beschränktheit verdarb das Gute, was J. wirklich erzielte; kein Wunder, daß Übertreibung und unweise Beschränktheit auf der entgegengesetzten Seite sein Werk endlich vernichteten und sogar den Urheber desselben in einem strafbaren Lichte erblickten. — Zugleich hatte J. auch als Schriftsteller auf die Belebung des deutschen Nationalsinns unter der Jugend vielfach eingewirkt und dadurch nicht wenig mit zu der Erhebung des Volks in dem großen Kampfe 1813 beigetragen; wie er denn selbst unter den Freiwilligen, die sich zum Theil in Breslau an ihn schlossen, als Führer eines Bataillons an der Steckenitz im Felde gewesen, dann 1815 mit nach Paris gezogen ist und auch hier bei jedem Anlaß seinen Charakter derb ausgesprochen hat. Um ihn sammelten sich überall viel ähnlich Gesinnte; besonders hing die Turnjugend sehr an ihm. 1817 hielt er in Berlin Vorlesungen über das deutsche Volksthum, welche auf viele Ohren drastisch wirkten. Übrigens war er vom Staate als Turnlehrer anerkannt und besoldet. Allein J. und seine Anhänger, schon früher in politische Vereine (s. Tugendbund) verflochten, konnten nicht gleich ihr aufgeregtes Kraftgefühl, noch weniger das der kecken, hochfahrenden Jugend, in die Schranken der Mäßigung, des Anstandes und der altbürgerlichen Ansichten zurückdrängen. Es zeigten sich hin und da Schaumblasen, als Spuren eines verborgenen Feuers, oder — des Siedebampfes jugendlicher Schwärmerei. Da wandte sich der schon vielfach gereizte Argwohn auch gegen den Altmeister der Turner. Die Turnplätze wurden 1819 geschlossen, und J. selbst im Juli, da er eben einem Rufe nach Greifswald als Professor zu folgen im Begriff war, als demagogischer Umtriebe verdächtig, zuerst nach Spandau, dann nach Küstrin gebracht und zuletzt vor eine Immediatcommission in Berlin gestellt. (Vgl. Umtriebe.) Die Theilnahme an seinem Schicksale bewies sich durch Subscriptionen für seine Familie; auch wurde seiner Frau der Gehalt ihres Mannes fortwährend ausgezahlt. Es fehlte, ungeachtet der von der mainzer Centraluntersuchungscommission entdeckten Spuren, an thatsächlichen Beweisen seiner Schuld. Man stellte ihn daher, nach einem Befehle des Ministers vom 8. April 1820, bis zur Entscheidung, als Festungsgefangenen in Kolberg unter Aufsicht, ließ ihm jedoch seinen Gehalt von 1000 Thlr., und seine Familie lebte bei ihm. Das am 13. Jan. 1824 eröffnete Urtheil des kgl. Oberlandesgerichts zu Breslau erkannte gegen ihn auf zweijährigen Festungsarrest; allein das kgl. Oberlandesgericht zu Frankfurt a. d. O. reformirte dieses Urtheil am 25. März 1825 dahin, „daß J. von der Anschuldigung, durch freche Äußerungen über die bestehende Verfassung und Einrichtung des preuß. Staates Mißvergnügen und Unzufriedenheit erregt zu haben, freizusprechen sei". D. J. hat hierauf Freiburg a. d. Unstrut zu seinem Aufenthalte gewählt. Er hat geschrieben: „Das deutsche Volksthum" (1809, n. A. 1817, ins Franz. übers. u. d. T. „Recherches sur la nationalité, l'esprit des peuples allemands etc. avec notes par P. Lortet", Paris 1825), im J. 1814 die „Runenblätter". Auch war er Mitglied der deutschen Gesellschaft in Berlin. J.'s und Eiselen's „Deutsche Turnkunst" erschien zu Berlin 1816.

Jahr, der Zeitraum, in welchem die Erde ihren Lauf um die Sonne einmal vollendet und die davon abhängigen Veränderungen in der Natur zurückkehren. In der Vorzeit, wo man glaubte, daß sich die Sonne um die Erde bewege, nannte man diesen Zeitraum ein Sonnenjahr. Die Bestimmung des Sonnenjahrs, welche tiefe Kenntniß der Astronomie und genaue Beobachtung foderte, konnte nur nach und nach mit Genauigkeit erfolgen. Nach Herodot waren die Ägypter die ersten, deren Bestimmungen sich der wahren Größe des Sonnenjahres näherten. Sie theilten es in 12 Monate, jeden zu 30 Tagen, sodaß ihr Jahr 360 Tage enthielt, und die Bewohner Thebens, welche auf den Lauf des Mon-

des keine Rücksicht nahmen, setzten noch 5 Tage hinzu. In der Folge bemerkten sie zwar, daß der Hundsstern (Sirius), dessen Wiedererscheinung vor Sonnenaufgang die Überschwemmung des Nils ankündigte, alle 4 Jahr um einen Tag später aus den Sonnenstrahlen hervortrat; allein das J. von 365 Tagen war mit ihrer Festrechnung so verwebt, daß eine Änderung mit Schwierigkeit verbunden war; und wiewol die Feste jährlich fortrückten und in andre Jahreszeiten fielen, so blieb doch jene Bestimmung, bis Ägypten unter die Herrschaft der Römer kam, wo die Zeitbestimmung Jul. Cäsar's eingeführt wurde. In Griechenland hatte man das Jahr richtiger zu 365¼ Tag bestimmt, und der griech. Astronom Sosigenes hatte dies dem julianischen Calender (s. d.) zum Grunde gelegt. Aber schon der Astronom Hipparchus in Alexandrien hatte ungefähr 150 J. vor Christo durch Beobachtung gefunden, daß das Sonnenjahr nur 365 T. 5 St. 55 Min. habe. Seine Verbesserungsvorschläge blieben unbeachtet. Neuere Beobachtungen haben aber gelehrt, daß das Jahr um noch etwa 11 Min. 15 Sec. kürzer sei als das julianische. Lalande bestimmt es auf 365 T. 5 St. 48 Min. 35 Sec. 30 Tertien, v. Zach auf 365 T. 5 St. 48 Min. 48,016 Sec. Diese so genau bestimmte Zeitperiode nennt man das astronomische Jahr, von welchem das bürgerliche in den Calendern unterschieden werden muß. Letzteres hat, weil man dort die Tage nicht theilen kann, nur 365 Tage und stimmt daher mit dem astronomischen nicht völlig überein. Wegen der übrigen 5 St. 48 Min. u. s. w. wird alle 4 J. zwischen dem 23. und 24. Febr. ein Tag eingeschaltet (Schalttag), und ein Jahr, welches auf diese Weise 366 Tage bekommt, heißt Schaltjahr, jedes andre aber ein gemeines Jahr. Unter Mondenjahr versteht man die Zeit der 12 Umdrehungen des Mondes, welche nach Lalande 354 T. 8 St. 48 Min. 37 Sec. ausmachen. Das Mondenjahr ist daher 10 T. 21. St. kürzer als das Sonnenjahr. Viele alte Völker zählten nach Mondenjahren. Ein festes Jahr findet dann statt, wenn die Nachtgleichen und Jahreszeiten bei bestimmten Tagen bleiben; rücken aber diese fort, so nennt man das Jahr wandelbar. So war das julianische J. ein wandelbares, das gregorianische dagegen ist ein festes. Endlich ist noch der Unterschied zwischen dem tropischen, siderischen und anomalistischen Jahre zu merken. Das oben sogenannte astronomische Jahr nämlich heißt auch das tropische, weil seine Dauer von der Rückkehr der Sonne zu den Nachtgleichen oder Sonnenwenden (Tropen) abhängig ist. Hievon unterscheidet sich das siderische Jahr (die Zeit, welche die Sonne anwendet, um wieder zum nämlichen Fixsterne zu gelangen), und welches 20′ 5, 7″ länger ist; und das anomalistische um 26′ längere Jahr, d. h. derjenige Zeitraum, welchen die Sonne gebraucht, um einen gewissen Punkt ihrer Bahn, der der Punkt der Sonnenferne heißt, wieder zu erreichen. Das Jahr der Juden besteht aus 12 Monaten, welche mit 29 und 30 Tagen abwechseln. Ihr Schaltjahr hat einen ganzen Monat mehr, welcher zwischen den 6. und 7. Monat eingeschoben wird. Ihr Neujahrstag ist der Tag des ersten Neumonds nach der Herbstnachtgleiche. Innerhalb der 19jährigen Periode, nach welcher sie rechnen, haben sie 7 Schaltjahre, nämlich das 3., 6., 8., 11., 14., 17. und 19. Bei den Persern hat schon 1079 nach Chr. der Sultan Gelal ein Jahr eingeführt, welches dem astronomischen Jahre näher kommt als das gregorianische. Bei diesem fällt 7 Mal nach einander alle 4 Jahre ein Schaltjahr ein, das 8. Mal aber nach 5 J. erst. Die Republikaner in Frankreich bedienten sich eines festen Jahres, welches ebenfalls genauer als das gregorianische war. Die Periode von 86,400 J. foderte 20,929 Schalttage, daher wurde am Ende des Jahres ein Tag eingeschaltet, so oft die Herbstnachtgleiche auf den 2. Tag des neuen Jahres fiel.

Jahr und Tag, s. Frist.

Jakob, Isaaks Sohn und Abrahams Enkel, der letzte unter den Patriar-

chen und der echte Stammvater der Juden. Schon im Mutterleibe uneinig mit seinem erstgeborenen Zwillingsbruder Esau, hielt er bei der Geburt dessen Ferse, daher sein Name Jakob (Fersenhalter, der dem Andern ein Bein unterschlägt). Verzärtelt durch die Vorliebe seiner Mutter, häuslich und weich, mochte er sich überhaupt der Vortheile des Lebens lieber durch List, als mit männlichem Trotze bemächtigen. Als Jüngling fand er Gelegenheit, seinem Bruder, der eben hungrig von der Jagd kam, das wichtige Recht der Erstgeburt für ein Linsengericht abzuhandeln, und auf Anstiften der Mutter den ersten Segen, an dem das Erbe der herrlichen Verheißung Abrahams hing, unter der Maske Esaus, von dem blinden und schwachen Isaak zu erschleichen. Dem Zorne des gekränkten Bruders muß er entfliehen; auf dem Wege zu Laban aber, dem Bruder seiner Mutter, wird ihm die erste Bestätigung, daß das Erbe jener göttlichen Verheißung auf ihn übergegangen sei. Er sieht im Traume eine, bis in den Himmel reichende Leiter, auf deren Sprossen Engel auf- und niedersteigen, und über welchen der schützende Gott seines Stammes, den er außer Isaaks Zelten nicht nahe geglaubt, ihm verkündigt, Abrahams Segen ruhe auf ihm. Seit diesem Traumgesicht hält er den Glauben fest, daß Jehova ihn zum Stammvater eines großen Volks ausersehen habe. Dieser Glaube und die Liebe, die Labans Tochter Rahel ihm einflößt, sind seine Stütze während der beschwerlichen Jahre, die er bei den Heerden dieses Oheims um die Geliebte dienen muß. Und als er schon für diesen Preis 7 Dienstjahre ertragen, muß er in der verschleierten Braut, die man ihm zuführt, die ungeliebte Lea, die ältere Schwester der Rahel, erkennen, und um diese dazu zu erhalten, noch andre 7 Jahre dienen. Außer diesen **14** J. dient er noch **6** um eine Heerde, die er sein nennen will, und indem er dabei seinem Schwiegervater auf eine sehr sinnreiche Art (**1**. Mos. **30**, **27—43**) den Betrug vergilt, erwirbt er ein beträchtliches Eigenthum, mit dem er, sammt Weibern und Kindern, entflieht. Laban setzt ihm nach; und kaum hat er diesen beschwichtigt, so muß er auf dem Wege nach der **20** J. entbehrten Heimath dem Heere der Knechte Esaus begegnen. In dieser Angst sucht Jakob Hülfe im Gebet, und ein Mann ringt mit ihm in der Nacht, bis die Morgenröthe anbricht. Jakob geht als Sieger, doch mit gelähmter Hüfte, aus dem Kampfe und wird von seinem Schutzgott, den er in diesem Kämpfer anerkennt, zum ewigen Gedächtnisse Israel, d. h. Held Gottes, genannt. Dies wird zugleich der Ehrenname seines ganzen Hauses, und die Juden heißen nach ihm Israeliten. Ob er diesen Namen nun durch Stärke seines Vertrauens im nächtlichen Gebet verdiente, und sein Sieg nur die göttliche Erhörung war, oder welche Deutung man dieser seltsamen Kampfgeschichte sonst unterlegen mag, Jakob ging als ein Israel, d. h. muthiger und stärker im Herzen, dem gefürchteten Tage des Zusammentreffens mit Esau entgegen, und wußte den rauhen, aber edeln Bruder durch zuvorkommende Unterwürfigkeit zu versöhnen. Die Rückkehr zu den väterlichen Zelten macht einen merklichen Abschnitt in der Charakterbildung Jakobs. Jene zweideutige Schlauheit und Erwerbsamkeit scheint, wie später bei diesem gedrückten Volke, bei ihm nur das Nothmittel gewesen zu sein, sich unter den zwangvollen Verhältnissen der Abhängigkeit durchzuwinden. Als selbständiger Hausvater und Herr seines Eigenthums zeigt er sich seiner Väter werth und, wenn auch nicht an Kraft und Größe, doch an Frömmigkeit und zärtlichem Vatersinn gegen die Seinigen, dem Abraham ähnlich. Aber gerade von ihnen mußte er die meisten Kränkungen erfahren. Da er zwei rechtmäßige Frauen und dazu nach Landessitte noch zwei Mägde derselben, Bilha und Silpa, als Beischläferinnen, also **4** Weiber mit **12** Söhnen und einer Tochter zusammenzuhalten hatte, so konnte es ihm auch an häuslichem Zwiste und Kummer nicht fehlen. Die geliebte Rahel starb ihm bald nach seiner Heimkehr; seine Tochter Dina schändete ein Fürstensohn der Hevither, und seine unbändigen Söhne rächten sich durch Mord und Plünderung an diesem Volke. Er konnte es

ebenso wenig hindern, als die Blutschande seines ältesten Sohnes Ruben mit der Bilha; denn nachgeben, dulden und für die Fehltritte seiner Jugend büßen, schien nun einmal sein Loos. Das größte Herzeleid machte ihm aber der Verlust seines geliebten Sohnes Joseph, dessen blutiges Kleid die Brüder, die den Beneideten an eine ismaelitische Handelskaravane verkauft hatten, als das Zeichen, daß er von wilden Thieren zerrissen worden sei, dem bekümmerten Vater brachten. Doch eben dies Unglück entschied das Schicksal des Hauses Israel. Joseph (s. d.), durch seine Weisheit am Hofe der Pharaonen zu den höchsten Ehrenstellen emporgestiegen, erkennt seine Brüder, da sie, um Getreide einzukaufen, nach Ägypten kommen, verzeiht ihnen, und ruft das ganze Haus seines Vaters aus Kanaan, um in einer fruchtbaren Gegend Ägyptens zu wohnen. So umarmte der alte Jakob nach langen Jahren den todtgeglaubten Liebling wieder und genoß unter seinem Schutze noch ein glückliches Alter. Kurz vor seinem Tode versammelte er seine Söhne um sein Sterbebette und sprach über jeden einen besondern Segen, voll bedeutender Ahnung des Charakters und der künftigen Schicksale seines Stammes aus. (Vgl. Herder, „Über den Geist der hebr. Poesie", II, S. 187, im Abschnitte Segensspruch über Israel, und den A. Hebräer.) Seinem vierten Sohne Juda gab er darin den Vorzug der Erstgeburt, dessen Ruben durch jene Unthat, Simeon und Levi durch den Mord der Hevither sich unwürdig gemacht hatten; seinen Enkeln, den Söhnen Josephs, Manasse und Ephraim, verlieh er aber gleiches Recht mit seinen übrigen Söhnen. Der Stamm Juda wurde auch wirklich der mächtigste unter den 12 Stämmen der Hebräer, und nach ihm nennen sie sich noch jetzt Juden. Jakobs letztem Willen gemäß, begrub ihn Joseph im Erbbegräbnisse Abrahams vor dem Haine Mamre in Kanaan. Den reichhaltigen, poetischen Stoff, den die Scenen aus Jakobs Leben in der heil. Urkunde darbieten, hat die Kunst mannigfach verarbeitet: und in der That war es nicht schwer, eine Geschichte in das Gebiet der Poesie zu ziehen, die schon an und für sich durch ihre Lebendigkeit, durch wunderbare Verwickelungen und unerwartete Auflösungen anzieht und rührt. Unerweislich scheint aber die Meinung einiger Neuern, daß die Geschichte Jakobs mythisch, und der vielgeprüfte Patriarch nicht eine historische Person, sondern entweder der ränkevolle Kronos, oder der gewandte Hermes, oder gar der hinkende Hephästos der vorderasiatischen Mythe, und die Zahl seiner Söhne nur ein Symbol der 12 Monate des Sonnenjahrs sei. Die Erzählung, die die heil. Urkunde von dem Leben dieses Patriarchen gibt, trägt zu sehr das Gepräge einfacher Naturwahrheit und hängt zu genau mit der unbestrittenen spätern Geschichte und Verfassung des jüdischen Volks zusammen, als daß sie nicht auf festem historischen Boden stehen sollte. Und wenn die Mythen des Alterthums im Laufe der Zeit ihre Bedeutung verloren, so mußte die Geschichte Jakobs um so mehr an Bedeutung und Wichtigkeit gewinnen, je herrlicher sich der in ihr sichtbare Gang einer weisen und vergeltenden Vorsehung, den die dichterische Einkleidung der Gespräche des frommen Patriarchen mit Gott keineswegs verdächtig macht, durch die spätere Leitung seines Volks und durch das Christenthum selbst entwickelt und gerechtfertigt hat. E.

Jakob I. von England (als König von Schottland Jakob VI.), ein Sohn Heinrich Darnley's, aus dem Hause Stuart, und der unglücklichen Maria, ward 1566 geb. Maria war im vierten Monat schwanger mit ihm, als der bekannte Rizzio vor ihren Augen erstochen wurde. Daher soll Jakob vor einem bloßen Degen gezittert haben, so viel Mühe er sich auch gegeben, diese natürliche Schwäche zu besiegen. Nach dem Tode der Elisabeth, die ihn nach Hinrichtung seiner Mutter zu ihrem Nachfolger hatte wählen lassen, bestieg er 1603 den engl. Thron. Er begann seine Regierung mit einem Edicte, durch welches alle kathol. Priester aus dem Reiche verbannt wurden. Die sogenannte Pulververschwörung (s. d.) war die Folge davon. Unter ihm blühte in einem 22jähr. Frieden der Handel und

das Volk lebte in großem Wohlstand; allein seine Regierung selbst war weder im Lande, noch bei auswärtigen Nationen geachtet. Man warf dem Könige vor, daß er, als die vornehmste Stütze des Protestantismus in Europa, in dem böhmischen Kriege nichts zu dessen Aufrechthaltung gethan, vielmehr seinen Schwiegersohn, den Kurfürsten von der Pfalz, verlassen, überhaupt diplomatisch unterhandelt habe, wo er mit dem Schwert in der Hand hätte streiten sollen, und daß er von den Höfen zu Wien und Madrid gleich sehr betrogen worden sei. Sein Ansehen im Innern schwächte die Herrschsucht, mit welcher er das Parlament in einer steten Abhängigkeit von sich erhalten wollte. Dieses widersetzte sich, und nun entstanden 1621 die Partei der Tories, welche für den König, und die der Whigs, welche für das Volk stritten. Jakob starb am 8. April 1625 und hinterließ den Ruf eines mehr trägen als friedfertigen, eines mehr schwachen als guten Fürsten. Doch kann man ihm Herzensgüte, Kenntnisse, Gelehrsamkeit und Staatsklugheit durchaus nicht absprechen. Er gefiel sich als öffentlicher Redner, zog aber durch den Pedantismus, mit welchem er sprach, oft bittere Kritiken auf sich. Er war freigebig bis zur Verschwendung. Einer seiner Lieblinge sah einstens eine Last Geldes in den königl. Schatz tragen, und äußerte gegen seinen Nachbar, wie glücklich ihn der Besitz dieses Geldes machen würde. Der König, welcher dieses hörte, ließ dem Günstlinge auf der Stelle die Summe schenken. Seine Freigebigkeit setzte ihn aber oft selbst in Verlegenheit. Als er eines Tages spazieren fuhr, ward er mitten in den Straßen von London wegen 50 Pf., welche der Hofsattler zu fodern hatte, von Gerichtsdienern verhaftet. Seine Leibwache wollte letztere in die Flucht schlagen; er aber verbot es, bezahlte die Summe und sagte: „Wer Gesetze gibt, muß sie auch beobachten". Unter Jakob I. entstanden die engl. Colonien in Amerika; der Ackerbau machte die größten Fortschritte; Künste und Wissenschaften bildeten den Geist der Engländer und verschönerten das gesellschaftliche Leben derselben. Jakob war der Erste, der sich den Titel: König von Großbritannien beilegte. Sein größter Fehler war die blinde Liebe gegen verächtliche Günstlinge, unter denen der Herzog von **Buckingham** (s. d.) sich auszeichnete. Sein Sohn, Karl I., folgte ihm in der Regierung, und seine Tochter Elisabeth ward an Friedrich V., Kurfürsten von der Pfalz, verheirathet. Die Nachkommen aus dieser Ehe bestiegen in der Folge den Thron von England. Unter Jakobs I. Schriften, welche 1610 in einem Foliobande zu London herausgekommen sind, nennen wir als die merkwürdigsten: „Basilikon doron" („Das königl. Geschenk"), worin er zum Besten seines Sohnes Heinrich, der früh verstarb, vortreffliche Grundsätze für den Unterricht der Könige entwickelt (dies Werk ward drei oder vier Mal in lat. Sprache, und dann auch in der franz. Übers. verschiedene Male aufgelegt) und sein scherzhaftes Werk gegen den Mißbrauch des Tabacks, in welchem er die Gründe für den Gebrauch desselben zu widerlegen strebt.

Jakob II., Enkel Jakobs I., zweiter Sohn des unglücklichen Karl I., kam nach seines Bruders Karl II. Tode (1685) auf den großbritannischen Thron. Er hatte, ungeachtet der ausgezeichneten Talente, welche ihm die Natur zur Herrschaft verliehen, theils durch die wenige Achtung, die er für die Rechte der Nation und für die Grundsätze der engl. Verfassung bezeigte, theils auch durch den schwärmerischen Eifer, mit welchem er die kathol. Kirche wieder einzusetzen strebte, den größten Theil seiner Unterthanen unversöhnlich gegen sich aufgebracht. Um sich gegen die Folgen dieser unüberlegten Schritte zu sichern, hatte er sogar in der Nähe von London ein Heer von irländischen und schottischen Truppen zusammengezogen und dadurch die Besorgniß des Volks noch vergrößert. Dieses wurde nun von unauslöschlichem Hasse gegen einen Monarchen entflammt, der das Theuerste, was es hatte, die protestantische Religion, unter die Füße treten wollte. Indessen war dem Volke noch der Trost geblieben, daß der König keinen Sohn hatte, er selbst schon bejahrt und seine Gemahlin kränklich, es also nicht wahrscheinlich war, daß demselben noch

ein Thronerbe geboren werden würde. Seine beiden Töchter, in der protestantischen Religion erzogen und an derselben festhängend, mußten dann die Regierung erben, und das Volk war zufrieden. Nun aber erscholl 1687 auf einmal das Gerücht, die Königin sei schwanger. So laut der Jubel der katholischen Priester, der Höflinge und aller Papisten über dies Ereigniß war, so groß war der Schrecken der Protestanten und der Argwohn, welcher sich damit verknüpfte. Selbst die Katholiken hatten bis dahin gezweifelt, daß die Königin noch einmal gebären würde, daher ward jetzt die Sage von der Prophezeihung eines Prinzen und von einer Wunderwirkung der Mutter Gottes verbreitet. Natürlich erzeugte nun der Haß der Protestanten gegen die Katholiken den Verdacht, als sei die Schwangerschaft der Königin erdichtet. Diesen Verdacht vermehrte das Bestreben des Hofes, alle fremde Personen aus der Umgebung der Königin zu entfernen und Niemand durch den Augenschein sich von der wirklichen Schwangerschaft derselben überzeugen zu lassen. Am 10. Jun. 1688 erfolgte endlich die Niederkunft der Königin, und dem Volke ward durch eine königl. Proclamation kund gethan, daß der Himmel das Land mit einem Thronerben gesegnet habe. Es ist hier nicht der Ort, die Beweise für und gegen die Echtheit der Geburt desselben anzuführen; nur so viel sei hier angemerkt, daß das Volk an keine Entbindung der Königin von einem Prinzen glaubte und dies öffentlich äußerte. Die Protestanten schlossen sich immer enger und zahlreicher dem Prinzen von Oranien, Schwiegersohn des Königs, an, und noch war der Prinz von Wales kein halbes Jahr alt, als jener bereits, auf den Ruf der Nation, in England landete und seinen Schwiegervater und Schwager vom Throne stieß. Jakob II. entfloh mit seiner ganzen Familie, am 21. Dec. 1688, nach Frankreich, wo ihm von Ludwig XIV. das Lustschloß St.-Germain eingeräumt wurde. Von dort aus unterhielt der König eine stete Verbindung mit seinen Anhängern in Schottland und Irland, mit deren Hülfe er mehre vergebliche Versuche machte, den verlorenen Thron wieder zu erlangen. 1692 ward Jakobs Gemahlin abermals schwanger und gebar, wie Jeder wußte und Niemand in Zweifel zog, eine Tochter, wodurch wenigstens die Fähigkeit der Königin, gesunde Kinder zur Welt zu bringen, bewiesen wurde. Jakob starb 1701 zu St.-Germain, und nun ward der sogenannte Prinz von Wales feierlich von Ludwig XIV. für den rechtmäßigen König von England, Schottland und Irland unter dem Namen Jakob III. anerkannt.

Jakob III., in der Geschichte auch der Prätendent, oder Ritter St.-Georg genannt (s. d. vor. Art.), ward von Frankreich, Spanien, dem Papste und den Herzögen von Modena und Parma öffentlich anerkannt, dagegen aber von dem engl. Parlamente des Hochverraths für schuldig erklärt und auf ewige Zeiten vom Throne ausgeschlossen. Ludwig XIV. versicherte ihn zwar seiner fortdauernden Unterstützung; es ist jedoch wahrscheinlich, daß er, besonders in der letzten Zeit, sich Jakobs III. nur wie eines Schreckbildes bedient habe, um England stets in Furcht zu erhalten. Unterdessen waren in Schottland, wo man über die Vereinigung dieses Landes mit England sehr unzufrieden war, bedeutende Unruhen ausgebrochen, welche Ludwig XIV. zu seinem eignen Besten und nebenbei auch zu Gunsten seines Schützlings zu benutzen beschloß. Die Zahl der Anhänger Jakobs III. vermehrte sich in jenem Lande, und es hatte das Ansehen, als ob eine Landung desselben, die allgemein gewünscht wurde, auch die Losung zu einer Empörung in Schottland geben würde. Ludwig XIV. unternahm daher 1708 eine Expedition dahin, an deren Spitze sich Jakob III. befand. Der vertheidigungslose Zustand, in welchen damals die Parteisucht der Engländer das Land versetzt hatte, trug dazu bei, die Erwartungen Jakobs zu beleben und ihn einen glücklichen Erfolg hoffen zu lassen. Dagegen setzte das Parlament einen Preis von 100,000 Pf. St. auf den Kopf des Prätendenten: ein Name, dessen man sich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male amtlich bediente. Die Flotte ankerte an den schottischen Küsten.

Noch ehe man aber darüber einig werden konnte, ob und wo man landen sollte, erscholl die Nachricht von der Annäherung einer überlegenen engl. Flotte, wodurch Jakob bewogen wurde, eiligst mit der seinigen nach Frankreich zurückzusegeln. Er mußte darauf, ebenso willenlos als er dem Zuge nach Schottland beigewohnt hatte, als Freiwilliger unter dem Herzoge von Burgund den Feldzug in den Niederlanden mitmachen, wo er, nach des Letztern Zeugnisse, Beweise persönlicher Tapferkeit gab. Als Ludwig XIV. endlich zum Frieden sich genöthigt sah, machten die Engländer die Entfernung des Prätendenten und die Anerkennung der Königin Anna zur Hauptbedingung der Friedenspräliminarien. Letztere hatte bis dahin in geheimem Briefwechsel mit ihrem Bruder, dem Prätendenten, gestanden und ihm sogar versprochen, wenn er die protestantische Religion annehmen werde, zu Gunsten seiner den Scepter niederzulegen. Hierauf verpflichtete sich Ludwig XIV. 1713 in dem utrechter Frieden, den Prätendenten aus seinen Staaten zu entfernen und die handversche Erbfolge auf keine Weise zu stören. Die Königin Anna starb 1714, ohne jene günstigen Gesinnungen für den Prätendenten durch die That und öffentlich bewährt zu haben. Dennoch war sowol in Schottland als in England die Partei der Tories, welche man damals Jakobiten nannte, wider den neuen König Georg und für den Prätendenten. Dieser wurde sogar in Schottland feierlich zum Könige ausgerufen; daher er 1716 einen abermaligen Zug dahin unternahm und wirklich landete. Während der Zeit aber waren die schottischen Aufrührer von den königl. Truppen geschlagen worden, und der Prätendent sah sich zum zweiten Male genöthigt, nach Frankreich zurückzukehren. Von nun an sah er sich von allen seinen Freunden, selbst von Frankreich, verlassen. Als ihm nun auch der Aufenthalt in Frankreich versagt wurde, war er gezwungen, bei dem Papste Hülfe zu suchen, der ihm und seinem zahlreichen Gefolge anfangs in Avignon Unterstützung gab, ihn aber dann nach Italien kommen ließ. Hier ward er überall wie ein regierender König aufgenommen. Während dieser Zeit hatte Jakobs Anhang in England und Schottland noch einmal ihm neue Hoffnung zum Besitz der engl. Krone gemacht. Spanien, welches mit England zerfallen war, trat seinen Entwürfen bei, und lud den Prätendenten ein, schleunig nach Madrid zu kommen. Dieser säumte nicht, der Einladung zu folgen (1719). Um aber den Engländern nicht in die Hände zu fallen, ließ er, während er selbst zu Rettuno auf einem spanischen Schiffe unter Segel ging, das Gerücht verbreiten, als reise er zu Lande über Bologna und Mailand nach Spanien. Dies hatte den Erfolg, daß zwei seiner Hofleute, die jenen Weg wirklich genommen hatten, von den Östreichern angehalten wurden. Indessen war er glücklich durch die engl. Schiffe hindurch gesegelt und am 26. März in Madrid angekommen. Sein Empfang am dortigen Hofe war der ehrenvollste, der einem wirklichen Könige zu Theil werden konnte. Schon vor seiner Ankunft in Spanien war eine neue Expedition gegen England unter Segel gegangen, aber vom Sturme zerstreut und genöthigt worden, in Cadix einen Zufluchtsort zu suchen. Als diese abermalige Unternehmung gescheitert war, bekümmerte man sich nicht weiter um den Prätendenten. Am 25. Aug. landete er wieder zu Livorno. Dennoch faßte er 1727, nach dem Tode Georgs I., den Entschluß, noch einmal sein Glück zu versuchen, und reiste, vom Papste unterstützt, nach Genua ab, um sich nach England zu begeben. Wie es ihm auf dieser Reise gegangen, ist nicht bekannt geworden. Wir finden ihn in der Folge zu Albano wieder, wo er bis zu seinem Tode (1. Jan. 1766) in der Stille lebte. Seine Nachkommenschaft bestand in zwei Söhnen, Karl Eduard (s. d.), der seine Ansprüche, aber auch sein Mißgeschick erbte, und auf welchen der Titel Prätendent überging, und Heinrich Benedikt, der sich dem geistlichen Stande widmete, unter dem Namen Cardinal von York bekannt ist, und durch dessen (13. Jul. 1807) zu Frascati erfolgten Tod die königl. Familie Stuart erlosch.

Jakob (Ludwig Heinrich von), D. der Philosophie und beider Rechte, kais. russischer Staatsrath, Ritter des St.-Annenordens 2. Classe und des rothen Adlerordens 3. Classe, ordentl. Prof. der Staatswissenschaften in Halle, ist den 26. Febr. 1759 zu Wettin im Herzogthume Magdeburg, wo sein Vater Posamentirer war, geboren. Von dem Gymnasium zu Merseburg kam er im 13. J., auf das Stadtgymnasium in Halle, und studirte daselbst seit 1777 Theologie. Er widmete sich vorzüglich den philologischen und philosophischen Wissenschaften. 1780 wurde er Lehrer am hallischen Gymnasium, 1785 habilitirte er sich als Docent durch Vertheidigung einer Dissert. „De allegoria Homerica". Er eröffnete seine akademische Laufbahn mit philologischen und philosophischen Vorlesungen, beschränkte sich aber bald auf letztere, in welchen er einen dauernden Beifall erhielt. Als Verehrer der Kant'schen Philosophie, trug er sowol in seinen Vorträgen als in seinen Schriften viel dazu bei, ihr zahlreiche Freunde zu erwerben, denn er schrieb fast über alle Theile der Philosophie Lehrbücher, welche wegen ihres populairen Vortrags und der systematischen Anordnung der Begriffe auf mehren Universitäten zu Leitfäden dienten und mehre Aufl. und Nachdrucke erlebten. Seine zwei in Holland gekrönten Preisschriften, die eine „Über die Unsterblichkeit der Seele", die andre „Über das Dasein Gottes", in welchen die moralischen Beweisgründe dafür vorgetragen sind, fanden vorzüglichen Beifall; so auch seine „Allgemeine Religion" und die „Grundsätze der Lebensweisheit", welche beide nachher unter dem Titel: „Praktische Philosophie" in 2 Bdn. erschienen sind. 1795 gab er ein Journal: „Philosophische Annalen" heraus, zu dem sich die Freunde der kritischen Philosophie vereinigten, um den Geist des Kriticismus gegen den neuen Dogmatismus aufrecht zu erhalten. Da aber einige Kritiken über Fichte's und Schelling's Werke die Anhänger der neuen Schulen zu heftigen Gegenschriften veranlaßten, deren Ton jede ruhige Erforschung der Wahrheit unmöglich machte, so gab der Herausgeber sein Journal nach Beendigung des zweiten Jahrgangs auf und zog sich, von 1800 an, von der öffentlichen Theilnahme an den Untersuchungen der speculativen Philosophie gänzlich zurück. Seitdem beschäftigte er sich mit dem Studium der Philosophie des Rechts, der Philosophie der Gesetzgebung, des positiven Rechtes und der Staatswissenschaften überhaupt. Es fehlte damals an Vorträgen über die Staatswissenschaften in Halle gänzlich. Dieses bewog den Prof. J., Vorlesungen über Politik und Nationalökonomie anzufangen, welche bald viele Zuhörer fanden. Er war in Deutschland der Erste, welcher die Theorie des Nationalreichthums als eine von der Staatswirthschaft verschiedene Wissenschaft vortrug, wie sein „Lehrbuch der Nationalökonomie" (1805) beweist. Zu gleicher Zeit erschien das Werk des Grafen Soden, unter derselben Benennung, dessen Idee im Allgemeinen mit dem Begriffe, welcher in dem J.'schen Werke von dieser Wissenschaft gegeben wird, zusammenstimmt, obgleich die Ausführung in beiden sehr verschieden ist. Schon Adam Smith hatte diese Absonderung vorgenommen; in den genannten deutschen Werken war sie nur systematischer ausgeführt. — Die Auflösung der Universität Halle 1806 durch Napoleon bewog ihn, einen erneuerten Ruf nach Charkow als Prof. der Staatswissenschaften anzunehmen, und er reiste im Jul. 1807 von Halle ab. Neben seinen Vorlesungen, die er zu Charkow in latein. Sprache hielt, beschäftigte er sich mit Erlernung der russischen Sprache, worin er es auch in Jahresfrist so weit brachte, daß er in den Ausschüssen, wo russisch verhandelt wurde, die Berichte und mündlichen Vorträge verstehen konnte. Bald erhielt er auch von dem Oberschuldirectorium in Petersburg den Auftrag, Lehrbücher für den vorgeschriebenen philosophischen Cursus in den Gymnasien auszuarbeiten. Nach dem von ihm eingereichten und von jener Behörde genehmigten Plane entwarf er für jeden Theil der Wissenschaft ein Compendium für die Schüler, und einen Commentar für die Lehrer. Der deutsche Text der Compendien war schon am Ende 1808, die Übersetz. ins

Russische aber erst 1812 von 6 dieser Compendien vollendet, die gedruckt und in den Gymnasien eingeführt wurden. Die Compendien der Psychologie und der allgemeinen Grammatik, nebst den dazu gehörigen Erläuterungen, sind in deutscher Sprache 1812 bei Hartmann in Riga erschienen. Die bald hernach erfolgte Veränderung des Systems des öffentlichen Unterrichts in Rußland ist aber den Grundsätzen und der Klarheit der Begriffe, die in jenen Lehrbüchern herrschen, so wenig hold, daß man weder die Beibehaltung derselben noch die Vollendung der übrigen erwarten kann. — Unterdessen hatte J. für Deutschland eine neue Ausgabe seiner „Nationalökonomie" (1809) besorgt, und zugleich seine „Grundsätze der Polizeigesetzgebung" (2 Bde.) herausgeg. Nach etwa zweijährigem Aufenthalte in Charkow ließ ihn der Kaiser, an welchen J. eine „Abhandlung über den Fall der Assignationen 1808 und 1809, und die Ausschleppung des Kupfergeldes aus dem Reiche", handschriftlich eingeschickt hatte, nach Petersburg kommen, „um an den Berathungen über Gegenstände der Gesetzgebung Theil zu nehmen". J. langte im Nov. 1809 in Petersburg an. — Die Berathschlagungen des Comité betrafen hauptsächlich die Verbesserung des Papiergeldes und eine Reform des Finanzsystems. Die Resultate wurden im Anfange des Dec. v. Hrn. von Speransky, der auch einige Mal den Versammlungen mit beiwohnte, beim Kaiser zum Vortrage gebracht, welcher den drei Mitgliedern am 1. Jan. 1810 seine große Zufriedenheit durch Ertheilung von Orden und kostbaren Brillantringen bezeugen ließ. Auch wurde Prof. J. einige Monate nachher in Petersburg 1) bei der kaiserl. Gesetzcommission als Chef der Abtheilung für die Redaction der Criminalgesetze und 2) etwas später als Mitglied der fünften Abtheilung des Finanzministeriums, welche eine Art von gelehrter Finanzsection bildete, angestellt. — Die Resultate seiner Beschäftigungen bei der Gesetzcommission enthält sein „Entwurf eines Criminalgesetzbuchs für das russische Reich" (Halle 1818). Die Schrift: „Über Rußlands Papiergeld und die Mittel, ihm einen fixen Werth zu verschaffen" (1819), sowie seine „Staatsfinanzwissenschaft" (2 Bde., 1821), enthalten die Früchte seines Nachdenkens und seiner Erfahrungen während seiner Anstellung im Finanzministerium. — Unterdessen hatte die glückliche Beendigung des Krieges gegen Napoleon seinen Wunsch, in sein Vaterland zurückzukehren, noch verstärkt; daher nahm er 1816 die ihm angetragene Professur der Staatswissenschaften in Halle an, nachdem er in Rußland einen ehrenvollen Abschied mit dem Range eines Staatsraths und eines Jahrgehalts zur außerordentlichen Belohnung für seine daselbst geleisteten Dienste erhalten hatte. Sein durch den Rang in Rußland erworbener Erbadel, sowie seine russischen Titel und Orden wurden von dem Könige von Preußen anerkannt.

Jakobiner. Der böse Dämon der franz. Revolution, der wie ein giftiger Wurm in dem Baume der Freiheit saß, Wurzel, Mark und Frucht desselben verdarb, und in jede Hoffnung der bessern Menschen, in die Plane eines Mounier, Clermont-Tonnere, Lally-Tolendal u. A. seine Drachenzähne säete, sodaß auf die Morgenröthe einer glücklichern Zeit ein blutiges Vierteljahrhundert voll Jammer und Thränen folgte, heißt **Jakobinismus**. Er ging nicht, wie Robison und nach ihm Barruel sich und Andern einbildete, aus den geheimen Gesellschaften, sondern zunächst aus der allgemeinen Ungeduld, die vielfach schmerzliche Krankheit des Staats schnell geheilt zu sehen, und aus dem heftigen, leidenschaftlichen, durch die Reaction des alten Systems erbitterten Charakter der Franzosen hervor. Er vereinigte mit sich Alles, was politische Schwärmerei Schreckliches und Demagogenwuth Gefährliches hat. In ihm führte den geheimen Vorsitz eine zügellose, vor keinem Verbrechen erschreckende Selbstsucht. Sie täuschte durch die Larve der Freiheit, Gleichheit und Republik; sie schreckte durch den Dolch, der statt der Wage des Gesetzes galt. Dieser Jakobinismus war älter als der Jakobinerclubb,

bildete sich aber in demselben aus und überlebte ihn. Unstreitig gab es in dem Clubb Männer von großen Talenten, seltener Kraft und eiserner Strenge des Charakters; auch kann man nicht leugnen, daß das von ihnen gebildete Schreckenssystem Frankreich 1793 vom politischen Untergange rettete. Dieser Terrorismus mußte mit der Schließung der Versammlungen der Jakobiner 1795 verstummen; er lebte aber von neuem auf in Napoleons militairischer Diplomatik und bewirkte eine Zeitlang Wunder. Ebenso wahr ist es, daß einige rechtliche Männer Jakobiner waren; allein entweder täuschten sie sich selbst durch Schwärmerei, oder sie waren durch politische Verbindungen in jenen Clubb hineingezogen und konnten nicht zurück, oder sie hofften, durch ihren Einfluß die Mehrheit auf den bessern Weg zu führen. Gewöhnlich wurden sie das Opfer dieses kühnen Wagstücks. Eine Menge furchtsamer, charakterloser Selbstlinge endlich schlossen sich den Jakobinerkoryphäen mit Leichtsinn, oder weil es Mode war, oft auch nur um ihrer persönlichen Sicherheit willen, an. Diese sogenannten Frères dupes mußten wider ihren Willen mithandeln; denn die Häuptlinge hatten sie bald durchschaut, und trieben sie mit furchtbarer Gewalt in den Wirbel der politischen Ruchlosigkeit hinein. Entschieden ist es, daß der Jakobinismus die Freiheit getödtet und sein eignes Kind, die Republik, ermordet hat; denn er vernichtete die Freiheit der Berathschlagung in der Versammlung der Stellvertreter der Nation. Statt daß die Überlegung bis zur Abstimmung frei sein sollte, wurde sie lange vorher in der Versammlung der Jakobiner bestimmt und gebunden. Willkürlich oder durch Überlistung setzte der Clubb fest, was man der Nationalversammlung aufdringen wollte. Übrigens war der Charakter des Jakobinismus so veränderlich, als der Nationalcharakter selbst. Der Jakobinerclubb hatte folgende Entstehung. Vor dem Ausbruche der Revolution hatten sich in Paris, wo schon längst sogenannte Bureaux d'esprit, oder gesellschaftliche Unterhaltungen über schön-wissenschaftliche Gegenstände üblich gewesen waren, vorzüglich seit dem amerikanischen Freiheitskriege, gewisse Gesellschaften nach dem Beispiele der londoner Debating societies gebildet, in welchen man über politische Ideen sprach und sich fast allgemein zu republikanischen Ansichten hinneigte. Großbritannien und Nordamerika reizten die geistvollen Franzosen zur Nachahmung, ihren Nationalstolz aber zu kühnerer Ausbildung des gegebenen Beispiels. Raynal und Rousseau wurden begierig gelesen, und der ungestüme, leichtsinnige Charakter der franz. Sprecher blieb nicht bei ruhiger Untersuchung stehen. Ihre Keckheit trieb Alles auf die höchste Spitze: und bei der völligen Gemüthlosigkeit der Meisten, die nur kalte Verstandsmenschen oder kühne Selbstlinge von verdorbenen Sitten waren, mußte das philosophische Urrecht eines Aristoteles, Grotius und Locke in diesen Titanenköpfen endlich bis zur speculativen Raserei gesteigert, oder in eine politische Meinungsdespotie umgestaltet werden, die desto weiter um sich griff, je mehr sie dem eiteln Wunsche der Nation, neu und außerordentlich, oder in ihrer Staatsverfassung Original zu sein, zusagte. Nur so läßt sich erklären, daß unwissende Ausgewanderte, und späterhin Geoffroy, Mad. Genlis, selbst Laharpe und ähnliche, durch äußere Rücksichten bestochene Tonangeber und ihre Nachbeter, die Philosophie als die Urheberin des Jakobinismus und der franz. Revolution bezeichnen und sie dadurch, wie sie vermeinten, brandmarken konnten. Es ist wahr, Voltaire, d'Alembert, Friedrich II. griffen Vorurtheile mit allen Waffen ihres Witzes an. Sie verschonten in ihrem geistigen Übermuthe selbst das Ehrwürdige nicht, wenn sie Vorurtheile an demselben haften sahen. Hier war aber kein Plan, den Altar und den Thron umstoßen, und dagegen Atheismus und Gesetzlosigkeit einführen zu wollen. Männer wie Diderot traten zwar die gewöhnlichen Formen der Sitte und Meinung mit ihrem Naturstolze zu Boden; ihre Nachbeter übertrieben dies sogar: aber nirgends ward es zum Zweck eines Bundes gemacht! Natürlich be-

fanden sich eine Menge kräftiger Menschen in den verschiedenen Kreisen der guten pariser Gesellschaft; diese gingen daraus in den Jakobinerclubb über. Politische Ideen wurden Lieblingsgegenstand der Unterhaltung. Die Zeitbedürfnisse liehen ihnen doppelten Reiz. Alle Leidenschaften verwirrten die Begriffe; da mußten wol die Scheingründe einiger Schreier den gesunden Menschenverstand betäuben und die Schwachen bethören! Ja, die Wuth dieser sogenannten Philosophen wuchs an Kraft, sowie sich die Hindernisse mehrten; mit jedem Hindernisse aber, das sie besiegten, stieg auch ihr Stolz und ihre Kühnheit. Diese innern, aus dem Nationalcharakter überhaupt, wie aus der instinktartigen Selbstsucht und Sittenverdorbenheit der meisten Häuptlinge, denen jede der Menschheit wohlwollende Grundidee gänzlich mangelte, hervorgegangenen Ursachen des im Jakobinerclubb vorherrschenden, bösartigen Revolutionsgeistes sind aber nicht die einzigen Quellen jenes praktischen Wahnsinns. Auch die Gewalt der Umstände, die verzweifelte Lage des Ganzen, besonders die, alle Nerven der Staatskraft in krampfhafte Zuckungen versetzende Finanznoth, rissen die Männer der Revolution (und dies sind die Jakobiner) unwiderstehlich von dem ersten ungeheuern Beginnen, eine Masse von 25 Mill., theils durch Luxus verwöhnte, theils durch fremden Luxus verarmte Menschen in strenge Republikaner verwandeln zu wollen, bis zu den letzten Rasereien der politischen Schwärmerei fort. Selbst jene außerordentliche und schreckliche Individualität der einzelnen Pöbelhäupter war großentheils das Erzeugniß einer nicht weniger außerordentlichen als furchtbaren Zeit. Welche Spannung mußten nicht das Maximum, die Vendée und der Föderalismus im Innern, sowie der Land- und Seekrieg von Außen, dem Charakter einer Nation geben, die an sich schon scharfsichtiger und schneller, zugleich aber auch lebhafter und stürmischer als jede andre, den Druck und das Bedürfniß des Augenblicks ganz fühlt! Der Franzose hat Verstand genug, um jedes Mittel zu seinem Zwecke leicht zu finden; er besitzt aber auch jenen kecken Leichtsinn, der vor keinem Mittel erschrickt. **Nos besoins sont nos ressources**, ist die höchste Regel seiner Politik. Daher folgten Männer von mittelmäßigen Talenten, die aber mit festem Willen handelten, dem Stoße Dessen, was augenblicklich Noth that, aus blinder Überzeugung. Ohne Religion mußten sie, von einem Frevel zum andern fortgetrieben, als Ungeheuer endigen. So Robespierre und seine Genossen. Solche Männer oder Teufel gab es aber in jedem verderbten Zeitalter, wo äußere Stürme ein großes Reich erschütterten. Man denke an Catilina und seine Mitverschworenen! Dies erklärt auch den verschiedenen Geist der Volksschriften, die während der Revolution erschienen, und die Steigerung des Tones der jakobinischen Clubbredner. Es war derselbe Kreis des politischen Wahnsinns, den die Jakobiner von 1789—95, und den die Plane Napoleons 1801—15 durchliefen, ein Krieg der stolzen, leidenschaftlich erregten, gewaltigen Willenskraft mit der Vernunft. Einige ausgezeichnete Mitglieder der ersten Nationalversammlung, größtentheils Bretagner und Bürgerliche, sahen bei dem Widerstande der Bevorrechteten und der Hofpartei die Nothwendigkeit ein, zusammenzuhalten und zu den Berathschlagungen der nächsten Tage durch vorgängige Überlegungen sich vorzubereiten, zu welchen sie sich, schon in Versailles, des Abends bei Einem aus ihrer Mitte versammelten. Unter ihnen war auch Graf Mirabeau, der, als die Jakobiner späterhin ihre constitutionelle Mäßigung vergaßen, sich von ihnen trennte, ja ihnen entgegenarbeitete. Dasselbe that auch Lafayette. Da aber Beide sahen, daß sie wider den Willen der Jakobiner in der Nationalversammlung nichts ausrichten würden, so traten sie in den Jakobinerclubb zurück, um hier auf ihn einzuwirken. Indeß starb Mirabeau schon den 2. Apr. 1791. Der monarchische Clubb, unter Clermont-Tonnere, welcher mit mehr Entschlossenheit dem jakobinischen Stolze sich entgegenstellte, wurde vom Pöbel schon den 27. Jan. und den 28. März

1791 bedroht und endlich aus einander gejagt. Jetzt lernte der Jakobinerclubb seine Hülfstruppen, die nachherigen Pikenmänner, kennen. Die Flucht des Königs reizte die Feuerköpfe in demselben noch mehr auf, und seit dem Ende 1792 wurden ihre Grundsätze so ausschweifend, daß Die, welche vorher Jakobiner geheißen hatten, jetzt aus dem Clubb als Königsfreunde oder Gemäßigte ausgestoßen wurden; sogar Fréron, Legendre und andre heftige Jakobiner. Was man in diesen und ähnlichen beschlossen hatte, war dann die gemeine Stimme Aller in der Nationalversammlung. Die Bretagner verstatteten bald Mehren den Zutritt, um desto gewisser ihre Meinung jedes Mal durchzusetzen. So entstand, was in einer für das gemeine Beste frei berathschlagenden Versammlung nie statthaben sollte, eine Verbindlichkeit für gewisse Beschlüsse noch vor dem Vortrage des Gegenstandes in der allgemeinen Versammlung der Stellvertreter der Nation, und es bildete sich eine Partei, in welcher Alle nur Eins wollten. Außer dieser Unduldsamkeit gegen Andersdenkende, die später in politische Angeberei oder Verfolgungswuth ausartete, übten persönliche Leidenschaften und eigennützige Nebenabsichten im Geheimen ihren ränkevollen, gefährlichen Einfluß aus. Bald faßte das Privathaus, in welchem sie sich anfangs versammelten, die Zahl dieser Freunde der Revolution, wie sie selbst zuerst sich nannten, nicht mehr; sie wählten daher schon am Ende 1789 die Kirche eines aufgehobenen Jakobinerklosters in der Straße St.-Honoré, in der Mitte von Paris, zu ihrem Versammlungsorte. So kam der Name Jakobiner auf, wiewol sie selbst sich eine Zeitlang noch Freunde der Constitution nannten. Ihr äußeres Abzeichen ward die rothe Mütze; späterhin war eine armselige, schmutzige Kleidung die Bezeichnung ihres Sansculottismus. Bald entstanden, bei der unruhigen Regsamkeit der Franzosen, in allen kleinen und größern Städten Frankreichs, 1793 sogar in vielen Dörfern, ähnliche Vereine, welche der große Mutterclubb in Paris mit sich zu verbinden wußte, sodaß er durch dieselben die öffentliche Meinung in ganz Frankreich bearbeiten und nach seinen Absichten lenken konnte. 1792 stand der Hauptclubb, in welchem sich zuweilen 2500 Mitglieder versammelten, regelmäßig mit mehr als 400 Gesellschaften in schriftlichem Verkehr, und man zählte überhaupt in ganz Frankreich gegen 400,000 Jakobiner. Es ist unnöthig, die vornehmsten Mitglieder jenes Hauptclubbs namentlich aufzuführen, da es gewiß ist, daß alle Männer von Bedeutung, die zu irgend einer Zeit in der Revolution eine Rolle spielten oder spielen wollten, Jakobiner waren. Einzelne aber anzuklagen, ist bedenklich, da der Parteihaß die Geschichte der Einzelnen sehr entstellt hat. Der Einfluß, den Paris auf die Provinz ausübt, und die Unwissenheit der meisten Franzosen, welche, von unruhigen Wünschen dem Neuen rasch entgegengeführt, nichts kaltblütig mit selbständiger Freiheit zu untersuchen vermögen, erleichterte den kühnen Häuptlingen des pariser Jakobinerclubbs die Errichtung jener unsichtbaren Gewaltherrschaft über die öffentliche Meinung. Das, was sie im Voraus als Vorschlag und Beschluß für die Nationalversammlung festsetzten, mochte noch so verwegen und verfassungswidrig sein, so waren sie dennoch, durch ihre Verbindung mit den auserlesenen Mitgliedern in den übrigen Clubbs, der Zustimmung aller Volksgesellschaften gewiß. Dies lockte natürlich alle Ehrgeizige, selbst in den höhern Ständen, zum Beitritt. Sie entsagten den Vortheilen ihres Standes, um hier Ansehen und größere Vortheile bei der neuen Ordnung der Dinge zu gewinnen. Bald aber wurde der leidenschaftlichen Ehrsucht der Pöbelhäuptlinge die Mäßigung der besonnenen Jakobiner lästig; es traten daher die wildesten Feuerköpfe in einen engern Clubb zusammen, der, nach seinem Versammlungsort in der Kirche der vormaligen Barfüßer, der Clubb der Cordeliers hieß, und an den sich alle sogenannte exaltés, die Demokraten und republikanischen Schwindler, anschlossen. Hier war der rechte Tummelplatz für die demagogischen Talente des kühnen Danton, und hier fand das Scheusal Marat, Herausgeber des „Volks-

freundes" seit 1789, für seine verbrecherischen, wüthenden Anschläge den Glauben, daß der Zweck die Mittel heilige. Hier wurde der Sansculottismus in Sprache und Denkart zum Hasse gegen Religion, Moral, Ordnung und Königthum mit kühnem Frevel ausgeprägt. Verbrechen waren Verdienste, Rechtschaffenheit und Frömmigkeit ein Vorwurf. Der Excapuziner Chabot, Anacharsis Cloots, Collot d'Herbois u. A. trieben die Unverschämtheit in ihren öffentlichen Reden aufs höchste. Da die Jakobiner und die mit ihnen verbundenen Orleanisten und Brissotisten, welche an dem Umsturze des Throns arbeiteten, jene für den Herzog von Orleans, diese, um eine Republik zu errichten, in der Nationalversammlung die rechte Seite einnahmen, so setzten sich die Mitglieder der übrigen Volksgesellschaften auf die linke. Keiner fand sich aber in der Nationalversammlung ein, um etwa zu überlegen, sondern um für Das zu stimmen, was unter ihnen bereits ausgemacht war. Daher hatten der Jakobiner- und jeder ähnliche Clubb ganz die Form der Nationalversammlung. Man wählte Präsidenten und Secretaire, bestimmte die Ordnung des Tages, faßte nach Stimmenmehrheit Beschlüsse ab, und räumte den Zuhörern bestimmte Logen oder Tribunen ein. So läßt sichs begreifen, daß die Nationalversammlung in der von ihr abgefaßten Constitution solchen Volksgesellschaften eine gesetzmäßige Befugniß ertheilen konnte. Von jetzt an ward sie aber auch vom Jakobinerclubb völlig tyrannisirt. Die Zuhörer aus den Gesellschaften des letztern füllten nämlich, wenn die Jakobiner der Stimmenmehrheit in der Nationalversammlung nicht ganz gewiß waren, die Tribunen des Saales der Volksvertreter an, und lärmten in wilder Zügellosigkeit, oft sogar mit lauten Drohungen gegen einzelne Mitglieder, allen Meinungen oder Beschlüssen entgegen, welche mit denen der Jakobiner nicht übereinstimmten. Dies war vorzüglich in Allem der Fall, was den König betraf, gegen den sich die Jakobiner und Cordeliers, besonders seit 1791, die gröbsten Lästerungen erlaubten. Daher verbanden sich auch die demokratischen Cordeliers mit der Partei Orleans, und diese arbeitete, ohne es zu wollen, für den Zweck der Republikaner, indem sie die giftigsten Verleumdungen gegen den König und die Königin ausspie, und dabei den niedrigsten Pöbel auf ihrer Seite, zum Theil selbst in ihrem Solde hatte. So kam es, daß sich ein Volksauflauf der Abreise des Königs nach St.-Cloud, wo er die Osterfeiertage zubringen wollte, 1791 den 18. Apr. mit Gewalt entgegensetzte. Selbst die Nationalgarde weigerte sich gegen ihren Commandanten, Lafayette, den König, der schon im Wagen saß, durch die Volksmasse zu geleiten. Jene Partei der Königsfeinde ward um so mächtiger, als die besonnenern Mitglieder aus dem Jakobinerclubb herausgetreten waren und die Cordeliers d. 21. Jun. sich wieder mit ihr vereinigt hatten. Doch setzten die Letztern ihre Versammlungen bei den Barfüßern fort, um aus ihnen, vorbereitet und einig, nach bestimmten Beschlüssen die Berathschlagungen im Jakobinerclubb zu beherrschen. Sie benutzten seit der unglücklichen Flucht des Königs (21. Jun. 1791) Alles, um den Volkshaß gegen ihn noch mehr aufzureizen, und foderten laut die Absetzung Ludwigs und die Errichtung einer Republik. Noch widerstanden die Gemäßigtdenkenden, welche sich eine Zeitlang nach dem Orte ihres Clubbs, Feuillants nannten, und der furchtbare Volksaufstand vom 15.—17. Juli 1791 erreichte dies Mal seinen Zweck nicht. Dagegen mißlang es aber auch den aus der constituirenden Nationalversammlung heraustretenden Abgeordneten, vor dem Schlusse ihrer Sitzungen den Jakobinerclubb zu trennen. Als die gesetzgebende Versammlung, zu der die neuen Abgeordneten fast ganz unter dem Einflusse der Jakobiner gewählt worden waren, den 1. Oct. 1791 ihre Sitzungen eröffnet hatte, behaupteten die Königsfreunde, unter denen die Girondisten (s. d.) durch Talente hervorragten, noch eine Zeitlang die Stimmenmehrheit gegen die Königsfeinde (Cordeliers) selbst im Jakobinerclubb, sodaß die Häupter der letztern, Danton, Marat, Robespierre

und Orleans, ihren Plan verschleiern mußten. Doch wuchs ihr geheimer Einfluß dadurch, daß der Maire von Paris, Pethion, und mit ihm die aus Jakobinern zusammengesetzte Municipalität von Paris, auf ihre Seite trat. Auch die gemäßigten Jakobiner, und darunter selbst einige Minister des Königs, neigten sich zur Partei der Königsfeinde hin. So bewirkten sie durch den Aufstand des Pöbels, am 29. Mai 1792, einen Beschluß der Nationalversammlung (30. Mai), vermöge dessen der König die für ihn von der ersten Nationalversammlung decretirte Leibwache entlassen sollte; sie vermochten aber nicht durch den Aufstand der Vorstädte St.-Anton und St.-Marcell am 20. Juni, den König, den nur vier Schweizergrenadiere gegen den Andrang der Wüthenden schützten, zu zwingen, daß er sein gegen zwei Beschlüsse der Nationalversammlung eingelegtes Veto zurücknahm; doch gewannen sie die Mehrheit der Nationalversammlung, um die Anstifter dieses Aufruhrs, Pethion, Manuel u. A. m. der verdienten Strafe zu entziehen. Indessen hatten die vom östr. Staatsminister, dem Fürsten v. Kaunitz, in einer Note beleidigten Jakobiner, gegen die Meinung der Cordeliers, die Kriegserklärung gegen Östreich, 20. Apr. 1792, durchgesetzt, und der Jakobinismus äußerte bald seinen Einfluß bei der Wahl der Feldherren, in den Proclamationen und in der Stimmung der Heere, sodaß weder Lafayette, 1792, noch Dumouriez, 1793, das Heer gegen die Jakobiner aufregen konnten. Alles aber, was seit dem 20. Jun. geschah, die Ankunft der Föderirten aus Brest, Marseille u. a. O., den 13. Jul., der Angriff auf die Tuilerien in der Nacht vom 9. auf den 10. Aug., die Abführung des Königs und seiner Familie als Gefangene der pariser Municipalität in den Temple, am 13. Aug., das Blutbad unter den Eingekerkerten, die vom 2.—7. Sept. ohne Urtheil nach der Namensliste niedergestoßen wurden, die Wahl der neuen Conventsmitglieder, im Sept. dess. J.; und Alles, was die Nationalversammlung seit dem 21. Sept. 1792 bis zum 20. Mai 1795, selbst nach dem 9. Thermidor (28. Jul. 1794) that, insbesondere die empörende Hinrichtung des Königs, ohne gerichtliche Form, wobei man, mitten im Processe, das Criminalgesetz änderte, und endlich die Einrichtung des Revolutionstribunals, 9. März 1793, kann als ein Werk der fanatisirten Jakobiner angesehen werden. Die Jakobiner theilten sich in 2 Parteien. In dem Zwecke einig, dachten sie über Form und Mittel verschieden. Tallien, der Robespierre stürzte, war so gut ein Jakobiner als Dieser. Der Schwärmer fand den Besonnenen verdächtig. Lange schwankte der Sieg. Endlich unterlagen Die, welche nur halbe Teufel zu sein gewagt hatten. Die echten Republikaner, die Girondisten, oder die Thalpartei, wurden den 31. Mai und 2. Jun. 1793 von den frechern Jakobinern, oder der Bergpartei, unterjocht; diese aber ihrerseits von den Maratisten oder Cordeliers, welche im Jakobinerclubb mit eisernem Willen herrschten, unter den Duumvirn, Robespierre, dem Unbestechlichen, und Danton, dem furchtbaren Schöpfer des Revolutionstribunals, deren Gehülfe Marat war, geleitet. Dagegen siegte die gemäßigte Partei in den Provinzen, zu Marseille, Bordeaux, Lyon. Der Süden trat gegen den jakobinischen Convent unter die Waffen. Dies führte den Jakobinismus auf den höchsten Punkt. Es gelang nämlich der Bergpartei, den Convent seiner Macht zu berauben und auf Billaud de Varennes Vorschlag die Revolutionsregierung des Schreckens (13. Aug. 1793 bis 5. Apr. 1794) an die Stelle der Constitution zu setzen. Der Triumph des Jakobinismus war der Wohlfahrtsausschuß, welcher unter Robespierre die Schreckensherrschaft vollendete und durch die Revolutionsarmee die Empörung des Südens, nur nicht die der Vendée, mit Feuer und Schwert unterdrückte. Städte, wie Lyon, Marseille, Toulon, sollten zerstört, die ganze Vendée sollte in ein großes Leichen- und Aschenfeld verwandelt werden. Vierzehn Heere, die Guillotine und eine eiserne Consequenz verschafften endlich dem Terrorismus den Sieg. Frankreich, hieß es (und für den Augenblick war es wahr), brauche nur Eisen und Brot. Erst als der

Dictator Robespierre, 28. Jul. 1794, unter der Guillotine gefallen war, und mit ihm 104 seiner Anhänger nebst dem Bürgerrath von Paris, erhob sich der Convent wieder. Er untersagte den Volksgesellschaften alle Einmischung in die Regierung. Man verfolgte die Blutsäufer. Vergebens wollte der Jakobinerclubb am 11. November 1794 einen Aufstand erregen, um das Ungeheuer Carrier dem Schwerte des Gesetzes zu entreißen. Es war seine letzte Anstrengung. Die rechtlichen Bürger von Paris umringten den Saal, bis die bewaffnete Macht herbeieilte, die Versammlung auflöste und Legendre den Saal schloß. Diesen Sieg über die Jakobiner vollendete der Beschluß des Convents, daß sie ihre Sitzungen nicht wieder erneuern sollten. Indeß dauerten ihre Grundsätze fort. Sie benutzten die allgemeine Noth zur Erregung eines Aufstandes am 1. Apr. und am 20—23. Mai 1795. Der Letztere brachte den Convent seiner Auflösung nahe. Ein Mitglied des Convents, Ferrand, wurde ermordet; Alle entflohen, bis auf 14 von der ehemaligen Bergpartei, welche sogleich eine Menge Decrete nach dem Sinne der Jakobiner abfaßten. Nur mit Mühe konnten die pariser Ausschüsse diesen blutigen Aufruhr unterdrücken. Mit der Entwaffung der Vorstadt St. Antoine verlor die jakobinische Partei ihren vorzüglichsten Rückhalt, sowie sie schon früher an Barrere, Collot d'Herbois und Billaud de Varennes, die am 2. Apr. 1795 nach Cayenne deportirt worden waren, ihre kühnsten Sprecher verloren hatte. Von jenen 14 Abgeordneten, die das Schreckenssystem wieder hatten einführen wollen, erstachen sich 6 nach ihrer Verurtheilung am 17. Jul., und unter diesen der talentvolle Romme. Auch in Toulon hatten die Jakobiner anfangs gesiegt; aber die Conventstruppen besetzten schon den 29. Mai die Stadt wieder. So bereiteten sich die Jakobiner am 20. Mai ihren eignen Sturz. Kriegsgerichte verurtheilten sie überall als Terroristen zum Tode, und die Mordsucht der herrschenden Partei des sogenannten Moderatismus eilte auch hier der Justiz vor. Die bald darauf entworfene Constitution vom 23. Jun. 1795, und die am 27. Oct. d. J. in Wirksamkeit getretene Directorialregierung unterdrückten die letzten Bewegungen der Jakobiner und Terroristen, bis zu der Hinrichtung Baboeuf's und seiner Mitverschworenen, den 25. Mai 1796. Als aber die Constitution von 1795 durch den Sieg der Directoren Barras, Reubel und Lareveillere am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) vernichtet schien, erhob sich der Jakobinismus einiger Ränkemacher aufs neue. Er suchte in die Stellen der gesetzgebenden Räthe einzudringen, fand aber nirgends einen Vereinigungspunkt. So blieb ihm nichts übrig als die Kraft, durch die jetzt Einzelne in der Verwaltung sich auszeichneten. Sie fanden es bald ihrem Vortheile gemäß, der republikanischen Schwärmerei zu entsagen. Dagegen erhielten sie einen mächtigen Stützpunkt an dem Manne vom blutigen 13. Vendemiaire, der die Gewalt des Schreckens in seiner militairischen Gewaltherrschaft wieder aufrichtete, in Napoleon Bonaparte. Früher selbst Sansculotte und Terrorist, lebte er seit dem 9. Thermidor (28. Jul. 1794) zurückgesetzt und vergessen, bis ihn Barras hervorzog und ihn neben sich an die Spitze der Truppen stellte, um die bewaffneten Bürger der pariser Sectionen am 13. Vendemiaire (5. Oct. 1795) mit Kanonen niederzuschießen. Über alle diese Ausschweifungen jener politischen Volksgesellschaft und über die Gräuel des Terrorismus vgl. man Mallet du Pan: „Correspondence politique pour servir à l'histoire du républicanisme français" (Hamb. 1796), und J. B. Sirey, „Du tribunal révolutionnaire" (Paris J. 3); auch v. Archenholz, „Die pariser Jakobiner in ihren Sitzungen" (Hamb. 1793). Da die franz. Jakobiner überall den Königshaß laut verkündigten, so entstand der Wahn, daß es eine, durch jakobinische Abgesandte gestiftete, demokratisirende Propaganda gebe; und man verfolgte, oft mit blinder Leidenschaft, jede freimüthige Regung des rechtlichen Freiheitssinnes in andern Ländern. Auch mußte Polen, als es sich 1791 eine neue Verfassung geben

wollte, unter den Ursachen des Krieges, den Vorwurf des Jakobinismus nennen hören. Das Ärgste aber war, daß man oft Philosophie, Natur- und Staatsrecht mit Jakobinismus verwechselte. Wer diesen Argwohn, der selbst in Wien, durch des D. Hoffmann's Betrieb, zu einer geheimen Polizei und politischen Inquisition Anlaß geben konnte, und das weitgesponnene Gewebe von Vermuthungen der Einbildungskraft und Furcht näher kennen lernen will, der lese des Schotten Robinson „Proofs of a conspiracy against all the religions and governments of Europe etc." (4. Aufl., Lond. 1798), und die auf Robinson's Schrift, auf Gießner und Hoffmann's Journal und auf ähnliche Beschuldigungen des Parteigeistes gegründete wortreiche, aber inhaltsleere, gegen Philosophie und geheime Gesellschaften überhaupt gerichtete Anklage des Abbé Barruel: „Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme" (5 Bde., Hamburg 1800), womit noch die, in ähnlichem Geiste abgefaßten „Lettres d'un voyageur à l'Abbé Barruel, ou nouveaux documens pour ses mémoires" (Lond. 1800) verbunden werden können. Übrigens sind in Frankreich die innern Ursachen, welche ihn hervorbrachten, noch vorhanden. Er wagte es sogar seit 1814 in der Partei der Ultras (s. d.), welche man deßhalb weiße Jakobiner nannte, wieder thätig zu werden. Dagegen hat sich Napoleons Anhang, oder die Zahl der rothen Jakobiner, seit 1815 sehr vermindert, mit welchen man aber die sogenannten Liberalen keineswegs verwechseln darf. Vgl. Frankreich, Ludwig XVIII. und das franz. Ministerium in den „Zeitgenossen", Nr. XIX. K.

Jakobinerorden, s. Dominicaner.

Jakobiten heißen die monophysitischen Christen im Orient, welche bei den kirchlichen Streitigkeiten des 6. Jahrh. bedrückt und zerstreut, von einem syrischen Mönche, Jak. Bardai, oder Janzalos (st. 578), unter Justinian's Regierung zu einer selbständigen Religionspartei vereinigt wurden. Sie nannten sich aus Dankbarkeit nach dem Namen ihres Stifters und hatten in Syrien, Ägypten und Mesopotamien zahlreiche Gemeinden mit Bischöfen und Patriarchen. Wegen ihrer Trennung von der kathol. Kirche konnten sie unter der Herrschaft der Araber, die sich seit der Mitte des 7. Jahrh. des Orients bemächtigten, nur gewinnen. Da jedoch die ägyptischen Jakobiten die Gunst der Araber mißbrauchten, kam es 1352 zu einer Verfolgung derselben, nach welcher sie, sehr vermindert, in ihrer Religionsübung eingeschränkt und von ihren asiatischen Brüdern allmälig getrennt, eine besondere Secte bildeten, die noch jetzt unter dem Namen Kopten (s. d.) in Ägypten besteht. Innere Uneinigkeiten und politische Ursachen veranlaßten um dieselbe Zeit die Absonderung der abyssinischen und armenischen Monophysiten von dem Hauptstamme der Jakobiten, der sich nach manchen Einigungsversuchen der Päpste noch jetzt in Syrien und Mesopotamien als eine unabhängige Secte behauptet und aus etwa 30—40,000 Familien besteht. Diese Jakobiten gehorchen zwei von den türkischen Statthaltern bestätigten Patriarchen, deren einer u. d. T. des antiochenischen zu Diarbekir oder Aleppo seinen Sitz hat und die syrischen, der andre, im Kloster Saphran bei Mardin, die mesopotamischen Gemeinden regiert. Die Gewohnheit der Beschneidung vor der Taufe und den Lehrsatz von der einigen Natur Christi (daher ihre Benennung: Monophysiten) haben sie mit den Kopten und Abyssiniern gemein, weichen aber übrigens weniger als die andern monophysitischen Parteien von der Verfassung und Liturgie der orthodoxen griechischen Kirche ab. In Großbritannien nannte man Jakobiten überhaupt die Anhänger des 1688 vertriebenen Jakobs II. und seiner Nachkommen, und insbesondere die Eidweigerer (non-jurors), deren Unterschied von der anglikanischen Kirche nur darin bestand, daß sie den neuen Königen den Eid verweigerten, und welche, um nicht für sie, sondern für die Stuarte beten zu dürfen, eigne Versammlungen hielten. Sie hatten ihren Sitz vorzüglich in Schottland, wurden aber nach der Niederlage

des Prätendenten (1745) sehr vermindert, und da er endlich (1788) zu Rom gestorben war, bewogen, für Georg III. zu beten. Dennoch hat Sinclair nach dieser Zeit noch eine kleine Gemeinde von non-jurors in dem Kirchspiel Duffus gefunden, welche ihre eigne Kirche haben, und einen Prediger besolden, um für Könige zu beten, die nicht mehr vorhanden sind. E.

Jamaica, eine von den großen Antillen, 269 □M. groß (18 Gr. N. B. und 60 Gr. W. L.), ist die wichtigste Insel der Engländer in Westindien. Colombo entdeckte sie auf seiner zweiten Reise 1494 und nannte sie S.-Jago. Sein Sohn Diego war der erste spanische Gouverneur auf derselben. Die zahlreichen Urbewohner wurden mit unerhörter Grausamkeit vertilgt und in wenigen Jahren gegen 60,000 niedergemacht. 1654 schickte Cromwell eine Flotte dahin, welche die Insel für die Briten eroberte und ihr den Namen Jamaica beilegte. Da viele unzufriedene Königlichgesinnte und mehre Pflanzer aus Barbados dahinzogen, so ward sie bald wieder volkreich, sodaß nach wenigen Jahren 60,000 Weiße und 120,000 Neger auf derselben lebten. Allein in dem schrecklichen Erdbeben, welches 1692 fast der ganzen Oberfläche der Insel eine andre Gestalt gab, kamen mehr als 13,000 Menschen um; dies Unglück ward durch eine nachfolgende Pest noch um ein Großes vermehrt. Seit der Zeit hat sich Jamaica nie wieder ganz erholt, sodaß die Volkszahl 1826 an 41,880 Weiße und freie Farbige, und 342,380 Sklaven beträgt. Das Klima ist ungesund, am Tage heiß, in der Nacht kalt und feucht; der Boden aber ist vortrefflich angebaut. Er erzeugt mehr als die Hälfte von allem in Großbritannien nöthigen Zucker, Caffee, Cacao, Indigo und Baumwolle, hat schöne Waldungen (vorzüglich Mahagonyholz), treffliche Weiden, auch den Zimmtbaum, der aus Ceylon dahin verpflanzt worden ist. Im innern Gebirge der Insel besteht eine kleine Negerrepublik, mit einer Stadt von ungefähr 2000 Seelen, welche die Engländer für unabhängig erklärt haben. S.-Jago de la Vega oder Spanish Town ist die Hauptstadt; ein ansehnlicher Ort ist Kingston, Port-Royal ein guter Hafen. Die Insel wird durch einen königl. Gouverneur, 12 Räthe und durch Abgeordnete des Volks regiert.

Jamblichus, ein eklektischer Philosoph aus Chalcis in Cölesyrien unter der Regierung Konstantin d. G., Schüler des Porphyrius. Er machte sich als Schwärmer, Prophet, Geisterbeschwörer und Wunderthäter berühmt. Man gab ihm sogar den Beinamen des Göttlichen, und er hatte einen großen Anhang. Von seinen vielen Schriften ist noch übrig: ein Bruchstück über das pythagoräische Leben, worin von diesem berühmtenalten Philosophen manches Seltsame u. Unglaubliche berichtet wird, und eine Ermahnung zur Philosophie, beide von Kiesling (Lpz. 1816) herausgegeben. Außer einigen mathematischen Schriften wird ihm noch eine Schrift über die ägyptischen Mysterien beigelegt, deren Echtheit aber verdächtig ist.

Jambus, s. Rhythmus.

James (St.-), s. London.

Jameson (Robert), geb. zu Leith bei Edinburg, einer der ersten britischen Mineralogen, ist königl. Professor der Naturgeschichte an der Universität zu Edinburg, Aufseher des Museums, Präsident der Werner'schen Gesellschaft, Mitglied der edinburger königl. Gesellschaft, der Gesellschaft der Alterthumsforscher und der Linne'schen Gesellschaft. Seine Vorlesungen über Geologie, Mineralogie und verwandte Wissenschaften haben seinen Ruf sehr ausgebreitet, noch mehr seine Schriften. Sein erstes Werk: „Abriß der Mineralogie der schottländischen Inseln und der Insel Arran" erschien 1798. Vorzüglich geschätzt sind seine „Umrisse der Mineralogie der schottischen Inseln ꝛc." (1800, 2 Bde., 4.) und seine „Abhandlung über die äußern Kennzeichen der Mineralien" (1805), die 1816 erweitert erschien und auch die chemischen und physikalischen Kennzeichen umfaßte. Sein größtes Werk: „System der Mineralogie" (1804—8, 3 Bde.), beruht auf

Werner's Grundsätzen und ist reich an eignen Forschungen. In der 3. A. dieses Systems (1820) ist J. von Werner's Grundsätzen abgewichen und befolgt im Allgemeinen die naturhistorische Methode. Cuvier's „Versuch einer Theorie der Erde" gab J. 1814 mit einer Einleitung und mineralogischen Anmerkungen heraus. Auch hat er zu Nichelson's „Journal" und Thomson's „Annalen" schätzbare Beiträge geliefert.

Jamieson (John), D., Sprachforscher, ist Prediger einer Independentengemeinde (Congregation of seceders) oder Separatisten von der schottischen Kirche in Edinburg, Mitglied der königl. Gesellschaft daselbst, Secretair der Gesellschaft der Alterthumsforscher u. s. w. Früher machte er sich durch sein Gedicht „Eternity" (1798) bekannt, in welchem er die Freidenker und philosophischen Christen zum Glauben zurückzuführen sich bemühte. Auch gab er gegen den Unglauben Predigten heraus, und vertheidigte die heil. Schrift gegen D. Priestley und A. in mehren Werken (1795—1802). Als Alterthumskenner und Lexikograph wird dieser fromme Gelehrte auch im Auslande geschätzt. Sein „Etymologisches Wörterbuch der schottischen Sprache" (1808 fg., 2 Bde., 4.), ein Meisterwerk gelehrter Forschung, ist längst vergriffen; er gab es daher abgekürzt 1818 heraus. Auch s. „Hermes Scythicus" (1814) und s. „Historische Nachricht von den alten Culdees of Jona", sowie s. Beiträge zu den edinburger „Philosophical transactions", werden in der engl. Literatur mit Auszeichnung genannt.

Janina, Hauptst. im türkischen Albanien (Epirus), am See Acherusia, in welchem eine Insel mit einem befestigten Schlosse liegt, der Sitz des Pascha von Janina (s. Ali und Griechenaufstand), und eines griech. Erzbischofs mit 30,000 Einw., meistens Griechen, die einen beträchtlichen Handel mit Östreich, Rußland und den ionischen Inseln treiben. Janina war bisher der Mittelpunkt des literarischen Verkehrs der Neugriechen mit Italien, Frankreich und Deutschland. Am Ende des vor. Jahrh. bestanden daselbst zwei berühmte Schulen, in denen, neben dem Altgriechischen, Philosophie und Mathematik gelehrt wurde. Die eine ward schon in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. von dem Kaufmann Ghioni gestiftet, die zweite um d. J. 1790. Sie hatten zwei Bibliotheken und ein naturhistorisches Cabinet. Die Janinioten, welche zu den gebildetsten und fleißigsten Bewohnern des neuern Griechenlands gehören, legten die Fonds der beiden Collegien bei der Staatscasse der Republik Venedig an; allein nach der Auflösung dieses Freistaats gingen jene Capitalien verloren. Gleichwol wurden die beiden Schulen durch die Freigebigkeit dreier nach Rußland ausgewanderter Epiroten, der Gebrüder Zosima und Pikrosoy, gerettet; auch bezog man für die Schulen die Zinsen von einer in Rußland angelegten Mill. Rubel. Allein durch Ali Paschas Bombardement der Stadt 1820 wurden die Gebäude dieser Anstalten zerstört, wobei alle Manuscripte und Bücher, die sie enthielten, und darunter die Originalschriften des Geographen Meletios, eines geborenen Janinioten, verbrannten. — Außer den Griechen gibt es in Janina noch Mohammedaner, Juden und Zigeuner, die aber sämmtlich griechisch sprechen.

Janitscharen (Jenkidschari, Jen-Ytschjeri) hieß der beste und sehr in Ehren stehende Theil des türkischen Fußvolks. Dieses Corps ward unter Murad oder Ammurath I. 1362 errichtet, und bestand aus 8 — 9000 M. Nachdem der Sultan seine Eroberungen in Europa bis an die Donau erweitert hatte, hob er den fünften Theil der Christenkinder in seinem Reiche aus, die über 15 J. alt waren, und überließ sie zwei bis drei Jahre lang der Aufsicht von Landleuten, welche sie abhärten und in der mohammedanischen Religion unterrichten mußten. Hierauf übte man diese jungen Leute in den Waffen; und suchte durch die Gewöhnung an Blutvergießen alles Mitleid in ihnen auszutilgen. War dies geschehen, so wurden sie den Janitscharen einverleibt. Ihren Namen haben sie einem Derwische zu danken,

der sie bei der Einweihung Jen-Ytschjeri, d. h. neue Soldaten, nannte, und einem der Befehlshaber seinen Rockärmel auf den Kopf legte, weßwegen an allen Janitscharenmützen, die hoch und von weißer Farbe waren, eine Art von Ärmel herabhing. Die Zahl der eigentlichen Janitscharen der Pforte erstreckte sich auf 40,000 M. Anfangs wurden sie nur durch Christenkinder ergänzt. Ihr höchster täglicher Sold war, Kleidung und Essen abgerechnet, 12 — 15 Asper (60 machen einen Thaler); doch hatten sie viele Vorrechte, und waren von vielen Abgaben, selbst vom Kopfgelde frei. Sie waren in 162 (196) Regimenter (Kammern, Ortas) eingetheilt, deren jedes nicht über 800 M., gewöhnlich aber weit weniger enthielt. Eine jede Orta hatte einen obersten Befehlshaber (Aga), einen Unterbefehlshaber (Orta-Baschi), einen Hauptmann (Schiurbaschi), und einen Koch, der in großem Ansehen stand, und dessen Staatskleidung mit silbernen Löffeln, Messern und dergl. behangen war. Über der Stirn trugen sie ein ledernes Futteral, in welchem ein hölzerner Löffel steckte, ohne welchen sie nie erschienen. Das größte Mißgeschick setzten sie in den Verlust ihrer Kochtöpfe oder Feldkessel, die sie mehr als ihre Fahnen achteten. Sie führten eine lange schwere Flinte, einen kurzen Säbel, ein Messer, und im Gürtel ein Pistol, welche Waffen in Friedenszeiten in Konstantinopel verwahrt wurden, wofür sie dann bloß einen langen Stab führten. Sie griffen den Feind gewöhnlich ohne Ordnung und mit dem lauten Ausruf: Allah! (Gott) wüthend an, mußten jedoch, da sie ganz ohne Taktik fochten, gegen geübte Soldaten stets verlieren. Außer den eigentlichen Janitscharen, welche die regulaire türkische Infanterie ausmachten, gab es noch eine aus 100,000 M. bestehende Armee, die ebenfalls Janitscharen hießen, aber nur eine, aus ansässigen Türken bestehende Miliz waren. Diese dienten gänzlich ohne Sold, waren durch alle Theile des Reichs zerstreut und zogen äußerst selten zu Felde. Aus den eigentlichen Janitscharen wurde die Leibwache des Sultans genommen, welcher sich jedesmal bei seiner Thronbesteigung in eine Orta derselben mit dem bestimmten Solde von 7 Asper für den Tag einschreiben ließ. In den Ortas herrschte übrigens eine große Ordnung und Reinlichkeit, sowie in dem Heere selbst ein gewisses Ehrgefühl, welches keinem Diebe, keinem liederlichen Menschen rc. den Aufenthalt in demselben gestattete. Auch liefert das Militairinstitut der Janitscharen das einzige Beispiel eines öffentlichen Anathema oder Banns, welches in der ganzen Geschichte der Ottomanen vorkommt. Während der Entthronung Osmans II. wagte es ein Janitschar von der 65. Compagnie, seine Hand gegen den gefallenen Monarchen zu erheben und ihn öffentlich in den Straßen der Stadt zu schmähen. Murad III., der Bruder und Nachfolger Osman's, bestrafte den Frevel, indem er die ganze Compagnie vernichtete. Das Andenken an das Verbrechen, sowie an die Strafe, wurde jeden Monat zwei Mal erneuert. Am Mittwoch nämlich, wo man an die verschiednen Kammern die Lichter vertheilte, wurde die 65. Compagnie zwar aufgerufen, ihre Ration in Empfang zu nehmen, aber bei dem zweiten Aufrufe sprach ein Offizier: „Laß ihre Stimme schweigen; laß sie gänzlich erloschen sein". Die Reformen, welche man mehrmals mit dieser Miliz hat vornehmen wollen, fanden wegen der Vorrechte der Janitscharen den heftigsten Widerstand und hatten mehre Revolutionen zur Folge Endlich wurden sie 1826 völlig aufgehoben. Die Janitscharen hatten sich nämlich im Mai 1826 zu der Errichtung einer neuen Miliz bereitwillig erklärt, dann aber am 14. Juni d. J. dagegen empört; allein der Sultan und Aga Hussein Pascha, an der Spitze der großherrlichen Truppen, schlugen die Aufrührer zurück; ihre Casernen wurden verbrannt, und ein Blutgericht verurtheilte die Schuldigen zum Tode. Die Kundmachung von 17. Juni erklärte das Janitscharencorps für immer abgeschafft und belegte den Namen Janitschar mit Fluch. Die neuen Truppen, Askeri Muhammedije, werden fortwährend europäisch eingeübt. Seitdem herrschte in Konstantinopel ein Schreckensystem; jeder neue Aufstand ward

in Blut erstickt, und im Sept. 1826 belief sich die Zahl der Hingerichteten auf 15,000, die der Verbannten auf mehr als 20,000. Auch in den Provinzen erfolgte die Auflösung nicht ohne Aufstand und Blutvergießen. So tritt jetzt allmälig ein europäisches Heer an die Stelle jener privilegirten Prätorianer.

Jansen (Cornelius), geb. 1585, Lehrer der Theologie zu Löwen, und seit 1636 Bischof zu Ypern in den Niederlanden, verdankt seinen Ruf, der den Namen des ältern, als Exeget bekannten Corn. Jansen (Bischof zu Gent, st. 1571) verdunkelt, der großen Theilnahme seines Jahrh. an den theologischen Streitigkeiten über die Gnadenwahl und den Gnadenbeistand (S. Gnade.) Hauptsächlich durch die verschiedenen Darstellungen dieser Lehre beim Augustinus, der sich gegen die Manichäer anders als gegen die Pelagianer ausdrücken mußte, wurden sie im Zeitalter der Reformation von neuem angeregt, und die Unbestimmtheit und Folgewidrigkeit der päpstl. Erklärungen in dieser Sache gab ihnen freies Feld, selbst in der kathol. Kirche, wo der Stolz und Ordensneid der Dominicaner und Augustiner, die sich zu dem strengen antipelagianischen Lehrbegriffe Augustin's bekannten, auf der einen, und die Ränke der, auf mildere Auslegungen desselben ausgehenden Franziscaner und Jesuiten auf der andern Seite, diesen ärgerlichen Streit immer lebhafter unterhielten. Ein Triumph für die Letztern schien 1567 die Verdammungsbulle des Papstes über 76 Sätze aus den Schriften des Kanzlers und Inquisitors zu Löwen, Mich. Bajus (st. 1589), eines gelehrten Vertheidigers der augustinischen Ansicht. Aber zu weit war auf der andern Seite der spanische Jesuit Ludw. Molina (st. 1600) in seinem mehr als semipelagianischen Commentar zur Dogmatik des heil. Thomas von Aquino gegangen. Die lebhaften molinistischen Streitigkeiten nöthigten den Papst 1598 zur Niedersetzung der Congregation de auxiliis (einer Commission zur Untersuchung der Meinungen vom Gnadenbeistande) zu Rom, und da diese den Frieden nicht zu stiften vermochte, 1611 zu dem weisen Gebot eines gänzlichen Stillschweigens der streitenden Orden über diese Lehre. Jansen, welcher dem auf der löwener Universität immer noch geltenden, streng augustinischen Lehrbegriffe zugethan war, starb 1638 zu Ypern, unangefochten im Rufe ausgezeichneter Sittenreinheit und Frömmigkeit. Sein „Augustinus" aber, ein Buch, in welchem er die augustinische Lehre von der freien Gnade aufgefrischt und, mit wenig verhüllter Anfechtung des Semipelagianismus der Molinisten, als die wahre Orthodoxie empfohlen hatte, regte bei seinem Erscheinen (1640) den Streit von neuem auf. Seine Anhänger erklärten die Bulle Urbans VIII., die dasselbe auf Betrieb der Jesuiten 1643 verbot, für untergeschoben, die Universität Löwen protestirte wider das Verbot, und auch in Frankreich konnte es den Beifall nicht unterdrücken, mit welchem angesehene Theologen den „Augustinus" aufnahmen. J.'s alter Freund, der als Führer der Nonnen von Port-Royal und eifriger Gegner der Jesuiten, sowie durch seinen Mysticismus und seine düstere Frömmigkeit bekannte Abt von St.-Cyran, Jean du Vergier de Havranne (st. 1643), hatte hier schon die Gemüther darauf vorbereitet. Die Gelehrten von Port-Royal, Nicole, Perrault, Pascal (dessen Provinzialbriefe alte Sünden der Jesuiten aufgedeckt hatten), und vor Allen Ant. Arnauld (geb. 1612, seit 1643 Doctor der Sorbonne), Männer, die ebenso durch seltene Talente und Kenntnisse als durch aufrichtige Religiosität und unbescholtene Tugend ausgezeichnet, sich anerkannte Verdienste um die Wissenschaften erworben haben, übernahmen die Vertheidigung des Jansenismus, und die Bulle, in welcher der Papst 1653 fünf Sätze aus Jansen's „Augustinus" besonders verdammte, fand schon eine bedeutende Gegenpartei. Diese 5 Sätze: „1) Gewisse Gebote Gottes können von den Frommen nicht gehalten werden, und es fehlt ihnen, auch wenn sie den Willen dazu haben, hinreichender göttlicher Beistand; 2) den Gnadenwirkungen kann im Naturzustande Niemand widerstehen; 3) um von Gott etwas zu verdienen, darf der Mensch nicht

eben frei von aller (auch innerer) Nothwendigkeit, sondern nur frei vom (äußern) Zwange handeln; 4) die Ketzerei der Semipelagianer bestand darin, daß sie lehrten, der Naturmensch habe das Vermögen, die zuvorkommende innere Gnade auszuschlagen, oder anzunehmen; 5) es ist semipelagianisch geredet, daß Christus für alle Menschen gestorben sei" — standen wirklich in J.'s Schrift, seine Anhänger machten aber den feinen Unterschied, daß sie darum nicht gerade J.'s Sätze und in dem Sinne zu verwerfen wären, in dem er sie gemeint. Hieraus entstand die wichtige Frage, ob der Papst, dem man das Urtheil über die Richtigkeit vorgetragner Glaubenswahrheiten noch nicht absprechen wollte, auch befugt sei, über eine historische Thatsache zu entscheiden. Alexander VII. wagte dies 1656 in einer besondern Constitution, worin er unumwunden behauptet, J. habe die 5 Sätze wirklich in dem verworfenen Sinne gemeint, und setzte die Jansenisten dadurch in die Nothwendigkeit, entweder zu widerrufen, oder sich von der römischen Kirchengemeinschaft zu trennen. Obwol nun ihre Protestation gegen diese unerhörte Anmaßung des römischen Hofes, wissen und bestimmen zu wollen, was ein verstorbener Schriftsteller sich bei Äußerungen, die eine doppelte Auslegung zuließen, gedacht habe, keinen Unbefangenen befremden konnte: so wurde sie doch für eine Anfechtung der Untrüglichkeit des Papstes angesehen und selbst von Ludwig XIV. übel aufgenommen. Denn dieser fing seit 1661 an, sich in diesen theologischen Streit zu mischen und die bei Hofe als Bußprediger und strenge Sittenrichter ohnehin verhaßten Jansenisten auf das strengste zu verfolgen. Da indeß ihr Anhang unter der franz. Geistlichkeit und den Großen des Reichs zu bedeutend wurde, als daß man sie hätte zur unbedingten Unterschrift der Bulle Alexanders VII. zwingen können, verschaffte ihnen der Vergleich mit Clemens IX., 1668, worin ihnen eine bedingte Unterschrift erlaubt war, und das Mißverständniß der Höfe von Rom und Versailles über die spanischen Angelegenheiten auf einige Jahre Ruhe. Zwar starb 1697 ihre vornehmste Gönnerin, Anna, Herzogin v. Longueville, berühmt als Werkzeug der Fronde und Schwester des großen Condé, und Arnauld ging in dems. J., um persönlichen Verfolgungen auszuweichen, in die Verbannung nach den Niederlanden, wo er jedoch bis an seinen Tod (1700) der eifrigste und geachtetste Sprecher des Jansenismus blieb; aber Innocenz IX. (st. 1689), ein Freund der Tugend und des Rechts, begünstigte diese Partei in eben dem Grade, als Ludwig XIV. und die Jesuiten ihm entgegenwirkten. Auch machten die Jansenisten sich dieses Vorzugs und der Gunst des bessern Theils der Gebildeten in Frankreich würdig. Daß sie den Vortrag der Theologie von hierarchischen Fesseln zu befreien und eine genauere Bekanntschaft des Volks mit der Bibel zu befördern suchten, der gedankenlosen Werkheiligkeit und dem todten Formelwesen eine ernstliche Theilnahme des Geistes und Herzens an den Übungen der Andacht und strenge Sittlichkeit im Leben entgegenstellten, waren unleugbare Verdienste, neben denen die Übertreibungen einer immerwährenden Bußzucht und Selbstpeinigung, durch die sie als Schüler Augustin's ihren Ernst zur Heiligung bewähren zu müssen glaubten, mindestens verzeihlicher erscheinen als die locken Grundsätze des Jesuitismus. Um so unverzeihlicher waren sie in den Augen der Jesuiten. Doch blieb der Jansenismus, ungeachtet aller Bedrückungen von Seiten des Hofes, in der Mode. Pater Quesnel's „Moralische Betrachtungen über das Neue Test.", in dieser Zeit das gelesenste Buch, gaben ihm neue Nahrung. Die Sorbonne entschied 1702 den Gewissensfall (cas de conscience), ob ein des Jansenismus verdächtiger Priester die Absolution ertheilen könne, bejahend, und der allgemein geachtete Erzbischof von Paris, Cardinal von Noailles, brauchte seine Gewalt nicht strenger gegen die Jansenisten als es zum Frieden der Kirche nöthig war. Clemens XI. handelte anfangs in demselben Sinne, allein La Chaise (st. 1709) und dessen Nachfolger in der Seelsorge Ludwigs XIV., der Jesuit Le Tellier,

drangen auf gewaltsamere Schritte, worin sie der König, dessen kranker Phantasie Jansenismus und Aufruhr gleich galt, redlich unterstützte. Quesnel, nun das Oberhaupt der Jansenisten, wurde aus der Reihe der Väter des Oratoriums ausgestoßen und in die Verbannung gejagt, wo er 1709 zu Amsterdam starb, sein N. T. 1708 verboten, das Kloster Port-Royal des Champs, das man als die Festung der Jansenisten betrachtete, durch die königl. Polizei 1709 aufgehoben, die Nonnen zerstreut, die Gebäude niedergerissen und das Werk der Finsterniß endlich durch die dem Papste von Le Tellier abgezwungene Constitution Unigenitus 1713 gekrönt. Diese nicht weniger von grober Unwissenheit als von wüthender Rachsucht dictirte Bulle verdammte 101 Sätze aus Quesnel's „Testament", welche hier zwar nur im jansenistischen Sinne verstanden werden sollten, aber im Grunde meist Sprüche der Bibel, liturgische Formeln und Lehrsätze rechtgläubiger Kirchenväter waren; daher sie nur Unwillen und Spott erregte und die Zahl der Freunde des Jansenismus vermehrte. Ludwig XIV. starb 1715 über den Bemühungen, sie in Frankreich geltend zu machen; und bei dem Kaltsinn des Regenten, konnte Noailles mit dem größten Theile der franz. Geistlichkeit ungeahndet wider diese Constitution an ein zu haltendes allgemeines Concilium appelliren. Obwol die Jansenisten diese Appellation zuerst einlegten, so sind sie doch nicht mit den Appellanten (s. Unigenitus) zu verwechseln, denn viele der Letztern verwarfen die Bulle, ohne sich zum Jansenismus zu bekennen. Indeß hatten sie in Frankreich gleiches Schicksal, da die Minister Dubois und Fleury, aus Gefälligkeit gegen den Papst, auf unbedingte Annahme der Bulle drangen und alle Weigerer nachdrücklich verfolgten. Viele Jansenisten wanderten nach den Niederlanden aus, die Blüthe ihrer Partei neigte sich zu Ende, und die Wunder (Genesungen und plötzliche Bekehrungen) am Grabe ihres durch wüthende Selbstpeinigungen früh aufgeriebenen Heiligen François de Paris (st. 1727) konnten nur für Schwärmer und den pariser Pöbel Beweiskraft haben. Die seit 1731 aufgekommenen Rasereien der Convulsionnairs, Menschen, die auf dem Grabe dieses wunderlichen Heiligen in Krämpfe und Zuckungen geriethen und den Jansenismus mit begeisterten Worten anpriesen; der Securisten, die sich zu ihren Zuckungen noch besondere Hülfe leisten und mit Fußtritten, Schlägen und Stichen martern ließen; der Naturalisten und Figuristen, welche bald die Hülflosigkeit des unbegnadigten Naturmenschen, bald die Reinheit der Kirche Christi durch unanständige Entblößungen darzustellen suchten; der Discernanten und Melangisten, die sich über die Frage stritten: ob Gott oder der Teufel die Zuckungen hervorbrächte, und andre schwärmerische Jansenisten- und Appellantenparteien mehr, mußten eine Sache, deren man ohnehin nach gerade müde ward, vollends lächerlich machen, und die ernsten Maßregeln der Polizei, das fortgesetzte Verbrennen der jansenistischen Bücher, die häufigen Verhaftungen, am meisten aber das höchst natürliche Verlöschen jenes Eifers sie endlich in Vergessenheit bringen. Seit dieser Zeit hörte der Jansenismus auf, in Frankreich als öffentliche Erscheinung zu bestehen. Seine reine Moral und strenge Theologie behielt zwar auch hier immer Freunde, und eine Partei der Geistlichkeit, die durch ihre Bereitwilligkeit zum Constitutionseide in der Revolution bewies, daß sie sich lieber vom Papste als von ihrer Meinung trennen möchte; allein wenn auch der alte Zwiespalt der Jansenisten und Molinisten in dem Gegensatze der geschworenen und nichtgeschworenen Priester in Frankreich bis auf die neueste Zeit fortlebte: so hat sich doch nur in den vereinigten Niederlanden eine eigne, öffentlich anerkannte kirchliche Gesellschaft der Jansenisten gebildet, welche sich, zufolge der auf der jansenistischen Provinzialsynode zu Utrecht 1763 gefaßten Beschlüsse, zwar nicht von der katholischen Kirche ausschließen will, auch den Papst als geistliches Oberhaupt achtet, aber seine Untrüglichkeit leugnet, die Constitution Unigenitus verwirft und davon fortwährend an ein allgemeines Concilium appellirt, dabei den augustini-

schen Lehrbegriff und seine moralische Strenge festhält und den innern Gottesdienst als das vorzüglichste Merkmal der Frömmigkeit betrachtet. Diese Jansenisten, die sich am liebsten Schüler des heil. Augustinus nennen lassen, haben seit 1723 einen eignen Erzbischof zu Utrecht, und zu Harlem und Deventer Bischöfe, eine Geistlichkeit, die, der Civilobrigkeit unterworfen, ohne äußere Macht und Reichthum ihre Bestimmung um so treuer erfüllt, und eine wohlgeordnete Kirchenverfassung, deren gesetzliche Gestalt und Dauer sie, fortwährend vom Papste als Abtrünnige und Schismatiker verurtheilt, dem Schutze einer protestantischen Regierung verdanken.

Januarius (der heil.), ehemals Bischof zu Benevent, wurde zu Anfange d. 4. Jahrh. als christlicher Märtyrer nach vielen Martern zu Puzzuoli enthauptet, und wird als Schutzpatron des Königreichs Neapel verehrt, dem zu Ehren auch der Januariusorden daselbst 1738 gestiftet worden ist. Sein Körper liegt zu Neapel in der Hauptkirche begraben; allein das Haupt nebst zwei Fläschchen von seinem Blute, welches eine fromme Matrone bei seiner Enthauptung aufgefangen haben soll, wird in einer besondern Capelle verwahrt. Von diesem Blute behaupten die Neapolitaner, daß es, auch noch so hart geronnen, dennoch zu fließen anfange, sobald es sich dem Haupte des Heiligen nähere. Jährlich wird am ersten Sonntage des Monats Mai ein Versuch damit gemacht; man glaubt, der Schutzheilige sei vorzüglich gut gegen das Land gesinnt, wenn sich das Blut stark in dem Fläschchen bewege und hellroth werde, da man hingegen aus dem Gegentheil traurige Besorgnisse für das Wohl des Landes faßt.

Janus, eine uralte Gottheit der Römer, welche den Griechen völlig unbekannt war und für pelasgischen Ursprungs gehalten wird. Die Pelasger glaubten nämlich zwei höchste Gottheiten, unter denen sie sich die Natur und ihre Befruchtung dachten. Zuweilen wurden sie als zwei verschiedene Wesen, männlichen und weiblichen Geschlechts, zuweilen aber auch in einem einzigen vereint dargestellt. Diese Gottheit nahmen nun die Aboriginer oder Lateiner von den Pelasgern an und nannten sie Janus. In ihm verehrten sie den Gott der Götter (wie ihn die saliarischen Gedichte nennen), den Regierer des Jahres und aller menschlichen Schicksale, den Gebieter über Krieg und Frieden. Man bildete ihn mit einem Scepter in der rechten und einem Schlüssel in der linken Hand, auf einem strahlenden Throne sitzend; auch ward er mit zwei Gesichtern vorgestellt (einem jugendlichen und einem bejahrten), von welchen eins vorwärts, das andre rückwärts sah. Einige erkennen darin das Symbol der Weisheit, welches in die Vergangenheit und Zukunft schaut; Andre erklären es von der Wiederkehr des Jahres, der Jahreszeiten oder von den Weltgegenden, da man ihn auch mit vier Gesichtern abgebildet fand, und von seiner doppelten Verrichtung, die Himmelsthür auf- und zuzuschließen. Plutarch endlich erklärte es so, daß Janus den Ackerbau aus Thessalien nach Latium gebracht habe, daher ein Kopf nach Griechenland, der andre nach Latium schaue. Einige glauben, Janus sei mit der andern höchsten Gottheit der Urvölker Italiens, mit dem Saturnus, in Eine Person zusammengeschmolzen, worüber man folgende Mythe erzählt. Janus, einer der alten Könige der Lateiner, lehrte sein Volk den Ackerbau und führte zweckmäßige Gesetze und gottesdienstliche Gebräuche ein. Saturn, von seinen Kindern vertrieben, flüchtete nach Latium, wurde von Janus gut aufgenommen und zu seinem Mitregenten erwählt. Unter ihrer Regierung sah Latium sein goldenes Zeitalter. Ovid (in den „Fasten", I, 90 fg.) sagt vom Janus: Er war Oberthürhüter im Himmel und auf Erden, öffnete die Himmelspforte, um den Tag herauszulassen, und verschloß sie wieder, wenn er am Abende zurückgekehrt war. Alle Arten von Ein- und Ausgängen standen unter seinem Schutze. Nach ihm hieß die Thür janua, und jeder unverschlossene gewölbte Durchgang, wodurch man aus einer Straße oder einem Platze in einen andern kam, ein Janus.

Er war daher auch der Gott des Tages und des Jahrs, und von ihm hat noch jetzt der erste Monat im Jahre seinen Namen. Ihm war der erste Tag des Jahrs und von jedem Tage die erste Stunde heilig; bei allen feierlichen Opfern machte man mit ihm den Anfang, und er ward Vater genannt. Romulus baute ihm den berühmten Tempel, der nach der Verordnung Numa's bei dem Anfange eines Krieges aufgethan wurde, so lange der Krieg dauerte, offen blieb, und nicht eher, als bis in allen, den Römern unterworfenen Ländern Friede war, wieder geschlossen wurde. Letzteres geschah jedoch in dem langen Zeitraume von 700 J. nur drei Mal: das erste Mal unter Numa selbst, zum zweiten Male nach dem ersten punischen Kriege, das dritte Mal unter der Regierung Augusts im J. 744 nach der Erb. Roms.

Japan. An der Ostspitze von Asien, zwischen dem 31. und 49. Gr. N. Br., liegt das japanische Reich, eine große Inselgruppe, die durch Berge, steile Felsen und ein gefährliches Meer fast unzugänglich wird. Sie besteht aus drei großen Inseln: 1) Niphon (150 Meilen lang, aber so schmal, daß ihre Breite in der Mitte nur 13 Meilen beträgt), in 49 Provinzen getheilt, worin Miaco, der Sitz des Dairi, oder geistlichen Kaisers, wo alle Münzen geschlagen und alle Bücher gedruckt werden, Jeddo (mit 1,680,000 Einw.), die ungeheure Residenz des weltlichen Kaisers (Kubo, dessen Palast 5 Stunden im Umfange hat und allein schon eine beträchtliche Stadt bildet) am Flusse Tonkay, über welchen eine Brücke geht, von der die Entfernung aller Orte im Reiche berechnet wird, und Osakko, eine reiche Handelsstadt, die merkwürdigsten Städte sind; 2) Ximo oder Kiusiu (40 Meilen lang und 25 breit), aus 9 Provinzen bestehend, und 3) Xikoko oder Sikok (18 Meilen lang und 10 Meilen breit), die 4 Provinzen enthält. Um diese großen Inseln liegen unzählbare kleine fruchtbare Eilande und kahle Inselberge, die wahrscheinlich durch ein Erdbeben von dem festen Lande getrennt wurden. Der Flächenraum der gesammten Inseln soll 12,569 □M., die Bevölkerung an 45 Millionen betragen. (Der Hauptstaat: die 3 großen Inseln, 7288 □M., mit 13 Mill. Einw.) Japan ist sehr gebirgig, ganz wie die gegenüber liegende Küste des festen Landes. Der berühmteste Berg heißt Furi; er ist das ganze Jahr mit Schnee bedeckt. Auch gibt es viele Vulkane. Nur der rege Fleiß der Einw. hat den unfruchtbaren Boden tragbar gemacht. Selbst die steilsten Berge sind angebaut. Der Ackerbau ist durch die Gesetze des Staats als Hauptbeschäftigung vorgeschrieben. Ziegen und Schafe sind aus Japan verbannt. Jene hält man dem Anbau für nachtheilig. Baumwolle und Seide ersetzen die Wolle. Schweine gibt es nur in der Gegend von Nangasaki. Überhaupt findet man wenig vierfüßige Thiere in Japan, nur Hunde im Überfluß. Die Laune eines Beherrschers, der diese Thiere liebte, hat die Zucht derselben durch ein Staatsgesetz angeordnet. Man pflegt sie auf öffentliche Kosten. Es ist ungewiß, ob die Alten etwas von Japan gewußt haben. Erst zu Ende d. 13. Jahrh. kamen durch Marco Polo (s. d.) die ersten Nachrichten von Japan, das er Zipangu nannte, nach Europa. 1542 aber wurden 3 portugiesische Schiffe, die nach China reisten, durch einen Sturm an die japanische Küste verschlagen; indessen würde auch ohne diesen Zufall dem unternehmenden Handelsvolke das Inselreich schwerlich unbekannt geblieben sein, von welchem seine Seefahrer schon in China Nachrichten eingesammelt hatten. Es ward sogleich eine Niederlassung auf der neuentdeckten Küste angelegt, und der Jesuit Franz Xaver ging nach Japan, um den christlichen Glauben auszubreiten. Die Portugiesen hatten im ganzen Reiche freien Zutritt und Handel, besonders auf der Insel Ximo. Eine ihrer Hauptniederlassungen war auf Firando, jetzt Desima, oder der Hafen von Nangasaki. Das Christenthum breitete sich sehr aus, obgleich die einheimischen Priester demselben entgegenwirkten. Die weltlichen Herrscher aber, besonders die kleinen Fürsten, welche unter der Oberhoheit des Kaisers einzelne Landestheile besaßen,

unterstützten den neuen Glauben und dessen Verkündiger. Um 1616 war fast die Hälfte christlich, selbst viele kleine Landesfürsten. Ungefähr 50 J. hatten die Portugiesen und Jesuiten als Kaufleute und Glaubensprediger das ganze Reich ungehindert durchzogen, als mehre Umstände ihrem Einflusse ein Ende machten. Eine Revolution raubte (1586) dem japanischen Kaiser alle weltliche Macht, die der erste Staatsdiener, der Kubo, an sich riß, welcher jenen nun zu einem bloßen Hohenpriester herabsetzte. Jejas, der Nachfolger des ersten Gewalträubers, machte (1617) die Oberherrschaft in seiner Familie erblich. Die beiden neuen Herrscher waren Feinde der Portugiesen und der Missionnaire, da ihnen die enge Verbindung der neuen Glaubenspartei und der Einfluß der Jesuiten, welche sich in die politischen Angelegenheiten mischten, und sich gegen die neue Ordnung der Dinge erklärt hatten, gefährlich schienen. Das Betragen der angesiedelten Portugiesen war überhaupt im höchsten Grade unvorsichtig und zügellos. Die Gesandten Portugals verriethen einen unleidlichen Stolz, welcher gegen die geschmeidige Unterwürfigkeit der Holländer, die seit 1611, auf die Versicherung, daß sie von einem andern Glauben, als die Jesuiten wären, freien Handel mit allen Häfen des Reichs erlangt hatten, sehr abstach. Nach manchen Verfolgungen wurden endlich, 1637, alle Portugiesen mit ihren Missionnairen auf ewig aus dem Reiche verbannt, gegen die Christen blutige Strafen verhängt und die Häfen des Reichs allen fremden Völkern, außer den Holländern, verschlossen. Diese Verfolgung gegen den kathol. Glauben ward 40 J. lang fortgesetzt, mehre Mill. Menschen wurden geopfert. 1665 wurden in allen Städten des Reichs Inquisitionsgerichte niedergesetzt, welche ihre Untersuchungen jährlich zu unbestimmten Zeiten erneuern sollten. Die Holländer, welche nicht wenig zu jener Katastrophe beitrugen, traten nun an die Stelle der Portugiesen. Sie und die Chinesen waren von nun an die einzigen Völker, deren Schiffen der Zugang nach Japan gestattet ward; aber beide mußten sich die härtesten Bedingungen gefallen lassen. Die Chinesen dürfen nur für 600,000 Thlr. Waaren ausführen, die Holländer nur für 300,000, und auch die Letztern sind, seit 1634, wo sie Anlaß zu Argwohn gegeben hatten, dabei so eingeschränkt, daß sie nur auf der Insel Desima, die durch eine Brücke mit der Stadt Nangasaki zusammenhängt, landen dürfen. Auf dieser Insel, wo ihre Waarenlager sich befanden, lebten ungefähr 15 Holländer, welche den Handel betrieben, in der engsten Gefangenschaft, indem sie ohne Begleiter, Aufseher und Dolmetscher die Stadt nicht betreten durften. Ungeachtet dieser Beschränkungen und der Erpressungen, welche sich die Holländer durch Abzüge von den bedungenen Waarenpreisen, durch willkürliche Erhöhung des Münzfußes bei Rückzahlungen, gefallen lassen mußten, scheint der Handel mit Japan sehr vortheilhaft gewesen zu sein, da die Holländer bis auf die neueste Zeit fortgefahren haben, jährlich 2 Schiffe von Batavia, und zwar große Dreidecker, meist aus Seeland, dahin zu senden. In der Mitte d. 18. Jahrh. rechnete man den Gewinn von dem japanischen Handel jährlich zu 4—500,000 Gldn., ohne den Ertrag des Waarenvertriebs in Indien und Europa, und ohne Gewinn der Privatleute, der wenigstens auf 250,000 Gldn. geschätzt ward, wovon die Hälfte dem Rathe zu Batavia zufiel. Die Engländer hatten schon im 17. Jahrh. eine Niederlassung auf Firando angelegt und bedeutende Handelsvortheile erlangt, aber dieser Handel ging bald wieder verloren; wahrscheinlich weil die Japaner durch die listigen Holländer erfuhren, daß der König von England eine portug. Prinzessin zur Gemahlin hatte. In den neuesten Zeiten sind in England alle Vorschläge zur Wiederanknüpfung des Handels mit Japan verworfen worden, da kein Gewinn dabei zu hoffen war, indem die Rückladungen fast nur aus Kupfer und Kampher bestehen könnten und der Handel mit dem japanischen Kupfer die Ausfuhr des englischen nach Indien hindern würde. Auch die Russen, denen die japanische Regierung schon 1792 ihre Abneigung, mit ihnen je in Ver-

bindung zu treten, erklärt hatte, haben neuerlich versucht, eine unmittelbare Handelsverbindung mit Japan anzuknüpfen, aber ohne Erfolg.

Die Japaner sind eine ähnliche Mischung des malaischen und mongolischen Volksstammes, wie die Chinesen, von welchen sie höchst wahrscheinlich ihre Cultur erhalten haben. Japanische Kunst, Zeitrechnung, Arzneikunde und Astrologie sind rein chinesisch. Die jetzigen Bewohner stammen entweder aus China oder aus Korea, oder aus beiden zugleich; aber durch stürmische Wogen von der übrigen Welt getrennt, sich selbst überlassen, und befreit von spätern Einfällen der Nachbaren, bildeten sie sich zu einem selbständigen Volke. Ihre Sprache ist ein Dialekt der mongolischen; die chinesische ist die gelehrte Sprache. Das Japanische hat 47 Stammsylben, mit einer kleinen Zahl regelmäßiger Veränderungen. Die Japaner sind die gesittetste und gebildetste Nation in Asien; ein edles, stolzes Volk, witzig, verständig, bildsam und gelehrig. Wissenschaften und Künste schätzen sie selbst an andern Völkern, welche sie sonst, theils wegen ihrer schlechten Aufführung, theils wegen der schimpflichen Behandlung, die sich dieselben aus Gewinnsucht gefallen lassen, verachten. Seit der Ankunft der Europäer und durch diese belehrt, haben sie sich in mehren Wissenschaften hervorgethan. Geschichte, Astronomie und Arzneikunde (in welcher die Brenncur oder Moxa und die Acupunctur üblich sind) werden am eifrigsten betrieben. Doch sind sie in der letztern und in der Erdkunde noch am meisten zurück. Dichtkunst, Musik und Malerei werden ebenfalls geschätzt, und in der letztern haben es die Japaner weiter gebracht als die Chinesen. Sie schreiben sich, wie diese, die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst zu. Die Kinder werden früh in die Schulen geschickt und sehr strenge erzogen. Bücher auszuführen ist verboten, wenigstens solche, die Nachrichten von der Regierung und dem Lande enthalten, deßgleichen Landcharten und Münzen. Ebenso streng ist die Einführung fremder Religionsbücher verboten. Die holländ. Schiffe müssen, wenn sie ankommen, dem japanischen Befehlshaber von Nangasaki ihre Religionsbücher in einer Kiste überliefern, welche sie bei ihrer Abreise wieder erhalten. Die Japaner sind geschäftig, reinlich und arbeitsam, gutmüthig, fröhlich und zufrieden, dabei aber wollüstig und zur Rachsucht, die oft erst nach langer Zeit Befriedigung sucht, geneigt. Ihr Aberglaube wird durch eine, jede Aufklärung hindernde Priesterregierung und eine zahlreiche Geistlichkeit genährt. Die Regierungsverfassung ist der härteste Despotismus, der sich mit Blutgesetzen und mit unerbittlicher Strenge waffnet. Der Wille des Kaisers ist das höchste Gesetz; nächst diesem der Wille der von ihm abhängigen kleinen Fürsten, die in den Provinzen ebenso hart regieren als jener über das Ganze, aber ungeachtet ihrer Abhängigkeit doch das Recht besitzen, sich einander zu bekriegen. Der größte Theil der Einwohner wird von schwerer Armuth gedrückt, da der Bauer dem Landesherrn, welcher sich als den einzigen Eigenthümer von allem Grund und Boden ansieht, wenigstens die Hälfte, in manchen Gegenden sogar zwei Drittel seiner Ernte abgeben muß. Um Verschwörungen zu verhüten, ist Jeder durch die Gesetze des Staats zum Wächter, Aufpasser und Bürgen des Andern gemacht, sodaß Jeder für Denjenigen, der mit ihm in irgend einer Verbindung steht, dem Staate haften und im Fall eines Vergehens mit demselben büßen muß. So muß der Vater für seine Kinder, der Herr für seine Diener, der Nachbar für den Nachbar, jede Gesellschaft für ihre Mitglieder stehen. Nie wird ein Vergehen an Geld, sondern ohne Ausnahme an Leib und Leben, durch Gefängniß und Verbannung gestraft, und jede Strafe mit unerbittlicher Strenge an Vornehmen, wie an Geringen vollzogen. Alle Militairpersonen und Civilbeamte z. B. sind verpflichtet, sich den Bauch aufzuschlitzen, sobald sie nach einem Vergehen den Befehl dazu erhalten. Ein solcher Tod bringt keine Schande; daher die tiefe Todesverachtung bei allen Classen der Japaner, die überhaupt den Tod der geringsten Entehrung vorziehen.

Die ursprünglichen Regenten von Japan hießen Mikaddo, nach dem Stammvater ihres Geschlechts. Der Hohepriester von Japan heißt noch immer Dairi, welches der Titel der japanischen Kaiser war, so lange sie die geistliche und weltliche Macht vereint besaßen. Seit der Revolution, welche sie 1185, wo Yori=Tomo zum obersten Befehlshaber des Reichs ernannt wurde, der weltlichen Macht beraubte, lebt der Oberpriester zu Miyako (noch jetzt die eigentliche Hauptst. des Reichs). Unter der jetzt regierenden Dynastie der Djogouns ist sein Ansehen noch mehr gesunken. Ihn bewacht ein dem weltlichen Kaiser verantwortlicher Statthalter. Um sich des Abkömmlings des alten Herrscherstammes von Japan desto mehr zu versichern, hat die schlaue Politik des weltlichen Kaisers den Dairi in eine heilige Person verwandelt, den kein menschliches Auge, am wenigsten ein Mann, der nicht zur Bedienung desselben angestellt ist, sehen darf. Wenn der Dairi einmal, was freilich selten geschieht, in seinem Garten oder im innern Bezirke seines ungeheuern, wohlbefestigten Palastes frische Luft genießen soll, so wird Allen durch ein Zeichen Entfernung geboten, ehe die Träger den hochheiligen Gefangenen auf ihre Schultern heben. In diesem Palaste, wo er geboren wird, lebt und stirbt er, ohne je aus dessen Mauern zu kommen, und erst lange nach seinem Tode wird sein Name außerhalb desselben bekannt gemacht. Er genießt reichliche Einkünfte, die in Waaren und Feldfrüchten bestehen, und die der weltliche Kaiser durch beträchtliche Zuschüsse und durch den Ertrag des Verkaufs der Ehrentitel, welcher dem Dairi als ein Vorrecht überlassen ist, noch vermehrt. Auch werden die Befehle im Namen des Dairi erlassen. Der weltliche Kaiser führt den Titel Kubo und hat seinen Sitz zu Jeddo. Unter ihm, dem eigentlichen unumschränkten Beherrscher des Reichs, stehen alle Statthalter, Fürsten, die dem Kaiser streng verantwortlich sind. Er überläßt jedoch dem Dairi den ersten Rang, nimmt sogar Ehrentitel von ihm an und erwidert die ihm dadurch ertheilte Auszeichnung durch ansehnliche Geschenke. Ehedem machte der Kubo jährlich eine Reise nach Miyako, um dem Dairi seine Ehrfurcht zu bezeigen; nach und nach wurden diese Besuche seltener, und jetzt läßt er es dabei bewenden, ihm die Geschenke durch Gesandte zu überschicken. Der Kubo verwaltet die Regierung unter dem Beistande eines Staatsraths von sechs bejahrten Männern. Er zieht seine Einkünfte, die in lauter Naturerzeugnissen bestehen, aus fünf sogenannten kaiserl. Provinzen und einigen Städten, die unmittelbar unter ihm stehen, wozu noch die Geschenke kommen, welche die Landesfürsten, die über die Provinzen herrschen, ihm bringen. Jeder dieser Fürsten besitzt erbliche Landeshoheit in seiner Provinz, er hebt die Einkünfte derselben, ohne dem Kaiser Rechenschaft abzulegen, und bestreitet davon die Kosten für seine Hofhaltung, seine Kriegsmacht und die Unterhaltung der Landstraßen, kurz, alle öffentliche Ausgaben; um aber seine Abhängigkeit anzuerkennen, muß er jährlich 6 Monate am kaiserl. Hofe zu Jeddo zubringen, wo seine Weiber und Kinder als Geißel und Bürgen seiner Treue in einer Art von Gefangenschaft leben. Die Religion der Japaner ist indischen Ursprungs, sowol die ältere Secte Xinto, als die neuere Budzo, oder die Fo=Religion, die aus China hinübergekommen ist. Außer diesen Secten gibt es noch andre, welche mehr oder minder mit ihnen verwandt sind. Das Volk verehrt eine Menge von Untergottheiten, deren Bilder in den Tempeln der Hauptgottheiten aufgestellt werden. Die zahlreiche Geistlichkeit und die Mönche und Nonnen, die in einer Menge von Klöstern leben, stehen unter dem Dairi. Nirgend ist die indische Religion durch Aberglauben und spätere Zusätze so sehr entstellt als in Japan. Die Siuto= (Confutse=) Secte hat Ähnlichkeit mit der Gelehrtensecte in China; sie verachtet allen Tand des Volksglaubens. — Die Kriegsmacht der Japaner in Friedenszeit besteht aus 100,000 M. und 20,000 gepanzerten Reitern. Das Fußvolk hat nur Helme. Ihre Waffen, Bogen, Flinten, Säbel, Dolche sind vortrefflich. Sie haben sehr schwere Kanonen, die sie aber

noch weniger zu gebrauchen verstehen als die Chinesen. Die einzelnen Fürsten stellen außerdem 368,000 M. zu Fuß und 33,000 zu Pferde. Die Seemacht ist unbedeutend. Ehedem hatten die Dairi zahlreiche Flotten, auch baute man große Schiffe aus Cedernholz, jetzt aber sind die japanischen Schiffe klein, höchstens 90 Fuß lang, den chinesischen ähnlich. Im Kriege zeigen die Japaner viel Muth und Tapferkeit, welche durch kriegerische Lieder und Erzählungen noch mehr entflammt werden. — Zum Handel sind die Japaner sehr aufgelegt. Ehedem bedeckten ihre Schiffe die benachbarten Meere, und vor Ankunft der Europäer trieben sie bedeutenden Activhandel und eine ausgebreitete Schifffahrt, sodaß sie z. B. an der Nordwestküste von Amerika, jenseit der Beringstraße, weiter gekommen sind als europäische Seefahrer. Sie besuchten besonders China und Ostindien bis nach Bengalen. Seitdem man aber anfing zu fürchten, daß die Ausländer den Staat und die Sitten der Eingeborenen umkehren würden, verbot man allen auswärtigen Handel und alle Schifffahrt. Ihre seidenen und baumwollenen Zeuche, ihre Porzellanwaaren und ihre lackirten Blechwaaren mit erhöhten Blumen oder Figuren (japanische Arbeit) sind berühmte und gesuchte Handelsartikel, ihre Stahlarbeiten sind vortrefflich, besonders Schwerter und andre Waffen, deren Ausfuhr aber streng verboten ist. — Über die Geschichte von Japan s. Thunberg's „Reisen" (a. d. Schwed., 2 Bde., 1792) und Kämpfer's „Hist. of Japan etc." (deutsch von Dohm, Lemgo 1777—79, 4., 4 Bde., m. K.). Vgl. auch Golownin's „Beschreibung seiner Gefangenschaft in Japan 1811—13" (Lond. 1817, auch ins Deutsche übers.), sowie die von Abel Rémusat herausgeg. „Mémoires sur la dynastie regnante des Djogouns, souverains de Japan" (Paris 1820), welche Titsingh, der 14 J. als holländischer Resident zu Nangasacki lebte, nach dem japanischen Original verfaßt hat. — Die „Elémens de la grammaire japonaise (handschriftl. vom portug. Pater Rodriguez, Nangasacki 1604), traduits du portug. par Landresse, expliqués par Ab. Rémusat" (Paris 1825), sind den japan. Grammatiken von Alvarez und von Collado vorzuziehen.

Jargon, ein franz. Wort, wofür wir noch kein allgemein gebräuchliches deutsches haben. Es bedeutet theils die durch Unverstand oder Gewohnheit verdorbene Sprechart mancher Personen und Stände, theils die selbstgemachten Sprachen, deren bisweilen Leute nach vorgängiger Übereinkunft sich bedienen, um von Andern nicht verstanden zu werden. Beispiele davon sind die auf manchen Schulen und Universitäten übliche Schul- und Burschensprache, die meist eine seltsame Vermengung von Deutsch und Latein ist, und was die zweite Bedeutung betrifft, die sogenannten Diebessprachen. In Bezug auf einzelne Wörter und Phrasen wird nicht selten der Jargon so allgemein, daß das Unverdorbene über dem Verdorbenen fast vergessen wird. Im Französischen z. B. ist aus der Redensart: malgré lui et ses aidans, geworden: malgré lui et ses dents, und es wäre zu wünschen, daß in ähnlichen Fällen die deutschen Lexikographen das Verfahren der französischen nachahmten, welche sorgfältig diese Verdrehungen anzeigen. Die Erforschung der Diebesjargons ist wichtig für die Criminaljustiz; z. B. die Kochumersprache. (S. Rothwälsch.) Schul- und Burschenjargon wird nicht selten auf der Bühne zu komischen Wirkungen benutzt.

Jarnowich, s. Giornowich.

Jaspis, s. Quarz.

Jassy (Jasch), Hauptst. der Moldau, 4 Meilen vom Pruth, nebst einer Citadelle, Residenz des Hospodars und Sitz des griechischen Metropoliten der Moldau, mit 25,000 Einw. Es gibt hier mehre Consuln und eine russische, auch östr. Post. Die Katholiken haben freien Gottesdienst. Auch halten sich Juden daselbst auf. Die Stadt ist ein offener, von den Janitscharen am 10. Aug. 1822 größtentheils zerstörter Ort von kaum 2000 Häusern, dessen Straßen, statt des Pflasters,

mit Balken oder Brückholz belegt sind. Der hier verfertigte treffliche Canevas, wie auch der Wein von Katanapou aus dasiger Gegend, wird nach Konstantinopel ausgeführt. 1739 und 1769 wurde die Stadt von den Russen erobert, beide Male aber durch die Friedensschlüsse zurückgegeben. 1788 gerieth sie in die Gewalt der Östreicher, und am 9. Jan. 1792 ward hier der Friede zwischen den Russen und Türken unterzeichnet. (S. Rußland.) 1821 erhob hier Alex. Ypsilantis die Fahne der Hetäria gegen die Türken. (S. Griechenaufstand.)

Java, eine von den Sundainseln in Ostindien durch die Sundastraße von Sumatra getrennte Insel, zählte im J. 1815 auf 2326 □M. 4,500,000 Javaner und gegen 95,000 Fremde (Chinesen und Europäer). Die ursprünglichen Javaner zeichnen sich von allen übrigen durch eine verhältnißmäßig sehr hohe Bildung aus. Sie bekennen sich, sowie die Malaien und Einwanderer aus den benachbarten Inseln zu einer verdorbenen mohammedanischen Religion, die ihnen seit 1406 von fremden Eroberern aufgedrungen ward, und seit 1475, wo das letzte Hindureich fiel, allgemeine Landesreligion ist; dann aus Chinesen und Europäern. Im Anfange des 16. Jahrh. setzten sich die Portugiesen daselbst fest. Nachdem aber die Holländer 1615 die Molucken erobert hatten, nahmen sie auch Java (1619) in Besitz, und erbauten an die Stelle der ältern Stadt Jakatra die Stadt Batavia. (S. Indien.) Den Holländern folgten, nach der Eroberung Hollands durch die Franzosen, die Engländer. Durch einen Vertrag zwischen England und dem Königreich der Niederlande vom 19. Aug. 1814 ist jedoch Java der letztern Macht 1816 zurückgegeben worden. Das den Niederländern eigenthümliche Java enthält 1520 □M. mit 2,739,000 Einw. Seit mehren Jahren führen sie Krieg mit einigen bisher abhängigen Landesfürsten. Diese wurden bisher durch Festungen in den Hauptstädten derselben in Gehorsam gehalten. Sie mußten sich von dem Gouverneur wählen und in ihrer Würde bestätigen lassen, und dann die Erzeugnisse ihres Landes oft um einen niedrigen Preis als Tribut liefern. Die wichtigsten dieser Fürsten sind der König von Bantam, auf der Nordküste an der Sundastraße, der König von Cheribon, östlich von Batavia, und der sogenannte Samarang oder Kaiser von Java, welchem die nordöstlichen Theile von Java nebst der gegenüberliegenden Madure gehören. Diese Reiche liegen sämmtlich, nebst dem Gebiete von Batavia (dem alten Reiche Jakatra), in welchem die Holländer ebenfalls einige kleine Fürsten bestehen ließen, auf der Nordseite der Insel, die sehr fruchtbar, aber wegen der stehenden Wasser und der daraus aufsteigenden Nebel theilweise ungesund ist. Der südliche Theil der Insel ist nicht so fruchtbar und von den Holländern weniger gekannt. Das sonst ganz unbekannte innere Gebirgsland, welches sich durch das gesündeste Klima auszeichnet, hat trefflichen Ackerbau und große Waldungen. Hier haben 1822 zwei Vulkane durch ihre Ausbrüche große Verwüstungen angerichtet. Bis zu der Besitznahme durch die Engländer war Java uns fast ganz unbekannt; erst durch die Bemühungen des engl. Gouverneurs, Sir Thomas Stamford Raffles (von 1811 — 15), haben wir das merkwürdige Land näher kennen lernen. Nach seiner „History of Java“ (London 1817, 2 Bde., 4.) hat Java vor mehr als einem Jahrtausend auf einer hohen Stufe der Bildung gestanden. Der östliche Theil der Insel und in noch höherm Grade das innere Gebirgsland sind mit Ruinen von Tempelgruppen, Tempelstätten, Steinbauten, Bildhauerarbeiten im Hindustyl, von dem feinsten Geschmack und der größten Vollendung, und zum Theil in kolossaler Größe, gleichsam bedeckt, die dem Forscher der Alterthümer des Orients die reichste Ausbeute versprechen. Der Reichthum an Basreliefs aus der Hindumythologie ist unbeschreiblich groß. Nach den Zeichnungen von einigen Meisterwerken der altjavanischen Bildhauerkunst zu urtheilen, findet sich daran eine auffallende Ähnlichkeit mit den Überresten äginetischer und etrurischer Kunst. Die Tempel liegen in ganzen Gruppen beisammen, auf

hohen Terrassen mit weiten Plattformen und Treppenfluchten. Die Ruinen von Dieng oder Prahu liegen auf einer Bergebene, die sich 600 Fuß über die umgebenden Berge erhebt, und 29 mit Trümmern, Mauern, Tempeln, Götzenbildern und Skulpturen aller Art bedeckte Berganhöhen hat. Zu der Tempelebene führt eine kolossale Treppenflucht von nicht weniger denn 1000 Stufen empor. Noch stehen vier vollkommen erhaltene Tempel, von 400 glaubt man die Spuren nachweisen zu können. Auch die javanische Literatur, welche mit der hindostanischen verwandt ist, zeugt von einer frühzeitigen Cultur der Insel. Die Javaner sind ein ackerbauendes Volk und versehen einen großen Theil der Bewohner der Inseln des indischen Oceans mit Korn. Andre Erzeugnisse sind: Pfeffer, Caffee (dessen Ausfuhr mit jedem Jahre zugenommen hat), Zucker (in geringer Menge), Reis (aus welchem zu Batavia Arak bereitet wird), Indigo, indianische Vogelnester, spanisches Rohr, Edelsteine, Gold, Kupfer u. s. w. Der Handel von Batavia (s. d.) umfaßt alle Erzeugnisse Asiens und Europas. Seit Raffles's „History" gab Crawfurd, brit. Resident am Hofe des Sultans von Java, ein Werk über Java heraus. Aus beiden hat Marchal eine „Descript. géogr. histor. et commerc. de Java et des autres îles de l'Archipel indien" (Brüssel 1824, 4., m. Charten) bearbeitet. Im Dec. 1826 kam D. C. C. Blume, ein niederländischer Naturforscher, mit reichen Sammlungen zurück, nachdem er 9 Jahre die Naturgeschichte der Insel daselbst studirt und zu Batavia eine „Übersicht des Gewächsreiches auf Java" in 15 Heften herausgegeben hatte.

Jaucourt (Louis, Ritter v.), Mitarbeiter an der franz. „Encyklopädie", geb. 1704 zu Paris, hatte in Genf den Grund zu seiner Ausbildung gelegt, lebte drei Jahre in Cambridge, und trieb in Holland unter Boerhaave und Tronchin die Arzneikunst, entschloß sich aber, sie nur zum Vortheile der Dürftigen auszuüben. Nach seiner Rückkehr in seine Heimath widmete er sich ganz den Wissenschaften und, von d'Alembert eingeladen, übernahm er nicht nur die Besorgung der, die Arzneiwissenschaft u. Naturkunde betreffenden Artikel für die „Encyklopädie", sondern lieferte auch viele andre Beiträge, die zu den ausgezeichnetsten gehören. Als er die Abnahme seiner Kräfte fühlte, zog er sich nach Compiegne zurück, wo er 1779 starb. Außer seinen Beiträgen zur Encyklopädie hat man noch verschiedene, theils eigne, theils übersetzte Schriften, meist medicinischen Inhalts, von ihm. Die Handschrift eines allgemeinen medicinischen Wörterbuches in 6 Bdn., Fol., ging auf dem Wege zu dem Verleger in Amsterdam, mit einem Schiffe unter, das an der Küste von Nordholland scheiterte.

Jay (Antoine), ein geistvoller, freisinniger Schriftsteller, geb. den 20. Oct. 1770 zu Guîtres im Depart. der Gironde, studirte zu Niort, wo Fouché sein Lehrer war, hierauf die Rechte zu Toulouse. Der schon damals für Recht und Freiheit glühende Jüngling war späterhin der Sache der Revolution schwärmerisch ergeben; allein der Revolutionsausschuß ließ ihn verhaften. Freigesprochen, erhielt er 1795 eine Verwaltungsstelle zu Libourn, legte sie aber nieder und machte 1796 zu seiner Bildung eine Reise in die Vereinigten Staaten. Nach seiner Rückkehr 1802 ward er Advocat, folgte aber bald einem Rufe des Ministers Fouché, der ihm den Unterricht seiner Kinder übertrug. In diesem Verhältniß benutzte J. sechs Jahre lang zu Paris jede freie Stunde, um sich literarisch auszubilden. Seine Beantwortung der von der franz. Akademie 1806 aufgegebenen Preisfrage: „Tableau littéraire du 18me siècle", erhielt 1810 die Hälfte des Preises (die andre ward der Arbeit des Victorin Fabre zuerkannt); sein „Eloge de Montaigne" erhielt 1812 das Accessit. Als Fouché in Ungnade fiel, verließ ihn Jay nicht. Nachdem aber der Exminister seine Senatorie Aix zum Wohnorte gewählt hatte, kehrte J. nach Paris zurück, wurde Advocat bei dem kaiserlichen Gerichtshofe und führte meist die Sache der Hülflosen ohne Bezahlung. 1812 war er Hauptredacteur des

„Journal de Paris" und gab den „Glaneur" oder „Essais de Nicolas Freeman" heraus; 1813 erhielt er die Professur der Geschichte am Atheneum und zeigte in seiner Antrittsrede die Verirrungen der sogenannten Romantik (genre romantique) und der neuen von Deutschland her in Frankreich eingedrungenen Vorliebe für das Mittelalter. Während der hundert Tage 1815 war er Mitglied der Deputirtenkammer, und benutzte seine Verbindungen mit angesehenen Männern zum Besten vieler Royalisten und Geächteten; auch stimmte er stets in der Kammer für die Sache der Freiheit, daher verlangte er eine Prüfung der von Napoleon gegebenen Zusatzacte und der Senatsbeschlüsse, weil sie den Despotismus mehr begünstigten als das constitutionelle System. Nach der Schlacht bei Waterloo schlug er in der Kammer dem Prinzen Lucian vor, Napoleon zur Abdankung zu bewegen. Die von ihm entworfene Adresse der franz. Regierung an die franz. Armee vor den Thoren von Paris wurde von ihm, von Arnault, Garat u. A. am 29. Juni in Davoust's Hauptquartier zu La Villette überbracht; allein hier befand sich schon der von Fouché aus seiner Haft entlassene Baron de Vitrolles, und ein Wortwechsel mit diesem Ultra hatte für Arnault sehr nachtheilige Folgen. Nach der zweiten Restauration gab J. seine gründlich bearbeitete „Histoire du ministère du Cardinal Richelieu" (1815, 2 Bde.) heraus, und nahm seitdem nebst Etienne Theil an der Redaction des „Constitutionnel" und der „Minerve". Der lebensfrohe J., der zu keiner Zeit seine Grundsätze verleugnete, ward 1822 nebst Jouy (s. d.) wegen freimüthiger Äußerungen in der „Biogr. des contemporains" (Jouy wegen des Art. Frères Faucher, und Jay wegen d. Art. Boyer-Fonfrede), von welchem Werke beide Schriftsteller Mitherausgeber sind, vor Gericht gestellt; er selbst im ersten Urtheil freigesprochen, Jouy aber zu Einsperrung und einer Geldstrafe verurtheilt. Beide appellirten und das Appellationsgericht verurtheilte (29. Jan. 1823) sonderbarerweise nun auch Jay zur Einsperrung. Er und Jouy brachten ihre Gefängnißstrafe in St.-Pélagie zu, wo sie das auch in Deutschland vielgelesene Buch: „Les hermites en prison ou consolations de St.-Pélagie, par E. Jouy et A. Jay" (mit den Bildnissen der Verf., 5. Aufl., Paris 1823, 2 Thle.), schrieben. Voll Geist und Laune schildern sie — Jouy feurig, oft sarkastisch, J. ruhig und mit feiner Ironie — das Leben in ihrem Gefängnisse; die Sprache ist ein Muster des leichten Conversationsstyls und der Inhalt ein Beweis für die Freiheit der öffentlichen Meinung in Frankreich; die beigefügte Vertheidigungsrede des Hrn. Dupin für die beiden Gefangenen ist ein Meisterstück der franz. Redefreiheit in Hinsicht auf die Tribunale. — Jay's „Tableau etc." und „Glaneur" sind ins Deutsche übersetzt.

Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans. Der Glaube des Mittelalters, daß überirdische Kräfte einzelner Menschen, als Werkzeuge eines höhern Willens, wunderähnliche Thaten erzeugen können, erklärt die außerordentliche Erscheinung der Jungfrau von Orleans. Nach Karls VI., Königs von Frankreich, Tode (1422) ward, dem Vertrage von Troyes (1420) gemäß, der 9 Monat alte König von England, Heinrich VI., zum Könige von Frankreich ausgerufen; die Regierung führte sein Oheim, der Herzog v. Bedford. Frankreich war seit 42 J. durch Parteisucht zerrissen. Auf einer Seite standen die Königin Isabella, der Herzog von Burgund und England; auf der andern der von seiner eignen Mutter verstoßene Dauphin Karl und die Partei der Orleans. Diese Trennung und die britischen Feldherren, die Grafen v. Somerset, Warwick, Salisbury, Suffolk, Arundel, Talbot und Fastolfe, hatten fast ganz Frankreich von England abhängig gemacht. Der 19jährige Dauphin ließ sich zu Poitiers als König Karl VII. krönen. Er besaß alle Eigenschaften, welche die Theilnahme der Franzosen für ihn erregen konnten; nur fehlten ihm Standhaftigkeit und Entschlossenheit; dennoch hielt er 7 Jahre lang sich aufrecht. Endlich blieb ihm fast nur Bourges und dessen Gebiet. Paris und das nördliche Frankreich bis an die Loire waren in engl. Gewalt. Sa-

lisbury belagerte Orleans seit dem 12. Oct. 1428, das Gaucour tapfer vertheidigte. Fiel es, so schien Karl VII. verloren. Da lebte in den Thälern der Vogesen, an der alten Grenze von Lothringen, im Dorfe Domremy la Pucelle (s. d.), an den Ufern der Maas, Jeanne d'Arc, die Tochter ehrlicher und in ihrer Art wohlhabender Landleute. Mitten unter furchtsamen und abergläubigen Menschen, die Schrecken und Kummer bei dem Unglücke des Vaterlandes in unruhiger Spannung erhielten, trieb Johanne, still in sich gekehrt, die Geschäfte des Hauswesens, und führte zuweilen die Heerde auf die Triften. — Ihre Geschichte ist auf das genaueste beurkundet. Die von de l'Averdy im 3. Bd. der „Notices et extraits des manuscrits de la biblioth. du Roi" (Paris 1790, 4.) aus 28 Handschriften über den Verdammungs- und Lossprechungsproceß der Jeanne d'Arc bekannt gemachten Auszüge enthalten das Wichtigste. — Sie war ein Mädchen von feinem Bau und ungewöhnlicher Reizbarkeit. Diese wurde vielleicht durch den Umstand erhöht, daß sie dem Naturgesetze ihres Geschlechts nicht unterworfen gewesen; und schon Dufresnoy bemerkt, wie dies und die Andacht des Mädchens ihre Erscheinungen begreiflich machen können. Jene Inbrunst, die in sich gekehrte Beschauung und die „weltüberwindende" Einsamkeit erklären sehr wohl die dämonische Stimme, welche in dem Innern der Jungfrau ertönte, und als sinnetäuschendes Gesicht vor sie hintrat. Während ihre Gespielinnen unweit der Quelle bei Domremy, unter dem Feenbaum, die schöne Maie genannt (le beau mai ou l'arbre des fées), der als ein altes druidisches Heiligthum in hundert Gespenstergeschichten spukte, allerlei Mädchenspiele trieben, sang oder tanzte Johanne schwärmerisch allein und band Sträuße für die heilige Jungfrau in der kleinen Capelle de notre Dame de Bellemont, zu welcher sie gewöhnlich Sonnabends wallfahrtete. Sie hat nirgends, am wenigsten in einem Wirthshause gedient. Die engl. Chronikenschreiber haben diese Thatsachen entstellt. So irrt auch Hume in Ansehung ihres Alters. Die schöne Johanne war 18 Jahr alt, als sie zum Dauphin nach Chinon in Touraine ging. Aufgefodert, wie sie erzählte, durch die Erscheinung ihrer Dame von Bellemont, Orleans zu entsetzen und Karln zur Krönung nach Rheims zu führen, kam sie im Febr. 1429 zu dem Gouverneur von Vaucouleurs, Robert von Baudricourt, der sie anfangs für besessen hielt und zwei Mal fortschickte, als sie aber zum dritten Male wiederkam, mit Empfehlungsschreiben nach Chinon sandte. Hier ließ sie der Dauphin zuerst durch den Bischof von Meaux und Jean Morin prüfen. Auch soll sie den Dauphin, der sich unter seine Höflinge mischte, sogleich erkannt und ihm den Inhalt eines Gebets, das er zur Maria gethan, gesagt haben. Gewiß ist es, daß sie zu Poitiers von sachkundigen Männern, Theologen und Parlamentsräthen, drei Wochen lang geprüft wurde. Hierauf ließ sie der Dauphin auch noch von seiner Schwiegermutter und ihren Hofdamen insgeheim besichtigen, und diese sagten aus: qu'elle étoit entière et vraie pucelle. Nun erst gab man ihr an Daulon, dem biedersten Mann am Hofe, einen beständigen Wächter und Waffenbruder, und die Erlaubniß, mit Dunois zum Entsatz von Orleans zu eilen. Von jetzt an erscheint sie als der schönste Charakter, welchen die französische Geschichte aus der romantischen Mittelzeit aufzuweisen hat. Vom Kopfe bis auf die Füße gerüstet, in männlicher Kleidung, führte sie das Schwert und die heilige Fahne als Siegeszeichen dem Heere voran; aber weit entfernt von unweiblicher Grausamkeit, ist sie selbst zwar mehrmals verwundet worden, hat aber eigenhändig nie getödtet oder Blut vergossen, noch ist, sagt Fr. Schlegel (in seiner „Geschichte der Jungfrau von Orleans, aus altfranz. Quellen", Berlin 1802) andre irdische Neigung in ihr Herz gekommen als die für das Vaterland, für den Abkömmling des heiligen Ludwig und für die heiligen Lilien. Auch bezeugen die Actenstücke, sowol die ihres Processes 1431, als die der Revision desselben 1453, daß sie eigenhändig keine Feinde getödtet habe, weil sie nach ihrer zarten Gewissenhaftigkeit die Seelen der erschlagenen

Engländer noch mehr beklagte als ihre Leiber. Indeß scheint doch aus einigen Stellen des Lenglet Dufresnoy („Histoire de Jeanne d'Arc, Vierge Héroine", Paris 1753 und Amsterdam 1759) zu folgen, daß sie nicht immer die Fahne trug, sondern auch von dem geweihten Schwerte, das sie aus der Katharinenkirche zu Fierbois, wo Niemand davon gewußt haben soll, holen ließ, im Nothfall wirklich Gebrauch machte. Nach Sonnenuntergang vermied sie die Nähe der Männer, brachte die Nächte unter Frauen zu und hielt, so viel sie vermochte, unzüchtige Weibspersonen von dem Lager entfernt. Die allgemein verbreitete Meinung von ihrer höhern Sendung, an welche sie selbst mit frommer Einfalt glaubte, brachte die außerordentlichsten Wirkungen hervor. Die Feldherren wußten durch sie, die beharrlich, ritterlich, fromm und kühn, nur Ein Ziel im Auge hatte, das Heer zu begeistern, ohne darum stets ihrem Rathe zu folgen. Die erste Waffenthat gelang. Mit 10,000 Mann, unter dem Befehle von St.-Severre, Dunois und La Hire, brach sie von Blois auf, und zog den 29. April 1429 mit einer Zufuhr in Orleans ein. Durch kühne Ausfälle, wozu sie ermunterte, wurden die Engländer aus ihren Verschanzungen geschlagen. Suffolk hob daher die Belagerung auf (8. Mai 1429), Johanne eroberte hierauf mehre von den Feinden besetzte Orte, und schlug sie den 18. Juni im Treffen bei Patay, wo General Talbot gefangen wurde und selbst der tapfere Fastolfe die Flucht ergriff. Karl zog siegreich in Rheims ein. Bei der Salbung und Krönung, am 17. Juli, stand Johanne dem König zur Seite. In voller Rüstung und die Fahne in der Hand, vertrat sie die Stelle eines Connetable, und hielt das Schwert über den König. Hierauf wollte sie, nachdem ihr Auftrag vollbracht war, in ihre Heimath zurückkehren; aber man bewog sie zu bleiben. Ganz Frankreich erkannte Karln als König; Bedford konnte sich nur durch Waffenmacht und Klugheit behaupten. Er schlug im Sept. den Angriff auf Paris ab. Hier ward Johanne verwundet, und Karl zog sich nach Bourges zurück. Er erhob jetzt die Jungfrau mit ihrer Familie in den Adelstand. Sie hieß zuerst Dalis, dann Dulis, endlich Dy Lys; ihr Wappenschild enthielt zwei goldene Lilien, und ein mit der Spitze in die Höhe gerichtetes Schwert, das eine Krone trägt. Unterdessen sammelte Bedford neue Kräfte. Burgund und Bretagne erkannten den in Paris gekrönten jungen König Heinrich VI. an. Die Engländer drangen daher aufs neue vor und belagerten Compiegne. Das Mädchen warf sich hinein wie in Orleans; aber bei einem Ausfalle, den 25. Mai 1431, ward sie von den Burgundern gefangen. Sie ergab sich dem Lyonnel, Bastard von Vendome. Anfangs saß sie zu Crotoy, dann zu Beaurevoir. Als sie hörte, daß sie den Engländern ausgeliefert werden solle (der König Heinrich hatte für sie 10,000 Livres bezahlt), wollte sie durch einen Sprung sich aus dem Thurme retten. So kam sie, gefährlich beschädigt, in die Gewalt der Engländer. Auf Betrieb ihrer eignen Landsleute leitete der Bischof von Beauvais, Pierre Cauchon, ihren Proceß ein, und die Universität zu Paris verlangte ihre Hinrichtung. Sie ward als Zauberin und Ketzerin von der Kirche gerichtet. Über diese vermochte der weltliche Arm Nichts. So entschuldigt de l'Averdy die Unthätigkeit des Königs, welcher für die Heldin so wenig versuchte. Allein der leichtsinnige Karl zeigte in Nichts beharrlichen Eifer. Nach viermonatlichem Gefängnisse ward die schuldlose Schwärmerin, welche sich standhaft vertheidigt hatte, und im Verhöre den heil. Michael als den Engel nannte, dessen Stimme sie, 15 J. alt, im Garten ihres Vaters gehört habe und der stets ihr guter Begleiter gewesen, „ihres Umgangs mit höllischen Geistern und Zauberei wegen" von den Inquisitoren zu Rouen zum Feuertode verurtheilt. Man führte sie den 24. Mai 1431 zum Scheiterhaufen, da schien ihr Muth gebrochen. Sie unterwarf sich der Kirche und erklärte ihre Offenbarungen für Teufelswerk. Man verurtheilte sie darauf zu ewigem Gefängnisse. Allein bald fand man Vorwände, sie als Rückfällige (relapsa) zu betrachten, weßhalb sie den 30. Mai zu

Rouen bei langsamem Feuer verbrannt und ihre Asche in die Seine geworfen ward. Sie starb mit Unerschrockenheit. Als man ihr vor dem Gange zum Holzstoße die Inquisitionsmütze aufsetzte, sagte sie zu ihrem Begleiter: „Maître, par la grace de Dieu, je serai ce soir en paradis". Die Sage, daß, als Johanne auf dem Scheiterhaufen ausgeathmet, eine weiße Taube in die Höhe gestiegen, erinnert an Herder's schöne Legende von der Taube des Polykarpus. „Spotte nicht", schließt Herder

„des Bildes, das die Sage sich erschuf.
Nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Muth!"

Theologen hatten sie verurtheilt, und unter diesen nur ein einziger Engländer, der Bischof zu Winchester. Schon 1450 und 1451 geschahen Schritte zur Revision des Processes. 1455 klagten Johannas Verwandte auf Revision. Papst Calixtus III. übertrug sie dem Erzbischofe von Rheims, den Bischöfen von Paris und von Coutance, und einem Inquisitor. Diese sprachen den 7. Juli 1456 das Urtheil: die 12 gegen sie aufgestellten Artikel seien falsch, und erklärten die Jungfrau für unschuldig. Ihr Andenken wurde durch Denkmäler gefeiert. So liest man unter dem Wappen ihrer Bildsäule auf dem Markte in Rouen:

Regia virgineo defenditur ense corona;
Lilia virgineo tuta sub ense nitent.
(Sicherer ist die Krone, beschirmt vom Schwerte der Jungfrau,
Unter der Jungfrau Schwert blühet der Lilien Pracht.)

Nach dem Bildnisse der Jungfrau, welches Alex. Lenoir auf dem Stadthause zu Orleans, wo sich auch eine Statue von ihr befindet, entdeckt und nach Paris in das damalige Museum der franz. Denkmäler, Aux petits Augustins, gebracht hat, muß sie sehr schön gewesen sein. Ihre Züge sind sanft und schwärmerisch; sie haben Das, was die Franzosen l'intérêt du calme nennen. Sie hat eine Toque mit Federn auf dem Kopfe, in den Händen hält sie das geweihte Schwert und ein Schild. (S. die Copie im Journ. „Lond. und Paris", VII, 2.) In Domremy ward ihr ein Denkmal mit ihrem Brustbilde von Marmor im Sept. 1820 errichtet. Vgl. Berriat St.-Prix, „Jeanne d'Arc, ou coup d'oeil sur les révolutions au temps de Charles VI et VII" (Paris 1817); Lebrun de Charmettes, „Hist. de Jeanne d'Arc" (a. d. Quellen, Paris 1817, 3 Bde., m. Kpf.; deutsch als Lesebuch in 2 Bdn. vom Baron F. de la Motte Fouqué, Berlin 1826); Jollois, „Hist. abrégée de la vie et exploits de Jeanne d'Arc" (Paris 1821). Des Mädchens von Orleans historischer Name ist nicht weniger berühmt in der poetischen Literatur. Man hat den epischen und romantischen Charakter dieses Stoffs verschieden behandelt. Nachdem Chapelain, ein Zeitgenosse des Cardinals Richelieu, die Johanne d'Arc, wie Boileau sagt, in zwölf Mal zwölfhundert schlechten Versen besungen hatte (über dessen Epopöe „La pucelle" s. Halem's „Irene", 1802, März, S. 255), unternahm Voltaire schon 1730 das poetische Ungeheuer seines Vorgängers zu parodiren, und nach Shakspeare's Beispiel, der diesen Stoff im 1. Theile seines „Heinrich VI." episodisch behandelt und die Jungfrau als eine mit bösen Geistern verbündete Hexe dargestellt hatte, die volle Schale seines unsaubern Witzes über den schon verrufenen Gegenstand auszugießen. So entstand das nur zu bekannte komische Heldengedicht, welches Mercier ein crime antinational nennt. Es erschien zuerst 1757 im Druck. Vgl. Bouterweck in der „Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit", 6. Bd., S. 359. Die erste poetische Reinigung dieses von dem schamlosesten Witze entheiligten Stoffes versuchte ein Brite, Robert Southey, in dem Heldengedichte „Joan of Arc", das aber den Leser kalt läßt. Noch mittelmäßiger ist Dumenil's Epopöe „Jeanne d'Arc, ou la France sauvée" (Paris 1818) und d'Avrigny's „Pucelle d'Orleans", ein 1819 in Paris einige Mal gegebenes Trauerspiel, so auch 1825 Alex. Soumet's „Jeanne d'Arc, tragédie en

cinq actes et en vers". Desto glänzender war die Verherrlichung der Jungfrau durch unsern Schiller. Er hat mehr gethan als Calixt III., er hat die edle kühne Schwärmerin in die Rechte des romantischen Zeitalters, dem sie angehört, wieder eingesetzt. Er gibt uns die kriegerische Wunderthäterin als ein Werkzeug des Himmels, nimmt unsere Liebe für sie in Anspruch und läßt sie fallen im glorreichen Kampfe gegen ihres Vaterlandes Feind. Über sein berühmtes Gedicht, das in der Geschichte der romantischen Poesie Epoche machen wird, „Die Jungfrau von Orleans", eine romantische Tragödie (zuerst als Almanach für das Jahr 1802, Berlin), findet man seine Bemerkungen in der „Allgem. Liter.-Zeitung" von 1802, Nr. 15 und 16. Das Lehrreichste darüber enthält Böttiger's Würdigung dieses Meisterstücks, in dem Taschenbuch „Minerva" v. J. 1812. Mercier, der Herausgeber der franz. Übersetzung dieses Schauspiels von Cramer (Paris 1802), nennt dasselbe eine Hymne zum Ruhme der Heldin, würdig der vollsten Bewunderung ihrer Zeitgenossen. Endlich verdient auch A. W. v. Schlegel's Urtheil über die verschiedene Darstellung dieses Gegenstandes von Shakspeare und Schiller (in seinen „Vorlesungen über dramat. Kunst und Literatur", 2. Thl. 2. Abth.) gehört zu werden; doch wird hier seine Vorliebe für den Briten keinen Unbefangenen irre führen. In der neuesten Behandlung dieses Stoffs: „Jeanne d'Arc", Trauerspiel in 5 Aufzügen von F. G. Wetzel (Leipzig 1817), ist der Dichter der Geschichte treuer als Schiller geblieben. Aber das genial entworfene und ausgeführte Ganze sieht einem Gemälde aus der niederländischen Schule zu ähnlich. Lebrun de Charmettes's „Orléanide", Gedicht in 28 Gesängen (Paris 1820), ist dem Schiller'schen Drama nachgebildet. K.

Jeddo, s. Japan.

Jefferson (Thomas), vor Madison bis 1809 Präsident des Congresses der Vereinigten Staaten, geb. den 2. April 1743 zu Shadwall in Virginien. Nachdem er sich besonders mit Geometrie, Physik, Astronomie und Geographie, auch mit der Malerkunst bekannt gemacht hatte, widmete er sich der praktischen Rechtsgelehrsamkeit und zeichnete sich in derselben so aus, daß ihn der Staat von Virginien noch sehr jung zum Mitgliede der Gesetzgebung ernannte. Auch in seinen Schriften erkannte man s. Talente als Staats- und Geschäftsmann. Während des Freiheitskrieges war er Statthalter von Virginien, und zwei Jahre lang Mitglied des Congresses. Hier schlug er mit Lee die Unabhängigkeitserklärung vor, beschleunigte mit Adams die Verhandlung darüber, entwarf die Abfassung derselben und betrug sich als Gouverneur von Virginien, zur Zeit der Einfälle von Cornwallis und Arnold, mit Muth und Standhaftigkeit. 1786 machte er eine Reise nach England, ging von da in Aufträgen der Republik nach Paris und erlangte verschiedene Begünstigungen des nordamerikanischen Handels, worauf er zum Botschafter der Verein. Staaten am pariser Hofe ernannt wurde. 1789 kehrte er nach Amerika zurück und ward Staatssecretair der Bundesregierung, in deren Namen er 1792 die entscheidende Sprache führte, welche seinem Vaterlande ziemte, als England die damalige politische Schwäche der Verein. Staaten mißbrauchen wollte. Auch legte er dem Congresse mehre durchdachte Berichte über die Einheit des Maßes, der Münze und des Gewichts, über die Fischereien und den auswärtigen Handel Nordamerikas vor. Sein Vaterland dankt ihm die Einführung der Vaccine, welche er auch unter den Stämmen der Wilden zu verbreiten suchte. Auch stiftete er zu Charlotteville, in der Nähe von Monticello, eine Universität, die Virginia heißt, wo alle Wissenschaften mit Ausnahme der Theologie gelehrt werden. 1794 legte J. seine Stelle nieder, ward kurz nachher als Vicepräsident an die Spitze der Regierung gestellt, zog sich jedoch abermals in den Privatstand zurück. Die Parteisucht, welche damals in der Verwaltung herrschte und der sich J. widersetzte, war Ursache, daß man ihn von nun an als den Chef der Opposition betrachtete.

In Folge der Erbitterung, welche hieraus auf beiden Seiten entstand, beschuldigte man ihn, er wolle die Constitution stürzen und sich als Tribun an die Spitze des Volks stellen. Doch fiel das Falsche einer solchen Beschuldigung nur zu deutlich in die Augen; daher kam es, daß man J. am 17. Febr. 1801 an Adams's Stelle, und am 17. Febr. 1805 zum zweiten Male zum Präsidenten des Congresses ernannte, welchen Posten er jedoch nur bis 1809 bekleidete, wo Madison an seine Stelle erwählt wurde. Als Präsident behauptete er standhaft die Würde des Freistaats gegen Englands Anmaßungen. Er entwarf einen Vertheidigungsplan und schlug 1807 die Aufstellung eines Linienheeres vor; auch ward auf seinen Rath ein allgemeiner Beschlag auf die amerikanischen Schiffe gelegt, um den amerikan. Handel bei den sich gegenseitig überbietenden Blokadedecreten Napoleons und Großbritanniens keinem Verluste bloß zu stellen. Pennsylvanien wünschte ihn abermals zum Präsidenten zu wählen; allein er erklärte, daß er nach den Grundsätzen der Constitution in den Privatstand zurücktreten würde. In der Verwaltung hat er zuerst das wohlthätige System begründet, nach welchem die weiße und rothe Bevölkerung der Verein. Staaten (Europäer und Indianer) nach und nach verschmolzen, und die letztern civilisirt werden sollen. — Seine wichtigsten Schriften sind: „Summar. Übersicht der Rechte des engl. Amerika" (1774); „Bemerk. über Virginien" (1781); „Entwurf einer Fundamentalconstitution" (1783); „Hypothese, daß die Völker Asiens von den amerikanischen Indianern abstammen" (1789); ferner „Manuel du droit parlamentaire" (franz. von Pichon, Paris 1816); und Denkschriften über die fossilen Riesenknochen in Virginien, über die geistigen Anlagen der Neger, und über die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Als Präsident hielt er eine Rede über (für) die Preßfreiheit, welche noch in Amerika unvergessen ist. Auch hat er nach geometrischen Grundsätzen die Gestalt der Pflugschaar zu verbessern gesucht. Ein Modell davon übergab er dem Conservatoire des arts et métiers in Paris; s. die Schrift darüber in den „Annales du Muséum d'histoire naturelle". Auch übersetzte er Destutt de Tracy's „Commentaire sur Montesquieu" ins Englische 1824. Das pariser Nationalinstitut hatte ihn schon 1800 zu seinem auswärtigen Mitgliede erwählt. Im Sept. 1814 bot er dem Congreß seine ausgesuchte Bibliothek unter vortheilhaften Bedingungen zum Ersatz für die von den Engländern zu Washington verbrannte Bibliothek des Congresses an. J. lebte im Schoße der Wissenschaften und des Landlebens auf seinem Gute Monticello in Virginien, gerieth aber in solche Verlegenheit, daß er die Legislatur von Virginien um die Erlaubniß bat, seine Besitzungen durch eine Lotterie verkaufen zu dürfen. Er starb den 4. Juli 1826 (mit Adams zugleich) an dem 50. Jahrestage der von ihm 1776 entworfenen und unterzeichneten Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten.

Jeffreys, oder **Jefferys** (Sir Georg), Gerichtsbeamter und einer der berüchtigtsten Beförderer willkürlicher Regierungsmaßregeln unter den letzten Stuarten. Er fand sich 1666 bei der Sitzung der Assisen zu Kingston ein, wo wegen der herrschenden Pestseuche nur wenige Rechtsgelehrte erschienen, und obgleich er noch nicht unter die Zahl der Advocaten aufgenommen worden war, so erlaubte man ihm doch, vor Gericht Rechtssachen zu führen. Als guter Gesellschafter wurde J. bald so beliebt, daß er mit Arbeiten überhäuft war und in kurzer Zeit eine Anstellung erhielt. Sein Einfluß in der Altstadt-Gemeine von London, und der Eifer, womit er alle Maßregeln der Regierung beförderte, bahnten ihm den Weg zu immer einflußreichern Ämtern und höhern Würden, bis er endlich unter Jakob II. Lordkanzler wurde. Er hatte Antheil an allen drückenden und willkürlichen Maßregeln unter Jakobs II. Regierung, und reizte dazu eifrig an, wie er es auch in den letzten Jahren Karls II. gethan hatte, wo er sich in der Zeit der Verfolgung als den bittersten Feind der von den Lehren der bischöflichen Kirche abweichenden Geistlichen zeigte.

die grausamen Verfolgungen, die er gegen die Anhänger des Herzogs von Monmouth im westlichen England leitete, schänden sein Andenken. Auch handelte er rachgierig und rechtswidrig gegen Algernon Sidney (s. d.), der sein persönlicher Feind war. Mit kalter Grausamkeit kündigte er dem Verfolgten das Urtheil an, das ihm die Strafe des Stranges und des Viertheilens zuerkannt hatte, und ermahnte ihn höhnisch, sein Schicksal mit Ergebenheit zu ertragen. „Fühlt meinen Puls", antwortete Sidney, seine Hand hinhaltend, „und seht, ob mein Blut in Unruhe ist". J. sprach im Gericht mit großer Gewandheit, aber wenn ein Angeklagter von einer andern Partei war, oder die Verurtheilung desselben dem Hofe angenehm sein konnte, so vergaß er seine Amtspflicht, und erlaubte dem Beschuldigten kaum ein Wort zu seiner Vertheidigung zu sprechen; er überhäufte ihn mit den niedrigsten Schmähungen, machte die Zeugen, die für ihn auftraten, lächerlich, und drohte sogar den Geschworenen mit Geldbuße und Gefängniß, wenn sie den mindesten Anstand nahmen, den Gefangenen schuldig zu erklären. Seine furchtbare Stimme und sein glühendes Gesicht erschreckten selbst den Schuldigen und setzten den Unschuldigen in Furcht. Solche Züge berechtigten Voltaire zu dem Ausspruche, J. sei zum Henker, nicht zum Richter berufen gewesen. Er bewies dagegen bei andern Gelegenheiten, wo der Vortheil der Regierung nicht im Spiele war, daß er die Rechte der Bürger kannte und ihnen Achtung zu verschaffen wußte. Einst hatte er als Lordkanzler von der Regierung den Auftrag erhalten, bei einer streitigen Wahl alle Mittel aufzubieten, den vom Hofe Begünstigten ins Parlament zu bringen. Am Wahltage setzte er sich, um die Wähler zu schrecken, neben den amtführenden Mayor. Dieser wußte, wen er vor sich hatte, stellte sich aber, als ob er ihn nicht kennte, und wies einen Anhänger des Hofes zurück. J. erhob sich wüthend und verlangte mit unanständiger Äußerung die Zulassung des Stimmführers, indem er hinzusetzte, er sei der Großkanzler. Der Mayor sah ihn mit tiefer Verachtung an und antwortete: „Euer ungezogenes Benehmen überzeugt mich, daß Ihr nicht sein könnt, was Ihr vorgebt, denn wenn Ihr der Großkanzler wäret, so würdet Ihr wissen, daß Ihr hier nichts zu thun habt, und daß ich allein hier den Vorsitz führe". Darauf wandte er sich zu einem Gerichtsdiener, dem er befahl, den Fremden hinauszuweisen, was sogleich geschah. J. ging beschämt in das Wirthshaus, und der Anhänger der Volkspartei wurde gewählt. Abends erhielt der Mayor die Einladung, zu dem Großkanzler zu kommen, und auf seine Weigerung kam J. selber zu ihm, freute sich, in ihm einen Mann gefunden zu haben, der mit den Landesgesetzen so gut bekannt wäre und bei der Handhabung derselben so viel Festigkeit bewiesen hätte, und gab dem unerschrockenen Beamten auf der Stelle einen Beweis seiner Achtung, indem er einen Verwandten desselben zu einer einträglichen Stelle beförderte. Als Wilhelm von Oranien in England gelandet war, und alle Anhänger des Königs in Bestürzung geriethen, verbarg sich der verabscheute J., um die Gelegenheit zur Flucht zu erwarten. In Matrosenkleidern saß er in einer Schenke, bis auf das Gerücht von seiner Anwesenheit der Pöbel hereindrang, ihn ergriff und vor die Obrigkeit brachte. Man setzte ihn in den Tower, wo er 1689 vor Gram starb, ehe über sein Schicksal entschieden war.

Jehovah nannte Moses bei seiner Gesetzgebung den Gott Israel's und gab seinem Volke dadurch die erhabene Idee des Bleibenden und Unvergänglichen. Denn Jehovah bedeutet im Hebräischen Den, der da ist, war und sein wird, den allein Beständigen. Auffallend stimmt mit dieser Bedeutung die berühmte Inschrift des Isistempels überein: „Ich bin Alles, was war, ist und sein wird, und meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gehoben!" In wie weit aber Jehovah mit dem ägyptischen Ino verwandt sei, und ob Moses die Idee des ewigen Gottes den ägyptischen Mysterien verdankt, läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Nur so viel ist erweislich, daß der Mosaismus sich durch die Reinheit seiner Gottesidee vor

allen Volksreligionen des Alterthums auszeichnete. Jedes Idol oder Sinnbild Jehovah's war darin ausdrücklich verboten. Als der unsichtbare Schutzgott und König des Hauses Israel sollte er durch Gehorsam gegen seine Vorschriften und pünktliche Beobachtung der in seinem Namen von Moses angeordneten Gebräuche verehrt werden. Jedoch brachte es die Beschaffenheit dieses religiösen Particularismus ebenso sehr, als die Beschränktheit der hebräischen Bildung mit sich, daß die Poesie und der Volksglaube das Wesen des Unanschaubaren durch menschähnliche Bilder versinnlichte, seine Gegenwart in Flammen und Wolken, seine Wohnung in der heiligen Bundeslade, und daher seit dem davidischen Zeitalter seinen Sitz ausschließlich im Tempel auf dem Berge Zion fand. Diese dürftigen Volksbegriffe wurden zwar nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft durch den Einfluß der Philosophie und des Christenthums allmälig aufgeklärt, allein der Glaube an eine besondere Gunst und Parteilichkeit Gottes für ihr Volk wird den Juden, so lange sie den historischen Grund ihrer Religion anerkennen, immer eigen bleiben. Auch fassen sie die Bedeutung des Namens Jehovah am liebsten in dem Sinne auf, daß Gott ihnen sei und sein werde, was er ihren Erzvätern war. E.

Jemappes, Dorf bei Mons in der königl. niederländ. Provinz Hennegau, nahe an der Schelde, berühmt durch die erste große Feldschlacht des Revolutionskriegs, am 6. Nov. 1792, zu deren Andenken unter franz. Herrschaft das ganze Depart. Jemappes genannt wurde. Der Verlust derselben durch die Östreicher hatte auf die öffentliche Meinung in Europa den größten Einfluß, und der Enthusiasmus der Franzosen erhielt dadurch den höchsten Schwung. Die Folgen dieser Schlacht, der Verlust der Niederlande und Lüttichs für die Alliirten, würden noch größer gewesen sein, wenn die Franzosen nicht an der Roer mit der Verfolgung der fliehenden östr. Armee inne gehalten hätten, anstatt sie schon damals über den Rhein zu treiben. Es waren nämlich die Preußen bereits, nach ihrem unglücklichen Feldzuge von 1792, an den Rhein zurückgekehrt, als Dumouriez die Niederlande überfiel und die Bewegungen seiner Armee so klug leitete und so rasch ausführte, daß die Alliirten schon am Tage von Jemappes einsahen, es fehle in der franz. Armee keineswegs an geschickten Heerführern. Die franz. Armee war der östreichischen unter dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen um das Doppelte überlegen, wogegen diese eine Stellung hatte, die für fast unangreifbar gehalten wurde. Der Enthusiasmus und der kriegerische Geist der Franzosen, der sich hier zuerst in seinem Glanze zeigte, besiegte aber alle Schwierigkeiten und unter dem wilden Gesange der marseiller Hymne wurde eine Redoute nach der andern mit Sturm weggenommen. Dumouriez, der den jungen Herzog von Chartres, jetzt Herzog von Orleans, zu seinem Lieutenant ernannt hatte, befehligte den Mittelpunkt, Dampierre und Beurnonville den rechten und Ferrand den linken Flügel. Der Verlust der Östreicher wurde auf 5000 Mann angegeben. Acht Tage nachher zog Dumouriez in Brüssel ein.

Jena, eine sachsen-weimarsche Stadt in Thüringen, am Einflusse der Leuthra in die Saale, mit einer steinernen Brücke, in einem romantischen Thale, hat etwa 6000 Einw. und ein Schloß. Der in der Nähe gelegene Fuchsthurm ist der Überrest des alten Schlosses Kirchberg auf dem Hausberge.

Jena (Universität). Als 1547 der edle Streiter für kirchliche Freiheit, Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige, nach der Schlacht bei Mühlberg als Gefangener Karls V. durch Jena geführt wurde und hier eine Zusammenkunft mit seinen drei Söhnen hatte, waren selbst in dieser traurigen Lage seine Sorgen noch darauf gerichtet, den ihm oder seinen Söhnen bleibenden Landen das verlorene Wittenberg, jene Stiftung seines großen Oheims Friedrich des Weisen, zu ersetzen. Es gefielen ihm die reizenden Thäler der Saale, und er rieth den Söhnen, Jena zur neuen Pflegerin der Wissenschaften und Erhalterin der reinen evangelischen Lehre zu machen. Drei Klöster mit ihren Gütern, deren Einkommen zu

irdischen Zwecken zu verwenden, der fromme Sinn des Fürsten Anstand nahm, erleichterten das Unternehmen. Lehrer und Lernende fanden sich bald (der Philolog Joh. Stigel, und der Theolog Victorin Striegel mit ihren Schülern), und als des neuen Kurfürsten Moritz Kriegsübung gegen Karl (wie der rasche Zug bei dem Frieden mildernd genannt wurde) die Veranlassung wurde (1552), den gefangenen Kurfürsten zu entlassen, zog ihm zu seiner großen Freude bereits ein ansehnlicher Haufe Studirender entgegen. Noch fehlte es der neuen Anstalt an den vollen Rechten einer gelehrten Zunft, indem Karl eine neue protestantische Universität nur ungern gründen sah. Allein ein berühmter Arzt, der bei Kaiser Ferdinand I. in Ansehen stand, Joh. Schröter, erlangte endlich für seinen Herrn und für die Stiftung, deren Mitglied er selbst war, daß sie am 2. Febr. 1558, mit allen Rechten und Freiheiten begabt, feierlich eröffnet werden konnte. Was ihr Stifter noch sterbend seinen Söhnen empfahl, haben sie und ihre Nachfolger mit fürstlicher Treue gehalten. Von der Universität selbst kann man wol sagen, daß sie ihr vorzüglichstes Verdienst immer darin gesucht habe, die neuen Ansichten, welche von Zeit zu Zeit den Wissenschaften, besonders durch die Philosophie eröffnet werden, mit regem Eifer zu benutzen. Auch in ihren beiden „Allgemeinen Literaturzeitungen", gestiftet 1785 von Schütz und 1804 von Eichstädt, ist dieser Charakter sichtbar gewesen, obgleich die Natur eines solchen Instituts es nur zu einem kleinen Theile als ein Werk örtlicher Verbindungen anzusehen erlaubt. Ebenso irrig ist es vielleicht, die großen Abwechselungen der Frequenz, welche Jena in seinem fast 300jährigen Bestehen erfahren hat, mit jenem Charakter eines wissenschaftlichen Protestantismus in Verbindung zu bringen, obschon sie sich ganz gut aus demselben würden erklären lassen. Jena hat in der neuesten Zeit den Unfall gehabt, daß ein junger Mensch, dessen Gemüth von einem heftigern Triebe nach bedeutenden Thaten entzündet war, als sein Verstand bemeistern konnte, seine letzten Monate in seiner Mitte zubrachte, und da den Entschluß zu jenem Verbrechen faßte, welches damit, daß ihm nicht die gewöhnlichen Triebfedern der Rache oder des Eigennutzes, sondern ein finsterer politischer Fanatismus zum Grunde lag, sehr schlecht entschuldigt wird. Es hat unter dem ebenso zufälligen Nachtheile gelitten, daß in seiner Nähe ein alter Fürstensitz liegt, der, nebst manchen theuern Nachklängen aus alter Zeit, 1817 für die 300jährige Feier der Kirchenreformation noch besondere Beziehungen bot, und daß hier der von jeher unter den Menschen rege Trieb, sich organisch zu vereinen, der alte, zum Guten wie zum Bösen gewaltig wirkende Geist der Corporation die studirende Jugend aufs neue ergriffen hatte. Dieser Zustand ist vorübergegangen und die Zeit hat Alles abgestreift, was in solchen Bestrebungen Falsches und Verkehrtes war. Darum ward auch das Verbot, welches 1819 den preuß. Unterthanen den Besuch der Universität Jena untersagte, 1825 aufgehoben. — Die Sorgfalt, mit welcher die Nachkommen Kurfürst Johann Friedrichs diese seine Stiftung gepflegt haben, hat sich in den neuesten Zeiten durch eine Reform der Statuten, sowol der Akademie als der vier einzelnen Facultäten, durch neue Gesetze für die Studirenden und durch ansehnliche Vermehrung der Fonds bewährt (vgl. die von Eichstädt verfaßten „Annales academiae Jenensis", Bd. 1, 1823, gr. 4.). Dabei sind nicht nur die Lehrgehalte erhöht, sondern auch durch ein philologisches, theologisches, homiletisches und katechetisches Seminarium, mit welchen Stipendien und Prämien verknüpft sind, ferner durch jährliche fünf Preisaufgaben für Ermunterung und Leitung des Fleißes, sowie für die Unterstützung ausgezeichneter Studirender gesorgt worden. Die Bibliothek, deren erster Kern die ältere wittenbergische war, ist durch Ankäufe und Vermächtnisse sehr bereichert worden. Es kamen dazu die Bibliotheken der Prof. Joh. Andr. Bose, Domin. Arumäus, Kaspar Sagittarius, des Orientalisten Joh. Andr. Danz, des Obergeleitsmannes Birkner, und vorzüglich die reiche Büchersammlung Chr. Gottl. Buder's. In den neuern Zei-

ten sind noch die Bibliotheken Chr. Wilh. Büttner's und des Herzogs Ludwig von Braunschweig-Öls durch die Freigebigkeit des Großherzogs von Weimar dazugekommen, welcher sie auch durch einzelne Werke manchen wichtigen Zuwachs verdankt. Unter den übrigen Sammlungen zeichnen sich die Museen für Mineralogie und für vergleichende Anatomie aus. Das Mineraliencabinet ist durch Schenkungen (ganzer Sammlungen von Fürst Gallizin, von dem Geh.-Rath Heim zu Meiningen) und Beiträge der Mitglieder der mineralogischen Societät zu einem großen Umfange angewachsen. Der botanische Garten der Akademie ist klein, allein die eigne Neigung des Großherzogs von Weimar für diese Wissenschaft hat diesen Mangel durch den großherzoglichen Garten, angelegt durch den Prof. Batsch, jetzt dirigirt von dem Prof. der Botanik und Medicin, Fr. Siegm. Voigt, ersetzt. Eine Sternwarte ist durch den frühen Tod des Prof. Posselt jetzt wieder verwaist. Das Gesammt-Oberappellationsgericht der Sachsen-Ernestinischen Häuser und der Fürsten Reuß ist das einzige in Deutschland, welches mit einer Akademie in Verbindung steht, sodaß die fünf ersten ordentlichen Professoren der Rechte (die sechste Professur ist erst 1819 errichtet worden) zugleich Mitglieder des Gerichts sind, die übrigen Mitglieder des Gerichts aber dafür die Rechte eines Professoris ordinarii honorarii genießen. Je mehr Theorie und Praxis sich neuerdings wieder von einander trennen, desto wichtiger ist es, sie allenthalben, wo es möglich ist, zusammenzuhalten.

Jena und Auerstädt (Schlachten bei) am 14. Oct. 1806. Preußen hatte, seit dem wiener Vertrage vom 15. Dec. 1805 (s. Austerlitz) in der ungünstigsten Lage, wegen Hanover mit England und Schweden in Krieg verwickelt, zu spät die Waffen ergriffen, um Norddeutschlands Unabhängigkeit und seine eigne gegen Frankreichs drohende politisch-militairische Stellung im südlichen Deutschland zu schützen. Allein statt bis an den Rhein schnell vorzudringen und Kurhessen, das neutral bleiben wollte, zur Theilnahme zu nöthigen, concentrirte der Oberfeldherr, der 72jährige, unentschlossene Herzog von Braunschweig, das preußisch-sächsische Heer in Thüringen; dadurch verlor er nicht nur den rechten Augenblick des Angriffs, sondern auch alle Vortheile seiner Schutz- und Verbindungslinie mit der Elbe, indem er hartnäckig, ungeachtet Lucchesini (s. Lucchesini's „Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes", II, 118 fg.) früher, Fürst Hohenlohe, Massenbach u. A. aber noch zuletzt in dem zu Erfurt am 5. und 6. Oct. gehaltenen Kriegsrathe widersprachen und das rechte Saalufer nebst der Straße von Hof stärker zu besetzen anriethen, auf der irrigen Meinung bestand, Napoleon werde nicht angriffsweise verfahren. Als er endlich das Heer am 8. Oct., an welchem Tage die preuß. Kriegserklärung vom 9. Oct. aus dem Heerlager zu Erfurt erschienen war, über den Thüringerwald nach Franken und dem Main zu führen im Begriff war, und deßhalb das rechte Saalufer verlassen hatte, erkannte er zu spät aus dem, mit demselben Tage sich entwickelnden Offensivplane Napoleons, daß die linke Flanke des preuß. Heers dem Feinde völlig bloßgestellt war. Der linke Flügel, oder die 36,000 M. starke Armee von Schlesien, mit der sich am 20. Sept. 22,000 M. Sachsen unter dem General v. Zezschwitz vereinigt hatten, und die unter dem Befehl des Fürsten Friedrich Ludw. v. Hohenlohe-Ingelfingen stand, sollte nämlich über Saalfeld, Schleiz und Hof vorrücken, der rechte Flügel unter dem General Rüchel den Thüringerwald umgehen, und der Herzog selbst wollte das Mitteltreffen, bei welchem sich auch der Feldmarschall von Möllendorf befand, über das Gebirge nach Würzburg führen. Allein Napoleon, der Paris erst am 25. Sept. verlassen hatte und am 8. Oct. in Kronach eingetroffen war, eroberte den Sieg und die großen Erfolge des Feldzugs, noch ehe die Schlacht geschlagen ward, durch seinen strategischen Blick, indem er binnen 5 Tagen sich zum Meister des Landes zwischen der Saale, Elster und Elbe machte. Denn zwischen den beiden Flügeln

des franz. Heeres marschirte Bernadotte und Davoust mit 60,000 M. von Bamberg über Kronach nach dem reußischen Voigtlande, und am 8. ging Murat mit den Garden und der Reiterei, 25,000 M. stark, bei Saalburg, wo ein schwacher preuß. Posten stand, über die Saale, hierauf drangen er und Bernadotte am 9. über Schleiz vor, wo sich das vom linken Flügel abgeschnittene und umringte, aus 6000 Preußen und 3000 M. Sachsen bestehende Corps unter Tauenzien, mit großem Verluste, ruhmvoll durchschlug. Gleichzeitig rückte der rechte Flügel des französ. Heeres unter Soult und Ney, nebst 10,000 Baiern unter Wrede, an das neutrale Böhmen gelehnt, 64,000 M. stark, über Hof (9. Oct.) und Plauen (10. Oct.) vor. Am 10. Oct. vernichteten die von Koburg her mit 30,000 M. auf dem linken Flügel vorgedrungenen Marschälle Lannes und Augereau, die Division Suchet an der Spitze, bei Saalfeld den 6000 M. starken Vortrab des preuß. Heeres, dessen Anführer, Prinz Ludwig von Preußen, welcher den bestimmten Befehl hatte, jedes Gefecht zu vermeiden, im Kampfe der Verzweiflung fiel. So war der linke Flügel des preuß. Heeres umgangen, und Napoleon, dem jetzt schon Sachsen nebst den Heerstraßen nach Dresden und Berlin offen lag, drang ungehindert im Rücken der preuß. Armee bis Namburg vor, welches Davoust am 13. Oct. besetzte, während das preuß. Heer noch von Jena bis Eisenach sich ausdehnte und der Herzog sein Hauptquartier vom 10. bis 12. Oct. zu Weimar hatte. Auch wurden von den Franzosen zwei wichtige Punkte auf dem linken Saalufer besetzt: Jena von Lannes und Kahla von Augereau. Napoleon selbst langte von Gera am 13. Oct. zu Jena an. Auf dem Marsche von Hof bis Naumburg waren an beiden Orten alle Magazine und ein Pontonzug der Preußen in die Hände der Franzosen gefallen. Nun mußte das bisher mit dem Gesichte gegen den Thüringerwald gekehrte preuß. Heer plötzlich seit dem 10. Oct. sich gegen die Saale hin zurückwenden; daher die Unordnung in der Verpflegung und in der neuen Aufstellung des Heers. Der Herzog selbst zog am 13. Oct. von Weimar nach Auerstädt (einem Dorfe im preuß. Regierungsbezirke Merseburg, drei Meilen von Weimar), um bei Freiburg und Laucha den Übergang über die Unstrut und die Verbindung mit der Reserve wieder zu gewinnen, da die Saalpässe bei Naumburg bereits vom Feinde genommen waren. Seine Bewegung zu decken, stellte Fürst Hohenlohe seine Armee auf den Höhen des linken Saalufers bei Jena auf; Rüchel aber sollte sich von Erfurt, und der Herzog von Weimar vom Thüringerwalde her der Hohenlohe'schen Armee nähern. In dieser Lage bot Napoleon dem Könige von Preußen den Frieden an; allein der Überbringer seines Schreibens vom 12. Oct. aus seinem Heerlager zu Gera, Capit. Montesquiou, fand den König erst am Tage der Schlacht. Also vollendete am 14. Oct. der Doppelkampf bei Auerstädt und Jena taktisch die Niederlage der strategisch bereits geschlagenen preuß. Armee. Napoleon schien von dem Marsche des Herzogs von Braunschweig auf Auerstädt keine Kunde zu haben, als er in der Nacht zum 14. Oct. in seiner Biwacht auf dem Landgrafenberge den Angriffsplan entwarf. Er war Meister der Übergangspunkte auf das linke Saalufer; indem nun auch Marschall Bernadotte und zwar eigenmächtig, weil er nicht unter Davoust stehen wollte, gegen Dornburg heranzog, so wurde das preuß. Heer unter Hohenlohe von dem des Herzogs von Braunschweig getrennt. Zugleich hatte der Fürst, indem er bloß die Chaussee bewachte, welche zu der Ebene führte, wo er angegriffen werden sollte, die steilen Anhöhen, welche rechts und links das Mühlthal bei Jena beherrschen, der Herzog aber die Anhöhen und den Paß bei Kösen zu besetzen unterlassen. Beides wurde ihnen verderblich. Denn Napoleon ließ in der Nacht zum 14. Oct. von seinen Soldaten und Sappeurs die unwegsamsten Stellen in den engen Schluchten ebenen, um das Geschütz auf das Plateau des Wahlplatzes zu bringen. Am Morgen verbarg ein dichter Nebel seinen Aufmarsch. Nach und nach führte er 80,000 M. in die Schlacht, den linken Flügel Augereau,

die Garden Lefebre, das Mitteltreffen Lannes, den rechten Flügel Soult. Später rückte Ney aus dem Hintertreffen in die erste Linie vor. Drei blutige Gefechte entschieden Hohenlohe's Niederlage. Zuerst ward der preuß. Vortrab unter Tauenzien bei Klosewitz geworfen, dann das Hauptcorps unter dem Fürsten Hohenlohe bei Vierzehnheiligen, endlich bei Capellendorf der bisherige rechte Flügel des Heeres unter dem General Rüchel. Dieser langte nämlich von Mellingen her zu spät an, um den Fürsten zu unterstützen, und erneuerte hierauf, statt den Rückzug desselben zu decken, das Gefecht, als eben Murat an der Spitze der Reiterei in die weichenden Linien der Preußen einbrach. Unordnung und Zerstreuung des ganzen Heeres von 50,000 M. war die Folge von Rüchel's Eigensinn und Ungehorsam.

An demselben Tage setzte der Herzog sein 50,000 M. starkes Heer, bei welchem sich der König, drei Prinzen des Hauses und der Feldmarschall Möllendorf befanden, in drei Abtheilungen, die erste unter Schmettau, auf der von Auerstädt nach Kösen führenden Hauptstraße in Bewegung. Allein schon hatte, wenig Stunden zuvor, Davoust, dessen Heer, aus Gudin's, Friand's und Morand's Scharen bestehend, etwa 36,000 M. stark war, den wichtigen Paß bei Kösen besetzt. Die wiederholten Angriffe der Division Schmettau, welche bei Hassenhausen auf den Feind stieß, und des Gen. Blücher's Reiterangriffe wurden abgeschlagen, indem die zweite Abtheilung des preuß. Heeres, durch die schlechten Wege aufgehalten, nicht zur Unterstützung eintraf. Als nun der Herzog selbst durch einen Flintenschuß in die Augen und Gen. Schmettau tödtlich verwundet worden waren, so ging die Einheit der obern Leitung verloren. Der König übertrug jetzt den Oberbefehl dem Feldmarschall Möllendorf und dieser ordnete den Rückzug an; allein da sich die umkehrende erste Abtheilung mit der heraneilenden zweiten verwickelte, so benutzte Davoust die daraus entstandene Unordnung, um einen vollständigen Sieg zu erkämpfen, der ihm den Titel eines Herzogs von Auerstädt erwarb. Noch deckte eine Zeitläng Gen. Kalckreuth den Rückzug des Heeres auf der Straße von Auerstädt nach Weimar und Buttstädt. Man wollte die Schlacht am 15. erneuern; allein an diesem Tage erfuhr der König in Sömmerda Hohenlohe's Niederlage. Nun mußte das von seiner Verbindungslinie mit Halle, wo die Reserve stand, gänzlich abgeschnittene, von Napoleons Scharen überall verfolgte und in Verwirrung gebrachte Heer in kleine Corps sich auflösen, die unter Hohenlohe's Befehl, auf Umwegen über das Harzgebirge, nur zum Theil, erst am 26. Oct., Magdeburg und die Elbe erreichten. Die Preußen verloren bis zum 14. Oct. über 50,000 M. an Todten, Verwundeten und Gefangenen; die Sachsen überhaupt an todten Officieren 23, an verwundeten Officieren 115 und an Gefangenen über 6000 M. Die Zahl der gebliebenen oder verwundeten Franzosen wird von ihnen zu nicht mehr als 4100 angegeben. Größer noch war der Verlust der Preußen nach der Schlacht. Denn am 16. ergaben sich 14,000 in Erfurt eingeschlossene Preußen, nebst dem Fürsten von Oranien, unter Möllendorf, mit Capitulation an Murat zu Gefangenen; die gefangenen Sachsen aber erhielten gegen das Versprechen, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, die Freiheit, worauf Napoleon durch den Großherzog von Berg am 17. die Neutralität des Kurfürstenthums erklären ließ; doch wurde der Friede mit Sachsen erst am 11. Dec. zu Posen abgeschlossen. Dadurch sicherte Napoleon beim Vordringen nach Berlin seine rechte Flanke und öffnete sich alle Hülfsquellen des von ihm besetzten Kurfürstenthums. Rasch drängten jetzt einander die wichtigsten Ereignisse. Am 18. überfiel Bernadotte die 10,000 M. starke preuß. Reserve unter dem Herzog Eugen v. Würtemberg bei Halle und machte 5000 Gefangene; darauf zog Davoust über Leipzig und Wittenberg, Lannes über Dessau nach Berlin (25. Oct.), wo Napoleon am 27. eintraf. Spandau ergab sich an Lannes den 25. Oct. Indeß gelang es dem General Kalckreuth, einen Theil der Heer=

überreste, 12,000 M., hinter die Oder zu führen. Blücher hingegen schloß sich mit den Trümmern der Reserve nicht an Hohenlohe an, sondern zog, als der Fürst mit 17,000 M. bei Prenzlau am 28. Oct. capitulirt hatte, nach Strelitz, wo das Corps des Herzogs von Weimar, das als Vortrab schon durch den Thüringerwald gedrungen war und an der Schlacht nicht Theil genommen hatte, unter dem Befehl des Herzogs von Braunschweig-Öls zu ihm stieß. Er war jetzt 21,000 M. stark, aber von Murat, Bernadotte und Soult verfolgt, mußte er sich am 5. nach Lübeck werfen und am 7. bei Ratkau capituliren. (S. Lübeck.) Unterdessen hatte sich auch ein Corps Reiterei von 6000 M. unter dem Gen. Schimmelpfennig am 29. bei Pasewalk an den Gen. Milhaud, und am 31. ein anderes Corps von 4000 M. unter dem Gen. Bila bei Anclam an den Gen. Becker ergeben. Betäubt von so vielen Schlägen, welche das preuß. Heer binnen 14 Tagen vernichteten, übergaben die Festungscommandanten ihre Plätze, ohne die Ehre des Widerstandes, dem Feinde: Stettin der Gen.-Lieut. von Romberg am 29.; Küstrin, der Oberst von Ingersleben am 31.; Hameln, der Gen. von Schöler am 19. Nov.; Nienburg, der Gen. von Strachwitz am 25. Nov. Das letzte Bollwerk der Monarchie, das mit allem Bedarf wohl versehene Magdeburg, hatte Gen. v. Kleist schon am 8. Nov. den Franzosen unter Ney schimpflich geöffnet. Dadurch geschah es, daß Napoleon, zu neuen Entwürfen erhoben, die schon dem Abschlusse nahen Friedensunterhandlungen plötzlich abbrach, seine Waffen über die Oder trug, die Polen unter seine Fahne rief und die spät heranrückenden Russen an der Weichsel ereilte. Der Besitz des ganzen nördlichen Deutschlands, mit Ausnahme Kolbergs — Napoleon hatte nämlich Kurhessen am 1. Nov., Braunschweig und Fulda am 26. Oct., Hanover am 9. Nov., die Hansestädte am 19. fg., Mecklenburg am 28. Nov. und Oldenburg am 6. Dec. in Besitz genommen —, verschaffte ihm unermeßliche Hülfsquellen. Er beschloß nunmehr sein Continentalsystem in Berlin (durch das Decret vom 21. Nov., welches die britischen Inseln in Blokadestand erklärte) und in Warschau aufzurichten, dadurch aber England zur Herausgabe der franz., holländischen und spanischen Colonien zu zwingen, und zugleich die Unabhängigkeit der Pforte gegen Rußland sicher zu stellen. K.

Jenner (Eduard), Arzt und Erfinder oder Verbreiter der Kuhpockenimpfung, geb. den 17. Mai 1749 zu Berkley in Glocestershire, ein Zögling des berühmten Anatomen John Hunter. Nachdem er mehre Jahre ausübender Arzt und Wundarzt gewesen, widmete er sich dem Studium der Physiologie und Naturgeschichte. Wegen s. an Beobachtungen reichen Abhandlung über die Musik ward er zum Mitglied der königl. Gesellsch. der Wissenschaften in London ernannt. Auch zeichnete er sich durch eine vortreffliche Beschreibung der Angina pectoris aus. Seit 1776 beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die Kuhpocken und gab 1798 die erste Schrift darüber in London heraus, welche durch Ballhorn's Übers. 1799 auch in Deutschland bekannt wurde. Beobachtungen über die Blattern der Kühe in Glocestershire (cowpox) hatten ihn seit 1769 schon auf seine Entdeckung geleitet. Am 14. Mai 1796 impfte er das erste Mal die Kuhpocken ein; wurde den Vaccinirten nachher von der Materie der Kinderblattern eingeimpft, so bekamen sie letztere Krankheit nicht. Über diese Versuche gab J. 1799 in einer zweiten Schrift Nachricht. Von 6000 Personen, die er vaccinirt hatte, ward keine von den Kinderblattern angesteckt. Er machte auf die Gefahrlosigkeit der durch Vacciniren entstandenen Blattern, ihre Gelindigkeit, ihre Eigenschaft, sich nicht weiter durch Ansteckung zu verbreiten, und auf die Sicherung eines Jeden, der sie ausgestanden, gegen die Ansteckung von den gewöhnlichen Kinderblattern aufmerksam. Indeß entdeckte er bald, daß es auch falsche Kuhpocken gebe, deren Gestalt und Verlauf von dem der echten abweiche, und welche vor den Kinderblattern nicht sicher stellten. Er bestimmte daher genau die Unterscheidungszeichen.

In einer dritten Schrift, 1800, bestätigte er mit eignen und andrer Ärzte Beobachtungen die Vorzüge der neuen Impfung und schrieb 1801 noch eine Abhandl. über den Ursprung derselben. Von der großen Anzahl der Geimpften waren mehr als 3000 mit Materie von Kinderblattern ohne Erfolg geimpft worden. Frühzeitig verbanden sich mit J. mehre Ärzte zu weitern Versuchen, besonders Woodwille und Marshall, J.'s Freunde, Pearson u. A. Mit Hülfe eines ausgedehnten Briefwechsels verbreitete J. seine Entdeckung in kurzer Zeit durch ganz Europa, ja in die andern Welttheile, besonders nach Amerika. Der franz. Weltumsegler Baudin brachte sie auf die Inseln des Südmeers. In London wurde schon 1799 eine öffentliche Impfanstalt errichtet, welche an mehren Orten Nachahmung fand. Auch die Truppen, welche England nach Ägypten sandte, wurden vaccinirt, und sie ertrugen das fremde Klima besser als die französischen. Jenner's großes Verdienst wurde allenthalben, besonders in England, geschätzt. Die Ärzte der brit. Marine ließen auf ihn eine Denkmünze prägen: Apollo, der einen vaccinirten Matrosen der Britannia vorstellt, mit einer Bürgerkrone und der Inschrift: „Jenner. Alba nautis stella refulsit". Die verwitwete Kaiserin von Rußland schrieb 1802 an J. und verehrte ihm einen schönen Diamant. 1803 bekam er von der Stadt London das Bürgerrecht in einer goldenen Kapsel, sein Name ward durch Schaumünzen gefeiert, und das Parlament bezeugte ihm zwei Mal den Dank der Nation, auch bewilligte es ihm (1802 und 1807) Geldgeschenke, die sich auf 30,000 Pf. beliefen. (Sein Briefwechsel allein hatte J. über 1000 Pf. St. gekostet, und er schlug die gehabten Unkosten auf 6000 Pf. St. an.) Es wurde eine Gesellschaft zur Ausbreitung der Kuhpocken in ganz Großbritannien gestiftet, die den Namen Königl. Jenner'sche Societät führt, für deren Patrone sich der König und die Königin erklärten. J. starb den 26. Jan. 1823. (Vgl. Kuhpocken.) — Nach dem schlesw.-holstein. Provinzialbericht von 1815 machte der Schullehrer Plett zu Stockendorf bei Kiel schon 1790 die Erfahrung, daß, wer die Kuhblattern gehabt, von den natürlichen befreit bliebe. Er versuchte daher 1791 zu Hasselburg absichtlich an 3 Kindern die Impfung mit Kuhblattern, und sie gelang. Da nun J. seine Impfversuche erst 5 Jahre später, 1796, anstellte, so hätte Deutschland die Ehre der Entdeckung der Vaccine; nur Schade, daß bei Gegenständen dieser Art die erste Entdeckung so zu sagen Nebensache, die allgemeinere Anwendung und Verbreitung aber die Hauptsache ist. Vgl. „Jenner's Leben", vom D. Baron (Lond. 1827).

Jenny-Maschinen heißen die berühmten Maschinen, welche Baumwolle spinnen und gegen 1775 von Richard Arkwright erfunden und nach s. Frau benannt worden sind. Späterhin, nachdem er dieselben noch verbessert hatte, gab er diesen Maschinen den Namen Jenny-Mule (Bastard-Jenny), von mule, Maulthier. Diese künstliche Erfindung, Baumwolle zu spinnen, besteht aus 4 Haupttheilen: der Krätzmaschine (carding mill), welche die Wolle reinigt und ihr die Form eines Tuchs gibt; der Streichmaschine (drawing mill), welche die Reinigung der Wolle vollendet und diese in eine wurstartige Form bringt; die Vorspinnmaschine (roving mill), auf welche die Wolle, nachdem sie vorher in der Laterne noch mehr verdünnt und auch etwas gedreht worden ist, aufgespult und solchergestalt zum Spinnen fertig gemacht wird, und der eigentlichen Spinnmaschine, einer aus vielen Spindeln bestehenden Vorrichtung, auf welcher vermittelst eines bewundernswürdigen Mechanismus, welchen nur wenige Hände zu leiten brauchen, die Wolle alsdann zu Garn gesponnen wird. Die Spinnmaschine ist wieder doppelter Art: die eine liefert das Garn (twist), und die andre das Einschlaggarn (weft). Letztere soll eigentlich den Namen Jenny-Maschine führen. Die Bewegung dieser Maschinen geschieht entweder durch ein großes Wasserrad oder auch durch eine Dampfmaschine.

Jeremias, der zweite unter den großen Propheten des A. Test., aus einem edeln jüdischen Priestergeschlechte, erfüllte in der traurigsten Zeit des Reiches Juda, unter den letzten vier Königen desselben bis zur babylonischen Gefangenschaft, also über 40 J. lang, den prophetischen Beruf mit anhaltender Geduld und Treue. Aber vergeblich erschöpfte er sich in Lehren, Bitten und Warnungen, das entartete Volk zur Gottesfurcht und Ergebung in sein Schicksal zu bewegen; ein beständiger Druck, unter dem er nur seufzen konnte, Mißhandlungen, Kerker und Todesgefahren waren sein Lohn. Nach der Zerstörung Jerusalems ehrte ihn jedoch Nebukadnezar, da alles Volk in die Gefangenschaft abgeführt wurde, als den Edelsten seiner Nation, durch die Erlaubniß, sich seinen Aufenthalt selbst wählen zu dürfen. Der alte Prophet blieb bei den Trümmern der heiligen Stadt und fuhr fort, die noch zurückgebliebenen Juden durch Rath und Lehre zu leiten, und als sie endlich, den Bedrückungen der Statthalter zu entgehen, nach Ägypten flohen, begleitete er sie und starb in Ägypten hochbetagt. Schon unter der Regierung Jojakim's hatte er angefangen, seine Lehren und Orakel von s. Schreiber Baruch aufzeichnen zu lassen. Sie sind, so weit wir sie im Kanon des A. Test. besitzen, Zeugen der glühendsten Vaterlandsliebe und des unerschütterlichsten Vertrauens auf den Gott der Väter, aber auch deutliche Beweise, wie sehr der Geist dieses Propheten durch sein und seines Volkes Unglück gelähmt und niedergedrückt war. Nur in den Weissagungen gegen auswärtige Staaten erhebt sich sein Ausdruck zu einiger Stärke; sonst ist sein Ton sanft wie sein Charakter, und traurig, wie die Zeit, in welcher er lebte. Er sah den Untergang Judas mit Bestimmtheit voraus und beweinte ihn auf den Trümmern von Jerusalem. Die Frucht dieses Schmerzes sind s. „Klagelieder" (daher der Name Jeremiaden), Elegien voll rührender Wehmuth und frommer Ergebung, die durch ihren schönen, harmonischen Bau an eine bessere Zeit der hebräischen Dichtkunst erinnern. E.

Jericho, eine nicht unbedeutende Stadt im alten Judäa, in einer Ebene, nordöstlich von Jerusalem, westlich vom Jordan, wegen ihrer Balsamgärten, Palmen- und Rosenwäldchen, besonders im salomonischen Zeitalter ausgezeichnet, und blühend durch den Handel mit Balsam und Gewürzen. Sie war der Schlüssel zu Palästina und wurde daher von den Israeliten, welche unter Josua über den Jordan gegangen waren, um Palästina zu erobern, nachdem sie vorher Kundschafter dahin abgeschickt hatten, zuerst angegriffen und am 7. Tage, nach einer Sage auf wundervolle Art, erstürmt und vernichtet, jedoch späterhin wieder aufgebaut. An ihrer Stätte steht jetzt das Dorf Rihha, die Gärten und Wäldchen sind verschwunden. Nur der Balsambaum wird noch gewartet. In unsern Gärten erinnert an diese Stadt ein rankenartiges Gewächs mit einer wunderbar gestalteten, wohlriechenden Blume, die wir die Rose von Jericho (Anastatica) nennen. Wahrscheinlich wurde sie zu den Zeiten der Kreuzzüge von daher zu uns verpflanzt. E.

Jermak, s. Sibirien.

Jermoloff (nicht Yermaloff) (Alexei Petrowitsch), k. russ. General der Infanterie und Oberbefehlshaber der Provinzen Grusinien und Kaukasus, und Oberbefehlshaber des Heeres vom Kaukasus. Dieser Feldherr und Diplomat hatte sich in den Feldzügen in Deutschland und Polen, dann gegen Persien das Vertrauen seines Monarchen erworben. Im April 1815 befehligte er das 2. Armeecorps bei dem russ. Heere, das unter Barclay de Tolly aus Polen aufbrach, um nach dem Rhein zu ziehen, und hierauf einige Depart. von Frankreich besetzt hielt. 1817 erhielt er s. gegenwärtige Bestimmung, wo er die Grenzen mit 50,000 M. auserlesener Truppen besetzte, und nachdem er alle Militairposten selbst untersucht hatte, mit dem Charakter eines außerordentl. Botschafters an den persischen Hof nach Teheran geschickt wurde. Das russ. Cabinet wollte dort dem Einflusse des britischen Gesandten entgegenarbeiten. Darum zeichnete sich J.'s glänzende Ge-

sandtschaft durch außerordentliche Pracht aus. In s. Gefolge befand sich die Blüthe des russ. Adels; außerdem aber einige franz. Officiere, die früher Napoleon (1807) in ähnlicher Absicht nebst Gardanne nach Persien geschickt hatte. Auch wurden dem General J. die in russische Hände gefallenen Berichte Gardanne's nebst den von den französ. Officieren aufgenommenen Charten zur Benutzung mitgetheilt. J.'s Gewandtheit zog von dem ungeschickten Verhalten des britischen Gesandten Willock, am Hofe zu Teheran, allen möglichen Vortheil, sodaß der Einfluß des russischen Cabinets daselbst den britischen bald überwog, und ein für Rußland vortheilhafter Bundes= und Handelsvertrag zu Stande kam, durch welchen der bereits am 12. Oct. 1813 zwischen Rußland und Persien zu Ghulistan abgeschlossene, zu Tiflis aber am 15. Sept. 1814 ratificirte Friede seine Vollendung erhielt, daher er auch erst 1818 bekannt gemacht wurde. In Folge desselben war Rußland gewissermaßen die Garantie der persischen Thronfolge übertragen, und Persien beinahe zu Rußland in dasselbe Verhältniß gesetzt, welches zwischen Rußland und Polen zu Katharinas II. Zeiten bestand. J. kehrte in sein Gouvernement zurück, nachdem er am Hofe zu Teheran den Obersten Mazarawitsch als russischen Geschäftsträger zurückgelassen hatte. Seitdem beförderte er die russ. Handelsunternehmungen in jenen Ländern und sandte 1819 den Capitain Murawjeff an die östliche Küste des kaspischen Meeres, um die daselbst wohnenden Turkmenen und den Khan von Chiwa zu freundschaftlichen Verbindungen mit Rußland zu bewegen. (S. Turkmenen.) Für künftige Fälle ward das russische Heer am Kaukasus unter J. seit 1820 bis auf 100,000 M. vermehrt. J. bekämpfte und züchtigte bis 1827 das räuberische Bergvolk der Tschetschenizen. 1826 schlug er den Angriff der Perser zurück, welche unter Abbas Mirza den Frieden von Ghulistan gebrochen hatten. Im April 1827 übernahm Gen. Paskewitsch das Obercommando der Armee gegen Persien an J.'s Stelle. Er hat den Ruf eines braven und besonders im Gebirgskriege erfahrenen und geschickten Feldherrn, der, gleich Suwaroff, bei den Soldaten sehr beliebt ist.

Jersey, s. Guernsey.

Jerusalem (Johann Friedrich Wilhelm), Abt, geb. am 22. Nov. 1709 zu Osnabrück, wo sein Vater Superintendent war, besaß so ausgezeichnete Anlagen, daß er schon 1724 die Universität zu Leipzig beziehen konnte, wo er sich dem theologischen Studium widmete. Er studirte hierauf noch einige Jahre zu Leiden und führte dann zwei Edelleute auf die Universität Göttingen. Nach 3 Jahren unternahm er eine Reise nach London, kehrte 1740 nach Deutschland zurück und ward vom Herzog v. Braunschweig zum Hof= und Reiseprediger, sowie zum Lehrer und Erzieher des 7jährigen Erbprinzen (des als Feldherr berühmt gewordenen Karl Wilhelm Ferdinand) ernannt, welche Stelle er 1742 antrat. Er wußte den Herzog für den Plan zu einer Lehranstalt einzunehmen, welche die bisherige Lücke zwischen den Schulen und Akademien ausfüllen und jungen Leuten, die nicht zum eigentlichen Studiren, sondern für den Militairstand, den Hof oder ein unabhängiges Privatleben bestimmt wären, die nöthige Unterweisung und Sittenbildung verschaffen könnte. So entstand das nachmals so berühmt gewordene Collegium Carolinum zu Braunschweig. Außerdem hat ihm die Stadt Braunschweig auch die Gründung ihres Armenwesens zu verdanken. Nach und nach ward J. von dem Herzoge zum Propste der Klöster St. Crucis und Ägidii, 1749 zum Abt von Marienthal, und endlich 1752 zum Abt des Klosters Riddagshausen, in der Nähe von Braunschweig, ernannt. Den Ruf eines Kanzlers der Universität zu Göttingen lehnte er aus Anhänglichkeit an das braunschweigische Haus ab und ward dafür 1771 zum Vicepräsidenten des Consistoriums zu Wolfenbüttel ernannt. Dieser vortreffliche Mann, dessen Andenken noch jetzt die Bewohner von Braunschweig segnen, erlebte am Abend s. Lebens das Unglück, daß sein innigst geliebter Sohn,

der zu Wetzlar die Rechte ausübte, sich in einer melancholischen Stunde durch einen Pistolenschuß das Leben nahm. Dieses traurige Ereigniß gab Göthe den Grundstoff zu s. „Leiden des jungen Werther". Nachdem er sich von diesem und andern harten Schicksalsschlägen mit männlichem Muthe emporgerichtet und s. ausgebreiteten Wirkungskreise die gewohnte Thätigkeit noch in später Zeit gewidmet hatte, entschlummerte er 1789 im 80. J. s. Lebens mit Heiterkeit und ruhiger Hingebung. J. stand als Theolog, Denker und Gelehrter unter seinen Zeitgenossen auf einer Stufe, die nur Wenige erreichen; nicht minder groß war er jedoch von Seiten s. Herzens und Charakters. Zu s. vorzüglichsten Schriften gehören: „Predigtsammlungen" (Braunschw. 1788—89, 2 Thle.); „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" (1785 u. 1795, 2 Bde.), ein wahrhaft religiöses Erbauungsbuch.

Jerusalem (Soliman). Diese weltberühmte Stadt (von der Prevot an Ort und Stelle ein Panoram gezeichnet hat) in Palästina ist dem Pascha von Damaskus unterworfen. Ihre Umgebungen sind öde und gebirgig. Am westl. Abhange eines Basaltberges, von Felsen und tiefen Thälern umgeben, liegt die Stadt weit kälter als man nach der geographischen Lage schließen sollte. Ihr Umfang beträgt jetzt kaum eine halbe Meile. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, hat ziemlich hohe Mauern und 6 Thore, die noch hebräische Namen führen. Die Häuser sind von Sandstein, 3 Stock hoch und ohne Fenster im untern Stocke. Diese todte Einförmigkeit wird nur durch die Spitzen der Moskeen, durch die Thürme der Kirchen und durch wenige Cypressen unterbrochen. Von 25,000 Einw. sind 13,000 Mohammedaner und 4000 Juden. Christen und Juden tragen als Auszeichnung einen blauen Turban; das weibliche Geschlecht sieht mit seinen dichten Schleiern und seinen weißen Gewändern wandernden Leichen ähnlich. Auf den ungepflasterten Straßen hat man beständig mit Staubwolken oder Schmutz zu kämpfen. Man sieht nichts als verschleierte weiße Gestalten, übermüthige Türken und stumpfsinnige oder schwermüthige Christen. Daß weder Wissenschaften noch Künste in dem jetzigen Jerusalem blühen, kann man sich bei dem Despotismus der Türken und dem finstern Aberglauben der Christen leicht vorstellen. Weber und Pantoffelmacher sind die einzigen Fabrikarbeiter. Eine Menge Reliquien, die wahrscheinlich nicht alle in der Stadt gemacht werden, sondern auch aus der Umgebung kommen, werden an die gläubigen Pilger verkauft. Indessen bildet die Stadt für die Araber in Syrien, Arabien und Ägypten einen Mittelpunkt des Verkehrs. Man führt Öl aus, und Reis über Acre ein. Die Lebensmittel sind im Überfluß und wohlfeil, Wildpret vortrefflich, und der Wein sehr gut. Die Pilger sind für die Einwohner noch immer eine vorzügliche Nahrungsquelle; zu Ostern manchmal an 5000, jedoch wenig Europäer. Jerusalem hat einen Statthalter, einen Kadi oder Oberrichter, einen Commandanten der Citadelle und einen Mufti, als geistliche Behörde. In der Stadt werden noch viele Plätze und Gebäude unter alten heiligen Namen gezeigt. Die Citadelle, welche Davids Burg gewesen sein soll, ist ein durchaus gothisches Gebäude. Auch nennt man sie den pisanischen Thurm, weil die Pisaner sie vielleicht während der Kreuzzüge erbaut haben. Alle Pilger wenden sich an das große Franciscanerkloster zum heil. Erlöser, worin sie einen Monat lang umsonst verpflegt werden. Außer diesem gibt es noch 61 christliche Klöster in Jerusalem, worunter das armenische das größte ist. Sie erhalten sich von milden Beiträgen, die meistens aus Europa ihnen zufließen. Die Kirche des heil. Grabes ist seit anderthalb Jahrtausenden der heiligste Ort in Jerusalem. Sie besteht aus mehren vereinigten Kirchen und soll auf dem Golgatha aufgeführt sein. Man zeigt hier in einem reichgeschmückten großen unterirdischen Gemach das erdichtete Grab des Erlösers, mit einem Sarkophag von weißem Marmor. Die Kaiserin Helena soll im 4. Jahrh. diese Kirche gestiftet haben, nachdem sie das

wahre Kreuz aufgefunden. Die Juden leben in dem größten Elend und auf einen kleinen Theil der Stadt beschränkt. Der Tempel der Mohammedaner, den sie für eins der größten Heiligthümer halten, ist prächtig. Keinem Christen oder Juden ist es erlaubt, in das innere Heiligthum zu treten. Doch wissen wir, daß dieser Tempel aus zwei großen Gebäuden besteht, von denen das eine, El Aksa, mit einer prächtigen Kuppel versehen und mit den herrlichsten Vergoldungen verziert ist. Das andre Gebäude ist ein Achteck, es heißt El Sahara; hier zeigen die Mohammedaner den Fußtapfen ihres Propheten, von einem goldenen Gitter umgeben, und einen Koran, der 4 Fuß lang und $2\frac{1}{2}$ Fuß breit ist. Noch sieht man auf dem Ölberg eine christliche Kirche, in welcher ein Fußtapfe des Heilandes gezeigt wird, den er hinterließ, als er gen Himmel fuhr. Man sieht außer manchen altisraelitischen eine Menge griechischer und römischer Denkmäler, mehre christliche und besonders gothische, die von den Kreuzzügen herrühren.

Ein Zeitgenosse des Abraham, Melchisedek, wird schon 2000 vor Chr. König von Salem genannt; dies Salem soll das nachmalige Jerusalem sein. Dann besaßen die Jebusiter die Stadt, und als 1500 vor Chr. die Israeliten das Land der Verheißung eroberten, ward dem Stamm Benjamin diese Stadt zugetheilt. Doch scheinen in der Folge die Jebusiter ihr Recht wieder geltend gemacht zu haben, denn David eroberte die Stadt, nannte sie nach seinem Namen und baute die Burg Zion. Sein Sohn Salomon verschönerte Jerusalem ungemein und ließ durch die kunstreichen Tyrier den Tempel erbauen. Unter s. Nachfolgern ward Jerusalem die Hauptstadt des Königreichs Juda. Fünf Mal ward sie erobert und geplündert, zuerst unter Rehabeam, von den Ägyptern, dann unter Joram, von den Arabern, unter Joas, von den Syrern, unter Amazias, von den Israeliten, und unter Josias wieder von den Ägyptern, 611 vor Chr. Der letztern Eroberung erwähnt auch Herodot, der die Stadt Kadytas nennt, welches an das Kâdischah, die Heilige, erinnert, wie noch jetzt die Mohammedaner die Stadt El Kods nennen. Endlich bemächtigte sich der chaldäische König Nebukadnezar, auch Nabopolassar genannt, unter dem jüdischen König Zedekias, des Reichs und der Stadt Jerusalem, zerstörte die letztere von Grund aus, 586 vor Chr., und führte die Juden nach Babylon. 70 J. darauf erlaubte ihnen Cyrus, zurückzukehren und Stadt und Tempel wieder aufzubauen. Dies geschah unter Anführung ihrer Hohenpriester Esra und Nehemia, deren Nachfolger sie eine Zeitlang beherrschten. Daß Alexander, nachdem er Tyrus erobert, auch einen friedlichen Besuch in Jerusalem abgestattet habe, ist gewiß nur eine jüdische Sage, da Josephus der einzige Bürge dafür ist. Alexander's Nachfolger, Ptolemäus, des Lagus Sohn, eroberte Jerusalem und führte eine Menge angesehener Juden nach Alexandrien. Dann stand es eine Zeitlang, nachdem Antiochus d. Gr. es eingenommen, unter der Botmäßigkeit der syrischen Könige. Unter den Makkabäern wurden die Juden wieder auf eine Zeitlang frei und wählten sich eigne Könige. Einer der letztern, Aristobulus, rief den großen Pompejus ins Land, und so kam 64 J. vor unserer Zeitrechnung Jerusalem unter römische Herrschaft. Da es noch immer eigne Könige dem Namen nach, auch Hohepriester neben den römischen Statthaltern hatte, so veranlaßte dies unablässige Meutereien, denen endlich Vespasian und Titus dadurch ein Ende machten, daß sie nach einer fürchterlichen Belagerung im J. 70 die Stadt erstürmten, die Einwohner vertilgten und Alles verwüsteten. So schien Jerusalem gänzlich zu Grunde gegangen zu sein. Allein theils waren noch Gebäude in Menge übrig geblieben, theils sammelten sich wieder die zerstreuten Juden, bauten sich an und empörten sich von neuem gegen die Römer. Hierdurch erbittert, ließ Kaiser Hadrian endlich im J. 118 Alles zerstören, was Titus verschont hatte. Er ließ eine neue Stadt unter dem Namen Älia Capitolina anlegen, worin zu wohnen keinem Juden erlaubt war. Konstantin d. Gr. und seine Mutter Helena zeigten

dadurch ihre christliche Frömmigkeit, daß sie alle heidnische Denkmäler ausrotten ließen und viele neue christliche Gebäude aufführten. Julian faßte den Gedanken, den alten Tempel der Juden wiederherzustellen, soll aber durch Ausbruch unterirdischen Feuers daran verhindert worden sein. Nun blieb die Stadt unter der Herrschaft der morgenländischen Kaiser, bis Kosroes, K. der Perser, im J. 614 sie eroberte. Doch gewann der Kaiser Heraklius im Frieden, 628, die heilige Stadt wieder, verbot den Juden da zu wohnen und brachte durch Sectenhaß den Patriarchen von Jerusalem, Sophronius, dergestalt gegen sie auf, daß der Khalif der Araber, Omar, im J. 637 ohne viele Mühe die Stadt einnehmen konnte. Von den Arabern ging die Herrschaft an die Turkmanen über. Im ersten Kreuzzuge eroberte Gottfried von Bouillon 1099 Jerusalem. Es ward ein eignes christliches Reich gestiftet, dem aber die Türken 1187 ein Ende machten. F. W. Sieber hat in s. „Reise von Kairo nach Jerusalem" (Lpz. 1823, m. K.) das Örtliche und Sittliche von Jerusalem genau beschrieben.

Jesaias, der erste unter den sogenannten großen Propheten, wirkte unter der Regierung der Könige in Juda, Usias bis Hiskias, wenigstens 47 J. als Volksführer und Prophet. Von s. Lebensumständen ist nichts bekannt, als daß sein Einfluß auf König und Volk bedeutend war. Was von den unter s. Namen im Alten Test. enthaltenen Orakeln erweislich von ihm selbst herrührt, sichert ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Dichtern. Seine Sprache ist den Gegenständen, die er behandelt, die angemessenste; sie vereinigt Einfachheit und Klarheit mit der höchsten Würde und Majestät, und an Fülle und Kraft bei dem schönsten Ebenmaße kommt ihm die Poesie keines andern Propheten gleich. Der Inhalt s. Dichtungen sind Strafreden und Klagen über die Sünden des Volks, drohende Verkündigungen eines nahen Verderbens und herzerhebende Aussichten in eine schönere Zukunft. Adel des Gefühls und der Gesinnung spricht aus jedem Zuge, Alles trägt den Stempel des Genies und der echten Begeisterung. Daher sehen die Gläubigen in s. Weissagungen nicht mit Unrecht die Morgenröthe des Tages, der mit Christus der Menschheit aufgegangen ist. (S. **Propheten**.) E.

Jesuiten, oder Gesellschaft Jesu nannte sich der geistliche Orden, der sich viel höher als alle andre Orden, ja über die Kirche selbst stellte, und obgleich er seinen Gliedern die Annahme von Kirchenämtern und Prälaturen durchaus verbot, doch in der Kunst zu herrschen die weltlichen Regierungen nicht minder als seine geistlichen Nebenbuhler übertraf. Ihm läßt sich auch kein andrer geistlicher Orden an die Seite stellen. Denn während diejenigen, welche sich nur der Betrachtung und Andacht widmen, wenig charakteristische Züge darbieten, und meistentheils nur durch Namen, Schnitt und Farbe der Kleidung, größere oder mindere Strenge der Regel, mehr oder weniger Übungen der Buße und Gottseligkeit von einander verschieden sind, und auch die regsamern, welche durch Unterricht, Seelsorge und Mildthätigkeit, sowie durch ihren Einfluß an Höfen und in Familien, nach Außen wirken, fast überall nur Mönche sind, wußte die Gesellschaft Jesu sich bald zu dem Range einer welthistorischen Erscheinung emporzuschwingen, die in ihrer Art einzig ist. Der mindeste Theil dieser Größe ging von ihrem Stifter **Ignaz v. Loyola** (s. d.) aus, der s. Ruhm mehr der Weltklugheit und Kraft seiner Nachfolger, als sich selbst verdankt. Auf der Universität zu Paris verband sich Ignaz L. mit einigen Studenten zur Bekehrung der Ungläubigen und zu einer Wallfahrt nach Jerusalem. Pierre Le Fevre, ein Savoyarde, Franz Xaver, ein Navarrese, Jakob Lainez und Nikolaus Bobadilla, zwei kräftige, geistvolle Spanier, und Rodriguez, ein portugiesischer Edelmann, waren die ersten Gefährten Loyola's. Ein Türkenkrieg hinderte die Reise nach Jerusalem, weßhalb die Verbündeten sich auf den Universitäten in Oberitalien zerstreuten, um neue Mitglieder zu werben. Loyola selbst ging mit Le Fevre und Lainez nach Rom, wo er seinen Plan zur Stiftung

eines neuen, ganz eigenthümlich eingerichteten Ordens 1539 zur Ausführung brachte. Er nannte den Orden, zu Folge eines Traumgesichts, die Gesellschaft Jesu, und verpflichtete die Glieder, deren Stamm jene ersten Gefährten wurden, neben den Gelübden der Armuth, Keuschheit und des blinden Gehorsams gegen die Obern, noch zu dem vierten, sich in jedes Land, wohin der Papst sie als Missionarien gegen Ketzer und Ungläubige oder sonst zum Dienste der Kirche schicken würde, unweigerlich und ohne Lohn zu begeben, und ihre Aufträge mit allen möglichen Kräften und Mitteln ins Werk zu setzen. Die Novizen sollten außer andern geistlichen Übungen auch durch die niedrigsten Dienste bei den Kranken geprüft werden, denn Xavers Beispiel hatte es zu einem besondern Ehrenpunkte der geistlichen Ritterschaft gemacht, die ekelhaftesten Geschwüre der Kranken in den Spitälern auszusaugen. Eine besondere Bulle Pauls III. bestätigte 1540 diesen, in Betracht seines Zwecks dem Papstthume soviel versprechenden Orden, dessen Glieder im folg. J., bei einer Versammlung zu Rom, den Stifter selbst zum ersten General ernannten, der aber einer Verwaltung im Großen nicht gewachsen schien. Auch als General trieb er Nebendinge, während seine gelehrten und weiter sehenden Freunde, vorzüglich Lainez, der immer um ihn war, seine rohen Entwürfe zur Ausbildung und Befestigung der Gesellschaft Jesu mit seltener Umsicht und Klugheit auszuspinnen wußten. Die Päpste Paul III. und Julius III., wol ahnend, welche Stützen gegen das überhandnehmende Reformationswerk sie an den Jesuiten haben würden, bewilligten diesen regulirten Klerikern Vorrechte, wie sie noch nie irgend eine Körperschaft in der Kirche oder im Staate erhielt. Sie sollten nicht nur alle Rechte der Bettelmönche und der Weltgeistlichen zugleich genießen und mit ihren Gütern von jeder bischöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, Aufsicht und Besteuerung gänzlich befreit sein, sodaß sie außer ihren Ordensobern und dem Papste keinen Herrn auf Erden anzuerkennen und priesterliche Amtshandlungen jeder Art, den Parochialrechten zum Trotze, bei Menschen aus allen Ständen, selbst während eines Interdicts, auszuüben befugt wären; sondern auch, was sonst nicht einmal den Erzbischöfen unbedingt erlaubt ist, von allen Sünden und Kirchenstrafen eigenmächtig absolviren, Gelübde der Laien in andre gute Werke verwandeln, ohne weitere päpstliche Bestätigung überall Kirchen und Güter erwerben, Ordenshäuser anlegen und nach Befinden der Umstände sich selbst von der Abwartung der kanonischen Stunden, von Fasten und Speiseverboten, ja sogar vom Gebrauche des Breviers dispensiren dürfen. Überdies wurde ihrem Generale bei einer unumschränkten Macht über alle Glieder des Ordens freigestellt, sie mit Aufträgen jeder Art, wohin er wollte, selbst unter excommunicirte Ketzer zu senden, aller Orten als Lehrer der Theologie willkürlich anzustellen und mit akademischen Würden zu bekleiden, die denen der Universitäten gleich gelten sollten. Diese Privilegien, die den Jesuiten neben einer größern Ungebundenheit in Rücksicht kirchlicher Pflichten, als die Laien genießen, eine fast an die päpstliche Gewalt grenzende geistliche Macht zusicherten, hatten sie von den Päpsten wegen ihrer Bestimmung zu Missionen erhalten, um unter Ketzern und Heiden sich in jede Lebensart fügen und, wo sie Eingang fänden, ohne weitere Bevollmächtigung neue papistische Kirchen organisiren zu können; aber die Allgemeinheit, in der sie ihre Rechte und Freiheiten verstanden, ließen doch eine nicht zu berechnende Ausdehnung und allen bestehenden geistlichen und weltlichen Gewalten gefährliche Anwendung derselben um so gewisser besorgen, je bestimmter die Verfassung ihres Ordens und die Errichtung einer unabhängigen Monarchie mitten im Schoße der Staaten des Erdkreises angelegt war. Allgemeine Verbreitung in der menschlichen Gesellschaft bei möglichst festem innern Zusammenhange als Orden wurde der Hauptgrundsatz dieser Verfassung. Zufolge derselben theilt sich die Gesellschaft Jesu in mehre Classen oder Stände. Die Novizen, welche aus den talentvollsten, wohlgebildetsten Jünglingen und Männern ohne Rücksicht auf Geburt und äußere Verhältnisse ge-

wählt, und 2 Jahre lang in besondern Noviziathäusern durch alle ersinnliche Übungen der Selbstverleugnung und des Gehorsams geprüft werden, ob sie zu den Zwecken des Ordens tauglich seien, gehören noch nicht unter die wirklichen Glieder. Die geringsten unter diesen sind die weltlichen Mitarbeiter oder Coadjutoren, die keine Klostergelübde leisten und daher entlassen werden können. Sie dienen dem Orden theils als Untergebene und Gehülfen der Glieder höherer Grade, theils als Verbündete, und bilden gleichsam das Volk des Jesuitenstaats. Vornehme Weltleute, Staatsbeamte und andre einflußreiche Personen, z. B. Ludwig XIV. in seinem Alter, hatten bisweilen die Ehre, zu diesem Grade aufgenommen zu werden, um in der bürgerlichen Gesellschaft unbemerkt für den Vortheil des Ordens zu wirken. Höher im Range stehen die Scholastiker oder Schüler und die geistlichen Coadjutoren, welche gelehrte Kenntnisse besitzen, feierliche Mönchsgelübde leisten und sich insbesondere zum Unterricht der Jugend verpflichten müssen. Sie sind die Künstler und Bürger des Jesuitenstaats, deren er sich als Professoren auf Akademien, als Prediger in den Städten und an fürstl. Höfen, als Rectoren und Lehrer in den Collegien, als Hofmeister und Gewissensräthe in den Familien, die er beobachten oder gewinnen will, und als Gehülfen bei seinen Missionen bedient. Den Adel endlich oder den obersten Stand machen die Professen aus, wozu nur die erfahrensten Glieder kommen, deren Weltklugheit, Kraft und Treue gegen den Orden sich vorzüglich bewährt hat. Sie leisten Profeß, indem sie neben den Mönchsgelübden sich noch durch ein viertes Gelübde zur Übernahme von Missionen aller Art verbindlich machen, und dienen, wenn sie nicht in den Profeßhäusern, den eigentlichen Rittersitzen des Ordens, bequem und andächtig zusammenleben, als Missionnairs unter den Heiden und Ketzern, als Regenten der Colonien in fernen Welttheilen, als Beichtväter der Fürsten und als Residenten des Ordens an Orten, wo er noch keine Collegien hat; von der Verpflichtung zum Jugendunterricht sind sie dagegen völlig befreit. Nur die Professen haben eine Stimme bei der Wahl des Generals, der aus ihnen die Assistenten, Provinzialen, Superioren und Rectoren wählt und selbst Profeß gewesen sein muß. Der General bekleidet seine Würde Lebenslang und hat seinen Wohnsitz in Rom, wo ihm ein Admonitor und die 5 Assistenten oder Räthe, welche sonst die 5 Hauptnationen, die Italiener, Deutschen, Franzosen, Spanier und Portugiesen bei ihm repräsentirten, zur Seite stehen. Er ist der Mittelpunkt der Regierung des ganzen Ordens und erhält durch monatliche Berichte von den Provinzialen und vierteljährige von den Superioren der Profeßhäuser, von den Rectoren der Collegien, welche die eigentlichen, freilich eben nicht sehr klösterlichen Klöster der Jesuiten sind, und von den Noviziatmeistern Notiz über merkwürdige Ordensbegebenheiten, über politische Ereignisse und über die Charaktere, Fähigkeiten und Verdienste aller einzelnen Glieder, worauf er verordnet, was zu thun und wie ein bewährtes Subject zu brauchen sei. Alle müssen ihm blindlings und auch wider ihre Überzeugung gehorchen; gegen seine Befehle gilt keine Appellation, ja er kann selbst einzelne Ordensregeln abändern, Mitglieder ohne Untersuchung ausstoßen oder durch Versendungen exiliren, und Strafen verhängen oder erlassen, wie es ihm gut dünkt. J. Loyola, der den 31. Juli 1556 zu Rom starb, hinterließ dem Orden den Entwurf dieser Verfassung, und ein mystisches Erbauungsbuch, „Exercitia spiritualia" (geistliche Übungen) betitelt, dessen Gebrauch bei den Jesuiten förmlich eingeführt ist und die ersten 4 Wochen jedes Novizen ausfüllen muß. Unvergänglichen Ruhm und die Ehre der Heiligsprechung (1622) verschaffte diesem schwärmerisch-religiösen, doch sonst eben nicht großen Manne die schnelle Ausbreitung seines Ordens, der 1556 schon 1000 Glieder in 12 Provinzen zählte. Die erste war Portugal, wo Xaver und Rodriguez 1540 auf Einladung des Königs Collegien angelegt hatten. Nicht minder schnell ging es mit der Fortpflanzung

der Jesuiten in den ital. Staaten, wo ihnen das Ansehen des Papstes zu statten kam, in Spanien, wo, obgleich anfangs die Bischöfe sich diesen neuen Gästen widersetzten, doch das Beispiel der Großen, vorzüglich eines der mächtigsten Granden, Franz Borgia, Herzogs v. Gandia, der selbst Inigist (so nannte man die Jesuiten in Spanien nach ihrem Stifter Inigo) wurde, sehr bald durchdrang, und im kathol. Deutschland, wo Östreich und Baiern ihnen mit Begünstigungen und Stiftungen entgegenkamen. Auf den Universitäten zu Wien, Prag und Ingolstadt erlangten sie ein Übergewicht, in dessen Besitz sie sich durch 2 Jahrh. behaupteten. In ihren streng hierarchischen Grundsätzen, in ihrer rastlosen, begeisterten Thätigkeit und in ihrer erfolgreichen Bekehrungsweise erkannten die papistisch gesinnten Fürsten, wie die Päpste selbst, das wirksamste Gegengift gegen den mächtig anwachsenden Protestantismus. Auch dem großen Haufen empfahlen sie sich bald als Kinder eines neuen Zeitgeistes, mit dem auch solche Weltleute, die den Mönchen sonst abhold waren, sich leicht befreundeten. Denn Anstalten, denen die Richtung auf das Praktische und die heitere Außenseite abging, konnten seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften und der gesunden Vernunft nicht mehr ihr Glück machen, die aufgeregte Welt wollte nun lieber zum Handeln als zur Beschaulichkeit angeleitet sein, und die Bettelmönche, die sich allenthalben sehen und hören ließen, hatten ihre glänzendste Epoche überlebt. Wem die Franciscaner zu plump und gemein, und die Dominicaner als Moralisten und Inquisitoren zu streng und finster waren, dem sagten die feingebildeten, heitern, umgänglichen Jesuiten desto besser zu. Müßiges Hinbrüten bei Gebet und Gesang konnte ihnen Niemand vorwerfen, selbst in ihren Profeßhäusern wurden die kanonischen Stunden nicht beobachtet, nirgend hielten sie sich, auch als Seelsorger der Laien, lange bei ihren Andachtsübungen auf, sorgfältig vermieden sie den Schein des Stolzes auf eine besondere Heiligkeit, und in ihrer Kleidung glichen sie ganz den Weltgeistlichen, ja sie durften an Orten, wo sie ohne geistliche Abzeichen leichter Zutritt zu finden hofften, auch diese Kleidung mit der üblichen Landestracht vertauschen. Überdies war ihnen vorgeschrieben, bei ihrer geistlichen und politischen Wirksamkeit sanft zu verfahren, die Menschen durch Nachgiebigkeit gegen ihre Eigenheiten zu gewinnen, auch wider erklärte Gegner nie Stirn gegen Stirn zu kämpfen, und überhaupt nichts Leidenschaftliches blicken zu lassen; sondern ihre Absichten und Maßregeln geheim zu halten, und bei äußerer Kälte und Zurückhaltung desto unablässiger im Verborgenen durchzusetzen, was öffentlich Widerstand aufregen konnte. Der Geist dieser Lebenskunst und Gewandtheit für Händel aller Art ging besonders von den staatsklugen Grundsätzen ihres zweiten Generals, Jakob Lainez, aus, der, was die Regeln des Stifters noch Düsteres und Mönchisches enthielten, geschickt zu mildern und dem Zwecke des Ordens zeitgemäß anzupassen wußte. Dieser war ursprünglich kein andrer als die Rettung und Befestigung der päpstl. Universalmonarchie gegen jeden Angriff des Protestantismus, der Fürsten und der Nationalbischöfe. Darauf arbeiteten die Jesuiten unter dem Vorwande, die Religion oder die Ehre Gottes zu befördern (in majorem Dei gloriam, wie die Inschrift ihres Wappens sagt), planmäßig hin, und weil es hierzu kein dienlicheres Mittel gab als die Unterjochung der Geister und der öffentlichen Meinung, bemächtigten sie sich der Jugend durch Anlegung von Schulen, und der Erwachsenen durch Umgang, Beichtstuhl und Predigtamt. Als Lainez 1564 starb, war diese Richtung und der ihr angemessene, kräftige Geist bereits entschieden genug in das innere Leben des Ordens eingedrungen, daß das Beispiel der klösterlichen Frömmelei, welcher sich sein Nachfolger, der wie Ignaz späterhin kanonisirte Franz Borgia ergab, und das Ansinnen der Päpste Paul IV. und Pius V., wie andre geistliche Orden zur Beobachtung der kanonischen Stunden zurückzukehren, unwirksam blieb. Die folgenden Päpste und Generale ließen dem Orden die ihm

unentbehrliche Freiheit von allem mönchischen Zwange, und bald setzten die wichtigen Erfolge und Verdienste, deren er sich rühmen konnte, die Zweckmäßigkeit seines Systems ins Licht. Einen Fortgang, der, wenn man den Erzählungen der Jesuiten selbst trauen darf, ins Ungeheuere ging, hatten ihre Missionen außer Europa, die Franz Xaver schon 1541 im portugiesischen Ostindien begann. Er bekehrte mit dem ihm nachgeschickten Gehülfen in Goa, Travankor, Kochin, Malakka, Ceylon und selbst in Japan, Hunderttausende zum Christenthume, und starb 1551 auf dem Wege nach China, mit dem Ruhme einer wahrhaft heroischen Aufopferung für die Religion, welche ihm den Namen des Apostels Indiens und die Ehre der Heiligsprechung erwarb. Seine Siege über das Heidenthum wurden durch die Grausamkeit der Inquisition in Goa befestigt, während andre Jesuiten nach Südamerika kamen und in Brasilien und dem benachbarten Paraguay nicht ohne Erfolg auf die Bildung und Unterwerfung der Eingeborenen hinwirkten. Nur Afrika zeigte sich widerspenstig: die westlichen Küsten nahmen die Jesuiten nicht einmal auf, und in Osten wurden sie von den Kopten verjagt, und von den Abyssiniern, die sie mit Hülfe Portugals (s. Habesch) eine Zeitlang beherrscht hatten, als Hochverräther aufgeknüpft. Dafür nahm ihr Gewicht in Europa selbst desto schneller zu. Daß die Vertilgung der für den Papismus höchst gefährlichen Spuren, welche die Reformation auch in kathol. Ländern zurückgelassen hatte, hauptsächlich das Werk der Jesuiten war, macht ihnen Niemand streitig, und was zur Verbesserung des Schulwesens von den Barnabiten, Somaskern, den Vätern der christlichen Lehre und vom Oratorium und zuletzt von den Piaristen nur im Kleinen oder für die niedern Volksclassen begonnen wurde, leisteten sie im Großen und für die höhern Stände. Claudius Aquaviva, aus dem Geschlechte der Herzoge von Atri, von 1581—1615 General der Jesuiten, wurde der Schöpfer ihrer Pädagogik, und sein Werk: „Ratio et institutio studiorum Societatis Jesu", der Lehrplan der weltberühmten Jesuitenschulen. Diese waren in den ansehnlichen Gebäuden ihrer Collegien theils als Erziehungsanstalten oder Pensionen (Convictoria alumnorum) für Knaben aus allen Ständen, theils als Seminarien oder Pflanzschulen für Jünglinge, welche in den Orden treten sollten, bis zu dem Zeitpunkte ihrer Aufnahme in das Noviziat eingerichtet. Den Unterricht ertheilten die in den Collegien zusammenlebenden Scholastiker und Coadjutoren nach Methoden, die, auf das Bedürfniß der Jugend wohl berechnet und durch auffallende Erfolge bewährt, noch im 18. Jahrh. für musterhaft galten. Ein freierer Geist bei unablässiger Aufsicht, eine freundliche Herablassung zu den Schülern und eine weise Sorgfalt für die Bewahrung ihrer Unschuld und Sittlichkeit zeichnete sie vor andern Klosterschulen aus; Liebe und Vertrauen regierten; was nur den Wetteifer beleben kann, öffentliche Redeübungen, Preisvertheilungen, Ehrentitel wurden angewendet, um den Fleiß anzuspornen; für die Körperbildung gab es gymnastische Übungen, und auch der äußere Anstand für das gesellige Leben sollte durch theatralische Darstellungen verfeinert werden. Freilich waren diese letztern, die das Publikum anlocken sollten, und das oft sehr schlechte Latein, das die Schüler selbst beim Spielen sprechen mußten, nicht die Lichtseite der Jesuitenschulen; Mangel an Gründlichkeit und die willkürliche Verstümmelung der alten Classiker zum Frommen der Jugend machte sie überdies den Philologen ärgerlich und verächtlich. Gleichwol hatten sie, als die besten Lehranstalten ihrer Zeit, ungemeinen Zulauf; oft zählte ein Collegium mehre Hundert Schüler; die adelige Jugend wurde ihnen fast ausschließlich anvertraut und auch aus protestantischen Ländern zugeschickt, wodurch man sich protestantischer Seits genöthigt sah, Lyceen und Ritterakademien, nach dem Bedürfnisse des höher trachtenden Zeitgeistes, anzulegen. Für ihren Orden zogen die Jesuiten aus ihren Schulanstalten den großen Vortheil, die besten Köpfe frühzeitig auswählen und für ihre Zwecke heranbilden

zu können; daher es denn erklärlich ist, wie die Gesellschaft Jesu sich durch wissenschaftliche Verdienste bei der gelehrten Welt in Achtung setzen konnte. Jesuiten wie Serrarius, Petav, Sirmond, Tursellin, Bellarmin, Balde, Mariana und Flechier förderten die Geschichte und Geographie, das Sprachstudium und die Beredtsamkeit auch außer ihrem Orden und ihrer Kirche. Scheiner und Boscowich hatten Verdienste um Mathematik und Astronomie. Die unleugbaren Vorzüge verstand Niemand besser geltend zu machen als die Jesuiten selbst; die Menge mußte in ihnen Weltverbesserer und Wohlthäter des Menschengeschlechts erkennen. Dabei mehrten sich ihre Häuser und Besitzungen zusehends, ihre Kirchen und Beichtstühle wurden nicht leer; auch Vermächtnisse und Schenkungen wußten sie mit vieler Geschicklichkeit an sich zu bringen und jeden Vortheil wahrzunehmen, den die leichtgläubige Andacht und der Umfang ihrer Verbindungen ihnen darbot. Indeß wollten sie in ihrer innern Verfassung weder durchschaut noch nachgeahmt sein, und da ein Haufe unternehmender Frauen und Mädchen in Italien und am Niederrheine sich um 1623 einfallen ließ, unter dem Namen der Jesuitinnen zu einem Orden zusammenzutreten, der in Verfassung, Ämtern und Graden eine völlige Nachbildung der Gesellschaft Jesu war, verbat sich diese, wie schon Loyola in einem ähnlichen Falle gethan, jede Annäherung, und wirkte 1631 ein päpstl. Breve zur Aufhebung dieser nie anerkannten Halbschwestern aus. Dagegen machten die Jesuiten selbst zwar wiederholt vereitelte Versuche, sich in England und den nordischen protestantischen Staaten anzusiedeln, hatten es aber doch 1618 bis auf 13,112 Mitglieder in 32 Provinzen gebracht, wozu Frankreich, die Rhein- und Niederlande, Polen und Litthauen und, außer Europa, das spanische Amerika, die Philippinen und China hinzugekommen waren. Stolz auf diese Blüthe, feierten sie 1640 unter dem General Vitelleschi mit großem Gepränge das 100jährige Jubiläum ihres Ordens, ein Fest, dessen Freude jedoch nicht ganz ungetrübt sein konnte. Denn ungeachtet des großen Beifalls, den sie an den Höfen und unter dem Volke fanden, entdeckte doch die nichtjesuitische Geistlichkeit und der Stand der Gelehrten bald das Unheil, dessen Keim die Gesellschaft Jesu auf dem Boden der Christenheit ausstreute. Den Universitäten, Bischöfen und Pfarrern stand sie durch Vorrechte im Wege, die, wo sie sie geltend machte, den Lehrstand und die Geistlichkeit beeinträchtigen und verdrängen mußten, und den alten Mönchsorden, deren Neid sie durch Eingriffe in ihr Gebiet ebenso sehr als durch ihr Glück gereizt hatte, gab ihr ungeistliches, zweideutiges Betragen Stoff genug zu Beschwerden und giftigen Ausfällen. Sie beobachtete nirgend eine Grenzlinie gegen den Wirkungskreis andrer Orden, und vertrug sich höchstens mit den Karthäusern, welche wegen ihres Stillschweigens die einzigen Geistlichen außer ihren eignen Ordensgenossen waren, bei denen die Jesuiten beichten durften. Mißtrauisch und eifersüchtig, machten diese allzu geschäftigen Ordensleute auch die Staatsbeamten und Juristen durch ihr Einmischen in politische Händel, dessen verderbliche Wirkungen in Portugal schon unter den Königen Johann III. und Sebastian, ihrem Zöglinge, weltkundig, und nach des Letztern Tode eine Hauptursache der Überlieferung dieses Reichs an die spanische Krone geworden waren. Daher wehrte das Parlament und die hohe Geistlichkeit in Frankreich die Versuche der Jesuiten, sich einzudrängen, 20 Jahre lang entschlossen ab. Gemeinschaftlich mit diesen Behörden, erklärte die Universität zu Paris ihren ganzen Orden für unnütz und unverträglich mit den Rechten der gallicanischen Kirche, und sie hatten es hauptsächlich der Gunst des Hofes zu danken, daß sie endlich, 1562, unter dem Namen der Väter des Collegiums von Clermont mit einer demüthigenden Verzichtleistung auf den Gebrauch ihrer wichtigsten Freiheiten in Frankreich zugelassen wurden. Ungeachtet dieses gedrückten Zustandes wußten sie sich in Paris und den südlichen und westlichen Provinzen bald festzusetzen, und während der bürgerlichen

Unruhen, unter dem Schutze der Guisen, den franz. Protestanten Abbruch zu thun, ihre Vorrechte allmälig geltend zu machen und sich trotz des Verdachts der Theilnahme an Heinrichs III. Ermordung zu behaupten. Zwar wurden sie wegen des Angriffs ihres Schülers Joh. Chatel auf Heinrichs IV. Leben, 1594, als Majestätsverbrecher feierlich aus Frankreich verwiesen, doch hielten sie sich ununterbrochen in Toulouse und Bordeaux auf, und, auf Fürsprache des Papstes von Heinrich IV. schon 1603 wieder aufgenommen, spielten sie als Beichtväter des Hofes bald wieder die vorige Rolle. Der freilich sehr wahrscheinlichen Theilnahme an Ravaillac's That konnte man sie nicht überweisen; das Buch, worin der spanische Jesuit Mariana den Königsmord vertheidigt, halfen sie selbst mit verurtheilen und blieben durch List und Schmeichelei gegen den Hof in ungestörtem Besitze. Noch viel wichtiger machten sie sich dem deutschen Reiche, da Ferdinand II. und III. ihnen vertraueten. Sie entwickelten im dreißigjähr. Kriege ein ungemeines politisches Talent; die Ligue der Katholischen, deren Seele sie waren, that ohne sie keinen Schritt; sie durften 1629 die, zufolge kaiserl. Mandats von den Reichsstädten herausgegebenen katholischen Kirchengüter zum Nachtheile der Orden, denen sie gehört hatten, an sich ziehen; Pater Lamormain, ihr Ordensgenosse und Beichtvater des Kaisers, stürzte den großen Wallenstein und erhielt durch seine Gehülfen das eifersüchtige Baiern bei Östreich. Doch während sie hier als Staatsmänner glänzten, ohne den Sieg der Religionsduldung im westfälischen Frieden verhindern zu können, brach durch die jansenistischen Streitigkeiten ein neues Ungewitter in Frankreich und den Niederlanden über sie herein. Der alte Haß der Universität von Paris, die sich immerwährend gesträubt hatte, ihnen Lehrstühle einzuräumen, regte sich dabei, mit der moralischen Strenge der Jansenisten zugleich, gegen den notorischen Semipelagianismus des Jesuiten Molina und seiner Ordensbrüder. (Vgl. Gnade und Jansen.) Unheilbare Wunden erhielt der gute Ruf der Letztern durch Pascal's berühmte Provinzialbriefe, welche (seit 1656 vielfältig gedruckt, in ganz Europa gelesen und in dem Verdammungsurtheile, das Innocenz IX. 1679 über 65 anstößige Sätze, meist jesuitischer Casuisten sprach, als Zeugniß angeführt) die im Lehren und Handeln verderbliche Geschäftigkeit der Jesuiten mit einem Aufwande von Witz und dialektischer Kunst ans Licht stellten, dem sie nichts als Schmähungen und Gewaltthätigkeiten entgegenzusetzen wußten. Aber es half ihnen wenig, daß die von den jesuitischen Beichtvätern Ludwig XIV., La Chaise und Le Tellier, ausgewirkten königl. Decrete und päpstl. Bullen dem Jansenismus Todesstreiche versetzten und die berüchtigte Constitution Unigenitus ihnen endlich den vollen Sieg zuwendete; in den Augen der Wohlgesinnten blieben sie dennoch der Anhänglichkeit an die von Pascal angeführten Lehrsätze ihrer vornehmsten Casuisten verdächtig, die dem Nachdenkenden über ihr oft räthselhaftes und zweideutiges Betragen die empörendsten Aufschlüsse darbieten mußten. Eine schlaffe Moral, die, den Neigungen des unsittlichen Zeitgeistes angepaßt, die Grundsätze des Handelns den Eingebungen einer eigennützigen Klugheit und den äußern Umständen unterwarf, und die schlechtesten Mittel um guter Endzwecke willen heiligte; der Probabilismus, ein System von Grundsätzen und Lebensregeln für Lasterhafte wie für Tugendhafte, das Alles erlaubte, was sich mit wahrscheinlichen Meinungen vertheidigen ließ; Beschönigungen für Meineide und Verbrechen aller Art, bald durch willkürliche Wortverdrehungen, bald durch zweideutige Ausdrücke und verwirrende Auslegungen, bald gar durch heimliche Vorbehalte (reservationes mentales), wobei man sich nur etwas Andres denken durfte als man sagte und that, um wegen der gröbsten Sünden vor sich selbst gerechtfertigt zu sein und dgl. mehr: dies sind die Vorwürfe, die man aus Pascal's Briefen oder den Schriften der Jesuiten Sanchez, Bauny, Escobar, Suarez und Busembaum genauer kennen muß, um zu wissen, was die Jesuiten der Welt gew=

sen. (Vgl. auch von Bucher, „Die Jesuiten in Baiern", München 1819.) Ihre eignen Vertheidigungen dagegen bestätigen den wider ihre Sittenlehre erregten Verdacht, indem sie milderten und die Hälfte zugaben, wo das Ganze verwerflich ist. Dabei wurden andre Beschuldigungen laut, die sie noch weniger widerlegen konnten. Die Seichtigkeit ihrer Lehrart und das theatralische Unwesen ihrer Schulen hatte Mariana, ein gelehrter spanischer Jesuit, selbst gerügt; ihr grober Ordensegoismus war in Sciotti's „Monarchia solipsorum" öffentlich an den Pranger gestellt; gegen den Leichtsinn, mit dem sie bei ihren Heidenbekehrungen die fortgesetzte Verehrung der alten Götzen unter der Bedingung zuließen, daß die Bekehrten dabei an Christum und die Jungfrau Maria denken sollten, und gegen ihre Unverträglichkeit mit den übrigen Missionarien in China hatten schon mehre päpstl. Bullen ohne Erfolg geeifert. Überdies entdeckte man hier und da eine sehr bedenkliche Übereinstimmung ihrer Sitten mit ihrer gefälligen Moral, weil sie bei ihren Ausschweifungen nicht immer vorsichtig genug zu Werke gingen; daher denn sogar die von ihnen bekehrten Irokesen sich in einem Friedensschlusse 1682 ausdrücklich die Entfernung dieser lüsternen Ordensleute ausbedungen, die Alles thäten, was Jesus nicht gethan. Auch aus einigen Städten in Italien mußten sie wegen ihres verbotenen Umgangs mit Weibern und Mädchen auf immer entfernt werden, und noch ist der Abscheu nicht vergessen, den Europa 1731 bei dem Processe gegen den Jesuiten Girard wegen seiner an dem unschuldigen Fräulein Cadière bei Gelegenheit der Beichte verübten Schändung empfand. Daß die Jesuiten keineswegs die Beförderung der wahren Religion und Tugend, sondern nur die Verbreitung des Papismus und nebenbei ihren eignen Genuß und Vortheil beabsichtigten, sah man nun immer allgemeiner ein. Den letzten Vorwurf bestätigten die Klagen der Kaufleute wegen des bedeutenden Handels der Gesellschaft Jesu mit den Erzeugnissen ihrer außer-europäischen Missionsplätze. Die von ihr, unter spanischer Hoheit aus den Eingeborenen in Paraguay und Uraguay gebildete Republik, in der sie unumschränkt herrschte und 1753 beinahe 100,000 Unterthanen zählte, mochte ihrer Regierungskunst allerdings Ehre machen und das beste Mittel zur Bildung jener Wilden gewesen sein; daß sie aber dem Orden auch als Handelsniederlage und Geldquelle wichtig war, zeigte sich bei Gelegenheit eines Tauschvergleichs, durch den Spanien 1750 7 Pfarrbezirke dieses Landes an Portugal überließ. Der gewaffnete Widerstand, den die Eingeborenen, 14,000 Mann stark, unter Anführung der Jesuiten den portug. Truppen leisteten, nöthigte die betheiligten Mächte endlich jenen Vergleich aufzuheben. Trotz ihres Leugnens kamen die portug. Jesuiten hierüber in peinliche Untersuchung, die noch nicht beendigt war, als ein meuchelmörderischer Angriff auf das Leben des Königs von Portugal ihre Sache verschlimmerte. Der Minister Pombal brachte ihre Mitwirkung dabei zu großer Wahrscheinlichkeit, und wußte endlich, 1759, durch ein Edict, worin der König sie für Hochverräther erklärt, ihren Orden, mit Einziehung seiner Güter, ganz aus Portugal zu vertreiben. Vor diesem ersten Schlage zählte der Orden 24 Profeßhäuser, 669 Collegien, 176 Seminarien, 61 Noviziathäuser, 335 Residenzen und 273 Missionen in heidnischen und protestantischen Ländern und im Ganzen 22,589 Glieder aller Grade, worunter die Hälfte geweihte Priester waren. In Frankreich, wo Choiseul sowol als die Pompadour gegen sie eingenommen waren, brachte ihnen der Handel, den sie allen päpstl. Befehlen zum Trotze fortführten, den Untergang. Seit 1743 hatten sie durch ihren Abgeordneten, Pater La Valette, unter dem Vorwande einer Mission, zu Martinique ein Handelshaus angelegt, das den Vertrieb der Erzeugnisse dieser und der benachbarten westindischen Inseln fast allein an sich zog und mit den größten Kaufleuten Frankreichs in Verkehr trat. Da jedoch 2 Schiffe mit einer Ladung von 2 Mill. an Werth den Engländern in die Hände fielen, machte das Handelshaus Lioncy

zu Marseille, an welche La Valette diese Ladung an Zahlungsstatt gesendet hatte, weil die Jesuiten keinen Ersatz leisten wollten, einen Proceß gegen sie anhängig, der nicht nur ihre Verurtheilung zur vollen Entschädigung des Hauses Lioncy, sondern auch die Aufdeckung andrer Mißbräuche ihres Ordens nach sich zog. Da Lorenz Ricci, ihr General, mit der Erklärung: Sint, ut sunt, aut non sint (sie bleibe, wie sie ist, oder falle ganz) jede Abänderung ihrer Verfassung verweigerte, hob ein königl. Decret 1764 den Orden, als eine religionswidrige, bloß politische Gesellschaft, deren Zweck ein zunehmender Machtgenuß sei, in allen franz. Staaten auf. Vergeblich erließ der Papst Clemens XIII. gleichzeitig eine Bulle, worin er die Jesuiten als die frömmsten und gemeinnützigsten Religiosen empfahl. Aus Spanien wurden sie schon 1767 und bald darauf aus Neapel, Parma und Malta verbannt, was unstreitig das Werk Choiseul's und des span. Ministers Aranda war. Die Acht des Zeitgeistes sprach endlich der Papst Clemens XIV. in der berühmten Bulle: Dominus ac redemtor noster, vom 21. Jul. 1773, durch eine völlige Aufhebung der Gesellschaft Jesu in allen Staaten der Christenheit aus. Diese Maßregeln wurden allenthalben rasch und gewaltsam ausgeführt, weil eine förmliche Untersuchung zu gefährlichen Gegenwirkungen Zeit gelassen hätte. Doch waren die bedeutendsten Geldsummen und Actenstücke von ihnen, wie man erzählt, schon vorher auf die Seite geschafft worden, und ihre Archive und Cassen befriedigten die Erwartung nicht. Ricci, der dieses Schicksal durch einige Nachgiebigkeit in Abänderung der Verfassung hätte abwenden können, betheuerte die Unschuld des Ordens, der nun einmal Alles, was von ihm kam, eben darum für recht hielt; denn große, mit jedem wohlgeordneten kirchlichen und bürgerlichen Wesen unverträgliche Beeinträchtigungen der natürlichen Rechte Andrer waren ja durch ihre Freiheiten gleichsam gesetzlich gemacht, sodaß schon ihr Bestehen in einem Staate ein Ungebührniß genannt werden konnte. Unstreitig hatte daher die Welt Ursache bei ihrem Sturze zu frohlocken, wenn auch ein großer Theil ihrer Glieder keineswegs strafbar und tadelnswürdig war und ihre früher erworbenen Verdienste immer in gutem Andenken bleiben werden. Übrigens geschah den Exjesuiten kein Leid, als daß sie ihre Häuser verlassen, ihr Ordenskleid ablegen, aller Verbindung mit einander entsagen, und sich entweder unter andre Orden oder unter die Aufsicht der Bischöfe begeben mußten. Aus dem Ertrage ihrer allenthalben eingezogenen Güter erhielten sie Jahrgelder, die nur Portugal nicht verabfolgen ließ. Dieses Königreich und Spanien verstatteten auch keinem Exjesuiten den Aufenthalt, dagegen sie im Kirchenstaate, in Oberitalien, in Deutschland, wo man bei ihrer Auflösung noch am schonendsten verfuhr, in Ungarn, Polen und selbst in Frankreich als Privatpersonen geduldet wurden. In das allgemeine Einverständniß über ihre Entbehrlichkeit stimmte zwar Friedrich II. nicht ein, weniger aus Lust des Widerspruchs als um seinen katholischen Schlesiern gefällig zu sein, das kathol. Schulwesen in einer Verfassung zu lassen, die ihm Nichts kostete, und sich eine ergiebige Geldquelle offen zu erhalten. Indeß mußten die Jesuiten in den preuß. Staaten ihr Ordenskleid und ihre Verfassung aufgeben und sich unter dem Namen der Priester des königl. Schulinstituts auf Jugendunterricht einschränken, und auch diese Anstalt hob Friedrich Wilhelm II. auf. Nun blieb ihnen nur noch Rußland; aus diesem Reiche hatte sie schon Peter d. G. 1719 vertrieben, 1772 aber wurden mehre Häuser ihres Ordens, mit dem östlichen Theile von Polen, Rußland einverleibt. Katharina behielt sie auch nach ihrer Aufhebung, aus Schonung gegen ihre kathol. Unterthanen und wegen der Nützlichkeit ihrer Schulanstalten, bei. Czernitscheff's und Potemkin's Gunst verschaffte ihnen die Erlaubniß, 1779 ein Noviziathaus anzulegen und 1782 einen Generalvicar zu wählen.

Inzwischen hatten sich die Umstände in Rom zu ihrem Vortheile geändert.

Clemens XIV. starb 1774, und sein Nachfolger zeigte sich bald als Freund der, wenn schon unterdrückten, doch lange noch nicht erloschenen Gesellschaft Jesu. Die Exjesuiten, welche jene Aufhebungsbulle geradezu für ungültig erklärten, weil man sie ungehört verdammt habe, blieben angesehene Geistliche, denen vielgeltende Freunde aus allen Ständen anhingen und wichtige Lehr- und Kirchenämter anvertraut wurden. Es gab ihrer in den achtziger Jahren außer Italien bei 9000, die nach dem herrschenden Glauben immer noch in fester Verbindung und unter geheimen Obern standen; auch sollten sie sich der Rosenkreuzerei bemächtigt und in die Plane der Illuminaten gemengt haben. Das Geschrei der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", welche die Exjesuiten zum Untergange des Protestantismus verschworen sah und überall Spuren ihres Einflusses entdeckt haben wollte, machte damals viel von dem Jesuitismus reden, dessen ein Protestant leicht beschuldigt werden konnte, wenn er vertraut mit Katholiken umging. Doch verstand man unter Jesuitismus nicht nur das Widerstreben gegen alle dem Papstthume ungünstige Ideen und Anstalten, sondern auch überhaupt das Schleichen und Lauern der Hinterlist, das Verfahren nach dem Grundsatze: „der Zweck heiligt die Mittel", das versteckte Spiel ehrgeiziger Ränke unter der Maske der Leutseligkeit und Religiosität, das vielen Söhnen Loyola's allerdings zur andern Natur geworden war. Ungestört von solchen Angriffen einer oft ungerechten Parteilichkeit, hofften die Exjesuiten inzwischen, unter einander wohl verbunden, auf ihre Wiederherstellung, von der, nach ihrem Glauben, das Wohl der Menschheit abhängt. Ein Versuch 1787, als Vicentiner wieder aufzuleben, schlug ihnen fehl, und die Väter des Glaubens, ein geistlicher Orden, den Paccanari, ein schwärmerischer Tiroler und ehemaliger päpstl. Soldat, unter dem Schutze der Erzherzogin Mariana, 1795 meist aus Exjesuiten sammelte und mit Hülfe des leicht überredeten Papstes als eine neue Auflage der Gesellschaft Jesu unter veränderter Regel zu Rom in Thätigkeit setzte, wurden von den geheimen Obern der alten Jesuiten nie als ihres Gleichen anerkannt und daher in Italien und Frankreich, wo Fesch sie noch begünstigte, der vertilgenden Polizei, und in England (wo Abbé Broglio wirklich ein Collegium derselben bei London errichtet hatte) dem Hunger preisgegeben. In erweislicherm Zusammenhange mit den Planen der Exjesuiten stand, was Pius VII. für sie that. Er bestätigte ihren Orden 1801 in Weißrußland und Litthauen, wo er unter dem Generalvicar Daniel Gruber, auf pädagogische und priesterliche Thätigkeit eingeschränkt, fortwirkte, und stellte sie im Stillen 1804 auf der durch das Schicksal des Festlandes ganz isolirten Insel Sicilien wieder her. Daher kam es unterrichteten Leuten gar nicht unerwartet, daß dieser Papst, der noch 1806 einen Jesuiten heilig gesprochen hatte, seinen ersten freien Schritt 1814 zur Erneuerung der Gesellschaft Jesu benutzte. Die hierüber von ihm erlassene Bulle (Sollicitudo omnium, vom 7. Aug. 1814) spricht von inständigen Bitten und einer allgemeinen Sehnsucht der christlichen Fürsten und Bischöfe nach diesem Orden, und nennt die Wiederherstellung desselben eine Repristination, um anzukündigen, daß er durchaus in derselben Gestalt, wie er unterging, auferstehen soll. In diesem Sinne wurde von den Jesuiten am 11. Nov. 1814 das Noviziat zu Rom feierlich eröffnet und seitdem eine Anzahl von ungefähr 40 meist durch Rang und Bildung ausgezeichneten Männern aufgenommen. Auch traten sie daselbst 1824 in den Besitz des Collegium romanum. 1815 hat man ihnen ein Collegium zu Modena eingeräumt, und sie säumten nicht, auch den Einladungen der Könige von Sardinien, Neapel und Spanien zu folgen. Ferdinand VII. setzte sie den 29. Mai 1815 wieder in den Besitz aller seit 1767 dem Orden in Spanien entzogenen Rechte und Güter ein; späterhin ernannte er den heil. Ignaz zum Generalcapitain der spanischen Heere und zum Großkreuz des Ordens Karls III. Endlich hat auch der helvetische Kanton Freiburg am 15. Sept. 1818

das vormals daselbst bestandene Jesuitercollegium, zum Unterricht der Jugend, wiederhergestellt. Die Staatsveränderung Spaniens im März 1820 hatte ihre abermalige Verbannung aus diesem Reiche, sowie die Herstellung der absoluten Gewalt 1823 ihre Rückkehr zur Folge. So ist in den Schicksalen und Thaten des Ordens eingetroffen, was sein dritter General, Franz Borgia, vor 250 J. sagte: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, als Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns wieder verjüngen". — Nur Portugal beharrte standhaft bei seiner Verordnung vom 3. Sept. 1759, welche die Jesuiten aus dem Reiche verwies. Deutschland hat ihre Aufnahme bis jetzt verweigert; doch haben in Östreich die Paccanaristen und Redemptoristen Vieles mit den Jesuiten gemein; die daselbst nach ihrer Vertreibung aus Rußland aufgenommenen Jesuiten aber erhielten 1825 den Befehl, bei Strafe der Landesverweisung, den jedesmaligen Erzbischof der Provinz als ihr Oberhaupt anzuerkennen. In Frankreich vermochte die Partei der Ultraroyalisten ihnen bloß Duldung zu verschaffen, sie haben daselbst Congregationen und Seminarien zu Montrouge, St.-Acheul u. a. a. O. — In Rußland, wo Peter d. G. sie vertrieben hatte, wo sie Katharina II. wieder aufnahm, wo sie aber seitdem Söhne und Töchter vornehmer Häuser von der griech. zur kathol. Kirche zu bringen versuchten, wurden sie durch einen Ukas vom 1. Jan. 1817 aus Petersburg und Moskau verwiesen; da sie aber fortwährend ihre Proselytenmacherei forttrieben und durch geheime Ränke aller Art der Regierung mißfällig wurden, so hob am 25. März 1820 ein kaiserl. Ukas ihren Orden im russischen Reiche und in Polen auf ewige Zeiten auf, und verfügte, daß sämmtliche Mitglieder desselben, auf Kosten der Regierung und mit Berücksichtigung des Alters und des körperlichen Zustandes der Einzelnen, über die Grenzen der beiden Reiche gebracht, die beträchtlichen Güter des Ordens eingezogen und insonderheit auch die Akademie zu Polozk aufgehoben werden sollte. In England erlaubt ihnen die Toleranz der britischen Verfassung seit 30 J., zu Stonyhurst bei Preston in Lancashire ein Collegium ihres Ordens mit einer Erziehungsanstalt von 500 Zöglingen und mehren kleinern Kostschulen zu unterhalten, von wo aus sie die Verbreitung des Katholicismus mit Erfolg betrieben. (S. Dallas's „History of the Jesuits", Lond. 1816.) Noch besitzen sie drei Erziehungshäuser in Piemont, eins in Ferrara, eins in Irland, eins in Freiburg in der Schweiz und eins in Nordamerika zu Georgetown. Die Jesuiten haben sich überlebt. Die Welt wird von einem Geiste beherrscht, dem diese an Zahl, Einfluß und Talenten jetzt sehr unbedeutenden Ordensleute nicht gewachsen sind. Überdies dürfen einsichtsvolle Regierungen nicht erst erinnert werden, daß die Maintenon, die Gemahlin des größten Gönners der Jesuiten, als sie zu geistlichen Führern ihrer Zöglinge zu St.-Cyr Lazaristen erwählt hatte, auf die Frage: „Warum nicht Jesuiten?" zur Antwort gab: „Ich bleibe gern Herr in meinem Hause". — Eine „Allgemeine Geschichte der Jesuiten" haben wir von Wolf (2. Aufl., Leipz. 1803, 4 Bde.,); vgl. Friedmann, „Die Jesuiten und ihr Benehmen gegen geistl. und weltl. Regenten" (Grimma 1825). Ein wichtiges historisches Werk, aus den ersten Quellen geschöpft, ist der 1820 zu Leipzig erschienene „Catechismo dei Gesuiti". Über die von Lang'sche Behauptung, daß der Obere im Namen Jesu eine Todsünde befehlen konnte, sobald damit ein allgemeiner guter Zweck erreicht würde, s. m. das „Lit. Conv.-Bl.", 1824, Nr. 252. Die „Monita secreta societatis Jesu" (Paderborn 1661) sind neu abgedruckt, lat. und deutsch, unter d. T. „Geheime Verhaltungsbefehle der Jesuiten, nebst einem Berichte des H. v. Portalis über die Pères de la foi", zu Aachen 1825. Nelessen hat die Unechtheit dieser „Monita etc." (Aachen 1825) behauptet; allein es ist nur die Echtheit derselben noch nicht nachgewiesen. Damit vgl. m. die „Hist. des confesseurs des empereurs, des rois etc.", von M.

Grégoire (Paris 1824); ferner „Précis de l'histoire générale de la compagnie de Jésus, suivi des Monita secreta", von Arn. Scheffer (Paris 1824); De Pradt, „Du jésuitisme ancien et moderne" (Paris 1826), und „Les jésuites modernes", vom Abbé Marcial Marcet de la Roche-Arnauld (einem ehemal. Jesuiten) (Paris 1826).

Jesuiten. Das Mittelalter hatte geendet. Nicht galt es mehr, frommeinfältigen Glauben zu üben, Gesellschaften für das beschauliche Leben gebildet — die Mönche — konnten forthin für die Kirche nur einen untergeordneten Werth haben, es galt, das katholische Religions- und Kirchensystem zu retten gegen die Angriffe eines Reformationsgeistes, der, nachdem er in Angriffen auf das Außerwesentliche sich schnell erschöpft, auf das Wesen der Kirche sich warf — und hierzu bedurfte es andrer Waffen, als von beschauliches Leben übenden Mönchen und wenig wissenden Weltgeistlichen zu erwarten waren. Sowie die physische Natur den Kräften Gegenkräfte schafft, so ist auch die moralische Natur nicht minder thätig. Ein neuer Orden entstand in der Kirche, die Jesuiten. Zwar war Ignazens v. Loyola Absicht ursprünglich mehr auf eine mystische und ascetische Verbindung gerichtet; aber schnell wurde der Orden den Bedürfnissen der Kirche angepaßt. — J. v. Loyola war ein Spanier von sehr warmer Einbildungskraft und Empfindung; diese Stimmung der Seele erweckte ihn früh zu ernstem Religionseifer. Nachdem er am liebsten gegen die Ungläubigen Kriegsdienste verrichtet, wurde er Stifter einer religiösen Gesellschaft. In dem Kloster Montserrat, in einer kaum zugänglichen Wildniß Cataloniens, schrieb er die Regeln eines heiligen Lebens ab, welche ein heiliger Abt, Vetter des Cardinals und Staatsministers Ximenez, vorgeschrieben hatte. Sein entflammtes Gemüth erblickte in nächtlichem Gesicht Maria, die Mutter Jesu, von der er die Gabe der Keuschheit erhielt. In der Gestalt eines Werbeofficiers erschien ihm Jesus Christus und der Satan; er, wie der junge Hercules am Scheidewege der Tugend und Wollust, erklärte sich für die gute Partei. — 1540 wurde der Orden gestiftet. Ausgebildet wurde die Einrichtung der Gesellschaft nach des Urhebers Tode durch Lainez, und nachmals Aquaviva, Männer von der größten Menschenkenntniß und unverrücktem Blick auf Einen Zweck, eigentliche Urheber einer Gesellschaft, welche, wie Joh. von Müller einst sagte, den großen Anstalten der Gesetzgeber des Alterthums verglichen zu werden verdient. — Der Zweck der Gesellschaft war, wie er in ihren Constitutionen beschrieben ist, dem Heile und der Vervollkommnung ihrer Seelen und derer ihrer Nächsten alle Kräfte zu widmen, und sich zu dem Ende allenthalben auf Anweisung der Vorgesetzten zu beschäftigen. Die Gesellschaft bezeichnete ihren Zweck in dem Wahlspruche Ignazens: Omnia ad majorem Dei gloriam. — Strenge Prüfungen, fortwährende Aufsicht, unbedingter Gehorsam in erlaubten Dingen vergewisserten der Gesellschaft ebenso sehr ihren innern Zusammenhang als die Fähigkeit und Reinheit ihrer Glieder. Auch ein anständiges äußeres Leben war befohlen. Kein Jesuit durfte ein Weib beichthören, ohne daß ein andrer ihn von ferne beobachtete. Geld durfte kein Jesuit für Messen nehmen. — Der Sitz der Gesellschaft war insoweit in Rom, als dort der Ordensgeneral mit dem Gesellschaftsausschusse und mit einem Monitor war, der, völlig unabhängig von ihm, ihn, gleich als wäre er sein Gewissen, controlirte. Der Orden theilte sich in Provinzen, deren jeder ein Provincial vorstand. Unter diesem standen nun die Profeßhäuser mit einem Präpositus an der Spitze und die Collegien mit einem Rector. In den letztern waren auch Novizen. Entsprechend dem Zwecke eines wohlgefugten Gebäudes waren die Subordinationsverhältnisse geordnet, sodaß die Gesellschaft, ohne daß der freie Wille der Glieder, die nur in erlaubten Dingen zu gehorchen brauchten, aufgehoben gewesen, Simplex duntaxat unum war. — Die Jesuiten waren erstlich thätig als Unterrichter der Jugend. Unermüdet war ihr Eifer, gründlich war ihr

Unterricht, und Baco v. Verulam sagte von ihnen: „Dieser vorzüglichste Theil der alten Disciplin wurde in der Folge einigermaßen in den Schulen der Jesuiten eingeführt. Wenn ich die Ämsigkeit und den allgemeinen Fleiß betrachte, mit welchem dieselben sich der Cultur der Wissenschaften widmen und über die Aufrechthaltung einer reinen Sittenlehre wachen, so fällt mir stets ein, was einst Agesilaus von dem Pharnabazus sagte: „Da du ein solcher bist, so wünschte ich, daß du einer der Unsrigen wärest." Was endlich die Lehrmethode betrifft, so läßt sich hierüber nichts Bündigeres sagen als: Man nehme die Jesuitenschulen zum Muster; denn von Allem, was bis jetzt eingeführt wird, ist nichts so gut wie diese". — Daß Baco Protestant war, ist bekannt. Was aber dem Unterrichte der Jesuiten so vorzüglichen Werth gab, war, daß die Religion Alles beherrschte; es wurden katholische Christen gebildet, nicht zerrissene Gemüther, die innern Haltes ermangeln. Ihre Sorge für die Sittenreinheit der Jünglinge war einzig, und soll man es ein Verbrechen nennen, daß sie zu diesem Zweck die Classiker castrirten? Vergleiche man doch die an Geist und Leib gesunden Jünglinge jener Zeit mit den entnervten Jünglinggreisen eines folgenden Zeitalters! — Ein vorzüglicher Gegenstand der Thätigkeit der Jesuiten war die Vertheidigung der Kirche gegen den Protestantismus. Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß die Reformation viel weiter um sich gegriffen haben würde, hätten die Loyoliten nicht gekämpft für die Kirche. Der Katholik darf dieses ein Verdienst nennen, und selbst der Protestant möchte solche Leistungen liberal beurtheilen, der erwägt, daß die protestantische Kirche nicht allein, sondern nur in Opposition gegen die katholische Kirche, die also vorhanden sein muß, bestehen kann. — Wenn so auf der einen Seite die Jesuiten der Kirche die Gemüther, welche sie zu den ihren zählte, zu erhalten suchten, so war auf der andern Seite ihr Bestreben nicht minder thätig, in fernen Landen die Lehre des Gekreuzigten zu verbreiten. Den gewöhnlichen Ordensgelübden der Keuschheit, Armuth und Gehorsam hatten die Jesuiten noch die Ausdehnung des Gehorsams hinzugefügt, zu allen Missionen verwandt zu werden. Mit apostolischem Eifer unterzogen sich die Jesuiten diesem Geschäfte. Tief im Innern Asiens, in Japan und auf den Molukken errichteten sie das Zeichen der Erlösung und predigten die Lehren des Evangeliums; sie verkündeten es in China, in den beiden Indien, in Äthiopien und in dem Lande der Kaffern. Unvergängliche Kränze wand sich der Orden vorzüglich in Japan. Als die dort gestiftete Kirche verfolgt ward, wurden die Jesuiten Märtyrer. Nur ein einziger Jesuit, Christoph Ferreira, wankte. Durch lange anhaltende Qualen erschöpft und von dem Gedanken noch größerer auf ihn wartender Martern überwältigt, versprach er in einer schwachen Stunde, den Göttern zu opfern. Kaum aber war die schreckliche Kunde davon nach Europa gekommen, als in allen Provinzen des Ordens eine Menge Jesuiten sich meldeten und um die gefährliche Mission in Japan als die höchste Gnade flehten. Der heldenmüthige Zweck dieser Männer war, entweder Ferreira in den Schoß der Kirche und des Ordens zurückzuführen, oder mit ihrem eignen Blut die Schmach zu tilgen, die Schuld zu lösen, die durch jenen unseligen Abfall auf der ganzen Gesellschaft zu lasten schien. Allen, die man jetzt nach Japan schickte, ward auch gleich die Märtyrerkrone zu Theil. Aber Ferreira's Gewissen war bald wieder erwacht, namenlose Reue zermalmte sein Inneres, er trat selbst vor die heidnische Obrigkeit, bekannte sich öffentlich als Christ; acht Tage lang ward er auf alle ersinnliche Weise gemartert, stand vier Mal die schreckliche Wasserfolter aus und ward endlich in die bekannte japanische Mordgrube gesenkt, wo, nach sieben qualvollen Tagen, der Tod seinem Leben und seiner Buße ein Ende machte! — Auf der andern Hemisphäre drangen die jesuitischen Missionare in das nördliche Amerika. Nun wurden die Huronen civilisirt, und Canada hörte auf, bloß von Barbaren bewohnt zu sein. Andern gelang es, unter dem rauhen Himmel Californiens neue Horden zu civili-

siren und in christliche Gemeinden zu vereinigen. Zu gleicher Zeit durchzogen wieder andre jene weitschichtigen Länder, welche, von herumirrenden wilden Völkerschaften bewohnt, nordwärts von Mexico liegen, und wohin vor ihnen noch kein Apostel des Evangeliums gedrungen war. Während dieses in solchen bis dahin kaum dem Namen nach bekannten Gegenden geschah, fuhr eine noch größere Anzahl von Ignazens Söhnen fort, in Brasilien, Paraguay und Maranhon ganze Nationen der Herrschaft des Evangeliums zu unterwerfen. In Amerika, wo die Spanier nur zu morden und Gold zu wühlen wußten, haben die Jesuiten zuerst die Humanität wieder in ihre Rechte gesetzt und Zutrauen gegen die Europäer erweckt. Ihr Staat in Paraguay war eine der herrlichsten Schöpfungen; was Dichter und Philosophen vom goldenen Zeitalter und Unschuldswelten sangen, fabelten und träumten, haben, wie Raynal sagt, die Jesuiten unter einer fernen Zone verwirklicht. Dort schufen sie einen Staat, wo der Mensch nicht dem Bürger aufgeopfert ward und der Bürger daher auch Mensch sein durfte. Dort errichteten sie einen Staat, der nicht auf metaphysische Abstractionen, auch nicht auf Haller'sche Principien, sondern auf Religion und Humanität gegründet war; einen Staat, der wirklich einer großen, durch die zartesten Bande der Natur vereinten Familie glich. „Der Reiz der Neuheit, verbunden mit dem äußern Gepränge und der hohen Majestät kirchlicher Ceremonien, zog die Indianer in die christlichen Tempel, wo die angenehmsten sinnlichen Eindrücke sie zu frommen Gefühlen stimmten. Hier war es, wo die Religion in ihrer ganzen Schönheit erschien, und vorzüglich waren es ihre Diener, durch deren Liebenswürdigkeit sie alle Herzen sich gewann. Nichts war mit der Reinheit der Sitten, dem zarten, bloß von Liebe geleiteten, Eifer und der väterlichen Sorgfalt der Jesuiten in Paraguay zu vergleichen. Jeder Pfarrer war ebensowol der Vater als der geistliche Führer seiner ihm anvertrauten Pfarrkinder. Sein Ansehen war beinahe kaum merkbar; denn nur Dasjenige, was die Religion, an welcher er, wie seine Indianer mit gleicher Ehrfurcht, mit gleicher Liebe hingen, befahl, verbot oder strafte, befahl, verbot oder strafte auch er. Eine Regierung, unter der Niemand den Müßiggang kannte, wo aber auch Niemand unter der Last drückender Arbeit erlag; wo die Nahrung stets gesund, reichlich und für Alle, ohne Unterschied, die nämliche war; wo es Keinem weder an zweckmäßiger Kleidung, noch an reinlicher und bequemer Wohnung gebrach; wo Witwen und Waisen stets eine ihnen entgegenkommende väterliche Fürsorge, und Greise, Gebrechliche und Kranke stets heilende Kräuter und pflegende Hände fanden; wo Habsucht oder niedriges Interesse die Ehen nicht fesselte, sondern das Herz allein die Wahl des Gatten oder der Gattin bestimmte, und zahlreich heransprossende Kinder der Ältern Trost und Segen waren; wo schwelgender Reichthum und nacktes Elend, diese beiden Quellen alles physischen und moralischen Elends, das Leben des Bürgers nicht verkürzten; wo kein erzwungener Reiz der Phantasie erkünstelte Leidenschaften erzeugte und unnatürliche Bedürfnisse gebar; wo alle menschliche Triebe, im schönsten Einklang mit Natur und Vernunft, keine sie erstickende Fesseln trugen; wo man alle Vortheile des Handels genoß, ohne von den mit Reichthum verbundenen Lastern angesteckt zu werden; wo reichlich gefüllte Magazine und wechselseitige unentgeltliche Hülfleistung aller durch das Band der Religion zu einem Bruderbunde vereinten Völkerschaften, jede einzeln gegen den Mangel schützte, welchen Unbestand der Witterung herbeizuführen pflegt; wo die öffentlich strafende Gewalt sich nie in die traurige Lage versetzt fand, einen Verbrecher zu finden, den die Gesetze zum Tode, oder zu einer entehrenden, oder auch nur lange anhaltenden Strafe hätten verurtheilen müssen; wo Steuern und Processe, diese Geißeln der Menschheit, selbst nicht einmal dem Namen nach bekannt waren". — So weit Raynal, der gewiß unverdächtige Zeuge, in seinem „Gemälde von Paraguay unter den Jesuiten". Werden wir uns noch wundern, wenn Montesquieu

(„Espr. des loix", liv. 4, ch. 6), wenn Buffon (in seinen „Betrachtungen über die Verschiedenheit der Menschenarten"), Albrecht v. Haller (in den „Verm. Abhandl. über verschiedene Gegenstände der Politik und Moral"), Robertson (in seiner classischen „Geschichte Kaiser Karls V."), Muratori der Verdienste der Jesuiten als Missionare mit Begeisterung erwähnen? — Über die Verdienste der Jesuiten um die Wissenschaften ist fast nur Eine Stimme; keine Wissenschaft war von ihrer Sorge ausgeschlossen. Auch in der Theologie waren sie ausgezeichnete Lehrer. Indessen haben ihre Feinde — und sie hatten deren sehr viele nicht nur unter den Protestanten, sondern auch, und zwar vorzüglich unter den Katholiken, wo sie als ein neuer, mit großen Privilegien ausgestatteter, das Unzeitgemäße der Mönchsorden nicht theilender, an Gelehrsamkeit die bisherigen Institute überstrahlender Orden häufig ein Gegenstand des Neides und giftigen Hasses waren — ihnen rücksichtlich ihrer theologischen Meinungen mehr als Einen Vorwurf gemacht. Sie sollen den Tyrannenmord vertheidigt haben. Keine Beschuldigung könnte schrecklicher sein, wenn sie wahr wäre, keine ist aber auch unwahrer. Schon 126 J. vor Entstehung des Jesuitenordens stand Joh. Petit, D. der pariser Universität, auf und behauptete, ohne alle Einschränkung, die Rechtmäßigkeit des Tyrannenmordes. Die Veranlassung hierzu gab die Ermordung des Herzogs v. Orleans, welcher mit dem Herzog v. Burgund um die Verwaltung des Reichs während des Wahnsinns des franz. Königs, Karl VI., stritt, und den Burgund, um dem Zwiste ein Ende zu machen, des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr auf den Straßen von Paris ermorden ließ. Joh. Petit gab nun für den Herzog v. Burgund eine Schutzschrift heraus, in welcher er diesen schrecklichen Frevel durch den erlaubten Tyrannenmord zu rechtfertigen suchte. Der Erzbischof von Paris verdammte die Schrift, aber mehre franz. Theologen, worunter selbst Bischöfe waren, nahmen Joh. Petit's Lehre in Schutz; und als einige Jahre nachher Charlier, ein D. der Sorbonne, dieselbe den auf dem Concilium von Konstanz versammelten Vätern denuncirte, nahm Martin Porre, Bischof von Arras, dieselbe in Schutz, und zwar als eine solche, die, wie er sagte, von sehr vielen Gelehrten und Theologen bisher ohne allen Widerspruch wäre behauptet worden. Das Concilium war im Anfange unschlüssig, verdammte aber endlich — nicht alle von Petit aufgestellte Sätze, sondern bloß den einzigen: „Jeder Tyrann kann von seinem Unterthan erlaubterweise getödtet werden." Nach diesem Urtheile hatte es also das Ansehen, als wenn dennoch der Tyrannenmord unter gewissen Umständen erlaubt wäre, und nun wurde diese Frage ein Gegenstand der Untersuchung für alle Theologen und Gelehrte durch das ganze 15. Jahrh. und bis in die Mitte des 16. Ungeachtet des von dem Concilium zu Konstanz gegen diese Lehre in der Hauptsache ausgesprochenen Anathema ward dieselbe doch von vielen Theologen, vorzüglich aus dem Dominicanerorden, lange noch behauptet. Späterhin traten auch bedeutende Gelehrte aus den Protestanten dieser Meinung bei, als der bekannte engl. Dichter Milton, ferner Buchanan, Bodin, Beza du Moulin und A. Nach Entstehung ihres Ordens nahmen die Jesuiten, wie an allen theologischen Fragen, so auch an dieser Theil, aber nicht, um — wie ihnen vorgeworfen worden — diese unheilschwangere Lehre — denn obgleich es nicht gut, daß Tyrannen nichts zu fürchten haben, wie einst ein großer Mann sagte, so kann doch subjectiver Überzeugung einzelner dem Irrthum unterworfener Sterblichen nicht das Leben so heiliger Häupter preisgegeben werden — noch mehr zu entwickeln und auszubilden, sondern vielmehr um dieselbe entweder durchaus zu bekämpfen oder doch so viel als möglich unschädlich zu machen. Der gelehrte Jesuit Salmeron, Loyola's Gefährte, sagt ausdrücklich, daß Niemand befugt sei, einen Fürsten, habe er sich auch der Herrschaft gewaltsam bemächtigt, zu ermorden, besonders wenn er einmal im ruhigen Besitze derselben sei. Wenn nun Salmeron an e. a. O. lehrt, daß, wenn ein unrechtmäßiger Regent eine, von ihm noch nicht un-

terjochte Stadt feindlich anfiele, und gerade in Begriffe stände, sich derselben durch Gewalt der Waffen zu bemächtigen, es alsdann auch einem Privatmann erlaubt wäre, wenn er von der rechtmäßigen Landesobrigkeit den Auftrag dazu erhalten hätte, einen solchen Fürsten, den man in diesem Augenblick als einen Tyrannen betrachten könne, zu ermorden: so sieht man offenbar, daß er in dem Geiste jener Jahrh. schrieb, daß es aber auch kein kleines Verdienst von ihm war, die Rechtmäßigkeit des Tyrannenmordes innerhalb so enger Schranken einzuschließen, während dieselbe noch von so vielen Theologen, Gelehrten und selbst angesehenen Protestanten ohne alle Einschränkung behauptet ward. In diesem Sinne schrieben noch andre Jesuiten, wovon jedoch einige sich noch bestimmter gegen diese Lehre erklärten. So z. B. sagten die Jesuiten Molina und Lessius: „Ein Regent, sei er auch ein Tyrann, ist dennoch die gesetzmäßige höchste Obrigkeit; daher befiehlt die heilige Schrift, daß man in Allem, was nicht ausdrücklich Gottes Gebot entgegenläuft, auch den heidnischen Fürsten gehorchen müsse, selbst wenn sie die größten Tyrannen wären, die Kirche verfolgten und die Christen zum Abfall zwingen wollten. Hieraus folgt also, daß der Mord eines Regenten niemals erlaubt sei". — Von allen Jesuiten — überhaupt waren es ihrer nur ungefähr 12, welche sich mit der Untersuchung dieser Frage befaßten — fiel es dem einzigen Mariana ein, in seinem Buche: „De rege et regis institutione", die Lehre vom erlaubten Tyrannenmorde, obschon mit einigen Einschränkungen, ebenfalls aufzustellen. Allein kaum war dieses Buch erschienen, als sogleich nicht nur mehre Jesuiten, vorzüglich Bellarmin, die darin enthaltene Lehre de tyrannicidio gründlich widerlegten, sondern auch der General des Ordens, Aquaviva, einige Jahre nachher, durch einen besondern Beschluß, Mariana's Meinung als eine abscheuliche verwarf und allen Gliedern seines Ordens auf das nachdrücklichste verbot, diese Frage fernerhin auch nur von weitem zu berühren. Seit dieser Zeit war Alles, was auf diesen Gegenstand Bezug hat, aus ihren Schriften, wie aus ihren Schulen für immer verbannt. Darum sagte Voltaire, als man ihm zumuthete, in der Anklage des Königsmordes mit den Feinden der Jesuiten gemeinschaftliche Sache zu machen: „Die Nachwelt würde mit vereinter Stimme die Vertheidigung des Ordens übernehmen, wenn ich denselben eines Verbrechens beschuldigen wollte, von welchem alle Vernünftige, ja ganz Europa, und selbst Damiens ihn längst schon freigesprochen haben". Eine andre, ebenso ungerechte Beschuldigung der Jesuiten ist, daß ihre Moral nicht streng genug gewesen, daß sie dem Probabilismus angehangen. Der Probabilismus war schon 100 J. vor Entstehung des Jesuitenordens die allgemeine Lehre aller Bischöfe, der vornehmsten Universitäten und aller Ordensgeistlichen. Unter den gehörigen Beschränkungen ist diese Lehre auch nichts weniger als unvernünftig oder für die reine Sittenlehre verderblich. Das Wesentliche davon besteht darin, daß, wo ein Gesetz nicht deutlich ausgesprochen ist, es alsdann erlaubt sei, derjenigen Meinung zu folgen, welche, ebenfalls durch hinreichende Gründe unterstützt, mehr für die natürliche Freiheit des Menschen als die Strenge des Gesetzes entscheidet. Nun aber entstand auch die Frage, ob es erlaubt sei, der wahrscheinlichen Meinung zu folgen, und nicht der wahrscheinlichern. Die Probabilisten beantworteten dieses mit ja. Dieses ward nun von vielen Theologen, besonders Dominicanern, lange vor Entstehung des Jesuitenordens behauptet. Vasquez war aus dem Jesuitenorden der Erste, der jener alten Meinung beipflichtete. Da aber bei der Anwendung dieser Lehre durch Drehen und Deuteln die reine Sittenlehre wirklich in Gefahr kommen kann, so hatten die Jesuiten das unverkennbare Verdienst, die Ersten gewesen zu sein, welche gegen den Probabilismus geschrieben haben. Es waren die Jesuiten Robello, Molien, Gisbert, Aquaviva, Gonzalez, Damel und A., welche den Probabilismus theils unbedingt bekämpften, theils in vernünftige Schranken zurückführten. Nur den Jansenisten, welche sich

Alles gegen die Jesuiten erlauben zu dürfen glaubten, fiel es zuerst ein, eine Beschuldigung gegen den Orden wegen des Probabilismus aufzustellen. Pascal und Nicole traten zuerst auf, Jener wollte die Jesuiten lächerlich, Dieser sie gehässig, Beide sie verächtlich machen; zu ihnen gesellten sich nachher noch Perault und Arnaud. Aber alle diese Schriften wurden durch verschiedene Beschlüsse der — sonst sehr gegen die Jesuiten eingenommenen — Parlamente von Paris und Bordeaux für „verleumderische, mit Unbilden, Betrügereien, Verfälschungen und roher Unwissenheit angefüllte Schriften" erklärt und durch den Büttel öffentlich zerrissen und verbrannt. Wenn man sich dessenungeachtet noch immer auf Pascal's „Lettres provinciales" gegen die Jesuiten beruft, so sollte man doch wenigstens bedenken, was Voltaire sagte: „Offenbar beruht dieses Werk (die Lettr. prov.) auf einer ganz irrigen Voraussetzung, indem man die tollen Begriffe und Ansichten einiger spanischen und flamändischen Jesuiten hämischerweise dem ganzen Jesuitenorden beilegte. Auch in den Casuisten der Dominicaner- und Franciskanerorden hätte man manches Absurde finden können; man wollte ganz allein den Jesuitenorden dem allgemeinen Gelächter preisgeben. Eben diese Briefe sollen sogar beweisen, daß es in dem Plane der Jesuiten liege, statt die Menschen zu bessern, dieselben vielmehr zu verschlechtern; aber ein solcher Plan ist so zwecklos und ungereimt, daß selbst noch keine Secte in der Welt ihn je weder hatte noch haben konnte". — Das Privatleben der Jesuiten war musterhaft. Wie rein ihre Sitten waren, wie allgemein dieses anerkannt war, sieht man aus dem Abscheu, der Europa durchfuhr, als das Unerhörte geschah, daß ein Jesuit — einer von Hunderttausenden, die im Orden gelebt — Girard nämlich, wegen einer Schändung angeklagt ward. Es hat nie eine Gesellschaft gegeben, wo solche Ausnahmen — unvermeidbar bei Menschen — seltener waren, selbst mit Hinzurechnung der, übrigens noch keineswegs vollständig constatirten amores Marelli, mit denen Herr v. Lang die Welt beschenkt. Der unverdächtigste Zeuge über das Privatleben der Jesuiten ist wol Voltaire, wenn er sagt: „Was habe ich die sieben Jahre über, welche ich bei den Jesuiten wohnte, gesehen? Ein sehr thätiges, mit vielen Beschwerden verbundenes und dabei äußerst mäßiges und ordentliches Leben. Alle ihre Stunden waren eingetheilt, theils in ihre Schularbeiten, theils in diejenigen, welche ihr strenger Orden ihnen auflegte. Ich nehme tausend und abermal tausend Menschen zu Zeugen, die, gleich mir, bei ihnen erzogen worden, und kein einziger von allen wird hierin einer Unwahrheit mich beschuldigen können. Ich kann behaupten, daß nichts Widersprechenderes, Schändlicheres und die menschliche Natur Entehrenderes gefunden werden könne, als daß es wirklich Menschen gibt, welche solche Männer einer lockern Sittenlehre zu beschuldigen suchen". — Es ist sehr anziehend, die Geschichte der Verfolgungen der Jesuiten in den verschiedenen Staaten Europas zu betrachten. Die ersten Verfolgungen hatten sie in Frankreich zu bestehen. 1540 traten sie in Frankreich auf. Das Parlament haßte sie als Freunde des römischen Stuhls, die Universität als gefährliche Nebenbuhler. Unaufhörlich erschollen die Parlamentssäle von den Klagen der hohen Schule in Paris; schmerzhaft war dieser der Abfall so vieler Studenten, welche sich zu den Schulen der Jesuiten hindrängten; noch schmerzhafter der Verlust so vieler Emolumente, welche, u. d. N. Landi, von den Studirenden der Universität entrichtet wurden, während die Jesuiten ihren Unterricht unentgeltlich ertheilten; und als endlich der hohe Ruf des Jesuiten Maldorat, dessen Vorlesungsplatz schon 2 — 3 Stunden vor Ankunft des Lehrers von den Zuhörern besetzt war und endlich unter den freien Himmel verlegt werden mußte, sich mit jedem Tage weiter verbreitete, stieg ihre Wuth aufs höchste. Der Rector der Universität ließ ihnen also andeuten, ihre Schulen zu schließen; sie gehorchten; aber es entstand großer Auflauf unter den Studenten, und der Hof befahl den Jesuiten, sogleich ihre Schulen wieder zu eröffnen und der ganz grundlosen Anma-

ßung der Universität nicht zu achten. Als jedoch kurze Zeit nachher Reichsgeschäfte den Hof und die Minister längere Zeit von Paris entfernt hatten, erhob die Universität bei dem Parlamente eine förmliche Rechtsklage gegen die Jesuiten. Pasquier, Arnauld und Dollou, die Advocaten der Universität, überhäuften die Jesuiten mit Schmähungen und Verleumdungen; ihr Advocat, Versaris, vertheidigte sie, und ihre Sache war so gerecht, daß selbst das ihnen feindliche Parlament sie freisprach. Als später Heinrich IV. Paris belagerte, zogen die Jesuiten sich neuen Haß zu, indem sie, von den Bürgern befragt, in Widerspruch mit den übrigen Theologen, behaupteten, daß man sich nicht den Kirchenbann zuziehe, indem man einem ketzerischen Könige die belagerte Stadt übergebe. Aller alte Haß brach los, als Chatal Heinrich IV. zu ermorden versuchte, man verachtete selbst die unwürdigsten Kunstgriffe nicht, um die Schuld der Ermordung auf die Jesuiten zu werfen, das Parlament verfuhr tumultuarisch und justizmordete den Jesuiten Guignard. Selbst die Richter bekannten nach einigen Jahren, daß sie bei der Untersuchung übereilt zu Werke gegangen, ganz Frankreich erkannte die Jesuiten als unschuldig. In der ersten Hitze wurden auch die Jesuiten durch einen Act des pariser Parlaments aus dem Reiche verbannt. Allein das rasche, regellose und leidenschaftliche Verfahren des pariser Parlaments hatte der Nation die Augen geöffnet, mehre Parlamente weigerten sich geradezu, den pariser Parlamentsact einzutragen, und vorzüglich waren es die von dem pariser Parlament unabhängigen Parlamente von Toulouse und Bordeaux, welche durch eine Reihe von Beschlüssen das Verfahren, sowie den Act des pariser Parlaments, für übereilt, gesetzwidrig, ungerecht und nichtig erklärten, die Jesuiten in Schutz nahmen und alle zu ihren Gunsten genommenen Beschlüsse zu behaupten wußten. Neun Jahre blieben die Jesuiten jetzt ungekränkt in Toulouse und Bordeaux. Aus ganz Frankreich strömten die Studenten zu ihnen hin. Von allen Seiten ergingen Bitt- und Denkschriften an den König, Frankreich einen so wohlthätigen Orden wiederzugeben. Der König überzeugte sich, daß man den Jesuiten Unrecht gethan. Er rief sie zurück. Das Parlament zögerte, das königliche Edict zu enregistriren. Heinrich ließ ihm sagen, er fodere Gehorsam. Indessen erlaubte er doch einer Parlamentsdeputation, an deren Spitze der Präsident Harlay war, vor ihm zu erscheinen. Die Deputation machte dem König mündliche Vorstellungen gegen die Zurückberufung. Der franz. Geschichtschreiber Dupleix sagt, Harlay's Rede sei nicht sowol der Vortrag eines Staatsbeamten als vielmehr eine ununterbrochene Schmähung gewesen. Der König antwortete darauf aus dem Stegreife; eine Rede, die, da sie De Thou in seiner „Geschichte Frankreichs" nicht aufgenommen, so gut wie gar nicht bekannt ist. Wir glauben daher, dieselbe hier mittheilen zu dürfen, um zu zeigen, wie der kräftige Bearner aus dem Stegreife zu seinem Parlament sprach: „Eure Sorge für meine Person und das Wohl meines Reiches erkenne ich mit Wohlgefallen. Was Ihr mir soeben hier gesagt, habe ich schon lange gewußt; aber meine Gedanken darüber waren euch noch unbekannt. Ihr spracht mir von Schwierigkeiten, die Euch groß und wichtig scheinen: aber ich muß Euch sagen, daß ich schon vor 7 oder 8 Jahren dieselben reiflich erwogen habe. Die besten Entschlüsse entspringen aus den Lehren der Vergangenheit, und diese letztern kenne ich besser als jeder Andre. Ihr bildet Euch ein, Staatsgeschäfte zu verstehen und Euch darein mischen zu können, welches mir gerade so vorkommt, als wenn ich mir wollte einfallen lassen, über einen Civilproceß eine Relation zu machen. Ich muß Euch also zuerst in Betreff der Sache von Poissy sagen, daß, wenn Alle sich so benommen hätten, wie ein oder zwei Jesuiten, welche zufällig dabei waren, Alles für die Katholiken eine ungleich bessere Wendung würde genommen haben. Nicht ihr Ehrgeiz, aber wol ihre Genügsamkeit erschien, von diesem Augenblicke an, in dem hellsten Lichte; und ich kann nicht begreifen, wie Ihr Diejenigen des Ehrgeizes beschuldigen könnt,

die Abteien, Ehrenstellen und Würden, wenn man sie ihnen anträgt, stets unbedingt ausschlagen, ja selbst durch Gelübde sich verbinden, nie darnach zu trachten, und deren Leben überhaupt auf dieser Welt keinen andern Zweck hat, als allen Menschen nützlich zu sein. Ist es der Name Jesuit, der Euern Eifer erregt, so müßt Ihr auch mit Jenen hadern, welche sich den Namen von der h. Dreieinigkeit beigelegt haben (les pères de la trinité); und wenn Ihr glaubt, daß Ihr ebenso gut wie sie zur Gesellschaft Jesu gehört, so möchte ich Euch wol fragen: ob denn Eure Töchter ebenso gut zu den Filles-Dieu in Paris gehören wie die Nonnen, die ihren Namen führen, und endlich müßtet Ihr auch alle ebenso gut zu dem heil. Geistorden gehören, wie ich und meine übrigen Ordensritter. Ich für meinen Theil würde ebenso gern, oder noch lieber Jesuit heißen, als Jacobiner oder Augustiner. Wenn ein Theil der übrigen Geistlichen diesem Orden ebenfalls abgeneigt ist, so mag dieses wol daher kommen, weil von jeher die Unwissenheit der Wissenschaft nicht hold war. Überhaupt habe ich gefunden, daß, sobald ich mich wegen Zurückberufung der Jesuiten etwas deutlicher erklärte, sogleich zwei Gattungen von Menschen sich diesem Gedanken am stärksten widersetzten, nämlich: die Hugenotten und alle, wegen übler Sitten und Aufführung berüchtigte katholische Geistlichen; aber eben Dieses war es gerade, was mir nur noch eine größere Liebe und Achtung für die Jesuiten einflößte. — Hat die Sorbonne, wie Ihr sagt, sich gegen dieselben erklärt, so hat sie es hierin ebenso wie Ihr gemacht; sie hat nämlich über die Jesuiten geurtheilt bevor sie dieselben noch kannte. Hatte bloß Eifersucht die Glieder der alten Sorbonne zu Jesuitenfeinden gemacht, so hat die neue meistens bei denselben studirt, und preist sich nun glücklich solche Lehrer gefunden zu haben; hätte endlich der Orden bis jetzt noch nicht festen Fuß in Frankreich, so danke ich Gott, daß er mir die Ehre vorbehalten hat, demselben nun eine feste Niederlassung darin zu verschaffen; und waren sie bisher nur provisorisch in Frankreich, so werden sie jetzt, kraft meines Edicts, darin leben; und, mit Einem Worte, hatten meine Vorfahren den Orden nur geduldet, so ist jetzt mein Wille, denselben fest und dauerhaft in meinem Reiche zu gründen. Ihr sagt, daß die Universität sich nicht mit ihnen vertragen könne; aber davon war die Ursache entweder, weil sie gelehrtere Leute waren, und daher Alles sich zu ihren Lehrstühlen hindrängte, während die Hörsäle der hohen Schule leer blieben, oder auch weil sie bis jetzt der Universität noch nicht einverleibt waren; Dieses wird aber nun geschehen, und ich bin überzeugt, daß, wenn ich es befehle, sie sich dieser Einverleibung nicht weigern werden. Ihr bemerkt, daß die gelehrtesten Männer in Euerm Parlament nicht bei ihnen studirt haben; ja, wenn die ältesten auch die gelehrtesten sind, so mag dieses wahr sein; denn jene studirten zu einer Zeit, wo man noch keine Jesuiten in Frankreich kannte. Aber ich habe mir sagen lassen, daß die übrigen Parlamente hierin mit Euch nicht gleicher Meinung sind, ja selbst nicht einmal alle Glieder Eures eignen Parlaments; und überdies, wenn man bei den Jesuiten nicht mehr lernt als anderswo, woher kam es denn, daß, selbst während die Jesuiten aus Frankreich vertrieben waren, alle andre Lehranstalten dennoch von Niemand besucht wurden, und daß man, trotz Eurer Parlamentsbeschlüsse, lieber nach Douay ging und die Jesuiten sogar in dem Auslande aufsuchte, nur um ihres Unterrichts nicht entbehren zu müssen? Sie ziehen (sagt Ihr) alle gute Köpfe an sich und wählen die besten für ihren Orden; aber eben Dieses gibt ihnen einen Anspruch mehr auf meine Achtung. Wenn ich ein Armeecorps errichte, so wünsche ich immer, daß man Leute aussuche, welche sich am besten zu Soldaten schicken; und wenn nicht bei Euch meistens bloß nach Gunst zu verfahren üblich wäre, würdet Ihr wol Andre in Eure Gesellschaft aufnehmen als solche, welche Ihr für die Würdigsten hieltet, Eure Collegen zu werden und in dem Parlament zu sitzen? Fändet Ihr in dem Jesuitenorden unwissende Professoren und schlechte Prediger, so würdet Ihr ihn verachten; und jetzt,

wo Ihr in diesen Stellen lauter treffliche Köpfe findet, wollt Ihr ihm daraus ein Verbrechen machen. — Was die Güter und Reichthümer betrifft, welche, wie Ihr sagt, die Jesuiten sollen besessen haben, so ist Dieses eine grobe Lüge und Verleumdung. Niemand kann es besser wissen als ich. Ihre Güter sind meinen Domainen einverleibt worden, und da hat es sich gezeigt, daß man in Bourges und Lyon kaum 7 — 8 Lehrer davon hat besolden können, da vorher doch bei 30 — 40 Jesuiten allda lebten. Übrigens ist in meinem Edict schon für Alles, was hierauf Bezug haben kann, gesorgt. — Ebenso ungerecht ist es, sie Aufrührer zu nennen, weil sie die Partei der Ligue hielten. Dieses lag in dem Geiste der damaligen Zeit. Wie viele Andre, die ebenfalls in die Unruhen jener Zeiten verwickelt waren, glaubten sich in ihrem Gewissen verbunden, so handeln zu müssen. Sie waren getäuscht, wie es Andre auch waren, haben aber nachher den Irrthum frühzeitig anerkannt, und gleich allen Andern eingesehen, daß Alles, was man ihnen von mir und meinen Gesinnungen gesagt, falsch und grundlos gewesen sei. Zudem bin ich auch noch überzeugt, daß es bei ihnen weniger böser Wille war als bei den meisten Andern, und daß jetzt die nämliche Gewissenhaftigkeit, in Verbindung mit den Wohlthaten, welche ich ihnen erzeigen werde, dieselben mir weit ergebener und treuer machen werde, als sie es je der Ligue gewesen sind. Sie suchen, sagt Ihr, sich auf jede Art in die Städte einzuschleichen: nun gut, Andre machen es ebenso, und ich selbst suchte in mein Königreich zu kommen, auf welche Art ich nur immer konnte. Man muß gestehen, daß sie mit ihrer Geduld, Klugheit und ausgezeichneten Frömmigkeit Alles zu Stande bringen, und daß ihre große Anhänglichkeit an ihre ersten Statute und Einrichtungen, an welchen auch nicht das Geringste geändert werden darf, dem Orden wirklich eine sehr lange Dauer verspricht. Ihr Gelübde des Gehorsams gegen den Papst kann für sie keine stärker verbindliche Kraft haben als der Eid der Treue, den sie auch mir schwören. Übrigens kennt man dieses, dem Papst Gehorsam versprechende Gelübde der Jesuiten nicht recht, oder vielmehr man hat es aus bösem Willen nicht kennen wollen und vorsätzlich so viel als möglich entstellt. Dieses Gelübde heischt nicht einen, auf alle Gegenstände sich beziehenden, unbedingten Gehorsam, sondern es erstreckt sich bloß auf die Missionen, und der an den päpstlichen Stuhl sie bindende Gehorsam verpflichtet dieselben nur, überall und in die entferntesten Länder unbedingt hinzugehen, sobald der Papst sie, um dort das Evangelium zu predigen, hinschicken würde; auch waren es in der That die Jesuiten ganz allein, deren sich Gott als seiner Werkzeuge bediente, um den Indiern das Christenthum bekanntzumachen. Rücksichtlich ihrer Meinung von dem päpstlichen Stuhle, so ist mir nicht unbekannt, daß sie eine tiefe Ehrfurcht gegen denselben haben; diese tiefe Ehrfurcht gegen den heiligen Vater theile ich mit ihnen. Indessen ist es sehr sonderbar von Euch, daß Ihr kein Wort davon sagt, daß man erst vor kurzem in Rom alle Schriften des Jesuiten Bellarmin in Beschlag nehmen wollte, weil er in denselben der päpstlichen Gerichtsbarkeit weit engere Schranken setzt als die übrigen Theologen bisher gethan; ebenso wenig macht Ihr eine Erwähnung davon, daß erst unlängst die Jesuiten öffentlich den Satz aufstellten, daß der Papst an der Spitze der Kirche unfehlbar sei, aber dennoch Clemens (damaliger Papst) sich wie jeder andre Mensch irren könne. Auf jeden Fall bin ich gewiß, daß sie wenigstens diesfalls nicht mehr lehren als die übrigen Alle, und wollte man hierüber einen Proceß anfangen, so müßte man ihn gegen die ganze katholische Kirche führen. — Man sagt ferner, der König in Spanien bediene sich ihrer; darauf antworte ich, daß ich mich ihrer ebenfalls bedienen will, und daß Frankreich sich nicht weniger gut dabei befinden wird als Spanien; eben darum, weil Jeder sie für nützlich hält, halte ich sie für nothwendig. Was die Lehren betrifft, die man ihnen zum Verbrechen macht, nämlich, daß ihre Grundsätze dahin gingen, die Geistlichkeit dem Gehorsam gegen den Regenten zu

entziehen, ja sogar den Königsmord als erlaubt darzustellen: so muß man vor allen Dingen sich erst genau bemühen, ihre wahren Grundsätze kennen zu lernen, und dann darauf achtgeben, ob sie wirklich solche Grundsätze, wie ihnen nachgesagt wird, der Jugend beibringen. Was mich glauben macht, daß an allen Diesem nichts sei und daß es ihnen nur boshafter Weise aufgebürdet worden, ist, daß, nachdem man ihnen seit mehr als 30 J. den Unterricht der Jugend in Frankreich überlassen hatte und binnen dieser Zeit wenigstens mehr als 50,000 Personen aus allen Classen der Staatsbürger bei ihnen studirt, nachher noch mit ihnen gelebt und häufigen Umgang gepflegt hatten, es doch von allen Diesen keinen Einzigen gibt, welcher behauptet, daß er sie jemals eine solche Sprache führen oder etwas ihr Ähnliches lehren gehört hätte. Ja, was noch mehr ist, es gibt Staatsminister, welche bei ihnen studirt und schon unter ihnen gelebt haben; warum wendet man sich nicht an diese, um über die Lebens- und Lehrart der Jesuiten Erkundigung einzuziehen? Es ist ja zu vermuthen, daß sie so viel Böses als möglich von ihnen sagen werden, wäre es auch nur, um sich zu entschuldigen, daß sie nicht in den Orden getreten sind. Ich weiß sehr wohl, daß man Dieses wirklich schon gethan, aber nichts Andres hat herausbringen können, als daß in der That ihre Sitten von allem Tadel völlig frei wären. — Was Barriere betrifft, so ist es ganz falsch, daß ein Jesuit ihm die Beichte abgenommen. Es war im Gegentheil gerade ein Jesuit, durch welchen ich zuerst von Barriere's Vorhaben unterrichtet wurde, und ein andrer Jesuit suchte eben diesen Barriere von seinem Vorsatz dadurch zurückzubringen, daß er ihm vorstellte, er würde sich hierdurch unvermeidlich die ewige Verdammniß zuziehen. In Ansehung des Chatal, so konnten alle Qualen der Folter kein Wort von ihm herausbringen, welches den Barade, oder jeden andern Jesuiten, in diesen Proceß hätte verwickeln können; und wäre es nicht so gewesen, würdet Ihr wol einen Jesuiten verschont haben? Und wenn es auch wirklich ein Jesuit gewesen wäre, der diesen Streich gespielt hätte, wäre es nicht die größte Ungerechtigkeit, den ganzen Orden darunter leiden zu lassen, alle Apostel zu verwerfen, weil ein Judas unter denselben sich befand? Gott wollte mich damals bloß demüthigen und doch meiner schonen, wofür ich ihm danke und aus Liebe zu ihm alles geschehene Unrecht vergesse. Ich bete täglich für meine Feinde, bin also weit entfernt, mich ehemaliger Beleidigungen zu erinnern, und es ist sehr unchristlich von Euch, daß Ihr mich daran erinnern wollt, wofür ich Euch gar keinen Dank habe. — Die Jesuiten sind in Frankreich geboren, folglich meine natürlichen Unterthanen, gegen welche ich keinem Verdacht und keinen Einflüsterungen Raum geben will. Die Besorgniß, daß sie meine Geheimnisse verrathen möchten, ist überflüssig, denn sie werden nichts von mir erfahren, was ich nicht will, daß sie wissen sollen. Ich habe schon ungleich schwerere Sachen behandelt; überlaßt dieselbe also mir ganz allein und bekümmert euch bloß um Das, was ich Euch sage und befehle". — So weit der ritterliche König. — In England waren die Jesuiten nie sehr bekannt; schon war dort die Reformation herrschend, als der Jesuitenorden entstand. Sie bildeten dort bloß eine kleine Abtheilung von Missionairs, welche ihre Verrichtungen unter den überall zerstreuten und gedrückten Katholiken, im Stillen und unter dem Schleier des Geheimnisses, übten. Wenn die Regierung in jenen rechtlosen Zeiten die Katholiken verfolgte und die Pulververschwörung als einen willkommenen Anlaß zu fernerer Unterdrückung der Katholiken benutzte, so war es begreiflich, daß man um so mehr die Jesuiten haßte und verfolgte. Mehre Jesuiten haben als Märtyrer in England geblutet, viele Gesetze, durch die krassesten Vorurtheile und die ärgste Intoleranz hervorgerufen, wurden gegen sie erlassen, und erst in neuern Zeit, als die Vorurtheile schwanden, durch das Parlament wieder aufgehoben. — Im 18. Jahrh. sollten die Jesuiten, bis dahin in allgemeiner Achtung stehend, untergehen. Von Portugal aus begann der Sturm. Pombal, Minister König Jo-

sephs und eine kräftige Seele mit großen Leidenschaften, wollte das Heil Portugals, aber er wollte es wie ein despotischer Minister eines despotischen Staats es wollen kann: Alles, was seinen Zwecken zuwider war, was seinen Leidenschaften in den Weg trat, mußte zu Boden getreten werden; Billigkeit, Gerechtigkeit kannte er nicht. Vieles aber trug dazu bei, ihm die Jesuiten, deren Einfluß als Beichtväter — es wäre zu wünschen gewesen, daß die Jesuiten sich von den Beichtväterstellen bei Hofe ebenso sehr, wie von den Kirchenwürden, entfernt gehalten hätten — er seinen Posten verdankte, verhaßt zu machen. Pombal hatte sich in den Kopf gesetzt, daß die Gegenden von Paraguay, in denen die Jesuiten so väterlich walteten, eine Menge den Einwohnern unbekannter Goldminen enthalten. — Unaufhörlich beschäftigte ihn dieser Gedanke; er suchte daher diese Districte von Spanien einzutauschen gegen andre, welche über 300 Meilen entfernt lagen. Nachdem ihm Dieses gelungen war, wollte er alle in Paraguay lebende Indier in jene andern, über 300 Meilen entfernte Gegenden versetzen. Die Jesuiten erhielten den Befehl, die Gemüther hierzu vorzubereiten. Mit aller möglichen Bescheidenheit und Ehrfurcht stellten die Eingeborenen Hindernisse vor, welche sich einer solchen Auswanderung entgegensetzten, sie baten flehentlich die königlichen Beamten, daß sie doch berücksichtigen möchten, wie schwer, ja unmöglich es wäre, 30,000 Seelen mit ihrem Vieh und allem Hab und Gut durch unermeßliche Einöden und Wildnisse in eine über 300 Meilen entfernte Gegend zu verpflanzen. Man antwortete mit Härte: sie müßten gehorchen. Nur wenige Monate Frist wurden zur Ausführung dieses tollen, den Urrechten der Menschheit widersprechenden Befehls gestattet. Die unglücklichen Indier, die man aus den Gegenden, die sie im Schweiß ihres Angesichts urbar gemacht, bepflanzt und gebaut, von der Erde, in deren Schoß die Gebeine ihrer Ältern, Kinder und Freunde ruhten, und aus den Hütten, in denen sie das Licht der Welt zum ersten Mal begrüßt hatten, nun mit so unmenschlicher Härte hinwegführen wollte, kamen völlig in Verzweiflung. Selbst die Jesuiten, die zum Gehorsam riethen, kamen nun bei den Indiern in Verdacht heimlichen Einverständnisses mit den fühllosen Europäern. Hinweg war geflohen das goldene Zeitalter, das Zeitalter der Liebe und des Vertrauens in Paraguay, die Indier rüsteten, sich selbst nun überlassen, sich zur kräftigsten Gegenwehr. Ein furchtbarer Kampf entbrannte; anfänglich hatten die Indier Glück, endlich wurden sie besiegt. Eine große Anzahl verbrannte ihre eignen kleinen Städte und Dörfer, und floh zu Tausenden in unzugängliche Gebirge, wo sie größtentheils zu Grunde gingen. Nachdem man nun unter dem Vorwande der Grenzberichtigung alle Ebenen gemessen, alle Wälder durchforscht, in allen Bergen gewühlt, selbst in den Tiefen der Flüsse und Seen lange genug gesucht, und doch keine Goldmine gefunden hatte, so schämte man sich des blutigen Possenspiels, und späterhin unter dem spanischen König Karl III. gelang es, den Austauschungsvertrag wieder rückgängig zu machen, nachdem ein unschuldiges Volk einmal unglücklich gemacht und statt der väterlichen Regierung der Missionnaire mit allen Künsten der europäischen Staatsverwaltung bekannt gemacht und aus gutmüthigen Menschen boshafte und niederträchtige, wie ihre Herren und Meister, geworden war. Aber ein despotischer Minister kann nicht irren, noch sich eine Dementi geben. Die Jesuiten mußten es also sein, die die Indier zum Widerstande gegen Pombal's humanes Auswanderungsproject verleitet, als wenn die Zumuthung, die heimischen Laren zu verlassen, nicht allein schon hinreichte, zum Widerstande zu reizen! Um der Welt nun jene Beschuldigung glauben zu machen, legte Pombal mit Hülfe eines gewissen Platel — der alle Lande noch als Lasterhafter verlassen hatte — eine Lügenfabrik in Lissabon an. Die Welt sollte glauben, daß die Jesuiten einen seit 150 Jahren der Welt verborgen gebliebenen großen Kriegsstaat in Paraguay gehabt, daß ein eigner König, Niklas, ihre Heere befehligt u. s. w. In Madrid lachte man über diese Märchen, man kannte

dort doch wol das Land, das man 150 Jahre lang gehabt; man wußte, warum den Spaniern mit Einwilligung der Regierung verboten gewesen war, in die Missionen zu kommen und die unschuldigen Indier mit ihren Lastern anzustecken — ein Umstand, worauf sich Pombal's Libellschreiber beständig beriefen —, man erklärte die Pombal'schen Behauptungen, nachdem sie von den mexikanischen Bischöfen und dem Gouverneur von Peru in ihrer ganzen Schändlichkeit dargestellt waren, für falsch und verbrannte die betreffenden Schriften. Nichtsdestoweniger wußte Pombal seine Libelle zu verbreiten; in Deutschland ward Le Bret gleichsam gezwungen, eine Übersetzung in seinem „Magazin" bekanntzumachen. — Die Jesuiten wurden nun als Verbrecher aus Paraguay zurückberufen und in Portugal eingekerkert. Es kamen andre Gründe hinzu, die Pombal gegen die Jesuiten aufbrachte. In einer Vermählungssache der Tochter des Königs widersprach der vom König befragte Jesuit Moreira, Beichtvater des Königs, dem Rathe Pombal's, und der König folgte dem Jesuiten. In den Papieren der 1754 verstorbenen Königin Mutter entdeckte Pombal, daß die Jesuiten in Maranhon häufig der Königin, aufgefodert von dieser, die Erpressungen u. s. w. des dortigen Gouverneurs, Pombal's Bruder, angezeigt. Seine Leidenschaft gegen den Orden stieg durch diese Entdeckung ungeheuer. Pombal hatte durch die Einführung eines ihm selbst vortheilhaften Monopols mit Portowein die Eigenthümer dortiger Weinberge so aufgebracht, daß sie die seinigen aufrührerisch verwüsteten; die Jesuiten mußten es gethan haben. Neue Nahrung fand diese Leidenschaft in dem Benehmen der Jesuiten nach dem furchtbaren Erdbeben von Lissabon von 1755. Die Jesuiten benutzten dieses Naturereigniß, um das Volk zur Buße und Besserung zu ermahnen. Selbst der König äußerte den Wunsch, unter der Leitung des schwärmerisch-frommen Jesuiten Malagriba, sich 8 Tage in eine geistliche, ganz der Meditation gewidmete Einsamkeit zurückzuziehen. Dieser Entschluß des Königs gab dem stets für seine Macht fürchtenden Minister neue Besorgnisse. Fallen mußten die Jesuiten um jeden Preis. Aber fallen mußte auch noch ein andres Hinderniß für Pombal's Macht: der hohe Adel, mit dem er in entschiedener Opposition lebte. So mannigfaltige Zwecke wußte Pombal auf einmal zu erreichen, als der König, am 4. Sept. 1758, von einem Liebesabenteuer heimkehrend, von Meuchelmördern verwundet ward. Pombal setzte daraus eine Verschwörung des hohen Adels und der Jesuiten gegen den König zusammen, und Don Joseph war nun für immer, in Furcht gehalten durch zu besorgende neue Verschwörungen, in Pombal's Macht. Der Herzog von Aveiro, das ganze Haus Tavora wurden durch eine außerordentliche, an Rechtsform und Publicität nicht gebundene Commission gerichtet und schmählich getödtet. Malagriba ward als Theilnehmer der Verschwörung eingezogen, nach mehren Jahren wurde er von der folgsamen Inquisition als Ketzer verurtheilt und verbrannt. Als mit Don Josephs Tode Pombal's Ministerialdespotismus geendet hatte, als er selbst, der schrecklichsten Verbrechen angeklagt und überführt, von dem Gerichtshofe einstimmig zum Tode verurtheilt, durch die Königin begnadigt und mit bloßer Verbannung nach Pombal bestraft wurde — ward auch der Verschwörungsproceß revidirt und die Hingerichteten wurden für unschuldig erklärt. Wäre aber auch wirklich die Verschwörung vorhanden gewesen, so bewies doch Nichts eine Mitschuld der Jesuiten. Freilich hatte Malagriba kurz zuvor bezeugt, daß dem König — der gern die Reize der Sinnlichkeit befriedigte — wenn er sich nicht bessere, ein Unglück bevorstehe, und andre Jesuiten waren Freunde von Tavora und Aveiro. Allein nur Pombal konnte hierauf eine Anklage gegen die Jesuiten gründen; er that es beim Papst und begehrte, daß er den Orden aufhebe. Als der Papst die Untersuchung der Beschuldigungen verordnete, da vertrieb Pombal ohne Weiteres die Jesuiten, sandte den Nuntius zurück und hob alle Gemeinschaft mit Rom auf; 1840 Jesuiten wurden 1759 unter äußerst übler Behandlung nach Italien trans-

portirt. — Auch in Frankreich ging der Stern des Ordens unter. Madame Pompadour und der Minister Choiseul waren ihm feind. Als nämlich die vormalige Madame Etiole ohne irgend eine andre Befugniß, als weil sie des Königs Beischläferin geworden, bei Hofe erschienen war, erregte das Ungewöhnliche dieser scandalösen Erscheinung allenthalben großes Aufsehen. Da nun die meisten Menschen mehr Muth haben, den Gesetzen der Moral als denen der Convention entgegenzutreten, so beschloß Madame Pompadour, sich einen legalen Titel, bei Hofe bleiben zu können, zu verschaffen, und sie verfiel auf den Gedanken, Dame du palais der Königin zu werden. Da es hierzu aber der Einwilligung der gutmüthigen Königin bedurfte, so ward für nöthig erachtet, diese durch einen Schein von Reue zu täuschen, ihr den Glauben beizubringen, Madame Pompadour habe nun aufgehört, des Königs Buhlerin zu sein. Ein Beichtvater mußte also angenommen werden, und die Wahl fiel auf den Jesuiten de Sacy, einen dem Anscheine nach ganz schlichten, einfachen Mann, von welchem nicht zu vermuthen war, daß er das Spiel durchschauen werde. Aber Sacy erklärte seiner Beichttochter, daß, wenn es wirklich ihr Ernst wäre, wieder auf den Weg der Tugend und Religion zurückzukehren, sie ohne Verzug den Hof verlassen, sich in die Einsamkeit zurückziehen und durch wahre Früchte der Buße das von ihr gegebene Ärgerniß wieder gut machen müsse; bis dahin könne er die Leitung ihres Gewissens nicht übernehmen, und nie werde er die Sacramente entheiligen und zu einer die Religion und sein Amt so sehr entehrenden Intrigue auf irgend eine Art behülflich sein. Solche Ungefügigkeit erweckte in der Pompadour tödtlichen Haß gegen den Orden. Choiseul aber gehörte mit zu dem damals gegen die positive Religion gestifteten Bunde der sogenannten Philosophen, denen vor Allem die Jesuiten im Wege standen; nicht zu gedenken seines Hasses gegen den Dauphin, der hinwieder die Jesuiten liebte. Ein Anlaß, die Jesuitenfrage zur Sprache zu bringen, bot sich bald dar. Der Jesuit Lavalette auf Martinique hatte Handel getrieben, seine Schiffe durch Kaperei der Engländer verloren seine Wechsel wurden nun nicht bezahlt, und darauf der gesammte Orden, den doch des einzelnen Lavalette statutenwidrige Handlung nichts angehen konnte, vor dem Parlamente — welches, da Corporationen ihre Gefühle forterben, den alten Haß noch bewahrte, übrigens jetzt auch viele Jansenisten unter seinen Mitgliedern zählte — belangt und verurtheilt. Dieser Proceß war das Signal eines allgemeinen Angriffs gegen den Orden. Choiseul ließ verschiedene Schriften gegen die Jesuiten schreiben, und ohne die letztern zu hören, durch das Parlament die Gesellschaft aufheben, ungeachtet die Bischöfe von ganz Frankreich für den Orden auftraten und ihm die rühmlichsten Zeugnisse gaben. Die Parlamentsuntersuchung war eine bloße Farce. Die gänzliche und beständige Aufhebung geschah 1767. — Inzwischen gelangte in Spanien Karl III. zur Regierung und versicherte den Ordensgeneral seines Schutzes für den Orden. Allein der Minister Aranda — Busenfreund von Choiseul —, von Condorcet als ein erklärter Feind der Priester, Edelleute und Könige gerühmt, war ein Feind der Jesuiten, sowie sein Freund Campomanes, Fiscal von Castilien. Auf eine wenig rühmliche Weise gelang es Beiden, die Jesuiten zu vertreiben. Einst ward nämlich an einem Abend in Madrid dem Rector des Jesuitencollegiums gemeldet, daß ein Fremder ihn augenblicklich zu sprechen verlange. Der Fremde, angeblich von Sevilla vom Rector des dortigen Collegiums kommend, übergab dem Rector ein Packet Schriften mit der Bitte, dieselben mit Aufmerksamkeit durchzulesen und seine Bemerkungen hinzuzusetzen, bemerkend, daß er das Packet in einigen Tagen wieder abholen werde. Der Rector, nichts Arges ahnend, ließ die Papiere auf sein Zimmer bringen, ging aber, da die Stunde der Zusammenkunft im Refectorium schon angefangen hatte, gleich dahin, um die vorgeschriebene Ordnung nicht zu unterbrechen. Kaum dort angekommen, hört er schon sehr stark an der Pforte läuten. Königliche Commis-

sarien kommen, legen alle Papiere, auch das soeben angekommene Packet, unter Siegel und bringen Alles ins Bureau von Aranda. Nicht lange nachher, in der Nacht vom 1. auf den 2. April 1767, wurden in eben derselben Stunde alle Jesuitencollegien im spanischen Reiche von Soldaten umgeben und die Jesuiten nach dem Kirchenstaat geschickt. Am 2. April 1767 erklärte der König, daß er die wahren Ursachen der Verbannung der Jesuiten in seinem königl. Herzen verschlossen behalte. Papst Pius VI., einige Jahre vor seiner Erhebung auf den päpstl. Thron, kam zuerst dieser schändlichsten aller Intriguen auf die Spur. Als Cardinal war er nämlich, unter dem Pontificat Clemens XIV., zum Mitgliede der wegen der Angelegenheiten der Jesuiten niedergesetzten Congregation ernannt worden. Nun aber hatte die spanische Regierung, gleich nach der Verbannung der Jesuiten, dieses ihr Verfahren wenigstens bei dem päpstlichen Stuhle einigermaßen zu rechtfertigen für schicklich gefunden, und daher als Beweisstücke der Nothwendigkeit dieser Verbannung sehr viele von den vorgeblich bei den Jesuiten gefundenen Papieren nach Rom geschickt. Bei diesen Papieren fanden sich nun Briefe angesehener spanischer Jesuiten an andre des verruchtesten Inhalts, u. A. darüber, daß der König ein vom Cardinal Alberoni in verbotener Liebe erzeugter Prinz, somit zum Thron nicht berechtigt sei u. s. w. Es war begreiflich, daß diese Briefe den König ebenso sehr aufbringen als zur Verbannungsursache bestimmen mußten. Allein es fand sich aber auch, daß diese Briefe falsch, untergeschoben waren, indem man die Handschrift mit echten Handschriften des angeblichen Schreibers verglich u. s. w. Es war nun klar, von welcher Seite jenes wenige Augenblicke vor der Beschlagnahme ins Collegium gebrachte Packet gekommen. — Die Vertreibung der Jesuiten und mehre andre Gegenstände hatten den Papst Clemens XIII. (Rezzonico) mit Portugal und den eben durch den Familienpact geeinten bourbonischen Höfen in große Streitigkeiten gebracht. Rezzonico starb, ohne nachgegeben zu haben. Nie war eine Papstwahl wichtiger, es handelte sich darum, ob die Jesuitenpartei oder die entgegengesetzte siegen solle. Cardinal Ganganelli hatte beim Leben des vorigen Papstes schon erklärt, wie er für räthlicher halte, die freilich unschuldigen Jesuiten zu opfern, als mit den Königen in fortwährendem Streit zu bleiben. Darum unterstützte ihn die bourbonische Partei bei der Wahl. Da er nun zugleich im Conclave die Jesuitenfreunde dadurch für sich gewann, daß er versicherte, daß der neue Papst ebenso wenig an die Aufhebung dieses Ordens denken dürfe als an die Niederreißung von St.-Peter, so ward er gewählt. Wirklich sagte der neue Papst auch in seinem nach der Erhebung auf den päpstlichen Thron an die Höfe von Versailles, Madrid und Neapel erlassenen Schreiben: er könne einen Orden weder tadeln noch aufheben, welchen 19 ihm vorhergegangene Päpste auf das Feierlichste bestätigt hatten; man sei dieses um so weniger von ihm zu fodern berechtigt, da derselbe sogar von einer allgemeinen Kirchenversammlung (Trient) bestätigt worden, von einem Concilium also, dessen Aussprüchen nach den eignen Grundsätzen der gallicanischen Kirche selbst der Papst sich unterwerfen müsse, und daher die dort gefaßten Beschlüsse außer Wirkung zu setzen durchaus nicht befugt sei; er wolle aber, wenn man es verlange, ein neues Concilium ausschreiben, auf welchem die Jesuiten gehört und alle sie betreffende Fragen aufs neue untersucht und entschieden werden sollten; er sei den Jesuiten, wie jedem andern geistlichen Orden gleichen Schutz, gleiche Gerechtigkeit schuldig; überdies haben ihm noch alle Fürsten Deutschlands und die Könige von Preußen und Sardinien zu Gunsten der Jesuiten geschrieben, und es sei ihm daher unmöglich, dem Willen einiger Cabinete, welche die Auflösung der Gesellschaft wünschten, nachzugeben, ohne sich dadurch das Mißfallen so vieler andern Monarchen zuzuziehen. Indessen, wie sich auch Ganganelli wenden mochte, nicht brachte es ihm Gewinn. Um ein Concilium, wo die offenbaren Verleumdungen untersucht wurden, war es natürlicherweise den anklagenden Höfen nicht zu

thun. Sie kamen schneller zum Ziele, indem sie dem Papst mit Bekanntmachung seiner vor der Gelangung zum Pontificat geschriebenen Briefe, worin er den Höfen, falls sie ihm zur Erlangung der päpstl. Würde behülflich sein wollten, die Aufhebung des Ordens zugesagt, drohten. Schwierig war aber die Aufhebung, da erst soeben noch Clemens XIII., unter Beifall des ganzen Cardinalcollegiums, durch die Bulle Apostolicum den Orden feierlich bestätigt hatte, und die sofortige Aufhebung dieser Bulle ein Scandal ohne gleichen gewesen wäre, zu dem die Cardinäle nie eingewilligt haben würden. Es blieb daher nichts übrig, als die Form eines Breves, eines Rescripts, das die Päpste ohne Berathung mit dem Cardinalcollegium zu erlassen befugt sind, zu wählen. Dieses Breve ward 1773 erlassen. Gründe der Aufhebung wurden darin nicht angeführt, außer daß die Päpste ja auch mehre andre Orden aufgehoben und das Concilium von Trient eigentlich keine förmliche Bestätigung des Ordens ausspreche. Vier Wochen, nachdem dieser päpstl. Justizmord geschehen war, setzte Ganganelli eine Commission nieder, welche die gegen die Jesuiten erhobenen Beschuldigungen und Anklagen untersuchen sollte! — Johannes v. Müller sagte von dieser Aufhebung: „Weisen Männern ward bald bemerklich, daß eine gemeinschaftliche Vormauer aller Autoritäten gefallen war". — Preußen erkannte die Aufhebung nicht an, sondern behielt die Jesuiten als eine nützliche Gesellschaft in Schlesien, bis endlich die Jesuiten, aus Gehorsam gegen den Papst, selbst nicht aufhörten, den König um Vollziehung der Aufhebung zu bitten. Auch in Rußland blieb der Orden bestehen, weil Katharina sich von seiner Nützlichkeit überzeugte und die Regierung von den Päpsten Pius VI. und VII. deßhalb verschiedene Indulte für den Orden erlangte. — Clemens XIV. starb 1774, seine Krankheit wie sein Tod waren von sonderbaren Symptomen begleitet, und man hatte daher sogleich die Menschenliebe, den Jesuiten die Schuld davon zuzuschreiben. Die Umgebungen und Ärzte des Papstes widerlegten aber diese neue Verleumdung, und Le Bret lieferte in seinem „Magazin der Staaten- und Kirchengeschichte" so genaue und die Jesuiten vollkommen rechtfertigende Nachrichten, daß jene Verleumdung nicht zu Meinung werden konnte. — Die Aufhebung der Jesuiten hatte große Folgen; sie öffnete in den mehrsten katholischen Ländern eine Lücke im öffentlichen Unterrichte, die nicht sobald ausgefüllt werden konnte. Häufig verlor die Jugenderziehung jene beständige Richtung auf das Religiöse, die den Jesuitenunterricht so sehr auszeichnete, in Frankreich wenigstens hat das Geschlecht, das, nach Aufhebung der Jesuiten erzogen, in der Revolution wirkte, bewiesen, wie wichtig ein mit Religion verbundener Unterricht sei. — Weder in den Archiven noch in den Cassen der Jesuiten fand sich das Gehoffte, und wenn Manche glaubten, daß die Gelder geflüchtet, so hat man davon doch nach beinahe 50 Jahren nichts weiter erfahren, wol aber die Exjesuiten als redliche Pfarrer arm sterben gesehen. Je weltumfassender man sich die Zwecke dieses Ordens gedacht hatte, desto weniger konnte man glauben, daß eine Gesellschaft, nachdem sie aufgehoben, nun auch wirklich aufhöre. Bald glaubte man, daß sie sich in die Maurerei eingedrungen habe, um von dieser Seite die Welt zu bearbeiten. Bald war jeder Protestant, der mit einem Katholiken freundlich verkehrte, ein heimlicher Jesuit, und in Berlin bildete sich ein ordentliches System der Jesuitenriecherei aus. Da nach Aufhebung der Jesuiten Diejenigen, welche ihnen die Lehre des Königsmords vorwarfen, selbst den Königsmord ausübten und die positive Religion zu zerstören suchten, so erwachte bei manchen Fürsten eine wehmüthige Sehnsucht nach dem Jesuitenorden, und der 1801 für Weißrußland und Litthauen, 1804 für Sicilien hergestellte Orden ward 1814 vom Papste ganz repristinirt. Es hat sich nun ein großer Streit erhoben, ob diese Repristination die Wiederkehr eines guten oder eines bösen Princips andeute. Über die Leerheit der Besorgnisse, daß die neuen Jesuiten Königsmörder, laxe Moralisten erziehen werden, zu reden, thut nicht Noth. Eigentlich

möchte die große Frage, ob die Jesuiten in den katholischen Landen herzustellen, kaum allgemein beantwortet werden können. In den südlichen Ländern Europas scheinen sie, eine große noch vorhandene Lücke ausfüllend, sehr nützlich werden zu können. Zur Aufnahme in Deutschland möchten sie aber kaum irgend eine Hoffnung haben. Es ist eine solche Masse von Kenntnissen in der Nation verbreitet, ihr öffentlicher Unterricht ist so gründlich und die Anstalten des Unterrichts so gut eingerichtet, daß Jesuitenschulen wenigstens nicht als Bedürfniß erscheinen. Auch hat der gesunde Sinn des Volks gar bald wieder zur Heiligachtung der Religion geführt, und es gibt hier keine materielle Philosophie zu bekämpfen. Auch möchten an das Vielregieren gewohnte Regierungen schwerlich einen Orden einbürgern, der ein allgemein feststehendes Unterrichtssystem hat, welches sich somit auf moderne Erziehungsplane nicht einlassen kann. Bei den Gebildeten dürfte aber ein Orden sobald nicht beliebt werden, der — zu geschweigen vieler ungerechten Vorurtheile, mit denen er noch immer zu kämpfen hat — in der neuesten Zeit mit dem Servilismus in Spanien aus- und eingezogen ist. — Eine der neuesten Schutzschriften für den Orden ist die eines protestantischen Engländers, R. C. Dallas, „Über den Orden der Jesuiten", übers. und erläutert von dem Verf. des Werks: „Über den Geist und die Folgen der Reformation u. s. w." (Düsseldorf 1820).

B. e. Kath.

Jesus Christus ist ein Name, der an das Größte und Vortrefflichste erinnert, was je auf Erden erschienen ist. Geheimnisse und Wunder umgeben seinen Eintritt in das irdische Leben wie seinen Austritt aus demselben. Was mitten inne liegt aber, das Leben Jesu selbst, gehört ganz der Menschheit an. Um das J. Roms 750 *), unter der Regierung des Augustus, ward Jesus zu Bethlehem in Judäa, von Marien, einer Erbtochter des verarmten davidischen Geschlechts, die einem Zimmermann, Joseph aus Nazareth in Galiläa, verlobt war, geboren. Seine ersten Lebensjahre sind durch die Flucht nach Ägypten, wohin die Sorgfalt Josephs ihn vor den Gewaltthätigkeiten des alten Königs Herodes rettete, merkwürdig. Sonst verstrich seine Jugend im Hause seiner unbemittelten, frommen Ältern zu Nazareth, wohin sie nach Herodis Tode zurückgekehrt waren, ohne außerordentliche Begegnisse. Die Mutter scheint ihm Freiheit zu seiner Entwickelung gegönnt und sein offenes Gemüth frühzeitig durch die heilige Schrift genährt, Joseph dagegen ihm Beschäftigung bei seinem Handwerke gegeben zu haben. Eine Scene, die Lucas (Cap. 2) erzählt, zeigt von hervorstechenden Anlagen und tiefem religiösen Sinne des zwölfjährigen Knaben. Doch vergeblich bemühen wir uns, das Räthsel seiner Bildung nach Art der Psychologen zu lösen. Im 30. J. seines Alters tritt er, um Prophet und Lehrer seines Volks zu werden, als vollendeter Mensch zu einem öffentlichen Leben in Galiläa auf, und weder die beschränkten Essäer noch andre Obere irgend eines geheimen Ordens wären im Stande gewesen, einen Mann wie diesen heranzuziehen und zum gehorsamen Werkzeuge ihrer Privatzwecke zu machen. Frei von Vorurtheilen, im Lichte der ewigen Wahrheit selbst, die er verkündete, erhaben über jeden Eigennutz und jede Leidenschaft, in der Kraft einer Tugend, von der sein Zeitalter keine Vorstellung hatte, ohne Rathgeber und Führer, selbst ein Herr über alle Seelen, die sich ihm nahen, steht er da, einzig in seiner Art und unübertroffen; und wenn schon das Genie in der Kunst und Wissenschaft sich nur von oben herleiten läßt, und das Geheimniß seiner Entwickelung dem geübtesten Auge entzieht: so können wir uns um so eher mit der Rechenschaft begnügen, die Jesus selbst von seiner geistigen Ausstattung, Thatkraft und Lehre gibt, daß sie von Gott sei. Übrigens ist er an Sitte und Lebensweise ganz

*) Bischof Münter hat einen neuen Versuch zu der Bestimmung des wahren Geburtsjahres Jesu nach astronomischen Daten angestellt.

ein Jude, er ehrt den Sabbath, beobachtet die Gebräuche und unterwirft sich der Obrigkeit. Nur dadurch zeichnet er sich aus, daß er weiser, besser und liebevoller ist als alle Andre. Seine Wunder, durch die er allerdings die Menge auf seine höhere Sendung aufmerksam machen will, sind Wohlthaten an Hülfsbedürftige; aus Prahlerei oder zur Befriedigung der abergläubigen Neugier thut er keins. Denn immer verfolgt er nur den Einen Zweck, sein Volk aus dem Elende der Unwissenheit und des Lasters zu retten und das Evangelium von der Erbarmung Gottes gegen das Menschengeschlecht zum Trost für alle Zeiten und Völker zu verkündigen. In dieser Absicht zieht er durch alle Gegenden seines Vaterlandes, benutzt jeden Anlaß, seine eindringlichen, durch belebende Gleichnisse anschaulichen Belehrungen daran zu knüpfen und dem Elende abzuhelfen. Niemand geht von ihm, ohne etwas Gutes gelernt oder erfahren zu haben. Zu jedem Feste findet er sich regelmäßig zu Jerusalem ein, in dessen Nähe er bei frommen Familien das Glück der Freundschaft genießt; am längsten verweilt er aber auf seinen Reisen zu Kapernaum in Galiläa, denn Nazareth achtete ihn nicht. Überhaupt wendet er sich zunächst an die Armen und Geringen im Volke, deren unbefangener Wahrheitssinn ihm am ersten Glauben schenkt; auch seine zwölf Jünger wählt er aus dieser Classe, und kein Großer und Reicher war in dem Gefolge von Anhängern und Freunden, das ihn überall begleitete. Denn von Seiten der Vornehmen, besonders der hohen Priesterschaft, drohete ihm Verderben. Sie konnten nicht ohne Besorgniß sehen, wie er die alten Vorurtheile und Mißbräuche bestritt, auf die sie ihr Ansehen gründeten; und je mehr seine Lehren und Thaten das Volk in dem Glauben befestigten, er sei der verheißene Messias, von dem man ebenso sehr eine politische als moralische Wiedergeburt der jüdischen Nation erwartete, desto ernstlicher wurden auch die Verfolgungen der mächtigen Partei, die der gefürchteten neuen Ordnung der Dinge nur durch den Sturz des Wahrheitslehrers vorbeugen zu können meinte. Aber unstreitig wurde er von seinen Gegnern mißverstanden. Politische Größe und Oberherrschaft war nicht sein Ziel, ja er entzog sich mehr als einmal dem Zujauchzen der Menge, die ihm die Königswürde zusprach. Wenn er bei seinem letzten Einzuge in Jerusalem die Huldigungen der Volksgunst nicht zurückwies, so machte er doch auch nicht die geringste Anstalt, sie für ehrgeizige Zwecke zu benutzen, und jenes Austreiben der Taubenverkäufer und Wechsler aus dem Tempelhofe war eine Handlung der geistlichen Polizei, die sich der geachtetste aller Propheten wol erlauben durfte. Anmaßung kann man ihm daher nicht Schuld geben, aber verwegen würde man ihn nennen müssen, daß er Jerusalem nicht vermied, wenn die Anschläge seiner Feinde nicht dies Mal in dem Verhältnisse einer unwillkürlichen Übereinstimmung mit dem Rathschlusse Gottes gestanden hätten. Wie jeder Schritt seines Lebens, so war auch diese letzte Festreise nach Jerusalem, und was damit zusammenhing, nur die Ausführung des großen Plans, den er auf den Wink seines himmlischen Vaters verfolgte, und seine ausdrücklichen Erklärungen lassen, wie der Vorgang seiner Verhaftung, keinen Zweifel übrig, daß er sein Schicksal vorausgesehen, mit weiser Überlegung vorbereitet, und zur rechten Stunde freiwillig, obwol nicht ohne schmerzliches Vorgefühl seiner Leiden und schweren Kampf mit sich selbst, übernommen hat. Der Verrath eines seiner Jünger, des Ischarioten Judas, lieferte ihn, nachdem er drei Jahre lang zum Segen der Welt gewirkt hatte, in der Nacht vor dem Rüsttage zum Osterfeste, in die Gewalt seiner Feinde. Erkaufte, in ihren Aussagen nicht einmal übereinstimmende Ankläger traten in dem Verhör, das der Hohepriester im Beisein des hohen Raths sogleich mit ihm hielt, wider ihn auf, und hier erklärte er, was er sonst zwar nicht geradezu behauptet, doch auch nicht abgeleugnet hatte, unumwunden, er sei Christus (der Gesalbte, Messias), der Sohn Gottes. Übrigens kann man ihn keiner Sünde zeihen, und sein Leben ist auch in den Augen seiner Feinde ohne Flecken. Was aber in seinem Munde hier nur Wahrheit und innige

Überzeugung sein konnte, nannten seine Richter Gotteslästerung und verdammten ihn zum Tode. Sie übergaben ihn am frühen Morgen, zur Bestätigung ihres Urtheils, als einen Empörer und Lästerer, dem römischen Statthalter Pilatus, der, obgleich er keine Schuld an ihm findet, ihrem Andringen und dem Geschrei der aufgehetzten Menge endlich nachgibt und Jesum ohne Verzug zur Kreuzigung abführen läßt. Diese schmachvolle und schmerzliche Todesstrafe endete sonst das Leben nicht schnell; der ohnehin zarte, von den Anstrengungen der vergangenen Tage und durch die, seit seiner Verhaftung erduldeten Mißhandlungen erschöpfte Körper Jesu unterlag aber bald. Seine letzten Worte am Kreuze zeigen, daß ihn sein reiner, göttlicher Sinn auch bis zum Tode nicht verließ. Er starb im 34. J. seines Lebens, um die dritte Nachmittagsstunde des Rüsttags, des 15. im Monat Nisan. Unverwerfliche Zeugen bestätigen die Gewißheit seines Todes. Zwei ihm in der Stille ergebene Männer vom hohen Rathe sorgen für seine Bestattung, und nachdem er ungefähr 36 Stunden in der Gruft gelegen, steht er, wie er selbst vorher gesagt, am dritten Tage, den 17. Nisan früh, neubelebt vom Tode auf. Nun sammeln sich die, durch seine Hinrichtung erschreckten und eingeschüchterten Jünger wieder. Jesus erscheint ihnen, den 70 Jüngern, welche er schon früher als bewährte Anhänger zur Verbreitung seines Evangeliums unter den Juden ausgesendet hatte, und einmal auch einer größern Menge seiner Gläubigen, um sie durch nähere Belehrungen und bestimmte Anordnungen (z. B. der Taufe, zur Ausbreitung seiner Religion unter alle Völker und zur Gründung der Gemeinde, die durch den Glauben an ihn beseligt wird) auszurüsten, und nach 40 Tagen dieses, sie wunderbar belebenden Umgangs scheidet er von ihnen, und wird weiter nicht mehr auf Erden gesehen. Er konnte, nach ihrem und unserm Glauben, nur zu Gott, von dem er ausgegangen war, zurückgekehrt sein. Man mag, welcher Religion man will, angehören, immer wird man sich bei der Betrachtung des Lebens Jesu genöthigt fühlen, jenem heidnischen Krieger Recht zu geben, der unter seinem Kreuze ausrief: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn und ein frommer Mensch!“ Die Angriffe der Gegner seiner Religion und die kritischen Bemühungen der Schwergläubigen, die ihren Scharfsinn und Zweifelmuth wie nirgend anders an den Thatsachen seiner Geschichte geübt haben, konnten nur dazu dienen, ihre Wahrheit und Glaubwürdigkeit in ein desto helleres Licht zu setzen. Der geistreiche aber unsittliche Muthwille, mit dem die franz. Schöngeister im Zeitalter Voltaire's den Himmlischen, den sie nicht verstanden, in das Gewebe leichtsinniger Scherze herabzuziehen wagten, erregt nur noch Bedauern und Unwillen, und selbst jene beschränkte Denkart einiger tonangebenden Philosophen und sogenannten Aufklärer in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die von jeder Größe gar zu gern etwas abhandeln und das Ungemeine gemein machen möchten, hat höhern Ansichten weichen müssen. Die Romane, die Venturini u. A. neuerdings aus dem Leben Jesu machen wollten, sind, gelind beurtheilt, nur mißlungene Versuche, und der Streit, der mit Wahrheitsliebe und Scharfsinn noch jetzt über die Wunder Jesu geführt wird, kann seiner Würde nichts nehmen, da unsere Zeit in seiner Lehre und in der sittlichen Größe seines Geistes tiefere Gründe findet, ihn als den Sohn Gottes anzuerkennen. Seine Verehrer haben daher nicht Ursache zu fürchten, daß er je vergessen werden könne. Die gebildetsten Völker der Erde kennen kein größeres Glück, als ihm anzugehören; unter allen Himmelsstrichen weiht man ihm die heißesten Gefühle der Andacht, spricht mit Dank und Begeisterung von seinem unendlichen Verdienste um das Menschengeschlecht, und da seine Religion das Eigne hat, daß während der Unwissendste und Niedrigste im Volke sich ihrer Segnungen trösten darf, auch der Gebildetste und Vornehmste nicht mehr werden kann als ein Christ: so steht zu hoffen, sie werde eher als jede andre zur Herrschaft über die gesammte Menschheit fortschreiten. E.

Jesus Sirach, s. Sirach.

Jeux floraux, Blumenspiele, ein Fest, welches in Toulouse jährlich gefeiert wird. Schon in dem Zeitalter der Troubadours besaß Toulouse eine literarische Anstalt u. d. Namen: Collège du gai savoir, oder de la gaie science (Collegium der fröhlichen Wissenschaft, wie man die Dichtkunst nannte). Es wurde noch vor 1323 gestiftet. Sieben Troubadours unter einem Kanzler bildeten dies Collegium, welches Doctoren und Baccalaureen ernannte, und lehrten die Gesetze der Liebe (lois d'amors, auch fleurs du gai savoir genannt) in ihrem Palast und dem Garten dieses Palastes. 1323 erließen sie einen Brief in Versen an alle Dichter der Sprache von Oc, und luden sie zum 3. Mai 1324 zu einem Liederfeste ein, dem Verfasser des besten Gedichts ein Veilchen aus feinem Golde verheißend. Der berühmte Troubadour Arnaud Vidal gewann damals diesen Preis. Die Capitoule (Magistrate) der Stadt aber, die ebenfalls eingeladen worden, erboten sich, um ein Fest aufzumuntern, das zur Verherrlichung von Toulouse gereichte, künftig das goldene Veilchen zu liefern. Um den Glanz des jährlichen Festes zu erhöhen, fügte man dem goldenen Veilchen noch zwei andre Preise zu, eine wilde Rose (Eglantine) und eine Ringelblume (Souci), beide aus Silber. Ähnliche Stiftungen entstanden in der Folge zu Barcelona unter König Johann und zu Tortosa unter König Martin; dagegen gerieth jene ursprüngliche Stiftung zu Toulouse, wegen der ungünstigen Zeitumstände, in Verfall und war nach Verlauf eines Jahrh. dem Untergange nahe, als **Clemence Isaure** (s. d.) es durch ihre reichliche Stiftung neu belebte. Sie bestätigte durch ihr Testament die beträchtliche Schenkung für die Feier dieses poetischen Festes, welches nun unter dem Namen: Jeux floraux, fortgesetzt wurde. Eine Messe, eine Predigt und Almosen eröffneten nun stets die Feierlichkeit. Vor der Preisvertheilung wurde Clemence's Grab mit Rosen bestreut. Reichere Blumen befeuerten den Wetteifer der Sänger. Fünf Preise wurden festgesetzt: ein Tausendschön (Amaranthe) von Gold, 400 Livres werth, für die schönste Ode; ein Veilchen von Silber, 250 Livres werth, für einen Aufsatz in Prosa, dessen Lesung wenigstens eine Viertel- und höchstens eine halbe Stunde währt; eine silberne Ringelblume, 200 Livres werth, für eine Ekloge, eine Elegie oder eine Idylle; eine silberne Lilie endlich, 60 Livres werth, für das schönste Sonett zu Ehren der heil. Jungfrau oder die beste Hymne auf dieselbe. Statt der Doctoren gibt es nun Meister der Blumenspiele und 40 Mainteneurs oder Richter. 1694 ward das Collegium der Blumenspiele förmlich zu einer Akademie erhoben. Das Amt des Kanzlers und andre Unterschiede des Ranges wurden 1773 abgeschafft. Die Siegel führt der beständige Secretair, und den Vorsitz ein Mitglied, unter dem Titel Moderateur. Dieser wechselt alle drei Monate nach dem Loose. Nach einer 15jährigen Unterbrechung, von 1790—1806, versammelten sich in letzterm Jahre die Mainteneurs zum ersten Male wieder in Toulouse, und die Akademie trat nun aufs neue in Thätigkeit und vertheilte nach altem Gebrauch die von Clemence Isaure gestifteten Blumenpreise. Seitdem ist das Fest, an das sich die Erinnerung einer schönen Dichterzeit knüpft, jährlich wieder gefeiert worden, und der für die franz. Poesie zu früh verstorbene liebliche Dichter Millevoye erwarb sich hier manche unverwelkliche Blume. Die Akademie versammelt sich auf dem Rathhause in Toulouse, welches Capitolium genannt wird. Pritevie-Pritavi hat eine vollständige Geschichte dieser Akademie herausgegeben.

Joachim I. und II. s. **Brandenburg**.

Joachim Murat, s. **Murat** (Joachim).

Joachimsthaler. Als man 1516 zu Joachimsthal in Böhmen ein ergiebiges Silberbergwerk entdeckte (welches von 1586—1600 gegen 305,790 Mark Silbers geliefert haben soll), ließen die Besitzer desselben, die Grafen Schlick, 1517 eine große Anzahl zwei Loth schwerer Silberstücke schlagen, welche daher

Joachimsthaler, oder von jener Familie Schlickenthaler genannt wurden. Ihr Werth ist 1 Thlr. 13 Gr. In der Folge soll aus jenem Namen die verkürzte Benennung Thaler entstanden sein.

Joch, eine Reihe eingerammter, oberwärts mit horizontal liegenden Balken verbundener Pfähle. Jochspannung ist ein Theil des Brückenbodens bei einer hölzernen Brücke zwischen zwei Reihen Jochpfählen oder zwei Böcken, und besteht aus Streben, um die Tracht der Brückenbalken zu unterstützen.

Jochbrücke, beim Brückenbau, ein Reihe eingerammter Pfähle, die oben mit horizontal liegenden Balken verbunden werden, welches Lager von einem Joche zum andern eine Bohlenüberdeckung erhält.

Jöcher (Christian Gottlieb), als fleißiger Literator berühmt, geb. 1694 zu Leipzig, studirte daselbst seit 1712 Medicin und Theol., und hielt von 1714 an als Magister philosoph. Vorlesungen, in welchen er sich als Anhänger der Leibnitz-Wolf'schen Philosophie zeigte. 1732 ward er Prof. der Geschichte, 1735 Doctor der Philosophie, 1742 Universitätsbibliothekar, und starb daselbst 1758. Sein „Allgemeines Gelehrtenlexikon" (Lpzg. 1750 fg., 4 Bde., 4.) behauptet sich noch jetzt als ein brauchbares und reichhaltiges Repertorium. Adelung hat dies Werk (Leipzig 1784), durch 2 Bde., 4., bis zum Buchstaben J ergänzt, und jetzt wird dasselbe vom Prediger Rotermund in Bremen fortgesetzt, der es bis Ri geführt hat.

Johann von Leiden, s. Taufgesinnte.

Johann von Schwaben, s. Johannes Parricida.

Johann der Beständige, s. Sachsen.

Johann Friedrich der Großmüthige, s. Sachsen.

Johann Georg I., II., III., IV., s. Sachsen.

Johann ohne Land, König von England, 4. Sohn Heinrichs II., entriß 1199 seinem Neffen, Artus von Bretagne, die Krone. Als Letzterer drei Jahre später seinen Oheim wiederum vom Throne stoßen wollte, ward er gefangen, in den Thurm von Rouen gesperrt und, wie man sagt, von Johann mit eigner Hand erstochen. Ganz Europa klagte den König Johann dieses Mords an, und Constantia, die Mutter des unglücklichen Prinzen, flehte bei Philipp August, König von Frankreich, um Gerechtigkeit für diese schwarze That, die nicht allein in seinem Lande, sondern auch an einem seiner Vasallen verübt worden war. Da der Beklagte, der, als Vasall von Frankreich, vor das Gericht der Pairs geladen war, das Erscheinen verweigert hatte, wurde er zum Tode verurtheilt und seine ganze in Frankreich gelegene Habe zum Vortheile des Königs eingezogen. Auch machte es sich Philipp bald zur Pflicht, von dem Verbrechen seines Vasallen den gehörigen Nutzen zu ziehen. Johann, in Weichlichkeit und Wollust versunken, ließ sich die Normandie, Guienne und Poitou entreißen und begab sich nach England, wo er verachtet und verhaßt war. Seine Trägheit ging so weit, daß er, als man ihm von den Fortschritten des Königs von Frankreich Nachricht gegeben hatte, kaltblütig zur Antwort gab: „Laßt ihn nur machen. In einem einzigen Tage werde ich mehr wieder erobern als er mir in einem ganzen Feldzuge entrissen haben wird". Von Jedermann verlassen, glaubte er, die Herzen seiner Unterthanen wieder zu gewinnen, wenn er zwei Acten unterzeichnete, welche die Freiheit Englands begründeten, aber auch zugleich die Quelle aller Bürgerkriege daselbst wurden. Die erste Acte wurde die große Charte (Magna Charta) und die zweite die Charte der Wälder benannt. — Um das Maß seines Unglücks voll zu machen, entzweiten ihn (1212) die Auflagen, welche er der Geistlichkeit seines Reichs auferlegte, und die Härte, mit welcher er sie eintreiben ließ, mit dem Papste Innocenz III. Dieser that daher England in den Bann und verbot den Unterthanen, ihrem Könige zu gehorchen. Aus dieser Lage konnte er sich nur dadurch reißen, daß er sich und sein Reich dem heiligen Stuhle unterwarf. Aber diese Unterwerfung wurde die Ursache eines Auf-

ruhrs, in welchem Johann von seinen Unterthanen zu verschiedenen Malen geschlagen wurde. Nachdem auch der König Philipp August 1214 die Schlacht bei Bouvines gewonnen hatte, empörte sich der ganze Adel Englands gegen Johann, und zwang ihn, die Magna Charta 1215 noch bündiger zu machen. Doch blieben die Barone des Reichs dabei nicht stehen, sondern riefen Ludwig, den Sohn Philipp Augusts, nach England und krönten ihn am 20. Mai 1216 zu London zum Könige, der jedoch schon im folgenden J. zu Gunsten Heinrichs III., Johanns 9jähr. Sohns, dem Throne entsagte. Johann mußte von Stadt zu Stadt, von Land zu Land flüchtig herumirren und starb vor Kummer am 16. Oct. 1216. Die Regierung dieses Königs macht Epoche in der Geschichte Englands. Die Magna Charta veränderte die Regierungsform. Die Barone des Reichs befestigten, indem sie das Interesse des Volks mit dem ihrigen vereinigten, ihre Macht und schwächten dadurch das Ansehen der Regenten selbst, die fortan nichts weiter als die ersten Magistratspersonen eines freien Volks waren.

Johann (Baptist Joseph), Erzherzog von Östreich, 6. Sohn Kaiser Leopolds II und der Infantin Marie Louise, Karls III, Königs von Spanien, Tochter, geb am 20. Jan. 1782, Generaldirector des Genie und der Artillerie. Die Ausbildung seines Geistes verdankt dieser treffliche Fürst mehr sich selbst als seinen Lehrern. Früh erwachte seine Neigung für die Kriegskunst, auf welche, wie auf die Geschichte, er seine Studien richtete. Vergebens hatte er gewünscht, 1797 und 1799 den Krieg unter seinem sieggekrönten Bruder Karl zu erlernen. Nachdem dieser sich 1800 vom Heere zurückgezogen und Kray mehre Unfälle erlitten hatte, empfing der Erzherzog Johann den Oberbefehl, und zwar eines geschlagenen Heers. Das erste Vorrücken war glücklich, aber am 3. Dec. 1800 entschied die Schlacht von Hohenlinden den Krieg. Eine Reihe von Verwirrungen kostete den Östreichern fast ihre ganze Artillerie und bei 40,000 M.; eine zweite Schlacht bei Salzburg konnte den Sieger Moreau nicht aufhalten. Der Erzherzog zeigte an diesen Unglückstagen persönlichen Muth, und bot Alles auf, den Geist der Truppen neu zu beleben. Nach dem luneviller Frieden ward er zum Generaldirector des Fortifications- und Geniecorps, und zum Director der durch ihn zur schönsten Blüthe erhobenen Ingenieurakademie zu Wien und Cadettenakademie in Wienerisch-Neustadt ernannt. Schon im Sept. 1800 hatte er Tirol bereist, er besuchte es seitdem jährlich und entwarf Plane für die dortige Volksbewaffnung, für die Vertheidigung der festen Plätze, für die Anlegung eines Hauptwaffenplatzes bei Brixen. Als im Sept. 1805 der Krieg seinem Ausbruch nahe war, eilte der Erzherzog mit dem Auftrage nach Tirol, dort und in Vorarlberg die Militairorganisation in schnellen Vollzug zu bringen. Darauf befehligte er die Heerabtheilung in Tirol, welche die Baiern beim Passe Strub schlug und die Scharnitz heldenmüthig, wiewol vergebens, vertheidigte. Als Bonaparte auf Wien marschirte, faßte der Erzherzog den genialen Entschluß, über Salzburg sich auf die feindlichen Verbindungen zu werfen. Der Unfall der Brigade Szenassy hinderte ihn daran. Er vereinigte sich daher in Kärnthen mit dem Erzherzog Karl, dessen Absicht, Wien und die Monarchie zu retten, die Schlacht von Austerlitz und der darauf folgende Friede vereitelten. Der Erzherzog hatte Tirol zu dem Gegenstande seiner Studien und Sammlungen gemacht. Er bestimmte diese der Universität Insbruck, die ihn zu ihrem beständigen Rector gewählt hatte. Nach dem Verlust Tirols wendete er seine Aufmerksamkeit auf die norischen Alpen, auf die Alpen von Salzburg, Steiermark und Kärnthen. Schon damals faßte er den Vorsatz zu Gründung des Johanneums in Grätz, den er 1811 verwirklichte. Seine Reisen galten jetzt dieser Alpenkette. Von ihm unterstützt, durchzogen Naturforscher, Antiquare, Zeichner und Maler das Land, dessen Gemälde in geschichtlicher, ethnographischer, staats- und landwirthschaftlicher Hinsicht möglichst vollkommen ans Licht treten sollte. Als bald nach dem

tilsiter Frieden Östreichs neue Rüstungen begannen, arbeitete der Erzherzog an einem System des Angriffs und der Vertheidigung für Salzburg und Inneröstreich. Unter seinem Vorsitz wurden die großen Maßregeln der Reserven und der Landwehr beschlossen und ausgeführt. Er leitete durch Hormayr die Vorbereitungen zu dem ruhmvollen tiroler Aufstande. Beim Kriegsausbruch 1809 befehligte er das nach Italien und Tirol bestimmte Heer von Inneröstreich. Er siegte bei Venzone, Pordenone, schlug bei Sacile den Vicekönig Eugen und war bis an die Etsch vorgedrungen, als der Unfall bei Regensburg ihn zum Rückzug nöthigte. An der Piave kam es abermals zu einer Schlacht, deren Ausgang zwar ungünstig, doch ohne große Folgen war. Das Treffen bei Tarvis entschied den weitern Rückzug. Jellachich's Fehler vereitelten den Plan des Erzherzogs, die ihm entgegenstehenden Feinde einzeln zu schlagen, die verlorene Verbindung mit Tirol zu eröffnen, Inneröstreich zu befreien und durch einen Marsch gegen Wien Napoleons Macht zu theilen. Am 14. Juni verlor der Erzherzog die Schlacht bei Raab gegen den Vicekönig, durch die Schuld der ungarischen Insurrection. Er zog sich nach Komorn und Presburg. Bei der Schlacht von Wagram hatte er Befehl, sich mit dem äußersten linken Flügel des Erzherzog Karls zu vereinigen, auch sich demselben bereits genähert. Hätte die Vereinigung stattgefunden, so dürfte diese große und entscheidende Schlacht wahrscheinlich eine andre Wendung genommen haben. Nach dem Frieden widmete er sich ganz seinem Beruf als General-Geniedirector und Vorsteher der beiden Akademien, wie auch der Gründung des erwähnten Nationalmuseums, welches seinen Namen trägt. Er besuchte später Italien, wo er in Mailand, als Stellvertreter des Kaisers, die Huldigung annahm, und die Schweiz. Dann befehligte er die Belagerung von Hüningen, 1815, erzwang die Übergabe und ordnete die Zerstörung dieser gefährlichen Festung an. Darauf ging er nach Paris, besuchte England und kehrte 1816 über die Niederlande nach Wien zurück.

Johann Sobieski, oder **Johann III.**, König von Polen, einer der größten Krieger des 17. Jahrh., geb. 1629. Sein Vater, Jakob S., durch Tugend und kriegerischen Muth gleich achtungswürdig, war sorgfältig darauf bedacht, diese Eigenschaften auch auf seine beiden Söhne, Marcus und Johann, zu übertragen. Soeben kehrten diese von ihren Reisen zurück, als die Polen bei Pilawiecz in die Flucht geschlagen wurden. Dadurch ward ihr Muth erregt. Marcus fiel in einem zweiten Treffen an den Ufern des Bog; aber Johann, glücklicher als sein Bruder, ward zum Obermarschall und Obergeneral des Königreichs ernannt. Voll Muth und Tapferkeit setzte er sich, gleich den gemeinsten Soldaten, den größten Gefahren aus und pflegte Denen, die ihn beschworen, seine Person zu schonen, zu antworten: „Ihr würdet mich verachten, wenn ich Eurem Rathe folgte". So wurde er der Schrecken der Tataren und Kosacken, über welche er unaufhörlich siegte. Am 11. Nov. 1673 gewann er die berühmte Schlacht bei Choczim gegen die Türken, welche daselbst 28,000 M. verloren. Im folg. J. ward er zum König von Polen erwählt. Als 1683 die Türken Wien belagerten, eilte er mit einem polnischen Heere herbei und rettete die Kaiserstadt. Seine Reiterei war glänzend, aber das Fußvolk schlecht equipirt. Um den übeln Zustand des letztern zu verbergen, rieth man ihm, ein Infanterieregiment, welches besonders schlecht gekleidet war, bei Nachtzeit über den Fluß setzen zu lassen, damit der Zustand desselben dem Blicke der Zuschauer entzogen bliebe. Sobieski war andrer Meinung. Als sich das Regiment auf der Brücke befand, sagte er zu den Nebenstehenden: „Seht, sie werden unüberwindlich sein, denn sie haben geschworen, nie eine andre Kleidung als die der Feinde zu tragen! Im letzten Kriege waren sie alle türkisch gekleidet". Bei seiner Ankunft bemächtigte er sich der vortheilhaftesten Posten, erstieg eine Anhöhe, untersuchte, wie sich der Großvezier verschanzt hatte, und sagte zu Denjenigen, die ihn umgaben: „Er hat eine üble Stellung gewählt. Ich kenne ihn: er ist unwissend,

und doch eingenommen von seinen Talenten. Wir werden keine Ehre von diesem Siege haben". Sobieski hatte die Wahrheit gesagt. Am folg. Tage verließen die Türken voll Schrecken ihr Lager, und in demselben auch die geheiligte Fahne Mohammed's, welche der Sieger mit einem Briefe an den Papst sandte, worin die Worte vorkamen: „Ich bin gekommen, ich habe gesehen, und Gott hat gesiegt!" Bei s. Einzuge in Wien an der Spitze s. siegreichen Polen ward er von den Einwohnern mit einem unbeschreiblichen Enthusiasmus empfangen. Sie drängten sich hinzu, um seine Füße zu umschlingen, seine Kleider, sein Pferd zu berühren, und nannten ihn laut ihren Retter und Befreier. Er war davon bis zu Thränen gerührt und rief im Drange des Gefühls aus, daß dies der glücklichste Tag seines Lebens sei. Als er 1693 von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde, hatte er den Kummer, die Zwietracht ausbrechen zu sehen, welche eine Königswahl in Polen gewöhnlich hervorzubringen pflegte. Die Feinde von Außen vereinigten sich mit den Parteien im Innern. Sobieski war nicht mehr im Stande, den Unruhen vorzubeugen, und der Augenblick seines Todes nahte heran, wo er mit dem Leben auch den Thron verlieren sollte. Die Königin wünschte, er möchte sein Testament machen, wagte jedoch nicht es ihm zu sagen, und beauftragte einen Bischof, ihm ihren Wunsch zu erkennen zu geben. Er verweigerte es standhaft und gab als Grund an, daß dies bei einer Nation wie der seinigen, die nur von Parteiwuth beherrscht werde, ohne Wirkung sein würde. So starb er 1696 im 23. J. s. Regierung. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als sich Haß und Neid vereinigten, sein Andenken zu schänden. Einige warfen ihm vor, er habe trotz den Gesetzen, die dem König verbieten, ein Eigenthum zu besitzen, Ländereien angekauft; Andre behaupteten, daß die christliche Ligue, in welche er gegen die Türken getreten wäre, dem Vaterlande mehr als 200,000 Streiter gekostet habe. Wieder Andre versicherten, er habe das Geld zu sehr geliebt und eine zu große Neigung für kostspielige Reisen gehabt. Wahr ist es, niemals war ein Hof unstäter als der seinige. Er und die Königin durchstreiften jedes Jahr Polen von einem Ende zum andern und besuchten ihre Landgüter, wie gewöhnliche Edelleute. Doch ist dieser Fehler, wenn es ja einer genannt werden muß, nicht im Stande, Sobieski's hervorragende Tugenden zu verdunkeln. Er liebte die Wissenschaften, redete mehre Sprachen und verdiente nicht weniger seines sanften Charakters als seiner angenehmen Unterhaltung wegen geliebt zu werden. Seine drei Söhne hinterließen keine männliche Nachkommenschaft. Reich an bezeichnenden Zügen sind die „Lettres du roi de Pologne Jean Sobieski à la reine Marie Casimire, pend. la camp. de Vienne, trad. par le comte Plater, et publ. par N. A. de Salvandy" (Paris 1826).

Johann VI., der letztverstorb. Kaiser und König von Portugal, Brasilien und Algarbien, geb. 13. Mai 1767, wurde bei der Gemüthskrankheit der Königin, s. Mutter, Francisca, als Prinz von Brasilien, Director der Regierung in Portugal 10. Febr. 1792, proclamirt als Souverain im Sept. 1796, und wirklicher Regent 15. Jul. 1799. Er schiffte sich nebst s. Familie 1807 nach Brasilien ein und landete den 6. Jan. 1808 zu Rio-de-Janeiro. Den 16. Dec. 1815 erhob er Brasilien zu einem Königreich und vereinigte s. Staaten zu einer Monarchie. Nach dem Tode s. Mutter, den 20. März 1816, ward er wirklicher König. Er vermählte sich 1790 mit der Infantin Charlotte, Karls IV. von Spanien Tochter. Über s. Sohn und Nachfolger, den Kaiser Peter, s. Brasilien. Seine zweite T. Maria, die Gemahlin des K. Ferdinand VII. von Spanien, starb 1818; eine dritte ist die Gemahlin des Infanten Karl v. Spanien. — Bei der alten Handelsverbindung Portugals mit England war J. nicht im Stande, eine strenge Neutralität gegen Frankreich zu behaupten. Er hatte 1793 der span. Regierung ein kleines Hülfscorps zur Vertheidigung der Pyrenäen überlassen; allein nachdem Spanien mit Frankreich 1795 Frieden, 1796 einen Bund geschlossen, ward Portugal von Beiden feindlich be-

handelt. Johann begab sich deßwegen unter Englands Schutz. Endlich bewog Bonaparte den spanischen Hof zu einem ernstlichen Angriffe auf Portugal, und dieses mußte im Frieden zu Badajoz (6. Jan. 1801) Olivenza an Spanien und ein Stück von Guiana an Frankreich abtreten. Nach dem tilsiter Frieden begnügte sich Napoleon nicht mit den großen Geldopfern, durch welche J. bisher seine Neutralität erkauft, sondern verlangte von ihm, er solle seine Häfen den Engländern schließen, alle Engländer in Portugal verhaften und ihr Eigenthum einziehen. Da der Regent nur die erste Foderung erfüllte (weßhalb eine britische Flotte sofort die Häfen von Portugal sperrte), so erklärte der Moniteur, das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren (vgl. Spanien seit 1808), und ein französisch-spanisches Heer rückte in Portugal ein. Nun entschloß sich der Prinz-Regent, was schon 1800 ihm vorgeschlagen worden war, seinen Hof nach Brasilien zu versetzen. Der engl. Gesandte, Viscount Strangford, und der brit. Admiral Sidney Smith erleichterten die Ausführung, sodaß die königl. Familie, nachdem der Prinz-Regent den 26. Nov. eine Regierungsjunta niedergesetzt hatte, den 27. sich einschiffte und am 29. Nov. mit einer Flotte von 8 Liniensch., 4 Freg., 4 Briggs und 20 andern Fahrzeugen aus dem Tajo segelte, im Angesichte der Vorhut von Junot's Heer, das am folg. Tage in Lissabon einrückte. Am 1. Dec., dem Jahrestage der Erhebung des Hauses Braganza, wurden die Fahnen von Braganza durch franz. Adler ersetzt. Ein Erdbeben und ein Sturm, mit dem die portugies. Flotte im Angesichte der Stadt und des Feindes kämpfte, vollendete das Entsetzen der Portugiesen und ihre starre Unterwerfung. Von Rio-de-Janeiro aus hob der Prinz-Regent den 1. Mai 1808 alle bisherige Verträge mit Spanien und Frankreich auf und schloß sich enger als je an England, das ihm sein europäisches Königreich, von der Tapferkeit des portug. Heeres und der Begeisterung des Volks kräftig unterstützt, wieder eroberte, seitdem aber durch den Marschall Beresford einen entschiedenen Einfluß auf die Verwaltung dieses Landes ausübte, bis im Aug. 1820 durch die Berufung der Cortes ein neues Staatssystem begründet ward. Auch in Amerika eroberten die Portugiesen das verlorene Guiana wieder und besetzten das französische; doch gab der König letzteres 1817 an Frankreich zurück. Unterdessen wandte das aufgeklärte Ministerium des Prinzen-Regenten viel Sorgfalt auf die Bildung Brasiliens. Die Inquisition ward aufgehoben, die Freiheit der Religionsübung erklärt, die Sklaverei gemindert und die Ansiedlung europäischer Künstler, Manufakturisten, Kaufleute und Landbauer (z. B. 1819 eine große Schweizercolonie, Neu-Freiburg) befördert. Auch nahm er an den Congreßverhandlungen in Wien Theil. Doch der Aufstand der spanischen Colonien in Südamerika (vielleicht auch die Weigerung Spaniens, Olivenza zurückzugeben) bewog den Hof von Rio-de-Janeiro, Monte-Video und das linke Ufer des La-Plataſtroms militairisch zu besetzen. Spanien empfand dies so übel, daß es die Vermittelung Östreichs, Rußlands, Preußens und Großbritanniens aufrief, welche durch ihre an den Marquis von Aguiar, portug. Staatssecretair für d. auswärt. Angeleg., gerichtete Erklärung (Paris, d. 26. März 1817) den Hof von Brasilien bewogen, Monte-Video räumen zu wollen, wenn Olivenza zurückgegeben würde. Mit Buenos-Ayres ward ein Vertrag geschlossen und mit Artigas der Kampf fortgesetzt bis 1820. Eine in Lissabon 1817 gegen die daselbst bestehende Regentschaft entdeckte Verschwörung ward durch die Hinrichtung der Verschwörer unterdrückt. Seitdem wurden die Freimaurer härter als je verfolgt. In Folge der portugies. Revolution und der Zusammenberufung der Cortes, 1820, welche der Monarch anerkannt hatte, kehrte er 1821 nach Portugal zurück; der Kronprinz blieb in Brasilien. Dieses große Land trennte sich völlig vom Mutterlande, wo inzwischen die absolute Regierung wiederhergestellt worden war. J. konnte mit aller Milde seines Charakters die Parteien der Constitutionellgesinnten und der Absolutisten nicht vereinigen. Er kam selbst in Gefahr, ein

Opfer der Ränke der Letztern zu werden, als ihn ein engl. Schiff im Tajo aufnahm. Daraus erklärt sich die Entfernung seiner Gemahlin aus Lissabon und die Reise s. zweiten Sohnes, D. Miguel, ins Ausland. Portugal selbst gerieth mit Brasilien in ein feindseliges Verhältniß, und erst den 29. Aug. 1825 schloß Johann VI. unter englischer Vermittelung mit s. Sohne, dem Kaiser Pedro I. von Brasilien, einen Vertrag, in welchem er Brasilien als ein unabhängiges und von Portugal getrenntes Reich und s. Sohn als Kaiser anerkannte, für seine Person aber den Kaisertitel von Brasilien annahm. Bald darauf starb dieser gutgesinnte, aber für die Gefahr seiner Zeit und die politische Ausartung seines Volks zu wenig mit eigner Kraft ausgerüstete Monarch, am 10. März 1826, nachdem er s. Tochter Isabelle zur Regentin von Portugal ernannt hatte. (Vgl. Portugal und Portugiesische Revolution.)

Johanna, die Päpstin, s. Päpste.

Johanna von Orleans, s. Jeanne d'Arc.

Johannes der Täufer wurde 6 Monate vor Jesu, in einer der Mutter desselben verwandten Priesterfamilie in Judäa unter Vorzeichen (Ev. Luc., Cap. 1) geboren, die ihn als ein von Gott zu besondern Zwecken erkorenes Werkzeug ankündigten. Er wählte die strenge Lebensart eines Gottgeweihten und erlangte bei früher Gewöhnung an die einfachste Kost und Bekleidung, durch einsames Forschen und ernstes Eindringen in den Geist der heiligen Schriften die edle Unabhängigkeit und Geistesstärke, die ihn, bei seinem Auftritte als Prophet, zum Gegenstande der allgemeinen Bewunderung machte. Seine Lehre war eine dringende Auffoderung zur Buße und Vorbereitung auf das durch Jesum herannahende Gottesreich. Die in den Evangelien von ihm aufbehaltenen Reden sind scharf und mächtig; überall kündigt er sich als den Vorläufer des Größern an, der nach ihm kam, und erfüllte seine Bestimmung, diesem den Weg zu bereiten, mit ebenso viel Eifer als Selbstverleugnung und Demuth. Er hatte zahlreiche Anhänger auf den Glauben an seine Lehre getauft und gerade durch den Abstich seiner rauhen Tugend gegen die Weichlichkeit seiner Zeit ungemeines Ansehen unter Hohen und Niedern erlangt; als ihm aber bei der Taufe, durch die sich Jesus von ihm im Jordan einweihen ließ, dessen höhere Sendung offenbar worden war, wies er seine Schüler zu diesem neuen Lehrer und sah ohne Neid, wie sein Wort: „Er muß wachsen, und ich muß abnehmen", in Erfüllung ging. Für sich selbst begehrte er keinen Ruhm und keine weitern Erfolge; nur das Recht, die Wahrheit zu reden, wollte er behaupten, und wurde daher, weil er sie einem Fürsten gesagt, das Opfer derselben. Einem rachsüchtigen Weibe zu gefallen, ließ der Vierfürst Herodes Antipas in Galiläa ihn im Gefängnisse hinrichten. Eine Anzahl seiner Jünger blieb ihm noch im Tode getreu, und von ihnen wurde ohne Zweifel die unter d. N. Sabier oder Johannischristen im Orient, am Irak und Shuster, noch jetzt bestehende Secte gestiftet, welcher der Täufer Johannes ein Gegenstand besonderer Verehrung ist. (Vgl. Sabier.) E.

Johannes der Evangelist ist unter den Charakteren des christlichen Alterthums einer der reinsten und liebenswürdigsten. Auf den Ruf Jesu verläßt er als ein Jüngling seine Fischernetze und folgt dem göttlichen Lehrer von Stunde an mit unwandelbarer Treue. Nicht nur auf seinen Reisen ist er immer um ihn und in allen Lagen sein nächster Vertrauter, sondern auch, da die andern Jünger fliehen, begleitet er denselben vor Gericht und unter das Kreuz, wo ihn der sterbende Freund an seiner Stelle zum Sohn und Pfleger Mariens erklärt. Darum heißt er auch vorzugsweise der Jünger, den Jesus lieb hatte, denn so hatte er keinen geliebt, so hatte aber auch ihn keiner geliebt. Das sanfte, zarte, sinnige Gemüth, das aus den Schriften Johannis spricht, war vor andern geeignet, den Herrn ganz zu verstehen. Und bewundern wir schon den Schwung, mit dem sein Evangelium anhebt, und

den bündigen, tiefen Zusammenhang, in dem darin die Begebenheiten zu dem einigen Zwecke, den Glauben an Jesum zu begründen, geordnet sind, redet der Geist der echten, christlichen Liebe nirgends wärmer und inniger zu uns als in seinen Briefen: so haben wir wol auch Ursache anzunehmen, daß an ihm im höchsten und eigentlichen Sinne erfüllt worden sei, was Jesus den Seinen verheißt: „Wer mich liebt, den wird mein Vater wieder lieben, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren". Die Offenbarung Johannis ist das Werk der feurigsten christlichen Begeisterung, freilich in den Farben des Orients, aber darum nicht weniger des Jüngers würdig, der die Kirche seines Herrn im Herzen trug und ihre künftigen Schicksale in einem Lichte sah, das nicht Jedem zu schauen vergönnt ist. Auch wurde Johannes, dessen erste Jünglingsgefühle an der Brust Jesu erwacht waren, alt genug, um von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen zu können. Er theilte die Arbeit und Leiden der Apostel, lebte in Ephesus, eine Zeitlang in der Verbannung auf Patmos, vielleicht auch in Rom, und starb endlich hochbetagt in der ihm vor andern theuern Gemeinde Ephesus. Der Kirchenvater Hieronymus erzählt aus seinen letzten Lebensjahren einen rührenden Zug. Da es ihm wegen Altersschwäche nicht mehr möglich war, ausführlich zu der Gemeinde zu sprechen, so ließ er sich doch stets in ihre Versammlungen tragen und rief ihnen, so oft er kam, die Worte zu: „Kinder, liebet euch unter einander!" Endlich befragt, warum er diesen Zuruf unablässig wiederhole und nichts Andres und Neues sage, antwortete er: „Weil das des Herrn Gebot ist, und wird das erfüllt, so ist es genug". E.

Johannes Parricida oder Johann von Schwaben, war der Mörder seines Oheims, des Kaisers Albrecht I. (s. d.). Selbst von sanfter, friedlicher Gemüthsart, hätte er die Ungerechtigkeit s. Oheims, der ihm Erbländer und Lehen vorenthielt, vielleicht ohne Rache ertragen, wäre nicht sein Zorn von den Feinden des Kaisers zur hellen Flamme angefacht worden. Nach der vollbrachten blutigen That (in der Nähe von Habsburg, am 1. Mai 1308) entflohen die Mörder; unter ihnen Johann, der, in Mönchstracht gehüllt, Italien durchirrte und sich endlich in eine solche Dunkelheit verlor, daß Niemand etwas von ihm hörte. Einige behaupten, er sei als Augustinermönch zu Pisa gestorben, Andre, er habe in der Gestalt eines unbekannten Mönchs auf dem Stammgute Eigen in einem hohen Alter sein Leben geendet. Zur Beglaubigung letzterer Angabe wird erzählt, es sei einstens, wenigstens 60 J. nach der Ermordung Albrechts I., ein ehrfurchtgebietender Greis von edler Gestalt, mit Namen Johann, auf jenes Stammgut gekommen, habe daneben eine Hütte erbaut und endlich im Tode (1368) sich als den unglücklichen Herzog von Schwaben zu erkennen gegeben. Späterhin will man zu Wien den Sohn desselben, Lathonius, als einen Blinden betteln gesehen haben. Rudolf von Wart wurde ergriffen und an dem Orte der That lebendig gerädert; die übrigen Mörder entkamen durch die Flucht, drei Knechte ausgenommen, die aber trotz der entsetzlichen Todesstrafen, welche man an ihnen vollzog, nichts bekannten. Desto grausamere Rache nahm Leopold, der zweite Sohn des Kaisers, und besonders Agnes, s. Schwester, verwitwete Königin von Ungarn, an den Verwandten und Freunden der Mörder. Diese wurden unter den entsetzlichsten Martern hingerichtet, ihre Burgen zerstört und die Einw. derselben zu Hunderten niedergemetzelt. Nachdem man endlich, besonders auf Agnesens Betrieb, mehr als 1000 unschuldige Männer, Weiber und Kinder durch Henkers Hand hingerichtet hatte, stiftete eben diese Agnes, im Verein mit ihrer Mutter Elisabeth, die gegen jene Unglücklichen nicht minder schrecklich gewüthet hatte, auf dem Felde, wo Albrecht ermordet worden war, ein Mönchs- und ein Frauenkloster, welche beide mit ansehnlichen Freiheiten und mit beträchtlichen Gütern reichlich beschenkt wurden. Die Geschichte Johanns v. Schwaben hat zu einem Schausp. gl. N. Veranlassung gegeben, welches vor einigen und zwanzig J. mit Beifall auf den deutschen Bühnen aufgeführt wurde.

Johannes Secundus, der schriftstellerische Name **Johannes Everard's**, eines berühmten latein. Dichters. Er wurde im Haag 1511 geb. Sein Vater war ein großer Rechtsgelehrter, der unter Kaiser Karl V. in Mecheln die Stelle eines Präsidenten des hohen Raths von Holland begleitete. Zu Bourges, wo er die Rechtswissenschaften unter Alciatus's Leitung studirte, wurde er Doctor, aber die schöne Literatur und Dichtkunst hatten größere Reize für ihn als die Jurisprudenz. Er ward mit einigen Dichtern jener Zeit bekannt, und der Umgang mit ihnen bestärkte ihn noch mehr in s. Liebe für diese Kunst. Auch zeichnete er sich durch s. Kenntnisse in der Malerei, der Bildhauer- und Kupferstecherkunst aus, was ihn zu Schoreel's Freund machte; aber seinen größten Ruhm verdankt er s. dichterischen Werken. Zur Ausbildung s. Talente reiste er nach Italien, darauf nach Spanien, wo er Secretair des Cardinals Tavera, Erzbischofs von Toledo, ward, auf dessen Rath er Karl V. auf s. Zuge nach Tunis begleitete. Doch erlaubte ihm seine schwache Gesundheit nicht, den Mühseligkeiten des Kriegs sich zu unterziehen, weßhalb er nach den Niederlanden zurückkehrte, wo er 1536 zu Utrecht an einem bösartigen Fieber starb. Wenigen neuern latein. Dichtern verdanken wir so liebliche erotische Dichtungen wie ihm. Die „Küsse des Johannes Secundus" sind darunter am bekanntesten. Seine Werke, worin Elegien, Oden, Epigramme und vermischte Gedichte enthalten sind, wurden von s. Brüdern Nik. Grudius und Andr. Marius, die gleichfalls als Dichter sich auszeichneten, herausgegeben und haben viele Aufl. erlebt. Eine der neuesten ist die von 1771 zu Leiden, mit einer franz. Übers. Ins Deutsche übersetzt sind die „Küsse des Joh. Secundus" von Fr. Wilh. Frhrn. von d. G. (Goltz), und in 3 Sprachen, lat., franz. von Mirabeau, und deutsch von dem genannten Übersetzer (1798). Viele findet man in der Zeitschrift „Polychorda". Eine neuere Übersetzung der „Küsse" ist von Franz Passow (Leipz. 1807).

Johannesberg (Bischofsberg), Pfarrdorf und schönes Bergschloß im Rheingau im Nassauischen, ehemals unter kurmainzischer Landeshoheit dem Bisthume Fulda gehörig, ist wegen s. trefflichen Rheinweins berühmt. Der beste wächst auf dem Schloßberge selbst. 1807 ward dies Schloß nebst Zubehör von Napoleon dem Marschall Kellermann geschenkt. Nach der Befreiung Deutschlands wurde es 1816 von dem Kaiser Franz dem Fürsten v. Metternich zum Geschenk gemacht. Die Eink. betragen 30,000 Gulden. Der Weinzehend wird an den Kaiser von Östreich, der sich die Oberherrlichkeit vorbehalten, entrichtet. Das Schloß selbst ist von 1722—32 auf den Ruinen eines alten Klosters erbaut worden.

Johannisfeuer. Schon bei den Römern feierte man das Fest der Vesta mit Anzündung eines Feuers unter Tanz und Freude. Früh schlich in der Christenheit der Gebrauch aus der heidnischen Vorzeit ein, Büsche geweihter Kräuter anzuzünden oder auf Kohlen zu legen, die das Johannis- oder Würzfeuer genannt wurden. Der Dampf dieser Kräuter sollte, so glaubte man in jener abergläubischen Zeit, den Teufel, Gewitter und Hexen vertreiben oder das Haus, wo das Feuer brannte, auf ein Jahr vor jenen Übeln bewahren.

Johanniterritter, späterhin **Rhodiserritter**, endlich **Malteserritter** genannt, heißen die Ritter des berühmten geistlichen Ritterordens, welcher zu Anfange der Kreuzzüge in dem gelobten Lande gestiftet wurde. Bereits 1048 legten Kaufleute aus Amalfi in Neapel eine Kirche zu Jerusalem an und bauten daselbst ein Mönchskloster, welches sie Johannes dem Täufer widmeten. Die Mönche, welche den Namen Johanniter- oder Hospitalbrüder führten, waren verpflichtet, Kranke und Arme zu verpflegen und überhaupt den Wallfahrenden beizustehen. Dieser Orden, welcher nach und nach große Besitzungen erhielt, ward zu Anfang des 12. Jahrh. von dem Ordensmeister Raymund du Puy, mit Beibe-

haltung der Mönchsregel, zu einem Ritterorden gemacht, dessen Pflichten, außer dem Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth, noch in der Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen bestehen sollten. Auch theilte Raymund die sämmtlichen Ritter in 3 Classen: in Ritter (welche die Waffen führen mußten), in Kapellane (die eigentlichen Geistlichen) und in Serventi d'armi (Waffenträger), welche Letztern die Kranken verpflegen und die Pilgrime begleiten mußten. Lange Zeit wußte sich der Orden durch Tapferkeit und Einmüthigkeit gegen die Waffen der Saracenen und Türken aufrecht zu erhalten, bis er **1191** aus Palästina vertrieben ward. Er eroberte darauf Cypern, verlor es aber wieder und setzte sich 1309 auf der Insel Rhodus fest, in deren Besitz er sich über 200 J. behauptete. Pierre d'Aubusson (Großmeister, starb 1503) vertheidigte Rhodus tapfer gegen Mohammed II. Von da durch den Sultan Soliman II. (1522) vertrieben, gingen die Ritter nach Kandia, dann nach Venedig, Rom, Viterbo, vornehmlich aber nach Nizza, Villa Franca und Syracusa, bis ihnen Karl V. (1530) die Inseln Malta, Gozzo und Comino unter der Bedingung eines beständigen Kriegs gegen die Ungläubigen und Seeräuber und der Rückgabe dieser Inseln an Neapel, wenn es dem Orden gelänge, Rhodus wiederzuerobern, eigenthümlich überließ. Von dieser Zeit an wurden die Ordensglieder gewöhnlich Malteserritter genannt. 1565 schlugen sie, unter Lavalette (starb 1568), einen gewaltigen Angriff von Soliman II. mit großem Verluste zurück. Sie setzten darauf die Seekriege mit den Türken bis in die neueste Zeit fort, und nur durch Tapferkeit und standhaften Muth gelang es ihnen, in verschiedenen heftigen Fehden mit der Pforte sich vom Untergange zu retten. Doch wären sie 1760 ohne franz. Vermittelung wahrscheinlich ganz bezwungen worden. Seitdem waren ihre Kreuzzüge zur See nicht selten nur Spiegelgefechte. Das Oberhaupt dieses Ordens, der beinahe durch ganz Europa, wo er allenthalben große Besitzungen hatte, verbreitet war, hieß Großmeister des heil. Hospitals zu St.-Johann von Jerusalem und Guardian der Armee Jesu Christi, wurde frei gewählt und hatte s. Wohnsitz zu La Valette auf der Insel Malta. Er bekam von auswärtigen Mächten den Titel Altezza eminentissima und erhielt jährl. 6000 Scudi aus der Ordenskammer, nebst allen Gefällen von den 3 Inseln, sodaß seine jährl. Einkünfte vielleicht nahe an eine Mill. Gulden betragen mochten. Die weltliche Macht lag größtentheils in s. Händen; doch war er auch hierin von den Vorstehern der verschiedenen Zungen (Bezirke) beschränkt, welche Gesetze gaben, Steuern anordneten u. s. w. Die geistliche Gewalt, d. h. die unmittelbaren Ordensangelegenheiten, wurden von dem Capitel geleitet, welches aus 8 Ballivi conventuali bestand, und in welchem der Großmeister den Vorsitz hatte. Die vornehmsten Stellen in dem Orden bekleideten die Häupter (Piliers) der 8 Zungen, in welche die Ritter nach den Nationen, aus denen sie bestanden, eingetheilt wurden. Diese Zungen hießen: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland, Castilien und England. Aus diesen Zungen wurden die erwähnten Ballivi conventuali gewählt, und die Ländereien derselben in Priorate, diese in Balleien, und diese wiederum in Commenden (Commenthureien) eingetheilt. Von den Prioraten hatte das deutsche den Vorzug und hieß daher Großpriorat. Es wurde von dem G r o ß p r i o r v o n D e u t s c h l a n d, oder dem Johannitermeister durch Deutschland (obersten Meister des ritterlichen St.-Johannisordens in deutschen Landen) bekleidet, der ein deutscher Reichsfürst war und seine Residenz in Heitersheim (Stadt und Schloß im Breisgau, jetzt im badischen Treisamkreise) hatte. H e i t e r s h e i m bildete nebst den dazu gehörigen Dörfern ein Fürstenthum des oberrheinischen Kreises, und der Großprior hatte daher als Reichsfürst Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe und beim oberrheinischen Kreise. Der Johannitermeister stand unter dem Großmeister zu Malta, dem er alle Jahre gewisse Türkensteuern und Responsgelder lieferte, die man auf 170,000 Gulden berechnete. Er

selbst besaß die Gerichtsbarkeit über das Heermeisterthum Brandenburg, über Ungarn und Böhmen; doch machten Östreich, Böhmen und Mähren ein eignes Großpriorat der deutschen Zunge aus, das mit dem Obermeisterthume zu Heitersheim nur in geringem Zusammenhange stand. Der letzte Johannitermeister in Deutschland, oder Großprior zu Heitersheim, ein Graf von Reichenbach-Fourmaigne (oder der Frhr. Rink von Baldenstein?) verlor durch den preßburger Frieden und die Errichtung des rheinischen Bundes alle s. Besitzungen im westl. Schwaben an den Großherzog von Baden. Von den oben erwähnten 8 Zungen hatte sich England bereits im 16. Jahrh. losgerissen; die 3 französischen gingen während der Revolution ein; die castilische und aragonische war seit dem Frieden zu Amiens von Malta getrennt, und die italienischen und deutschen Zungen hatten gleichfalls durch die neuesten Ereignisse aufgehört. Auf diese Weise ist der Johanniterorden für aufgehoben zu achten und seine Wiederherstellung um so weniger zu erwarten, da die Insel Malta förmlich in den Besitz Englands gekommen ist. Nur als eine Erinnerung an diesen durch Alter und Verdienst ehrwürdigen Orden kann der von Friedrich Wilhelm III. gestiftete preuß. Johanniterorden angesehen werden, der unter die königl. Orden gehört. (S. Preußen.) Die Johanniterritter beobachteten die Regel des Augustinerordens; die Protestanten waren jedoch nicht verbunden, ehelos zu leben. Alle Mitglieder mußten von gutem altem Adel sein. Die Ritter, welche ihre Ahnen auf das strengste erweisen konnten, hießen Cavalieri di giustizia (Ritter von Rechtswegen); diejenigen hingegen, bei welchen die Ahnenprobe schwierig war, die aber dennoch, in Rücksicht ihrer Verdienste, aufgenommen wurden, Cavalieri di grazia (Ritter aus Gnaden). Die Ordenspflicht jedes Ritters, wenigstens drei Mal gegen die Ungläubigen oder die barbarischen Seeräuber zu Felde zu ziehen, wurde in der letzten Zeit wenig mehr beobachtet, und durch den Frieden von Amiens hob man sogar alle Feindseligkeiten gegen die Türken gänzlich auf. Die Kleidung der Ritter bestand in Friedenszeiten in einem langen schwarzen Mantel; auf der linken Brust trugen sie ein achteckiges weißes, und mitten auf derselben ein goldenes Kreuz; im Kriege waren sie mit einem rothen Gürtel und einem silbernen Kreuze geschmückt. Bloß in geistlichen Sachen war der Orden dem Papste unterworfen, in allen weltlichen Dingen besaß er eine vollkommene Souverainetät. Die Seemacht bestand 1770 aus 4 Galeeren, 3 Galeotten, 4 Schiffen von 60 und 2 Fregatten von 36 Kanonen, nebst verschiedenen kleinen Fahrzeugen. — Nachdem Malta am 8. Juni 1798 unvermuthet von Bonaparte angegriffen worden war, ergab sich die Insel ohne Widerstand durch Capitulation. (S. Hompesch.) 1800 eroberten jedoch die engl. Flotten die Insel durch Hunger, und seit dieser Zeit befindet sie sich in den Händen Englands. Im Frieden von Amiens (1802) wurde zwar bedungen, daß die Insel dem Orden, unter der Garantie einer neutralen Macht, wiedergegeben werden sollte; da aber die Engländer für die Zukunft einen abermaligen Einfluß der Franzosen auf Malta und durch diesen die Zerstörung ihres Übergewichts im mittelländischen Meere befürchten mußten, so blieben sie fortwährend im Besitze derselben, und der 26. Artikel des Entschädigungsplans und Reichsdeputationsrecesses vom 25. Febr. 1803 blieb ohne Wirkung. In der Zwischenzeit wählte der Orden den russ. Kaiser Paul I., der jene Capitulation von 1798 für verrätherisch erklärte und die Johanniterritter in Schutz genommen hatte, am 16. Dec. 1798 zum Großmeister. Diese Wahl fand vielen Widerspruch, selbst bei dem Papste, und der neue Kurfürst von Pfalzbaiern, Maximilian Joseph, hob sogar am 21. Febr. 1799, um den Streitigkeiten mit Rußland auszuweichen, in s. Staaten den Orden gänzlich auf. Nach dem Tode Pauls I. ernannte der Papst, am 9. Febr. 1805, den Italiener Tommasi, und als dieser mit Tode abgegangen war, das Großcapitel sogleich den Bailli Caracciolo zum Großmeister. Der Hauptsitz des Ordens war bisher Catanea in Sicilien. 1826 erlaubte der Papst dem

Ordenscapitel und der Regierung, ihren Sitz nach Ferrara zu verlegen. Vor der franz. Revolution schätzte man die Anzahl aller Ordensritter auf 3000. Das Wappen des Großmeisters bestand in einem silbernen achteckigen Kreuze im rothen Felde, oben mit einer herzogl. Krone, aus welcher sich ein Rosenkranz um das Wappenschild schlängelte, mit einem untenhängenden kleinen Kreuze und den Worten: Pro fide (für den Glauben). S. Rauschnick's „Histor. Darstellung des ritterl. Ordens vom Hospital des h. Joh. zu Jerusalem" in Justi's Taschenb.: „Die Vorzeit" (1822).

John Bull, eigentlich Hans Stier oder Ochse, Rind=Neat, Bullock. Dieser Name bezeichnet scherzhaft den personificirten Nationalcharakter der Engländer. Demnach stellt J. B. den großen Haufen, die Gesammtheit des englischen Volks in seinen besondern Nationaleigenthümlichkeiten dar. Swift hat diesen Ausdruck zuerst gebraucht und in Gang gebracht.

Johnson (Samuel), einer der größten englischen Gelehrten, Satyriker und Kunstrichter, welcher eine riesenhafte Gelehrsamkeit, vielumfassende literarische Wirksamkeit mit classischer Bildung, tüchtigem Urtheile und gehaltvollem Witze verband, wurde 1709 zu Litchfield in Staffordshire geboren und verrieth frühzeitig außerordentliche Geistesfähigkeiten. Die alten Classiker, besonders die römischen, machten den vornehmsten Gegenstand seiner frühern Studien aus, und mehre Übersetzungen aus dem Homer, Horaz, Virgil u. s. w., welche er damals verfertigte, verrathen nicht gemeine Sprachkenntnisse und dichterisches Genie. Späterhin zeichnete er sich auf der Universität zu Oxford, welche er 1728 bezog, durch eine gelungene Übersetzung des Pope'schen „Messias" in lat. Hexametern aus. Ein Anfall von Hypochondrie, die ihn besonders 1729 betraf, war so heftig, daß er dem Wahnsinne nahe zu sein glaubte; auch genas er nie ganz von dieser Krankheit. Nachdem er bereits 1731, wegen Dürftigkeit, die Universität wiederum verlassen und während einer kurzen Zeit die Stelle eines Unterlehrers an der Schule zu Market=Bosworth in Leicestershire bekleidet hatte, ließ er sich in Birmingham nieder, wo er sich mit literarischen Arbeiten das Leben zu fristen suchte. Er wollte darauf eine Erziehungsanstalt errichten, erhielt aber nur 3 Schüler, und unter diesen den nachmals so berühmt gewordenen Garrick. Diesen begleitete er auch später nach London, wo er sich abermals bloß von dem Ertrage seiner literarischen Arbeiten zu ernähren suchte. Lange kämpfte er auch hier mit Dürftigkeit. Oft verbarg er sich in einem Keller, um dem Gefängnisse zu entfliehen. In dieser Zeit schrieb er Demosthenische Reden für und wider die wichtigsten Fragen im Parlament, unter dem Namen wirklicher Mitglieder, die man eine Zeitlang in den Provinzen für echt hielt, und es ist nicht allgemein bekannt, daß unter diesen die berühmte Rede Pitt's ist, die dieser gehalten haben soll, als man ihm seine Jugend vorwarf, die aber nie aus Pitt's Munde kam. In London machte er damals mit dem unglücklichen Savage, dessen Leben er nachmals so meisterhaft beschrieben hat, Bekanntschaft. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo J. eine bedeutende Stufe zu seiner künftigen Größe ersteigen sollte. Er gab nämlich 1738 seine berühmte Satyre „London", eine Nachahmung der dritten Juvenal'schen Satyre, in den Druck, in welcher er mit Witz und Laune die Thorheiten der Hauptstadt schildert. Sie ward in einer Woche zwei Mal aufgelegt und brachte dem Verleger reichlichen Gewinn, dem Verfasser Berühmtheit. Pope ward dadurch so angezogen, daß er die persönliche Bekanntschaft des Dichters zu machen suchte. Auf dieses Werk folgten seine „Debatten des Senats zu Groß=Lilliput", eigentlich commentirte Auszüge aus den Reden der berühmtesten Parlamentsglieder der damaligen Zeit, und von J. selbst nur bis 1743 aufgesetzt, nachher aber von Hawkesworth bis 1770 fortgeführt. 1739 erschien von ihm: „A compleat vindication of the Licensers of the stage from the malicious and scandalous aspersions of

Mr. Brooke, author of Gustavus Vasa", ein ironischer Angriff auf den Lord Kammerherrn, welcher Brooke's Trauerspiel „Gustav Wasa" zu verbieten für gut befunden hatte; deßgleichen „Marmor Norfolciense, or an essay on an ancient prophetical inscription in monkish rhyme, lately discovered near Lynne in Norfolk by Probus Britannicus", eine Schrift politischen Inhalts, die ihm einen Verhaftsbefehl zuzog, welchem er aber durch die Flucht zuvorkam. 1744 erschien sein erwähntes „Life of Richard Savage", eine meisterhafte Biographie, und ein Jahr später s. „Miscellaneous observations of the tragedy of Macbeth, with remarks on Sir Thomas Hanmer's edition of Shakspeare", welche zugleich Vorschläge zu einer neuen Ausgabe dieses Schriftstellers enthielten. 1747 machte er seinen Plan zu einem Wörterbuche der engl. Sprache bekannt, der die öffentliche Aufmerksamkeit in einem hohen Grade auf sich zog. Der Buchhändler Robert Dodsley, der sich mit einigen andern Buchhändlern zu diesem Unternehmen vereinigt hatte, übernahm den Verlag und schloß mit J. für ein Honorar von 1575 Pf. St. den Contract ab. Während sich J. mit diesem riesenhaften Werke beschäftigte, arbeitete er noch andre Werke aus, die zu den Zierden der engl. Literatur zu zählen sind. Dahin gehört das Seitenstück zu seinem Gedichte „London", „The vanity of human wishes", welches 1749 erschien und eine Nachbildung der zehnten Satyre Juvenal's ist. In dems. J. ward auch s. Trauerspiel „Irene" aufs Theater gebracht, aber ausgezischt und vergessen. 1750 fing er eine Zeitschrift „The rambler" (der Herumstreifer) an, von welcher bis zum 24. März 1752 das 280. und letzte Stück erschien. Sie ward als meisterhaftes Seitenstück zum „Spectator" mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen, und J. erlebte noch die 10. Aufl. davon. Er erhielt übrigens nur 10 fremde Beiträge zu demselben und ist also weit eigentlicher der Verfasser des „Rambler" als Addison Verf. des „Spectator". Endlich erschien im Mai 1755 sein berühmtes „Dictionary of the english language" (2. Bde., Fol.), durch welches er ein großes Ansehen in der engl. Sprache erlangte. Es übertraf die kühnsten Erwartungen und wurde 1758 bereits zum 6. Male aufgelegt. J. selbst veranstaltete im folg. J. einen Auszug aus demselben. 1758 begann er darauf eine neue Zeitschrift „The idler" (der Müßiggänger), welche 1760 mit dem 103. Stücke endigte. 1759 schrieb er seinen politischen Roman „History of Rasselas, prince of Abyssinia". Um diese Zeit stand J. auf dem Gipfel seines Ruhms und erhielt vom Hofe eine Pension von 300 Pf. St., die er bis an seinen Tod genossen hat. 1765 erschien die längst von ihm angekündigte neue Ausg. der Werke des Shakspeare, welche unter der Erwartung der Kunstrichter blieb. In der That scheint J. diesem Werke nicht die ganze Fülle seines kritischen und ästherischen Genies gewidmet zu haben. Nachmals vereinigte er sich mit Georg Steevens zu einer neuen Ausg. desselben, welche zum ersten Male 1774, und zum zweiten Male 1778 in 10 Bdn. erschien. Nachdem er noch einige politische Schriften herausgegeben hatte, ward er durch einen Zweifel an der Echtheit der Ossian'schen Gedichte, welchen er öffentlich geäußert hatte, mit Macpherson, dem er vielleicht aus Vorurtheil gegen die Schotten nicht traute, in eine heftige Fehde verwickelt. Schon 70 J. alt, begann er noch das berühmte Werk „The lifes of the most eminent english poets", eine Reihe von Biographien, die sich durch meisterhafte Schreibart und viele scharfsinnige ästhetische Bemerkungen empfehlen, obgleich sie von dem Vorwurfe der Parteilichkeit nicht ganz frei sind. Diese Biographien, denen die Poesien jedes Dichters beigefügt sind, erschienen von 1777—81. Sie wurden 1790 in 68 Bdn. 12. von neuem aufgelegt. Sie waren das letzte schriftstellerische Erzeugniß J.'s. Von der Zeit an kränkelte er und starb 1784. Seine sämmtlichen Werke, mit Ausschluß der poetischen, sind 1786 von Hawkins zu London in 12 Bdn. und in einer neuen Ausg. 1792 her-

ausgegeben. Sein Freund James Boswell und Arth. Murphy haben sein Leben beschrieben. Seine Äußerungen waren oft hart und absprechend; doch galt sein Urtheil bei seinen Zeitgenossen wie ein Orakelspruch.

Jokasta, s. Ödipus.

Jomelli (Nicolo), Tonsetzer, geb. 1714 zu Atelli im Königreiche Neapel, studirte zuerst zu Neapel unter Feo und später unter Merlini in Bologna die Composition. Anfangs setzte er Ballete, eine in Italien nur wenig geschätzte Musikart, durch welche er sich auch so geringen Beifall erwarb, daß er es nicht wagte, sich als den Verf. seiner ersten komischen Oper („L'errore amoroso") zu nennen, sondern sie unter dem Namen Valentino's, eines eben nicht sehr berühmten Meisters, aufführen ließ. Diese Oper, welche er in seinem 23. J. wahrscheinlich für das neue Theater in Neapel setzte, erhielt jedoch einen großen Beifall, durch welchen er angefeuert wurde, in seinen Compositionen fortzufahren. 1738 schrieb er s. „Odoardo" für das florentinische Theater mit noch größerm Glücke, welches ihn bewog 1740 nach Rom zu gehen. Nun schrieb er von 1740—48 für Rom 14 Opern, von denen „Astianatte", „Ifigenia" und „Cajo Mario" zu bemerken sind, in welcher letztern die treffliche Arie: „Sposo, io vado a morir", besonders ausgezeichnet wurde. Unter diesen Opern sind diejenigen nicht mitbegriffen, welche er für Venedig und andre Städte verfertigte. Jetzt erhielt er die Stelle eines Capellmeisters an der St.-Peterskirche. Als solcher componirte er unter mehren Motetten auch den Psalm „Benedictus Dominus Deus Israel", dessen Musik ein Meisterwerk ist. Der damalige Herzog von Würtemberg trug J. seine Dienste an. J. ging nach Stuttgart, wo er von 1748—65 blieb und die größte Auszeichnung genoß, auch großen Einfluß auf die deutsche Musik äußerte. Nach Italien zurückgekehrt, lud ihn der König von Portugal, Johann V., an seinen Hof ein. Obgleich er diesen Ruf ablehnte, so schrieb er doch eine beträchtliche Anzahl Opern für den König, auch übersandte er demselben von allen seinen folgenden Arbeiten Abschriften. In Rom setzte er darauf 2 Opern: „Achille in Sciro" und eine andre, welche aber beide nicht gefielen, weil er in Deutschland den leichtern, gefälligern ital. Styl mit der gründlichen deutschen Setzkunst vertauscht hatte. Er kam hierauf nach Neapel, wo er nicht glücklicher war, und am 28. Aug. 1774, wie man meint, aus Neid über die Palme, welche der Deutsche Schuster errungen, und aus Verdruß über den unglücklichen Erfolg seiner Opern an einem Schlagflusse starb. Gerber in s. „Tonkünstlerlexikon" weicht von dieser Erzählung in Einigem ab. Kurz vor seinem Tode verfertigte er noch ein „Miserere", welches vorzüglich wegen der sich stets gleichbleibenden Verkettung der beiden Chöre Bewunderung verdient. Schubart rühmt von J., er sei der Schöpfer eines neuen Geschmacks gewesen, welcher auch die Instrumentalmusik hob, und eines der ersten musikalischen Genies. Sein feuriger Geist habe sich durch großes harmonisches Verständniß, Reichthum und Melodie, kühne Modulation und unnachahmliche Instrumentation eine neue Bahn gebrochen. Er habe zuerst das Staccato der Bässe gebraucht, das musikalische Colorit durch Crescendo und Decrescendo genauer bestimmt und gemeint, man müsse den Instrumenten auch zu thun geben, um sie zu bilden. Einige ziehen seine Opern seinen Kirchenstücken vor, unter denen sein „Requiem" und ein „Miserere" berühmt sind. Im Kammerstyle soll er nachlässiger gewesen sein. Man hat ihm überhaupt in seinen frühern Werken Mangel an gründlichem Satz, in seinen spätern Künstelei und Schwerfälligkeit vorgeworfen.

Jomini (Henri, Baron), Generallieutenant und Adjutant des verst. Kaisers Alexander, ein ausgezeichneter militairischer Schriftsteller, geb. zu Payerne (Peterlingen) im Waadtlande um 1775, diente in einem französ. Schweizerregimente, als der 10. Aug. 1792 die Auflösung dieser Truppen herbeiführte. J.

wählte jetzt den Handel. Er war Oberstlieutenant bei der Landmiliz, als ihn Ney 1802 bei einer Sendung in das Waadtland kennen lernte und sein Beförderer wurde. 1803 trat J. in ein pariser Handelshaus; aber seine ganze Muße weihte er seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Studium der Taktik. Schon begann 1804 der Druck s. „Traité des grandes opérations militaires", als ihn Ney mit dem Grade eines Bataillonschefs bei seinem Generalstabe anstellte. 1805 ward er in Dienstsachen nach Wien zum Kaiser Napoleon gesandt, dem er die beiden ersten Bde. seines Werks überreichte. Er fand Beifall, und Napoleon erhob den Verf. zum Obersten. Darauf machte J, als Chef vom Generalstabe des Marschalls Ney, die Feldzüge 1806 und 1807 in Preußen und Polen mit, ward Brigadegeneral und Baron, folgte 1808 und 1809 dem Marschall nach Spanien, und trat in der Folge in den Obergeneralstab, wo er jedoch mit Berthier uneins wurde und deßhalb seinen Abschied nehmen wollte. Er erhielt ihn nicht, begab sich aber in die Schweiz und wurde erst 1812 wieder bei der großen Armee, die in Rußland eindrang, angestellt. Hier blieb er als Gouverneur in Smolensk bis zu dem unglücklichen Rückzuge. Darauf nahm er, bei dem Obergeneralstabe, an dem Feldzuge 1813 in Sachsen Theil. Allein nach Aufkündigung des Waffenstillstands von Pläßwitz verließ er heimlich das Heer in Schlesien und ging den 14. Aug. zu den Verbündeten über. Napoleon hatte ihm nämlich den Grad eines Divisionsgenerals verweigert. Er ward von einem Kreisgerichte zum Tode verurtheilt; allein Alexander ernannte ihn zum Generallieutenant und zu seinem Adjutanten. Als solcher kämpfte er mit gegen die Franzosen. Hierüber machte ihm General Sarrazin in seiner Geschichte dieses Krieges so beleidigende Vorwürfe, daß J. Genugthuung verlangte. Da er diese nicht erlangen konnte, ließ es die deßhalb gewechselten Briefe („Correspondance entre le général Jomini et le gén. Sarrazin, sur la campagne de 1813") drucken. J. befand sich 1815 im Gefolge des Kaisers Alexander in Paris, wo er das Ludwigskreuz erhielt. Sein „Traité de grande tactique" (Paris 1805, 2 Bde., mit einem Atlas) erschien in einer 2. Aufl. u. d. T.: „Traité des grandes opérations militaires", oder „Relation critique et comparative des campagnes de Frédéric et de Napoléon" (die 3. Aufl. 1817, 8 Bde., mit 2 Atl.). Der 7—15. Thl. enthalten die „Hist. critique et militaire des compagnes de la révolut." (n. A., Paris 1824) und gehen bis 1803. J.'s Operationslehre beruht auf dem doppelten Grundsatze von der Zusammenziehung der Streitkräfte und von der Initiative der Bewegungen. Indeß hat er manchmal Napoleon auf Kosten Friedrichs d. Gr., des ersten unter den neuern Taktikern, zu sehr erhoben. Doch bleibt sein Werk für die Kriegsgeschichte schätzbar, weil J. aus den Archiven des Kriegsministeriums und andern Amtsquellen geschöpft hat. Was Friedrichs Feldzüge betrifft, hat er aus Lloyd und Tempelhof genommen. Sein „Tableau de la campagne d'automne en Allemagne" (Paris 1817) ist übers. in den „Europ. Annal.", 1817.

Jones (Sir William), einer der größten Orientalisten, geb. 1746 auf dem Gute seines Vaters in Wales, zeichnete sich in der Schule zu Harrow durch Fleiß und Talent vor allen seinen Mitschülern aus. Bereits in seinem 16. J. trat er als Dichter auf, und verfertigte s. Prolusions, welche er späterhin u. d. T. „Arcadia" drucken ließ. Im 18. J. bezog er die Universität zu Oxford, wo er das Studium der morgenländischen Literatur und zunächst der arabischen Sprache liebgewann. Mit Hülfe eines jungen Mannes aus Aleppo, der das gemeine Arabische fertig redete und schrieb, übte er sich im Übers. aus dieser Sprache, und legte sich dann mit großem Fleiße auch auf die persische Sprache, da er beider Zusammenhang eingesehen. Nicht minder studirte er die neuern Sprachen, besonders die italienische, spanische und portugiesische. Hierauf ward er in seinem 19. J. Lehrer und Erzieher des jungen Grafen Spencer. 21 J. alt, fing er an, seine Com-

mentare über die asiatische Poesie auszuarbeiten, und beschäftigte sich mit Erlernung der sinesischen Charaktere. 1768 übersetzte er für den König von Dänemark eine morgenländische Handschrift, die Lebensbeschreibung Nadir Shah's, und ward dafür zum Mitgliede der k. Societät zu Kopenhagen ernannt. Vor dieser Übersetzung, die 1770 in franz. Sprache gedruckt wurde, steht eine Abhandlung über die morgenländische Poesie, die viel Neues und Anziehendes enthält. Der Wunsch, noch unabhängiger den Wissenschaften leben zu können, bestimmte ihn 1770, das Amt eines Erziehers aufzugeben und die Laufbahn eines Rechtsgelehrten zu betreten; dabei trieb er eifrig das Studium der morgenländischen Literatur, übersetzte 1772 einen kleinen Bd. Gedichte, meistens aus asiatischen Sprachen, und ward 1773 Mitglied der k. Societät zu London. Bei der Erlangung der Magisterwürde schrieb er 1774 eine Rede, welche die gelehrten Kenntnisse gegen den Vorwurf, als wenn durch sie der männliche Geist entkräftet, die Freiheit beeinträchtigt und eine sklavische Unterwürfigkeit begünstigt werde, zu schützen suchte. Zu Anfange 1774 erschien sein treffliches Werk: „Über die asiatische Dichtkunst". 1778 lieferte er eine Übers. der Reden des Isäus, welche das athenische Erbfolgerecht betreffen, mit Einleitung, kritischen und historischen Noten und Commentar begleitet. Nachdem er drei Reisen nach Paris gemacht, und seine Übersetzung, der u. d. N. Moallakat bekannten 7 arabischen Gedichte vollendet hatte, ward er Oberrichter zu Fort William in Bengalen, und bei dieser Gelegenheit in den Ritterstand erhoben. Er ging im April 1783 nach Indien, und lieferte von der Insel Hinzuan (Joanna), an der ostafrikanischen Küste, eine sehr anziehende Beschreibung. Im Sept. landete er in Calcutta. Die Nebenstunden, welche sein Amt ihm ließ, widmete er wissenschaftlichen Studien, die sich besonders auf den politischen und gelehrten Zustand Indiens bezogen. 1784 gründete er die gelehrte Gesellschaft zu Calcutta, von deren Errichtung er im 1. Bd. der „Asiatic researches" Nachricht ertheilt. Nun studirte er auch, als unentbehrliches Hülfsmittel zur Kenntniß der alten Geschichte Indiens, die Sanskritsprache. 1785 erschien zu Calcutta eine periodische Schrift: „The asiatic miscellany", deren Inhalt sich meistentheils auf Indien bezieht. Die ersten beiden Bde. enthalten viele Beiträge von J.: rühmliche Beweise von der Gewandtheit seines Geistes, der sich den verschiedenartigsten Gegenständen und Behandlungsarten anzuschmiegen wußte. Um seine Landsleute mit den Gesetzen und Sitten der Hindus und Moslemin bekannt zu machen, wählte er, unter Mitwirkung des Gouvernements, für das Geschäft des Sammelns gelehrte Hindus und Mohammedaner aus, entwarf den Plan des Ganzen, und wies die Handschriften nach, woraus es geschöpft werden sollte. 1789 gab er zu Calcutta den 1. Bd. der obgedachten „Researches" der Societät heraus. Seine eignen Arbeiten machen den lehrreichsten Theil desselben aus. Während seines Lebens erschienen noch 2 Bde. dieser Untersuchungen, die noch jetzt fortgesetzt werden. Sie enthalten die wichtigsten Aufklärungen über Geschichte, Alterthümer, Künste und Wissenschaften Asiens, besonders Indiens. In dems. J. lieferte J. die engl. Übers. der „Sakontala, oder des Schicksalsrings", eines höchst anziehenden Schauspiels des indischen Dichters Kalidasa. 1794 erschien s. Übers. der „Verordnungen Menu's", welche das ganze indische System religiöser und bürgerlicher Pflichten enthalten. J. besaß so reiche und mannigfaltige Kenntnisse in Künsten, Wissenschaften und Sprachen, als sie vielleicht noch Niemand, wenigstens nicht in einem höhern Grade, besessen hat. Sein ganzes Leben war von dem großen Gedanken beseelt, den Orient und Occident in engere geistige Verbindung zu bringen, die Literaturschätze des Morgenlandes, welche die reinen Grundlaute menschlicher Bildung enthalten, dem verfeinerten Europa mitzutheilen, und die Morgenländer sowol an ihre eigne Literatur zu erinnern, als für europäische Mittheilungen und Fortschritte empfänglich zu machen. Er starb im

April 1794. Seine Werke, unter denen auch eine sehr gute persische Grammatik Auszeichnung verdient, sind in 6 Bdn., 4., zu London erschienen.

Jones (Inigo), Baumeister, geb. 1572 zu London, starb daselbst 1651. Ein hoher Gönner, dem seine Zeichnungen und Landschaftsgemälde gefielen, gab ihm die Mittel, Italien und einen großen Theil Europas durchreisen zu können. Nachdem J. diese Reise vollendet hatte, ließ er sich in Venedig nieder, wo er Paladio's Werke studirte und sich einen glänzenden Ruf erwarb. Von dort führte ihn der König von Dänemark, Christian IV., nach Kopenhagen, dessen Schwester, nachherige Gemahlin Jakob I. von England, ihn als ihren Architekten mit nach Schottland nahm. Er ging noch ein Mal nach Italien und kehrte darauf nach London zurück, wo ihm von Jakob I. die Oberaufsicht über alle k. Gebäude übertragen wurde. Dieses ehrenvolle Amt bekleidete er auch unter Karl I. und II. bis an seinen Tod. Seine vorzüglichsten Werke hat er erst nach seiner 2. Reise nach Italien ausgeführt. Ihm verdankt man die Zeichnungen des Palastes von Whitehall sowie den Plan zu dem anatomischen Theater in London. Er hat ferner die Capelle der Königin Katharina in dem Palaste von St.-James, die Kirche, den Markt von Coventgarten und viele andre (im „Vitruvius britannicus" namhaft gemachte) Werke aufgeführt. Seine Zeichnungen gaben 1727 und 1744 W. Kent und Isaak Ware heraus. Auch hat er anziehende Bemerkungen über die Baukunst des Vitruv und Palladio hinterlassen, welche der engl. Übers. des Vitruv von Lioni (London 1742) beigefügt worden sind.

Jones (Paul), der Gründer der amerikanischen Seemacht, geb. 1747 in Schottland, Sohn eines Gärtners, kam 13. J. alt als Lehrling eines Kaufmanns nach Amerika. Als die Colonien im Kampfe mit Großbritannien Schiffe bewaffneten, bot J. seine Dienste an und wurde 1775 erster Lieutenant. Man benutzte seine Erfahrung und seinen Rath in Allem, was die Bildung tüchtiger Seeofficiere und die Mannszucht der Matrosen betraf; er arbeitete wichtige Plane aus zur Verbesserung des Seewesens, und noch in der neuesten Zeit ward manche seiner Ideen ausgeführt. Zum Capitain ernannt 1776, führte er von Brest her 1778 eine Landung in Irland zu Whitehaven aus. Ludwig XVI. gab hierauf dem kühnen Seemann den Befehl über ein französ. Geschwader, womit er Englands Küsten beunruhigte, glänzende Gefechte bestand und viele Prisen machte. Dabei war er mit Franklin und Lafayette in Briefwechsel. Außer dem Durste nach Ruhm, der ihm von Ludwig XVI. einen Prachtdegen und ein Ordenskreuz erwarb, war ritterliche Liebe seine größte Leidenschaft. Die schöne und geistreiche Gräfin Löwendahl in Paris erlaubte dem Helden, sich für ihren Ritter zu erklären. 1787 ließ der Congreß ihm zu Ehren eine Denkmünze schlagen. Katharina lud ihn nach Petersburg ein und stellte ihn als Contreadmiral an. Als er der Kaiserin eine Abschrift der Constitution der Ver. Staaten überreichte, bemerkte sie, daß die amerikanische Revolution nothwendig andre nach sich ziehen und auf alle Regierungen Einfluß haben müsse. 1788 stellte er in der vom Kapudan Pascha vor Oczakow zerstreuten russischen Flotte die Ordnung wieder her und erhielt dafür den St.-Annenorden. Darauf erfocht er einen Sieg über die türkische Flotte; allein Potemkin's Eifersucht gestand ihm diesen Ruhm nicht zu. Auf seine Beschwerde bewirkte der mächtige Günstling J.'s Abberufung. Unwillig verließ der gekränkte Seemann Petersburg und ging nach Paris, wo er 1792 starb. Die Nationalversammlung legte um ihn Trauer an. Cooper hat in seinem Roman „Der Lootse" die Geschichte des amerik. Seehelden entstellt. Man findet ihn treu geschildert in der Schrift: „Paul Jones, der kühne Seemann und Gründer der amerik. Marine" (a. d. Engl., Lpz. 1826).

Jongleurs, Gewandtheitskünstler, die mit ihren Gaukeleien sich sehen lassen. Ein genauerer Sprachgebrauch verbindet mit diesem Namen den Begriff

des Fremdartigen, Zauberähnlichen zur Erinnerung an die Gebiete, denen diese Künste entstammen. Im Mittelalter nannte man die Instrumentisten so, welche den Troubadours zur Seite gingen; bald aber kehrten diese Instrumentisten, wenn Du Cange's Ableitung von jocularis, joculator richtig ist, zu ihrem ursprünglichen Thun und Treiben zurück; sie stellten die Lieder, die sie absingen halfen, dramatisch dar und wurden Possenreißer, die, in eignen Banden vereinigt, mancherlei Bevorrechtungen hatten. So bildeten sie in Paris eine Genossenschaft, die in der rue des jongleurs, nachmals S. Julien des ménétriers beisammenwohnten, ein Stadttheil, der eben nicht im Rufe der besten Sitte stand. Das, was man jetzt Jongleurs nennt, Meister in allen Übungen der Gewandtheit und der Äquilibristik, bezeichnete man damals mit dem Worte bateleurs, batalores. Dieser Name erinnert an das chinesische Stäbchenspiel, das die indischen Gaukler aus der Schudrakaste, Mo ty und Medua Samme, bei uns mit stets erneuertem Beifall zeigten. Durch die Berichte von Reisenden wußte man, daß in dem Heimathlande der geschmeidigsten Körperformen, in Hinter- und Vorderasien zwischen dem alten Ganges und Orontes, Kunstfertigkeiten im Balanciren, Schwingen, raschen Körperbewegungen nach taktmäßiger Mensur ꝛc. sich erhalten hätten, die dort die Würde tausendjähriger Überlieferung haben. Denn fanatische Bußübungen, orgiastische Aufregungen hatten dort, wo der Körper so fügsam sich den schwierigsten Zumuthungen bequemt, Jonglerien zuerst in Aufnahme gebracht, die Vergangenes sühnen, Zukünftiges herbeiführen oder errathen helfen sollten. So entstanden dort die schamanischen Gaukeleien, die man bei mehren nordamerikanischen Völkerstämmen gleichfalls antraf. Von sinnigen und das Spiel liebenden Hindus zu einer Kunst erhoben, wurden diese Jonglerien ein Gewerbe, das in China, an der Küste Koromandel und auf den beiden Halbinseln diesseits und jenseits des Ganges noch gegenwärtig mit der höchsten Meisterschaft getrieben wird. Seit einigen Jahren hat man in Deutschland sich von der Gewandtheit, der Muskelkraft und der Ausbildung des geschmeidigen Körpers dieser Hindus durch die Gaukler überzeugen können, die von Zeit zu Zeit über England nach dem Festlande gekommen sind. Einer der frühern war der Madrasser Poolo, späterhin sah man in Paris und in Deutschland die obengenannten Jongleurs. Aber noch in frischer Erinnerung von Beider bewundernswerther Fertigkeit hat Böttiger in der „Abendzeitung" (1820, Nr. 117 fg., und 1823, Nr. 229 fg.) erwiesen, daß die alte Welt noch Erstaunenswertheres in kunstschwieriger Anordnung sah. Auch das Bewundertste unter den Kunststücken dieser Jongleurs, das Verschlucken des Schwerts und das Auffangen mehrer im raschesten Takt in die Höhe geworfener Messer hatte die alte Welt oft gesehen, da eine Inschrift bei Gruter (Thes., p. DCXXXVII, p. 1) bezeugt, daß in den Bädern des Agrippa, des Titus und Trajan zu Rom ein Bär gesehen ward, der, in eine weite Toga verhüllt, dasselbe Kugelspiel trieb, was wir bei den indischen Gauklern bewunderten. Bis zu diesem Äußersten zwang die Geduld der Mansuetarii selbst Thiere, um dem stets nach Neuem und Unerhörtem lüsternen Volke Roms und der großen üppigen Städte in seinen Provinzen etwas zu bieten! Ballspiele, wo Bälle, aus bunten Farbensegmenten zusammengesetzt, fortwährend den Körper umkreisten, Übungen der Balancirkunst, wo jeder Fehltritt ein tödtlicher Schritt war, zeigten jene Zugvögel der Erde — jeglicher Stadt stättelose Kinder —, in einer Vollkommenheit, die uns in den Angaben und Andeutungen der Kirchenväter noch jetzt in Erstaunen setzt. Denn die Kirchenväter sind mit Manetho (Apotelesmat., IV, 289) und dem lat. Dichter Manilius, dessen astronomisches Gedicht die Nativität der einzelnen Lebensstände stellt, die vorzüglichsten Gewährsmänner, um uns von diesem Theile antiker Virtuosität einen ausreichenden Begriff zu machen. Für Messerwerfer hatten die Alten den Namen Ventilatores, sowie denn die in ewiger Bewegung sich umtreibenden Ballspieler unter dem Na-

men pilarii bei Quinctilian vorkommen. Bei dem zuletzt gesehenen Hindu war die glückliche Beweglichkeit aller einzelnen Theile seines Körpers, ohne daß einer dem andern störend gewesen wäre, oft bewundernswerth. Während er mit der Stirn ein schwierig genug zusammengesetztes Gebäude von einzelnen Stäbchen im Gleichgewicht hielt, vorher darauf aufbaute, dann es aus einander nahm, erhielt er mit den Zehen seiner Füße Ringe in schwingender Bewegung, die auch sehr Geübte kaum so in Schwingung zu setzen verstehen würden. Schwieriger schien noch das Aufreihen von Perlen an einem Faden durch bloße Hülfe der Zunge. Doch auch das erwähnen alte Kirchenväter ausdrücklich, sodaß der Glaube uns aufgedrungen wird: auch das Auffallendste, was unsere Zeit aufweisen kann, würde den wiederkehrenden Alten, namentlich den Bewohnern der größern Städte des römischen Kaiserreichs, z. B. Antiochiens, nicht neu und überraschend scheinen. Orakeljonglerien mögen die alten lärmigen Jynxzauberer, γυκτερες, getrieben haben, von deren Namen man versucht ist, den heutigen Jongleur abzuleiten, den man zunächst auf die provençalische Ocsprache zurückführen muß. Die beiden noch in Indien vereinigten Talente, Divination und körperliche Gewandtheit, findet man schon bei diesen Jynxgauklern zusammen. 19.

Jonson (Benjamin), oder Johnson, gewöhnlich **Ben Jonson** genannt, ein dram. Dichter, geb. 1574, stammte aus einer alten schottischen Familie. Da ihm sein Vater kein Vermögen hinterlassen hatte, nahm er Kriegsdienste und zeichnete sich in den Kriegen in Flandern aus. Nach dem Frieden widmete er sich der Poesie. Seiner theatralischen Schriften wegen wird er von Einigen für den Wiederhersteller, oder wol gar für den Gründer des engl. Theaters gehalten. Er stand bei seinen Landsleuten in solchem Ansehen, daß man seinen Leichenstein mit der Inschrift: „O seltener Ben Jonson!" schmückte. Er war ein jüngerer Zeitgenosse, sogar Nebenbuhler Shakspeare's, und starb 1637. Aug. Wilh. v. Schlegel fällt über ihn das fast zu harte Urtheil: „Ben Jonson war ein dramatischer Schriftsteller, der im Schweiße seines Angesichts, aber mit geringem Erfolge, das engl. Schauspiel nicht romantisch, sondern nach dem Muster der Alten auszubilden strebte". Er fand an Shakspeare einen bereitwilligen Aufmunterer seiner Talente. Sein erstes, noch ziemlich unvollkommenes Stück: „Every man in his humour" (Jedermann in seiner Laune), wurde durch Shakspeare's Empfehlung auf die Bühne gebracht, und an seinen „Sejan" legte dieser selbst Hand, ja er übernahm in beiden eine Hauptrolle. Trotz aller Schulgelehrsamkeit, worin J. dem Shakspeare überlegen war, fielen seine Stücke entweder ganz durch, oder sie erhielten nur einen geringen Beifall. Ben J. besaß allerdings einen sehr gründlichen Verstand; er war sich bewußt, daß er die Kunst mit Ernst und Eifer ausübe, und sein Streben ging dahin, dem engl. Drama Regelmäßigkeit und Correctheit zu geben; daß ihm aber die Natur die Grazie versagt hatte, ahnete er freilich nicht. Somit war er, was man einen kritischen Dichter nennt; ihm gelang meistens diejenige Gattung, woran der Verstand den meisten Antheil hat, am besten. Nach den beiden mißlungenen Versuchen „Sejan" und „Catilina", entsagte er der Tragödie; dagegen widmete er sich dem Charakterlustspiele, in welchem er mehr ernsthaft spottet, als Lachen erregt; auch zeigt sich mehr Beobachtungsgeist als Phantasie darin. Man hat von ihm 13 Lustspiele und eine Menge sogen. Masken. Außer obenerwähntem sind noch zu merken: „Jedermann außer seiner Laune"; „Volpone"; „Der Alchymist"; „Epicöne, oder das stumme Mädchen" und „Der dumme Teufel". Seine Masken sind allegorische Gelegenheitsstücke, welche zum Theil bei Hofe aufgeführt wurden, eine Gattung, die mit ihm fast wieder ausgestorben ist; späterhin hat nur noch der „Komus" von Milton in derselben einigen Ruhm erlangt. Ben J.'s Werke sind erschienen zu London 1716 in 6, und 1757 in 7 Bdn.

Jordan. Dieser durch heilige Erinnerungen merkwürdige Fluß entspringt am Fuße des Gebirges Antilibanon in Syrien (Paschalik Damascus), bildet den See Genezaret oder Tiberias, durchschneidet Palästina von N. nach S., nimmt den Kidron auf und ergießt sich ins todte Meer. Seine Ufer, sonst belebt und angebaut, sind jetzt wüst, und langsam wälzt sich sein gelbes Wasser im Sande fort. Die Hebräer nannten ihn Jordan, d. h. Fluß des Gerichts; bei den Arabern heißt er Nahar-el-Chiria (Fluß der Furt). Den religiösen Abwaschungen in diesem Flusse schreiben sie Heilkräfte zu. Über die Länder am Jordan und östlich s. m. J. S. Buckingham's „Travels among the Arab Tribes inhabiting the countries east of Syria and Palestine (Lond. 1825, 4.). E.

Jornandes, eigentlich Jordanes, ein Alane, lebte unter dem Kaiser Justinian, war Notarius, trat aber in den Mönchsstand und wird fälschlich als Bischof von Ravenna aufgeführt. Sein Werk: „De Gothorum origine et rebus gestis", und seine Chronik „De regnorum et temporum successione", welche beide bis 552 reichen, sind von großer Wichtigkeit, obgleich in barbarischem Latein geschrieben. Sie finden sich in Muratori's „Script. rerum ital."

Josefinos, s. Afrancesados.

Joseph, der spätgeborene Sohn der geliebten Rahel, ward von seinem Vater Jakob vorzüglich geliebt. Aus Neid darüber und durch den Übermuth erbittert, den sie in der Bedeutung seiner unschuldigen Träume zu entdecken glaubten, verkauften ihn seine Brüder an ismaelitische Sklavenhändler, durch welche er in das Haus Potiphar's, eines vornehmen Staatsbeamten in Ägypten, kam. Die Klugheit und Treue, womit er die Güter seines Herrn verwaltete, milderte seine Lage, und durch seinen Widerstand gegen die wollüstigen Zumuthungen der Frau Potiphar's erwarb er sich den Beinamen des Keuschen. Sein Betragen in dieser Versuchung zeigt von einer Geistesstärke und Frömmigkeit, die an einem Jünglinge von 20 J. in Erstaunen setzt. Die Rachsucht des verschmähten Weibes brachte ihn ins Gefängniß. Doch auch hier wußte J. sich das Vertrauen des Aufsehers zu erwerben, und die trostvolle Auslegung, die er dem gleichfalls verhafteten königl. Mundschenken von einem Traume gibt, bahnt ihm den Weg zum Glücke. Denn da der Mundschenk wieder zu Gnaden gekommen, erinnerte er sich bei Gelegenheit eines Traumes, um dessen Deutung sich Pharao und der ganze Hof bekümmerten, des hebräischen Knechts, der im Kerker ihm den seinigen so glücklich gedeutet hatte. J. wurde gerufen und erklärte den Traum des Königs von den sieben fetten und sieben magern Kühen, mit Geistesgegenwart und Kenntniß des Landes, von sieben fruchtbaren und sieben unfruchtbaren Jahren, die Ägypten nach einander zu erwarten habe. Dabei gab er so zweckmäßige Vorschläge zur Sicherung des Volks vor Mangel an die Hand, daß Pharao ihm die Ausführung derselben übertrug. Die Verdienste, die er sich hierbei um Ägypten erwarb, obwol er die Leibeigenschaft einführte, rechtfertigten das Vertrauen des Königs, der ihn Vater des Vaterlandes genannt und zum Zweiten im Reiche gemacht hatte. Verheirathet mit der Tochter eines ägyptischen Großen, im Besitze der höchsten Gewalt nach dem Könige, sowie der Liebe des Volks, sah J. alle seine Wünsche befriedigt, außer der Sehnsucht nach den Seinigen. Da kamen seine Brüder in den Jahren der Theuerung, um Korn aus den von ihm angehäuften Magazinen zu kaufen. Ohne sich ihnen zu erkennen zu geben, suchte er sie durch einige harte Proben zur Reue über das gegen ihn begangene Unrecht zu bewegen und ihre Gesinnungen zu erforschen. Endlich übermannte ihn sein Herz. Höchst rührend ist dies Erkennen und die Scene, wo J. den mit seiner Familie nach Ägypten gerufenen Vater wiedersieht. Er, den seine Brüder verstoßen hatten, wurde nun ihr Wohlthäter, wofür Jakob bei seinem letzten Segen seinen beiden Söhnen gleiche Rechte mit den übrigen Brüdern gab; daher zwei Stämme, Manasse und

Ephraim, das Andenken J.'s unter den Hebräern erhalten. Niemand kann ohne lebhafte Theilnahme so große Talente, so seltene Tugenden und Verdienste, so ausgezeichnete und wunderbare Schicksale in einem Manne vereinigt sehen, der den ältesten Zeiten der Menschengeschichte angehört. Die Erzählung seines Lebens ist unstreitig die schönste Partie in den mosaischen Schriften, und obgleich sie Jedermann weiß, fürchten und hoffen immer noch Junge und Alte beim Wechsel seines Glücks, wenn sie die einfache Darstellung jener Urkunde lesen. Darum ist J. auch ein Lieblingsstoff der Kunst: gute Gemälde haben die Scenen seines Lebens verewigt; Poesien und Romane haben, meist ohne ihr Original zu erreichen, die Züge seines Charakters und den Gang seiner Schicksale nachgeahmt, und erst neuerdings ist er in Méhul's Oper „Jakob und seine Söhne", wieder auf die Bühne getreten. E.

Joseph I., römisch-deutscher Kaiser, Sohn Leopolds I., geb. zu Wien den 26. Juli 1678, empfing schon 1689 die ungarische und bald darauf die römische Königskrone. 1705 trat er die Regierung an, deren kurze Dauer durch Kriege in den Niederlanden, Ungarn, Deutschland, Italien und Spanien bezeichnet war. Er war ein Fürst von edler Gesinnung, aber geringer Thätigkeit. Um das deutsche Reich machte er sich durch Wiederbelebung des Reichskammergerichts verdient. Die Protestanten erfreuten sich unter seiner milden Regierung der Duldung und mehrer Freiheiten. Er starb den 17. April 1711.

Joseph II., römisch-deutscher Kaiser, Sohn Franz I. und der Maria Theresia. Die Geburt (13. März 1741) dieses seltenen Monarchen fiel, wie sein Tod (20. Febr. 1790) in eine kriegerische und für die Fortdauer der Monarchie gefahrvolle Zeit. Schon war Friedrich der Große Besitzer der einen Hälfte Schlesiens, schon näherte sich das bairische Heer den östreich. Grenzen, und erst 7 J. darauf befestigte der aachner Friede die wankende Monarchie aufs neue. So hörte Joseph schon als Kind von Schlachten, von Eroberungen und Verwüstungen, und vielleicht trugen diese Eindrücke dazu bei, in ihm späterhin den kriegerischen Geist zu erzeugen, der sich mit seiner menschenfreundlichen Gesinnung nicht zu vertragen schien. In den Wissenschaften blieb Joseph hinter seinem Bruder (Leopold II.) zurück; doch zeigte er muntern Geist und Scharfsinn, und machte besonders in den Sprachen, der Mathematik und Musik Fortschritte. Die Handlungsweise seiner Mutter trug wahrscheinlich Vieles zur Bestimmung seines Charakters bei. Sein lebhaftes Temperament und ihr strenger Wille mußten sich oft begegnen; er gehorchte aus Ehrfurcht, aber ohne Überzeugung und mit zurückgehaltenem Unwillen. Sie war fromm; der Sohn bemerkte, wie sehr ihre andächtige Denkungsart gemißbraucht wurde; und so bekam er eine unbesiegbare Abneigung gegen die Geistlichkeit. Sie legte einen zu hohen Werth auf die Geburt, und so faßte er früh einen Widerwillen gegen unverdiente Vorzüge und sah in dem Menschen zunächst nur den Menschen. Unterdessen war der siebenjährige Krieg ausgebrochen; Alles war bereit, daß der Thronerbe zum Heere abgehen sollte, als Theresia ihren Entschluß zurücknahm. Er vermählte sich 1760 mit Elisabeth von Parma, die er zärtlich liebte, aber schon bei ihrer zweiten Niederkunft verlor. Auch von seiner zweiten Gemahlin, der bairischen Prinzessin Josephe wurde er bald durch den Tod getrennt. Nach dem hubertsburger Frieden ward Joseph, 1764, zum römischen König erwählt, und nach dem plötzlichen Tode seines Vaters 1765, Oberhaupt des deutschen Reichs. Seine Mutter erklärte ihn zwar zum Mitregenten der Staaten seines Hauses, und übertrug ihm die Verwaltung des Heeres; aber die eigentliche Regierung blieb in ihren Händen. Joseph hatte während des Kriegs Veranlassung gehabt, den großen Gegner seines Hauses zu bewundern. Von diesem Muster durchdrungen, trat er seinen erhabenen Beruf an; da er jedoch, das Kriegswesen ausgenommen, welches er mit Lascy verbesserte, wenig freie Hand hatte: so benutzte er diese Zeit zum

Reisen, um seine Staaten selbst kennen zu lernen. Auf einer derselben besuchte er, als Graf von Falkenstein (25. Aug. 1768), Friedrich den Großen im Lager bei Neisse. Die beiden Monarchen setzten sich über den Zwang des Ceremoniels hinaus, unterhielten sich vertraut, und man sah sie wie zärtliche Freunde mit einander umgehen. Im folg. J. erhielt der Kaiser im Lager zu Mährisch-Neustadt einen Gegenbesuch von Friedrich. 1777 reiste J. nach Paris und verweilte 6 Wochen dort. Jedermann war von ihm entzückt. Als am Ende dieses Jahres der Kurfürst von Baiern starb, brach zwischen Östreich und Preußen der bekannte Erbfolgekrieg aus, dem jedoch Theresia ohne Vorwissen und gegen den Wunsch ihres Sohnes, der sich mit seinem großen Gegner im offenen Felde zu messen im Begriff war, ein Ende machte. 1780 trat Joseph den vollen Besitz seiner Erbstaaten, 40 J. alt, gesund und voll Feuer, Gebieter über mehr als 22 Mill. Menschen und über ein vortreffliches Heer, an. Sein Volk betete ihn an; nur der inländische Adel und die Geistlichkeit glaubten ihn fürchten zu müssen. Durch Verfügungen und Einrichtungen Josephs, die zum Theil sehr beifallswürdig waren, zog er sich den Haß der Großen und der Geistlichkeit zu. Er gestattete eine größere Preßfreiheit und führte Conduitenlisten ein, d. h. Verzeichnisse der Staatsdiener von ihren Chefs, mit Bemerkungen über ihre Persönlichkeit, ihren Fleiß, ihre Talente &c. Er hob die Verbindung zwischen den Ordensleuten und Rom auf, und verminderte zum Theil die früher ausgesetzten Pensionen. Durch christliche Duldung gab er der jüdischen Nation eine verbesserte Lage, er schaffte die Leibeigenschaft ab; er zog endlich alle Nonnenklöster und viele Mönchsklöster ein, besonders die, welche keine Schulen hatten, oder nicht Kranke pflegten, oder deren Mönche nicht predigten. Im Frühjahre 1782 stattete Papst Pius VI. in Wien einen Besuch ab, wo er geistliche Handlungen verrichtete und Segen austheilte. Später machte ihm J. einen Gegenbesuch zu Rom, während er fortwährend Klöster einzog, sodaß 8 J. später die Zahl der Ordensleute in seinen Staaten von 63,000 auf 27,000 gesunken war. Alle Zweige der Staatsverwaltung, die öffentliche Erziehung, die Polizei, das Kirchenwesen und der Landbau wurden verbessert. Durch ein neues Gesetzbuch hob J. die Todesstrafen auf. Die Reform, welche er mit Ungarn vornahm, welches Königreich er seinen deutschen Staaten gleich machen wollte, bewirkte leider einen Aufruhr der Walachen, welchen er nur durch die Hinrichtung ihrer Anführer, des Horia und Gloska, zu dämpfen im Stande war. Hierauf folgte 1784 der Streit mit den Holländern über die freie Schifffahrt auf der Schelde, und die Unterhandlungen, um die Niederlande gegen Baiern zu vertauschen, welchen sich der deutsche Fürstenbund 1785 entgegenstellte. 1787 reiste J., als Graf von Falkenstein, in die Krim, wo ihm Katharina zu Cherson die glänzendsten Feste gab. Nach seiner Rückkehr traf ihn eine Reihe von Unglücksfällen. Die Niederländer brachen in einen Aufruhr aus; J. hob alle Neuerungen auf, und die Ruhe schien zurückzukehren. Am 9. Febr. 1788 erklärte er den Türken den Krieg. Dieser schien in den ersten Monaten eine günstige Wendung für die Östreicher zu nehmen, dann aber wurde er desto unglücklicher geführt. Das Heer mußte sich nach dem Überfall bei Lugosch (20. Spt. 1788), der zugleich Josephs Gesundheit zerstörte, zurückziehen und litt außerordentlich an den Folgen der unerträglichen Hitze und der ungesunden Gegend. J. selbst kam, erschöpft und niedergebeugt durch das Unglück seiner Heere, im Dec. krank in Wien an. Obgleich im folg. J. das Glück den östreich. Waffen wieder günstig ward, Belgrad sich an Laudon ergab und die Russen große Fortschritte machten: so war doch während dieser Triumphe ganz Deutschland um das Leben seines Kaisers besorgt. Eine Hauptursache aller Leiden, die jetzt ihn trafen, war das mit dem Nov. 1789 eingeführte Steuergesetz. Edelleute und Bauern bezeigten sich gleich unzufrieden damit, und die Losung zur allgemeinen Unordnung und zum offenen Streite war gegeben. Die Niederländer erklärten sich für frei und

vertrieben die kaiserlichen Truppen aus allen Provinzen, da nur noch Luxemburg in des Kaisers Gewalt blieb. J. zeigte sich zur Nachgiebigkeit geneigt, aber die Niederländer wiesen jeden Vorschlag trotzig von sich. Auch die Ungarn, bei denen die allgemeine Unzufriedenheit nur unter der Asche geglommen hatte, empörten sich und verlangten ihre Rechte und ihre alte Verfassung zurück. Da erklärte J., zum Erstaunen von ganz Europa, im Jan. 1790, alle während seiner Regierung in Ungarn erlassene Verordnungen für aufgehoben, bis auf das Toleranzedict (vom 22. Juni 1781). Tirol zeigte sich ebenfalls unzufrieden, und J. eilte, auch dort wieder Alles auf den vorigen Fuß zu setzen. Welchen Eindruck mußte die Nothwendigkeit, so demüthigende Schritte zu thun, auf Josephs Geist machen! Sein Körper erlag. Die Folge zeigte es: schon im Febr. 1790 fühlte er, daß er sich mit großen Schritten dem Tode nähere. Er starb an der Lungensucht am 20. J. war von mittler Größe; sein Temperament war äußerst lebhaft; schnell ergriff er und ebenso schnell verwarf er wieder, immer geneigt zu wirken, zu herrschen, zu zerstören und zu bauen. Furchtlosigkeit in Gefahren war ein Hauptzug seines Charakters. Er hatte ein starkes lebendiges Gefühl von der Würde der Menschheit, und ehrte sie in Jedem. Er fühlte, daß das Conventionelle nicht nothwendig sei, daß jeder rechtschaffene Mann einen Anspruch auf die Achtung des Andern machen könne, und wenn dieser Andre durch die Umstände auch noch so hoch gestellt sei. Er ließ den bisher verschlossenen Augarten öffnen und über den Eingang die Inschrift setzen: „Allen Menschen geweiht von ihrem Schätzer". Als man ihn bat, den Prater nur einzelnen Ständen zum Spaziergange zu erlauben, damit man sich hier mit seines Gleichen vergnügen könne, schlug er es ab und setzte hinzu: „Wenn ich nur mit meines Gleichen leben wollte, so müßte ich in die kaiserliche Gruft zu den Capuzinern steigen und darin meine Tage zubringen". Zu Schmidt, dem Geschichtschreiber der Deutschen, sagte er: „Schonen Sie Niemanden, auch mich nicht, wenn Sie mit Ihrer Geschichte so weit kommen. Meiner Vorfahren und meine Fehler sollen die Nachkommen belehren". Friedrich der Große schrieb an Voltaire über ihn: „Joseph ist ein Kaiser, wie Deutschland lange keinen gehabt hat. Erzogen in der Pracht, hat er doch einfache Sitten angenommen; unter Schmeicheleien groß geworden, ist er doch bescheiden; entflammt von Ruhmbegierde, opfert er doch seinen Ehrgeiz der Pflicht auf". Offenbar war Josephs Lieblingsidee, Selbstherrscher im eigentlichen Verstande zu sein und die große Maschine des Staats einfach durch sich selbst zu lenken. Alles, was er durch eignes Nachdenken oder durch Kenntniß andrer Länder als eine nützliche Einrichtung ansah, wollte seine große Seele auch wirklich bei sich einheimisch machen. Aber er bedachte nicht genug, daß er es mit andern Menschen, mit andern Verhältnissen zu thun habe, daß eine lange Gewohnheit, ein, durch das Alter geheiligter Gebrauch sich nicht mit einem Male verändern lasse, daß die Menschen, auf die er wirken wollte, nicht die Kenntniß und Erfahrung besäßen, die er sich gesammelt hatte. Niemand verstand ihn, oder wollte ihn verstehen; Vorurtheil und Eigennutz stellten ihm tausend Schwierigkeiten entgegen. Dieser Widerspruch aus unlautern Quellen bewirkte natürlich Unbiegsamkeit und Härte in seinen Entschließungen. Nicht ohne tiefe Wehmuth kann man dem Andenken Josephs eine ernsthafte und anhaltende Betrachtung widmen. Ein Weiser, der immer das Gute wollte, und es doch nur so selten ausführen konnte! Ein Regent, der seine Staaten zu beglücken suchte, und sie unglücklich machte! Ein Vater, der sich für seine Kinder aufopferte, und dem sie es nicht dankten! Ein Mensch, der alle Menschen liebte, und von ihnen nicht wieder geliebt, ja endlich sogar gehaßt wurde! Sein früher Tod gewährte ihm nicht einmal den Trost, aus den harten Schlägen des Schicksals, die er erdulden mußte, Belehrungen ziehen zu können, mit deren Hülfe er vielleicht Alles wieder gut gemacht haben würde, was

sein zu großer Eifer verdorben hatte. Kraftvolle, rasche Menschen lassen sich selten durch die Warnungen der Geschichte, oder durch den vorsichtigen Rath ihrer Freunde leiten; im Vertrauen auf ihre Kraft wollen sie Alles selbst versuchen. J. konnte die Schule der Erfahrung nicht beenden, und die Schule der Könige ist doch so schwer und lang! Man denke sich ihn als einen 60jähr. Mann, mit kühlerm Blute, mit der Klugheit des Alters, mit den theuern Erfahrungen seiner frühern Jahre, würde er da nicht der beglückendste und glücklichste Regent der Erde geworden sein? Achtung, Ehrfurcht und Mitleiden dem Helden, der in der Mitte seines Berufes gefallen ist! Der jetzige Kaiser von Östreich, Franz I., sein Neffe, hat ihm in Wien 1807 ein Denkmal durch den Bildhauer Zauner errichten lassen. Anziehend sind die „Anekdoten- und Charakterzüge vom Kaiser Joseph II.", in 3 Thln., und Pezzl's „Charakteristik" desselben (Wien 1790). Auch in Dohm's „Denkwürdigkeiten" finden sich wichtige Aufschlüsse über Josephs Regierung und Reformenwesen. Ein wichtiger Beitrag zur Charakteristik und Geschichte dieses unvergeßlichen Selbstherrschers ist eine Sammlung von „Briefen Josephs II." (Leipz. 1821, 2. A. 1822).

Josephus Flavius, geb. 37 nach Chr. zu Jerusalem aus dem Priesterstande, war die Zierde der pharisäischen Secte, zu der er sich bekannte, und eine Zeitlang Statthalter von Galiläa. Späterhin erhielt er den Befehl des jüdischen Heers, und hielt mit Muth, Kenntniß und Entschlossenheit in der Festung Jotapata eine siebenwöchentliche Belagerung von Vespasian und Titus aus. Durch Verrath ward die Festung den Feinden überliefert, 40,000 Einw. wurden niedergehauen, 1200 zu Gefangenen gemacht. J. hatte sich in einer Höhle versteckt, wo man ihn entdeckte und dem römischen Feldherrn überlieferte. Dieser wollte ihn eben dem Nero übersenden, als es, wie man sagt, J. gelang, durch die Prophezeihung, daß Vespasian einst Kaiser werden würde, sich dessen Gunst und die Freiheit zu verschaffen. Dies bewog ihn, als er mit Titus vor Jerusalem gezogen war, seine Landsleute zur Unterwerfung aufzufodern. Nach der Eroberung Jerusalems ging er mit Titus nach Rom, und schrieb, als Augenzeuge, seine „Geschichte des jüdischen Krieges" in 7 Büchern, hebräisch, dann griechisch, ein Werk, das unter allen Geschichtsbüchern dem Livius am nächsten kommt. Seine „Jüdischen Alterthümer" (in 20 Büchern) sind ebenfalls trefflich; sie enthalten die Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis gegen das Ende der Regierung Nero's; doch wirft man diesem Werke vor, daß es die Wunder Christi entstelle, auch alles Dasjenige unterdrücke oder mindere, was im Stande gewesen wäre, die sogenannten Heiden zu beleidigen. Als kluger Politiker deutete er die Weissagung des Messias auf den Kaiser Vespasianus. Seine zwei Bücher vom „Alterthume des jüdischen Volks" enthalten kostbare Bruchstücke von alten historischen Schriftstellern, und sind gegen Apion, einen alexandrinischen Grammatiker und erklärten Widersacher der Juden, gerichtet. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die von Havercamp, Amsterdam 1729, in 2 Bdn., Fol., griech. und lat. (neueste A. von Oberthür, Leipzig 1781—85); deutsch von Friese. Böhmert, „Über des Flav. Jos. Zeugniß von Christo" (Leipzig 1823), enthält eine Biographie des J.

Josquin de Prez (Adrian; auch Josquinus oder Jodocus de Prato), einer der ersten Meister der niederländischen Tonkünstlerschule und von Geburt ein Niederländer, der aber von seinem mehrjährigen Aufenthalte in der toscanischen Stadt Prato jenen Beinamen erhielt. Er war ein Schüler Joh. Okenhein's, welcher der Seb. Bach seiner Zeit genannt wird; unter dessen Leitung studirte er die künstliche Harmonie, ging darauf nach Italien und wurde 1475 unter die päpstlichen Sänger aufgenommen. Hier schon erlangte er einen großen Ruf durch die Motetten, Messen und andre Kirchencompositionen. Er wurde daher nach Cambray berufen und dann Capellmeister Ludwig XII. und Franz I., endlich aber des Kaisers Maximi-

lian I. und starb zu Brüssel, wo sein Grabmal in der Kirche des heil. Gudala zu finden ist. Er war als Contrapunktiker 100 Jahr vor Palestrina und Orlando mit Recht bewundert und brach sich in den Compositionen, in welchen Punctation, Kanon, Fuge herrschend sind, seine eigne Bahn, ging auch von der Gewohnheit ab, über alle beliebte Themen zu schreiben. D. Mart. Luther sagte nach Anhörung einer seiner Messen: „J. ist ein Meister der Noten; diese haben thun müssen, wie er gewollt; andre Componisten müssen thun, wie die Noten wollen", womit gewiß die Freiheit und Erhebung über die trockne Regel bezeichnet wird. Seine berühmten Schüler waren Senfel und Nik. Gombert. Ein Verzeichniß seiner Compositionen, worunter auch französ. Lieder für 3 und 4 Stimmen, gibt Forkel im 2. Bd. seiner „Geschichte der Musik", S. 557.

Jourdan (Jean Baptiste, Graf), Marschall und Pair von Frankreich, geb. 1762 zu Limoges, wo sein Vater Wundarzt war, trat 1778 in Kriegsdienste und focht in Amerika. Nach dem Frieden widmete er sich der Handlung. 1790 nahm er Dienste bei der Nationalgarde; 1791 führte er ein Bat. Freiwilliger zur Nordarmee; im Mai 1793 ward er Brigadegeneral, zwei Monate darauf Divisionsgeneral. In der Schlacht bei Hondscoote erstieg er an der Spitze der Truppen die feindlichen Verschanzungen; darauf übernahm er an Houchard's Stelle den Heerbefehl. Den 17. Oct. erfocht er nach 48stündigem Kampfe den Sieg bei Wattignies gegen den Prinzen von Koburg, weil er aber, gegen die Meinung des Wohlfahrtsausschusses, mit neugeworbenen Truppen ohne Kriegszucht nicht sogleich angriffsweise verfahren wollte, erhielt Pichegru den Oberbefehl; doch gab man J. bald darauf an Hoche's Stelle das Commando der Moselarmee. Er eröffnete den Feldzug durch den Sieg bei Arlon, bewirkte hierauf die Vereinigung seines Heeres mit dem rechten Flügel der Nordarmee, ging über die Sambre, belagerte Charleroi, und erkämpfte im Juni 1794 den Sieg bei Fleurus, wodurch er Herr von Belgien wurde und die Verbündeten bis über den Rhein trieb, sodaß Mastricht und Luxemburg fallen mußten. Man kann also J. als den Eroberer Belgiens und des linken Rheinufers ansehen. Im Sept. 1795 ging er bei Bonn, Neuwied und Düsseldorf über den Rhein, während Pichegru bei Manheim dasselbe that. Doch konnte sich J. auf dem rechten Ufer nicht behaupten. Er kam hierauf an Pichegru's Stelle, und unternahm 1796 den berühmten Überfall am rechten Rheinufer, worauf er Franken eroberte und gegen Böhmen und Regensburg vordrang. Allein der Erzherzog Karl schlug ihn, und sein Rückzug bis über den Rhein ward zuletzt unordentliche Flucht, worauf Beurnonville den Oberbefehl übernahm; J. kehrte darauf nach Limoges in den Privatstand zurück. Im März 1797 wurde er zum Mitgl. des Raths der Fünfhundert gewählt, und war zwei Mal Präsident desselben. Unveränderlich fest hielt er an der Republik. Er stand auch hier seinem Nebenbuhler Pichegru gegenüber. In den Vorgängen des 18. Fructidor war er auf der Seite des Directoriums. Er war es, der das Gesetz der Conscription in Vorschlag brachte. Hierauf zum Befehlshaber der Donauarmee ernannt, ging er d. 1. März 1799 über den Rhein, drang in Schwaben ein, griff den Erzherzog Karl an, wurde aber am 25. März bei Stockach geschlagen und mußte sich zurückziehen. Am 10. Apr. ward er durch Massena abgelöst. Nach der Revolution des 18. Brumaire (9. Nov.), der er sich widersetzte, erhielt er im Juli 1800 die Verwaltung von Piemont. 1802 kam er in den Staatsrath und ward für den Senat gewählt. Darauf ernannte ihn Napoleon 1803 zum Chef der ital. Armee u. 1804 zum Reichsmarschall und Großkreuz der Ehrenlegion. Da er im Sept. 1805 erklärte, daß seine Armee zu schwach sei, erhielt Massena den Oberbefehl, er aber ward 1806 unter König Joseph Obergeneral in Neapel und ging mit demselben 1808, als Majorgeneral, nach Spanien. Aus Verdruß, daß man ihm alle Unfälle zur Last legte, zog er sich zwar 1809 zurück; allein als Napoleon den Krieg gegen Rußland unternahm

befahl er J., auf seinen Posten nach Spanien zurückzukehren. Doch Joseph verlor am 21. Juni 1813 die Alles entscheidende Schlacht von Vittoria, und J. wohnte seitdem, von Geschäften entfernt, zu Rouen. 1814 ward er Gouverneur der 15. Militairdivision. Hier erklärte er sich für Ludwig XVIII. Den 10. März 1815 schwor er dem König aufs neue, und ging, nachdem dieser Fürst Frankreich verlassen, auf sein Landgut. Napoleon ertheilte ihm die Pairswürde im Juni, und trug ihm die Vertheidigung von Besançon auf. Nach Ludwigs Rückkehr war J. Einer der Ersten, der sich für ihn erklärte. Darauf führte er an Moncey's Stelle den Vorsitz in dem Kriegsgerichte über den Marschall Ney, das sich für incompetent erklärte. 1816 sandte ihm der König von Sardinien sein Portrait, als ein Zeichen seiner Dankbarkeit für die treffliche Verwaltung Piemonts 1800, zu, und Ludwig XVIII. ernannte ihn 1817 zum Gouverneur der 7. Militairdivision und 1819 zum Pair. Er gehört zu der liberal-constitutionellen Partei.

Journal, s. **Buchhalterei**.

Journal, ein Tagebuch, dann periodisch (besonders monatsweise) erscheinende Blätter aller Art. Unter den europäischen Ländern sind es hauptsächlich drei, in denen dieser Zweig der Literatur Unterstützung findet: England, Deutschland und Frankreich. In dem erstgenannten Lande, wo das erste Journal unter der Regierung der Königin Elisabeth erschien, finden besonders politische Zeitschriften lebhaften Beifall, und wenngleich sich die Zahl der Journale dieser Art, die in Frankreich nie sehr groß war, in Deutschland in den Jahren der franz. Tyrannei beträchtlich verminderte, indem selbst einige der gelehrtesten Zeitschriften ihrer Freimüthigkeit wegen unterdrückt wurden: so zeigte doch die große Zahl neu entstandener Blätter, die seit der Befreiung von Deutschland allgemein verbreitet sind, daß der Gemeingeist der Deutschen keineswegs erloschen, sondern nur dessen Äußerung einige Zeit unterdrückt war. Durch ihre Menge und die Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Gegenstände können die Journale leicht vom ernsthaften Betreiben der Wissenschaften abziehen; auch bringt Gewöhnung an Journallesrei einen Widerwillen gegen angestrengte wissenschaftliche Beschäftigung hervor, und es kann durch das Journalwesen (**Journalistik**) eine verderbliche Seichtigkeit verbreitet werden, sowie z. B. in Frankreich die Bildung eines beträchtlichen Theils der sogenannten großen Welt sich nur auf das Lesen einiger Journale beschränkt. Dagegen ist es aber gewiß, daß durch gute Journale zur allgemeinen Verbreitung einer gewissen Bildung unter allen Classen der Nation thätig gewirkt, daß dadurch manches Gemeinnützige in Umlauf gekommen und der öffentliche Geist oft auf eine kräftige Weise geweckt und geleitet worden ist; so in England und Deutschland. Daß sie aber auch zur Verkehrung des öffentlichen Urtheils, zur Verbreitung irriger Meinungen gemißbraucht werden können, hat die Erfahrung, besonders in Frankreich, nur zu sehr bewiesen. Weniger gilt der ausgesprochene Tadel von den rein wissenschaftlichen Journalen, z. B. über Medicin, Physik u. s. w., die zur Verbreitung des Neuesten und Wissenswürdigsten aus ihrem Kreise von entschiedenem Nutzen sein können. (Vgl. **Zeitschriften** und **Zeitungen**.)

Jouy, Flecken mit 2000 Einw. und einem schönen Schlosse nebst Park, an der Bievre, nicht weit von Versailles, im Depart. Seine und Marne, berühmt wegen der Cattunfabrik mit 200 Drucktischen und in den Zeiten der Handelssperre mit 1200 Arbeitern, die 1760 von Oberkampf begründet worden ist und nach und nach ihre jetzige Vollkommenheit erreicht hat. Ihr Cattun empfiehlt sich durch schöne und dauerhafte Farben und ist unter dem Namen Toiles de Jouy bekannt.

Jouy (Victor Etienne de), Mitglied der 2. Classe des Instituts, seit 1815 (an Parny's Stelle) in der Académie française, ein fruchtbarer dramatischer

Dichter und geistvoller Sittenzeichner, geb. zu Jouy bei Versailles 1769, war Soldat, diente 1787 zu Cayenne, dann zu Pondichery, kam 1790 nach Frankreich zurück, wurde Capitain, und machte 1791 mit Auszeichnung seinen ersten Feldzug als Adjutant des Gen. O'Maran. Als dieser 1794 auf dem Blutgerüste starb, rettete sich J. durch die Flucht und lebte 3 Monate mit dem Marquis de Montesquieu zu Bremgarten in der Schweiz. Nach Robespierre's Sturz kam er zurück und diente als Chef des Generalstabes in der Armee von Paris. Am 2. Prairial trug er zum Siege des Convents über die Terroristen bei; als er aber am 13. Vendemiaire der obsiegenden Conventspartei entgegen war, kam er als Anhänger der Sectionen von Paris ins Gefängniß. Zwar erhielt er bald seine Freiheit und wurde Commandant zu Lille; aber auch hier ward er, wegen angeblich verdächtiger polit. Verbindungen mit dem engl. Friedensunterhändler Lord Malmesbury, verhaftet. Nach seiner Loslassung nahm er seinen Abschied, 1797, und bekam, seiner Wunden und langen Dienste wegen, Pension. Darauf stellte ihn der Präfect das Dyledepart. zu Brüssel, Graf Pontecoulant, als Bureauchef an, wo er wesentlichen Antheil an mehren guten Einrichtungen hatte. Als Pontecoulant in den Senat eintrat, gab J. seine Stelle auf und lebt seitdem ganz der Literatur. Seine Oper: „Die Vestalin", componirt von Spontini (1820) erhielt den Preis vom Institute. Eine Parodie auf diese Oper erschien zu gleicher Zeit und fand gleichen Beifall; — J. hatte sich selbst parodirt. Noch dichtete er die Opern: „Les Bayadères"; „Les Abencerrages"; „Ferdinand Cortez", u. a. m.; das in der Wahl des Stoffs verfehlte Trauerspiel „Tippoo-Saëb", 1813, und mehre Vaudeville-Komödien, und viele derselben gemeinschaftlich mit andern Dichtern, wie Longchamp, Gersain, Dieulafoy. Als Herausgeber und Mitarbeiter mehrer Journale, z. B. des „Mercure", wußte er seinen Beiträgen eine so anziehende dramatische Form zu geben, daß man ihn den Inventeur des journaux mis en action nannte. Er richtete seine leichte und witzige Laune auf die Darstellung der Sitten des Tages. Diese Schriften, die ebenso anziehend geschrieben sind, als sie von einem feinen Beobachtungsgeiste zeugen, obwol der Verf. Personen, die andre politische Meinungen als er haben, zu sehr als Zerrbilder zeichnet, haben auch im Auslande Beifall gefunden, wie der „Hermite de la Guiane" (3 Bde., Paris 1816), den der Verf. selbst ins Englische übersetzt hat. Vorzüglich gefiel schon früher sein „Hermite de la Chaussée d'Antin" (5 Bde.; engl.: „The Paris spectator", 1815 von Jerdan). Noch schrieb er den „Franc-Parleur" (2 Bde.; engl.: „Paris chitchat, or a view of the society"); ferner: „Jeux de (12) cartes historiques"; und 1818 seine 22. Schrift, den „Ermite en province" (1 Bd.). J. bekennt sich in diesen Schriften ganz zu der Philosophie des 18. Jahrh. und ist ein Bewunderer Voltaire's. Seit 1818 war er Mitarbeiter an der „Minerve française", die in diesem Jahre an die Stelle des „Mercure" trat und auf die öffentliche Meinung einen außerordentlichen Einfluß gewann; durch die 1820 eintretende Censur aber hörte dies, für diese Zeit merkwürdig bleibende Journal auf. 1821 brachte J. sein Trauerspiel „Sylla" auf die Bühne, und es ward dasselbe bis 1824, bei vollem Hause, 150 Mal aufgeführt. Die „Oeuvres complètes d'Et. Jouy" erschienen zu Paris 1823 fg. (Vgl. Jay.)

Jovellanos (Don Gaspar Melchior de), geb. 1744 zu Gijon in Asturien, von altem Adel, ein als Mensch und Patriot ebenso sehr als durch Kenntnisse und Beredtsamkeit ausgezeichneter Staatsmann, zugleich als Dichter und als Schriftsteller über die politische Ökonomie Spaniens berühmt, studirte zu Alcala de Henares, und fortwährend alte und neue classische Literatur, Philosophie, Geschichte und Staatswirthschaft. Die ersten Früchte seiner Studien waren zarte lyrische Gedichte, wovon aber nur wenige 1780 im Druck erschienen sind. Um den edlern Geschmack der Spanier in der schönen Literatur wieder zu beleben, der sie im 16.

Jahrh. auszeichnete und den das 17. vernichtete, schrieb J. 1770 ein Trauerspiel in 5 Aufz.: „El Pelayo" (der tapfere Gothe, der Spaniens Selbständigkeit gegen die Mauren behauptete), das aber die Erlaubniß zum Druck von der Geistlichkeit nicht erhielt und erst 1790 zu Madrid aufgeführt werden durfte. In Sevilla, wo J. Gerichtsrath war, ging er viel mit Olavides um. 31 J. alt, wurde er Mitglied der spanischen Akademie, und Karl III. ernannte ihn zum Staatsrath. Bald darauf erschien zu Barcelona s. auch ins Franz., Engl. und Deutsche übers. Schauspiel: „Der edle Verbrecher" („El deliquente honorado"), worin er die Härte der spanischen Gesetze gegen den Zweikampf zeigte. Dann übersetzte er das erste Buch von Milton's „Verlorenem Paradiese" und beförderte die Herausgabe der „Gedichte" des Augustinermönchs Diego Gonzalez und des berühmten Melendez Valdes. In einer vortrefflichen Rede, bei der Preisvertheilung 1781 in der Kunstakademie de S.-Fernando, hat er den Gang der freien Künste in Spanien bis zu seiner Zeit geschildert, aus welcher nachmals der Engländer Cumberland seine Urtheile über die spanischen Künstler entlehnte. Nach J. waren Lope de Vega und Jordanes die Beförderer des schlechten Geschmacks, jener in der Poesie, dieser in der Malerei. Ebenso thätig bemühte sich J. in mehren akademischen, durch Gedanken und Styl gleich ausgezeichneten Abhandlungen über die Mängel der spanischen Gesetzgebung, Polizei, Medicinalanstalten u. s. w. — auch durch Flugschriften (unter welchen die gegen die Stiergefechte: „Pan y toros", berühmt ist) hellere Ansichten zu verbreiten und den Gemeingeist zu bilden, während er in seinen Staatsämtern zu Sevilla u. a. a. O. durch Kenntniß, Tugend und Arbeitsamkeit eine Zierde des Richterstuhls in Spanien war. Dies Alles, insbesondere sein Vorschlag, die Güter der hohen Geistlichkeit mit einer Steuer zu belegen, zog ihm zwar den Haß des spanischen Klerus zu, und er wurde nach Asturien verbannt, allein Karl IV. ernannte ihn dennoch 1797 zum Minister der Justiz- und Gnadensachen. In dieser Stelle arbeitete er mit dem gleichgesinnten D. Francisco de Saavedra an einer durchgreifenden Verbesserung der spanischen Staatsverwaltung von Oben herab; Godoy's Einfluß aber auf die Königin und durch diese auf den König stürzte die beiden Minister, deren Entwürfe die Monarchie vor der später erfolgten gewaltsamen Umwälzung gesichert haben würden. J. wurde 1801 nach Palma auf der Insel Mayorka verwiesen, wo er in einem Carthäuserkloster unter der Aufsicht von unwissenden Mönchen lebte, dann ward er auf das Schloß Belver gesetzt, wo man ihn grausam behandelte, bis der Einfall der Franzosen in Spanien 1808 ihn aus diesem Gefängnisse befreite. Joseph ernannte ihn zum Minister des Innern; allein J. lehnte die Stelle ab und blieb Mitglied der Junta, welche in Ferdinands VII. Namen regierte. Auch dann, als der britische Gesandte durch lockende Verheißungen die Centraljunta unter Englands Leitung zu bringen versuchte, blieb allein der tugendhafte J. unbeugsam. Er bewog den gelehrten Kanonicus von S. Isidro, D. Franc. Martinez Marina, zu der Abfassung seines „Sendschreibens über die Versammlung der Cortes", 1808 (London 1810, später in dessen „Teoria de las Cortes" aufgenommen). Von Mönchen und dem hohen Klerus stets angefeindet, ward J. 1812 vom Pöbel in einem Auflauf ermordet. Die „Memorias para la vida del Señor D. Gasp. Melch. de Jovellanos" (Madr. 1814, von D. J. C. Bermudez; im Ausz. in den „Briefen aus Spanien", von Leucadio Doblado, a. d. Engl. von Domeier, geb. Gad, Hamb. 1824, S. 420 fg.) wurden nach Ferdinands Rückkehr weggenommen, 1820 aber wieder freigegeben. Eine Herausgabe der sämmtlichen Schriften dieses berühmten Mannes ist jetzt in Spanien nicht zu erwarten. Das meisterhafte Gutachten, welches J. im Namen der ökonomischen Gesellschaft zu Madrid über die Entwürfe zu einer landwirthschaftlichen Gesetzgebung (de ley agraria) dem hohen Rathe von Castilien 1795 erstattete, hat der verstorbene preuß.

Staatsrath Heinr. von Beguelin (Berlin 1816) übers. und mit Anm. begleitet. Es ist zur Kenntniß der Culturgeschichte und Statistik Spaniens äußerst wichtig, und die Vorschläge, die es erhielt, verdienen noch jetzt die Aufmerksamkeit denkender Staatswirthe. Hier erkennt man die Grundübel der spanischen Revolution. 20.

Joyeuse Entrée hießen die wichtigen Privilegien der Stände von Brabant und Limburg, mit Einschluß von Antwerpen, welche die Herzoge bei der Huldigung, vor dem feierlichen Einzuge (daher ihr Name) in die Residenz beschwören mußten. Ihr wichtigster Punkt war, daß, sobald der Herzog versuchen würde, eines derselben aufzuheben, kein Unterthan weiter zum Gehorsam gegen ihn verpflichtet sein sollte.

Juba, König von Numidien und einem Theil von Mauritanien, der es mit Pompejus gegen Cäsar hielt, und nach einem hartnäckigen Kampf nicht ohne bedeutenden Verlust von diesem in Afrika bei Thapsus besiegt wurde. Sein Sohn gl. N. wurde in Rom, nachdem ihn Cäsar im Triumph aufgeführt, anständig erzogen und späterhin von Augustus zum Beherrscher von Mauritanien und Gätulien gemacht. Was er über Afrika und Arabien geschrieben hatte, wurde von dem ältern Plinius benutzt.

Jubeljahr oder **Halljahr** (s. d.). Die römische Kirche ergriff die Idee des mosaischen Halljahres, oder einer allgemeinen Versöhnungsepoche, und der Papst Bonifacius VIII. erklärte 1300 das erste Jahr des neuen Jahrh. für ein Jubeljahr oder Jubiläum, in welchem Alle, die nach Rom wallfahrten und fromme Spenden bringen würden, einen großen Ablaß erhalten sollten: daher auch Ablaßjahr. Der Gewinn, den der römische Stuhl davon zog, und der Wunsch, daß jeder Christ es erleben möchte, bewog erst Clemens VI. 1350, jedes 50., dann Urban VI. 1389, jedes 33., und endlich Paul II. 1470, jedes 25. Jahr zu einem Jubeljahre zu erklären. Freilich wurden nun die Regierungen auf das viele Geld, das man in solchen Jahren nach Rom trug, aufmerksam, und Paul sah sich genöthigt, zugleich gewisse Kirchen in den verschiedenen Ländern der Christenheit zu Gnadenstätten für Diejenigen zu machen, welche nicht selbst nach Rom kommen konnten, jedoch nur unter der Bedingung, daß der beste Theil des Gewinnes dieser Provinzialjubiläen in die römische Kammer floß. Die durch solche allgemeine Ablässe gesammelten Gelder wurden bald zum Türkenkriege, bald zum Bau der Peterskirche verwendet. Letzterer blieb seit dem 16. Jahrh. der stehende Vorwand, unter dem man sie eintrieb. Die Reformation, zu der eben das Ablaßunwesen den ersten Anstoß gegeben hatte, schmälerte indeß die Einkünfte merklich, und das Jubeljahr, das Benedict XIV. 1750 ausschrieb, hatte geringen Erfolg, so auch das letzte 1825, welches Leo XII. ausgeschrieben. Eine „Geschichtl. und rechtl. Prüfung des Jubelablasses, nebst den Jubeljahrs- und Ablaßbullen Benedict XIV. und Leo XII., und ein Auszug aus Bertling's Unterredung vom päpstl. Jubeljahre" hat Paulus (Heidelberg 1825) herausgegeben. Feste von beschränkter Bedeutung sind die Jubiläen, welche öffentliche Anstalten zur Bezeichnung der Jahrh. seit ihrer Stiftung, Regenten und Beamten am Ziele einer 50jährigen Amtsführung, und Eheleute durch ihre goldene Hochzeit (**Jubelhochzeit**) feiern. Ein **Jubelgreis** (jubiliarius) ist ein solcher, der sein Jubelfest feiert. E.

Jubilate, der dritte Sonntag nach Ostern; in der ersten Kirche wurde der Gottesdienst mit den Worten des 66. Psalms, V. 2: „Jubilate deo omnes terrae" angefangen.

Juchten (**Juften**), eine Art rothgefärbtes Stier-, oder Kuh-, auch wol Roßleder, welches wegen seiner Feinheit, Geschmeidigkeit und Stärke, wie auch wegen des ihm eignen Geruchs und der dauerhaften angenehmen Farbe sehr beliebt ist. Man vermuthet, daß die Kunst, dieses Leder zu bereiten, von den al-

ten Bulgaren, einem fleißigen und geschickten Volke, erfunden worden sei. Jetzt werden die Juchten von den Russen zubereitet, welche starken Handel mit denselben treiben. Der Name soll von Justen (ein Paar) herkommen, weil bei der Zubereitung allemal zwei Häute zusammengenäht werden. In Dingler's „Polytechn. Journ.", VII. Bd., H. 2, findet man eine Anweisung über die Zubereitung des Justenleders.

Juda, Stamm und Königreich, s. Hebräer und Juden.

Judas Makkabäus, s. Juden.

Judäa, s. Palästina.

Jude, der ewige, eine poetische Person aus der alten Volkssage, deren Entstehung sich auf eine durch Überlieferung bekannte Scene aus der Passionsgeschichte gründet. Als der Heiland auf seinem Leidensgange zum Richtplatze, unter der Last des Kreuzes erliegend, auf einem Steine vor dem Hause des Juden Ahasverus — so nennt ihn die Sage — ruhen wollte, stieß dieser ihn weg und verwünschte ihn. Jesus aber erwiderte ihm mit stillem Blicke: Du sollst nun wandern auf Erden, bis ich wiederkomme. Erst nachdem der Zug vorüber und die Straßen leer sind, soll der bestürzte Jude zu sich selbst gekommen sein; getrieben von Reue und Sehnsucht, wandert er auf Geheiß des Herrn seitdem in ewiger Unruhe von Ort zu Ort, und hat bis diesen Tag sein Grab noch nicht finden können. Diese Strafe des Unglaubens und der Herzenshärtigkeit, zu einem immerwährenden Wandern auf Erden und zum Zeitgenossen aller Jahrhunderte verdammt zu sein, sowie die ganze Sage, war bedeutsam genug, um die christlichen Dichter zur Bearbeitung anzuregen. Unter den Neuern behandelte ihn Dan. Schubart in seiner fast überkräftigen Weise, A. W. Schlegel in einer Romanze, „Die Warnung" (in s. „Musenalmanach" auf 1802), und Göthe gibt im 3. Thl. seines Lebens eine mit Geist und Laune gezeichnete Skizze zum Besten, in welcher Ahasverus als ein sokratisirender Schuster zu Jerusalem erscheint, der sich dem Heilande im Charakter einer kalten, nur auf das Zeitliche gerichteten Verständigkeit entgegengestellt, und dafür verwünscht wird, sich so lange in dieser Welt, die ihm die einzige ist, umherzutreiben, bis ihm der Sinn für die höhere aufgegangen sein würde. Wir mögen nun entweder nach dieser sinnreichen Idee in dem Schicksale des ewigen Juden das Loos jener rauhen, für alles Himmlische und Heilige unempfänglichen Sinnesart der sogenannten Verstandesmenschen erkennen, oder ihn im Sinne der christlichen Legende als das Bild seines, in alle Gegenden der Erde zerstreuten, nirgends recht einheimischen Volks betrachten: der Aufbehaltung und des poetischen Gebrauchs wird diese Sage immer werth erscheinen. S. auch die Schrift: „Über Faust und den ewigen Juden" (Leipzig).

Juden werden die Hebräer nach der babylonischen Gefangenschaft genannt, denn da ein großer Theil dieses Volks während jener Zeit in den mittlern und östlichen Provinzen des persischen Reichs ansässig geworden war, kehrten nur 42,360 Männer mit ihren Familien, meist von den Stämmen des alten Königreichs Juda, mit Erlaubniß des Cyrus (536 v. Chr.) in ihr Vaterland zurück und gründeten einen neuen, von den Persern abhängigen, doch im Innern der Leitung eigner Hoherpriester und Ältesten nach der mosaischen Verfassung überlassenen Staat in Judäa. Jerusalem, der Tempel und die Ackerstädte des Landes wurden nicht ohne Hindernisse wieder aufgebaut, die Schriften Mosis, der Historiker und Propheten zu einer Tempelbibliothek (aus welcher der Kanon unsers A. Testaments entstanden ist) gesammelt, die große Synagoge von 120 Gelehrten zur kritischen Bearbeitung und Auslegung der heiligen Schriften für jeden Ort, sowie einzelne Synagogen, Schulen zur Vorlesung des Gesetzes und Bildung des Volks gestiftet. Alle diese Anstalten, durch welche Esra und Nehemia die Wiederhersteller ihrer Nation wurden, vermochten nicht, den echten Mosaismus ins

Leben zurückzurufen. Der Geist dieser Gesetzgebung gehörte einer andern Zeit und andern Verhältnissen an; die neuern Juden konnten nur den Buchstaben derselben festhalten und verloren sich bei ihren Auslegungen in die Grübeleien, die sie den Chaldäern abgelernt hatten. An Übung und Anstelligkeit für den Erwerb übertrafen sie aber ihre Vorfahren. Ihr Handelsverkehr und die jährlichen Festreisen zum Tempel, dem jeder Jude eine Abgabe entrichten mußte, häuften unter der milden persischen Regierung Reichthümer in Jerusalem an, wie sie zu Salomo's Zeiten daselbst nicht gesehen worden waren. Daher fehlte es dieser Nation nicht an Mitteln, die macedonischen Eroberer zu besänftigen, und obgleich sie im Sturze der persischen Monarchie Alexander d. Gr. zufiel und in den Strudel der Kriege seiner Feldherren um die Oberherrschaft verwickelt wurde, so blieb ihr Schicksal doch immer noch erträglich. Ptolemäus von Ägypten, der 320 v. Chr. von Palästina Besitz nahm, schonte ihre Sonderbarkeit und gab der jüdischen Colonie, die er nach seiner Hauptst. Alexandria zur Belebung des Handels hinüberführte, Vorrechte vor den Eingeborenen. Um so übler bedachten sich die Juden, da sie sich in einem Kriege zwischen den ägyptischen und syrischen Königen (197 v. Chr.) auf die Seite der Letztern schlugen. Denn die syrischen Seleuciden betrachteten ihre Reichthümer bald als gute Beute, und nachdem Seleukus IV. den Tempel zu plündern versucht hatte, beschloß Antiochus IV., um sie den übrigen Bewohnern seines Reichs in Allem gleich zu machen, sogar die Ausrottung ihrer Religion. Den Verfall derselben hatte zwar das schändliche Spiel, das der Wetteifer ihrer Priester und Großen um die hohepriesterliche Würde mit Ränken und Bestechungen am Hofe der Seleuciden trieb, schon vorbereitet; aber das Volk hing mit der alten Hartnäckigkeit an den Formen des mosaischen Gottesdienstes. Als daher Antiochus den olympischen Jupiter im Tempel zur Verehrung aufstellen und die Juden zwingen ließ, Schweine zu opfern und zu essen, starben viele lieber den schrecklichsten Märtyrertod, als daß sie vom Gesetze Mosis abgefallen wären. Vergebens wurde Jerusalem und das Land umher verwüstet; gerade unter diesen Verfolgungen entwickelte sich eine Nationalkraft, die in der Empörung der Makkabäer zum vollen Ausbruche kam. Judas, genannt Makkab (der Hammer), war der dritte Sohn eines Priesters, der sich mit den Seinigen vor dem Unterdrücker geflüchtet und in den Gebirgen von Judäa eine Schar rechtgläubiger Juden gesammelt hatte. Mit dieser schlug er die Syrer, eroberte Jerusalem und stellte den mosaischen Gottesdienst (165 v. Chr.) wieder her. Eine neue Epoche des Ruhms und Ansehens beginnt für die Juden unter der Anführung der **Makkabäer**. Drei Brüder aus dieser Heldenfamilie, Judas, Jonathan und Simon, bekleideten nach einander die hohepriesterliche Würde und vollendeten das Werk ihrer Befreiung vom syrischen Joche. Simon, den die Dankbarkeit der Nation zum Fürsten erhob, hinterließ 135 v. Chr. seinem Sohne Joh. Hyrkanus ein unabhängiges und durch Bündnisse mit den Römern gesichertes Reich, das dieser durch Siege über die Samariter und Idumäer noch erweiterte und durch die Einsetzung des hohen Rathes oder Sanhedrins befestigte. Bedeutende Fortschritte der Bildung und des Wohlstandes bezeichnen Hyrkan's Regierung, auch entstanden unter ihm die Secten der Pharisäer, Sadducäer und Essäer. Sein Sohn Judas Aristobulus nahm 105 v. Chr. die Königswürde an, und von Außen schien der jüdische Staat auf dem Wege, die Größe und Herrlichkeit des davidischen Zeitalters wieder zu erlangen, da Alex. Jannäus, Aristobul's Nachfolger, in einem glücklichen Kriege gegen Ägypten Gaza eroberte. Aber eben jene Secten gaben Anlaß zu innern zerrüttenden Parteien. Die Krone wird nach dem Tode der nur von Pharisäern regierten Königin Salome, 70 v. Ch., unter ihren Söhnen Hyrkanus und Aristobulus streitig; ein Bruderkrieg ruft fremde Schiedsrichter ins Land. Pompejus, obwol vom Aristobul beschenkt, erobert, 63 v. Chr., Judäa,

nach römischer Politik für den schwachen Hyrkan. Durch diesen Ausgang des Streites fällt das Gebäude der neuen jüdischen Freiheit zusammen. Jerusalem verliert seine Mauern, das Reich die neuen Eroberungen, die Nation ihre Unabhängigkeit und die Familie der Hasmonäer (Erlauchte, wie die Makkabäer genannt wurden) den königl. Titel. Hyrkan wird Hoherpriester und Ethnarch, und jeder Jude den Römern zinsbar. Umsonst versuchen Aristobul's Söhne durch neue Empörungen den vorigen Zustand wiederherzustellen; die römische Übermacht hält das Volk in Fesseln, und ein falscher Freund, Antipater aus Idumäa, drängt sich als römischer Procurator in Hyrkan's Familie ein, um sie zu stürzen. Denn während die Hasmonäer nach Selbständigkeit streben, wirbt Herodes, Antipater's Sohn, in Rom für sich um das Reich. Antigonus, Aristobul's II. Sohn, der sich mit Hülfe der Parther 5 Jahre in Jerusalem behauptet hatte, ward 35 v. Chr. von dem neuen Könige Herodes verjagt, und auch der letzte Hasmonäer hingerichtet. Die Regierung dieses fremden Königs, der nur, weil er sich unter vielfältigen Unruhen aufrecht erhielt, den Beinamen des Großen bekam, brachte der Nation keinen Vortheil. Bei der Zweideutigkeit seines eignen Glaubens wurden die an ihm hängenden Großen gleichgültiger gegen ihr altes Heiligthum, und die Mordthaten, die er an seiner eignen Familie verübte, sowie die fortdauernden Bedrückungen von Seiten der Römer konnten dem Volke nur das Gefühl des allgemeinen Unglücks einflößen. Dabei artete der Gottesdienst immer mehr in geistlose Formen aus, und die Sittenlosigkeit des Hofes verdarb Hohe und Niedere. So waren die Juden und das Judenthum beschaffen, als Christus geboren wurde. Herodes erlebte dies große Ereigniß noch, um seine letzten Tage durch den Mord der bethlehemitischen Kinder zu beflecken. Aber weder er und seine Nachfolger noch die Anschläge der Pharisäer vermochten das Schicksal der Juden zu hintertreiben. Unter den Schattenfürsten, die nach Herodes regierten, wurde das Land bald ganz als römische Provinz behandelt. Von den Procuratoren gepeinigt, in seinen religiösen Gewohnheiten gestört, brach das gereizte Volk, 66 nach Chr., in eine Empörung aus, die mit dem gänzlichen Untergange des jüdischen Staats endigte. Titus eroberte den 7. Sept. 70 nach Chr. Jerusalem mit Sturm, der Tempel ging in Feuer auf, die Stadt wurde geschleift, und was von den Einw. nicht umkam, als Sklaven verkauft oder verjagt. Bei 110,000 Juden sollen während der Belagerung und Zerstörung von Jerusalem das Leben verloren haben, und es gibt keinen Gräuel und keinen Jammer, den das unglückliche Volk nicht dabei erfahren mußte. Gleichwol konnten die in den Gebirgen und auf den Trümmern zurückgebliebenen Juden erst nach mehren vergeblichen Empörungen gezwungen werden, das in eine unwirthbare Einöde verwandelte Vaterland zu verlassen. Die nun in alle Gegenden der Erde zerstreuten Überreste hatten indeß Vortheile auf ihrer Seite, deren kein Volk bei gleichem Unglück sich rühmen konnte. An ihrer natürlichen Verschlagenheit und Erwerbsamkeit, an der Stärke ihres Religionseifers und an den literarischen Schätzen ihrer heiligen Schriften besaßen sie ein Eigenthum, das ihnen überall Eingang und Fortkommen verschaffte und die Dauer ihrer Nationalität sicher stellte. Judengenossen (Proselyten, die zum Judenthum übergetreten waren) und alte Glaubensverwandte fanden sie in allen Ländern des römischen Reichs und im Orient bis an den Ganges, wo die in der babylonischen Gefangenschaft Zurückgebliebenen sich zahlreich vermehrt hatten. Ägypten und die ganze Nordküste von Afrika war voll jüdischer Colonien, und in den Städten Kleinasiens, Griechenlands und Italiens waren Tausende im Besitz der Bürgerrechts. So wurden sie durch ihre Verbindung unter einander und durch ihre heiligen Bücher, ohne es zu wollen, Werkzeuge der Ausbreitung des Christenthums, das nur Wenige von ihnen annahmen. Die römischen Kaiser zwangen sie auch nicht dazu. Unter dem Kaiser Julian durften

sie sogar zu einem neuen Tempelbau, in dem von Hadrian u. d. N. Aelia capitolina wieder aufgebauten Jerusalem, Anstalten machen, und obschon dies Unternehmen mißlang, behielten sie doch an ihrem in Tiberias wieder errichteten Sanhedrin und durch Patriarchie (Präsidentschaften des Sanhedrin), deren eines erblich in Tiberias für die westlichen Juden 429, das andre, dessen Inhaber Fürst der Gefangenschaft (Achmálotarch) hieß, erst zu Mahasia, dann zu Bagdad seinen Sitz hatte und von dem dasigen Sanhedrin gewählt wurde, für die Juden jenseits des Euphrats bis 1038 bestand, feste Stützpunkte, sowie an ihren blühenden Akademien im Orient Pflanzschulen ihrer durch mannigfaltige Kenntnisse ausgezeichneten Lehrer (Rabbiner). Ein Werk derselben war die Sammlung der mündlich fortgepflanzten Auslegungen und Zusätze zum alten Testamente, welche um 200 von Rabbi Juda dem Heiligen veranstaltet, um 500 vollendet, und u. d. N. Talmud als Glaubensregel von den zerstreuten Judengemeinden angenommen wurde. Er verpflichtet sie, wo 12 Mündige an einem Orte beisammen wohnen, eine Synagoge zu errichten, und da der Opferdienst mit der Zerstörung des Tempels aufhören mußte, dem Gott ihrer Väter durch eine Menge Gebete und kleinlicher Formalitäten in der täglichen Lebensordnung zu dienen, welche als ein Hauptgrund ihrer beschränkten Religiosität zu betrachten sind und ihnen den Betrieb von Gewerben, die eine anhaltende Arbeitsamkeit erfodern, verleiden mußten. Dazu kommt, daß in diesem Gesetzbuche der Wucher erlaubt, Ackerbau und Viehzucht mit Verachtung belegt, die strengste Absonderung von andern Völkern eingeschärft, den Rabbinern, als ihrem Lehr- und Adelstande, die Regierungsgewalt anvertraut und überhaupt eine unreine Moral aufgestellt ist, die den Charakter der Juden verschroben, ihr Treiben und Wesen der öffentlichen Wohlfahrt der Völker, unter denen sie leben, gefährlich und ihre Einbürgerung auch da, wo sie die größten Begünstigungen genossen, unmöglich gemacht hat. Dies gilt von den Rabbaniten, d. h. Anhängern des Talmuds, wozu fast alle Juden in Europa gehören. Die jüdische Secte der Karaiten, die ihn verwirft und sich bloß an das Gesetz Mosis hält, wird weniger zahlreich und meist nur im Orient, der Türkei und dem östlichen Rußland gefunden. Während des Verfalls der Bildung in Europa, wo die Juden noch unter den Römern als Colonisten und durch den Sklavenhandel in Gallien und Deutschland eingedrungen waren, blieben sie wegen ihrer Lehranstalten immer im Besitze einer gewissen Bildung, welche, in der Verwirrung der untergehenden und nach der Völkerwanderung neu entstehenden Staaten, nicht nur ihr Bestehen sicherte, sondern ihnen selbst Einfluß und Ansehen verschaffte. Sie bemächtigten sich des Handels der alten Welt und wurden als Darleiher und Unterhändler, ja nicht selten in wichtigen Ämtern den Fürsten und Großen unentbehrlich; und so häufige und schreckliche Verfolgungen auch seit dem 7. Jahrh. die Unduldsamkeit der Christen über sie verhängte, sah man sie doch gerade in den Ländern und Zeiten, wo man am grausamsten gegen sie gewüthet hatte, bald wieder emporkommen. Denn meist war ihr Wucher und die Habsucht der Christen mehr als Religionshaß die Ursache dieser Verfolgungen. Alles Unheil, jede Landplage und die schrecklichsten Frevel wurden ihnen Schuld gegeben, um einen Vorwand zu haben, sich durch ihre Hinrichtung oder Landesverweisung von lästigen Gläubigern zu befreien und mit ihren Schätzen zu bereichern. Aber durch ihr Geld und ihre Gewandtheit waren sie zu wichtig geworden, als daß sie nicht bei geistlichen und weltlichen Herren immer wieder Schutz und Aufnahme gefunden hätten. Glücklicher, obschon durch entehrende Abzeichen erniedrigt und mit starken Abgaben belegt, lebten sie unter den Mohammedanern, und während der maurischen Herrschaft in Spanien begann eine neue Blüthe ihres Wohlstandes und ihrer Gelehrsamkeit. (Vgl. Rabbinische Sprache und Literatur.) In den Städten von Frankreich, Deutschland und Italien räumte man ihnen seit

dem 11. Jahrh. eigne Gassen und geschlossene Plätze (noch jetzt Judengassen genannt) ein, wodurch in den Verfolgungen während der Kreuzzüge oft Tausende auf einmal ein Opfer der Volkswuth wurden. Wiederholte kirchliche Synodalbeschlüsse und landesherrliche Verordnungen erklärten die Juden für unfähig zum Mitgenusse der bürgerlichen Rechte der Christen und zur Bekleidung öffentlicher Ämter. Einheimisch, ansässig, irgend einer Zunft oder Innung zugethan, sollten sie nirgends sein, sondern nur gegen Erlegung gewisser Abgaben den unmittelbaren Schutz der Landesherren genießen, die sie in Geldverlegenheiten einmal über das andre nöthigten, die Fortdauer dieses unsichern Vertrags zu erkaufen. In Deutschland wurden sie als des heil. römischen Reichs Kammerknechte (Gelbagenten), wie sie ein kaiserl. Schutzbrief nannte, gegen Entrichtung einer bedeutenden Judensteuer (1 Fl. Rhein. auf den Kopf) geschützt. Ihre Bekehrung zum Christenthume konnte bei einer so ungereimten Behandlung nicht gelingen. Zwar gaben sie bisweilen, wie besonders am Ende des 15. Jahrh. in Spanien und Portugal, der Gewalt nach und ließen sich in Masse taufen; war aber der Sturm vorüber, so sah man sie wieder in den Synagogen. Ja, sie konnten bei dem Aberglauben des Mittelalters, dessen Heiligen- und Reliquienverehrung ihnen als Abgötterei erscheinen mußte, wol auf den Gedanken kommen, daß ihr reiner Monotheismus vernunft- und schriftmäßiger sei. Daher und aus ihrem Stolze auf das Alterthum ihrer Nation und Verfassung ist erklärlich, wie viele öffentlich zum Christenthume Übergetretene, die in Portugal neue Christen heißen, zu adeligem Range, ja selbst zu hohen geistlichen Würden gelangen konnten, ohne in ihrem Privatleben etwas Andres zu sein als Juden, welche die mosaischen Gebräuche gewissenhaft zu beobachten fortfuhren. Die portug. Judenschaft ist, wegen ihrer Verbindung mit diesen heimlichen Anhängern, vorzüglich angesehen und im Besitze bedeutender Ländereien. Die holländischen Juden, meist geflüchtete portugiesische, waren sonst durch unermeßliche Reichthümer, sowie durch eine gewisse Rechtlichkeit ausgezeichnet, die polnischen, die schon seit 1264 im Besitze bedeutender Freiheiten und dem städtischen Gewerbfleiße sehr hinderlich waren, und die russischen, jetzt die zahlreichsten unter allen, hatten sich ehedem fast alles Handels, der Gastgerechtigkeiten, des Bier- und Branntweinschanks, ja hier und da sogar der Postanstalten bemächtigt; den deutschen blieb bei dem Wachsthume der deutschen Handelsstädte und Innungen meist nur die Nachlese des Kleinhandels. Gleich sind sich die Juden aber unter allen Himmelsstrichen. Ihre Beschränkung auf Gewerbe, die mehr List und Gewandtheit als ausdauernden Fleiß erfodern, hat ihrem Charakter Züge eingeprägt, durch welche so viele von ihnen ein Gegenstand der Verachtung wurden. In neuern Zeiten haben sich jedoch edle, namhafte Männer als Gelehrte, Philosophen, Künstler, Ärzte, Kauf- und Geschäftsleute unter ihnen hervorgethan, wie Spinoza, Moses Mendelssohn, David Friedländer, Moses Kuh u. A. Die Menge der Juden, durch ein unstetes Leben verwildert, im täglichen kleinlichen Treiben des Eigennutzes befangen und zur Erduldung des Spottes der bevorrechteten Christen gezwungen, konnte nicht Sinn für die edeln Gedanken und Gefühle haben, die den Menschen im Staate erheben und zu gemeinnützigen Thaten anfeuern. Ohne Vaterland und Freiheit glaubte der gemeine Jude sich durch die Künste des Betrugs nicht tiefer herabzuwürdigen, als er schon stand. Erst in der philosophischen Stimmung der letzten Hälfte des 18. Jahrh. begann man, neben andern Menschenrechten, auch die der Juden anzuerkennen; philanthropische Ideen zur Verbesserung ihres bürgerlichen und moralischen Zustandes kamen zur Sprache und auch zum Theil, durch den guten Willen einiger Regierungen, zur Ausführung; indeß mit geringem, oft ganz verfehltem Erfolge. Nur der Ansässigkeit, die ihnen einige Fürsten zugestanden, mochten sie sich mit Dank erfreuen; am wenigsten schienen sie aber geneigt, den Wucher zu

lassen und nützliche Handwerke zu treiben, oder in die Reihen der Krieger zu treten. Doch konnten sie diesem letzten Berufe im Zeitalter Napoleons nicht entgehen. Von dem großen Sanhedrin, zu dem er 1806 gegen 100 reiche Juden berief, ist zwar kein andrer Erfolg bekannt geworden, als daß ein kaiserl. Decret bald darauf nur diejenigen Juden für franz. Bürger erklärte, die sich eines nützlichen Gewerbes befleißigen würden; aber zur Conscription wurden sie dennoch gezogen. Ernstlicher waren die deutschen Fürsten bedacht, die Juden zu Staatsbürgern zu machen, obgleich Fries und Rühs ihnen die Ansprüche auf das Bürgerrecht noch absprechen, wogegen sie Ewald (1816) in Schutz nahm; die entehrenden Bedingungen ihres Lebens wurden aufgehoben, bürgerliche Rechte ihnen zuerkannt, zur Verbesserung ihres Gottesdienstes und ihrer Schulen in Kassel unter der westfälischen Regierung sogar ein israelitisches Consistorium errichtet, dessen am Hofe beliebter Präsident Jacobsson (s. d.) 1810 die Einweihung eines neuen Judentempels (Synagoge) zu Seesen im Braunschweigischen veranstaltete. Noch wichtiger sind die Verbesserungen der jüdischen Schulen in Östreich, wo sie zu Prag und Lemberg, in Baiern, wo sie zu Fürth eigne Akademien für ihre Rabbiner haben, und in den preuß. Staaten, wo ihnen 1811 alle Staatsbürgerrechte bewilligt wurden. In Deutschland hat sich seit einigen Jahren eine Anzahl Juden von dem Systeme der Rabbiner losgemacht und einen Gottesdienst in deutscher Sprache veranstaltet, der sich dem christlichen annähert. Der Sitz dieser Vereinigung ist Hamburg gewesen; in Preußen aber wurde die Errichtung deutscher Synagogen nicht gestattet. Im Allgemeinen schreitet die jüdische Nation in Europa, ohne ihre Religion zu verleugnen, jetzt mehr als je zuvor einer Anschließung an christliche Bildung entgegen (selbst in Polen, worüber Dav. Friedländer's „Gutachten", Berlin 1819, Treffliches enthält), während ihre Glaubensgenossen unter den Mohammedanern und Heiden noch die Barbarei ihrer Gebieter theilen, und selbst in dem einzigen 1772 noch bestehenden jüdischen Staate der Falascha im Westen von Habesch (vgl. d.) nach den Berichten neuerer Reisenden Rohheit und grobe Unwissenheit herrscht. 1825 erließ in Nordamerika Mardochai Manuel Noah einen Aufruf an die jüdische Nation, sich auf eine große Insel im Niagaraflusse (Gebiet von Neuyork) niederzulassen, wo er einen jüdischen Staat, nach dem Muster des alten, und eine Stadt Ararat gründen will. In Rußland sind den Juden, welche zum Christenthum übertreten wollen, durch einen Ukas vom $\frac{25}{8}$ März 1817 bedeutende Vortheile zugesichert. Es sollen ihnen z. B. Ländereien unentgeltlich angewiesen werden, wo sie Niederlassungen unter der Benennung: Gesellschaft der israelitischen Christen, bilden können; sie sollen unmittelbar unter einer vom Kaiser zu ernennenden Behörde in Petersburg stehen, vom Kriegsdienste, von Einquartierung und auf 20 J. von allen Abgaben frei sein, auch, ohne Rücksicht auf den etwa bestehenden Gildezwang, ungehindert jedes Gewerbe treiben dürfen. Was diese Verfügung gewirkt habe, ist noch nicht bekannt geworden, doch sollte man glauben, daß die Annahme gleicher oder ähnlicher Maßregeln, wenn sie, was freilich großen Schwierigkeiten unterworfen sein dürfte, allgemein stattfände, das beste Mittel sein würde, das jüdische Volksthum in Europa nach und nach auszurotten. Von den neuern, von England ausgegangenen Veranstaltungen zur Judenbekehrung s. Missionen. Über die Anzahl der Juden in Europa hat man vom J. 1817 folgende Angaben: Rußland mit Polen 402,800, Krakau 2500, Östreich 415,000, Preußen ohne die Rheinlande 78,000, deutsche Staaten 68,500, Dänemark 5300, England 25,000, Niederlande 30,000, Frankreich 60,000, Italien 27,000, ionische Inseln 4500, Türkei 60,000, zusammen 1,179,500, welche Summe jedoch viel zu gering ist, da allein Polen vor der Theilung über eine Mill. und Gallizien 422,000 Juden zählte, und die deutschen gemeiniglich auf 300,000 Köpfe angenommen werden. Die schwarzen Juden in Ostindien sind

Eingeborene und Sklaven, die das Judenthum angenommen haben. S. J. M. Jost's „Geschichte der Israeliten seit der Zeit der Makkabäer" (Berlin 1820—26, 7 Thle.) (von 105 v. Chr. bis 1320 n. Chr.), und Löwisohn's „Vorlesungen über die neuere Geschichte der Juden". Holst hat das Judenthum aus einem staatswissenschaftlichen Standpunkte betrachtet (Mainz 1821). Über den bürgerl. Zustand, den Handel und die Literatur der Juden in Frankreich, Spanien und Italien, während des Mittelalters, s. Arthur Beugnot: „Les juifs d'Occident etc." (Paris 1824, vom Anf. des 8. bis Ende des 16. Jahrh.). Die erste Kirchengeschichte der Juden ist Peter Beer's „Gesch., Lehren und Meinungen aller bestandenen und bestehenden religiösen Secten der Juden und der Geheimlehre der Kabbalah" (Brünn 1822 fg., 2 Thle.). — Über das Judenjahr und den jüdischen Calender s. Calender und Jahr. E.

Judenschule, s. Synagoge.

Jüdeln heißt gewöhnlich kleinlich wuchern, im Handel und Wandel knickern u. s. f. In der Schauspielersprache bedeutet es eine jüdische Mundart sprechen. Diese Mundart, die der Jude selten ganz ablegt, gewinnt dadurch, daß sie an komische Eigenheiten dieser Nation mahnt und selbst eine ist, in der Theaterpraxis eine Wichtigkeit, die dem Schauspieler das Studium derselben empfiehlt. Sie nach Bedürfniß der Rolle, der Örtlichkeit u. s. f. zu behandeln, um ihn bald zu verstärken, bald zu mäßigen, bald mit niederländischer Naturgemäßheit zu geben und bald zu idealisiren, sind Fertigkeiten, in deren Gebrauch sich der Künstler auszeichnen kann. Iffland gab sie als Shylok in Shakspeare's „Kaufmann von Venedig" mit großer Kunst. Man hörte keinen berliner, keinen wiener, keinen breslauer, keinen hamburger Juden, man hörte aber doch den Juden; die Sprache war poetisch universalisirt, und der Künstler vermied es glücklich, durch sie komische Nebenideen anzuregen, wo sie der ernsten Bedeutung dieses Grauen erregenden Charakterbildes Eintrag gethan haben würden. Von selbst versteht sich übrigens, daß das Jüdeln nicht in jeder Judenrolle am Platz ist, Lessing's Nathan z. B. würde auch durch den leisesten Anflug davon unendlich leiden. A. Mnr.

Judica heißt der fünfte Sonntag nach den Fasten, weil die erste Kirche an solchem den Gottesdienst mit den Worten „Judica me domine", Psalm 43, V. 1, begann.

Juften, s. Juchten.

Jugurtha, der Sohn des Manastabal, eines Sohns des Masinissa mit einer Beischläferin. Als Neffe des Micipsa, der seines Vaters Bruder, und nachdem Masinissa König von Numidien war, erhielt J. eine ebenso sorgfältige Erziehung als die beiden Söhne des Micipsa, Adherbal und Hiempsal. Auch besaß er Eigenschaften, welche ihm allgemeine Liebe und Achtung erwarben. Er war schön von Körper, voll männlicher Kraft und mit großen Talenten begabt. Er bildete sich früh zum Krieger. Micipsa, der ihn zu fürchten begann, beschloß, ihn von sich zu entfernen, und schickte ihn mit einem Heere den Römern zu Hülfe gegen Numantia; aber hier gewann er durch Tapferkeit und durch sein kluges Betragen die Achtung des Kriegsheers und die Freundschaft des Scipio. Micipsa suchte ihn jetzt durch Güte an sich zu fesseln. Er nahm ihn an Kindesstatt an und erklärte ihn mit s. Söhnen zum gemeinschaftlichen Erben s. Krone. Noch auf s. Todbette ermahnte er ihn zur Freundschaft und Treue gegen seine durch brüderliche Bande mit ihm verbundenen Söhne; diesen aber befahl er, dem J. mit Ehrerbietung zu begegnen und s. Tugenden nachzueifern. J. antwortete dem sterbenden Könige, wie es dieser nur wünschen konnte, obgleich er schon damals den Entschluß gefaßt hatte, sich zum Alleinherrscher von Numidien zu machen. Bald nach dem Tode des Micipsa ließ er den Hiempsal ermorden und jagte s. Bruder Adherbal aus dem Lande, indem er sich fast s. ganzen Antheils an Numidien

bemächtigte. Auf die Nachricht, daß Adherbal nach Rom gegangen sei, schickte er ebenfalls Gesandte dahin ab, um durch Bestechungen die Schritte desselben zu vereiteln. Der größte Theil des Senats erklärte sich für ihn. Es wurden zehn Bevollmächtigte ernannt, um Numidien zwischen Adherbal und J. zu theilen und über den Tod des Hiempsal an Ort und Stelle Erkundigung einzuziehen. Auch diese Bevollmächtigte wußte J. für sich zu gewinnen. Sie erklärten die Ermordung des Hiempsal für Gegenwehr und gaben bei der Theilung dem J. die reichsten Provinzen. Kaum waren die Bevollmächtigten abgereist, als J., um den Adherbal zum Kriege zu reizen, in die Grenzen s. Antheils einfiel und daselbst die schrecklichsten Verwüstungen anrichtete. Adherbal blieb bei allen Beleidigungen ruhig. J. brach demnach von neuem in die Länder des Adherbal ein und nöthigte diesen mit Gewalt zur Gegenwehr. Bei der Hauptst. Cirtha wurde Adherbal's Heer geschlagen und zerstreut. Er selbst flüchtete sich nach Cirtha, wo ihn J. belagerte. Jener fand jedoch Gelegenheit, seinen unglücklichen Zustand in Rom vorstellen zu lassen. Allein die Freunde J.'s brachten es dahin, daß man wiederum nur Bevollmächtigte nach Numidien abgehen ließ. Natürlich, daß auch diese Sendung nichts entschied. J. belagerte nun Cirtha mit dem stärksten Nachdrucke, nöthigte den Adherbal zur Übergabe, und ungeachtet s. Versprechens, ihm das Leben zu schenken, ließ er ihn auf die unmenschlichste Art morden. Nun verlangte das Volk selbst, daß man ernstliche Maßregeln gegen den Verbrecher nehme, und der Senat beschloß den Krieg gegen ihn. Der Oberbefehl wurde dem Consul L. Calpurnius Piso übertragen, einem Manne, der mit vielen Feldherrntalenten die niedrigste Habsucht verband. Anfangs führte er den Krieg mit Nachdruck und eroberte mehre Städte; bald aber ließ er sich mit J. in Unterhandlungen ein, und bewilligte ihm endlich, als derselbe seine Schätze nicht gespart hatte, sehr vortheilhafte Bedingungen. J. behielt Numidien, und lieferte der Republik bloß eine gewisse Anzahl Pferde und Elefanten aus und zahlte eine mäßige Geldsumme. In Rom war man damit sehr unzufrieden, und J. wurde beschieden, sich gegen sicheres Geleit vor dem Richterstuhle des Volks zu stellen. In Rom gelang es ihm, einen der Volkstribunen auf s. Seite zu bringen; als er sich daher vor dem Volke verantworten sollte, legte ihm der Tribun Stillschweigen auf, und so mußte das Volk aus einander gehen, ohne das Geringste beschließen zu können. J. trieb nun s. Übermuth in Rom so weit, daß er den Massiva, einen unehelichen Sohn des Gulassa, Bruder des Micipsa, dem das römische Volk die Krone von Numidien zu ertheilen geneigt war, meuchelmörderisch umbringen ließ. Da ihm sicheres Geleit versprochen worden war, so erhielt er bloß Befehl, Rom unverzüglich zu verlassen. Der Krieg wurde ihm von neuem erklärt und vom Consul Posthumius Albidus geführt. Aber die Ränke des J. machten, daß das Jahr zu Ende ging, ohne daß Etwas entschieden wurde. J. war sogar so glücklich, gleich nach der Abreise des Consuls, dem Bruder desselben, Aulus Posthumius, eine völlige Niederlage beizubringen, ihn zu einem schimpflichen Frieden zu nöthigen und s. Heer durch das Joch gehen zu lassen, weßhalb der Senat den Frieden für ungültig erklärte und den berühmten Metellus nach Numidien schickte. Dieser besiegte den J. in einem Haupttreffen und blieb allen s. Bestechungskünsten unzugänglich. Schon auf dem Punkte, einen schimpflichen Frieden zu unterzeichnen und sich den Römern zu ergeben, änderte J. plötzlich, aus Furcht, dieselben möchten die von ihm begangenen Übelthaten rächen, s. Entschluß und wollte noch einmal das Äußerste wagen. Er sammelte s. letzten Kräfte, und wußte so geschickt zu operiren, daß Metellus s. Wunsch, den Krieg zu beendigen, unerfüllt sah. Marius hatte nämlich durch s. Ränke bewirkt, daß Metellus zurückberufen und er selbst an dessen Stelle zum Feldherrn ernannt wurde. Aber beinahe wäre J., noch vor des Marius Abreise von Rom, durch die Verrätherei des Bomilkar, eines s. Diener, den

Römern ausgeliefert worden. Nach einem neuen Siege, den Metellus über den J. erfocht, faßte dieser den Entschluß, die Gätulier und den mauritanischen König Bocchus um Hülfe anzuflehen. Er erlangte sie auch wirklich, und wagte es nun, mit seinem neuen Heere die Wiedereroberung seines Reichs zu versuchen. Unterdessen war Marius in Afrika angekommen, um den Metellus abzulösen. Nachdem er die Stadt Kapsa und das feste Schloß Muluchа erobert hatte, zog er sich an die Seeküste zurück, wurde aber unterwegs von dem vereinigten Heere des Bocchus und J. angegriffen, und genöthigt, sich auf einen Berg zurückzuziehen. Hier umschlossen ihn die Feinde, und überließen sich, in der sichersten Erwartung eines vollständigen Sieges, dem Ausbruche der unmäßigsten Freude. Als sie aber, vom Tanzen und Schmausen ermüdet, sich eben dem Schlafe überlassen wollten, stürzten die Römer vom Berge auf sie herab und schlugen sie völlig in die Flucht. Vier Tage nachher wagten J. und Bocchus einen neuen Anfall, weil sie die Römer in völliger Sorglosigkeit zu finden hofften. Aber Marius empfing sie so tapfer, daß beinahe ihr ganzes Heer von 90,000 M. niedergehauen wurde, obgleich J. selbst mit bewunderungswürdiger Tapferkeit gefochten hatte. Der mauritanische König Bocchus schloß nun Frieden mit den Römern und verließ den J. Sylla wußte ihn sogar zu bereden, den J. zu sich zu locken und ihn den Römern zu überliefern. Unter dem Vorwande, zwischen ihm und den Römern einen Frieden zu ermitteln, brachte man ihn an den Hof des Bocchus. Hier wurde er gefangen genommen und dem Sylla überliefert, der ihn in Ketten legen und nach Cirtha zum Marius führen ließ. So war der Krieg beendigt und Numidien in eine römische Provinz verwandelt. Marius zierte s. Triumph mit dem gefangenen J. und dessen beiden Söhnen. Nachdem J. bei dieser Gelegenheit auf eine grausame Art vom Pöbel gemißhandelt worden war, warf man ihn in einen finstern Kerker, wo er nach 6 Tagen des Hungertodes gestorben sein soll. Einige Schriftsteller erzählen, er sei gleich nach geendigtem Triumphe im Gefängnisse hingerichtet worden. Seine beiden Söhne blieben in der Gefangenschaft zu Venusium. Sallustius hat den Krieg mit J. meisterhaft beschrieben.

Julia, die einzige Tochter des Kaisers August und der Scribonia, besaß Annehmlichkeiten im Umgange, eine nicht gewöhnliche Schönheit und einen sehr gebildeten Geist. Zuerst heirathete sie den jungen Marcellus, den Sohn der Octavia, aus ihrer ersten Ehe. Als sie bald Witwe geworden war, heirathete sie den M. Vipsanius Agrippa, welchem sie drei Söhne und zwei Töchter gebar. Schon bei Lebzeiten dieses Gemahls führte sie ein zügelloses Leben. Ganz Rom kannte ihre Ausschweifungen, nur August nicht. Nach des Agrippa Tode vermählte er sie mit dem Tiberius, der zwar ihre Aufführung sehr wohl kannte, aber doch dem Willen des Kaisers sich nicht zu widersetzen wagte. Julia ließ sich durch diese neue Heirath so wenig in ihren gewohnten Ausschweifungen stören, daß Tiberius, der weder Zeuge noch Ankläger derselben beim August sein wollte, den Hof verließ. Ihre Schamlosigkeit ging so weit, daß sie jeden Morgen der Statue des Mars so viele Kronen aufsetzenließ, als sie in der vorhergehenden Nacht Liebhaber beglückt hatte. Endlich konnten ihre Ausschweifungen auch ihrem Vater nicht verborgen bleiben. Er gerieth darüber in den heftigsten Zorn, und wollte sie anfangs umbringen lassen, begnügte sich jedoch, sie auf eine wüste Insel an der Küste von Campanien, mit Namen Pandataria, zu verbannen, wohin ihre Mutter Scribonia sie begleitete. Auch war er so unerbittlich, daß er sie, selbst auf die dringendsten Bitten des Volks, nicht wieder begnadigen wollte. Doch ließ er sich endlich bewegen, sie von der Insel auf das feste Land nach der Stadt Rhegium bringen zu lassen. Nach Rom durfte sie nicht zurückkehren. Nach dem Tode des Kaisers ward ihr Schicksal sehr traurig. So lange dieser gelebt, hatte Tiberius noch immer viel Zärtlichkeit gegen

sie geäußert, und den Kaiser oft gebeten, sie zu begnadigen. Jetzt aber behandelte er sie mit der größten Grausamkeit. Vorher hatte sie bloß die Stadt Rhegium nicht verlassen dürfen; Tiberius aber sperrte sie im eigentlichen Sinne in ihrem Hause ein. Ja, er entzog ihr auch die kleine Pension, die ihr Augustus ausgesetzt hatte, und so starb sie im 15. J. ihrer Verbannung in Mangel und Dürftigkeit.

Julianus (Flavius Claudius), römischer Kaiser, welchem die Christen den Beinamen Apostata gaben, Sohn des Julius Konstanz (Bruder Konstantin d. Gr.) und Basilias, s. zweiten Gemahlin, einer T. des Präfecten Julian, ward 331 zu Konstantinopel geb. Kaum 6 J. alt, sah er, wie sein Vater und mehre Glieder s. Familie von den Soldaten des Kaisers Konstanz II., seines Oheims (eines Sohns von Konstantin d. Gr.), ermordet wurden. Er und sein jüngerer Bruder Gallus entgingen kaum dem Tode. J. selbst lag gerade an einer gefährlichen Krankheit darnieder, von der er sich, wie man glaubte, nicht wieder erholen würde; seinen Bruder Gallus rettete seine große Jugend. Die Erziehung der beiden Prinzen wurde dem Eusebius von Nikomedien anvertraut, welcher ihnen den Mardonius zum Lehrer gab. Man erzog sie im Christenthume, einer Religion, die damals an dem Hofe der Kaiser noch neu war. Man ließ sie sogar in den priesterlichen Stand treten, um sie vom Throne zu entfernen; sie wurden zu Vorlesern in ihrer Kirche gewählt. Diese Erziehung machte einen ganz verschiedenen Eindruck auf die Gemüther der beiden Brüder, deren Charakter an sich selbst schon sehr verschieden war. Gallus, der jüngere, wich nie vom Christenthume und erwarb sich dadurch das Lob der Kirchenschriftsteller. J. hatte, da er älter war, die Verfolgung, welche man an seiner Familie ausgeübt, sowie den Zwang und die Furcht, in welcher man ihn s. Jugend hatte zubringen lassen, desto lebhafter gefühlt. Er suchte daher Trost in dem Studium der schönen Wissenschaften und der Philosophie. 24 J. alt, ging er nach Athen und Nikomedien, wo er den Unterricht verschiedener Lehrer, insbesondere des Sophisten Libanius genoß. Hier ward er bestimmt, der Religion Derer, die s. Familie ermordet hatten, zu entsagen und zu dem Heidenthume überzutreten. Doch scheint er nicht Geisteskraft genug gehabt zu haben, sich über den Irrwahn der damaligen Götterlehre zu erheben; wenigstens finden wir, daß er an Astrologie, an die Wissenschaft der Haruspices, an die Kunst, gewisse vermittelnde Geister zu s. Vortheile stimmen und durch sie in die Zukunft sehen zu können, und an dergl. Dinge mehr geglaubt hat. Konstanz, der den Einfall der Deutschen in die Provinzen des römischen Reichs befürchten mußte, entschloß sich auf Zureden seiner Gemahlin Eusebia, J. den Oberbefehl gegen dieselben zu übertragen. Dieser ward zu Mailand 355 von Konstanz zum Cäsar ernannt und erhielt dessen Schwester Helene zur Gemahlin. Nun zog J. mit einer nur geringen Anzahl Truppen nach Gallien, welches von den Deutschen verwüstet wurde. Kaum war es zu erwarten, daß ein Jüngling, der sich bis dahin nur mit dem Studium der Philosophie und mit den schönen Wissenschaften beschäftigt hatte, im Stande sein würde, besonders bei so schwachen Hülfsmitteln, die furchtbaren Deutschen zu besiegen. Selbst der Kaiser Konstanz schien auf diese Möglichkeit nicht gerechnet zu haben. Nachdem J. den Winter mit Vorbereitungen zum bevorstehenden Kriege zugebracht hatte, ging er den Deutschen entgegen, eroberte mehre Städte, siegte in verschiedenen Gefechten und schlug in einer Hauptschlacht 7 ihrer Fürsten bei Strasburg aufs Haupt, wodurch er Gallien von den Feinden gänzlich befreite. Er verfolgte die Deutschen bis über den Rhein und bekriegte sie auf ihrem eignen Grund und Boden. Auch als Regent zeigte J. seltene Talente. Er gab Gallien eine neue Verfassung, stellte die Finanzen her, milderte die Abgaben und vertheilte sie zweckmäßiger, schaffte die Mißbräuche, welche sich in den Gerichtshöfen eingeschlichen hatten, ab, sprach in den wichtigsten

Angelegenheiten selbst Recht und ließ Städte und Festungen erbauen. Während er sich so um das Wohl eines großen Landes verdient machte, ward er bei Konstanz verleumdet, als strebe er danach, sich unabhängig zu machen. So konnte es nicht fehlen, daß der argwöhnische Konstanz auf die glänzenden Erfolge, welche sein Vetter in Gallien bewirkt hatte, bald eifersüchtig werden mußte. Ja, er war nichtswürdig genug, unter der Hand die Gallier selbst gegen ihn aufzureizen und ihm s. besten Truppen abfodern zu lassen, indem er vorwandte, diese gegen die Perser gebrauchen zu müssen. Dieser Befehl brachte einen Aufruhr unter den Soldaten hervor, welche nicht nach Persien wollten. Sie riefen ihren Cäsar Julian, ungeachtet seines Widerstrebens, im März 360 zum Kaiser aus. J. meldete dem Konstanz den Verlauf der Dinge: dieser befahl, er sollte den Kaisertitel ablegen. So sehr nun auch J. dies zu thun geneigt war, so widersetzten sich doch abermals die gallischen Legionen. Nun sandte Konstanz ein Heer gegen J., und dieser rüstete sich zum Angriff. Er verließ Gallien, wo er 5 Jahre zugebracht hatte, eroberte Sirmium, die Hauptst. von Illyrien, und belagerte Aquileja. Hier erfuhr er den Tod des Kaisers Konstanz. Nun eilte er durch Thracien, und kam am 11. Dec. 361 zu Konstantinopel an, wo er zum römischen Kaiser ausgerufen wurde. Sogleich schaffte er unzählige Mißbräuche ab und schränkte s. Hofstaat ein. Von den tausend Badern oder Barbierern, die sein Vorgänger gehabt hatte, behielt er nur einen. Auch die Zahl der Köche, die sich ebenso hoch belief, schaffte er bis auf einen ab. Die Verschnittenen wurden ebenfalls verabschiedet, sowie die sogenannten curiosi, welche unter dem Vorwande, dem Kaiser nützliche Dinge zu hinterbringen, gefährliche Spione und eine Geißel für das gesellschaftliche Leben geworden waren. Nach solchen Einschränkungen konnte dem Volke der fünfte Theil aller Auflagen erlassen werden. Übrigens suchte J. den heidnischen Gottesdienst in s. vollen Glanze wiederherzustellen und wirkte daher dem Christenthume beharrlich entgegen, ohne jedoch die Christen selbst, wie viele s. Vorgänger, grausam zu verfolgen. Er entzog den christlichen Kirchen ihre oft großen Reichthümer und vertheilte sie unter s. Soldaten, versuchte es auch wol, wenn er sie durch Schmeicheleien und Wohlthaten zu dem Heidenthume nicht zurückzuführen vermochte, ihnen in Dingen, die jedoch der Religion nicht angingen, hinderlich zu sein. So verbot er ihnen z. B., vor Gericht als Sachwalter aufzutreten, Staatsämter zu bekleiden; ja, die Christen durften nicht einmal öffentliche Lehrer werden, da er wohl wußte, welche große Hülfsmittel, das Heidenthum zu bekämpfen, sie in ihren Schriften besitzen müßten. Um Jesus Prophezeihung, in Betreff des Tempels zu Jerusalem, nichtig zu machen, erlaubte er den Juden, denselben, ungefähr 300 J. nach s. Zerstörung, wieder aufzubauen. Aber es sollen aus der Tiefe feurige Flammen emporgestiegen sein und mehre Arbeiter verbrannt haben. Indeß wollte er vor Allem den Krieg gegen die Perser beenden. Sein erster Feldzug gegen dieselben fiel glücklich aus: er eroberte mehre Städte und drang bis Ktesiphon vor. Mangel an Lebensmitteln aber zwang ihn, sich zurückzuziehen. Da ward er am 26. Juni 365 gefährlich verwundet und starb in der folgenden Nacht im 34. J. s. Lebens. Vielleicht gibt es weder in der alten noch in der neuen Geschichte einen Fürsten, über welchen die Schriftsteller verschiedener geurtheilt hätten; vielleicht kommt dies daher, weil allerdings in s. Charakter eine Menge Widersprüche lagen, und Einige glauben, er habe so viel böse und gute Eigenschaften besessen, daß es leicht sei, ihn zu tadeln und zu loben, ohne die Wahrheit zu verletzen. Von der einen Seite unterrichtet, großmüthig, mäßig, enthaltsam, umsichtig, gerecht, gnädig, menschlich; von der andern leichtsinnig, unbeständig, sonderbar, schwärmerisch und abergläubig bis zum höchsten Grade, ehrsüchtig, und voll Begierde, ein Plato, Marcus Aurelius und Alexander zu gleicher Zeit zu sein, strebte er, durch falsches Urtheil verleitet, allein nach Dem, was ihn vor allen Andern bemerkbar machen konnte.

Allen diesen Zügen scheint eine spottende, sophistische Kälte und Verstellungskunst zum Grunde zu liegen. Von s. Werken sind auf uns gekommen: mehre Reden, Briefe und Satyren, unter welchen letztern sich die Satyre auf die Cäsaren und die Satyre auf die Einw. von Antiochien, „Misopogon" betitelt, durch Witz und Laune auszeichnen. Namentlich wird erstere geschätzt. Ein kritisches Urtheil über Diejenigen, welche auf dem ersten Throne der Erde gesessen haben, von einem strengen Philosophen gefällt, der selbst auf diesem Throne gesessen hat, mußte in der That einen eignen Reiz gewähren. In s. „Misopogon" spielt J. den Antiochiern auf eine harte Weise mit, spart aber kein Lob, wenn von ihm selbst die Rede ist. Die verschiedenen Werke, welche uns von ihm übrig geblieben sind (vollständ. und beste Ausg. von Ezechiel Spanheim, Leipzig 1696, Fol.), beweisen, daß dieser Kaiser Talent, Geist, Lebhaftigkeit, Leichtigkeit im Vortrage und eine gewisse Fruchtbarkeit besaß. Doch scheint er dem Geschmacke s. Jahrh., in welchem eine bloß rhetorische Declamation die Stelle der Beredtsamkeit, Antithesen die Stelle der Gedanken, und Wortspiele die Stelle des Witzes vertreten mußten, zu sehr ergeben gewesen zu sein. Er schrieb auch ein Werk gegen die christliche Religion, von dem uns einige Bruchstücke erhalten worden sind, welche der Marquis d'Argens ins Französ. übersetzt hat. S. A. Neander, „Über Kaiser Julianus und sein Zeitalter, ein historisches Gemälde" (Leipzig 1812).

Julianischer Calender, s. Calender.

Julius, der 7. Monat unsers Jahres, war bei den Römern, die ihr Jahr im März anfinzen, der 5. Monat und hieß daher Quintilis, bis auf Julius Cäsar der in diesem Monat geboren war, und dem zu Ehren derselbe seinen jetzigen Namen erhielt.

Julius Romanus, eigentlich Giulio Pipi, gewöhnlich Giulio Romano genannt, der vorzüglichste von Rafael's Schülern und Gehülfen. Er war 1499 zu Rom geb. Da er, so lange Rafael lebte, stets bei und unter diesem arbeitete, so mäßigte dieser seinen Hang zum Schrecklichen und Gewaltsamen, so lange er lebte, folgte demselben aber nachher desto freier und legte dadurch den ersten Grund zur manierirten Malerei. Nachdem er zu Rom unter Clemens VII. den großen Saal des Konstantin vollendet hatte, ging er, nicht, wie man wol geglaubt hat, um dem Zorne des Papstes über die von ihm entworfenen und von Raimondi gestochenen, unzüchtigen Zeichnungen zu entgehen, denn diese erschienen später, sondern auf die Einladungen des Grafen Castiglione, nach Mantua. Hier fand er einen freien Spielraum für den kräftigen Schwung seines Geistes sowol in der Architektur als Malerei. Der Palast del Te wurde ganz von ihm oder unter seiner Aufsicht von s. Schülern verziert. Durch die Schule, welche er hier eröffnete, wurden die Grundsätze Rafael's in der Lombardei bekannter. Nach Sangallo's Tode, 1546, ward ihm der Bau der Peterskirche übertragen, aber er starb ebenfalls schon in dems. Jahre. So lange er s. Lehrer nachahmte, zeigte er sich besonnen, lieblich und gefällig in s. Werken; als er aber nachher dem ganzen Ungestüm s. Einbildungskraft sich überließ, setzte er durch die Kühnheit s. Styls, durch die Großartigkeit s. Zeichnung, durch das Feuer s. Composition, durch die Hoheit s. poetischen Ideen, durch die Kraft s. Ausdrucks in Erstaunen. Man bewundert diese Eigenschaften vereint in dem Sturz der Giganten (im Palast del Te) und in den Schlachten Konstantins (zu Rom). Man wirft ihm vor, daß er das Studium der Natur vernachlässigt habe, um allein der Antike zu folgen, daß er den Faltenwurf nicht verstanden, daß in s. Köpfen zu viel Einförmigkeit herrsche, daß sein Colorit zu sehr ins Grelle falle; dagegen aber hat kein Meister mehr Geist und Kenntnisse in seine Gemälde gelegt. Seine ausgezeichnetsten Schüler waren Rafael dal Colle, Primaticcio und Giovanni Battista Mantovano.

Julius Cäsar, s. Cäsar.

Jung (Johann Heinrich), genannt **Stilling**, badischer Geh. Hofrath, früher Professor an der Cameralschule zu Heidelberg, geb. 1740 zu Grund im Nassauischen, starb 1817 zu Karlsruhe an Altersschwäche. An derselben Schule lehrte er schon seit 1778 in Lautern, wo diese nützliche Anstalt sich vorher befand. In s. Jugend auf dem Wege, Kohlenbrenner zu werden, ergriff J. das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenbei von höhern Dingen selbst belehrt hatte, trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einem Schullehreramte. Dieser Versuch mißlang, und er kehrte zum Handwerke zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil Jedermann leicht für ihn Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer anzunehmen. Später war er, nach beendigtem Studium der Medicin in Strasburg, Arzt zu Elberfeld. Den größten Theil seines merkwürdigen Lebens hat er selbst in dem berühmten Buche: „Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft" (Berlin 1777, 3 Th.), in einer neuen Gestalt u. d. T. „Lebensbeschreibung" (Berl. 1806, 5 Thle.) auf eine Weise beschrieben, welche seinen gemüthlichen und fromm-poetischen Charakter ganz ausspricht. Einen 6. Bd. hat s. Enkel Wilhelm Schwarz folgen lassen u. d. T.: „Heinrich Stilling's Alter". Er selbst erklärt diese Schilderung vom Kleinsten bis zum Größten, vom Alltäglichsten bis zum Wunderbarsten für lautere, unverfälschte Wahrheit. „Weit entfernt", sagt Matthisson in s. „Briefen" (Zürich 1795, 1. Thl.), „ein zu helles Licht über das Gemälde zu verbreiten, hat er vielmehr Manches, und gerade immer Dasjenige, was s. Geiste und Herzen am meisten zur Ehre gereicht, in ein zweifelhaftes Helldunkel gestellt. Auch hat er uns in demselben manches herrliche Volkslied aufbewahrt, sowie er überhaupt die unverkennbare Bestimmung zum Volksschriftsteller darin bewährte. Allein ein einseitiger Pietismus, zu welchem sein herrschendes Gefühl ihn führte, hat diese Einwirkung auf das deutsche Publicum sehr beschränkt". Seine pietistischen Schriften sind sehr zahlreich. Vorzüglich bekannt ist s. „Theobald, der Schwärmer", „Das Heimweh", „Der Volkslehrer", „Der christliche Menschenfreund", „Taschenbuch für Freunde des Christenthums und Sieg desselben", „Der graue Mann", „Das Schatzkästlein" u. s. w. Den größten Widerspruch hat er durch die in gegenwärtiger Zeit seltsame Erscheinung s. „Theorie der Geisterkunde" (Nürnberg 1808) und Apologie derselben (1809), welche sich an s. (schon 1803 zu Frankfurt erschienenen) „Scenen aus dem Geisterreiche" anschließt, erregt. Hier hat er s. Meinungen und Hypothesen von dem Verkehr der abgeschiedenen Geister mit Lebenden, gleich erwiesenen Thatsachen, in systematischer Form vorgetragen. Übrigens sind seine frommen Träume mit einem ehrwürdigen Charakter verbunden. Nicht minder hat sich J. in den Fächern der praktischen Naturwissenschaft (z. B. Ökonomie, Vieharzneikunde), sowie in verschiedenen Theilen der Staatswissenschaft (z. B. Nationalökonomie, Cameral- und Finanzwissenschaft) als Lehrer, und durch viele Schriften über dieselben (seit ungefähr 1783) verdient gemacht und die ausgebreitetsten Kenntnisse bewiesen. Endlich wird er als geschickter Operateur des Staars (er hat auch über diesen Gegenstand Einiges geschrieben) mit vielem Lobe genannt. Von seiner wohlthätigen Kunst sagt Matthisson a. a. O.: „Schon über 2000 größtentheils armen Blinden hat er das Gesicht nicht nur unentgeltlich wiedergegeben, sondern viele von ihnen noch beschenkt und auf s. Kosten während der Cur im Wirthshause erhalten". Das letzte Erzeugniß seines Geistes sind „Erzählungen", mit einer Vorrede von Ewald (3 Bdchn.). Von s. frühern Romanen sind zu nennen: „Morgenthau" (1779); „Flor. von Fahlendron" (1781). Eine schöne Charakteristik Jung's sehe man in Göthe's „Aus meinem Leben" (2. Th., S. 378 und 489).

Jünger (Johann Friedrich), geb. 1759 zu Leipzig, wo sein Vater Kaufmann war, genoß eine gute Erziehung, widmete sich anfangs dem Handel, studirte

aber nachher die Rechte. In der Folge beschäftigte er sich mehr mit den schönen Wissenschaften, wurde Hofmeister zweier Prinzen, ging aber bald nach Weimar, wo er privatisirte. 1787 kam er nach Wien und wurde hier, nachdem er sich bereits als Schriftsteller im dramatischen Fache ausgezeichnet hatte, 1789 als Hoftheaterdichter angestellt. Eine Veränderung, welche dieses Theater erlitt, zog 1794 seine Entlassung nach sich. Er privatisirte wieder, arbeitete theils für das Theater, theils in andern Fächern der schönen Wissenschaften, und lebte von dem sparsamen Ertrage s. Schriften. Er hatte jetzt zu wiederholten Malen Anfälle von tiefer Melancholie, die an stillen Wahnsinn grenzte und theils von dem angestrengten Fleiße, mit welchem er sich seinen Unterhalt verdienen mußte, theils von seiner durchaus einsiedlerischen Lebensart herrührte. Er starb 1797, bedauert von Allen, die s. Talente und s. unerschütterliche Rechtschaffenheit gekannt hatten. Eine merkwürdige, doch nicht ganz seltene Erscheinung ist es, daß er gerade in jener melancholischen und hypochondrischen Zeit die heitersten Geisteserzeugnisse geliefert hat. Er begann s. schriftstellerische Laufbahn mit dem Romane „Huldreich Wurmsamen von Wurmfeld" (1781—87, 3 Bde.) und endigte mit dem vielgelesenen Romane „Fritz" (1796—97, 4 Thle.). Eine frische, leichte und gefällige Erzählung macht seine Romane angenehm, obgleich ihnen die tiefere komische Kraft abgeht. Zu denen, welche den meisten Beifall erhalten haben, gehören noch „Der kleine Cäsar", komischer Roman (3 Thle., 1781—87), und „Vetter Jakobs Launen (6 Thle., 1786—92.) Größer sind J.'s Verdienste um die deutsche Bühne. Wiewol er als Schauspieldichter keine selbständige Erfindungsgabe besaß, so wußte er sich doch mit glücklicher Leichtigkeit und Wirkung ausländischer und einheimischer Stoffe zu bedienen und dieselben durch seine Bearbeitung zu s. Eigenthume zu machen, und somit berechtigt ihn sein oft sehr glücklicher Witz, das Lustige und Feine seiner Intriguen und sein leichter, natürlicher Dialog in der Gesellschaftssprache zu einem ehrenvollen Platze unter den deutschen Theaterdichtern. Seine Lustspiele sind in 3 Sammlungen erschienen: die erste unt. dem Titel: „Lustspiele" in 5 Th. (Leipz. 1785—90), die zweite unt. d. T.: „Komisches Theater" (Leipz. 1792—95, 3 Thle.), die dritte als „Theatralischer Nachlaß" (Regensburg 1803—4, 2 Thle.).

Jungfrau von Orleans, s. Jeanne d'Arc.

Junius (Briefe des), eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der politischen Literatur der Engländer und in der Geschichte ihrer Preßfreiheit. Ein furchtbarer Unbekannter, der gewaltigste Libellist der neuern Zeit, griff in einer Reihe zermalmender Briefe (sie erschienen sämmtlich vom 21. Jan. 1769 bis zum 21. Jan. 1771 im „Public advertiser", einer Zeitung, welche der Buchdrucker Woodfall herausgab) die Mitglieder des Cabinets, alle Staatsbeamte, die Tribunale, das Parlament, endlich die Person des Königs selbst, mit immer gleicher Bitterkeit und Schonungslosigkeit an. Mit ausgezeichneten Talenten und Kenntnissen, mit einer nie übertroffenen und selten erreichten Beredtsamkeit, mit einer Kühnheit ohne Maß und Ziel wußte dieser Unhold — dessen Name ein nun schon 50jähriges Geheimniß ist — 2 Jahre lang die britische Lesewelt in fortdauernder Spannung zwischen Lust und Schrecken, zwischen Bewunderung und Abscheu zu erhalten. Ein Proceß gegen den Herausgeber, von der Kingsbench, 1770, dessen Verhandlungen endlich niedergeschlagen wurden, hatte einen merkwürdigen Meinungskampf zur Folge, der im Unterhause über den Libellproceß (so nennt man in England das Einschreiten der Gerichte gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit) geführt und erst 1792 durch eine Parlamentsacte dahin entschieden wurde, daß die Jury, in Criminalprocessen gegen Libelle, über sämmtliche in der Anklageacte enthaltene Puncte einen allgemeinen Spruch von Schuldig oder Nichtschuldig zu geben berechtigt sei. Seitdem entscheidet in England nicht das Gesetz, sondern die

Jury über den libellistischen oder nicht libellistischen Charakter einer publicirten Denkschrift, und zwar, nach einem Herkommen der Gerichtshöfe, ohne dabei auf die factische Wahrheit der libellistischen Behauptungen Rücksicht zu nehmen. (S. v. Gentz in den „Jahrb. der Literatur", Wien 1818, I, S. 240 fg.) Die Briefe des Junius, welche auf diese Art in der Geschichte der engl. Preßfreiheit Epoche machten, erschienen in einer Sammlung zuerst 1772, welche bloß die im „Public advert." mit Junius unterzeichneten enthielt; vollständiger, mit theils ungedruckten, theils zuvor nicht unter der Firma Junius gedruckten Briefen vermehrt, 1812 in 3 Bdn. Woodfall's Sohn gab sie mit einer Einleit. und m. Anm. aus seines Vaters Papieren heraus. Doch wandte er auf die Anordnung der Zeitfolge wenig Sorgfalt. Unter den neu aufgenommenen Briefen, die, voll heftiger politischer Ausfälle, an Kühnheit, Feuer und Beredtsamkeit den gepriesensten unter den Juniusbriefen gleichkommen und einen Zeitraum von 5 Jahren umfassen, ist der früheste, mit Publicola unterzeichnet, vom 28. April 1767; andre aus dem J. 1768 mit Lucius, Brutus, Nemesis und andern Namen; die spätern nach 1771, welche wüthende Angriffe auf den Kriegssecretair, Lord Barrington, enthalten, haben die Signaturen Veteran und Nemesis. Seit dem 19. Jan. 1773 war Junius für immer verstummt. Ohne einen Commentar sind diese Briefe jetzt selbst Engländern nicht mehr verständlich. Man muß die Verbindungen der damals mächtigen Whigfamilien, ihre Spannungen unter einander und mit den Tories, sowie die Ursachen des Mißtrauens des Volks kennen, das über den Einfluß des geheimen Cabinets auf die Verwaltung unzufrieden war. Junius richtete s. Pfeile vorzüglich auf den Herzog v. Grafton und die Lords Mansfield, Hillsborough, North, Barrington u. A. m. Auch Chatam und Camden wurden nicht geschont. Selbst den Volksführern, wie Wilkes, Horne Tooke u. A., war Junius persönlich abhold; außer Delolme, der ein Fremder war, hat er keinen seiner Zeitgenossen gelobt; außer von Fox, Lord Holland und wenig Andern, hat er von Allen übel gesprochen. Übrigens dachte und schrieb er, trotz seines republikanischen Cynismus, ganz in dem monarchischen Geiste der britischen Verfassung; so betrachtete er den Widerstand der Amerikaner unabänderlich als Rebellion. Am glänzendsten trat er auf in dem Streite über die Middlesexwahl für John Wilkes, der 3 Mal zum Parlamentsgliede erwählt, 3 Mal vom Unterhause ausgestoßen wurde. In Hinsicht auf seine Schreibart wird er allgemein als einer der ersten Prosaisten Englands angesehen. Sie ist gedrängt, zuweilen epigrammatisch, aber nie unklar, im Ausdruck sicher und fest, sparsam in Metaphern, und gewöhnlich ohne Schmuck; dabei sorgfältig genau. Übrigens scheint dieser politische Sonderling, ohne Zweck und Leidenschaft, bloß um einem finstern Unmuthe, einer tief gewurzelten Erbitterung, durch gekränkte Eigenliebe oder betrogene Erwartungen erzeugt, Luft zu machen, sein großes Talent auf jene planmäßige Mißhandlung aller hochgestellten Männer oft in satanischen Zerrbildern gerichtet zu haben. Von Woodfall, der durch ihn reich wurde, und der s. Namen nie erfahren hat, bezog er keinen Gewinn. Ein schön gebundenes Exemplar und 2 andre Ex. der Sammlung s. Briefe, deren genauen Abdruck er zur unerläßlichen Bedingung machte, war das einzige Honorar, welches er ihm abfoderte. Die Furcht, entdeckt zu werden, das Gefühl seines Frevels, Worte wie Dolchstiche im Finstern gebraucht zu haben, Widersprüche endlich in seinen Ansichten und Behauptungen, erklären es, warum Junius Alles that, um unerkannt zu bleiben. Das Publicum (über dessen Meinung er eine Art von unsichtbarer Gewaltherrschaft ausübte, der keine andre Macht im Staate mehr gewachsen zu sein schien) erschöpfte sich in Muthmaßungen über die Person des verkappten Schmähers. Man nannte den H. Hugh Boyd, den Gen. Lee, den Vf. des „Leonidas", Glover, Edm. Burke, den Genfer Delorme, den Herzog von Portland (Minister Georgs III.) u. A. m., jeden als den Vf. der Briefe. Erst seit der vollständigen

Ausg. s. Briefe von 1812 weiß man, daß alle diese Vermuthungen grundlos waren. Endlich bezeichneten zwei namenlose Schriften: „The identity of Junius with a distinguished living character established" und „A supplement to Junius identified" (1817) einen unlängst verstorbenen, in England sehr geachteten Mann als Verf. dieser Briefe. Sir Philipp Francis (seit 1806 Ritter des Bathordens und im Dec. 1818 gest.), zur Zeit des Gouverneurs Hastings Beisitzer des hohen Raths von Ostindien zu Calcutta, nachher Mitglied des Parlaments, ein ausgezeichneter Redner und Geschäftsmann, und obgleich meistens in Verbindung mit der Opposition, doch von dem Ministerium geschätzt und oft zu Rathe gezogen, soll der wahre Junius sein. Für diese Vermuthung haben sich die Herausgeber des „Edinburgh review" erklärt; allein dem Verf. des Aufsatzes über die Juniusbriefe (Ritter v. Gentz) in dem „Jahrb. der Literatur" (Wien 1818, I, 255) scheint diese Meinung nicht gegründet, weil sich in den von Sir Philipp Francis gedruckten Parlamentsreden kein auch nur ferner Nachklang von den mächtigen Tönen, mit welchen Junius seine Zeitgenossen erschütterte, vernehmen läßt. Parisot hat die Briefe des Junius (Paris 1823, 2 Thle.) ins Franz. übers. und mit guten histor.-polit. Anm. begleitet. 1825 machte Coventry in s. „Kritischen Untersuch. über den wahren Vf. der Br. des Junius" es sehr wahrscheinlich, daß der aus dem siebenjähr. Kriege bekannte Lord George Sackville deren Verf. gewesen sei. Endlich hielt man auch den bekannten Kritiker und Philologen, Horne Tooke, für den Vf., weil man nach dessen Tode die Originalhandschrift der Briefe, von Tooke's Hand, sowie die Honorarexemplare des von Woodfall herausg. Buches in Tooke's Bibliothek gefunden haben will. K.

Juno, bei den Griechen Here, die höchste und mächtigste Gottheit der Griechen und Römer nach dem Jupiter (griech. Zeus), war die Schwester und Gattin desselben und eine Tochter des Kronos (Saturn) und der Rhea. Arkadien, Argos und Samos rühmten sich, ihre Geburtsörter zu sein. Nach Homer wurde sie vom Okeanos und der Thetis, nach Andern von den Horen, erzogen. Die Vermählung des Jupiter mit ihr auf der Insel Kreta wurde durch die Anwesenheit aller Götter verherrlicht. Nach Homer umarmte Zeus die Here ohne Wissen ihrer Ältern; auch soll er sie, nach A., durch List errungen und auf der Insel Samos geheirathet haben. Nachdem er sie nämlich schon lange geliebt hatte, ohne Gegenliebe zu finden, sah er sie einst, von ihren Begleiterinnen getrennt, auf dem Berge Thronax lustwandeln und sich hier niederlassen, um auszuruhen. Jetzt schickte er ein schweres Gewitter und stürzte sich während desselben in Gestalt eines von Nässe und Kälte zitternden Kuckucks zu ihren Füßen nieder. Mitleidig nahm sie das arme Thier in ihren Mantel, welches sich aber in seine wahre Gestalt umwandelte und ihr die Ehe versprach, um ihre Umarmung zu erhalten. Die Ehe dieser beiden Gottheiten war keine glückliche. Die stolze, herrschsüchtige und eifersüchtige Juno konnte die öftere Untreue ihres Gemahls nicht gelassen ertragen; er aber behandelte sie mit aller Härte, die in ältern Zeiten überhaupt der Mann sich gegen die Frau zu erlauben pflegte. Die alten Dichter, besonders Homer, geben uns davon viele Beispiele. Als Juno den Hercules, ihres Gemahls Liebling, durch Sturm nach Kos verschlagen hatte, ward er so ergrimmt auf sie, daß er ihr die Hände band, ihre Füße mit zwei Ambosen beschwerte und sie so schwebend im Olymp anknüpfte. Keiner der übrigen Götter vermochte ihr zu helfen. Als sie während des trojanischen Kriegs den Jupiter eingeschläfert hatte, um während seines Schlafs den Griechen Sieg zu verleihen, entging sie nur mit vieler Mühe den Schlägen, welche ihr Jupiter bei seinem Erwachen zugedacht hatte. In den ältesten Gedichten wurde Juno als eine dem Hercules feindliche Gottheit geschildert, die ihm schon bei seiner Geburt unheilbringend erschien und nachher sich allen seinen Unternehmungen widersetzte. Diese Idee machte Homer allgemeiner und schuf daraus eine feindselige

Göttin, deren er sich stets bediente, wenn irgend ein Plan zu verhindern oder eine Unternehmung zu vereiteln war. Er schildert umständlich die List, welche Juno anwandte, um, dem Gebote ihres Gemahls entgegen, die Griechen zu schützen. Außerdem ist sie die feindselige Verfolgerin der Frauen, welche Jupiter geliebt (z. B. der Latona, Semele und Alkmene), und der Kinder, welche er mit ihnen gezeugt hatte. Unter Letztern mußten Hercules und Bacchus am meisten leiden. Sogar die Thebaner erfuhren die Wirkungen ihres Hasses, weil Hercules bei ihnen geboren war; Athamas und dessen Familie wurden von ihr verfolgt, weil er den jungen Bacchus erzogen hatte. Auch empfanden alle Diejenigen ihre Rache, welche sich oder Andern einen Vorzug vor ihr gaben. Die Schönheit der Juno ist erhaben, majestätisch und Ehrfurcht einflößend; es fehlt ihr das Sanfte, Einschmeichelnde, die Herzen Bezaubernde der Venus. Im trojanischen Kriege war sie die Schutzgöttin der Griechen; ja sie mischte sich zuweilen selbst mit in den Kampf. So z. B. erlaubte ihr Jupiter einst, den Mars, den Schutzgott der Trojaner, aus dem Treffen zu entfernen. Keine der Göttinnen durfte sich im Kampfe mit ihr messen. Diana wagte es einst, aber ihre Wangen mußten die Stärke der mächtigen Juno fühlen. Die Kinder, welche sie dem Jupiter geboren hatte, waren Hebe, Ilythyia, Mars und Vulcan. Letztern soll sie jedoch ohne Begattung geboren haben, gleichsam dem Jupiter zum Trotze, weil dieser Minerven aus seinem Haupte hatte hervorgehen lassen. Nach einigen Schriftstellern brachte sie auch das Ungeheuer Typhon hervor, dem sonst eine andre Abstammung gegeben wird. Es werden gewöhnlich vier verschiedene Begriffe mit der Juno verbunden. Nach der orphischen Religion war sie das Symbol der untern Luft, sowie Jupiter der obern, auch wol der Luft überhaupt. Damit vermischte sich ein andrer Begriff, den man aus der pelasgischen Religion zu Samos geschöpft hatte, nach welchem sie die Königin der Götter war. Hierzu kommen phönicische Vorstellungsarten, indem man die Venus Urania, unter welchem Namen die Phönicier die Natur verehrten, in Griechenland mit der Juno vertauschte. Als solche wurde sie besonders zu Argos verehrt. Endlich gaben ihr die Dichter den Charakter einer feindlichen Göttin, welche die Anschläge Jupiter's und andrer Götter oder Helden und Menschen hintertrieb. Übrigens ward sie in ganz Griechenland verehrt; ihr vorzüglichster Sitz war zu Argos, in dessen Nähe sich ihr berühmter Tempel, Heräum, befand, und zu Samos, dem Orte ihrer Geburt und Vermählung: daher auch, unter vielen andern, der Beiname Samia. Als solche wurde sie auf Münzen, mit dem halben Mond auf dem Kopfe, die Hände auf zwei Stäbe gestellt, abgebildet. Die Gefährtinnen der Juno waren die Nymphen, Grazien und Horen. Iris (s. d.) war ihre vorzüglichste Dienerin. Unter den Thieren waren ihr der Pfau, die Gans und der Kuckuck heilig. Ihre gewöhnlichen Attribute sind das königliche Diadem, wie ein längliches Dreieck gestaltet, dessen kürzeste und zugerundete Spitze wie ein Gipfel in die Höhe steht. Oft trägt sie einen mit Sternen besäeten Schleier, entweder als Kopfputz oder hinter ihr her fliegend. Auf einer Gemme aus der Stosch'schen Sammlung sieht man sie in ruhiger Majestät auf einem Throne sitzen, an dessen Rücken zu beiden Seiten Sonne und Mond, und über ihrem Haupte die Planeten gebildet sind, um sie als Herrscherin des Himmels zu charakterisiren. Sie wird auf einem Wagen von zwei Pfauen gezogen. Übrigens waren die Abbildungen der Juno bei den Alten nicht sehr häufig, denn selbst in der Zeit des edelsten Styls der Kunst besaßen die Griechen keine einzige vollendete große und berühmte Bildsäule derselben. Die meisten Junonen auf geschnittenen Steinen sind von griechischen Künstlern aus der Zeit der römischen Kaiser. Bei den Römern hatte Juno denselben Charakter wie bei den Griechen. Sie nannten sie hauptsächlich **Juno regina (regia)**, **Pronuba matrona** (als Beschützerin der verlobten Jungfrauen) und **Lucina** (s. d. und Ilythyia). Sie hatte in Rom mehre

Tempel. Die ersten Tage der Monate und der ganze Junius waren ihr heilig. — Über den Planeten dies. Namens s. Planeten.

Junta, eine Vereinigung, in Spanien ein hohes Collegium für Staatssachen. Vor der Revolution hatten nur zwei obere Stellen diesen Namen, nämlich der königl. Handels-, Münz- und Bergwerksrath (Real Junta general de comercio, moneda, minas y dependencias de estrangeros) und die Tabacksregiedirection (Real Junta de tabaco). Als Napoleon 1808 von den spanischen Bourbons die Abtretung ihrer Rechte erzwungen hatte, berief er die Notabeln Spaniens nach Bayonne, als eine Junta. In den ältern Zeiten Spaniens hatte man die Versammlung der Reichsstände Cortes (s. d.) genannt; Napoleons Junta sollte aus 150 Mitgliedern bestehen, als 50 vom geistl. und 100 vom weltl. Stande; es erschienen aber nur 90 Abgeordnete und diese ohne hinlängliche Vollmachten, welches ihn jedoch wenig irrte. Die Junta ward den 15. Juni 1808 unter dem Vorsitze des Finanzministers, d'Aganze, eröffnet und nahm einstimmig die neue Verfassung an. Als aber König Joseph Napoleon Madrid am 1. Aug. hatte verlassen müssen, trat daselbst auch von Seiten der Insurrection und ihrer obersten Leitung eine Junta zusammen. Diese bestand zuerst unter dem Vorsitze des Grafen v. Florida-Blanca aus 26 Mitgliedern. Nachher wurde die Zahl derselben auf 44 bestimmt. Die Fortschritte der Franzosen verscheuchten diese Junta nach Sevilla, von wo sie später nach Cadix flüchtete. Außer dieser Centraljunta war in jeder, von den Franzosen nicht unterjochten Provinz eine Provinzialjunta, die jener untergeordnet sein sollte. (S. Spanien.)

Jupiter, bei den Griechen Zeus, Sohn des Saturn (griech. Kronos, daher Kronion und Kronides genannt) und der Rhea, Bruder der Vesta, Ceres, Juno, des Neptun und Pluto. Nach den verschiedenen Zeiten Griechenlands verband man mit dieser Gottheit auch verschiedene Begriffe. Die Pelasger verehrten ihn von den ältesten Zeiten an als das Symbol der Natur, sein Orakel war zu Dodona, und er heißt daher der dodonäische, pelasgische König. In der orphischen Religion war J. ein physisches Symbol und bedeutete die obere Luft, den Äther; in diesem Begriffe war Juno, das Symbol der untern Luft, mit ihm als Schwester und Gemahlin verbunden. Hieraus erklärt man folgende homerische Fabel. Juno, Neptun und Apollo wollten den Jupiter binden; aber Thetis rief den hundertarmigen Briareus ihm zu Hülfe, der durch seine bloße Gegenwart den Anschlag der Götter hintertrieb. (Streit der Elemente, in welchem der Äther beinahe wäre überwältigt worden, wenn er nicht endlich durch seine Kraft, Briareus, gesiegt hätte.) Ebenso symbolisch erklärt man die Fabel, nach welcher Jupiter sich einst vermaß, eine Kette vom Himmel herabzulassen, woran sich alle Götter hängen und doch nicht im Stande sein sollten, ihn herunter zu ziehen; er aber wolle sie alle, nebst Erde und Meer, zu sich heraufziehen und dann die Kette um den Gipfel des Olymps schlingen, sodaß sie sämmtlich in den Wolken schweben sollten. (Alles vereinte Streben der niedern Elemente ist nicht im Stande, den Äther aus seinem Sitze herunter zu ziehen.) Aus dem Symbole des Äthers entwickelte sich die Dichtervorstellung vom Jupiter, als Beherrscher des Äthers und des obern Luftraumes. In dieser Beziehung hat er folgende Beinamen: der sich am Blitze Vergnügende; der Wolkensammler; der Hochsitzende; der Weitsehende; der Hochdonnernde; der Wolkentreiber. Ein höherer Begriff ist der des Vaters der Götter und der Menschen, wie ihn schon Homer nennt; doch ist dies noch nicht der Begriff eines höchsten Wesens und Weltschöpfers, welcher erst später entstand. Mehr gehört hierher der Begriff des Jupiter Herkeios, der ein Führer und Schützer des Hauses, der Familien und ihres Eigenthums, auch wol eines ganzen Volks und eines gewissen Bezirks, mithin eine bloß örtliche Gottheit ist. Er ist ferner Regierer und Lenker der menschlichen Schicksale und hält in seiner

Hand eine Wage, womit er Jedermann Gutes und Böses zuwägt. Auch stehen in seinem Palaste zwei Urnen: in der einen ist das Böse, in der andern das Gute. Bald gibt er den Sterblichen aus beiden vermischt, bald aus jeder allein. Nichtsdestoweniger ist er selbst wieder dem Schicksale, einem unbekannten, in Dunkel sich hüllenden Wesen unterworfen. Er ist der weiseste aller Götter und Menschen; Minerva sitzt stets zu seiner Seite; er faßt seine Entschlüsse ohne Andrer Beihülfe, und wem er sie nicht offenbart, dem bleiben sie unerforschlich. Mit seinem Rathe steht er den Menschen bei, weßwegen er auch der Ertheiler wohl überlegten Raths heißt. Er ist wahrhaftig, seine Versprechungen sind unwiderruflich und untrüglich; er kennt alle Schicksale der Menschen; er hört die Eide der Sterblichen, die sie bei ihm schwören, und rächt den Meineid aufs strengste. Jede Ungerechtigkeit und Härte ist ihm verhaßt. Wer den um Vergebung bittenden Beleidiger (Hiketes) nicht aufnimmt und ihm nicht vergibt, den straft der Jupiter Hiketesios. Er ist gütig und liebreich, und will, daß die Menschen ebenso einander begegnen sollen. Daher heißt er auch Jupiter Xenios, der Schützer der Fremdlinge. Diese Ideen vom Jupiter, die man, obgleich noch auf Örtlichkeiten eingeschränkt, schon bei Homer und den Dichtern seines Zeitalters findet, wurden in der Folge immer mehr entwickelt, sowie die Bildung der Griechen fortschritt und eine reinere Philosophie sich zu verbreiten begann. Hiermit verband man die historische Sage, nach welcher Jupiter auf der Insel Kreta, und zwar auf dem Berge Ida, geboren und erzogen war; denn ein Orakel des Uranus und der Gäa hatte der Rhea den Rath ertheilt, ihren Sohn auf jenem Berge zur Welt zu bringen, damit er nicht vom Kronos verschlungen werde. Doch soll Jupiter auch zu Messene, Theben, Olenos in Ätolien, Ägäa in Achaja, auf dem Berge Lykros, oder auf dem Dikte in Kreta, auf dem Berge Lycäus in Arkadien (wo die Höhle gezeigt wurde, in welcher seine Mutter mit ihm niederkam) geboren sein. Ebenso verschieden sind auch die Nachrichten von dem Orte seiner Erziehung. Nach Homer erzog ihn Gäa, und verbarg ihn während der Nacht in einer Höhle des waldigen Gebirges Argäus; Tauben brachten ihm Ambrosia. Die Arkadier und Messenier ließen ihn durch Nymphen erziehen, welche ihn von den Kureten erhielten und in dem Brunnen Klepsydra badeten. Nach einer andern Erzählung soll die Mutter das Kind den Kureten übergeben haben, welche Letztere es durch die Nymphen Ida und Adrastea warten ließen, und durch das Zusammenschlagen ihrer Schilder beständig ein solches Geräusch machen mußten, daß Kronos das Kind nicht schreien hörte. Statt des Jupiter verschluckte darauf dieser einen in Ziegenfell gewickelten und mit Honig bestrichenen Stein. Nach Andern waren die Töchter des kretischen Königs Melissus, Amalthea und Melissa, seine Erzieherinnen, welche ihn mit der Milch einer Ziege, **Amalthea** (s. d.) nährten, deren Horn Jupiter in das Fruchthorn verwandelte. Er wuchs schnell heran. In einem Jahre war er schon im Stande, zur Ausführung eines Plans, den die Mutter gegen seinen Vater entworfen hatte, behülflich zu sein. Von der Metis (Göttin der Klugheit) bekam Jupiter ein Brechmittel, welches er dem Kronos eingab. Dies that eine so gute Wirkung, daß er alle seine bis dahin verschluckten Kinder wieder von sich gab, auch den zuletzt verschluckten Stein, welchen Jupiter zum Andenken bei Pytho, am Fuße des Parnassus, niederlegte. Nun schritt er zur Entthronung seines Vaters. Die ältesten Söhne des Uranus und der Gäa, die Centimanen und Cyklopen, waren in dem Tartarus hart gefesselt, und das Ungeheuer Kampe bewachte den Eingang desselben. Dieses tödtete Jupiter auf den Rath der Gäa und befreiete die Gefangenen. Aus Dankbarkeit bewaffneten diese den Jupiter mit dem Blitze, der bis dahin in der Erde verborgen gelegen hatte, den Neptun mit dem Dreizack und den Pluto mit dem unsichtbar machenden Helme. Darauf entthronte er seinen Vater, den er mit demselben Messer entmannte, mit welchem dieser einst den

Uranus entmannt hatte. Die Titanen waren mit dieser Regierungsveränderung nicht zufrieden, und so entstand ein 10jähriger Krieg zwischen ihnen und den Kroniden und Centimanen. Der Schauplatz des Kampfs waren die Berge Olympus und Othrys. Von diesem fochten die Titanen, von jenem die neuen Götter herab. Endlich siegten die Letztern und die Titanen wurden in den Tartarus gestürzt. Nun war Jupiter im völligen Besitze der Oberherrschaft, und theilte durchs Loos das väterliche Reich mit seinen Brüdern, sodaß er selbst den Himmel und die Erde, Neptun das Wasserreich und Pluto die Unterwelt zu seinem Antheile erhielt. Aber furchtbare Ungeheuer drohten den neuen Göttern den Untergang. Gäa zürnte, daß ihre Kinder, die Titanen, in den Finsternissen des Tartarus gefangen gehalten wurden, und brachte die furchtbaren Giganten hervor, welche sich gegen die neuen Götter empörten. Doch auch sie wurden mit Hülfe des Hercules besiegt. Nun gebar Gäa, noch immer zürnend, von dem Tartarus den Typhoeus (Typhaon, Typhon), das furchtbarste aller Ungeheuer, das Jupiter nur mit vieler Mühe sich zu unterwerfen vermochte. Nach Einigen verfolgte Jupiter dasselbe mit dem Blitze und mit seiner Sichel, bis sie am Berge Kasius mit einander zu streiten begannen. Typhoeus umwickelte den Jupiter mit seinen Schlangenschwänzen, stürzte ihn zu Boden und schnitt ihm mit jener Sichel die Sehnen an Händen und Füßen ab, schleppte ihn dann in die korcyrische Höhle und stellte einen Drachen als Wächter vor dieselbe. Aber Mercur und Ägipan (ein Sohn des Jupiter und der Äga, Pan's Gemahlin, oder ein Mitbruder des Jupiter) befreiten ihn heimlich aus derselben, heilten ihn und setzten ihn auf einen geflügelten Wagen, von welchem er auf den Typhoeus seine Blitze herabschleuderte. Bei Nisa und am Hämus kämpften sie mit einander; endlich siegte Jupiter und bedeckte das fast verblutete Ungeheuer mit dem Ätna, oder mit der Insel Pithekusa. Nun befand sich J. im ruhigen Besitze der Oberherrschaft, welche ihm von den Göttern feierlich übertragen wurde, wofür er jedem unter ihnen eine Belohnung ertheilte. Seitdem war er ein König der Götter, ein Begriff, der in den Zeiten entstanden zu sein scheint, wo Griechenland noch lauter kleine Könige hatte. So wie diese oft einen allgemeinen König oder Aufseher unter sich wählten, der den Vorrang hatte, wie z. B. Agamemnon im trojanischen Kriege, so machten es auch, den Erzählungen der Dichter zufolge, die Götter. Sie wählten den Jupiter zu ihrem Könige und Anführer; daher hatte er das Recht, die Götter bei wichtigen Angelegenheiten in seinen Palast zu berufen. Im trojanischen Kriege untersagte er den versammelten Göttern, an demselben fernerhin Theil zu nehmen, und drohte, den Übertreter dieses Verbots mit seinem Blitze in den Tartarus zu schleudern. Der König Jupiter ist von Homer ganz nach dem Begriffe der damaligen griech. Könige geformt, sowie überhaupt der ganze Charakter desselben nach den Sitten der alten griech. Helden, welche roh, wild und leidenschaftlich waren, geschildert ist. Auch wird ihm eine Geißel zugeschrieben, womit er als König züchtigt. Diese Vorstellung war von den Ägyptern entlehnt, bei denen die Geißel ein Bild der königl. Hoheit war. Als Regent der Erde hatte J. sein Augenmerk vorzüglich auf das Menschengeschlecht gerichtet, welches er, weil es verderbt und lasterhaft war, von Grund aus vertilgte, worauf er aus Bäumen ein besseres schuf. Den Prometheus, der das Feuer für die Menschen gestohlen hatte, ließ er durch Vulcan an den kolchischen Kaukasus schmieden und seine Leber von einem Geier verzehren. Den Äskulap erschlug er mit seinem Blitze, weil er durch seine Heilkunde das Reich des Pluto entvölkert hatte; und als Phöbus, um seinen Sohn zu rächen, die Cyklopen tödtete, welche den Blitz geschmiedet hatten, verbannte er ihn eine Zeitlang aus dem Himmel und verstieß ihn auf die Erde. Er tödtete den König Salmoneus, der den Donner nachahmte, den Idas, welcher den Pollux erschlagen wollte, und den Kapaneus, welcher zuerst Thebens Mauern erstieg; fer-

ner die Kureten, weil sie, von Juno verführt, den jungen Epaphus verbargen, und den achäischen Flußgott Äsopus, der seine Tochter, die Jupiter entführt hatte, zurückverlangte. Auch zog er durch die Welt, strafte die Bösen und belohnte die Guten. Seine beständigen Diener waren die Horen und Mercur; sein und der übrigen Götter Mundschenk Ganymedes, vorher Hebe. Sein Palast ist auf dem Olymp. Themis oder Dike sitzen neben ihm auf dem Throne. Seine erste Gattin war Metis, eine Tochter des Okeanos, die klügste unter allen Gottheiten. Als aber Uranus und Gäa ihm weissagten, daß sie ihm ein Kind gebären würde, welches ihm seine Herrschaft rauben sollte, so verschlang er sie, als sie schwanger war, und gebar darauf aus seinem Haupte die Minerva. Seine zweite Gemahlin war Themis, eine Tochter des Uranus und der Gäa, mit welcher er die Horen und Parzen erzeugte; seine dritte die Juno. Außerdem liebte er unter den Göttinnen die Dione, eine Tochter des Äthers und der Gäa, und ward durch sie der Vater Aphroditens; ferner die Mnemosyne, des Uranus und der Gäa Tochter, mit der er die neun Musen erzeugte, indem er neun Nächte in ihrer Umarmung zubrachte; die Ceres, seine Schwester, welche durch ihn Mutter der Proserpina ward; die Eurynome, des Okeanos und der Thetis Tochter, Mutter der Grazien; die Latona, Tochter des Titanen Cöus und der Phöbe, Mutter Apollo's und Dianens. Zu seinen sterblichen Geliebten gehören: die Danae, des Akrisius Tochter, Mutter des Perseus; die Niobe, Tochter des Phoroneus, die erste Sterbliche die Jupiter liebte und mit der er den Argus, den dritten König von Argos, zeugte; die Maja, Tochter des Atlas und Mutter Mercur's; ihre Schwester Taygete, Mutter des Lacedämon, und die dritte Schwester Elektra, Mutter des Dardanus; ferner die Semele, Tochter des Kadmus und Mutter des Bacchus; Europa, Tochter des Phönix oder Agenor und Kadmus Schwester, Mutter des Minos, Sarpedon und Rhadamanth; Kallisto, des Lykaon oder Nykteus Tochter, Mutter des Arkas; Jo, des Inachus oder Argus Panoptes Tochter, Mutter des Epaphus; Leda, Tochter des ätolischen Königs Thestius oder Glaukus, Mutter der Helena und des Pollux; Ägina, Tochter des Flußgottes Äsopus und Mutter des Äakus; Antiope, Tochter des Nykteus und Mutter des Amphion und Zethus; Klara, Tochter des Orchemenos und Mutter des Riesen Tityus; die letzte seiner Geliebten war die schöne Alkmene, die Mutter des Hercules. Auch nennt man die Nymphen als Töchter des Jupiter; sowie er ferner durch die Entführung des schönen Ganymedes den Griechen das erste Beispiel der Knabenliebe gab. J. hatte mehre Orakel in Griechenland, nämlich zu Dodona, eins zu Olympia, welches aber bald aufhörte, und eins in der heiligen Grotte auf dem Berge Ida in Kreta. Sein vorzüglichster Tempel in Griechenland war der zu Olympia oder Pisa. Außerdem wurde er besonders verehrt zu Dodona in Epirus, auf dem Berge Kasius in Ägypten, in der Stadt Nemea in Argolis, am Ätna, auf den Bergen Athos und Dikte und a. a. O. Hieraus erklärten sich viele Beinamen des Jupiter. Bei den Römern hieß er: **Feretrius, Elicius, Stator, Capitolinus** u. s. w. Sein gewöhnliches Attribut ist der Blitzstrahl, den er entweder selbst in der Hand hält, oder welchen der Adler neben ihm trägt. Diesen findet man immer bei ihm, auch zuweilen den schönen Ganymedes. Gewöhnlich wird er mit Krone und Scepter abgebildet. Sein Blick verräth Ernst und Majestät, mit Güte und Heiterkeit vermischt. Von Statuen, die den Jupiter darstellten, haben sich nur wenige aus dem Alterthume erhalten, und keine vom ersten Range. Desto schönere Vorstellungen findet man auf Gemmen, welche uns den König der Götter bald als Büste, bald in ganzer Figur, bald allein, bald mit andern Figuren gruppirt, in den verschiedenen Auftritten seiner Geschichte darstellen. Das berühmte Wunderwerk Griechenlands, die Bildsäule des olympischen Jupiters von **Phidias** (s. d.), ist zwar für uns verloren gegangen; aber höchst wahrscheinlich

sind uns in den vortrefflichen Jupitersköpfen auf Gemmen die Hauptzüge desselben aufbehalten. Auf einer Gemme des Stosch'schen Cabinets bewundert man den hohen, mit himmlischer Milde gepaarten Ernst, der über sein ganzes Gesicht verbreitet ist, und den schönen, nicht in krausen Locken der Jugend, sondern in den sanften Schwingungen des reifen, männlichen Alters herunterfallenden Haarwuchs, der am treffendsten sich mit der Mähne des Löwen, des Königs der Thiere, vergleichen läßt. Auf einer andern Gemme thront Jupiter als König des Himmels und der Erde auf einem Lehnstuhle. Mond und Sterne um ihn her, den Erdball in der Rechten, das Scepter in der Linken, und ein Diadem um sein Haupt, bezeichnen ihn deutlich als den höchsten Herrscher. Der Untertheil des Leibes ist bekleidet; der Adler zu seinen Füßen blickt zu ihm hinauf, seine Befehle erwartend. Wenn Jupiter steht, so ist er meistens ganz nackend, weil er dann im Handeln begriffen ist, wobei ihm die Kleidung nur hinderlich sein würde. Gewöhnlich opferte man ihm Stiere und Adler; Eichen und Buchen waren ihm besonders heilig. Im zweiten Monate jedes fünften Jahrs wurden ihm die olympischen Spiele gefeiert. Außer der homerischen und orphischen Hymne auf den Jupiter, haben wir noch eine von Kallimachus und Kleanthes. Noch merken wir an, daß die Alten mehre Jupiter unterschieden. Varro gibt deren 300 und Cicero drei als die vornehmsten an: den Sohn des Äther, des Cölus und des Saturn. In dem Letzten wurden endlich die Geschichten aller Jupiter vereinigt. Über den Planeten d. N. s. Planeten.

Jura (Leberberg), ein 60—80 Stunden langes und 15 St. breites Gebirge, die nördliche Fortsetzung der savoyischen Alpen (s. d), von da an, wo die Rhone das Gebirge durchbricht. Durch die niedrigen Gebirge des Cantons Waadt steht der Jura mit den hohen berner Alpen in Verbindung. Er zieht sich in mehren langgestreckten Reihen zwischen den französ. und Schweizergrenzen gegen Norden, theilt sich endlich und läuft mit dem östlichen Hauptarme durch Neufchatel und den Canton Solothurn, und endigt an der Ostseite des Frickthals im Canton Aargau am Rhein, wo auf der deutschen Seite der Schwarzwald eine Fortsetzung desselben ist. Der westliche Arm geht weiter gegen Norden und erhält den Namen des vogesischen Gebirges. Der Jura hat keinen immerwährenden Schnee, auch nicht die auffallende zackige Figur der hohen Alpen. Einer der höchsten Gipfel, der Berg Reculet, erhebt sich 5310 Fuß, und die Dole 5185 Fuß über die Fläche des mittelländ. Meeres. — Das franz. Juradepart., ein Theil der Franche-Comté, an der Furieuse und am Doubs, hat Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Marmor und Salz; Hauptst. Lons le Saulnier.

Jurisprudenz, s. Rechtswissenschaft.

Jury (Geschworenengericht). Das Recht zu strafen ist von der ausübenden Gewalt im Staate unzertrennlich. Da aber die Strafgewalt über Eigenthum, Freiheit und Leben der Staatsbürger zu entscheiden hat, so kann die ausübende oder höchste Gewalt leicht in Despotismus und das Verhältniß der Staatsbürger zu ihr in Sklaverei ausarten, wenn sie willkürlich strafen kann. Demnach kam es darauf an, ihr die Willkür und die Möglichkeit zu benehmen, ungerecht zu sein. Da nun bei jedem Straffall eine doppelte Frage zu beantworten ist, erstlich: Hat der Angeschuldigte die That begangen, welcher er beschuldigt wird, und zweitens: Wenn er schuldig ist, welche Folgen knüpfen die Gesetze an diese That, welche Strafe muß ihn treffen? so wird die ausübende Gewalt hinlänglich beschränkt, wenn man ihr bloß die letzte Frage zu beantworten überläßt, die Beantwortung der ersten aber einer, von ihr geschiedenen, unabhängigen Behörde überträgt. Diese darf sich aber weder auf einen Einzelnen, noch auf ein bestehendes Collegium beschränken. Beide sind zu sehr den Einflüssen der höchsten Gewalt unterworfen. Nur das Volk in Masse ist nicht zu verführen, da es kein andres als das volks-

mäßige Interesse der Sicherheit und Freiheit haben kann. Weil aber das Volk in Masse nicht zu Gericht sitzen kann, auch bekannt ist, wie wenig von der unparteiischen Gerechtigkeit der Menge zu erwarten ist, sobald ihr Vortheil in das Spiel kommt: so muß diese Thätigkeit einzelnen, für einzelne Fälle oder nur auf kürzere Zeit gewählten, geschworenen Stellvertretern übertragen werden, damit das Volksgericht nicht in ein feststehendes Amt ausarte. Diese, da sie nicht im voraus bestimmt sind, können nicht zum Ziel verführerischer Einflüsse werden, die, wenn auch bei Einigen, doch schwerlich bei Allen Eingang finden können. In diesen Ansichten liegt der Grund und zugleich das Wesen eines jeden Geschworenengerichtes, namentlich der kleinen Jury in England, und der, dieser nachgeahmten, Jury de jugement bei den Franzosen. Der Freiheitssinn ging in dem ersten Lande noch weiter, und erfand, um des Unheils willen, das schon durch bloße Anklagen verursacht werden kann, die große Jury, ebenfalls geschworene Volksstellvertreter, welche über die Zulässigkeit einer Anklage zu urtheilen haben und ob in Gemäßheit ihrer mit der Criminaluntersuchung gegen Jemand zu verfahren sei. Ihr Ebenbild bestand in Frankreich bis 1809 u. d. N. Jury d'accusation. An diesen wesentlichen Charakter eines Geschworenengerichts knüpfen sich mehre zu seiner Vervollkommnung nöthige Bestimmungen. a) Es müssen nicht nur Bürger über Bürger zu Gerichte sitzen, sondern es muß auch die möglichste Standesgleichheit unter den Richtern und dem zu Richtenden beobachtet werden, damit nicht verschiedenes Standesinteresse oder ungleiche Gesichtspunkte zu Ungerechtigkeiten, Parteilichkeit oder falschen Beurtheilungen Veranlassung geben. In England, wo alle Stände vor dem Gesetze gleich sind und man keine besondere Vorrechte des Standes oder der Geburt kennt, haben alle Adelige, welche nicht zu den Pairs des Reichs gehören (denn diese, als unmittelbare Theile der Verfassung, als Mitglieder zwischen König und Volk, haben ihres Gleichen und demnach ihr Geschworenengericht nur in dem Oberhause), ferner die Kinder und Brüder dieser Pairs und alle bloß betitelte Lords eine und dieselbe bürgerliche Jury mit den gemeinen Bürgern. In den alten deutschen Gerichten, welche dem Wesentlichen nach Geschworenengerichte waren, wurde die Ebenbürtigkeit des Richters mit dem zu Richtenden auf das strengste beobachtet; jedoch nicht sowol, weil kein Niederer von einem Höhern, sondern umgekehrt, weil kein Höherer von einem Niedern gerichtet werden durfte. b) Die Geschworenen können nicht wol anders als von einem öffentlichen Beamten, in England von dem Sheriff, gewählt werden. Jede mögliche Gefährde zu vermeiden, bleibt dem Angeklagten das Recht, einen Theil der Gewählten zu verwerfen. Gleiches Recht ist auch dem Ankläger verstattet. Demnach können in England von jenem 20, und beim Verbrechen des Hochverraths 35 verworfen werden, während der Ankläger im Namen des Königs keinen einzigen ohne namentliche Ursache verwerfen darf. c) Das Geschworenengericht, das in den meisten Fällen nur aus Ungelehrten des Volkes bestehen kann, darf an keine gesetzliche Beweistheorie, sondern bloß an seine rein menschliche und persönliche Überzeugung gebunden sein, und ebendeßwegen kann man seine Aussprüche keiner Revision, am wenigsten einer bestimmten höhern Behörde unterwerfen. In England hat man auch für Civilsachen eine Jury, vorzüglich zur Ausmittelung gewisser factischer Umstände, z. B. des Besitzstandes, des Schätzungswerthes eines Gegenstandes einer Beschädigung u. s. w. d) Alle bei der Criminaluntersuchung nöthige Handlungen, Verhöre u. s. w. sind vor den Augen der Geschworenen zu bewerkstelligen. Ihre Erkenntniß auf ein Protokoll, auf Acten oder den Vortrag eines Beamten zu verweisen, würde an sich Schwierigkeiten haben, auf alle Fälle aber einer durch äußere Einflüsse zu bestimmenden Willkür des Protokollirenden oder des Beamten Raum lassen, und hierdurch der wesentliche Zweck des Geschworenengerichts vernichtet werden.

Mit der französ. Verfassung wurde auch das Geschworenengericht auf dem Festlande verbreitet und erregte bei Vielen hohe Bewunderung. Es ist aber von Feuerbach, in seiner classischen Schrift über diesen Gegenstand (Landshut 1813) bewiesen worden, daß, in politischer Hinsicht, das Geschworenengericht nur in bestimmten Verfassungen einen Werth haben kann, worüber man dessen Mängel, insofern es bloß von dem Gesichtspunkte der Criminalgerichtsbarkeit aus betrachtet wird, vergessen mag. Politische Rücksichten machen das Geschworenengericht nothwendig in Demokratien. Einem einzelnen Magistrate oder einer bestehenden Behörde anvertraut, würde die Criminalgewalt den unmittelbaren Weg zur Alleinherrschaft oder Aristokratie bahnen. Ebenso unentbehrlich ist dasselbe einer gemischten Verfassung, wie der englischen. Denn diese würde entweder zur reinen Monarchie, Demokratie oder Aristokratie werden, wenn man das ungeheure Übergewicht der Strafgewalt allein dem Monarchen, oder einer der ihm entgegenwirkenden und ihn beschränkenden Kräfte, dem Volke oder dem die Nationalsouverainetät vorstellenden Körper übertragen wollte. Gar sehr fürchten daher die Engländer, diese Verfassung möge dereinst sich in eine reine Monarchie auflösen, seitdem es der Regierung gelungen ist, mehre Änderungen und Beschränkungen der Geschworenengerichte zu machen. Dagegen leuchtet ein, daß in einer Verfassung, wo der Monarch unumschränkter, nur an seine eignen Gesetze gebundener Herr ist, jener politische Vorzug einer Jury wegfalle. Hier kann keine Verfassung, aber auch keine persönliche Freiheit der Einzelnen von dem Geschworenengerichte vertheidigt werden, da der Regent dieses jeden Augenblick aufheben, oder doch in besondern Fällen willkürlich durch Specialcommissionen unwirksam machen kann. Das redende Beispiel davon ist Frankreich in den letzten Zeiten. Übrigens scheint die Stiftung eines Geschworenengerichts bei einer rein monarchischen und schon durch längere Dauer begründeten Monarchie nicht nur nichtig, sondern auch um so entbehrlicher, da hier der Regent nichts mehr durch Ungerechtigkeit gewinnen kann, wol aber Alles zu verlieren befürchten muß. Inwiefern entspricht aber ein Geschworenengericht den Anfoderungen, welche man an die Criminalgerichtsbarkeit macht? Inwieweit ist ein zuverlässiges, wahres Erkenntniß über das Schuldig oder Unschuldig von ihm zu erwarten? Daß die englische Jury bei manchen Verbrechen fast immer den Verbrecher begünstigt, bewiese im Allgemeinen noch nichts gegen diese Anstalt, welche einmal bei den Engländern einen außerordentlich populairen Charakter angenommen hat. 1) Die Erhebung des subjectiven Fürwahrhaltens zum Princip der Wahrheit selbst, die Gleichgültigkeit des Gesetzgebers für die objectiven Glieder der richterlichen Überzeugung, für die Reinheit oder Unlauterkeit ihres Ursprungs, räumt dem Irrthum, dem alle Wege offen gelassen sind, einen vollkommen freien Spielraum und sogar die Würde und Kraft der Wahrheit selber ein. Kann man dem Geschworenen, welcher nur in dem Kreise gewöhnlichen Verkehrs sich zu bewegen gewohnt ist und auch nur in und für diesen seine Fähigkeit gebildet hat, Scharfblick genug zutrauen, um die verwickeltsten Verhältnisse, die so oft bei Criminaluntersuchungen vorkommen, zu durchschauen, um kaltblütig weder die Abneigung noch Zuneigung den Ausschlag geben zu lassen? Diesem Übel mittelst beständiger Geschworenen, welche durch Übung sich zu Criminaluntersuchungen bilden könnten, abhelfen wollen, hieße den Begriff des Geschworenengerichts vernichten. Hierzu kommt, daß bei der mündlichen Verhandlung vor den Geschworenen Alles vollkommene Wirksamkeit erhält, was die Überzeugung durch Trugschlüsse und Erregung von Affecten übereilen und irreleiten kann, und daß die verschiedenen, oft unendlich zahlreichen Vertheidigungs- und Beschuldigungsmomente auf keine Weise vergleichend gegenübergestellt und gegen einander abgewogen werden mögen, was nur der Beurtheilung des Richters aus geschriebenen Protokollen möglich ist. Alle Mal wird bei einem Geschwore-

nengerichte der letzte Eindruck der entscheidende sein. Die Information, womit, nach beendigten Debatten, der dem Gerichte vorsitzende, rechtsgelehrte Richter die Berathung der Geschworenen zu leiten und ihrem ungelehrten Urtheile zu Hülfe zu kommen sucht, hilft diesem und den unten bemerkten Mängeln auf eine sehr folgewidrige Weise ab: denn hierdurch wird dieser in den allermeisten Fällen zum Herrn des Urtheils. Aus seinen strengern oder mildern Gesinnungen kann man in England in der Regel mit Sicherheit dem Ausspruche der Geschworenen entgegensehen. Viele Verbrecher ergreifen die Flucht, wenn ein Großrichter von bekannt strengem Charakter zur nächsten Sitzung in die Grafschaft kommt, und kehren zurück, wenn sie bei den mildern Gesinnungen eines andern eine günstigere Entscheidung erwarten dürfen. 2) Die Erfahrung bestätigt es, und es liegt in der Natur der Sache, daß die Geschworenen in der Regel Anstand nehmen, selbst ihrer Überzeugung entgegen, das Schuldig da auszusprechen, wo von einem der öffentlichen Meinung nach strenger als billig verpönten Gesetze die Rede ist. Der gemeinen Ansicht wird es hier unendlich schwer, das Factische von den rechtlichen Folgen zu trennen. Dieser Nachtheil zeigt sich besonders in England, ja er wird hier, wo die Criminalgesetzgebung nicht mit der Zeit fortgerückt ist, und z. B. ein ganz geringer Diebstahl mit dem Strange bestraft wird, gewissermaßen nöthig. 3) Die Frage über Schuldig oder Nichtschuldig ist keine rein factische, sondern auch eine juridische, und setzt also alle Mal criminalrechtliche Kenntnisse voraus. Sagen zu können, ob Jemand einen gewaltsamen Diebstahl begangen habe, muß man erstlich wissen, ob er Dasjenige überhaupt gethan, was der Ankläger behauptet, und dann, ob diese Handlung jene Kennzeichen habe, welche die Gesetze von einem gewaltsamen Diebstahle verlangen. Wollte man aber, diesem Übelstande abzuhelfen, die Jury auf Beantwortung des bloß rein factischen Punktes der Frage über das Schuldig beschränken, so würde man ihren Zweck völlig vernichten und der Behörde, welcher die Entscheidung des juridischen Punktes überlassen bliebe, die größte Willkür freigeben, indem dieselbe jede Handlung zu jedem ihr beliebigen Verbrechen machen könnte. In England hat man den nur zu unsichern Ausweg eingeschlagen, daß, wenn die Geschworenen die Anklage in juridischer Hinsicht nur zum Theil gegründet finden (der Ankläger muß das von ihm verfolgte Verbrechen bei Vermeidung der Nichtigkeit seines Verfahrens ganz bestimmt nennen) und darin ein kleineres als das angeschuldigte Verbrechen erkennen, ein zusammengesetztes, theils lossprechendes, theils verurtheilendes Verdict (Urtheil, Ausspruch) geben dürfen, z. B. schuldig des Todtschlags, nicht aber des Mordes. Sind die Geschworenen über das rein Factische einig, können jedoch ihre Zweifel über dessen juridische Beschaffenheit nicht lösen, so haben sie die Entscheidung dem Vorsitzer zu überlassen. Werden aber die Geschworenen ihrer Einsicht nicht mehr als billig vertrauen? Wird hier der Vorsitzer nicht unumschränkter Richter? Man könnte geneigt sein, mindestens darin einen entschiedenen Vorzug der Geschworenengerichte zu finden, daß der Beschuldigte von Richtern gerichtet wird, welche seines Gleichen sind, und von welchen, scheint es, er ebendeßwegen ein gerechteres, seine besondere Lage mehr berücksichtigendes Urtheil erwarten kann, als von Andern. Allein erstlich muß jene ärmste Classe des Volks, welche vor allen andern die criminalprocessualischen Annalen füllt, um seiner Stumpfheit und seines Mangels an jedem öffentlichen Interesse willen, von der Jury ausgeschlossen bleiben, wodurch jene Gleichheit in den meisten Fällen vernichtet ist (so muß in England, wer Geschworener werden will, ein bestimmtes Einkommen haben; dasselbe wird in Frankreich beobachtet, wo auch noch besondere Eigenschaften des Standes berücksichtigt werden); sodann macht nicht bloß der Stand die wichtigste Ungleichheit, sondern es wird bei den unendlichen Abstufungen und Verschiedenheiten des Vermögens, der Erziehung, der Meinungen und unzähliger äußerer Verhältnisse

in der menschlichen Gesellschaft, statt vollendeter Gleichheit, oft die größte Ungleichheit zwischen den Richtern und Angeklagten stattfinden. Die mannigfaltigen Mittel, wodurch man in Frankreich den Gebrechen der Jury abzuhelfen gesucht hat (man konnte hier, wo sie als politische Anstalt gleichgültig war, willkürlich an ihrem Wesen ändern) und welche dennoch keine zweckmäßigere Criminalgerichtsbarkeit schaffen konnten, belegen ihre gänzliche Unzulänglichkeit in dieser Hinsicht zur Genüge. (Vgl. Assisen und Appellation.)

I. Geschichte des Instituts. Dasselbe ist offenbar von Anfang an ein wahres Volks- und Gemeindegericht gewesen, und nicht, wie Rogge neuerlich behauptet hat („Gerichtswesen der Germanen", 1820.), eine Umgestaltung der alten Eideshelfer. Beide Institute, Eideshelfer und Geschworene, haben zwar manche äußere Ähnlichkeiten, und mögen hier und da in einander verschmolzen worden sein, sie sind aber ihrem Wesen nach gänzlich von einander getrennt. Dies geht schon aus dem einzigen Umstande hervor, daß in England Geschworene und Eideshelfer gleichzeitig neben einander vorkommen. Criminalprocesse gegen Geistliche wurden unter Vorsitz des Bischofs mit 12 Geistlichen als Geschworenen (Urtheilsfindern) verhandelt, jedoch damit angefangen, daß der Angeklagte mit 12 Eideshelfern seine Unschuld beschwor, und gewöhnlich, selbst wenn ein Bekenntniß des Angeschuldigten in der Mitte lag, durch seine Lossprechung beendigt, bis ein Gesetz 1576 diesem Unfug ein Ende machte. (S. Blackstone's „Comment. on the laws of Engl.", IV.) Auch von Deutschland ist es längst bekannt, und noch kürzlich von Feuerbach („Betrachtungen über die Mündlichkeit und Öffentlichkeit der Gerechtigkeitspflege", 1821) erwiesen worden, daß die älteste Verfassung unserer Gerichte und noch in Baiern bis in das 15. Jahrh. darin bestand, daß die Gemeindemänner unter Leitung und Schutz eines Beamten das Urtheil fanden. Die Zahl zwölf ist, da einmal eine bestimmte Zahl sein mußte, so gut wie eine andre, und von jeher beliebt gewesen; die Einstimmigkeit der 12 Schöffen bestand aber in vielen Fällen und Orten anfangs wol darin, daß der Umstand, d. i. die anwesenden stimmfähigen Gemeindemänner, überhaupt gefragt wurde, und die Sache entschieden war, sobald sich für eine Meinung ein Stimmenüberschuß von zwölfen gezeigt hatte. Daher konnte auch ein jeder die Stimme eines andern Schöffen dadurch aufheben, daß er sein Urtheil schalt, nämlich sich für eine andre Meinung erklärte und den Schöffen von seinem Stuhle weggehen hieß. Spuren dieser Einrichtung finden wir noch heute in England. Im Oberhause stimmt die ganze Baronengemeinde, aber nur dann ist eine gültige Verurtheilung vorhanden, wenn ein Stimmenüberschuß von zwölf sich für das Schuldig erklärt hat. In den Assisengerichten aber werden fehlende Schöffen sogleich aus dem anwesenden Volke genommen, und wenn diese 12 nicht einig werden können, mußte nach der ursprünglichen Verfassung gewiß so lange mit der Wahl andrer fortgefahren werden, bis ein einstimmiges Urtheil von zwölfen gefunden war. In wichtigern Sachen bei den Grafschaftsgerichten wurden in den ersten Zeiten alle freie Einsassen der Grafschaft aufgeboten, das Urtheil per omnes comitatus probos homines gefällt. (Reeves's „History of the english law", 1814, Bd. 1, 84.) Bald aber fand man es natürlich besser, nur eine bestimmte Zahl von Personen zu diesem Dienste zu fodern, und so entstand die Zahl von 12, welche aber nur einstimmig ein gültiges Urtheil geben konnten. Die älteste Spur von dieser Veränderung findet sich unter Heinrich II. in den Constitutionen von Clarendon 1164 und von Northampton 1174. Sowol Streitigkeiten über Landeigenthum als Criminalanklagen sollen durch den Eid 12 rechtschaffener Leute aus der Nachbarschaft (per sacramentum duodecim militum de hundredo, oder liberorum legalium hominum de vicineto) entschieden werden. Von dieser Zeit an ist das Wesen der Urtheilsfindung durch Schöffen (trial by jury) in England unverändert geblieben und allgemach die einzige Form des Verfahrens geworden, nachdem

theils die Criminalgerichte, welche ohne Geschworene urtheilten, aufgehoben, theils auch die Arten des Criminalprocesses, wobei keine Schöffenurtheile stattfanden, abgeschafft worden sind. Von den letzten ist nur die Aussprechung eines Straferkenntnisses im Wege der Gesetzgebung noch übrig (attainder, attinctura, bill of pains and penalties. (S. England.) Sonst aber waren allerdings noch mehre Wege vorhanden, einen Criminalproceß ohne Jury zu beendigen, zwischen welchen aber nicht der Ankläger, sondern der Angeklagte zu wählen berechtigt war. In der angelsächsischen Zeit waren die Gottesurtheile des glühenden Eisens und des heißen Wassers in Gebrauch, zu welchen noch das geweihte Brot kam. Die Geistlichen bereiteten einen Bissen Brot oder Käse, eine Unze schwer, welcher von dem Unschuldigen leicht verschluckt wurde, dem Schuldigen aber im Halse stecken blieb und ihn erstickte. An einem solchen Bissen starb unter Eduard dem Bekenner der Graf Godwin von Kent, und man wird schon gewußt haben, nachdem der Angeklagte verdächtig oder verhaßt war, den Bissen zu bereiten. Unter der normännischen Herrschaft wurden diese Gottesurtheile durch den gerichtlichen Zweikampf verdrängt. Der Zweikampf (vadiatio duelli, wager of battle) war auch in bürgerlichen Sachen gebräuchlich, und es hing nach der ältesten Verfassung von dem Beklagten ab, wenn der Kläger gegen ihn seine Anfoderung durch Eideshelfer einigermaßen bescheinigt hatte, ob er zu diesem Mittel schreiten oder mit doppelt so viel Eideshelfern, als der Kläger gehabt hatte, doch nicht über 12, die Schuld abschwören wollte. Dies hieß vadiatio legis, wager of law. Der Zweikampf in bürgerlichen Sachen kam schon im 13. Jahrh. ab, indem Heinrich II. in den Assisen ein Verfahren vor Schöffen einführte, in peinlichen Anklagesachen hingegen erhielt er sich weit länger. Der Angeklagte wird noch jetzt gefragt, wie er gerichtet sein wolle, und obgleich die Antwort: Nach Landrecht (per legem terrae, oder per patriam), jetzt zur bloßen Formalität geworden ist: so hatte doch noch bis 1819 wegen Mords ein eigenes Verfahren statt, in welchem es dem Angeklagten freistand, den Ankläger zum Zweikampf auszufodern. (S. Kendale's „Appeal of murder", London 1819, und Appellation.) Auch ein Gerichtshof war in England ehedem vorhanden, welcher ohne Schöffen richtete, die Stern- oder Starkammer (camera stellata, ein Name, über dessen Ableitung die englischen Antiquarien nicht einig sind). Sie bestand aus einigen weltlichen und geistlichen Lords, Mitgliedern des geheimen Rathes und zwei Richtern der Obergerichtshöfe von Westminster, und hatte eigentlich nur über einige besondere Fälle, Aufruhr, Meineid, Amtsvergehen der Sheriffs u. dgl. zu richten, dehnte aber ihre Gerichtsbarkeit immer weiter aus, und wurde besonders unter Heinrich VII. und Heinrich VIII. ein Werkzeug der willkürlichsten Gewalt. Nachdem sie lange ein Gegenstand des Schreckens und des Hasses gewesen, wurde sie unter Karl I. 1641 ganz aufgehoben. Seitdem ist die Urtheilsfindung durch Geschworene immer in England als einer der Grundpfeiler der Verfassung betrachtet worden, und sie ist ebensowol in Civilsachen, wenn eine Thatsache zu entscheiden ist, besonders wenn Entschädigungen festzusetzen sind, als in Criminalsachen gebräuchlich. Durch die Habeas-Corpus-Acte (s. d.) aus der Regierung Karls II. ist große Sicherheit dafür gewährt worden, daß die Schöffenurtheile Keinem entzogen werden können; nur ist es zu beklagen, daß das Gesuch um ein solches Mandat mit außerordentlichen Kosten verknüpft ist. II. Geschichte der Geschworenen in Frankreich. Im Art. Frankreich ist Einiges von den Gräueln erwähnt worden, welche sich die peinliche Rechtspflege Frankreichs vor der Revolution zu Schulden kommen ließ. Richterlicher Despotismus, verbunden mit Unwissenheit und Bestechlichkeit, zeigten sich in einer solchen Abscheulichkeit, daß sie allein hinreichend gewesen wären, die Geneigtheit des Volkes zu Neuerungen und Empörungen zu erklären, worin ihm übrigens die Parlamente, welche in beständigem Kampfe mit der Regierung

lagen, mit einem vortrefflichen Beispiele vorangingen. Die Gesetze waren hart; die Criminalproceßordnung von 1670 mit Blut geschrieben; sie gibt den Angeschuldigten der Willkür der Gerichte preis; sie untersagt sogar ihm einen Vertheidiger zu geben, mit Ausnahme weniger Fälle (Tit. 14, §. 8), dagegen kennt sie eine doppelte Tortur (die question préparatoire, um den Angeklagten das Geständniß seiner eignen Schuld abzuzwingen, und die question préalable vor der Hinrichtung, um die Anzeige etwaiger Mitschuldiger zu erpressen); sie verstattet jedem Richter, auch den Patrimonialgerichten, darauf zu erkennen, selbst mit Vorbehalt der Verdachtsgründe. Die Richter waren noch härter als die Gesetze; ihre Unwissenheit, ihr Leichtsinn veranlaßte Mißgriffe, welche ihr Stolz und der Zunftgeist der Höhern nicht zu verbessern gestattete, und unter welchen Unschuldige genug Gesundheit, Leben, Ehre und alles zeitliche Glück eingebüßt haben. Auch dem Schuldigsten, z. B. Damiens (s. d.), durfte man nicht so brutale Martern zufügen, als bei dessen Zerreißung durch Pferde geschah. Daher waren auch fast alle Kreise und Ämter bei Entwerfung ihrer Landesbeschwerden (Cahiers de doléances) 1789 darin einig, die Urtheilsfindung durch Geschworene zu verlangen. In der That wurde dieselbe auch in der Constitution vom 3. Sept. 1791 aufgenommen, und es fand über diesen Punkt kaum einige Verschiedenheit der Meinungen statt. Man blieb damals der englischen Einrichtung getreu, indem man zuerst eine Anklagejury über die Statthaftigkeit der Angeklage entscheiden ließ; zuletzt aber, nach beendigtem öffentlichen und mündlichen Hauptverfahren, die Entscheidung der Thatsachen einer Jury von 12 Personen vorlegte. Damals hatte man nur Friedensgerichte, welche, wie noch jetzt, nur in kleinen Sachen und Besitzstreitigkeiten mit eigentlicher richterlicher Gewalt bekleidet sind, und Districtsgerichte, welche gegenseitig die Appellationsinstanz gegen einander bildeten. Die Richter wurden vom Volke gewählt, blieben 6 Jahre im Amte, konnten jedoch wieder erwählt werden, und wurden, da alle Gerichtsgebühren wegfallen sollten, vom Staate (sparsam genug) besoldet (Gesetz von 24. Aug. 1790 über die Organisation der Gerichte). Eine Strafgerichtsordnung vom 29. Sept. 1791, ein Criminalgesetz (Code pénal) vom 6. Oct. 1791, und eine Instruction für das Criminalverfahren vom 21. Oct. 1791 vollendeten den Kreis dieser neuen Gesetzgebung, welche seitdem zwar in ihren Grundlagen, vorzüglich was das Finden der Endurtheile durch Geschworene betrifft, beibehalten wurde, jedoch nicht, ohne wesentliche Veränderungen zu erleiden, wodurch ein großer Theil der Vorzüge, welche man der englischen Criminalgerichtsverfassung zuschreibt, wieder verloren gegangen, und der Einfluß der Regierungsbeamten auf die Rechtspflege, wie man sagt, ungebührlich erweitert worden ist. Die Criminalgerichte wurden anfangs aus den Districtsgerichten gezogen, indem die Richter abwechselnd in das Criminalgericht des Departements eintraten. Einer der Richter war Director der Geschworenen, entwarf die Anklage und versammelte die Jury. Die Anklagejury bestand aus 8 Schöffen, 3 Stimmen für den Angeklagten waren zur Verwerfung der Anklage hinreichend. Diese Anklagejury ist nun in der neuen Criminalgerichtsordnung vom 17. Nov. 1808 (s. Codes, les cinq) ganz abgeschafft. Jetzt sind die Criminalgerichte für die wichtigern Sachen (Cours d'assises) Deputationen der Hofgerichte (Cours royales, sonst Cours d'appel), und die Entscheidung über die Anklage wird von einer Section des Hofgerichts gefällt. Die Freiheit des Angeschuldigten, mit seinem Vertheidiger Rücksprache zu nehmen, ist weniger durch die neuen Gesetze als durch die neuere Praxis wieder sehr beschränkt worden; nach einer sehr bedenklichen Auslegung des Art. 302 der Criminalproceßordnung von 1808 verstattet man dem Vertheidiger erst wenig Tage vor dem Beginn des öffentlichen Verfahrens Zutritt zu dem Angeklagten. Auch die definitive Entscheidung ist in einigen Fällen, vorzüglich bei den Preßvergehungen, den Geschworenen entzogen und den Polizeige-

richten übergeben worden. Die Einstimmigkeit der Schöffen bei ihren Aussprüchen zu verlangen, welche auch in England oft große Schwierigkeiten hat und zu auffallenden Inconsequenzen führt, fand man in Frankreich bald gänzlich unmöglich. Die Einfachheit des englischen Verfahrens, welche am Ende der Verhandlung den Schöffen den Ausspruch des Schuldig oder Nichtschuldig anheim gibt, konnte man sich nachzuahmen nicht entschließen. Während in England nur die wichtigsten Zeugen vorgeführt werden, und gewöhnlich ein Tag, in sehr verwickelten Fällen einige Tage hinreichend sind, die Verhandlung zu beendigen, wo denn auch keine ungewöhnliche Geisteskraft erfodert wird, sich in Gedanken das Ganze zusammenzuhalten, würde man es in Frankreich für einen Raub an der theatralischen Exposition des Verfahrens halten, wenn man einen, auch den unbedeutendsten Zeugen weglassen wollte. Daraus entsteht jene Weitläufigkeit, welche mehre hundert Zeugen herbeischleppt, und mehr Wochen dauert als man in England Tage gebraucht hätte. Daraus entstand aber auch die Nothwendigkeit, den Schöffen einzelne Fragen vorzulegen, welche von dem Präsidenten, um mit Scharfsinn und Genauigkeit zu glänzen, oft bis auf mehre Hunderte, ja Tausende vermehrt wurden, endlich aber in der Proceßordnung von 1808 wieder vereinfacht worden sind. Dabei auf Einstimmigkeit zu halten, wäre rein unmöglich gewesen, man ist also endlich dahin gekommen, die einfache Mehrheit von 7 gegen 5 für entscheidend anzunehmen, dann aber den Gerichtshof selbst zu einer Deliberation über denselben Punkt zu verpflichten, in welchem Falle eine Freisprechung erfolgt, wenn die Majorität der Richter sich an die Minorität der Geschworenen anschließt, sodaß die Stimmen gleich sind. Auch haben die Gerichtshöfe das Recht, den Schöffenausspruch ganz bei Seite zu setzen, wenn er ihnen gänzlich auf einem Irrthum zu beruhen scheint, was aber nur von Amtswegen geschehen und von Niemand in Antrag gebracht werden darf. Eine solche einfache Stimmenmehrheit entschied in Fonk's Fall, und 1823 zu Paris gegen den D. Castaing, wegen Vergiftung. Zu den Vorwürfen, welche man dem neuen französischen Criminalverfahren macht, gehört auch die allzu große dem Präsidenten eingeräumte Macht. In England wird das Zeugenverhör durch Ankläger und Vertheidiger, in Frankreich allein durch den Präsidenten geführt, und es ist oft eine sehr auffallende Ausübung dieser Befugniß, sowie ein Unwillen gegen die Vertheidiger zu bemerken, welcher sich mit dem richterlichen Amte nicht gut verträgt. Am allermeisten aber klagt man über die jetzige Auswahl der Geschworenen, welche dem Präfecten allein zusteht, und über die Beschränkung des Verwerfungsrechts. Der Präfect entwirft eine Liste von 60 Geschworenen, von welchen der Assisenpräsident 20 ausstreicht, der Angeklagte (oder die Angeklagten zusammen, wenn ihrer auch noch so viel sind) und der Generalanwalt jeder 12 verwerfen kann, die übrigen aber das Schöffenrecht, die Jury bilden. Auf diese Weise ist es möglich, eine Jury zusammenzubringen, welche aus lauter entschiedenen Gegnern der Angeschuldigten besteht, und man behauptet, daß dies oft genug geschehe, sobald irgend politische Factionen im Spiele sind. Daher sind auch die besten franz. Juristen (Dupin, Berenger, Paillet, Bavour u. A.) darüber vollkommen einverstanden, daß die franz. Jury für eine gesetzmäßige reine Rechtspflege nur sehr wenig leistet. Aber III. auch in England ist ihr Werth sehr zweifelhaft. Es kann vermessen scheinen, die allgemeine Überzeugung nicht nur der Engländer, sondern auch der Franzosen und andrer Völker anfechten zu wollen, welche in diesem Volksgerichte das Palladium aller echten bürgerlichen Freiheit erkennen, und auf ihr trial by jury mit vollkommenem Vertrauen hinblicken. Es sind aber doch nur die seltenen Fälle politischer Vergehungen, oder in welchen die Rachsucht eines Großen einen Unschuldigen verfolgt, welche dem Geschworenengericht diesen Ruf verschaffen können, und es ist noch eine große Frage, sowol, ob die Jury überall diesen Ruhm verdienen wird, als auch, ob der beabsich-

tigte Vortheil nicht ebenso gut, ja besser durch eine zweckmäßige Organisation des Richteramtes erreicht werden kann. Von dem Letztern ist der Verf. d. Art. nach 25jähriger Erfahrung in Criminalsachen vollkommen überzeugt. Man muß nur zu der alten Einrichtung des Criminalwesens zurückkehren, nach welcher auch der Anfang eines Strafverfahrens, die Versetzung eines Menschen in den Anklagestand (sonst Specialinquisition genannt) nicht von der Willkür eines Beamten oder eines Richtercollegiums abhängt, sondern dagegen die Berufung auf ein höheres Gericht, so gut wie in andern Rechtssachen, stattfindet. Was aber den ersten Punkt betrifft, so hat weder die englische Jury den berüchtigten Oberrichter und Großkanzler Jeffreys unter Jakob II. gehindert, seinen Parteihaß zu befriedigen, noch würde die franzöſ. einem solchen Mißbrauche des richterlichen Amtes bedeutende Schwierigkeiten in den Weg legen. Algernon Sidney und Lord Russel wurden von einem Geschworenengericht zum Tode verurtheilt; und auf der andern Seite haben sich die Engländer genöthigt gesehen, dem Parlament jene außerordentliche legislative Richtergewalt zu überlassen, von welcher wir oben gesprochen haben. Für gewöhnliche Criminalfälle kann es gewiß keine unzuverlässigere, schwankendere Entscheidungsform geben, als die Geschworenengerichte, welche, ohne von den Gründen ihrer Aussprüche Andern und sich selbst einige Rechenschaft zu geben, ja ohne sich ihrer selbst bewußt zu sein, über Ehre, Freiheit und Leben ihrer Mitbürger aburtheilen. Zuerst ist nicht daran zu denken, daß der Thatbestand eines Verbrechens nach gewissen Regeln festgestellt werden müsse. Ein Mensch wird vermißt, ein Leichnam wird gefunden, man zweifelt nicht am Mord, und spricht das Schuldig über einen vermeintlichen Mörder, obgleich jener vielleicht noch lebt, dieser das Leben ganz ohne Schuld eines Andern verloren haben mag. Vor einigen Jahren wurde in London David Evans als Mörder seiner Frau hingerichtet, weil ein Apotheker, der noch nie als Wundarzt prakticirt hatte, behauptete, sie sei an den Folgen einer Wunde am Kopfe gestorben, während ein wirklicher Wundarzt angab, die Verletzung sei ganz gefahrlos gewesen und die Frau an einer Entzündung der Gedärme gestorben („Morning-Chronicle", 1818, 24. Febr.). Zweitens verurtheilen die Geschworenen auf die leichtesten und entferntesten Indicien, sobald das angeschuldigte Verbrechen eine Vermögensverletzung, Diebstahl, Raub, Betrug u. dgl. betrifft. Die Fälle, in welchen die Unschuld der Verurtheilten nachher erwiesen wird, werden daher immer häufiger, und diese Erscheinung hat ihren natürlichen Grund darin, daß die Geschworenen jetzt meist aus den bemittelten Ständen genommen werden, welche eher einen Mord als eine Entwendung verzeihen. Am 10. April 1818 wurde zu Kingston John Jawent vor Gericht gestellt, welcher — dies war gar nicht zweifelhaft — den Verführer seiner Frau hatte erschießen wollen, statt dessen aber seinen Sohn getroffen und auf der Stelle getödtet hatte; er wurde gänzlich freigesprochen. Auf diese Weise erheben sich die Geschworenen zu wahren Gesetzgebern; wenn ihnen eine Strafe zu hart dünkt, z. B. die Todesstrafe auf einem Diebstahle von 40 Schilling in einem bewohnten Hause, so sprechen sie auf ein geringeres Verbrechen, und es ist der Fall vorgekommen, daß sie einen Menschen für schuldig erklärt haben, 10 Guineen (210 Schillinge) gestohlen zu haben, wenn die Sachen 39 Schill. werth gewesen seien. Der persönliche Eindruck der Angeklagten, das Vorurtheil für oder gegen ihn und die Natur der Anschuldigung bestimmen oft schon in Voraus die Aussprüche der Schöffen, ehe die Verhandlungen nur begonnen haben. Man hat den Vorschlag in Deutschland gemacht, daß die Geschworenen ihre Gründe angeben sollten, aber damit nur bewiesen, daß man die Natur dieses Instituts nicht kennt. Angabe der Gründe verträgt sich so wenig damit, als wiederholte Prüfung durch ein andres Gericht in Folge eines Rechtsmittels. Der Ausspruch der Jury kommt wie ein Schluß des Schicksals, ohne einer Rechtfertigung, Prüfung oder Berichtigung fähig

zu sein, denn eben auf den Dingen, die sich nicht zum zweiten Mal gerade so wieder darstellen lassen, Haltung der Angeklagten und Zeugen, individueller und momentaner Stimmung der Geschworenen, beruht ja das Ganze der Entscheidung. Selbst in England erheben sich nach und nach gewichtige Zweifel an dieser Einrichtung, und man nähert sich mitunter der Grundansicht des deutschen Criminalprocesses, welche dahin geht, das moralische Gefühl im Verbrecher durch Einsamkeit und Befragung zu erwecken, und ein Geständniß zu bewirken, welches einen Angeschuldigten zu seinem eignen Richter macht. Kein Verbrecher ist so verstockt, daß nicht einmal der Zeitpunkt bei ihm kommen sollte, wo ihm die Last des Bewußtseins zu schwer wird, und er sich sehnt, sich mit dem Gesetz und seinem innern Richter auszusöhnen. Darauf hinzuwirken ist die Aufgabe des deutschen Criminalrichters, und gewiß ist sie der hohen Würde der Rechtspflege wenigstens ebenso angemessen als Schöffenurtheile. Allein etwas Andres ist Abkürzung der Proceduren und Öffentlichkeit der Strafrechtspflege, welche zwar mit den Geschworenengerichten gewöhnlich verknüpft, aber Vorzüge sind, welche sich auch mit einer andern Einrichtung vereinbaren lassen. 37.

Jussieu (Antoine und Bernard de), zwei Brüder, in den letzten Jahren des 17. Jahrh. geb., zeichneten sich sowol in der praktischen Arzneikunde als in der Botanik aus. **Antoine** machte botanische Reisen und brachte aus Spanien eine zahlreiche Pflanzensammlung mit. Er schrieb darauf über naturhistorische und medicinische Gegenstände, und starb 1758 im 72. J., wegen seiner Menschenliebe allgemein betrauert. **Bernard**, geb. 1699 zu Lyon, erhielt im königl. botanischen Garten eine Professur der Botanik. Ihm hat man die 1725 in 2 Bdn. 12. herausgekommene neue Ausg. der „Histoire des plantes qui naissent aux environs de Paris" von Tournefort zu verdanken. Er hatte die Freude, die Ceder vom Berge Libanon, die in dem Garten des Königs fehlte und von welcher er selbst zwei Stecklinge aus England nach Frankreich gebracht hatte, unter seinen Augen über alle andre Bäume des Gartens hinwegwachsen zu sehen. Linné besuchte ihn während seines Aufenthaltes in Frankreich und wohnte einer seiner botanischen Wanderungen bei. J.'s Schüler, so erzählt man, erlaubten es sich, ihren Lehrer auf die Probe zu stellen, indem sie ihm Pflanzen, deren Kennzeichen sie absichtlich zerstört hatten, darbrachten und eine Erklärung derselben von ihm verlangten. Stets erkannte dann J. den Betrug und gab, ohne in Verlegenheit zu gerathen, die verlangte Auskunft. Einst wollten die Schüler mit Linné denselben Versuch machen; dieser aber erklärte frei heraus, nur Gott allein oder ihr Lehrer (Jussieu) könne ihre Frage beantworten. Nachdem sich J. lange Zeit mit einer systematischen Eintheilung des Pflanzenreichs beschäftigt hatte, starb er 1777 im 79. J. seines Alters. Sein Neffe, **Antoine Laurent de Jussieu**, geb. zu Lyon 1748, Arzt, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris und der königl. medic. Schule, erstattete 1804 einen Bericht über die Ergebnisse der Reise des Cap. Baudin nach Neuholland. In der Anatomie der Pflanzen hat er sich durch die Entdeckung eines im Kern enthaltenen Körpers, Perisperme von ihm genannt, bekannt gemacht. 1784 ließ er s. „Rapport de l'examen du magnetisme animal" drucken. Seine „Genera plantarum secundum ordines naturales disposita" (nach der Methode im botan. Garten zu Paris) erschienen 1789 und 1791; auch in Zürich und in Leipzig. 1796 schrieb er „Tableau synoptique de la méthode botanique de B. et A. L. de Jussieu"; und 1800 „Tableau de l'école de botanique du jardin des plantes de Paris". Er erhielt 1817 den St.-Michaelsorden.

Justinianus I., der Große genannt, Justinus I. Neffe, Kaiser des oströmischen Reichs, berühmt als Gesetzgeber, wurde 483 in einer unbekannten Familie geboren. Er nahm Theil an dem Glücke seines Oheims, der vom gemeinen

thrazischen Bauer zum Kaiser aufgestiegen war. Als J. 521 zum Consul ernannt worden war, gab er dem Volke prächtige Schauspiele. Ebenso schmeichelte er dem Senate und suchte sich dessen Gunst zu erwerben, wofür ihm auch dieser den königl. Titel Nobilissimus ertheilte. Sein Oheim, vor Alter schwach und an einer Wunde leidend, legte gewissermaßen die Regierung nieder. Doch wurde J. erst nach dessen Tode, am 1. Aug. 527, zum Kaiser ausgerufen. Jetzt verheirathete er sich mit der Theodora, welche er aus dem Stande einer Schauspielerin und öffentlichen Buhlerin auf den kaiserl. Thron erhob. Diese wußte sich, theils durch ihre buhlerischen Künste, theils auch durch wirkliche Vorzüge, eine unumschränkte Herrschaft über ihren Gemahl zu verschaffen. Unter seiner Regierung erhoben sich die Parteien des Circus mit Erbitterung gegen einander, und veranlaßten, unter dem Namen der Blauen und Grünen, mehre blutige Scenen in Konstantinopel. Durch die gewaltsamen Mittel, welche er anwandte, den Aufruhr zu stillen, fachte er denselben nur noch mehr an, und eine Feuersbrunst, die in Folge des Aufruhrs ausbrach, legte den größten Theil von Konstantinopel und seine schönsten Gebäude in Asche. J.'s Leben selbst schwebte in Gefahr. Nachdem durch Ströme von Blut und durch eine Menge von Hinrichtungen die Wuth der Parteien gedämpft war, endigte J. den Krieg mit den Isauriern und erkämpfte durch seinen General Belisarius 523 u. 529 drei berühmte Siege über die Perser. Dieser große Feldherr zerstörte auch 534 das Reich der Vandalen in Afrika, und führte Gelimer, den König derselben, gefangen nach Konstantinopel. Spanien und Sicilien wurden wiedererobert, die Ostgothen, welche Italien besaßen, überwunden. Im J. 536 drang Belisar in Rom ein, und der Eunuch Narses, ein andrer Feldherr des J., machte dem Reiche der Ostgothen in Italien 553 ein Ende. Diese Eroberungen gaben dem römischen Reiche einen Theil seiner vorigen Ausdehnung wieder. Nun wandte J. seine Aufmerksamkeit auf die Gesetze. Er gab 10 Rechtsgelehrten den Auftrag, aus seinen eignen und nach den Gesetzen seiner Vorgänger einen neuen Codex zu bilden. Auf diesen Codex ließ J. die Pandekten, die Institutionen und die Novellen folgen, welche späterhin u. d. T. „Corpus juris civilis" zusammenbegriffen wurden. (S. Corpus juris und Tribonianus.) Noch war J. darauf bedacht, neue Städte zu erbauen, andre zu befestigen und mit neuen Gebäuden zu verschönern, besonders aber darauf, den Frieden in der Religion herzustellen. Unter andern Kirchen ließ er die Sophienkirche zu Konstantinopel, welche bei dem Aufruhr der Blauen und Grünen von den Flammen zerstört worden war, wieder aufbauen. Sie wird für ein Meisterstück der Baukunst gehalten. Der Altar in derselben wurde ganz von Gold und Silber gearbeitet und mit einer Menge der verschiedenartigsten Edelsteine geschmückt. Diese Kirche, welche zum Theil noch vorhanden und von den Türken in eine Moschee verwandelt worden ist, war so prachtvoll, daß J., als er sie am Tage der Einweihung zum ersten Male in ihrem vollen Glanze erblickte, vor Freude ausrief: „Gott allein die Ehre! Ich habe dich überwunden, Salomo!" Aber sein Unglück wollte, daß er, gleich diesem jüdischen Könige, sich selbst überlebte. Gegen das Ende seines Lebens wurde er geizig, ohne seiner Prachtliebe zu entsagen, mißtrauisch, grausam, drückte das Volk mit Abgaben und lieh jeder Anklage ein geneigtes Gehör. Wer kennt nicht seine Undankbarkeit gegen Belisarius! Von seinen Dienern ließ er ungestraft die größten Verbrechen begehen. Er starb 565 im 83. J. seines Alters, nach einer Regierung von 38 J. Seine Liebe für die Mönche, für die Heiligen und für theologische Schriftfragen schützte ihn nicht vor dem Tadel der Theologen; er starb nach ihrer Meinung als ein Ketzer. An dem Nützlichen und Rühmlichen, das unter seiner Regierung geschah, hatte er selbst wenig Antheil.

Justinus, ein lateinischer historischer Schriftsteller, der wahrscheinlich zu Rom im 2. oder 3. Jahrh. lebte. Er machte einen Auszug aus der Geschichte des

Trogus Pompejus, eines geb. Galliers, der zur Zeit des Augustus lebte und dessen Werk in 44 Büchern die allgemeine Geschichte von den ältesten Zeiten an umfaßte, vorzüglich ausführlich aber die macedonische Geschichte abhandelte und daher auch die Überschrift führte: „Philippische Geschichten". Nach dem Auszuge zu urtheilen (denn das Hauptwerk ist verloren), fanden sich in dem Buche mehre grobe Fehler, besonders in der jüdischen Geschichte; indeß fand doch dieser Auszug (der übrigens ebenso überschrieben und eingetheilt ist, wie jenes Werk), weil er in der Kürze so vieles Merkwürdige der alten Geschichte zusammenfaßt und dadurch sich vor andern weit vorzüglichern Geschichtswerken auszeichnet, Beifall, und wird auch gegenwärtig häufig in Schulen gelesen. Die Darstellung ist im Ganzen elegant und gefällig genug, wenngleich ihr jene edle Einfachheit und classische Correctheit, die das Werk des Meisters bezeichnen, gänzlich fehlen. Neuere gute Ausg. sind die von Fischer (Leipz. 1757) und Wetzel (Liegnitz 1806); deutsch mit Anmerk. von Ostertag.

Justitia (die Gerechtigkeit), bei den Griechen Asträa, Themis, Dike; doch war die Justitia der Römer mehr ein vergöttertes Abstractum. Auf Münzen erscheint sie häufig als Jungfrau mit einer Stirnbinde oder einem Diadem, bisweilen mit Schwert und Wage, bisweilen mit einer Schale in der einen Hand und einem Scepter in der andern. Die Schale deutet auf Gewissenhaftigkeit, Religiosität.

Justitium (Juristitium), der förmliche Stillstand der Gerichte und der Ausübung des Rechts, welcher nur bei außerordentlichen Fällen, z. B. bei einer großen Landestrauer, bei kriegerischen oder sonst bedenklichen Zeiten, während der Pest ꝛc., aber auch bei erfreulichen Veranlassungen eintritt, wo alsdann alle Gewerbe und Amtsverrichtungen während einer gewissen Frist aufhören.

Justizhoheit. Die Justizhoheit im weitern Sinne zerfällt in die bürgerliche Justizgewalt oder Civiljustiz und in die Criminalgewalt. Erstere ist der Inbegriff aller der Rechte der obersten Staatsgewalt, die unmittelbar darauf Bezug haben, die bürgerlichen Rechte gesetzlich zu bestimmen, die entstehenden Rechtsstreitigkeiten zu untersuchen und zu entscheiden, und die gesprochenen Urtheile zu vollstrecken. Sie begreift daher: 1) das Recht der Justizgesetzgebung; 2) die richterliche Gewalt im engern Sinne, oder die eigentliche Gerichtsbarkeit (jurisdictio), die sich mit der Untersuchung und Entscheidung streitiger Rechte, oder der Civilsachen beschäftigt (mit ihr ist gewöhnlich auch die Befugniß zur Ausübung der Handlungen der sogenannten freiwilligen oder willkürlichen Gerichtsbarkeit verbunden, die jedoch, streng genommen, an und für sich nicht zu den Justizsachen gehören, wenngleich sie von Richtern vollzogen werden); 3) das Recht der Vollstreckung und 4) das Recht der Oberaufsicht über das gesammte Justizwesen. Mit dem Worte Criminalgewalt wird dagegen der Inbegriff aller derjenigen Rechte der obersten Staatsgewalt bezeichnet, die sich auf die Bestrafung von Verbrechen beziehen. Sie begreift gleichfalls 1) die Criminalgesetzgebung, oder das Recht, zu bestimmen, welche Handlungen im Staate als Verbrechen bestraft, und mit welchen Strafen dieselben, falls sie begangen worden, belegt werden sollen; 2) die Criminalgerichtsbarkeit, oder die Befugniß über begangene Verbrechen, nach vorhergegangener Untersuchung, ein Urtheil zu fällen; 3) das Recht der Vollstreckung und 4) das Recht der obersten Aufsicht über das gesammte Criminalwesen. C. Z.

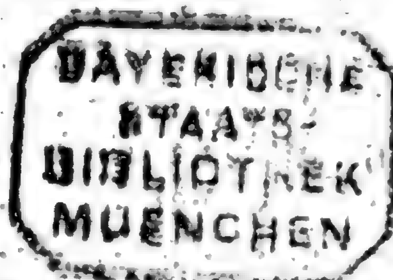
Jütland, s. Dänemark.

Juvenalis (Decimus Junius), aus Aquinum im Volskischen gebürtig, blühte zu Rom in der letzten Hälfte des 1. Jahrh. Er studirte die Beredtsamkeit zu seinem Vergnügen, widmete sich aber hernach der Dichtkunst, besonders der Satyre. Weil er (in seiner siebenten Satyre) den beliebten Pantomimen Paris heftig mitgenommen hatte, verwies ihn Domitian unter dem Scheine, ihn zu eh-

ren, als praefectus cohortis in das äußerste Ägypten. Unter Trajan kam er nach Rom zurück und starb daselbst in s. 82. J. Er gehört zu den kräftigsten und beißendsten Satyrikern der Römer. Er hat 16 Satyren geschrieben (die Echtheit der letztern wird jedoch bezweifelt), in welchen er die Thorheiten und verdorbenen Sitten seiner Zeit züchtigt. Sein Styl ist nicht so elegant, sein Charakter nicht so heiter und launig als der Horazische, aber auch nicht so dunkel und ernst als der des Persius, und verräth oft den Rhetor. Die besten Ausg. sind von Henninius (Utrecht 1685, 4., Leiden 1695, 4.), und die neueste von Ruperti (Leipzig 1801, 2 Bde.), und abgekürzt Göttingen 1804, 2 Bde. Man hat deutsche Übersetzungen von C. Fr. Bahrdt (Dessau 1781, und öfter), von D. Gr. v. Haugwitz (Lpz. 1818), von Donner (Tüb. 1821). Prof. Fabre de Narbonne hat J.'s Satyren in franzöf. Verse übersetzt und nebst dem Texte m. erklärenden Anmerk. (Paris 1825, 2 Thle.) herausgegeben.

Juventa, Juventas, bei den Römern die vergötterte Jugend, aber nicht mit Hebe zu verwechseln, da sie kein individuelles, sondern ein abstractes Wesen ist. Sie hatte auf dem Capitol eine Capelle und eine eigne, von Jünglingen begangene Feier. Auf Münzen sieht man sie mit einer Opferschale in der Linken, und mit der Rechten Weihrauch auf einen Dreifuß streuend, weil die Jünglinge ihr, wenn sie die Erstlinge des keimenden Bartes weihten, ein Weihrauchopfer brachten.

Jynx, Tochter des Pan und der Echo, oder der Peitho (der Suada der Römer). Sie verführte den Jupiter zum Liebeshandel mit der Jo. Zur Strafe dafür verwandelte sie Juno in einen Vogel, den sogenannten Wendehals (Iynx torquilla), dem noch immer die Kraft inwohnte, theils selbst zur Liebe zu reizen, theils andre zu Liebesverständnissen zu bewegen. Als die kolchische Medea mit Liebe zu Jason bethört werden sollte, verehrte diesem Aphrodite den Zaubervogel Jynx, und lehrte ihn, wie er denselben auf ein Zauberrad legen und gegen die Medea gebrauchen müsse. Von dieser Zeit an war die Jynx ein Theil des Zauberapparats bei den griechischen Liebesbeschwörungen. Die Zauberin band diesen Vogel an ein vierspeichiges Rad, welches sie mit Zaubergesang umdrehte; nach einer andern Sage spannte sie die ausgezogenen Eingeweide des Vogels um das Rad. Ein drittes Verfahren bestand darin, daß die Zauberin den Vogel an einer wächsernen Rolle über Kohlen zergehen ließ. So soll auch der magische Kreisel, dessen sich die Zauberer bedienten, ebenfalls Jynx geheißen haben, weil dieser Vogel, oder doch dessen Gedärme, darüber gespannt war. Die bildende Kunst brauchte sie als Symbol der Überredungskünste zur Liebe, und zwar besonders zur buhlerischen Liebe. In der Folge ward die Bedeutung der Jynx verändert. Was ursprünglich bethörenden Liebeszauber bedeutet hatte, das ward nun zum allgemeinen Symbol für jeden Zauber der Musenkünste, für jeden süßbethörenden Reiz der Dichtkunst und der Tonkunst. Man nannte die Jynx in dieser letzten Bedeutung auch Keledon (Nachtigall), um den edlern Begriff desto bestimmter auszudrücken, und so erscheint sie auf dem Grabmale des Sophokles und am Tempel des pythischen Apollo.



Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

H.

665. [illegible] !!

